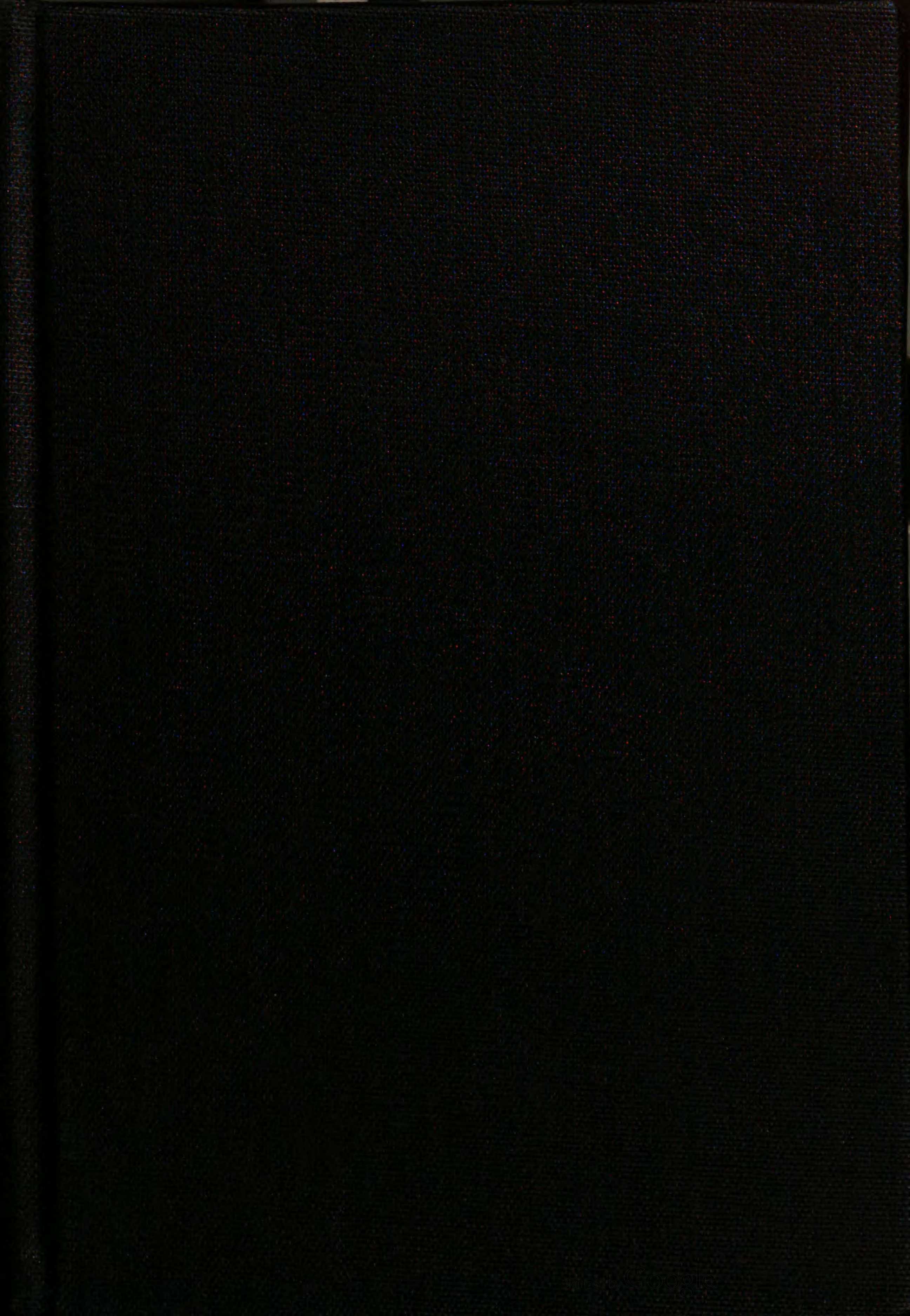


Der Türmer

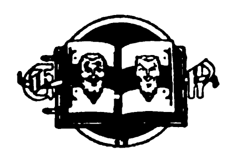
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Siebenter Jahrgang • Band I

(Oktober 1904 bis März 1905)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Novellen und Skizzen.

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Stimmen des In- und Auslandes.

Offene Halle.

Türmers Tagebuch.

Blätter für Literatur.

Hausmusik.

Briefe.

Photogravüren und Illustrationen.

Heft 1: Träumerei an einem Schwarzwaldsee. Von Hans Thoma.
Selbstbildnis. Von Hans Thoma.
Der Oberrhein bei Säckingen. Von Hans Thoma.
Offenes Tal. Von Hans Thoma.

Heft 2: Mona Lisa. Von Leonardo da Vinci.
Isabella von Este. Von Leonardo da Vinci.
Studie nach dem Bildnis der Isabella von Este. Von Leonardo da Vinci.
Totenklage. Von Fritz Mackensen.

Heft 3: Die Hirten an der Krippe. Von Paul Mohn.
Anbetung der Weisen. Von R. van der Weyden.
Anbetung. Von Hugo van der Goes.
Pietà. Von Ernst Rietschel.
Goethe-Schillerdenkmal. Von Ernst Rietschel.

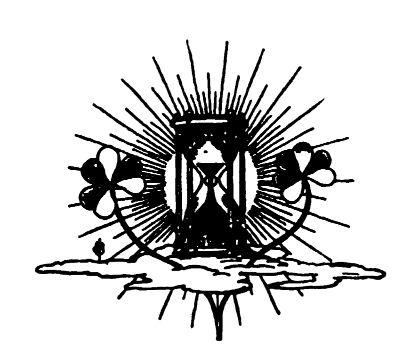
Heft 4: Erster Schnee. Von Hans am Ende.
Wilhelm Raabe. Von Ernst Müller-Braunschweig.
Winterlandschaft. Von J. van Ruysdael.

Heft 5: Romeo und Julia. Von Viktor Müller.
Die Töchter des Künstlers. Von A. von Donndorf.
Lessingdenkmal. Von A. von Donndorf.

Heft 6: Der zerbrochene Krug. Von J. B. Greuze.
Die Prozession in Hof-Gastein. Von Adolf von Menzel.
Die Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci. Von Adolf von Menzel.

Notenbeilagen.

Heft 1: Altdeutsche Liebeslieder. Volkslieder in kunstvoller Satzweise berühmter alter Meister. 1. Im Mai. 2. Hüt du dich! 3. Abschied. 4. Verscheucht.





VII. Jahrg. Oktober 1904. Heft 1.

Gewissensfälschungen.

Von

Marie Diers.

Kant nennt das Größte und Bewunderswerteste am Leben: das Sternengesetz über uns und das moralische Gesetz in uns. Ja, das moralische Gesetz in uns, das Gewissen, ist uns die Wehr des Kriegers in der Schlacht, das Laternlein im dunklen Tal, der Mutterruf in der Fremde. Der Wert des ganzen Menschen wird von der Klarheit, der unbekümmerten Sicherheit und der verletzlichen Zartheit seines Gewissens bestimmt. Dies naturgegebene Gesetz in uns macht uns zum Menschen und unter der Masse zum Rassemenschen.

Bei dieser einfachen und erquickend klaren Ordnung der Dinge aber bleibt es leider nicht. Wir hätten ein andres Gefüge menschlichen Lebens auf Erden, wenn wir nie gelernt hätten, mit Außentönen die Stimmen in uns zu übertäuben. In der Verkünstelung und Schablonisierung unsrer Daseinsformen sind die Grundgesetze unsrer Natur mißverstanden, verdreht, zu mechanischen Zieh- und Klappvorrichtungen erniedrigt worden.

Gewiß kann auch das Gesetz in uns kein absoluter Begriff sein, der unter allen Umständen feststeht und zu Stein erstarrt ist. Im Gegenteil, wo dies geschieht, verkennt man sein lebendiges Wesen, ja seine innerste Be-

rechtigung. Denn nicht der Mensch ist um des Gesetzes willen da, sondern das Gesetz um des Menschen willen. Der Europäer hat ein anderes Gewissen als der Australneger, der moderne Mensch als das Mittelalter, der Minister als sein Stallknecht.

Aber diese Unterschiede erscheinen nur groß, in Wahrheit spricht überall und zu allen Zeiten das Gewissen dieselbe Sprache. Möge es nun aus welcher Anschauungswelt, welcher Religion, welchem Standesgefühl auch immer erwachsen sein. Es spricht: Leiste das Beste, was in den Grenzen deiner Persönlichkeit liegt! Trachte in jedem einzelnen Fall, ob groß oder klein, in die absolute Höhe!

Unter der Gewalt dieses Höhentriebes sind die Sittengesetze entstanden, hat sich das dunkle Empfinden in feste Formen gesammelt.

Und das war gut um der Schwäche der Menschen willen — ein unumgänglicher Notbehelf. Nur eines ward gar oft vergessen: die Sittengesetze sollen nie zum Selbstzweck erhoben, immer nach ihrer Entstehungsursache und der Natur ihrer Berechtigung eingeschätzt werden. Daher durften sie nicht versteinern, sondern mußten beweglich bleiben, angepaßt der Zeit und ihrem Walten, nur dem einen Zwange unterworfen: die Richtung auf das Höhenziel nicht zu verlieren.

Daß in der Auffassung der menschlichen Gesellschaft diese Forderung nicht immer zur Geltung kommt, möchte ich heute nur an einem Beispiel zeigen.

Es heißt: Du sollst nicht lügen.

Gegen die Lüge wendet sich das Grundgesetz in uns, das reine Gewissen. Und also tat das Sittengesetz recht daran, diesen Kampf aufzunehmen.

Man darf also nicht lügen. Nicht im Handel und Wandel, nicht im Verkehr untereinander, nicht um des Vorteils willen, nicht um sich zu retten usw. Mit einem Wort: man darf niemals etwas sagen, das nicht der völligen Wahrheit entspricht.

Wer folgt aber diesem Gebot? Wenn man sich nur das Leben und Treiben ansieht, sollte man meinen, dies sei das schwächste und unhaltbarste aller Gewissensgesetze. Die Menschen, die nicht nur relativ, die absolut nicht lügen, sind zu zählen. Im übrigen scheint das Gewissen in dem Punkt, müde von dem vergeblichen Rufen, eingeschlafen zu sein. Die Eltern belügen die Kinder, die Pfleger die Kranken — und all das Gelüge im Verkehr und Geschäftsleben ist ja gar nicht zu messen und abzuschätzen.

Im Gegensatz dazu gibt es strenge Leute, die eben absolut lügenfrei sind. Sie sagen jedem die Wahrheit, mag sie nun lieb oder unlieb sein; und ob sie auch den Kindern die Wahrheit sagen sollen über Dinge, für die ihr Verständnis noch nicht reif ist, oder Kranken, deren Leben vielleicht von einer barmherzigen Täuschung abhängt, ist ihnen eine schwere und quälende Frage, die sie in heftige Gewissensnot stürzt.

Durch die klare Aufstellung dieser Tatsachen fühlen wir schon: es kann hier etwas nicht in Richtigkeit sein. Irgendwo muß ein Denkfehler, eine Naturwidrigkeit stecken.

Am nächsten kommen der Erkenntnis vielleicht die Menschen, die sagen: Man darf nur dann nicht lügen, wenn man dadurch andere schädigt. — Diese haben wenigstens einen leisen Klang in sich von dem Grundgesetz, aus dem heraus sich das Sittengesetz aufbaute. Aber allerdings auch nur einen sehr leisen.

Gehen wir doch einmal dem Faden nach, bis wir im Innern dieses anscheinend so wirren Labyrinthes stehn. Stellen wir uns die Frage: Warum sollen wir nicht lügen? Oder besser noch: Warum können wir nicht lügen, wenn wir feste und klare Persönlichkeiten sind?

Sollte dieser Naturinstinkt der Abwehr und Verachtung nur um der anderen willen da sein, nur um diese vor Schädigung zu schützen? Ich denke doch, jedes einzelne Grundgesetz ist zuerst für die Stählung und Reife unsrer selbst willen da.

Die Lüge ist das Gegenteil von Stolz und Stärke, von jeder ruhigen Sicherheit des Persönlichkeitsgefühls. Durch sie verstecken, verkriechen wir uns, schminken und maskieren uns, geben uns die Hülle eines andern Wesens als dessen, das wir wirklich sind. Wir verleugnen uns selbst.

Es ist das Recht unsrer innersten Eigentümlichkeit, das geistige Hausrecht des persönlichen, freien Menschen, das sich gegen die Lüge aufbäumt. Und in dem unverwirrten graden Gewissen lebt diese Abwehr als einfache Daseinsforderung.

Das Sittengesetz mit seiner mechanischen Abstemplung hat dies edle, stolze Empfinden verwirrt, es zu dem Ausfluß einer Theorie gemacht. Es legte die Forderung fest und machte sie dadurch zu einer Unmöglichkeit — oder zu einer Fratze.

Denn zu einer Fratze wird sie, wo sie am Krankenbett plump und mechanisch auftritt, barmherzige Schleier zerreißt und vielleicht den Tod bringt und in den Tod die Verzweiflung. Zur Fratze, wo sie vor den Kinderaugen die alten herrlichen Gestalten des Weihnachtsmanns, des Christkindes, der Frau Holle zerpflückt und zerstört, Nüchternheit und „Aufklärung" in das Märchenland unsrer Kinderstuben trägt.

Das Volk empfand das, und sein armes, geängstigtes Gewissen erfand sich den Aushelf der „Notlüge".

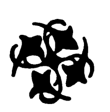
Zu derlei kommt es immer in solchen Fällen! Denn nichts ist verderblicher für das Grundgesetz in uns, als das Schema. Darin wird das Unwesentliche oft zum Wesentlichen, und das Eigentliche, das wahrhaft Wesentliche wird vergessen und übersehn. Die Fanatiker der wörtlichen Wahrheit beweisen das am besten. Sie lügen niemals, Gott bewahre! aber in die Enge getrieben, helfen sie sich durch Umschreibungen und listige Wortstellungen, die zwar dasselbe Resultat haben, aber doch keine „direkten Lügen" sind.

Aber lügen heißt: den andern etwas Unwahres glauben zu machen, und diese *indirekten Lügen*, die Unehrlichkeit im Wesen und Handeln, das ist erst die wahre und waschechte Lügenhaftigkeit, denn diese besteht nicht

nur in Worten, sondern auch im Handeln, in Blick und Haltung, im ganzen Wesensausdruck. Schließlich führt dies Schema zum Prinzip der Hintertüren — und sind wir erst so weit, dann wehe uns und unsrer Persönlichkeit!

Wir sollen nicht milder gegen uns werden, sondern strenger. Und darum sind die Gesetze dem Menschen nicht eingepflanzt, damit sie ihn peinigen durch ihre Unerfüllbarkeit oder Naturwidrigkeit, sondern damit sie ihm helfen. Keine Kerkermeister, sondern starke Freunde sollen sie uns sein. Stärker oft als die Macht der Stunde, aber nie stärker als unser eignes Selbst.

Verachte die Lüge, weil du zu stark und stolz bist und dein Herz zu hell ist für dies dunkle Kriechertum — nicht, weil es vorgeschrieben ist.



Variationen.

Von

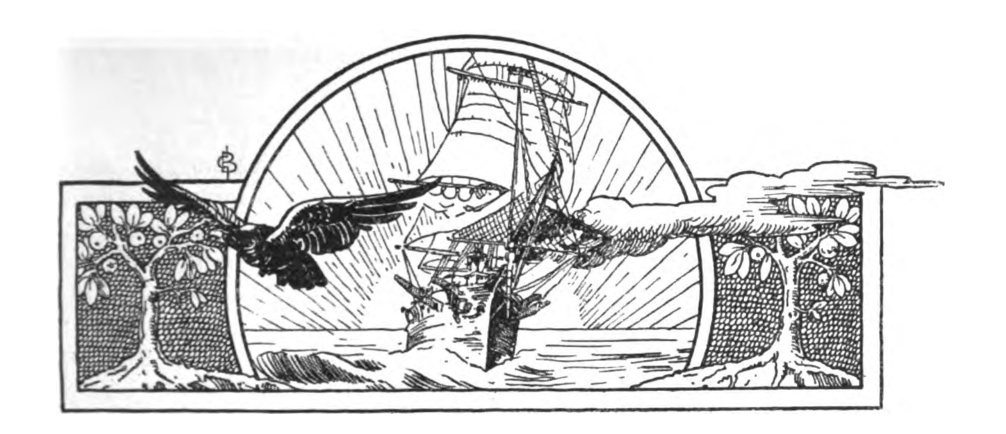
Alexander von Bernus.

Es lag ein Edelstein am Boden,
Der leuchtete wie Glück und Mai —
Ein Reicher kam und sah ihn liegen,
Und achtlos ging er dran vorbei.

Ein Apfel lag verstaubt am Boden,
Ein roter Apfel, reif und rund —
Ein Bettler kam und sah ihn liegen,
Und dankte Gott für solchen Fund.

Es lag ein Sonnenstrahl am Boden,
Der aus dem Baumgezweige glitt —
Ein Künstler kam und sah ihn liegen,
Und nahm ihn tief im Herzen mit.





Vor der Sündflut.

Erzählung von Rungholts Ende

von

Johannes Dose.

Erster Abschnitt.

Die Wattenglocken.

Gegen die niedrige Düne des schleswigschen Festlandes klatschte die steigende Flut, nicht weiß schäumend, wie sonst des Wildfangs Art, sondern kammlos und kleinlaut, denn der tagelang wehende Ostwind hatte das Westmeer gebändigt und von allen seinen Watten die Gewässer vertrieben.

„Ketels!“ sagte ich zu dem Ordinger Fischer, der alle Lappen hißte, auch Top- und Klüversegel setzte, „kommen wir noch vor der Hohlebbe nach Pellworm hinüber?“

Sein breiter Mund zerkaute die Antwort: „Ja, wenn der Wind nicht abflaut, was er meistens zur Zeit der Tag- und Nachtwende tut.“

Um seine Gemächlichkeit zu größerer Eile anzuspornen, warf ich einen Blick in mein Taschenbuch und bemerkte: „Um acht Uhr haben wir Seewechsel.“

Ketels ließ sich nicht treiben, sondern räusperte sich trocken.

„Hm . . . all right . . . auch schönen Dank für die Belehrung! Wenn man nur noch wüßte, wann die Flut zurückkehrt . . .“ Seine hochgezogenen Brauen sahen eigentümlich über mich hinweg.

Ich erwiderte pünktlich und arglos: „Das Meer ist die riesige Wasseruhr des Universums, die der ewige Herrgott alle sechs Stunden umkehrt.“

Der Schiffer verkniff das rechte Auge. „Unsereiner hat das nicht im Kalender, sondern nur im Kopfe . . . was man doch alles von den Festlandsratten lernen kann . . . die sagen einem mit der Uhr in der Hand auf

die Minute, wann es für einen Menschen, und wann es für einen Schellfisch geheuer ist auf diesen Watten."

Nach einer Weile hatte ich den kaustischen Spott verdaut und sagte zuvorkommend: „Sie kennen die Seegossen und Sandbänke so genau, wie ein Blinder jeden Winkel im Pesel seines Hauses?"

Schlicht war die Antwort: „Seit mehr als vierzig Jahren bin ich über das Watt gegangen und als Schiffer darüber hingefahren."

Nordwestwärts steuerten wir. Hinter uns lag der hohe Festlandsdeich, auf dessen grüner Böschung der Hirte gleich einem Wichtelmännchen hockte, und rings um ihn die wimmelnde, weidende Schafherde wie kleine, weißwollige Kaninchen. Oben auf dem Deichkamme fuhren zwei breit geladene Heuwagen aneinander vorüber.

An der ganzen Küste stand der massige Erdwall wie eine Mauer der Menschenameisen wider das ewig dräuende Meer. Ich dachte an das trotzige, titanenhafte Wort, das ein Deichgraf dieser Länder gesprochen haben soll: „Der Herrgott schuf das Westmeer, aber der Friese setzte ihm seine Grenzen."

Ha! Dem Westersalt wollen die Ameisen Ziel und Schranke setzen?

Hohnlachend über die starken und stolzen Friesen, ist es zu hundert Malen in Sturm und Springfluten über seine Grenzen gestürzt, und die grauen, weit ausgedehnten Watten sind das dem Lande abgerungene und vom Wasser eroberte Gebiet. Dieser Kampf zwischen Menschenkraft und Meeresgewalt hat Jahrtausende gedauert und wird währen, solange der Erdmond wechselt. Die Watten sind der große Kirchhof des untergegangenen Frieslands und ein Massengrab ertränkter Geschlechter.

Aber in unserm Säkulum hält der Mensch Schritt um Schritt seinen Siegeszug über die Nordsee, und die Köge und Polder der Marschen sind die Trophäen seiner Kraft und Kunst. Zwar liegen noch viele Geviertmeilen des fruchtbarsten Landes, das Ährengold uns tragen möchte, in totem Schlick, und das versunkene Königreich Thule wartet seiner Auferstehung.

Ihr Landsucher des übervölkerten Vaterlandes, nach eigner Scholle sehnsüchtig, hebet eure Augen auf und schauet nordwestwärts! Hier draußen hinter Schleswig-Holsteins Deichen ist noch immer ein großes und herrliches Neudeutschland, das hundertfältig trägt, durch Mühe und Mut, mit Karst und Karre zu gewinnen und zu erobern.

Über die seichten Watten strich das Schiff bei abflauendem Abendwinde, und ich redete mit dem Schiffer von dem vergangenen Nord- und Südstrand mit seinen achtzig Kirchen, der hier begraben liegt und über den die Flut zweimal täglich rollt und rauscht.

„Wie viele Menschen wohl die gefräßige See verschlungen hat?" sagte Ketels tief sinnend.

„Einmal in einer Mußestunde habe ich die Tausende, die der Chronist aufzählt, zusammengerechnet und kam auf etwa eine Million."

„Es sind weit mehr," nickte er nachdenklich, „auch meine beiden Brüder

fanden irgendwo da draußen ihr Grab. Vor dreißig Jahren führte ich während der Ebbe einen Pastor von Eiderstedt aufs Watt hinaus. Der stellte sich auf einen halb versandeten, behauenen Stein und wischte sich die Augen, als wolle er weinen. Es war der Altarstein der Kirche, in der sein Vater vor fünfzig Jahren gepredigt. Sie wurde von der Flut 1825 verspült und das Dorf aus dem Deichverbande geworfen, d. i. dem Meere überlassen."

Der Westhimmel stand in Purpurröte, und die goldige Sonnenkugel versank.

Die Gewässer dämmerten, und traumhaft hauchte der Wind, als wolle er schlafen. Schlaffer hingen die müden Segel, und der Schiffer sprach nicht mehr, sondern sah nur scharf nach den Baken und Sticken, welche die schmale Fahrrinne bezeichnen. Durch das Gewirre von Seegossen und Sandbänken wand sich das Boot.

Das Zwielicht wurde zur dunkelnden Spätsommernacht, und das Meer ebbte immer tiefer.

Ich sah, wie Ketels Augen sich anstrengten, um die Seezeichen zu erspähen, und fragte: „Wo befinden wir uns?"

„Drei bis vier Seemeilen südöstlich von Pellworm."

„Werden wir es noch erreichen?"

„Ja—a," brummte er in den Bart, „wir werden dahin kommen . . . heut' . . . oder morgen . . . oder übermorgen."

Doch es war ihm selbst nicht geheuer, und er setzte hastig hinzu: „Verstehen Sie zu peilen?"

Ohne Erwiderung nahm ich unentwegt die Peilstange zur Hand und beugte mich über den Bug des Schiffes.

Mein Senkstab ging auf und nieder, und die monotone Matrosenstimme nachahmend, sang ich: „Es flacht . . . drei Fuß . . . kein Grund."

Nach meinen Rufen richtete er das Steuerruder.

So ging es eine Weile. „Fünf Fuß . . . eine Tiefe!"

Das Boot ließ die Segelflügel hängen und gehorchte schwerfällig dem Druck des Steuermannes.

Mit großem Eifer und gekrümmtem Rücken tat ich meine Matrosenpflicht, aber Ketels, der plötzlich in den Bart schmunzelte, störte mich. „In Ihrer weißen Jacke gleichen Sie einem langbeinig stolzierenden Storche, der Frösche fängt."

Lachend kehrte ich mich um.

Dann schrie ich über Bord: „Es flacht . . . es flacht . . . flacht!"

Mein Brüllen erstarb. „Es fla—a—acht!"

„Kra—a—ach!" sagte es unter mir.

Ein Scharren und Schurren und kein Laut mehr!

Still waren die See und das Schiff und der Steuermann und der peilende Matrose.

Wir saßen niet- und nagelfest im Schlicke und gafften uns an.

Endlich machte der Matrose zu einer Verwünschung einen Anlauf und fragte dann kleinlaut: „Was nun?"

„Nichts weiter, als daß die Schute auf eine Wattenecke gerannt ist und sechs Stunden hier sitzen bleiben wird."

Das entsetzliche Phlegma empörte mich. „Sechs Stunden!"

Ruhig steckte Ketels einen frischen Priem hinter die Backe, nahm Top und Klüver herunter, reichte mir das eine Segel und wickelte sich in das andre, die Taurolle zum Kopfkissen machend. Mit großem Behagen zerkaute er das schwarze Teufelskraut, und mit noch größerem erzählte er mir von dem Schiffer Brork.

„Der geriet auf eine Sandplatt und konnte zwölf Tage lang nicht flott werden, weil der scharfe Ostwind nicht aufhörte und nur eine halbe Flut kam. Sein Proviant ging aus, und neun volle Tage lebte er von der Ladung, die nur aus frischer, guter, kerngesunder Grasbutter bestand."

Ich fuhr mir in die Haare. „Der Ärmste mußte ausschließlich von Butter leben . . . und das erzählen Sie mir zur Beruhigung?"

Das gebeizte Gesicht des Schiffers blieb sehr ernsthaft. „Brork soll dabei ganz fett geworden sein . . . und die Platt, wo er festsaß, heißt bis auf den heutigen Tag der Buttersand."

„Wir haben noch ganze drei Butterbröte . . . sehr nette Aussichten!" murmelte ich.

Er sah mich eigentümlich an und sagte: „Mein guter Herr! Das Meer und der Wind und die Watten lehren den Menschen Geduld und Langmut . . . und Gottvertrauen."

Nach dieser frommen Rede legte er sich bequem zurück und duselte allmählich ein, mit dem Kautabak im Munde.

Ins Segeltuch gewickelt, rauchte und träumte ich mit wachen Augen. Glucksend schlugen die Wasser des schlafenden Meeres gegen den Bug.

Horch! Leise, deutlich und melodisch klangen Glockentöne an mein Ohr. Woher der Glockenschall auf weitem Wattenmeere?

Es war keine Sinnestäuschung. Lag einmal hier das versunkene Thule, das märchenhafte Meerland, das die Alten gen Mitternacht suchten, und davon unsre Sänger sagen und singen?

Lind und lieblich, voll Klang und Klage läuteten die Glocken wie aus unendlicher Tiefe zu mir empor. Erregt hatte ich mich aufgerichtet und lauschte und lauschte mit verzücktem Schauer.

Das Geläut erstarb in leisen Betschlägen.

Ich schüttelte den Schiffer: „Auf welcher Bank liegen wir?"

„Auf dem Rungholter Sande", gähnte er.

„Rungholt!" rief ich, und mir ward geisterhaft zumute, „ich habe Rungholts Glocken, welche die Nachfahren jenes untergegangenen Volkes klingen hören, deutlich vernommen."

Ketels zeigte nach dem Schattenstreif, der wie ein schwarzer Tangbüschel auf dem nächtigen Meere schwamm. „Es mögen die Glocken des

Halligkirchleins gewesen sein . . . wenn ein Mensch seinen letzten Seufzer getan hat, werden sie auch spät abends geläutet."

„Nein, der Klang kam aus der Meerestiefe empor."

Mein Schiffer sann und summte. „Ja, die Sonntagskinder, die heller sehende Augen haben als andre Menschen, wollen bei klarem Wetter Rungholt, die große und herrliche, reiche und üppige Stadt gesehen haben, wie sie mit ihren Mauern und Zinnen, ihren Mühlen und Türmen im blanken Wasser steht."

Ich hatte Rungholts Glocken gehört, und es war nicht dumpf wie Grabes-, sondern hell wie Ostergeläut gewesen.

Sie klangen noch mondelang in mein Ohr und kündeten mir die Auferstehung der verspülten Stadt und des versunkenen Landes. Nach meinen Tagen und lang nach meinem Tode wird der Nord- und Südstrand auferstehen, und wo jetzt Wasserwüste und ödes Watt, wird einst das große Neufriesland sein und mit dem goldnen Ring seiner Deiche an vierzig Geviertmeilen des besten Landes umschließen und schützen, segnen und erhalten für die kommenden starken und freien Friesengeschlechter.

Wo unsre Schiffer ihren Sturmtod leiden
Und sich die Robbe sonnet auf dem Sande,
Da werden Rind- und Rosseherden weiden
Im weißen Klee auf grünem Marschenlande,
Und wo die Glocken in der Tiefe schlafen,
Steht eine Kaufstadt an dem sichren Hafen.

Zweiter Abschnitt.

Eine Schulvisitatio.

Wie es sich zu einem guten Beginnen gebührt, zuerst das Wann und dann das Wo!

Einige tiefsinnige Mystiker, von der bevorstehenden Jahrhundertwende geängstigt, predigten dumpf, daß die Zeit zu Ende gehe und der Weltuntergang nahe. Aber sie fanden verstopfte Ohren, und die leichtlebige Menge verlachte die Unheilspropheten.

Seit der Geburt des großen Galiläers eilten zwölf Jahrhunderte dahin, und das dreizehnte, das alt und greis geworden war, wollte zu Rüste gehen. Anno 1299 schrieben die Mönche, und der lichte Junius, der eigentliche Wonnemond dieses Breitengrades, hatte soeben sein prunkendes Laub- und Blumengewand angetan. Felderweis blühte die Marsch, in weiß schimmernden Bohnenfeldern und buntgestickten Wiesgründen, ringsum blinkte das Meer wie grünlich schillernder Glast, und an dem tiefblauen Himmel leuchtete die Strahlensonne ihre sechzehn Stunden am Tage.

Die Welt war noch, wie sie nach dem großen Werde aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, voll Jugendschmelz und Schöne,

und die nie alternde und ewig sich verjüngende dachte nicht an Tod und Sterben.

An der tiefen Meerbucht des Südstrandes, die den besten Hafen Nordfrieslands bildete, lag Rungholt, die älteste und größte Kaufstadt dieser Marschküste. Um ihrer Reichtümer und ihres regen Gewerbefleißes willen weit berühmt, hatte sie einen stark ausgeprägten Gemeinsinn und war ein gut christlicher, kirchfrommer Ort, der ein stattliches Ting- oder Rathaus besaß und auf seinen neuen, aus rheinischem Tuff erbauten Dom nicht wenig stolz war.

Wenn die Rungholter einmal in Ehrbarkeit einen guten Trunk getan hatten und ins Großsprechen gerieten, wurde wohl am Weintische die alte und gemeine Rede lautbar: „Rungholt hat in seinen Mauern mehr Steinhäuser als Lübeck, die freie Reichsstadt, und auf Ost- und Westmeer schwimmen mehr seiner Schiffe, als Hammaburg Koggen hat, die Elbkähne mitgerechnet."

Doch die Rungholter prahlten selten und arbeiteten sehr viel.

Am Markte standen die beiden Zierden und Wahrzeichen ihrer Stadt, das Tinghaus und der Dom, einander gegenüber.

Zu Osten der Kirche und ihrem hohen Chore war ein runder, rasengrüner Vorhof, der von dem sogenannten Schwal, einem nach innen offenen, halbkreisförmigen Laubengange umschlossen war.

In ihm lustwandelten die Priester und Vikare, wenn der Regen troff oder der Nebel zog, welches in der Regel vom Wein- bis zum Wonnemond wechselte.

In dem Oberstocke über dem Schwale hatten die Vikare ihre Wohnung, je eine lange und schmale, weißkahle und winterkalte Klausur. Derhalben hatten sie mit einem blau angelaufenen Gesicht oft bei ihrem Präpositus sich beklagt, aber der Domherr und bischöfliche Offizial von Rungholt hatte väterlich geschmunzelt, daß solches den jungen Klerikern zur Kasteiung und Abhärtung des Leibes nicht undienlich sei.

Außer den kleinen Zellen befand sich im Oberstocke ein geräumiges Gemach, das durch höhere Fenster erhellt wurde. Die Heidengöttin Minerva war die Heilige dieses Orts, und das große Gelaß die Domschule von Rungholt, in der die Söhne der Männer, welche drei lötige Mark Schulgeld in die Domkasse zahlen wollten und konnten, von einem der Vikare unterrichtet wurden.

Heute aber an dem sonnenwarmen Tage war die Schule in die Sommerwohnung umgezogen, und im kühlen Schwale standen die Bänke und Tische.

„Silentium!" befahl der Lehrer, ein noch junger Priester, hoch und schlank und zu schmächtig gebaut.

Über der ernsten, edlen Denkerstirn lag ein welliger Kranz von blondem Haar, unter den gewölbten Brauen blickten zwei gute Augen schuldlos und fast treuherzig in die Welt. Der Vikar Paulinus hatte Züge, die durchaus nicht regelmäßig waren, und von denen man nicht zu sagen ver-

mochte, warum sie dennoch schön zu nennen. Sein Lächeln gewann schnell die Herzen und Gemüter, und aus seinem ganzen Antlitz leuchtete eine große Milde gegen alles Menschliche. Insonderheit die Kinder und die Armen und die Hunde von Rungholt liefen ihm nach.

Zweierlei aber war sehr schön an ihm, die volltönende Stimme und die leicht geschwellten, fein wie Amors Bogen geschwungenen Lippen, denen die Worte klar und klangvoll entströmten.

„Silentium!" sprach der Lehrer zum andern. Geräuschvoll waren die Wachstafeln fortgelegt worden, und die kleinen Hände lagen mäuschenstill auf dem Tische.

„Jetzo wollen wir von der Belegenheit und Beschaffenheit, sowie der Historie unsres Heimatlandes handeln."

Die Stunde war den Knaben die liebste und lustigste von allen, und die blauen und braunen Blitzäuglein merkten lebhaft auf, als er ein langes und breites Pergament aufrollte und an die Schwalwand hängte. Es war eine Karte Nordfrieslands, die er in seiner Mußezeit gezeichnet und gemalt hatte.

In Frage und Antwort ging der Wiederholungsunterricht.

„Dirk! Wie nennt man die große Insula, die nur durch den schmalen Heverstrom vom festen Walle Frieslands geschieden ist?"

„Die friesischen Utlande!" sprach der pausbackige Knabe.

„Und dieselben werden in wieviel Teile geteilt?"

„In den Nord- und Südstrand."

„Wer sagt mir die Zahl der Harden und der Kirchspiele im ganzen Strande?"

Der kleine Meinert, auf den der Lehrer hinsah, wußte es. „Sieben Harden, siebzig Kirchen und zwei Kapellen zählt man in unsren Utlanden."

Und welches ist die größte und herrlichste Stadt dieses Nordfrieslands?" Des Lehrers Lippen lächelten.

Sämtliche Finger fuhren steil und stolz in die Höhe, und die Antwort wurde zum Chorgesang: „Rungholt, Rungholt!"

„Mitten im Meer liegt unser Eiland, rings umgeben von der salzen und wilden See . . . warum werden wir trotzdem nicht von den Wassern überstürzet?"

Manne, der längste von allen, stand auf. „Weil der goldne Ring der Dünen und der eiserne der Deiche uns schirmt und schützt."

Paulinus nickte. „Gottes Fürsehung, auf die wir vertrauen, ist der beste Schirm. Aber was sollen wir unsrerseits tun, damit die brausende Springflut uns nichts anhabe?"

Drei spitze Finger hoben sich, und dreifache Antwort kam.

„Wir sollen fleißig beten: Vor Feuers- und vor Wassersnot behüt uns gnädig, Herre Gott!" Das war der aufgeweckte Meinert.

„Der Deichgraf soll den Wall wohl verwahren und darauf achten, daß jeder gebrücht wird, der sein Tagmaß nicht tut."

Die Schüler kicherten laut, denn Ekke, der so altklug redete, war des Deichgrafen und Ratsherrn Sohn.

Noch stand der Allerkleinste.

„Und du?"

„Wir sollen im tiefen Priel gut schwimmen lernen, damit wir nicht versaufen."

Unbändig wurde der schlaue Wicht ausgelacht. Aber der Bakel des Schulmeisters schlug auf den Tisch, daß Stille wurde.

Paulinus gab Neues aus dem reichen Schatz seines Wissens. „Der große Philosophus Plato sagt: ‚Mächtig gebietet das Land über uns Sterbliche.' Das heißt, auf uns appliziert: Die auf der zähen Kleierde wohnen und ackern, werden von zäher Art. Uns, den Anwohnern des Nebelmeeres, lehren die Stürme und Wellen und Watten ausdauernde Geduld, denn nur mählich wird ihre Tücke überlistet. Aber der stete Kampf mit dem Neptunus und Äolus hat die Friesen stark und stahlhart gemacht."

Ekke, der blaßgesichtige Knabe, dessen beschränkter Verstand sich nicht mühen wollte, die Rede zu verstehen, schaute mit den blöden Augen träumerisch in die Luft. Nach einer Weile blickte er spielsüchtig nach seinen dünnen Beinchen, die er wie zwei Pendel hin und her baumeln ließ, hinunter.

Gestreng rief der Lehrer: „Ekke, willst du den Esel zu Grabe läuten?"

Mit fröhlicher Schadenfreude lugten die Schüler nach dem Getadelten, denn der hochfahrende und streitsüchtige Bursche war ihnen oft zum Verdruß.

„Verstehst du meine Scheltrede?"

Mürrisch spitzte Ekke den großen Mund und schwieg.

Aber Meinert antwortete schnell: „Die sepultura asinina, das Eselsbegräbnis, wird den Unehrlichen, den Selbstmördern, Gerichteten und Geräderten zuteil, und der Henker mit seinen Schinderknechten sind die Totengräber. Wer aber in der Schule mit den Beinen baumelt, ist der Glöckner und läutet den Esel zu Grabe."

Da schossen die blöden Augen einen Haßblick auf diesen Schüler, der barfüßig und am ärmlichsten von allen gekleidet war.

Paulinus fuhr fort: „Wie alt ist dieses Meervolk der Friesen, deren Nachfahren zu sein wir uns rühmen?"

Alle hatten es behalten, und Dirk gab Auskunft. „Bereits die griechischen Historienschreiber Ephorus und Klitarchus, die dreihundert Jahre vor Christi Geburt lebten, haben die Friesen erwähnt und von ihrem Zustande geschrieben, woraus erhellt, daß sie ein uraltes Volk seien."

Der Vikar blickte unruhig auf und errötete. Zwei Kleriker kamen langsam und gemessen den Schwalgang hinauf.

Die Figura der beiden bildete einen auffallenden und spaßigen Kontrast, der die Mundwinkel zu einem zwinkernden Lächeln zwang. Der weiße und der rote Theodorus — so hatte der lose Volksmund und -witz sie be-

namst — waren blutsverwandt und leibliche Vettern und beide nach demselben Großahn Theodorus getauft worden. Aber nach den ganz entgegengesetzten Seiten des alten Stammbaums waren sie gefallen und wenigstens äußerlich grundverschieden geschaffen und geartet. Ihre Seelen freilich mochten eine Blutsverwandtschaft nicht verleugnen.

Der Domherr und Offizial des Schleswiger Bischofs, ein kleines, schmächtiges Zweieinhalb-Ellen-Männchen mit einer scharfen, im Affekte schreienden Stimme, hatte ein noch schärferes, mit den spitzen Knochen stechendes, gräulich-weißes und sonderbar blutloses Gesicht, in dem zwei kalte, sehr kalte und kluge Augen wie horchend saßen. Dem recht breiten und recht beredten Munde, der nicht unnötige Worte sprach, fehlten die meisten Zähne. Auch die Haare hatten in seiner fröhlichen Jugend frühe Valet gesagt, und die gewölbte Theologenstirn schien bis hinter den weiß glänzenden Scheitel sich zu erstrecken, allwo ein dürftig dünner Haarkranz saß und trübselig um die verlorenen Genossen trauerte. Lang vor seiner Priesterweihe hatte der, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte fällt, den weißen Theodorus tonsuriert. Die magere Gestalt, die er möglichst hoch reckte, machte einen beängstigend hohlen Eindruck, und weit und leer schlotterte die samtgeschmückte Domherren-Soutane, just da, wo ein bischöfliches Bäuchlein sich von Rechts wegen hätte runden sollen.

Das Gegenstück von diesem war der Herr Vetter, der Dompriester von Rungholt. Er erfreute sich eines immerwährenden Wohlbefindens und sprach mit einer tiefen, groben und zuweilen zwischen den Sätzen anstoßenden Stimme, beinahe sich anhörend, als wenn ein kleiner Mehlkloß im kurzen Halse ihm stecke, den er zuvor hinunterschlucken müsse. Oft redete er nur durch ein vielsagendes Geräusper, das ein Aufblasen der Backen begleitete.

Im dicken Kopf zwei graue, dumm verschmitzte Augen, welche man mit einem terminus Frisius „schweinpolitsch" nannte — ein Körper, vierschrötig und robust als wie eines Sackträgers am Hafen — ein rotes, von Gesundheit strotzendes und von der Fette der Selbstzufriedenheit glänzendes Gesicht, das ein rötlicher Fuchs- und Vollbart umrahmte! Das war der rote Theodorus, der in diese fette Pfründe befördert worden war, ohne sein Verdienst und Würdigkeit und durch Fürsprach seines lieben Herrn Vetters, der, ein ebenso großer Politikus wie Theologus, bei dem Schleswiger Bischof und der Rungholter Gemeinde viel vermochte.

Ehrerbietig ging der Lehrer den hohen Geistlichen entgegen.

Der Kleine und Höchstgestellte warf sich würdevoll in die Brust und sprach: „Der Vikar mag im Unterricht fortfahren . . . wir wollen durch Zuhören eine Schulvisitatio halten."

Ein wenig befangen nahm Paulinus den unterbrochenen Faden auf und spann ihn weiter. „Uralt ist unser Friesenvolk und wohnte, soweit die Historie zurückreicht, auf diesem Boden. Was sagt der Lateiner Plinius von ihm?"

Einer antwortete: „Plinius nennt die Friesen, die im wilden Nordmeere auf kleinen Hügeln hausen, ein genus palustre, ein Sumpfvolk und bejammernswertes Geschlecht."

„Sind wir das?" Der Lehrer betrachtete die Knabenschar mit hochgezogenen Brauen, als habe des Plinius Urteil ihn persönlich gekränkt. „Sind wir ein genus miserum?"

Alle Finger reckten sich, und auf allen Lippen brannte ein urkräftiges Nein. Nur Ekke hielt die Füße, aber auch die Hände ganz still.

Voll Wohlwollen beugte sich der Domherr zu ihm hinab. „Antworte, mein Söhnchen, sind wir ein bedauernswertes Geschlecht?"

„J—a," kam es weinerlich aus dem Munde des Unwissenden, der an seiner Kränkung litt.

Der Visitator tadelte den Schüler nicht, sondern wandte sich an den Lehrer: „Ein geschickter Präzeptor wird die Ja- und Nein-Fragen vermeiden."

Paulinus neigte das Haupt und stellte die Frage: „Anders und besser reden andre Römer von unsrem Stamme, zum Exempel Tacitus, und was sagt dieser Historienschreiber?"

Dirk wurde aufgerufen und zitierte: „Clarum inter Germanos Frisiorum nomen est . . . herrlich glänzt unter den Deutschen der Name der Friesen."

Paulinus nickte. „Wer kann mir den merkwürdigen Vorgang, der nach des Tacitus Bericht im theatrum Romanum sich zutrug, ohne Anstoß erzählen?"

Nur der kleine Meinert stand mutig auf. „Zwei Gesandte der Friesen, namens Verritus und Malориges, wurden von den Römern mit gastfreundlicher Urbanität behandelt und nach Abwickelung ihrer Staatsgeschäfte am Nachmittage in das Theater des Pompejus geführt, um an den Spielen ihr Ergötzen zu haben. Man wollte sie aber um ihrer Simplicitas, ihrer Schlichtheit willen nicht auf der vornehmen und vordersten Bank sitzen lassen, und der Führer geleitete die Fellgekleideten, die er für Halbbarbaren hielt, nach dem zweiten Platze. Verritus und Maloriges stutzten und fragten ihren Dolmetscher, welche Männer dort vor ihnen säßen, und als er ehrerbietig flüsterte, es seien die Legaten der Könige und großen Völker, erwiderten sie stolz, daß keine der Sterblichen den Friesen an Mut und Stärke überlegen seien, erhoben sich sogleich von ihrem Sitze und setzten sich mitten unter die Nobiles und Senatoren."

Der Lehrer lächelte. „Haben sie aus blinder und törichter Eitelkeit also getan?"

„Nein, sie haben in rechtem Stolz gehandelt, denn Völker und Männer müssen ihren Weltplatz und ihre Würde wahren."

Der Knabe gab das auswendig Gelernte wie seine eigne und innerste Überzeugung.

Heftig räusperte sich der rote Theodorus: „Öh, öh! Du hast die

Fabel fließend hergesagt und nicht unlöblich deine Lektion gewußt . . . hm, hm . . .“ Mitten im Lobe schien der Kloß im Halse festzusitzen.

Aber herrisch sagte der Domherr: „Warum kommst du barfüßig zur Schule?“

„Weil ich im Sommer die Schuhe sparen muß.“

„Wer ist der Knabe?“ An den Lehrer war die Frage gerichtet.

Dieser machte ein bedenkliches Gesicht und gab zögernde Auskunft: „Meinert ist der Sohn des Webers Romme im Dünendorfe, von Gott mit einem guten Verstande begabt und sehr lernbegierig . . . verzeiht, gnädigster Herr, daß ich auf eigne Verantwortung und ohne Zahlung ihn in die Domschule nahm!“

Der weiße Theodorus spitzte den großen Mund. „Ein gutes Werk kann und will ich nicht tadeln . . . aber Euch muß ich rügen. Habt Ihr nichts von der temeritas Frisia, wie die Alten unsre Achillesverse nennen, gehört? Darum lasset diese Dinge, die nur den steifnackigen, unbändigen Friesentrotz kitzeln . . . lasset alle törichten Fabeln, welche nur die Hoffahrt, die allzu geil im Lande gedeihet, befördern! Wenn Ihr die Historie behandeln wollt, so nehmet Stücke, die zur Christendemut antreiben!“

Paulinus machte eine enttäuschte und ergebene Miene, nahm den Bakel und zeigte auf die Wandkarte. „Ringsum die Utlande, auf allen Watten verstreut . . . hier und da und dort seht ihr Kreuzlein, und neben jedes zeichnete ich ein kleines s. Wer deutet es mir?“

„Ekke, du wirst es wissen“, ermunterte der Domherr freundlich.

Der Knabe gaffte an die Wand, und die conjugatio servare, die in der vorigen Stunde getrieben worden, spukte noch in seinem Kopfe, und stotternd entfuhr ihm: „Das s . . . s . . . soll heißen . . . servatus, und daß allhier ein Mensch vom Ersaufen gerettet worden ist . . .“

Die Schüler konnten das Lachen nicht halten, aber verstummten sogleich, als der weiße Theodorus sehr rot und zornig sie anstarrte.

Ein andrer Knabe gab die Erklärung: „Das s soll submersa gelesen werden und besagen, daß hier eine ecclesia oder Kirche in den Wassern versäuft und untergegangen ist.“

Fröhlich fuhren die Finger empor, die Fragen und Antworten kamen wie Schlag auf Schlag.

„Einmal in uralten Zeiten war das Nebelmeer noch keine offene See, sondern eine ungeheure Meeresbucht. Wodurch ist solche Umwälzung seiner Gestalt und Küste verursacht worden?“

„Durch das Wüten des Wassers, welches in einer Sturmflutnacht die feste Landenge zwischen Britannien und Gallien durchbrach und alle Küsten des Nebelmeeres überschüttete und umkehrte.“

„Wie wird diese erste und ungeheuerlichste von allen Fluten genannt?“

„Sie heißt die cimbrische Sündflut, sintemal durch dieselbe die Cimbern aus ihrem Gau vertrieben wurden und in Gallien und Italien neue Wohnsitze suchten. Sie waren ein riesenhaftes und reckenmutiges Germanenvolk,

und vor ihnen her ging der cimbrische Schrecken, der Rom erzittern machte ..."

„Genug davon, mein Sohn! Es möchte den Friesenstolz in unsrem Gemüt bestärken", sagte der Vikar, der auch hinterm Ohr seinen kleinen Schalk sitzen hatte. „Die erschrecklichen Fluten sind die Gerichte und Zuchtruten Gottes, welche zur Buße treiben. Wer nennt mir ein andres Überstürzen des Meeres?"

„Anno 1017 wurden nach unerhörten Winden und Blitzen viele Dörfer ertränkt."

„Wann ergrimmte das Meer noch heftiger?"

Meinert stand auf. „Im Jahre 1140 am Petritage wurden 30000 Menschen vom blanken Hans getötet . . . in einem Hause aber ertranken zehn Priester, die just ihren Kaland hielten und guter und lustiger Dinge waren. Über diese Flut ist ein Klagelied geschrieben worden, und es heißt von ihnen im Reime:

Twe Pröpste und acht Prediger zart,
De mußten ok mit up de Fahrt ..."

„Silentium!" Es donnerte im Schwale. Der Domherr hatte die Schultern hochgezogen und schüttelte die schlotternde Soutane.

Das Geräusper des roten Theodorus klang wie ein Brr. „Lasset doch die grausigen Fluten, die das unschuldige Kindesgemüt nur schreckhaft machen ..."

Der Herr Vetter aber nahm ihm das Wort vom Munde. „Mein lieber und sonst getreuer Vikar! Ihr müßt mehr Gewicht auf die gottseligen Dinge legen. Ob wohl die Knaben das Kredo und die Marienzeiten und die Messe können? Ekke, sag deinen Glauben her!"

Das dünkte den Buben ein lächerlich leichtes Stück, und sie rümpften die Nase. Ekke leierte das Kredo herunter und stockte plötzlich, wie ein umgestürztes Karrenrad. Aber ein Zurauner griff ein, flüsterte „Niedergefahren zur ..." und brachte den Festgefahrenen ins Geleise. Das Flüstern klang nicht wie eines Buben, sondern wie des Priesters freundliche Baßstimme.

Der Sohn des Ratsherrn wurde von dem Visitator belobt. Auch die andern machten ihre Sachen sehr wohl.

Da rief der Domherr mit seiner messerscharfen Stimme: „Meinert, steh auf und sag mir den Lobgesang der Maria!"

Der Lehrer rückte unruhig mit den Füßen, und sein leiser Einwand wurde überhört.

Aber der Knabe, im Gedächtnisse suchend, zog die Brauen fest und finster und begann: „Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes ..."

Die kalten, anstarrenden Priesteraugen schüchterten das Büblein ein, so daß es die Fassung verlor und das Ende des Lobgesangs an den Anfang stellte. „Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen; die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässet die Reichen leer . . ."



Hans Thoma
Der Oberrhein bei Säckingen.

Der kleine Theodorus reckte und brüstete sich, und seine Stimme wurde schreiend. „Ei, so ein Homunkulus, der das Hauptstück unterschlägt, aber fein und fleißig behält, was die hungrigen Ohren gelüstet! Du Alleswisser bist dennoch ein Ignorans, der nicht einmal den Lobgesang kann.“

Meinert verbiß das Weinen, und der Vikar wurde abgekanzelt.

„Pauline, Pauline! Das Lernen ist kein ludus, und die Liebe allein tut es nicht . . . wenn es bei Buben eine Art haben soll, muß auch der Bakel auf dem Rücken spielen.“

Der schüchterne Lehrer wurde wie umgewandelt und widersprach:

„Mein Magister, der große Kurtius in Köln hatte einen Spruch welcher lautete:

Man wird mit Gerten
Nur Kindes Sinn verhärten,
Wen man zu Ehren bringen mag,
Dem ist ein Wort als wie ein Schlag.“

Eine harte Hand legte sich auf Paulinus' Arm, und wie ein Schlag fielen die Worte: „Mein lieber Vikar, Ihr müßt die rechte Schulweisheit und Kindeszucht noch lernen . . ., doch der Herr, der in den Schwachen stark ist, wird helfen. Die Knaben, die ihre Schulvisitatio nicht schlecht bestanden haben, mögen heute einen Freinachmittag haben.“

Freundlich kneipte er dem blassen Ekke die mageren Backen und winkte den andern, die blitzgeschwind aufstanden, einen herablassenden Segensgruß.

Paulinus, den ein sonderbar müdes Gefühl beschlich, setzte sich und ließ die Knaben auf der Wachstafel schreiben. An dem Schwalpfeiler war eine Sonnenuhr, nach deren Schattenfinger er mehrmals sah, als sehne er das Ende der Stunde herbei. Bald ließ er sich die Tafeln reichen, um das Geschriebene nachzusehen.

Lässig hatte Ekke mit dem Stifte gekritzelt, und der Lehrer schalt:

„Was sind das für Krähenfüße und Krötenaugen? Ich gedachte, am Nachmittage mit euch durch die Watten und Dünen zu wandern“ — bei dem Wort schienen alle Knabengesichter bis auf eins wie strahlende Sonnen — „aber um deiner schlechten Schrift willen müßte ich dich zur Strafe daheim lassen. Doch ich will Gnade vor Recht ergehen lassen.“

Der Schüler machte unfrohe Miene und maulte frech: „Ich mag nicht gehen, sondern soll heute nachmittag mit meinem Vater über Land fahren.“

Paulinus nickte und murmelte: „So fahre in Gottes Namen, mein Sohn . . . die Liebe tut's freilich nicht bei dir und deiner Art . . . und ihr andern?“

„Wir wandern mit dem Herrn Paulinus“, sang und schrie die Knabenschar im Chorus.

Ein Übermut fuhr in sie. Um- und übereinander kletternd, entsprangen sie den Schulbänken und dem Schwale. Meinert, der ein vergrübeltes Gesicht hatte, ging hinterdrein, und die bloßen Füße patschten über den Steinestrich.

Ihm streichelte der Lehrer das Haar. „Bist du um der Schelte willen traurig, so will ich dich trösten, bist du aber aus gekränktem Ehrgeiz erbost, so will ich dir die ambitio, welche eine böse Herzwurzel ist, von Grund ausreißen.“ — — —

Am Rungholter Markte neben der Kirche stand das steinerne Domherrenhaus, und im Oberstocke war eine Erkerlaube, ein stilles Lauscherplätzchen, von dem aus man, selbst ungesehen, das Marktgewühl übersah. In der kühlen Steinlaube hatten die beiden Kleriker es sich bequem gemacht und die Soutane aufgeknöpft. Weil nach der anstrengenden Schulvisitatio und wohl erfüllten Amtspflicht ein kräftiger Durst sich einstellte, ließen sie sich in einem Henkelkruge zwei Maß Malvasierwein bringen, füllten mehrmals die Silberbecher und ließen den guten Tropfen auf der Zunge zergehen. Aber sie wußten ihr Maß genau und tranken keinen Becher darüber.

Nachdem der Trunk seine erquickende Wirkung getan, nahm der weiße Theodorus das Wort: „Unser Vikar Paulinus ist in Logika, Ethika und Historia sehr wohl belesen ...“

„Aber in der Wissenschaft Allotria am allerbesten bewandert“, polterte der Rote dazwischen.

„Konfrater,“ sprach der andre, „erhitzet Euch nicht unnötigerweise an diesem Juni-Hundstage ... die Domschule hat manchen Magister gehabt, der alles mit dem Bakel einbläuen wollte.“

Der Priester würgte an dem Kloße. „Bedürfen nicht die Kranken des Arztes und die schwach Begabten der meisten Pflege? Was ... hat er geleistet ... öh, öh ... wenn Ekke, des Ratsherrn Sohn, nichts gelernt hat? Aber den Barfüßigen, mit dem er prunken will, hat er wider die Satzung in die Schule geschmuggelt.“

Eine gedämpfte Stimme wies ihn zurecht. „Ist es nicht vor Gott und Menschen ein gutes Werk, daß er den armen Webersohn gratis unterrichtet? Wir dürfen nichts dagegen sagen.“

Der rote Theodorus prustete. „Gelten nicht die Weber, weil fremdes Gut und Garn an ihren Fingern kleben bleibt, für halb unehrliche Leute? Die Väter, die das Latein ihrer Söhne mit drei lötigen Mark bezahlen, können gerechtes Ärgernis daran nehmen, daß ihr leiblich Fleisch und Blut auf derselben Bank an der Weberjacke sich reiben muß. Ceterum censeo: Die Geschlechterschule duldet keinen Makel.“

Der kleine Theodorus wendete und drehte an den Worten. „Sie duldet keinen ... aber weil er nach Christi Lehre getan und des Armen sich angenommen hat, duldet auch das Gewissen ...“

„Das Gewissen?“ gaffte der Große mit offnem Munde.

„Duldet das geistliche Dekorum nicht, daß wir als Schulkuratoren ihn tadeln, geschweige denn seines Amtes entledigen. Übrigens meine ich auch, daß man ihm nach seinem Charisma, seiner besonderen Gnadengabe, einen andern Dienst, etwa als Spittel- oder Armenpriester, geben und die Schule

nehmen muß. Doch ohne Überstürzung, mit guten Gründen, nach Zeit und Gelegenheit muß es geschehen."

Die Schulkuratoren hatten sich in dieser vertraulichen Unterredung verständigt.

Aus dem nahen Schwale kam ein Stimmengesumm und -geplapper. Wie ein in der Mittagshitze ausschwärmender, dicht um die Königin gesammelter Bienenschwarm, zog die fröhliche Knabenschar, den lang aufgeschossenen Lehrer in die Mitte einengend, über den Markt, und die Kleinsten hingen gleich Kletten am Priestergewande.

Vom Erker blickten vier Augen hinab, und der Rote räusperte sich spöttisch. „Ecce! Sieh da! Unser Schulhuhn mit allen seinen Küchlein!"

Der Schwarm zog vorüber, und die Priester nahmen einen Schluck. Aber geschwind drehten die Malvasiertrinker ihre Köpfe nach einer Richtung.

Am Kirchportale entstand ein wüstes Lärmen und Schreien.

Ein Weib sprang stürzend die Stufen hinab und stieß Wehlaute aus. „O . . . o! Erbarmen . . . Erbarmen!"

Ein junger, samtfeiner, geschniegelter Fant stach sie mit dem spitzen Zierstocke in den Rücken und brüllte ingrimmig: „Heraus aus dem geweihten Gotteshaus, heraus . . . raus, du unehrlicher Balg und Höllenbraten!"

Männer verfolgten und umstellten das Weib, das noch sehr jugendlich schien.

Fischweiber liefen neugierig herbei. „Sie haben eine Lotterin oder Diebin erwischt."

Im Handumdrehen entstand ein Auflauf, und Stimmen schrien durcheinander.

„Wer ist die Dirne?"

„Des Henkers Kind!"

Das eine Wort „des Henkers Kind" entfesselte die Volkswut.

„Werft den unflätigen Wechselbalg ins Wasser!"

Aber keine Hand wagte sie zu berühren, dieweil es unehrlich machte.

„Sie hat den Altar der allerheiligsten Maria verunreinigt mit ihren Knien!"

„Du . . . du gehörst nicht in die Kirche, sondern in das Beichthaus der Diebe und Räuber, die Fronerei."

„Die Vettel soll es büßen."

Umringt von drohenden Fäusten, sank die Fliehende auf die Kirchenstufe nieder und wimmerte bitterlich. Unbarmherzig stieß der Stutzer sie mit dem Stocke in den Rücken, und die Menge rief teuflischen Beifall: „So ist es recht, Heike, gib es der Dirne . . . gib es ihr!"

Die Fischweiber hoben Erdklumpen von der Gasse und bewarfen die Unglückselige.

Da machte Paulinus sich Bahn durch den wütenden Haufen und breitete die schützenden Arme aus, als wolle er mit seinem Leibe das bedrängte Weib decken.

Beim Anblick des Priesters wich das Volk einen Schritt zurück, und er fragte: „Was hat die Elende verbrochen?"

„Sie ist nicht in ihrem Schinderstuhl geblieben."

„Ach, das ist ihr Verbrechen!" Ein milder Blick des Mitleids glitt auf die Weinende hinab, ein tiefernster hielt die Menge in Schranken. Dann winkte er den Knaben, welche sogleich die Handbewegung verstanden und ihn und das Weib umringten. Kinder und Unmündige hatten eine Gottesmauer rings um die Verfolgte gebildet.

Das von dem schnellen Vorgange überraschte Volk verstummte, aber Heike, der junge Fant, sprach bissig: „Was hindert Ihr des Volkes Justiz? Wißt Ihr nicht, daß dieses Weibsbild des Scharfrichters Tochter ist und frech den Altar mit ihren Händen berührt und beschmutzt hat?"

Paulinus sah den Scheltenden fest an. „Sie ist getauft und ein armes Menschenkind, das gewißlich in großen Nöten war."

„Ja, mein Mütterchen liegt auf den Tod", weinte und klagte es von unten zu ihm herauf.

Mild beugte sich der Priester und zog das weinende Mädchen an der Hand empor.

Da schrie Heike erbost: „Ha, der geweihte Priester hat sich unehrlich gemacht an ihr!"

Hoheitsvolles Schweigen und kühn entschlossenes Handeln war des Priesters Antwort.

Über den Markt schritt ein wunderlicher Zug. Die Knaben als Leibwächter bildeten eine kreisförmige Phalanx, und in der Mitte neben der unehrlichen Dirne ging der Priester. Aus dem Volkshaufen am Kirchportale klang ein murrendes Gemurmel hinter den Schreitenden.

Die zwei Kleriker reckten aus ihrem Erker die Hälse, zogen die Brauen sehr hoch und beobachteten das sonderbare Schauspiel.

Als der Zug eine stille Seitengasse erreicht hatte, betrachtete Paulinus seinen Schützling. Es war ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren, und ein so fremdartig schönes und trauriges Antlitz meinte er noch nie gesehen zu haben. Unfriesisch war der Umriß des Hauptes, das Ebenmaß der Stirn und Wangen und die leicht gebogene Nase, unfriesisch auch das glänzende, kohlschwarze Haar, dessen dicke Flechte während des flüchtigen Laufes sich aufgelöst hatte und wirr um die schmächtigen Schultern sich schmiegte. In den Locken, die am Ohre sich ringelten, hing noch ein grauer Schmutzklumpen.

Seine Hand strich leise über ihr Haar und streifte den Schmutz hinweg.

Sie schlug die großen, dunklen Augen zu ihm empor, und in ihrem Blick lag eine Unendlichkeit von Dank und Demut. „Hochwürdiger, Ihr dürft mich nicht anrühren ... um Euretwillen."

„Wie ist dein Name?" sprach er.

„Ich heiße Oda und bin des ... des ..." Sie schluckte an dem Wort.

„Ich weiß, daß du des Justifikanten Tochter bist.“ Einen wie wohlklingenden Namen er dem anrüchigen Amt zu geben wußte! „Oda, warum raste das Volk wider dich?“

Ein Tränenglanz zog über das dunkle Geleucht ihrer Augen. „Todsiech ist meine arme Mutter, und ihre kranke Brust kann kaum mehr Atem holen. Wachskerzen hat mein Vater geopfert, und viele Paternoster hab' ich gebetet an ihrem Lager die langen Nächte, damit sie genese und mir die Augen wach blieben, aber es waren wohl schlechte Gebete, die nicht gefruchtet. Darum schlich ich mich heute um die Mittagsglocke, als der Dom still und leer schien, ins Gotteshaus und weit über unser Gestühl hinaus, um an dem wundertätigen Altar der allerheiligsten Maria kräftige Fürbitt' zu tun, die meiner Mutter gewißlich helfe. Hinter einem Pfeiler zwar stand ein Mann und wisperte mit einer Beterin, der aber meiner nicht zu achten schien. Als ich vor dem Altar kniete und die Hände zum Bilde der Mutter Gottes emporstreckte, sauste ein Stockschlag auf meine Schulter nieder, und ich sprang entsetzt empor. Es war Heike, des Ratsherrn Sohn, der mich verfolgte und mit dem Stocke stieß. Hochwürdiger, hätt' ich im Schinderstuhle bleiben müssen?“

„Es wäre klüger gewesen, mein Kind. Doch nennt mich Paulinus, denn unter Menschen ist keiner hochwürdig, und ich am wenigsten.“

Der Zug war an die enge und übelriechende Gerbergasse gekommen, an deren Ende ein düstrer, unförmlicher Steinturm emporragte. Das war der Fronturm von Rungholt, in welchem die Büttelei, der Diebe und Mörder Beichthaus, sich befand.

Oda sah unruhig nach dem Turm und dann mit einem Blick unendlichen Dankes zum Priester empor. „Ich muß schneller laufen, um heim zu meiner Kranken zu kommen ... wollt Ihr mir einen Segen geben?“

„Der Herr behüte Euch und stehe Eurer Mutter bei in allen Schmerzen bis zu ihrer letzten Stunde!“

Paulinus berührte flüchtig mit der segnenden Hand ihr Schwarzhaar, und der Ernst seines Angesichtes wich. Er lächelte ihr einen freundlichen Abschiedsgruß zu.

Eine vom angetanen Schimpf ungebeugte, geschmeidige Frauengestalt eilte die Gasse hinab, und die zierlichen Füße schienen kaum den Grund zu streifen.

Dirk, des löblichen Gerbermeisters Sohn, fragte in einigen Zweifeln den Lehrer: „Ist Oda, die Tochter des Halsmeisters Henneke, nicht unehrlich?“

Paulinus antwortete: „Es gibt in dieser Stadt Rungholt viele Frauen, die viel unehrlicher sind vor Gott.“

(Fortsetzung folgt.)





Kirche, Religion und Sozialdemokratie.

Von

Walter Moelke.

Das Thema: Christentum und Sozialdemokratie hat gerade von christlicher Seite her eine vielfache Behandlung und Beleuchtung erfahren. Und das ist im Grunde ja selbstverständlich. Denn die Tatsache, daß die Religion der Armen und Unterdrückten, der Verfolgten und Angefochtenen, daß die demokratische Religion par excellence die breiten Massen des Volkes heute, allem Anschein nach wenigstens, nicht mehr zu ihren Bekennern zählt, ist zu auffallend, zu parador, schreit uns in allzu gellem Ton die Frage in die Ohren: Wie kommt das? Wer trägt die Schuld? Und muß es so sein?

Die Sozialdemokratie ist „die Philosophie des kleinen Mannes" — dieser Ausspruch hat für unsere heutigen Verhältnisse sicherlich mehr Berechtigung als das bekannte Stöcker-Wort, daß die Religion die Philosophie des kleinen Mannes sei. Das war sie einst — wenn wir denn diesen schiefen, schielenden, ja falschen Ausdruck beibehalten wollen — sie ist es heute nicht mehr. Die Sozialdemokratie ist an ihre Stelle getreten. Sie bietet „dem kleinen Mann" eine Lebensanschauung, einen Wollens-Inhalt; sie zeigt der Sehnsucht ein Ziel, des Schweißes, der bittersten Mühen wohl wert. Sie ist es allein, die heute in tausend dumpfigste, dunkelste Hütten, durch die kein Hauch, kein mattestes Lüftchen christlichen Geistes weht, einen Schimmer lichtgoldener Verheißung sendet. Bei ihr findet der unter kleinlichster Sorge, unter drückendster Not mühselig Ächzende einen Ersatz für die entschwundene Hoffnung aufs Jenseits, bei ihr findet er ein neues, lockendes, leuchtendes Ideal.

So hat das sozialdemokratische Ideal das religiöse in den letzten Menschenaltern in zahlreichen Schichten der Bevölkerung, vor allem bei uns in Deutschland, zurückgedrängt. Schnell, unheimlich schnell ist dieser Prozeß vor sich gegangen. Man hat die Ausbreitung der sozialistischen Ideen mit der Ausbreitung des Christentums verglichen, mit Recht; nur hat der

Sozialismus noch weit rascher, sturmwindgleich, die Völker, die Massen erobert. Man hat ihn eine neue Religion genannt; man hat gesagt: an die Stelle des Tastens nach einer Erklärung der ewigen Rätsel und Wunder der Welt, des Lebens, an die Stelle des Suchens und Sehnens nach Gott ist heute das Tasten und Suchen nach der Lösung des sozialen Problems getreten. Wie früher alles im Dienste der Religion stand, alle Wissenschaften zur größern Ehre Gottes dienten, so finden sie heute alle im sozialen Problem das Ziel, dem sie dienen, in das sie münden, das ihnen zuletzt Bedeutung, Wert, Größe verleiht.

Wir fragen: bietet die Sozialdemokratie wirklich einen Ersatz für die Religion? Kann sie's? will sie's? Ist mit der Ausbreitung der sozialdemokratischen Ideen die Zurückdrängung der Religion notwendig gegeben? Stehen beide sich schroff, unversöhnlich gegenüber, so daß nur ein Entweder — Oder, ein Hüben oder Drüben gilt? Muß die Religion, wenn sie den verlorenen Boden wieder gewinnen will, energisch Front machen vor allem gegen die politischen Anschauungen der Abtrünnigen, der Ungläubigen? Ist mit der Stellung zur Religion auch die Stellung zur Sozialdemokratie unverrückbar gegeben? Und umgekehrt? Oder steht beides auf einem andern Blatte? Von der Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob die Religion mit Aussicht auf Erfolg versuchen kann, das verlorene Terrain wieder zu erobern, den gestürzten Thron von neuem aufzurichten. Denn für jeden politisch Einsichtigen steht es von vornherein fest: die Massen ihrer Partei in irgendwie erheblichem Umfange abwendig zu machen ist auf absehbare Zeit ein ganz unmögliches Unterfangen. Stehn Sozialdemokratie und Religion sich ausschließend gegenüber, dann ist der große Teil des Volkes, der heute der roten Fahne folgt, für das Christentum verloren. Verbindet christliche Propaganda den Versuch, die Arbeiter zu gewinnen, damit, daß sie gleichzeitig die Sozialdemokratie bei ihnen zu mißkreditieren sucht, so ist ihr eine völlige Niederlage sicher. Siegen kann sie nur, wenn sie den Arbeitern ihre Parteizugehörigkeit beläßt; was sie erreichen kann, ist einzig ein sozialdemokratisches Christentum. Fast für alle Christen und Vertreter der christlichen Kirche ist nun freilich der „sozialdemokratische Christ" ein Nonsens, ein Unding, ein schwarzer Schimmel. Haben sie damit recht?

Das Ideal der Sozialdemokratie ist ein ökonomisch-rechtliches Ideal; sie will der Gesellschaft ein möglichst vollkommenes materielles Fundament verschaffen. Damit wird nur die Bedingung für eine höhere, umfassende Kultur gesetzt; was für eine Kultur das sein, in welcher Weise sie sich betätigen, entfalten soll, darüber besitzt die Partei kein Dogma, darüber sind die „Genossen" selbst der grundverschiedensten Meinung. Nun lehrt allerdings die Sozialphilosophie von Marx und Engels, die materialistische Geschichtsauffassung, daß der ganze kulturelle „Überbau" abhängig von seiner materiellen Grundlage, nichts als Reflex der ökonomischen Verhältnisse sei; so daß die jeweilige Wirtschaftsordnung das gesamte Gepräge der Kultur bestimme. Aber diese Anschauung bietet, einmal angenommen, sie sei richtig,

doch nur ein Gesetz der wissenschaftlichen Erkenntnis, dem praktischen Handeln des Menschen steckt sie keine Richtsteige. Wie der, der theoretisch die Willenskraft bestreitet, in der Praxis doch immer unter der Voraussetzung, der Annahme, dem Bewußtsein der Freiheit seines Wollens handelt, handeln muß, so kann auch der, der auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung steht, ihr für sein tatsächliches Verhalten keine Bedeutung einräumen. Er wird nicht z. B. den religiösen Reflex der wirtschaftlichen Verhältnisse wissenschaftlich erforschen und nun versuchen, die so gewonnene religiöse Überzeugung praktisch zu vertreten. Oft wird eine solche wissenschaftliche Feststellung sogar ein Ding der Unmöglichkeit sein; denn wohlverstanden: die materialistische Geschichtsauffassung lehrt nicht, daß alles direkt auf das ökonomische Fundament zurückgehe, sondern nur, daß im letzten Grunde alles daraus zu erklären sei. Zunächst können sehr wohl ideelle Ursachen in Betracht kommen; erst wenn wir die Kausalkette weiter und weiter verfolgen, müssen wir zuletzt auf die ökonomische Basis stoßen. Welche ideelle Kausalkette aber etwa die sozialistische Wirtschaft in irgendeiner Hinsicht auslösen wird, das vorher wissenschaftlich zu bestimmen ist unmöglich. Die Bedeutung dieser materialistischen Sozialphilosophie liegt also auf dem Gebiete der Theorie, des Erkennens, und nicht auf dem des Wollens und praktischen Handelns.

Nun kann man aber überhaupt nicht behaupten, daß die deutsche Sozialdemokratie heute auf dem Boden dieser Anschauung steht. Zwar wird sie noch offiziell als die Grundlage der ganzen Bewegung anerkannt und zu gelegener und ungelegener Zeit mit donnerndem Pathos in alle vier Winde hinausgeschrieen. In Wirklichkeit aber verhält es sich ganz anders. Nicht nur sind die erdrückende Mehrheit der Parteianhänger Idealisten, die kaum etwas von materialistischer Geschichtsauffassung gehört oder doch nichts davon verstanden haben, sondern die Führer selbst, die Kenner der marxistischen Sozialphilosophie stehen vielfach bewußt oder unbewußt auf ganz anderm Boden. Der ganze Streit zwischen Radikalen und Revisionisten dreht sich im Grunde darum, ob man auch offiziell diese Grundlage preisgeben solle; aber ob nun der offizielle Segen erteilt wird oder nicht, die Tatsache bleibt bestehen, daß die heutige deutsche Sozialdemokratie nicht mehr im marxistischen Fahrwasser segelt.

So verhält sich also sozialdemokratische Gesinnung für alle Fragen, die sich nicht auf Wirtschaft und Recht, und zwar vornehmlich Privatrecht, beziehen, zunächst indifferent. Die Entscheidung dieser Probleme liegt auf ganz anderem Felde. So etwa die Frage, auf welcher Grundlage die Bildung fußen soll: ob wir sie auf nationale oder humanistische oder empirisch-naturwissenschaftliche oder eine sonstige Basis stellen sollen. Oder die Frage der Organisation des Geschlechtsverkehrs. Es ist Unkenntnis oder Verleumdung, wenn behauptet wird: die Sozialdemokraten wollen die „freie Liebe". Einzelne sozialdemokratische Schriftsteller, wie Bebel in seiner „Frau", vertreten diese Anschauung allerdings, aber das ist Privatsache

Bebels, die Partei offiziell hat zu diesen Fragen nie Stellung genommen; die überwiegende Mehrheit der „Genossen" würde sich sicherlich im Sinne der Einehe äußern. Ja selbst Verfassungsfragen brauchen mit der sozialistischen noch nicht gelöst zu sein. Es wäre sehr wohl der „Zukunftsstaat" auch unter einem Monarchen denkbar. So sagte Bernstein einmal, die Frage: ob Monarchie oder Republik, müssen wir der Zukunft zur Entscheidung überlassen. Selbst ein so energischer (wenn auch nicht marxistischer) Sozialdemokrat wie Anton Menger hält es durchaus für möglich, daß der „volkstümliche Arbeitsstaat" (wie er den Zukunftsstaat nennt) eine Monarchie sei. („Neue Staatslehre" 2. Aufl. Jena 1904 S. 171/2.)

So verhält sich das sozialdemokratische Ideal, genau so wie etwa das nationale, indifferent auch gegenüber der Religion. Wie ich ein guter Deutscher und ein guter Christ sein kann, so kann ich auch ein begeisterter Sozialdemokrat und dabei doch überzeugter Christ sein. „Religion ist Privatsache", d. h. Irreligiosität, Atheismus ist nicht Parteisache. Ein Sozialdemokrat kann Christ sein; und umgekehrt: ein Christ kann Sozialdemokrat sein, so gut wie er Republikaner oder Kanalfreund sein und die Bilder der Sezessionisten bewundern kann. Hat er innerlich ein aufrichtiges Verhältnis zu Gott und Christus gewonnen, dann ist er Christ, ganz gleich, ob ihn die Kirche als solchen anerkennt oder nicht. Die Entscheidung, ob jemand wirklich Christ sei oder nicht, die steht Gott zu; hier hört die Kompetenz der Kirche auf. Wenn jemand dagegen der Ansicht ist, daß Christentum und Sozialdemokratie sich unversöhnlich gegenüberstehen, daß die Abgabe eines sozialdemokratischen Wahlzettels eine „Judastat" sei, wie ich das jüngst auf der Kanzel einer kleinen märkischen Stadt zu hören Gelegenheit hatte, wenn er wähnt, mit der Gottlosigkeit auch zugleich die politische Überzeugung bekämpfen zu müssen — nun wohl, dann mag er immerhin versuchen, die ungläubigen Arbeiter wiederzugewinnen. Er wird kläglich Fiasko machen.

So steht sozialdemokratische Überzeugung christlicher Gesinnung nicht feindlich im Wege. Und dennoch sind die Arbeiter in Massen dem Christentum untreu geworden, dennoch hat die sozialdemokratische Bewegung, obwohl sie oft genug beinahe ängstlich „Kulturkampfpaukereien" irgendwelcher Art aus dem Wege geht, fast wider Willen, möchte ich sagen, einen parteiisch antireligiösen Anstrich erhalten. Die Ursachen müssen auf anderm als politischem Gebiete liegen. Aber wo?

Nur kurz soll hier gestreift werden, daß die Stellung der Kirche zu den Wissenschaften, insonderheit den Naturwissenschaften, sehr viel zu diesem Massenabfall der Arbeiter (und weitester Kreise der sog. gebildeten Schichten) beigetragen hat. Sie hat ihr geradezu die Existenzberechtigung abgesprochen, während doch Wissen und Glauben sich an zwei ganz verschiedene Seiten des Menschen wenden und friedlich nebeneinander Platz haben. „Die Natur, durch die menschliche Vernunft" (d. h. die Wissenschaft) „dividiert, geht nie ohne Rest auf", sagte Goethe; die Wissenschaft spricht nie das

„erlösende Wort" — Ignorabimus —, sie führt ihre Jünger immer wieder zum Glauben zurück. Aber soweit ihr Recht reicht, soll man sie gelten lassen; aus den Gebieten, wo sie ihr Szepter mit vollem Rechte schwingt, soll man sie nicht vertreiben wollen. Der Religion wird dadurch nie und nimmer Schaden geschehen. Man lese nur einmal die Vorrede Kants zu seiner genialen „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels"! Es hat dem Christentum keinen Abbruch getan, daß es das Kopernikanische Weltsystem, freilich nach langem Sperren und Spreizen, anerkannte. Wohl aber hat es schwersten Schaden erlitten dadurch, daß die Kirche der wissenschaftlichen Haupttat des 19. Jahrhunderts, der Darwinschen Hypothese, sich so schroff und feindlich gegenüberstellte. Nicht als ob sie die Darwinsche Vermutung von der Entstehung der Arten und des Menschen nun gleich hätte feierlichst sanktionieren sollen. Aber sie hätte sich doch strikt neutral verhalten sollen, hätte der wissenschaftlichen Überzeugung des einzelnen seine Stellung zum Darwinismus überlassen sollen. Sie hat es nicht getan und dadurch bei vielen die Anschauung wachgerufen, als handle es sich hier um ein: entweder Wissenschaft — oder Religion, und Tausende wählten die Wissenschaft. Damals blühte der Weizen des Materialismus, und seine Wald- und Wiesenprediger, die Ludwig Büchner, Karl Vogt, Jakob Moleschott, machten mit ihren Flachkopfelaboraten die Straßen unsicher, predigten staunenden Ohren im Drommetenton ihre „Barbiergesellenphilosophie", wie der grobe Schopenhauer sagte. — Heute ist diese Begeisterung für die „erfahrungsmäßige Wissenschaft" längst abgeflaut; man hat gesehen, daß sie keinem Jünger den Schlüssel zum Rätsel der Welt in die Hand drückt. Auch bei den Arbeitern tritt langsam Ernüchterung ein; zwar lesen sie auch heute noch vorzugsweise naturwissenschaftliche Schriften und holen sich manche Waffe daraus zum Kampf gegen das Christentum, wie sie es verstehen, aber der Hauptgrund ihrer Feindschaft gegen die Religion ist ein andrer. Er liegt in der Feindschaft gegen die Kirche und in der Verwechslung von Kirche und Religion.

Die Anhänger jeder Idee streben danach, sich zu organisieren, auch nach außen hin als Gemeinschaft sichtbar aufzutreten. Eine solche Organisation wird immer unentbehrlich sein: zur Förderung der Propaganda, zur energischen Abwehr von Angriffen, zum gegenseitigen Gedankenaustausch und andern Zwecken mehr. Aber sie ist und bleibt ein zweischneidiges Schwert. Sie ist Form, die Idee ist Geist, und Form und Geist stehen in einem unlöslichen Antagonismus zu einander. Immer wird die Form danach streben, Selbständigkeit zu erringen, vom Geiste sich zu emanzipieren und aus seiner Dienerin zu seiner Herrin sich aufzuschwingen; ja, diese Tendenz ist notwendig mit ihr gegeben, macht einen Teil ihres Wesens aus. Ob ich innerlich einer Idee angehöre, das weiß nur ich allein; das entzieht sich der Kenntnis der andern. Die Gemeinschaft im Geiste ist etwas Vages, Zerflatterndes, Unbestimmtes; die Gemeinschaft nach außen, die Gemeinschaft in der Organisation: die allein ist real, handgreiflich, sichtbar, nicht zu be-

streiten. So ergibt sich zwischen wirklicher und organisierter Anhängerschaft, zwischen Geistes- und Vereinsgenossen ein Gegensatz: sie decken sich nicht. Viele folgen der sichtbar wehenden Fahne mit großem Geschrei, aber innerlich haben sie nichts damit zu schaffen; und umgekehrt: gar mancher, der innerlich zu dieser Gemeinschaft gehört, wird es ablehnen, der äußeren Vereinigung sich anzuschließen. Das Leben, die Entwicklung der Idee vollzieht sich im Innern des einzelnen, in schwerem geistigen Ringen; in der Organisation werden Majoritäten für den Schein einer solchen Entwicklung zu sorgen haben. Der Geist verflacht und die Besten, Tiefsten bleiben von dieser Verflachung nicht unberührt. Und schließlich kann es so weit kommen, daß die Idee völlig stirbt, während vielleicht gerade dann die äußere Organisation den Gipfel ihrer Herrlichkeit erklommen hat und minder Scharfblickende in unseliger Verblendung erhält. Man wähnt den Sieg der Idee, und doch ist sie völlig erlegen; die Form hat den Geist erwürgt.

Oft ist damit das Schicksal der Idee auf lange Zeit endgültig besiegelt. Nüchternen Beobachtern wird der grelle Widerspruch, der darin liegt, daß der seelenlose Körper noch eine Seele heuchelt, nur zu bald und kraß in die Augen fallen. Und nur zu oft werden sie diesen Widerspruch der Idee selber in die Schuhe schieben und von ihr sich abwenden; nie versuchen, zu ihr ein Verhältnis zu gewinnen.

Dieser ganzen drohenden Entwicklung läßt sich nur dadurch vorbeugen, daß man die Organisation möglichst lose, freiheitlich zu gestalten versucht. Zwar wird der äußere Erfolg dann nie ein so glänzender sein; aber nur so bleibt die Reinheit, die Kraft der Idee annähernd gewahrt. Wir werden diesen Punkt noch weiter unten bei der Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Religion näher, prinzipiell zu erörtern haben.

Kirche, ecclesia visibilis, ist Organisation, Form; Religion ist Geist, Idee. Ehe wir näher untersuchen, wie sich gerade hier Form und Geist zu einander gestellt haben, müssen wir noch die Frage nach der möglichen Ausgestaltung der Organisation beantworten.

Der bekannte Hallenser Rechtsphilosoph Rudolf Stammler hat in seiner „Theorie des Anarchismus" (Berlin 1894) und vor allem in seiner großzügigen, geistvollen Kritik der marxischen Sozialphilosophie: „Wirtschaft und Recht" (Leipzig 1896) zwei Möglichkeiten von Gemeinschaftsformen unterschieden: Rechtsgemeinschaft und Konventionalgemeinschaft. Die erstere steht unter Rechtsregeln, d. h. solchen Regeln, die als Zwangsgebote auftreten. Das Recht will zwingen, Zwang ist das Wesen des Rechts. Zwar ist ihm das tatsächlich oft verwehrt: wenn der Verbrecher unentdeckt bleibt oder der entdeckte davonläuft und sich nicht fassen läßt, kann ihn der Staat nicht strafen. Vor allem im Völkerrecht kann das Recht tatsächlich sich oft nicht zur Geltung bringen. Aber formell, dem Sinne nach, beansprucht es immer, gegen Widerstrebende sich zwangsweise durchzusetzen. Umgekehrt treten die Konventionalregeln, denen die Konventionalgemeinschaft untersteht, nur mit hypothetischem Geltungsanspruche auf. Du brauchst

uns nur zu gehorchen, so sagen sie, wenn dir das beliebt, wenn du in unsere Gemeinschaft eintrittst; zwingen, zu uns zu kommen oder in unserer Gemeinschaft zu verbleiben, kann dich niemand. Wenn du gehorchst, so willst du gehorchen, du mußt es aber nicht. Wir gelten für dich nur, wenn du uns anerkennst.

Es ist nun wohl ohne weiteres klar, daß die Rechtsgemeinschaft, die Zwangsorganisation, die dem einzelnen gar nicht freistellt, zu ihr zu gehören oder nicht, ihn gar nicht um seinen Willen befragt, sondern ihn in ihren Verband hineinzwingt, nie und nimmer Form, Organisation, Werkzeug einer Idee sein kann. Sie ist nichts als Form; nur ein äußeres, formales Verhalten der Menschen kann erzwungen werden. Das Wesen des Geistes aber ist Freiheit; in freiem Wollen, in freiem Entschluß erkenn' ich ihn an, folg' ich ihm, werd' ich sein eigen. Dem Zwang bleibt hier keine Stätte. Und wo er sein Szepter schwingt, da kann die Heimat des Geistes nicht sein. Nach einer Idee des Staates, des Rechtes, oder auch eines bestimmten Staates und eines bestimmten Rechtssystems wird man vergebens forschen; wer das versucht und etwa die Idee des preußischen Staates herauszubekommen unternimmt, der wird immer im Sumpfe schillernder Phrasen stecken bleiben. Staat und Recht haben keine Idee; Staat ist Zwang; und Recht ist Macht, ihr Zweck beruht darin, bestehende Machtverhältnisse aufrecht zu erhalten. Ihnen möglichst zu entsprechen, jeder Umgestaltung der Machtverhältnisse sich möglichst gleich und vollkommen anzuschmiegen: das ist, oder sollte doch das Ideal beider sein.

So bleibt der Idee als äußerer Organisation nur die Konventionalgemeinschaft, wie jeder beliebige Verein sie darstellt, übrig. Fast immer haben die Anhänger einer Idee solche Konventionalgemeinschaften geschaffen; nur bei der Religion müssen wir oft eine Ausnahme konstatieren.

Die Organisation der christlichen Idee, die Kirche, hat sich anfangs, als sie verfolgt, unterdrückt war, ebenfalls als eine Konventionalgemeinschaft dargestellt. Als sie später öffentlich anerkannt, als sie Staatsreligion wurde, hat sie den Zwang in sich aufgenommen: die Kirche erhielt Kirchenrecht. Sie konnte das, weil sie sich mit dem Staat aufs engste liierte, der sie politischer Interessen halber stützte, der mit seinem gewaltigen Machtapparat auch ihr zur Macht verhalf. Wo früher Freiheit, da galt jetzt Recht, Zwang; nicht freier Entschluß stand dem einzelnen frei, er mußte gehorchen. Damit betrat die Religion den Pfad des Verderbens, wie sie ihn so oft in gleicher Weise in der Weltgeschichte betreten hat. Die Kirche erstickte den Geist, sie wurde Selbstzweck. Gehorsam gegenüber der Kirche: das wurde von den Christen gefordert. Kirche ist Glaube, Kirche ist Religion; sei ihr treuer Sohn und du bist dem Vater im Himmel lieb und wert. Extra ecclesiam nulla salus: außerhalb der Kirche gibt es kein Heil, kein Christentum; qui ecclesiam non habet matrem, habere iam non potest Deum patrem: wer die Kirche nicht zur Mutter hat, kann Gott nicht zum Vater haben. Jeder Unterschied zwischen Form und Geist ward aufge-

hoben — zugunsten der Form. Diese Form hat sich dann glänzend entwickelt; nie wieder hat der Wille zur Macht in solcher Vollendung, mit solchem Erfolg sich betätigt, wie in der katholischen Kirche. Ein fast ununterbrochenes Ansteigen bis zum Vatikanischen Konzil; bis das letzte Steinchen zum Ausbau des absoluten Gottesstaates gefügt war. Form als Selbstzweck, Wille zur Macht, Politik: das ist das Wesen des Katholizismus. Es gibt nur eine katholische Kirche, eine katholische Religion gibt es nicht, denn katholischer Glauben und Aufgehen im Gehorsam gegen die katholische Kirche sind eins. Wer der Kirche untreu wird, der ist nicht mehr Katholik. Es ist töricht, wenn Houston Chamberlain in seinen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ (Vorrede zur 4. Auflage S. XCI) zwischen „römisch“ und „katholisch“ unterscheiden will, und dabei unter „römisch“ die unheimlich zielbewußt vorschreitende Machtpolitik des Heiligen Stuhles versteht. Dieses Machtstreben Roms ist dem Wesen des Katholizismus, seinem Nur-Kirchentum, vielmehr völlig entsprechend.

Es war das fundamentale, weltgeschichtliche Verdienst der Reformation, daß sie dieser Veräußerlichung, diesem Form-Kultus gegenüber wieder hinwies auf den Geist, der da lebendig macht, daß sie dem „durch die Kirche zu Christus!“ das „durch Christus zur Kirche!“ gegenüberstellte. Aber sie ging nicht weit genug; sie negierte nicht das Kirchenrecht, betonte nicht, daß das Kirchenrecht dem Wesen der religiösen Idee widerstreitet. Und im Rahmen des Rechts, in Anlehnung an die Macht des Staates zeigte sich auch hier wieder die Tendenz, den christlichen Geist durch Ausbau der kirchlichen Machtmittel zu verflachen, zu verflüchtigen. Schwächer, zaghafter, ungefährlicher naturgemäß als in der katholischen Kirche, und bis heute hat sie sich nicht stark genug erwiesen, das religiöse Leben ganz und gar zu veräußerlichen, zu verkirchlichen. Aber sie zeigte sich doch und trat der Christianisierung nur zu oft hemmend in den Weg. Sie rief herbste Kritik hervor, die mit dem Formgekrams dann auch die Idee verwarf. Die äußerliche kirchliche Machtentfaltung (wenn sie auch oft im schönen Lande des Möchte-gerne verblieb) erzeugte einen Gegendruck, der die Kirche mit dem Christentum identifizierte, wie ja denn die streitbaren Kirchenmänner auf der andern Seite dasselbe taten und tun.

Hier liegt der Hauptgrund der Gegnerschaft der Arbeiter und weitesten Schichten der sog. Gebildeten zum Christentum: in der Feindschaft gegen kirchliche Machtentfaltung. Der Widerspruch zwischen religiöser Idee und Kirchenrecht tritt grell zutage, und dieser Widerspruch wird von den Gegnern der Kirche in die Religion selber hineingetragen und damit das Christentum verworfen. Kämen wir über diesen Gegensatz hinaus, so könnte das Christentum wieder in Tausende von Arbeiterhütten Eingang finden. Gewiß nicht in alle. Die Feindschaft gegen das Christentum hat vielfach noch ganz andere, oft ganz spezielle Gründe. Aber wenn die Kirche ihre Verbindung mit Staat und Recht als unchristlich, unevangelisch von sich abschüttelte, dann würde doch der Weg zu großen Erfolgen geebnet sein.

Die Sozialdemokratie hat in ihrem Parteiprogramm den bekannten Satz: Religion ist Privatsache. Damit meint sie (da ja doch Religion immer Privatsache, d. h. innerste, individuellste Herzensangelegenheit des einzelnen ist, sein muß): Kirche ist Privatsache. Und ich meine, alle Freunde des Christentums könnten diesen Satz anerkennen. Nur in der losen, freiheitlichen Vereinigung, in der Konventionalgemeinschaft ist der religiösen Idee ein wirkliches Leben gewährleistet. Der Untergang des Kirchenrechts: das ist die Erneuerung, die Auferstehung der Religion, des Christentums!

Vor zwölf Jahren hat der bekannte und gewiß christlich gesinnte Leipziger Professor Rudolf Sohm in seinem „Kirchenrecht" ebenfalls diesen Satz als Schlußfolgerung aus seinen geschichtlichen Betrachtungen gezogen: „Das Wesen des Kirchenrechts steht mit dem Wesen der Kirche (besser würden wir sagen: der Religion) in Widerspruch." (Kirchenrecht Bd. I. Leipzig 1892. S. 700.) Seitdem hat weder er noch ein anderer meines Wissens vom christlichen Standpunkte aus diese Forderung vertreten. Aber wir sollten sie von neuem erheben, um der schmerzlich empfundenen platten Irreligiosität entgegenzutreten. Das kann nur geschehen, wenn wir uns bekennen zur freiheitlich, nicht-rechtlich gestalteten Organisation der Kirche: zum religiösen Anarchismus!



Die Kinderfreundin.

Von

Ilse Franke.

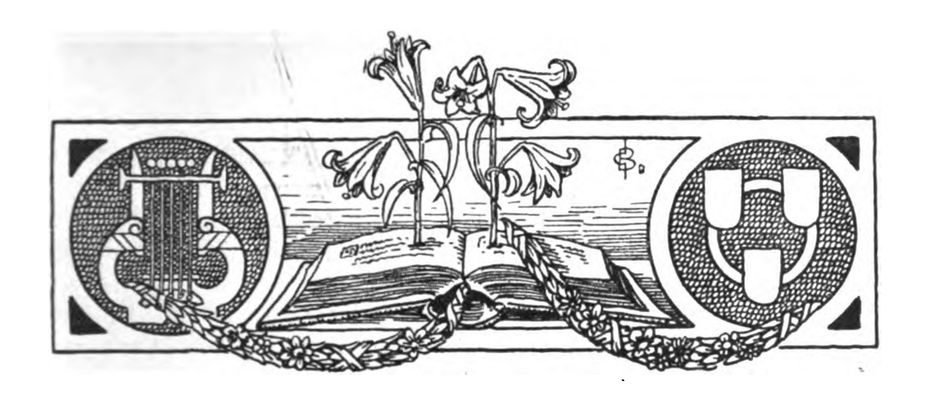
Sie hat die Kinder so lieb gehabt
Und wollte immer ein Bübchen haben.
Doch ging die Liebe an ihr vorbei.
Nun ist sie begraben.

Die Jahre flogen wie Tag und Traum,
Die Kreuze und Gräber verfielen.
Nun ist der Friedhof ein grüner Platz,
Wo Kinder spielen.

Sie jauchzen im Rasen, wo sie ruht,
Sie lieben ihr Bettlein vor allen —
Das macht, weil da ein mütterlich Herz
In Staub zerfallen.

Die hellen Haare voll Sonnenschein,
Drehn sie sich singend im Reigen.
„Ihr kleines Volk, wie hab' ich euch lieb!"
Haucht es aus allen Zweigen.





Abishag.

Novellette von Isabelle Kaiser.

Die Knechte Davids hatten das Land Israel bis zur östlichen Grenze durchstreift.

Da rasteten sie eines Abends, des vergeblichen Suchens müde, am Rande eines Sykomorenwaldes, im Tale von Sunem.

Die abgesattelten Maultiere grasten die würzigen Kräuter der Felsenlöcher ab.

Hennok, der Schildträger, sprach: „Unser Herr, der König, wird nicht erwarmen; er gleicht einer alten Zeder aus Hebron, die unter der Schneelast erschauert ...“

Jokim, der Bogenschütze unterbrach ihn: „Sie deckten ihn mit den Fellen von sechs Leoparden, aber seine Haut blieb kalt wie die Haut eines Toten.“

„Sollen wir heimkehren, ohne unsere Mission erfüllt zu haben?“ fragte Zipha, der Mundschenk. „Wir waren zu streng in der Wahl ... War Thalmaï, die Wasser schöpfte am Brunnen von Zedron, nicht eines Fürsten Blickes würdig, und Azara, die im Jordan badete, und Schucha, die Heideblume zu Guédor? Sie wären uns alle willig gefolgt ...“

Saraph, der Hauptmann der Wache, warf verächtlich ein: „Diese Töchter Judas waren nicht so schön wie die Frauen unseres Herrn. Die Jungfrau, die wir suchen, soll den Glanz der meerentsteigenden Sonne mit der sanften Glut des Sternenlichtes vereinigen. Sie soll schlanker sein als Sauls Tochter, liebreizender als Hagith, und klüger als Abigail ... Befragen wir den ersten Wanderer, der ins Tal niedersteigt ...“

Ein bettelnder Greis kam des Weges.

„Ist dir keine Jungfrau begegnet, die lieblicher ist als ein blühender Mandelbaum?“

Der Mann streckte mit einer müden Gebärde die Hand aus: „Klopfet an der Tür von Jesu Ben Jakob ... Dort wohnt sie, die Lieblichste, die mir ein Maß gerösteten Kornes und Feigen schenkte ...“

Hennok, Jokim, Zipha und Saraph erhoben sich, bestiegen ihre Maultiere und ritten gen Sunem in schweigender Erwartung ...

Jesu Ben Jakob, vom Stamme Issachars, erblaßte, als er die Trabanten des Königs erkannte. Stolz und Leid stritten in seinem Herzen, als er sie zu Tische lud.

„Hast du eine Tochter, die unseren König erretten könnte, so laß sie kommen. Denn wir werden uns nicht zu Tische setzen, ehe wir sie gesehen."

Jesu Ben Jakob rief: „Abishag!"

Als sie lächelnd im grünem Rahmen der wilden Rebe auf dem Goldgrunde des Himmels erschien, wurde sie von den vier Männern, deren Blicke sie wie eine Ware musterten, von unermeßlichem Wert geschätzt.

„Sie ist anmutiger als die Rennpferde des Pharao ..." dachte der Stallmeister.

„Berauschender als ein Becher Granatwein!" sagte sich der Mundschenk.

„Biegsamer als ein Bogen ..."

„Gefährlicher als eine bloße Klinge!" dachten die zwei anderen heimlich.

„Jesu Ben Jakob, der König David fordert deine Tochter von dir. Sie soll am Hofe leben und ihm dienen."

„Es geschehe nach dem Wunsche meines Herrn und Gebieters ... Geh, meine Tochter, du Tau meines dürren Alters ..."

Das Kind stand vor seinem Vater in demütiger Haltung: „Soll ich ein Paar Turteltauben oder das jüngste meiner Lämmer mitnehmen?"

„Laß das, du bist selbst die Gabe und das Opfer ..."

Sie verstand ihn nicht ... „Der König ruft mich ... segne mich, mein Vater!"

Ihre Augen blickten schon gegen Jerusalem ...

Sie schritt durch das Tal, ahnungslos und rein ... Der König! ... dieser Name bedeutet alle Herrlichkeit der Welt ...

Als sie durch Jerusalems Tore zog, blickte sie staunend auf die ochsenbespannten Wagen, und auf das lärmende Volk, das von den Opferstätten zurückkehrte mit den Leviten und den Flötenspielern.

Die blendenden Häuser starrten sie feindselig an.

Die Jünglinge blieben still, um sie vorüberschreiten zu sehen: sie zog ihren Schleier enger um ihr Antlitz, mit eifersüchtiger Scham ... Der König rief.

Hennok, Jokim, Zipha und Saraph traten ehrfürchtig zurück, als sie die Vortreppe des Palastes hinaufstieg. Die Frauen maßen mit neiderfüllten Blicken die Auserwählte Davids.

Sie betrat den großen Saal aus Zypressenholz, in dem Schilde und Lanzen aus Parwaingold an Zedernbalken hingen, und sah nur den Thron aus Elfenbein mit den mächtigen Löwen als Armlehnen.

Sie warf sich nieder mit erdwärts gekehrtem Antlitz.

„König David, mein Herr, lebe ewiglich!"

„Stehe auf und fürchte nichts."



Hans Thoma
Offenes Tal.

Sie erschrak. Woher kam die ferne, dumpfklingende Stimme, die nicht dem Führer von Israels Kriegern ziemte? Sie blinzelte scheu mit den Augenlidern, um der Sonne ins Antlitz zu schauen ...

Und sie fühlte die Härte des ausgesprochenen Wunsches: Er lebe ewiglich! ... nein, „er hatte“ gelebt, der Greis, dem keine Liebe mehr erblühte. Ihr Herz ward von Bangigkeit erdrückt wie ein Weizenkorn in der Mühle. Man hatte sie betrogen: ein Todeshauch wehte ihr von diesem Thron entgegen, den sie mit ihrer Jugendlust erheitern sollte ...

Sie war in ihrer Verwirrung so liebreizend anzuschauen, daß sie vor Davids Augen Gnade fand ... Eine königliche Blüte! Sie würde seine letzten Tage schmücken, und seinen Lippen wonnig sein wie der Honig im Walde Beth Aven.

Man ließ sie allein.

Er sprach väterlich zu ihr, um die wilde Taube zu zähmen.

„Wie nennst du dich, mein Kind?“

„Ich bin Abishag von Sunem ...“

„Kannst du zur Harfe singen?“

„Der Herr, mein König, befehle.“

„Wer lehrte dich singen?“

„Die Zeisige im Schilfgefild des Jordans und die Hirten, die von den Bergen steigen ...“

Sie nahm die goldene Harfe in ihre nackten Arme und sang die hebräischen Lieder, die Moses einst in Midians Feldern sang, und die David gesungen, als er nur ein blonder Jüngling war, der in seiner Hirtentasche jene Schleuder barg, die den Philisterriesen erschlug.

Abishag sang, und der alte König horchte mit halbgeschlossenen Augen auf die Lieder aus der Zeit der Unschuld, die seiner Einführung an Sauls Hofe voranging ... Damals besaß seine Stimme noch Macht über die bösen Geister, denn sein Herz war kristallhell und seine Hände waren rein ...

Wie fern lagen diese Tage, die da fließen wie Wasser, und man hält sie nicht!

Die Schatten des Abends huschten gespenstisch durch den Saal ...

Als das Haupt des Königs unter der Last der Erinnerungen schwer wurde, sang Abishag leise wie der Wind in den Weiden.

Und als er den traumlosen Schlaf der 70 Jahre schlief, erhob das Kind die Arme und entfloh durch die Hallen.

Da fiel ihr wehender Schleier zurück wie gebrochene Schwingen: Hennok, Jokim, Zipha und Saraph hielten an der königlichen Pforte Wacht und führten die flüchtige Taube ins goldene Gitterhaus zurück, wo sie der alten Aja anvertraut wurde.

... „Aja, alte Aja, was soll ich beim König?“ seufzte das Mädchen im Prunkgemach und blickte durch die offenen Bogenfenster gen Osten, wo der Mond wie eine sehnsüchtige Ampel über das ferne Sunem aufging.

Die Benjamitin warf auf die Jungfrau einen Blick arglistiger Bewunderung.

„Du bist schön und makellos ... der König, unser Herr, friert ... er soll am warmen Strahl deiner Augen wieder auftauen ...“

„Ich erschauere selbst, wenn ich ihn anblicke ...“

Sie schaute in die fremde Landschaft hinaus. Der Mond ergoß eine Flut trauernder Helle über Jerusalem, und wie die Klage eines Feindes ertönte der Ruf der Eulen durch die Wüste ...

Wie sie die Augen senkte, erblickte sie inmitten des Lorbeerhaines am Fuße des Gittergeländes eine schlanke Schattengestalt, am Säulentor gelehnt, und ein kühnes, jugendschönes Antlitz wandte sich ihr in heißer Bewunderung zu.

In fliegender Röte senkte die Sunamitin ihren Schleier ...

* * *

Abishag wiegte den alten König allabendlich in Schlummer. Die Augen des Greises unter den buschigen Brauen folgten ihr, wenn sie über die Marmordielen schritt, hochedel und biegsam wie eine Palme aus Jericho.

Sie diente ihm mit wachsamer Aufmerksamkeit, füllte seinen Becher und begleitete ihn mit der Harfe, wenn er seine Psalmen sang.

Er behandelte sie ehrerbietig, um ihr Herz nicht aus dem Schlummer der Unschuld zu reißen, aber seine Hände strichen oft mit greisenhaftem Beben in scheuer Liebkosung das Antlitz des Mädchens.

Wenn er in müden Stunden sein Haupt auf die Schulter der Sunamitin senkte, fühlte er, wie ihre jungen Glieder sich straffer spannten und starr wurden wie ein steinernes Bild ...

... Die dumpfe Luft des Palastes beengte Abishag. Oft ergriff sie ein Sehnen nach unermessenen Sonnenweiten, dann stieg sie flüchtigen Schrittes die Treppe hinunter, die zu den königlichen Gärten führte. Sie ging die Taxushecke entlang unter den wehenden Palmen. Die Pfauen folgten ihren Spuren, die Turteltauben gurrten in den Mandelbäumen und schillernde Vögel badeten in den Marmorbecken ...

Wie sie sich eines Morgens über den Rand des Brunnens beugte, um ihr schleierloses Antlitz zu beschauen, hörte sie ein Rauschen im Weidengebüsch, und ein anderes Antlitz spiegelte sich im Wasser.

Sie unterdrückte einen Schrei: kein männlicher Fuß durfte die Gärten des Königs betreten.

Sie wollte fliehen, aber ein herrischer Blick bannte sie in einen Feuerkreis, und ihr stolzer Sinn beugte sich.

Im berauschenden Duft des Ysopstrauches verstummten die zwei Menschen, durchdrungen von einem Gefühl, das sie über alles erhob wie der Wind, der vom Libanon wehte.

Er sprach: „Du bist Abishag ... die Auserwählte Davids ... Mit welchem Recht streckt der Greis, der an den Pforten des Todes steht, seine Hand aus nach der Lebensblume, die sich auf deinen Lippen erschließt? Ich

sah dich, von den Trabanten des Königs geleitet ... Du zwangst mich, das Haupt zu heben wie ein durstiger Büffel beim rauschenden Quell ... Ich bewohne den Palast, und sah dich wieder im Sternenschein ...

„Höre nicht auf die Lockungen des Königs ... Sage mir, daß du das buntscheckige Gewand der jungfräulichen Fürstentöchter stets tragen wirst ... Der König ist wie ein sinkender Schatten, nun kommt die Reihe an mich, Führer von Israel und Juda zu werden ... Abishag ... meine Augen werden dich leiten, und meine Liebe soll lieblich sein wie nahender Frühling ..."

Abishag blickte den an, der ihr das Leben offenbarte.

Hochgewachsen wie ein syrischer Ahorn war er, ohne Fehl vom Scheitel bis zu den Sohlen. Langes Ringelhaar wehte um seine Schläfen und rahmte ein jugendliches Antlitz von fürstlicher Schönheit ein.

Die Sunamitin preßte die Hände auf die Brust, getroffen von einem heiligen Schmerz.

Sie sah ihn an. Und in der leuchtenden Tiefe ihrer Augen las er alle Verheißungen des jungen Morgens und die keusche Glut des orientalischen Mittags ...

„Forsche nicht nach meinem Namen, ehe das Volk ihn verkündet! Du hast mir Tapferkeit verliehen: ich kehre als Herrscher zurück."

Die Äste bogen sich rauschend, und er verschwand im Zederndickicht.

Die Arme über die Brust gefaltet, wie ein Schild, schritt sie langsam dem Schlosse zu ...

* * *

Abishag war schön, aber der König kannte sie nicht.

Sie war ihm unentbehrlich, aber er vermochte ihren Lippen kein Lächeln und keine Schmeichelei abzuringen.

Oft bleichte kalte Wut die Schläfen des greisen Herrschers, und der unerbittliche Krieger, der die Philister schlug, erwachte in der Empörung seines gedemütigten Stolzes: „Wie, ich hätte mein Reich erobert vom Euphrates bis zum Mittelländischen Meere, vom Lande der Phönizier bis zur arabischen Küste, und meine Macht zerschellte am Trotz eines widerspenstigen Kindes?" Seine Stimme grollte wie der Strom zu Zedron.

Abishag ließ die Sturzwelle über ihre gebeugte Stirne schlagen.

„Soll ich mich dem Anblick des Herrn entziehen wie eine unwürdige Dienerin?"

„Bleib! Ohne dich wäre mein Alter trostlos wie das Hügelland Hakilas."

Dann erzählte er der Sunamitin von den schönen Frauen, die ihm ihre Liebe wie ein kostbares Opfer darbrachten. Von der stolzen Merob, Sauls Tochter, von Mikal, um deren Gunst er 200 Philister erschlug. Durch sie wurde der bethlehemitische Hirt der Eidam des Königs von Israel.

Später, als er wie ein Geächteter, von seinem Schwiegervater verfolgt, durch die Wüste von Zipha irrte, kam Abigail auf einem Maultier vom Karmel herab.

Und es kam ein Tag, wo er Bath-Sheba begehrte ...

Hier brach er seine Erzählung ab, beschämt durch den Blick der unschuldsreinen Magd. Es war, als ahne sie, daß der Gurt, der seine Lenden umspannte, von Blut befleckt war.

Dann zitterte der greise König und sein Gewissen blickte ihn richtend an durch die Augen Abishags.

Und griff er nach der Hand der Sunamitin, so war sie kühl wie die Flut aus Rubens Brunnen ...

* * *

Ein Bote kam und meldete dem König, daß sein Sohn Adonja sich erhoben und gesprochen: „Ich will König werden." Und der greise David, versunken in seinen väterlichen Gram, sprach: „Herr, sei mir gnädig, meine Gestalt ist verfallen vor Trauern, meine Kraft ist gesunken vor meiner Missetat. Meiner ist vergessen im Herzen wie eines Toten, ich bin geworden wie ein zerbrochenes Gefäß ... Ich aber, Herr, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott."

Abishag hörte ihm staunend zu. Das war der Prophet, und sein verklärtes Antlitz schien Jehovah von Angesicht zu sehen ... Seine Züge nahmen einen heiligen Ausdruck an ... Es war der König Judas, der Völkerführer, der sich großmütig gegen Saul benahm und von Jonathan brüderlich geliebt wurde ...

Abishag ergriff die Hand des todestraurigen Greises ...

Spärliche Tränen flossen in seinen weißen Bart und wehklagend rief er: „Hilf, daß sie nicht wie Löwen meine Seele erhaschen und zerreißen. Denn deine Pfeile stecken in mir ... Ich bin wie eine Rohrdommel in der Wüste, und wie ein Käuzlein in den verstörten Stätten ..."

Als er schlummermüde sein gramvolles Haupt in den Schoß der Sunamitin sinken ließ, deckte sie den alten König, der in der Einsamkeit des Thrones erschauerte, mitleidig mit der Flut ihres weichen Haares zu.

Und während sie wachte, vernahm sie jubelndes Volksgeschrei, vermengt mit dem helltönenden Klang der Zimbeln und Posaunen: „Glück dem König Adonja!" Abishag erbebte am ganzen Leibe ...

* * *

Bath-Sheba, die klügste unter Davids Frauen, fürchtete keinen König geboren zu haben. Da nahte sie dem Throne und sprach: „Du hast deiner Magd geschworen bei dem Herrn deinem Gott: Dein Sohn Salomo soll König sein nach mir. Doch siehe, Adonja ist König und du weißt nichts darum."

Da befahl David den Priestern, sie sollen Salomo auf sein Maultier setzen und ihn gen Gibeon führen ... Und alles Volk zog mit ihm. Der Opferpriester nahm das Ölhorn und salbte Salomon. Das Volk war so fröhlich, daß die Erde von seinem Geschrei erbebte: „Glück dem König Salomo!"

Als Abishag den neuen König auf dem Thron erblickte, erstarb ihr Herz, und alle ihre Wünsche flogen wie verwundete Reiher dem besiegten Fürstensohne zu und klagten: „Adonja! Adonja ...“

Als Salomo sie in ihrem stummen Schmerz gewahrte, pries er sie köstlicher als das Gold aus Ophir.

Von nun an fühlte die Sunamitin seine Begierde um sie her wie einen lauernden Löwen, der des Raubes begehrt ...

* * *

König David entschlief mit seinen Vätern, und Salomo herrschte.

Die Pforten des Palastes öffneten sich nicht vor der Sunamitin. Sie blieb der wachsamen Hut der alten Aja anvertraut. Oft blickte sie den wilden Vögeln nach, die bergwärts flogen ... aber wenn ihre Augen jenseits der Parkmauer auf dem Hause von Hagiths Sohn ruhten, dann zerrann ihr Freiheitstraum und ihr Sinnen erblühte wie ein geheimer Garten.

Doch sank die Nacht, so flüchtete Abishag ängstlich zu der alten Benjamitin und bebte, wenn Schritte auf den Marmorfliesen hallten.

Täglich wuchs ihre tödliche Angst vor den Trabanten des Königs, die sie zu Salomo führen würden.

Und sie neidete die Wasserträgerinnen, die barfuß, in scharlachrote Fetzen gehüllt, frei durch die Straßen von Jerusalem wallten ...

* * *

Bath-Sheba trat eines Tages zu den einsamen Frauen und sprach: „Adonja, Hagiths Sohn, bat mich, Fürbitte für ihn zu tun beim König Salomo, auf daß er ihm Abishag von Sunem zum Weibe gebe. Ich glaube, er wird sie ihm nicht verwehren, denn Adonja kommt mit dem Frieden ... Er harret dein bei den Tamarinden. Ich gehe zum König, der Euch einen Boten senden wird ...“

Salomo empfing seine Mutter mit Ehrerbietung und sagte: „Bitte, meine Mutter, ich will dein Angesicht nicht beschämen.“ Als sie jedoch ihr Anliegen vortrug, wurde er totenblaß und sprang auf. Eine eifersüchtige Wut gärte in ihm, und seine Worte waren herber als der Saft der Wolfsmilch. „Warum bittest du um Abishag von Sunem für den Adonja, erbitte ihm das Königreich auch, denn er ist mein ältester Bruder, und die Herzen der Männer haben sich ihm zugewandt von Dan bis zu Beer-Sheba ... Gott soll mich strafen, wenn Adonja dies nicht gegen sein eigenes Leben geredet!“

Er rief seine Satrapen: „So wahr der Herr lebt, heute soll Adonja sterben!“

Er gab Benaja, dem grausamsten unter seinen Speerwerfern, den Befehl.

Der Mann verschwand mit blankgezogenem Degen.

Er fand den Bruder des Königs bei den Tamarinden des Brunnens. Er hielt die Hände eines Weibes fest in werbender, seliger Haltung.

Ehe er sich auf ihn warf, rief der Satrap: „Hebe dich von hinnen, Tochter Judas.“

Aber sie schüttelte langsam ihr Haupt, ohne aus ihrem Traum zu erwachen, und da sie fühlte, daß die Stunde ernst und der Degen drohend war, legte sie sich wie ein Schild auf die Brust des Geliebten ...

* * *

Abends ließ Salomo alle Kandelaber des Königssaales erleuchten. Er versammelte seinen ganzen Hofstaat und ließ Harfen und Flöten klingen ...

„Töchter Israels, schmücket euch mit Purpur, denn die Nacht ist lang, laßt die Zimbeln ertönen, die Freude steigt ins Tal: holt eure Schwester Abishag, die Sunamitin, herbei und führt sie meinem Throne zu, daß ihre Schönheit mich umblühe!"

Die Schar der jungen Mädchen flog aus und kehrte bald verschüchtert zurück.

„O König, unser Herr, Aja, die Benjaminitin sagt, daß Abishag, deren Füße so behende waren wie ein Reh in den Feldern, dem Rufe des Königs nicht folgen könne, denn sie schlummere ..."

Die Stirn des jungen Herrschers umdüsterte sich, eine zornige Falte grub sich zwischen seine Augen.

Er befahl seinen Trabanten: „Hennok, Zipha und Saraph, man wecke die Sunamitin auf und führe sie hierher ..."

* * *

Als sie nach einer Stunde wiederkamen, trugen sie eine prunkvolle Bahre von Blumen überdeckt wie ein bräutliches Lager ...

Adonja und Abishag, vom gleichen Degen durchbohrt, ruhten Seite an Seite, die Hände so eng verschlungen, daß man sie nicht trennen konnte.



Bretonisches Volksliedchen.

Von

R. Zoozmann.

Ein Knabe war einem Mädel gut —
Falsch war ihr Herz und stolz ihr Mut.

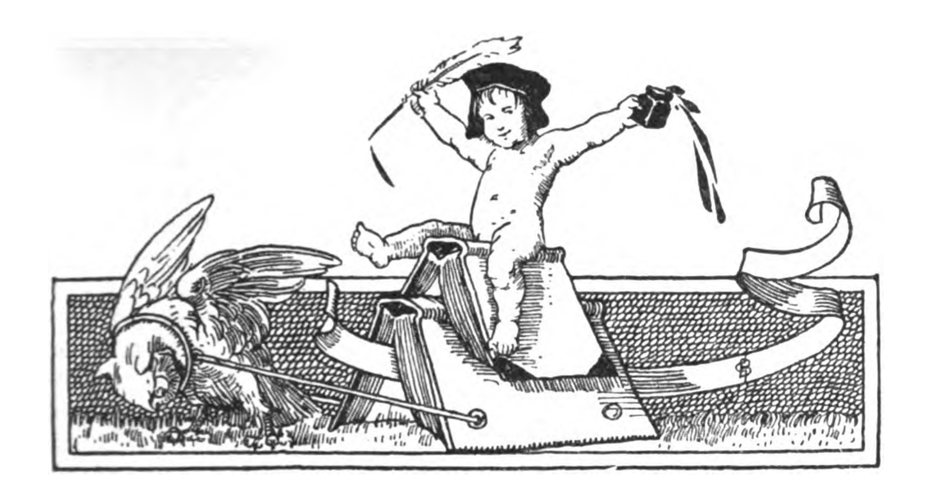
Sie sang und lachte: Bring mir zur Stund'
Deiner Mutter Herz für meinen Hund! —

Der Sohn erschlägt die Mutter — und eilt
Zurück zur Dirne unverweilt.

Und wie er läuft, das Herz in der Hand,
Kommt er zu Fall — und das Herz liegt im Sand.

Da hebt das Herz zu sprechen an:
Lieb Kind, hast du dir weh getan?





Zur Psychologie der Mode.

Von

Johannes Gaulke.

Für den Stil, der sich in unseren Kleidungsstücken ausdrückt, hat sich in neuerer Zeit die Bezeichnung Mode allgemein eingebürgert. Während es sich beim Stil um festbegrenzte, geschichtlich gewordene Formen handelt, ist mit dem Begriff der Mode eine vorübergehende Erscheinung verbunden, eine Form, die weniger dem Gebot der Notwendigkeit, als einer Tageslaune entsprungen ist. Aus diesem Grunde ist die Mode immerfort Gegenstand ernsthafter und komischer Erörterungen seitens der Moralisten und Ästhetiker, der weltlichen und der geistlichen Herren gewesen. Oft genug hat sich die Gesetzgebung mit der leichtfertigen Dame Mode beschäftigt und ihren Betätigungseifer mit aller Entschiedenheit eingedämmt. Die zahlreichen Kleiderordnungen des Mittelalters, die wir heute als kulturhistorische Kuriosa betrachten, geben der landesväterlichen Fürsorge für das Volk beredten Ausdruck. Bei einer nüchternen Betrachtung der Dinge gelangen wir jedoch bald zu der Erkenntnis, daß die Kleiderordnungen nur ein Gesetz für Aufrechterhaltung der Standesgrenzen waren. Jedem einzelnen Stande, dem Ritter, dem Bürger, dem Bauern, war der Verbrauch an Kleiderstoffen, deren Zuschnitt und Farbe genau vorgeschrieben. Jeder Stand war in der feudalen Gesellschaft, wie es heute noch der Soldatenstand ist, uniformiert. Der individuelle Geschmack konnte sich nur unter Beobachtung der vorgeschriebenen Standesgrenzen betätigen.

Die Mode — sofern man darunter den immerwährenden Wechsel in Zuschnitt und Farbe des Kostüms versteht — ist somit ein Kind unserer Zeit. Ihre Geburtsstunde ist die große französische Revolution, welche der ständischen Organisation ein jähes Ende bereitet hat. Das Bürgertum, das sich nunmehr den anderen Ständen als ein in sozialer und wirtschaft-

licher Beziehung ebenbürtiger Faktor anreihte, riß auch die äußerlichen Merkmale des Standesgeistes nieder. Es gab für alle Gesellschaftsklassen fortan nur ein Kostüm, das im Vergleich zu anderen Zeiten äußerst geringfügige, für den „Uneingeweihten" kaum wahrnehmbare Nuancen aufzuweisen hat. Der Frack und Zylinder, diese beiden viel bespöttelten Kleidungsstücke, haben gewissermaßen eine symbolische Bedeutung für unser Zeitkostüm erlangt. In bezug auf die Kleidung hat das Schlagwort der Revolution „Gleichheit" unbedingte Anerkennung gefunden.

Die Vereinheitlichung des Kostüms ist indessen erst durch die wirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts zu einer vollendeten Tatsache geworden. Der industrielle Kapitalismus mußte sich, um seine Produkte an den Mann zu bringen, stets neue Absatzquellen schaffen. Die Industrie, in unserem Falle die Bekleidungsindustrie, konnte, um sich lebensfähig zu erhalten, nicht für einen Stand produzieren, sondern sie mußte sich an das gesamte Volk wenden, um ihre Produkte unterzubringen. Und ihre Produkte mußten andererseits so beschaffen sein, daß sie dem Bedürfnis aller entsprachen. Je einfacher und zweckentsprechender der Artikel war, um so größere Aussicht hatte er auf Absatz. Während früher der Schneider fast ausschließlich auf Bestellung arbeitete und den Geschmack seines Auftraggebers oder die Besonderheit des Lokalkostüms zu berücksichtigen hatte, fabriziert der Großindustrielle nach einem bestimmten, durch die Mode festgesetzten Schema und verhandelt seine Fabrikate in alle Länder des Erdenrunds.

Hieraus ist ersichtlich, daß erstens der individuelle Geschmack im Kostüm stetig zurücktritt, zweitens, der Zuschnitt des Kleidungsstücks für absehbare Zeit Geltung behält. Letztere Folgerung stimmt aber nur zum Teil. Der Fabrikant hat freilich ein lebhaftes Interesse daran, daß die Mode nicht wechselt, solange er noch den Rest eines bestimmten Güterquantums auf Lager hat. Ist dieser aber abgesetzt, so muß er schleunigst eine neue Mode propagieren, um dem Publikum abermals ein Angebot machen zu können. Die Mode ist somit nicht der Ausdruck des Schönheits- und Abwechslungsbedürfnisses des einzelnen, des kaufenden Publikums schlechthin, sondern eine vom Fabrikanten willkürlich vorgenommene, meist unwesentliche Änderung im Kostüm, um das Publikum immerfort zum Ankauf anzureizen. Ein Rock oder ein Hut, der viele Jahre seinen Zweck als Bekleidungsstück erfüllen könnte, wird meistens schon nach Ablauf der Saison ohne Berücksichtigung des Gebrauchswertes außer Kurs gesetzt, weil er unzeitgemäß — unmodern geworden ist. Dies sind in großen Zügen die wirtschaftlichen Gründe des rasenden Modewechsels unserer Zeit.

Die meisten Gebrauchsgegenstände sind dem ungeschriebenen Gesetz der Mode unterworfen und somit auch einer kürzeren Verbrauchsperiode als in früheren Zeiten. Ehedem, noch zur Zeit unserer Großeltern, mußten die Gebrauchsgegenstände, das Wirtschaftsgerät, das Ameublement und selbst die Kleidungsstücke ein Menschenalter und darüber hinaus aushalten.

Man denke an den zu einer komischen Berühmtheit gewordenen „Bratenrock", der sich von dem Vater auf den Sohn vererbte, in dem mehrere Generationen die feierlichsten Augenblicke des Lebens, freudvolle und leidvolle Stunden durchlebt hatten! Heute ist man nicht mehr sentimental genug, ein Kleidungsstück seines Alters wegen zu respektieren, der moderne Mensch vertauscht lieber heute als morgen den abgetragenen Anzug mit einem anderen. Selbst das Mobiliar erlebt in bürgerlichen Häusern kaum die Verbrauchsperiode eines halben Menschenalters. Oft genug beginnt der Erneuerungsturnus der beliebten „Nußbaum"möbel bereits nach einigen Jahren; das „Vertikow" und der „Trumeau", die Repräsentationsstücke der „guten Stube", fangen an unmodern zu werden oder gehen gar aus dem Leim — und die Neuanschaffungen nehmen ihren Anfang.

Als Ursache der Erneuerungsmanie wird häufig die neue Technik der Güterherstellung angeführt. Die Massenfabrikation verbilligt den Gegenstand, aber sie verschlechtert ihn auch. Der Käufer wird häufiger vor die Notwendigkeit gestellt, die Gebrauchsgegenstände zu wechseln. Der Hauptgrund der Wandelbarkeit des Geschmacks und Erneuerungstendenz ist jedoch in den Lebensbedingungen des modernen Menschen zu suchen. Die Seßhaftigkeit berührt uns wie eine Mär aus alter Zeit. Der moderne Städter wird allein schon in der Verfolgung seiner Berufsinteressen aus einem Quartier in das andere gedrängt. Bald geht er im Norden, bald im Süden der Großstadt seinen Geschäften nach, das eine Mal konzentriert sich seine Tätigkeit auf das Zentrum, das andere Mal auf die Vororte. Bei der Unsicherheit der heutigen Arbeitsverhältnisse verliert er das Interesse an einem ständigen Wohnsitz, sein Leben spielt sich in der Hauptsache außerhalb der vier Wände ab; die Mietswohnung, die er nach Lage der Dinge nur als Provisorium betrachten kann, dient ihm im wesentlichen als Schlaf- und Ankleideraum, der Begriff des eigenen Heims ist dem modernen Stadtnomaden abhanden gekommen. Das neue Geschlecht, das in den Industriezentren herangewachsen ist, kennt die Rührseligkeit der Altvorderen, denen die Umgebung das erweiterte Ich war, nicht. Die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse haben einen allgemeinen Zustand der Aufgeregtheit und des Abwechselungsbedürfnisses geschaffen; Neuheit, Sensation, Abwechselung in der Kleidung, in der Umgebung, in der ganzen Lebensart ist das Leitmotiv unserer Zeit.

Die Mode ist somit eine soziale Tatsache geworden, ein wirtschaftliches Problem, mit dem frühere Generationen nicht zu rechnen hatten. Das zunächst in die Augen fallende Merkmal der Mode ist ihre allgemeine Gültigkeit. Wie vorher bemerkt, beschränkte sich eine bestimmte Tracht stets auf einen begrenzten Stand. Heute dehnt sich die Mode, die alle Gebrauchsgüter, vom Hut bis zum Stiefel, vom Überzieher bis auf das Hemde, vom Zahnstocher bis auf den Spazierstock, in den Bereich ihrer Herrschaft gezogen hat, auf alle Stände und Klassen, auf alle Länder und Völker aus. — Das andere, nicht minder charakteristische Merkmal der Mode

ist in ihrem rasenden Wechsel zu sehen. In vergangenen Zeiten trat ein Wechsel in der Bedarfsgestaltung gewöhnlich erst dann ein, wenn der in Betracht kommende Gegenstand gründlich verbraucht war. Unter den heutigen Verhältnissen spielt der Verbrauchswert, namentlich im Damenkostüm, kaum noch eine Rolle. Das soziale Leben der Gegenwart ist förmlich mit Mode durchtränkt.

Wie entsteht nun aber die Mode? — Wir hatten gesehen, daß der Unternehmer ein lebhaftes Interesse an einem häufigen Wechsel der Mode hat, während das kaufende Publikum, der Konsument in bezug auf seine Kleidung ganz und gar zu einer passiven Rolle verurteilt ist — eine ausgesprochen individuelle Geschmacksrichtung ist kaum noch in den Kreisen anzutreffen, die sich sonst alles leisten können. Die treibende Kraft bei der Erfindung einer Mode bleibt unter allen Umständen der Unternehmer. Betrachten wir die wichtigste Branche der Kleiderindustrie, die Damenkonfektion, so wird unser Blick bei der Untersuchung der Entstehungsursache der Mode auf die große Zentralsonne Paris gelenkt, die ihre Strahlen bis in die entlegensten Dörfer aller der Herrscherin Mode unterstehenden Länder schickt. In Paris strömen vor Beginn der Saison die Tuchfabrikanten Frankreichs zusammen, um sich mit den marchands tailleurs in Verbindung zu setzen. Die Konfektionäre beeilen sich, zu den neuen Stoffen einen neuen Schnitt zu erfinden. Im vorigen Jahre waren die trichterförmigen Ärmel „modern“, die diesjährige Saison muß somit etwas Moderneres bieten, die Modemacher ließen die Aufbauschungen um einige Zoll sinken und die gewünschte neue Mode war fertig. Das ging so lange, bis die Aufbauschungen bis aufs Handgelenk gesunken waren, der Ärmel war in den oberen Teilen auf seine natürliche Form zusammengeschrumpft, und das Spiel kann in absehbarer Zeit von neuem beginnen.

Bemerkenswert sind die Mittel und Wege, deren sich die tonangebenden Pariser Firmen, die Worth, Pinget u. a. bedienen, um eine neue Mode zu „kreieren“. Die Mittelsperson, welche die neueste Erfindung eines genialen Schneidermeisters dem Publikum vor Augen führt, ist die „grande cocotte“ und die Primadonna der großen Bühnen. Sarah Bernhardt galt lange Zeit nicht nur als die tonangebende Bühnenheldin, sondern auch als die Modeheldin par excellence. Ihre Garderobe war Gegenstand tiefsinniger Betrachtungen über das Problem der Mode in der Presse; von ihrem Auftreten, von der Art, wie sie die „nouveautés“ lancierte, hing das Schicksal der Mode ab. Neuerdings ist die „grande cocotte“ mehr und mehr Alleinherrscherin im Reiche der Mode geworden. Diese „Mitarbeiterinnen“ der Konfektion werden rudelweise von den großen Firmen auf die Boulevards, Rennplätze, in die Salons und Theater geschickt, um Stimmung für die neueste Spottgeburt der Mode zu machen. Gelingt es, die Masse der Damen der ganzen und halben Welt zu gewinnen, so ist die Mode „durch“. Manchmal schlägt das Experiment auch fehl — es gibt überall Imponderabilien — und das Erfindergenie des Schneiders hat sich auf ein anderes Sujet zu konzentrieren.

Während der „kritischen Tage“, wenn das Schicksal einer neuen Mode entschieden wird, lungert ein ganzes Heer von Konfektionären aller Länder in Paris herum, um seinen Profit aus dem großen Reigen zu ziehen. Es werden die gangbarsten Modelle und Stoffe angekauft, um in der Heimat zum Nutzen und Frommen des kaufenden Publikums nachgemacht zu werden. Einen ähnlichen Verlauf nimmt natürlich auch das Geschäft in der Herrenkonfektion, dessen Mittelpunkt sich dank der rührigen Tätigkeit des verflossenen Prinzen von Wales von Paris nach London verschoben hat. —

Der Unternehmer muß immer das Neueste seiner Kundschaft vorlegen können, will er sich im Konkurrenzkampf halten. Denn die Kaufneigung des Publikums wächst in dem Grade, wie das neue Angebot kleine Abweichungen gegenüber den früheren aufweist. Diese Schwäche des Publikums weiß der umsichtige Unternehmer aber noch in anderer Beziehung auszunutzen, dadurch, daß er seiner Ware durch allerlei Tricks ein wertvolleres Ansehen gibt, als sie in Wirklichkeit hat. Der kostbarste Stoff und die komplizierteste Form kann unter Wahrung aller Äußerlichkeiten in Talmi nachgebildet und dadurch auf ein Minimum des ursprünglichen Preises reduziert werden. Nun ist es aber eine bekannte Eigenart der Mode, daß sie an Bedeutung und Wert verliert, sobald sie in minderwertiger Ausführung nachgeahmt wird. Dieser Umstand hat zur Folge, daß diejenigen Schichten, die um jeden Preis den Ton angeben wollen, immerfort gezwungen werden, Abänderungen und Umgestaltungen an ihren Bedarfsartikeln zu ersinnen. Kaum hat sich in den oberen Kreisen eine neue Mode eingeführt, so macht sie auch schon eine sozial tiefer stehende Schicht zu der ihrigen und die Jagd nach neuen Formen setzt abermals ein. So sind sämtliche Krawattenformen, die der Prinz von Wales seinem Erfindungsgenie abgerungen hat, allmählich ins Volk gedrungen, was den hohen Herrn unausgesetzt zu neuen und schöneren Leistungen angespornt hat. Die Mode kennt weder Rast noch Ruhe, sie ist die große Gleichmacherin unserer Zeit, die den individuellen Geschmack nivelliert, die aber auch den König in das Kostüm des Bürgers steckt, und den Bürger in das des Königs.

* * *

Wir hatten im vorstehenden die Mode als den Ausdruck bestimmter Wirtschaftstendenzen, als einen Faktor im Wirtschaftsleben betrachtet. Es hieße aber die Kette der kausalen Zusammenhänge der Erscheinungen des Lebens gewaltsam zerreißen, wollte man sich mit diesem Erklärungsversuch schlechthin begnügen. Die Mode ist ein wirtschaftlicher Faktor geworden infolge der eigenartigen Verschiebungen im modernen Wirtschaftsleben. Während zur Zeit der Bedarfsdeckungswirtschaft produziert wurde, um ein bestimmtes Bedürfnis zu decken, produziert die kapitalistische Wirtschaft, um die Produkte möglichst vorteilhaft abzusetzen. Wie alle Gebrauchs- und Luxusartikel, so wurde auch das Kostüm in den Bannkreis der kapi-

talistischen Untersuchung gezogen, durch die Mode wurden immer von neuem Erwerbsmöglichkeiten geschaffen und Absatzquellen erschlossen.

Die moderne Wirtschaft hätte indessen eine Erscheinung wie die Mode nicht zeitigen können, wenn nicht im Menschen das Bedürfnis eingepflanzt wäre, sich zu schmücken, und zwar zu dem ausgesprochenen Zweck, dem anderen Geschlecht zu gefallen. Die Natur arbeitet mit ungewöhnlich raffinierten Mitteln, um die Art zu erhalten, das Einzelindividuum zu seiner Fortpflanzung anzureizen. Sie läßt ihn die Wollust der Vereinigung ahnen, indem sie ihm die Qualen des Alleinseins auferlegt. Sie stattet das Weib mit den Reizen aus, die der Mann nicht besitzt, auf daß es ihm begehrenswert erscheine und er es sich aneigne. Das Geschlechtsverlangen ist eine Art Schönheitsbedürfnis, wie ja die Idee der Schönheit aus dem Gegensatz der Geschlechter geboren ist. (Vgl. hierzu meinen Artikel „Das Schönheitsproblem" im „Türmer". Oktober 1902. Heft 1.)

Die Natur schmückt sich im Frühjahr, der Boden gleicht einem tausendfarbigen Teppich, Blumenduft durchzieht die Lüfte, aller Lebewesen bemächtigt sich die Sehnsucht nach dem anderen Geschlecht. Das ist die Zeit der Empfängnis. Die Tiere des Feldes, die Vögel in den Lüften schmücken sich, um teilzunehmen an dem Liebesrausch. Und der Mensch? — Wenn in ihm die ersten Triebe erwachen, erwacht auch seine Eitelkeit. Das schillernde Federkleid des Vogels, das prächtige Fell des Raubtiers, das ihm die Natur versagt hat, eignet er sich an, um sich damit zu schmücken. Zuerst ward das Schmuckstück, dann das Kleidungsstück, das Gewand. Der Wilde bemalt seinen Körper und schmückt sein Haar mit Federn und Blumen, um dem Weibe seiner Wahl zu gefallen. Der Schmuckgegenstand erfüllt den Zweck, die Reize des Körpers zu erhöhen; das Gewand, sie zu verdecken. Überall, wo die Kultur festen Fuß gefaßt hat, werden die natürlichen Verhältnisse verschoben. Zunächst wurden die Körperformen mit einem nüchternen Gewand bedeckt, dann das Gewand, um die verloren gegangene Wirkung wiederzuerlangen, mit Flitterkram und Schönheitspflästerchen behangen — eine merkwürdige Verschleierung und Umwertung des Schönen in der Natur. Der moderne Mensch hat sich nun einmal daran gewöhnt, das zu begehren, was er nicht sieht. Die Kleidung ist das Mittel, die Reize des einen Geschlechts zu verdecken, um die Begierden des anderen anzustacheln. Wir können, namentlich am weiblichen Kostüm der neueren Zeit, zwei Tendenzen beobachten: die Verheimlichung und das scheinbare Gegenteil: die starke Betonung der sog. sekundären Geschlechtsmerkmale, des Busens, des Gesäßes, des Beckens. Das Korsett dient dazu, die Einschnürung zwischen Brust- und Bauchpartie bis aufs äußerste zu steigern, das Becken möglichst umfangreich zu gestalten und die Brüste ungeheuerlich zu karikieren. Ein derartig gepanzertes Wesen erinnert kaum noch an den Typus Weib, aber dennoch ist durch die starke, wenn auch ungeschickte Betonung dessen, was dahinter steckt, der Zweck, die Begierden zu reizen, erfüllt. Dieser wird weiter vervollkommnet durch das überflüssigste aller Klei-

dungsstücke: den Hut, der ein besonderes, von Witzblättern mit Vorliebe bearbeitetes Kapitel der Bekleidung der europäischen Eingeborenen darstellt. Er dient in seiner gegenwärtigen Fassung mehr als Folie, als Hintergrund der mehr oder weniger schönen Larve, die sich darunter verbirgt.

Doch genug von diesem Thema, das den Männern viele luxuriöse Emotionen bereitet, aus den wenigen Bemerkungen dürfte sich der sexuelle Untergrund des Kostüms scharf genug abheben. Eine Mode, die etwas verdeckt, um es zu betonen — ein scheinbares Paradoxon — hat immer Aussicht auf einen längeren Bestand, mag sie auch noch so verrückt sein. Ich erinnere an das „cul", das ein künstliches Polster jenes unaussprechlichen Körperteils bildete, das sich trotz aller Anfeindungen und Bespöttelungen wie eine bösartige Infektionskrankheit von einer Saison in die andere hinüberschleppte. Und selbst die Krinoline, die allerdings weniger die Reize des Weibes, als ein „fait accompli" zu verbergen hatte, erfreute sich einer ungewöhnlichen Lebenszähigkeit. Diese Moden sind schließlich „unmodern" geworden, nicht weil sie sich überlebt haben, sondern weil die Bekleidungsindustrie sich lieber solchen Neuerungen zuwendet, die Aussicht haben, bald wieder in Vergessenheit zu geraten. In dieser Beziehung erscheint mir der bereits erwähnte trichterförmige Ärmel besonders bemerkenswert. Er ist ein dankbares Probierobjekt, das durch geringfügige Änderungen seine Form fortwährend und gründlich verändern kann. Nach dem letzten Mode-Ukas sind die Aufbauschungen der Ärmel zu bloßen „Wischtüchern" an den Handgelenken unserer Schönen zusammengeschrumpft. — —

Was wird weiter folgen? Wird das tolle Spiel der Mode fortgesetzt werden? oder werden sich feste Kostümformen, wie sie uns das sog. Reformkleid ahnen läßt, die im Einklang mit den Körperformen stehen und dem individuellen Geschmack zugleich Spielraum gewähren, herausbilden? — Wenn ich die Modetorheiten der letzten zehn Jahre Revue passieren lasse, dann will es mich schier bedünken, als ob der „Modeteufel" sich auf der soliden wirtschaftlichen Basis der Konfektion erheblich wohler fühle, als zu anderen Zeiten, die weniger ökonomisch dachten.



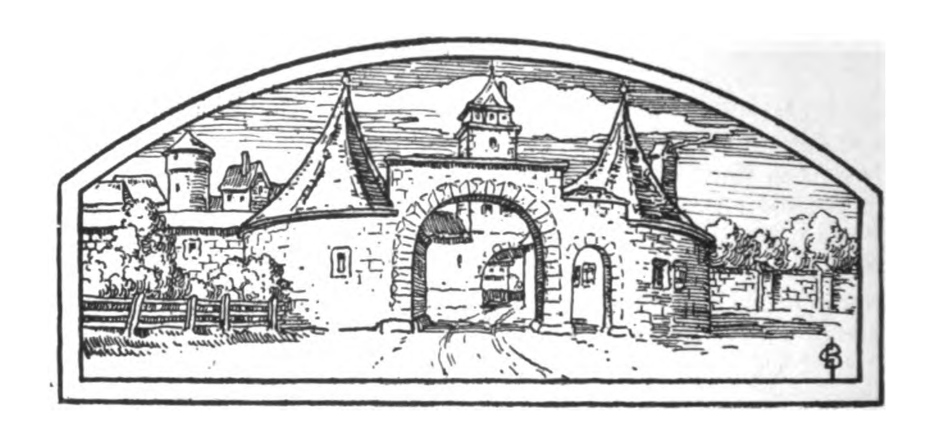
Der Mensch.

Von

Marie Freifrau von Malapert.

Wie klein der Mensch, vergänglich, schwach und arm,
Wie nichtig ist das kurze Erdenleben,
Und doch — wie Großes kann ein Mensch erstreben.
Wie ist ein Menschenherz oft reich und warm!
Und zu dem Höchsten kann es sich erheben
Und kann die Gottheit denken, die es schuf.
Wie wichtig ist das flücht'ge Erdenleben,
Wie groß der echte Mensch und sein Beruf!





Heimatduft.

Skizze von Bernh. Westenberger.

„Also sechs Monate Gefängnis“ ...

Es war der letzte Fall. Der Amtsgerichtsrat klappt die Akten zu und schaut müde über die Brille auf die Angeklagte, ein junges, verlottertes Weib. „Hat die Verurteilte gegen das Urteil etwas zu sagen?“

Sie wirft einen suchenden Blick in das nach dem Ausgang drängende Publikum und schüttelt dann den Kopf. Der Richter nimmt die Brille ab, und halb zu den Kollegen gewendet spricht er vor sich hin: „Die alte Geschichte ... Blutjung vom Lande in die Stadt gekommen. Vom Schatz angeführt ... Kind ausgesetzt ... Gefängnis ... Unter Kontrolle ... Ein Dutzend Polizeistrafen ... Arbeitshaus ... Und jetzt einem Schläfer die Uhr geraubt ...“ Er steht auf und wendet sich zu dem jungen Weibe: „Das ist der Weg zum Zuchthaus. Überlegt Euch das!“

Sie zuckt keck mit den Achseln.

Alles bricht auf.

„Die ist ausgesotten“, meint der Staatsanwalt zum Richter im Vorbeigehen. — — — — — — — — — — — — — —

Der Zellenwagen rollt über das Pflaster. Sie kauert in der Ecke und stiert in das Dunkel. Nebenan trommelt eine Insassin wider die Holzwand. „He, wie geht's?“ Sie gibt keine Antwort. Der Durst ... Der Gaumen brennt ihr. Sechs Monat ... Jeden Morgen der Buchweizenbrei ... Das Futter! Die Schufterei Tag für Tag ... Hängen — das wär' das Gescheitste.

Sie brütet vor sich hin. Straßenlärm, Rädergerassel, Gesumm — da, sie fährt zusammen, dicht an der Außenwand schrilles Geklingel — die „Elektrische“.

Vielleicht fährt e r jetzt vergnügt vom Gericht in seine Kneipe am Fischertor. Sie springt auf, um durch die Wagenluke zu sehen, aber sie ist

zu hoch oben. Nur ein fahler, flackriger Schimmer. Dennoch meint sie ihn zu sehen — er lacht!

Er hat gut lachen — sie hat ihn nicht verraten. Ja, sonst...

Gleich wird er beim Bier sitzen. Sie sieht das schäumende Glas vor ihm. Wie er's hinunterstürzt! Und jetzt ruft er die Keller-Marie herein. Nichts hätt' man ihr heut beweisen können, wenn das falsche Mensch nicht geschwätzt hätte.

Sie tritt voll Wut wider die Tür. „Na, wart! Die sechs Monat gehen um, und dann ..." Sie greift mit aufgekrallten Fingern in die leere Luft.

Sie kauert sich wieder in die Ecke. Von unten schallt's hohl herauf. Sie fahren über die Brücke. Also sind sie schon am alten Gefängnis vorbei. Wohin geht's denn?

Draußen wird es stiller. Nach dem neuen Gefängnis wahrscheinlich. Das soll weit sein... Was ihr dran liegt — einerlei.

Das Pferdegetrapp wird dumpf. Immer fort... Sie duselt vor sich hin. Die Augen fallen ihr zu. — — — — — — — — —

Als sie aufwacht, hat sie der Wachtmeister am Arm und schüttelt sie. „Aussteigen!"

Sie ist ganz taumelig vor Schlaf. Der Wagen hält auf der Landstraße. Eine gefällte Pappel sperrt den Weg.

Der Wachtmeister schimpft mit einigen Arbeitern. Sie müssen die letzte Strecke bis zum Gefängnis zu Fuß gehen.

„Vorwärts! vorwärts!" Der Wachtmeister treibt den kleinen Trupp Weiber vor sich her. „Nicht lang gegafft!"

Es ist Abend. Noch ganz schlaftrunken gähnt sie und gähnt wieder.

Da — wie sie in vollem Zuge die Luft einzieht, wird ihr so eigentümlich. Etwas Fremdes, das sie doch kennt — einmal früher gekannt hat. Sie schnauft noch tiefer und hebt den Kopf hoch.

Links und rechts vom Wege weite Wiesen. Man hat gemäht, und was so duftet, ist das frische Heu, über das die weiche Abendluft zieht.

Sie geht langsamer und atmet von neuem auf, tiefer und tiefer, mit offenem Munde, und mit großen, starren Augen schaut sie umher. Die weite, weite Wiese — das ganze Tal hin. Und da hinten das Dunkle? Das ist Wald — Wald! Darüber der Himmel — goldenrot und oben lichtblau. Und da leuchtet die blendende Scheibe — die Sonne! Da huscht's an ihr vorbei und zwitschert — — — Schwalben! Und was so rauscht, das ist der Bach... Dort über das Wehr schäumt das Wasser... Da rote Dächer unter lauter Grün — das Dorf!

„Vorwärts! Was gibt's da herumzustehen!"

Wie im Traume geht sie weiter.

Zwei Dorfmädchen, den Rechen über der Schulter, kommen lachend und schwatzend den Wiesenpfad her auf die Straße zu.

Sie hört, wie die eine sagt: „Guck da!", und beide bleiben stehen, gucken und lachen nicht mehr. Heiß steigt ihr das Blut zu Kopf, und sie geht noch rascher auf das schwarze eiserne Tor hin.

Der Wachtmeister schellt.

Sie dreht sich um und blickt scheu und wirr zurück. Wieder trägt ihr der Wind einen Schwall des süßen Duftes zu. Da schlägt sie die Hände vor das Gesicht.

„Was hat sie denn, he!?“

Da deutet sie mit der Hand auf den Wiesengrund und stammelt: „So war's daheim — ganz so . . .“

Das Tor rasselt auf. Alle gehen hinein, nur sie steht noch da und schluchzt.

Der Wachtmeister wartet verwundert einen Augenblick. Dann nimmt er sie ruhig bei der Hand: „Kommt jetzt!“

Und das Tor wird hinter ihr geschlossen.



Der letzte Gang.

Von

Prz. E. von Schönaich-Carolath.

Wie dieser Gang begonnen,
Weiß kaum die liebe Sonnen,
Vielleicht, daß es ein Mägdlein wüßt',
Die mich zu Nimmerlassen
Auf morgenhellen Gassen
Beim Ausmarschieren hat geküßt.

Die Mutter fuhr vom Schragen:
Durchs Land die Trommeln schlagen,
Das deutet Krieg und Völkerbrand.
Den Buben soll ich geben,
Damit die Fürsten leben;
Der Antichrist, hilf Herr, nimmt überhand.

Mein Liebchen zerrte bange
Am Klosterpfortenstrange:
Daß meinen Schatz kein Tod mir nimmt,
Will ich ein Nönnlein werden,
Will beten fromm auf Erden,
Solang das ew'ge Lichtlein glimmt.

Als jener Pakt geschlossen,
Lag ich, mit Mann und Rossen,
Auf Torwacht zu Brabant.
Im Rausch der Weinkrugsgötter —
Fahr hin, du Frauenspötter —
Erstach ich meinen Leutenant.

Die Schuld soll ich begründen?
Herr Feldobrist, mein' Sünden
Büßt lebenslang ein Mägdelein.
Will nicht des Namen nennen,
Er mög' durchs Volkslied brennen,
Mög' lauten Nievergeßichdein.

Drei große Trommeljane
Gehn vor umflorter Fahne;
Das Volk die Schiebefenster lüpft,
Will schauen, wie zur Schande
Auf einem Haufen Sande
Der Blondkopf mir vom Rumpfe schlüpft.

Schon winken fromm und heiter
Von goldner Jakobsleiter
Viel Englein mir voll Zuversicht.
Bitt, Kapuzinerpater,
Für mich zum ew'gen Vater;
Ein schlimmer Landsknecht war ich nicht.





Strafrechtsreform.

I.

Wir stehen vor einer Reform des Strafrechts. Sowohl für das materielle Strafrecht wie für das Strafprozeßrecht sind vom Reichsjustizamt eingesetzte Kommissionen zur Erledigung der Reformvorarbeiten eifrig tätig. Die Reform des Strafprozeßrechts wird zuerst in Angriff genommen werden, womit nach meiner unmaßgeblichen Ansicht leider das Pferd von hinten aufgezäumt, eine gründliche Reform, eine Reform im Kern und Grund verhindert ist.

Unser geltendes Strafrecht ist zweifellos veraltet, wie eben jedes Recht, wenn das Leben weiterschreitet, wenn Arbeits- und Verkehrsverhältnisse, Existenzbedingungen, Sitten, gesellschaftliche und politische Anschauungen sich ändern. Nun hält es den strengen Anforderungen des heutigen sozialen und wirtschaftlichen Lebens und der heutigen Wissenschaft nicht stand.

Diese heutige Wissenschaft ist fatalerweise in ihren Anschauungen über die Begriffe Verbrechen und Strafe in zwei feindliche Lager gespalten.

Auf der einen Seite die klassische Strafrechtsschule, die Mutter des zurzeit geltenden Strafrechts. Sie sieht in dem Verbrechen die Äußerung eines freien, verantwortlichen Willens, der die Wahl hatte, gut oder böse zu sein, und eben nicht gut sein wollte. Und sie sieht in der Strafe die gerechte Vergeltung, die „Sühne", die Zufügung eines Übels für ein begangenes Übel.

Auf der anderen Seite eine geschlossen anrückende Phalanx von Gelehrten und Praktikern des Strafrechts aller zivilisierten Länder, die Internationale Kriminalistische Vereinigung, die „J. K. V.", am 1. Januar 1889 von v. Liszt, Prins und van Hamel begründet und seitdem in Wort und Schrift und in den periodischen Kongressen, internationalen wie speziell deutschen, unermüdlich tätig.

Die Mitglieder und Anhänger der J. K. V. stellen sich jenseits von gut und böse. Sie weisen den Gedanken der gerechten Vergeltung ab, weil Gesetzgeber und Richter einer solchen Anforderung doch nie „gerecht" werden können, weil es außerhalb der menschlichen Macht steht, in das Herz des Verbrechers

zu sehen, es also immer unmöglich bleiben wird, die Strafe der „Schuld“ anzugleichen.

Hier setzen die Religionen mit der Lehre von der ewigen Vergeltung ein; „die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten“.

Die J. K. V. sieht in dem Verbrecher nicht das Resultat eines frei und voll verantwortlich sich für das Böse entscheidenden Willens, sondern das notwendige Produkt des sozialen Milieus, der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwelt, in der der Verbrecher aufgewachsen ist (soziologische Schule), oder das notwendige Produkt der unterwertigen Persönlichkeit, die der Verbrecher körperlich und geistig darstellt (anthropologische Schule).

Einig ist man jedenfalls über den Zweck des Strafrechts als staatlicher Institution:

Der Staat soll Strafdrohungen aufstellen, um Rechtsgüter, d. i. vom Recht anerkannte materielle und ideelle Güter der Gesellschaft und des einzelnen vor rechtswidrigen Angriffen zu bewahren. Wann soll aber das Strafrecht als Schutz für diese Güter eintreten? Hier ist als Grundsatz aufzustellen: Das Strafrecht hat als Schutzmittel gegen Angriffe auf Rechtsgüter nur da Anwendung zu finden, wo andere Schutzmittel, wie z. B. gesellschaftliche Zucht, Selbsthilfe, Privatrecht nicht ausreichen. Wie eine Nation im Kampfe gegen eine feindliche Nation zuerst alle nur erdenklichen Mittel (diplomatische Verhandlungen, Retorsion, Repressalien) versucht, ehe sie das Schwert des Krieges in die Hand nimmt, ebenso muß das Strafrecht im Kampf des Staates gegen das unsoziale Verhalten, d. i. gegen das Verbrechen, das letzte äußerste, das subsidiäre Mittel sein.

Ist aber dieser Grundsatz der Subsidiarität des Strafrechts im geltenden Recht konsequent durchgeführt? Leider nein. Wir haben uns an den Gedanken gewöhnt, daß alles, was unangenehm auffällt, mit öffentlicher Strafe belegt werden müsse. Wir begegnen im heutigen Strafrecht auf Schritt und Tritt Drohparagraphen, die sich im heutigen Leben und Verkehr ausnehmen wie unbeholfene, gepanzerte Ritter, die entweder lächerlich, komisch oder geradezu hemmend, vernichtend wirken und bei ihrem blinden Zuschlagen den eigentlichen Zweck des Strafrechts, den Schutz der Rechtsgüter, glänzend verfehlen. Keine Rechtsmaterie sollte enger in Fühlung mit dem Empfinden des Nichtjuristen stehen als gerade das Strafrecht. Es gibt im bürgerlichen Recht eine Parallele: das Ehe- und Familienrecht.

Wenn auch das Bürgerliche Gesetzbuch die Erwartungen des Volkes bezüglich der Gemeinverständlichkeit grausam getäuscht hat, vom Strafrecht, das sich nicht wie das Zivilrecht in Tausend und Abertausend Äderchen juristischer Kasuistik verzweigt, kann und muß verlangt werden, daß es ein volkstümliches Recht sei.

II.

Das künftige Strafrecht wird volkstümlich sein, wenn es sozial ist. Soziale Gedanken werden, wie in alle Gebiete des Lebens und der Rechtsordnung, so auch in das Strafrecht ihren Einzug halten, wie ich in der kleinen Schrift „Soziales Strafrecht, ein Prolog zur Strafrechtsform“, erschienen bei C. H. Beck in München, gemeinverständlich auszuführen versuchte.

Wir erkennen jetzt den Verbrecher als eine soziale, heilbare Krankheit. Wir verlangen Abschaffung der kurzzeitigen Freiheitsstrafe und soziale Besserung des Verbrechers durch langdauernde Erziehungsstrafen. Wir fordern

Unschädlichmachung, Isolierung der verbrecherischen, unsozialen Elemente von der Gesellschaft. Die Gesamtheit steht im Vordergrund solcher Betrachtungen. Das Individuum tritt zurück. Der einzelne ist nichts, die Gesellschaft alles. Liegt aber hierin nicht auch eine Gefahr? Gibt es keine Grenze? Kann nicht das Ideal zum Idol, der Gott zum Götzen werden? Schon verlangen einzelne Stimmen weit mehr als Isolierung, als Unschädlichmachung des unsozialen Individuums. Man fordert Ausrottung des Gezüchts, des ganzen Geschlechts der Verbrecher. Man versteigt sich zur Anempfehlung von Radikalmitteln, wie staatliche Kindstötung, Eheverbot usw. usf. Gewiß sind das tolle Utopien, für eine verantwortliche Mehrheit unannehmbar, aber sie sind vorhanden, sie werden ausgesprochen und nachgesprochen. Der linke Flügel der Soziologen und Anthropologen unter den Kriminalisten sieht in der staatlichen Zukunftsstrafe überhaupt nur noch eine Verwaltungsmaßregel. Man vergißt vollständig, daß durch das Moment der Abschreckung zum Schutze der menschlichen Rechtsgüter auch die soziologische Strafe immer noch „Strafe" bleiben wird, bleiben muß und eben nicht bloße Maßnahme werden darf. Auch das kommende Strafrecht muß dem Verbrecher als einem Verbrecher gegenübertreten. Das Individuum darf nicht Objekt, nicht „Gegenstand" der staatlichen Strafbehandlung werden.

Hier liegt also eine Gefahr! Die Macht des Staates wächst unter der Durchtränkung des anfangs scheinbar staatsfeindlichen Sozialismus ins Ungeheure, Bizarre. Das Individuum wird vor dem anschwellenden Koloß der sozialen Staatsidee kleiner und kleiner, bis es sich in Null auflöst. Und diese Entwicklung wird sich notwendig auch in der heutigen wie künftigen Beantwortung der Prinzipalfragen des Strafrechts äußern. Denn politische Ideen und strafrechtliche kommunizieren unterirdisch miteinander. Der soziale Staat, zur vollen Herrschaft und Machtentfaltung gelangt, wird die Neigung haben, dieselbe Rigorosität gegenüber dem „Genossen" einzunehmen, wie einst der absolute Herrscher gegenüber dem „Untertan", dem „Er", der „Kanaille", und wie einst die Kirche gegenüber ihrem „Schäflein".

Jetzt, wo wir mit der Behandlung des Verbrechers soziale Besserung, soziale Unschädlichkeit erzielen wollen, ist da nicht die Versuchung gegeben, die jetzigen hiebei etwas lästigen Rechte und Einreden des „Angeklagten" anzuzweifeln, anzugreifen, über Bord zu werfen? . . .

Wer hat nun gegen diese Gefahr mobil zu machen? Welche Mächte sind berufen und kompetent, die Selbständigkeit des angeklagten Verbrechers im Strafprozeß der Zukunft zu schützen? Es sind dieselben Mächte, die in der Politik den Konstitutionalismus, in der Kunst den Individualismus, in der Wissenschaft die Voraussetzungslosigkeit zu schirmen haben.

Es sind alle diejenigen Elemente des deutschen Volkes, die die Idee des freien Menschen gegen jede Vergewaltigung, von welcher Seite sie auch kommen möge, kraftvoll und hartnäckig verteidigen werden. Diese Mächte haben den Rechtsstaat geschaffen, sie haben die Idee der „Menschenrechte" verwirklicht. Sie haben im Kampfe gegen jedes übermächtige „Prinzip" das Recht des Individuums gefestigt. Und sollte das neue Prinzip, „der Sozialismus im Strafrecht" mit seiner Betonung der Gesamtheit gegenüber dem kleinen „Ich" eine ähnliche Beschränkung und Schlechterstellung bedeuten, wie einst die römische Kirche und der landesherrliche Absolutismus, dann werden jene angedeuteten, nie ganz unterdrückbaren Mächte den Überflutungen

dieses herrschsüchtigen Prinzipes einen Damm setzen und eintreten für die Freiheit und Menschenwürde des einzelnen im Strafrecht gegen das Strafrecht.

Dr. jur. Fritz Auer-München.



Die Kunstausstellungen dieses Sommers.

In den letzten Jahren ist häufig die Ansicht ausgesprochen worden, daß in unserm Ausstellungswesen bald ein Wandel eintreten werde, indem die großen Bildermärkte mehr und mehr den kleineren Elite-Ausstellungen weichen. Bis jetzt ist von diesem Umschwung nichts zu bemerken. Ja die großen Ausstellungen nehmen in Deutschland in fast unheimlicher Weise nicht nur an Umfang, sondern auch an Zahl zu. Die Sezessionen in Berlin und München tun dem Landesausstellungsgebäude und dem Glaspalast keinen Abbruch, Dresden fährt fort, in jedem zweiten oder dritten Jahre die Kunstfreunde zu einer internationalen Ausstellung einzuladen, und Düsseldorf ist durch den alle Erwartungen übersteigenden Erfolg von 1902 ermutigt worden, es ihm gleichzutun. Diesmal sind die beiden letzten Städte sogar gleichzeitig auf den Plan getreten. Und wirklich scheinen alle vier Ausstellungen recht gut nebeneinander bestehen zu können. Die Reichshauptstadt ist groß genug, um eine genügende Besucherzahl selbst stellen zu können, in München nehmen die zahllosen Alpen- und Italienfahrer gern Aufenthalt, Dresden ist dank seiner Sixtinischen Madonna noch immer einer der gepriesensten Wallfahrtsorte für die Kunstfreunde aller Länder, Düsseldorf aber scheint sich immer mehr zum geistigen Zentrum des reichen Westens herausbilden zu wollen. Es hat einen starken Rückhalt an den Industriellen des Rheinlandes und liegt sehr günstig als Durchgangspunkt von Paris nach dem Osten, von den Niederlanden nach dem Süden und als Ausgangspunkt für die Rheinreise.

Wertabmessungen zwischen den großen Ausstellungen in Berlin und München auf der einen, den andern beiden auf der andern Seite vorzunehmen, ist eigentlich unzulässig und überhaupt nur möglich, wenn man jenen Absichten unterschiebt, die sie sicher nicht gehabt haben. Nach dem Vorbilde der Pariser Salons entstanden, wollen sie wie diese in der Hauptsache einen Überblick über die Erzeugnisse des Jahres bieten, aus denen sich jeder das ihm Zusagende aussuchen kann. Und da es in der preußischen wie der bayerischen Hauptstadt eine genügende Anzahl Künstler gibt, deren Leistungen sie zur Teilnahme an einem öffentlichen Wettbewerb berechtigen, so ist das Bedürfnis für diese Bildermärkte erwiesen. Will man über sie schreiben, so muß man auch den richtigen Maßstab anlegen. Wiederum ist allerdings auch das Bedürfnis vorhanden, daß dem Publikum alle paar Jahre einmal eine Auswahl des Besten aus allen Ländern und längeren Zeiträumen gezeigt werde. Die vielgerühmte Berliner Ausstellung des Vorjahres aber war ein Kompromiß. Auf der einen Seite eine Sammlung französischer, belgischer und amerikanischer Werke aus einer ganzen Reihe von Jahren, auf der andern die zufällige



Berliner Jahresproduktion, das verwirrte die Begriffe nicht nur beim Publikum, sondern selbst bei den Kritikern: Will man also durchaus Vergleiche zwischen den Städten ziehen, so können sie nur die dort entstandenen und nicht die dort ausgestellten Kunstwerke umfassen.

Nach diesen einschränkenden Bemerkungen aber können wir ruhig gestehen, daß die Ausstellungen in Düsseldorf und Dresden weitaus interessanter sind als die übrigen, selbst als die erste Ausstellung des neuen Künstlerbundes in München. Ihre Leiter haben sich nicht nur alle erdenkliche Mühe gegeben, die besten Kräfte heranzuziehen, sondern den Veranstaltungen durch historische Abteilungen noch einen besonderen Reiz verliehen. Die Düsseldorfer kunsthistorische Abteilung sollte ursprünglich eine Ergänzung derjenigen von 1902 werden, indem man den herrlichen Erzeugnissen der Plastik und des Kunstgewerbes nunmehr die Werke der Malerei anreihte. Später aber wurde der Plan dahin erweitert, daß neben den eigentlich rheinischen Gemälden auch Werke anderer Schulen aus rheinischem Privatbesitz ausgestellt werden sollten, und schließlich war man weitherzig genug, auch solche Werke aus ganz entlegenen Städten wie Brüssel, Hamburg, Berlin, Wien aufzunehmen. Was dadurch an Einheitlichkeit und zum Teil auch an Qualität verloren ging, wurde an Abwechslung und damit an Anziehungskraft für die weiteren Kreise der Kunstfreunde reichlich ersetzt. Gerade die Sammlungen des Fürsten von Wied und des Herzogs von Arenberg, die mit dem ursprünglichen Gedanken in fast gar keinem Zusammenhang stehen, werden jetzt am meisten bewundert. Die köstlichen Schätze der ersteren waren aber auch den meisten Kennern bisher verborgen geblieben. Das größte Entzücken erregen die Werke des sonst nur als Buchmaler bekannten Simon Marmion aus Amiens, die Längsseiten vom Schreine des heil. Bertin, dessen Schmalseiten sich in London befinden. Liebenswürdiges Erzählertalent, scharfe Beobachtung und glutvolle Farbengebung vereinigen sich hier mit einer Kenntnis der Perspektive und einer Kunst in der Darstellung malerischer Durchblicke, wie wir sie nur unter den allerbesten flandrischen Malereien finden. Weit bekannter ist die Arenbergsche Sammlung, die nicht weniger als 37 Werke, Gemälde, Bücher mit Miniaturen und Tapisserien, darunter Hauptstücke wie den fröhlichen Zecher von Frans Hals, geliehen hat.

In Dresden werden unsere Kenntnisse von der Malerei des 19. Jahrhunderts in vielen Beziehungen wertvoll ergänzt. Es ist ja bekannt, daß von allen Perioden der Kunstgeschichte die uns am nächsten liegenden am schwersten zu überschauen sind. Wir haben bei der Geschichte des 19. Jahrhunderts zunächst doch immer die in den öffentlichen Sammlungen befindlichen Werke im Auge und bedenken nicht, daß von diesen meist die dem Zeitgeschmack entsprechenden und nicht die ihm vorauseilenden Werke gekauft worden sind und daß die Künstler sehr oft nicht in den großen, für Ausstellungen und Museen bestimmten, sondern in den kleineren Werken ihr Eigenstes gegeben haben. Hier in Dresden sehen wir, daß manche geringschätzig behandelten Meister wie Ary Scheffer im Porträtfach Bewundernswertes geleistet haben, daß Historienmaler, deren theatralische große Werke uns heute kaum mehr erträglich sind, vor der Natur Studien gemacht haben, die denen der allermeisten Heutigen mindestens ebenbürtig sind, und daß es doch vielleicht ehrenvoller ist, an großen Aufgaben zu scheitern, als ihnen aus dem Wege zu gehen. Wir sehen aus Overbecks Familienbildnis, wie ernsthaft und gründlich er die Natur

studiert hat, erkennen aus Géricaults Artillerieangriff besser als aus allen seinen Werken im Louvre seine ganz ungemeine koloristische Begabung und sind überrascht, daß Couture nicht nur eklektische Riesenbilder, sondern auch reizende Genrebilder wie den Vogelsteller gemalt hat. Indem wir aber sehen, was die Meister gekonnt haben, bekommen wir auch mehr Verständnis für das, was sie gewollt haben. So revidieren wir unsere Urteile und werden vorsichtiger in der Beurteilung zeitgenössischer Werke.

Eine besondere Zierde der historischen Abteilung bilden die Möbel, Silbergeräte, Porzellangefäße usw. der Empire-Zeit. Das sächsische Hausmarschallamt, die thüringischen Schlösser und Privatbesitz haben hier außerordentlich reiches und schönes Material beigesteuert. Vielerlei zieht uns heute bei diesen Gegenständen an: das schöne Material, die gediegene Arbeit, die schlichte, vornehme Form. Vielleicht ist bei unserer Vorliebe für diese Zeit zuweilen etwas falsche Sentimentalität. Aber das ist richtig, daß die Leute, die damals lebten, etwas besaßen, was uns heute fast allen fehlt: die rechte innere Sammlung.

Die moderne Abteilung trägt in Dresden einen mehr nationalen, in Düsseldorf einen mehr internationalen Charakter. Das spricht sich schon in den Sammelausstellungen einzelner Künstler aus. Hier sind es Rodin und Zuloaga neben Menzel, dort der Bildhauer Robert Diez und die Maler Otto Greiner, Sascha Schneider, Oskar Zwintscher, denen man ganze Säle eingeräumt hat. Zuloaga neben Rodin! Mag der große Franzose es schon eigentümlich gefunden haben, daß man seinen fein und tief empfindenden, aber an Gestaltungskraft wesentlich geringeren Landsmann Bartholomé als ihm ebenbürtig feiert, so wird er hier bedenklich mit dem Kopfe geschüttelt haben. Immerhin hat eine solche Gegenüberstellung das Gute, daß sie den wahren Genius von der Augenblicksberühmtheit unterscheiden lehrt. Wenn „akademisch" heißt, daß man, statt für den Natureindruck nach adäquaten Ausdrucksmitteln zu suchen, auswendig gelernte Formeln immer wieder anwendet, so ist Zuloaga durch und durch Akademiker. Von wahrer Empfindung, von wirklicher Erfassung der Volksseele kann bei ihm keine Rede sein. Seine manuelle Geschicklichkeit ist verblüffend, das bestreitet ihm kein Mensch. Aber noch nie hat man Jongleure zu den großen Künstlern gerechnet. Dagegen Otto Greiner! Auch ihn habe ich nie für einen der ganz Großen gehalten; dafür steht er zu wenig über der Materie. Aber welche unbestechliche Ehrlichkeit, welch heißes Bemühen vor der Natur! Da gibt es keine Halbheiten und keine Kompromisse. Biegen oder Brechen. Einige seiner Aktzeichnungen (nicht alle) gehören zum Schönsten, was unsere Kunst auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Aber selbst seine farblosen, etwas gequälten Ölbilder sind mir lieber als der ganze Zuloaga. Und wieder welcher Unterschied zu Sascha Schneider, der immer auf dem Kothurn einhergeht, immer Riesiges zu vollbringen scheint und doch niemals ans Herz greift. Ob man sich als Renaissancemenschen oder als Riesen der Urzeit drapiert: Theater bleibt Theater.

Die Düsseldorfer kommen, wie gesagt, international. Fast der ganze eine Flügel ihres Palastes ist den Ausländern eingeräumt. Den bestechendsten Eindruck macht hier zunächst der von der International Society zusammengestellte englische Saal. Unter des verstorbenen Whistlers Führung, der ja auch Präsident dieser Gesellschaft war, hat sich in Großbritannien eine Bildnis- und Landschaftsmalerei herausgebildet, deren Leistungen das letzte Wort einer

vornehm zurückhaltenden Geschmackskunst auszusprechen scheinen. Die Freilichtmalerei hat nirgends eine so starke Reaktion erzeugt. Wenn wir Deutsche geneigt sind, diese Werke etwas eintönig und unpersönlich zu finden, so sollten wir darüber doch nicht vergessen, daß unsre Kunst noch eine recht hübsche Dosis von diesem Geschmacke vertragen könnte. In den französischen Sälen herrscht im allgemeinen die durch und durch solide Schule, deren Hauptvertreter Simon, Cottet, Blanche und ihre Freunde sind. Doch sind auch einige Extravaganzen von La Touche und einige impressionistische Gemälde ausgestellt. Mit großer Sorgfalt hat der Direktor des Krefelder Museums den dänischen Saal zusammengestellt. Kröyers prächtiges Bildnis des bei Lampe und Punschglas sitzenden Märchenerzählers Schandorph beherrscht ihn, Landschaften und jene wunderbar stimmungsvollen Interieursszenen, an die man bei der dänischen Schule zuerst denkt, geben im übrigen den Ton an. Neu war mir das ungemein intime Bildnis einer alten Frau von Niels Dorph. Recht gut vertreten sind außerdem Holland und Belgien. Die modernen Schweizer scheinen ganz im Banne Ferdinand Hodlers zu stehen. Ihre Bilder sind in einem viel zu kleinen Saal so ungünstig gehängt, daß die dekorativen Absichten gar nicht zur Geltung kommen. So wirkt dieser Raum auf die Mehrzahl der Besucher wie eine Art Lachkabinett.

Mitten unter den deutschen Sälen befindet sich ein kleines Zimmer, das zwischen all dem lärmenden Treiben wie eine Erholungsstätte wirkt. Hier hat Professor Öder aus seinem und fremdem Privatbesitz eine kleine Sammlung etwas älterer Bilder aufgehängt. Die verschiedensten Meister sind vertreten: Leibl, Böcklin, Menzel, Feuerbach, Segantini, Gebhardt, Knaus, Achenbach, auch einige Franzosen wie Dupré und Daubigny; religiöse und profane Malerei, dunkle und helle, breite und spitze. Aber merkwürdig! Keins stört das andere, keins drängt sich ungebührlich hervor. Es sind lauter Bilder, die als Wandschmuck für stille Zimmer berechnet sind, keine Ausstellungsbilder, die den Beschauer meilenweit heranlocken wollen.

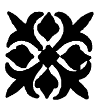
Über den Schaden, den die Ausstellungen auf die bildenden Künste ausgeübt haben, haben sich Preller in Deutschland, Millet in Frankreich und viele andere schon vor Jahrzehnten beklagt. Sie verführen zum hastigen Malen, sie lassen die Künstler sich im Format vergreifen und sie verleiten zu einem ganz unnütz breiten auffallenden Pinselstrich. Beim ersten Anblick erregen solche Werke wohl ein gewisses Interesse, in den Museen, für die sie gemalt sind und in die doch, ach! so wenige von ihnen gelangen, machen sie sich bald unerträglich, für Privatsammlungen sind sie schlechterdings untauglich. Könnte man doch einmal die Sammlung Thomy Thiéry, die den schönsten Schmuck der modernen Abteilung des Louvre bildet, nach Deutschland kommen lassen! Zwei oder drei große, noch lange nicht lebensgroße Troyon wirken dort schon fast störend, fast alle übrigen messen 40, 60, 80 cm, höchstens einmal einen Meter in der größten Dimension. Aber dieser Raum genügte den Meistern völlig, um ihre malerischen Absichten auszusprechen. Heute aber muß alles gleich lebensgroß auf die Leinwand gebracht werden. Freilich sind wir Deutschen hierin noch nicht die schlimmsten. Der eigentliche Brutherd für diese Ungetüme ist der ältere Pariser Salon, in dessen Wirrwarr die lieblos gehängten kleinen Bilder der jungen Künstler rettungslos versinken. Hervorgetan haben sich darin auch die Spanier, Italiener und Ungarn. Aber unsere Ausstellungstechnik ist doch jetzt so weit fortgeschritten, daß jedes Werk voll zu seinem Rechte

kommt. Das Tollste leistet die Münchner Scholle mit ihren maßlosen Vergrößerungen von Motiven, die als Jugend-Illustrationen ihren Zweck reichlich erfüllen würden. Wie, wenn unsere Museumsleitungen ein Abkommen träfen, daß Bilder, die eine gewisse Größe überschreiten, nur in seltenen Ausnahmefällen gekauft werden? Verführt nun das große Format zur Breitmalerei oder wird es umgekehrt gewählt, um die Kühnheit des Pinselstrichs ins rechte Licht zu stellen? In dieser Breitmalerei haben wir wohl jetzt den Rekord erreicht. Ein solches Nebeneinandersetzen dickster Striche, wie es z. B. der Stuttgarter Pleuer (Berliner Sezession, Dresden) liebt, dürfte anderswo kaum vorkommen. Alle großen Meister sind sich darin einig gewesen, daß es gelte, alles Technische so weit wie möglich zu verbergen. Das Kunstwerk solle wie ein Naturerzeugnis dastehen, so daß man gar nicht daran denke, wie es gemacht sei. So wirken auch die Werke des Velazquez in Madrid, die doch gerade von den Modernen als die höchsten Offenbarungen der Malerei gepriesen werden. Bei Trübners Reiterbildern und Postillon (Dresden, München) aber sieht man jeden Pinselstrich. Tizian, Frans Hals, Rembrandt haben in ihren reifsten und letzten Werken ein abgekürztes Verfahren eingeschlagen, zum Teil weil ihre reiche Erfahrung es ihnen gestattete, ihre Gedanken auf den einfachsten Ausdruck zu bringen, zum Teil wohl auch, weil Auge und Hand sich der Einzeldurchführung widersetzten, viele unserer Jungen aber fangen so an, ehe sie überhaupt etwas Rechtes gelernt haben. Und wenn schon diese Breitmalerei für gewisse rustikale Stoffe nicht ganz ungeeignet scheint, muß man sie dann auch da anwenden, wo sie sicher nicht hingehört, bei der Darstellung zarter Frauenschönheit, bei kleinen Interieurs und Stilleben? Seltsam ist es übrigens, daß diese Vorliebe für äußerliche Bravour in eine Zeit fällt, in der die heißeste Liebe der Kenner und Liebhaber den Primitiven, den noch nach dem Ausdruck für ihre tiefen Empfindungen ringenden Künstlern des Mittelalters, gilt. Vielleicht läßt dieser Umstand auf einen nahen Rückschlag schließen, für den auch andere Zeichen sprechen. Von dem großen Erfolg, den Greiner in Dresden hat, habe ich schon gesprochen. Auch sonst gibt es eine ganze Anzahl Künstler, die der Natur ins Innerste zu schauen und zugleich ernsthaft zu komponieren und ehrlich durchzubilden suchen. Und zwar scheint von den kleineren Kunststädten hier mehr zu erwarten zu sein als von Berlin und München.

Sollen wir nun versuchen, aus den zehntausend oder mehr Werken, die in den vier Städten ausgestellt sind, diejenigen herauszusuchen, die einen bleibenden Gewinn für die deutsche Kunst versprechen? Ich glaube, es würde ein vermessenes Beginnen sein. Aber ein paar Bilder möchte ich doch nennen, die einen tieferen Eindruck hinterlassen haben. In München hat Franz Stuck mit einem kleinen Bauernmädchen, das einen Strauß in der Hand hält („Die kleine Gratulantin“), die Befürchtungen völlig zerstreut, die sich an manche seiner letzten Werke geknüpft hatten. Arthur Kampf hat in Dresden ein ungemein schönes Stück Malerei ausgestellt, eine „Theaterloge“, bei der der Beleuchtungseffekt, die Farbenstimmung und die Modellierung der Figuren im Helldunkel gleich bewundernswert sind. Oskar Zwintscher hat in den Bildnissen seiner Frau und seiner Freunde nicht nur tiefe Seelenanalysen gegeben, sondern auch den rechten malerischen Ausdruck dafür gefunden. Die Berliner Sezessionisten sind nicht ganz so innerlich, die interessante Stellung scheint ihnen am meisten am Herzen zu liegen. Leo von König mit dem Bildnis eines

sitzenden Herrn und Robert Breyer mit einem in Rot gehaltenen Damenbildnis zeigen hier die erfreulichsten Fortschritte. Auf der großen Ausstellung ist mir Otto Seeck zum erstenmal aufgefallen, der den Maler der Berliner Kanalufer Julius Jacob bei seiner Tätigkeit höchst lebendig aufgefaßt hat. Unter den Tiermalern tritt neben Heinrich Zügel und Karl Vinnen der Düsseldorfer August Deußer mit einem durch schöne Stimmung und kräftige Malerei gleich ausgezeichneten Bilde (Pferde bei der Feldarbeit) hervor. Der Darstellung des Volkslebens, die an andern Orten schon beinahe als „altmodisch" gilt, widmet man sich besonders in Düsseldorf mit großem Eifer. Gerhard Janssen mit seinen im schummrigen Raume ihren Kaffee schlürfenden alten Weibern, Max Stern mit seiner „Niederländischen Kneipe" und Theodor Funck mit seinem alten Paar am Totenbett haben die auf sie gesetzten Hoffnungen am schönsten erfüllt. Gute Landschaften und Interieurs findet man allenthalben. Unter den Malern der letzteren möchte ich Georg Dreydorff (Dresden und Berliner Sezession) nennen, dessen Name noch wenig bekannt sein dürfte, und Max Stremel, der den Pointillismus in einer ungemein zarten und diskreten Art zur Darstellung des Sonnenlichtes in einem Innenraum verwandt hat (Patience, Berliner Sezession). Von den jüngeren Bildhauern hat sich Alexander Oppler mit einer zugleich in Berlin, München und Paris ausgestellten, ungemein großartigen Büste eines alten Fischers aus der Normandie mit einem Schlage den Besten an die Seite gestellt.

Walther Gensel.



Troilus und Cressida.

Shakespeares umstrittenstes Stück ist „Troilus und Cressida", das hellenisch-troische Königsdrama. Die Zeiten einseitig registrierender Ästhetik, die mit vorgefaßter Meinung und festen Maßstäben an die Werke herantrat und peinlich die Grenzen des Tragischen und Komischen absteckte, fand sich in dieser verwirrend mannigfachen Fülle aus Niedrigstem und Höchstem, aus Heldentum und Grausamkeit, aus Weisheit und Clownspaß, aus Jünglingsschwärmerei und dem Zynismus des Kupplers nicht zurecht. Sie sah disjecta membra poetæ darin, eine zerrissen-verwilderte dichterische Unzucht, und sie prägte schnell fertig für den Schulgebrauch die Meinung, Shakespeare habe in hämisch-greller Laune die Ilias travestieren und die griechischen Ideale in den Staub ziehen wollen.

Modernes künstlerisches Forschen liebt im Gegensatz zu solch schematischer Ästhetik ein ganz voraussetzungsloses, völlig unbefangenes Betrachten der Dichtung. Die Mischungen, wovor sich die Beckmesser der Tabulatur hilflos entsetzten, erschrecken uns nicht; gerade in ihnen sehen wir den Zusammenhang des Menschendichters mit der bunten Vielgestaltigkeit des Lebens, seine Reife, die Erscheinungen nicht nur vom einseitigen Standpunkt, sondern mannigfach gebrochen zu zeigen, und so einen weiten Erkenntnisbogen zu errichten. Und

jene Linealgrenzen zwischen dem Komischen und Tragischen sind für uns verwischt, wie sie es immer für die wahrhaft künstlerische Ästhetik waren (Lessing und Goethe und A. W. Schlegel sind des Zeuge), die vom Leben und nicht von Begriffskonstruktionen ausging.

Es war notwendig, dieses Shakespeare-Drama einmal mit ganz frischen Augen sorgsam, scharf prüfend zu betrachten; zunächst gar nicht an Homer zu denken und auch die überlieferte Anschauung von der „Ilias-Travestie" zu vergessen und nur zu versuchen, festzustellen, wie sieht Shakespeare den Stoff des Krieges zwischen Troja und Hellas an, wie erscheinen ihm die führenden Persönlichkeiten, wie entwickelt er aus ihrem Wesen und aus ihrer Verknüpfung mit den Geschehnissen ihr Schicksal? Das ist doch das Wesentlichste und die erste Aufgabe, die einem Betrachter dem Dichterwerk gegenüber zufällt. Dann erst kommen sekundäre Untersuchungen, wie das Verhältnis zu den Quellen, die Abweichungen und Übereinstimmungen sind.

Und bei solcher Untersuchung ist die Freiheit des Dichters seinem Stoff gegenüber doch heute schon eine selbstverständliche Zuerkennung.

Diese Unbefangenheit, dieses Neuschaun hat an dem vielverketzerten Werk zuerst Adolf Gelber geübt in seiner Neuen Folge Shakespearischer Probleme und er hat, um seine Resultate klarer darzubieten, eine Bühnenbearbeitung hergestellt, die etwas deutlicher, mit stärkerer Belichtung, mit Durch- und Ausblicken, den vom Dichter freilich etwas dicht verwachsenen Irrgarten der Erkenntnis uns erschließt.

Gelber bemüht sich dabei allzu konsequent, das gute Einvernehmen zwischen Homer und Shakespeare zu retten. Ihm wäre es peinlich, daß zwei Große verschiedene Wege gingen. Doch scheint das wirklich eine Frage zweiten Grades. Wir werden sie auch noch kurz streifen. Darauf kommt es an, daß uns aus der verzerrten Fratze, als die man dies Dichterwerk hingestellt, wieder der Medusenkopf mit tiefen, unergründlichen Ewigkeitsaugen ansieht, dem nichts Menschliches fremd ist und der Ideale, Lächerlichkeiten und Verworfenheiten im irdischen Spiegel zeigt und selbst über all dem schwebt.

Gelber hat — Liebe und kluges Gefühl leitete ihn — dazu die Wege gebahnt, und auf seinen Spuren finden wir Shakespeare echt und unverloren.

Shakespeare, der in alle Abgründe gesehen und bitteren Wissens voll ist, tritt hier freilich nicht als Enthusiast auf, der billige Heroldsfanfaren brusttönend auf ein imaginäres Heldentum anstimmt, aber ebensowenig produziert er sich als ein einseitig nur Gift und Galle speiender Pamphletist, als hämischer Parodist, als zerstörerischer Herostrat, der die Überlieferung einfach umdreht, und ganz und gar nicht identifiziert er sich mit dem Geiferer Thersites, wie manche Ausleger uns gern glauben machen wollen. Das heißt überhaupt Shakespeare kurzsichtig und eng auffassen, wenn man ihn mit einer seiner Personen auf eine Stufe stellt und ihn damit also selbst für befangen und einseitig erklärt. Shakespeares Verhältnis zu seinem Werk ist immer das einer überschauenden Gottheit zu einer Welt, er sieht immer wie von der Höhe eines anderen Sternes auf die so vielgliedrige Schöpfung, die er aufgebaut, in Betrieb gesetzt hat und in der nun jedes Wesen nach den ihm eingebornen Bedingungen und nach der Beeinflussung durch die Umstände seine Bahn wandelt. Da gibt es nun vielerlei Physiognomien und vielerlei Meinungen derselben Sache gegenüber — so viel Köpfe, so viel Sinne —, Großes stößt mit Kleinem zusammen, der Verständige denkt und spricht anders als die beschränkte Tor-

heit, die Begeisterung anders als die Berechnung und die Treue anders als der Wankelmut, und in manchen Geschöpfen spielen die widerstrebenden Eigenschaften widerspruchsvoll ineinander, so daß ihre Brust einen gerade für das Drama dankbaren Tummelplatz der Konflikte abgibt. Und das nun ist Shakespeares Stoff: des Lebens Überfluß, die verschiedenen Gesichte der Erscheinungen, die Hintergründe und das Unterirdische der Ereignisse zu spiegeln. Und dazu braucht er neben Erhabenem und Großem auch alle Erdenreste. Denn mit einer Variierung des Dichterwortes muß die Erkenntnis sagen: Des Lebens ungemischte Größe wird keinem Sterblichen zu teil, und mit jenem anderen: Uns bleibt ein Teil vom Erdenrest zu tragen peinlich, und wäre er von Asbest, er ist nicht reinlich.

Des Lebens Überfluß will Shakespeare spiegeln, wenn man das erst erkannt, wird man wissen, daß nicht Shakespeare aus dem Munde des Thersites schimpft, und daß nicht Shakespeare sich in der Rolle des lüsternen alten Kupplers Pandar vergnüglich versteckt, sondern man wird einsehen, daß solche Figuren eben durch ihre sittliche Minderwertigkeit Werkzeuge im Organismus der Dichtung sind, um auf dem Wege des Kontrastes oder der Negation höherer Erkenntniswahrheit unfreiwillig, unbewußt zu dienen.

In „Troilus und Cressida“ sind burleske und groteske Züge, aber der Grundton ist ein tragischer, ein pessimistischer. Die Tragödie der Affekte scheint dies Werk. Shakespeare zeichnet Menschen, die leidenschaftsverstrickt sind, die dabei (von einigen wenigen gilt das, vor allem von Hektor) mit dem Kopf klar das Bessere und Zweckmäßigere einsehen und die dabei doch nicht vom Zwang der eigenen Natur, des eigenen Blutes los können, die den Notwendigkeiten innerer Gebundenheit folgen müssen.

Ein Wort des Troilus deutet darauf:

> Oft geschieht uns, was wir nicht gewollt,
> Oft sind wir unsre eignen Teufel,
> Wenn wir des Willens Schwäche selbst versuchen,
> Zu stolz auf unsre wandelbare Kraft.

Die Affekte, die hier Treiberinnen sind, heißen Ruhmbegier und Liebe, sie sind die verwirrenden Phantome, der Menschenopfer unerhört gebracht werden. Völker gehen an ihnen zugrunde, und die Besten werden hingemäht.

Die Großgeschicke des Völkerlebens reflektiert Shakespeare hier in den Einzelgeschicken, in Troilus, dem Priamssohn, in Hektor, in Achilles.

Troilus ist „die vom Blut genarrte Jugend“, der Schwärmer, der Enthusiast, die Liebe verblendet ihm den Sinn und täuscht ihm gaukelnde Trugbilder vor. Shakespeare verspottet ihn nicht. Er malt sein Jünglingsbild voll edler Glut, voll Herzensüberschwang und Ritterlichkeit. Aber er zeigt bitter dem Ideal gegenüber die häßliche Wirklichkeit, die jene junge Hingerissenheit nicht hinter den lieblichen Schleiern erkennt, die falsche Natur der Cressida, seiner Geliebten, diese Weibchennatur voll halber Verdorbenheit, voll einer Schwäche, die nein sagt, verschämte Augen macht, und alles tut. Auch Cressida ist dabei keine Karikatur weiblicher Untreue. Im Gegenteil, ein Meisterstück weiblicher Psychologie ist sie; an sehr differenzierte, moderne Franzosen denkt man, wenn man diese Spielart ansieht, sie ist durchaus unbewußt, ihre Schwüre, ihre Versprechungen sind ganz echt gegeben, sie kann sie nur nicht halten, sie hat gar keine „Hemmungen“ und wird widerstandslos von jedem Eindruck er-

faßt. Sie schüttelt ordentlich traurig über sich selbst den Kopf, aber „was will man tun“; sie bedauert den Fernen, dem sie untreu wird, warum ist er auch fern und der andere nah. Ahnungsvoll sagt sie zum zweiten Verführer, der sie fragt, von wem das Schleifenband: „Von einem, der mich mehr geliebt, als Ihr es könnt.“

Troilus kann diese Natur nicht in ihrem ganzen Umfang erkennen, denn ihm gegenüber — das ist die natürliche Mitgift dieser Naturen, daß sie immer der Situation sich anpassen und ohne Heuchelei-Anstrengung den Ton treffen — ist sie ganz die Scheue, Keusche, Widerstrebende, die sein Schwärmergemüt in ihr begehrt.

Wir aber, die Zuschauer, kommen ihr schon näher auf die Sprünge, denn uns läßt Shakespeare sie mit ihrem ehrenwerten Oheim Pandarus, dem Kuppler, belauschen, dessen senil-lüsternen Späßchen sie ebenso gewandt zu begegnen weiß als des Troilus holder Jugendeselei. Also, Pandarus und seine Zwei- und Eindeutigkeiten sind nicht aus einem Privatvergnügen Shakespeares an Cochonerien entsprungen, wie es der kurzsichtige Betrachter glaubt, der die Szenen und die Worte isoliert sich vornimmt, statt sie als Glieder eines Zusammenhanges zu überschauen und demgemäß zu wägen, sondern Pandarus dient als Werkzeug, um klarzumachen, wie verblendet und wie in die Irre geleitet Troilus und seine jugendliche Einbildung ist.

Das allein wäre aber nur tragikomisch, solch illusionsbetrogener Fant. Doch Shakespeare führt nun in machtvoller Steigerung das Motiv des vom Liebesaffekt überwältigten Jünglings weiter in einer großen und kühnen Linie. Er läßt mit überzeugender Folgerungsgewalt — wie, soll gleich näher dargelegt werden — diesen Liebesaffekt bei einem anderen den Ruhmesaffekt entzünden, den Krieg neu schüren und aus kleinem, eigentlich erbärmlichem Anlaß Troja, sein Volk und seine Herrscher untergehen.

So begibt sich das:

Die Trojaner sind kriegsmüde, wie die Griechen. Hüben und drüben regt sich die verdrossene Einsicht: Um was geht dies Sterben und Verderben? Um Helena? Ist sie des Preises wert? Sollen sich Völker aufreiben eines treulosen, verachteten Weibes wegen? Troja ist bereit, die Entführte zurückzugeben. Hektor — wo finden die Vertreter des Travestiestandpunktes in diesem wahrhaft Ritterlichen die Karikatur? — vertritt diese Meinung in der Versammlung, und Zustimmung herrscht. Da greift Troilus ein. Er weiß, wird Helena zurückgegeben, muß auch Cressida in das Griechenlager, wo ihr Vater, der Überläufer, jetzt schon ist, und sie geht ihm verloren. Verzweiflung jagt sein Blut, nur ein Gedanke treibt ihn, Krieg, Krieg, Fortsetzung des Krieges. Und mit einer lodernden Beredsamkeit feuert er zur Weiterführung des Krieges an. Den wahren Grund kann er nicht sagen, einen anderen muß er herbeibringen. Aber er wird darum (solche gleitenden Übergänge sind eben Shakespeares Meisterschaft, wenn sie nur mit feinerem Verständnis erfaßt würden) nicht etwa zum Betrüger oder Komödianten, sondern ganz natürlich, er glaubt selbst daran, wird ihm aus der Furcht um die Liebe die Furcht um die Ehre; der Rausch der Verliebtheit entzückt sich noch stärker am Rausch des Kampfes für die Geliebte. Nicht nur schmerzlich, auch unwürdig dünkt ihm der Verzicht, und so preist er hinreißend Helenas Schönheit, ihren Glanz, und fordert, daß sie bleibe, daß man sie halte. Helena ruft er, doch sein Herz jauchzt Cressida, und in dem jungen Blute wogt Tumult der Liebes- und der Kampfbegeisterung.

Und als Hektor dem Feuerbrand die kühle Besonnenheit entgegenhält, da appelliert der Knabe mit letztem, provozierendem Wort an Hektors Ehre. Und nun begibt sich der Affekt-Tragödie zweiter Teil. Hektor ist Soldat, und das Soldatenblut ist zu allem zu bringen, aller Verstandesüberlegenheit zum Trotz, wenn das Gespenst der Feigheit ihm von weitem auch nur andeutend vorgehalten wird. Das ist der edle Don Quixotismus der Kriegerkaste, und Shakespeare ist weit entfernt, darüber Ironie zu breiten, er rollt das Schauspiel nur auf, zeigt uns die verborgenen Triebfedern, läßt uns sehen, wie es wird.

Es begibt sich also, daß des affektverwirrten Knaben heiße, jähe Hand in Hektor gleichfalls die Affektflamme entzündet: der Ruhm steht auf dem Spiel. Der Krieg geht weiter.

Ruhm- und Liebesaffekt, auf der Trojerseite auf zwei Personen verteilt, vereinen sich im Griechenlager zu konfliktsreicher Gewaltherrschaft im Achilles.

Achill hält sich bei Shakespeare vom Kampf zurück, weil er von Leidenschaft zur Polyxena, des Priamus Tochter, überwältigt ist. Der Stärkste seines Volkes der Tochter des Feindes verfallen, gewiß ein tragisches Motiv. Und dazu die Eifersuchtsqual, dem Kampf untätig zusehen zu müssen und womöglich dem täppischen, aufgeblasenen Ajax den Triumph des Hektor-Zweikampfes zu überlassen. Dieser Shakespearesche Achill ist nun freilich keine regelmäßige Marmoridealfigur, keine Heldenschablone. Er ist etwas Grandioseres, Fürchterlicheres. Ein von vulkanischen Leidenschaften geschüttelter Gigant. Wie der Vulkan, von inneren Kämpfen durchzuckt, am machtvollsten wirkt, so auch dieser Achill, wenn der Zwiespalt zwischen Ruhm und Liebe ihn förmlich klüftet, daß man in das kochende, rauchende Herz sieht. Die Späße, die er mit Thersites treibt, seine Zelt-Unterhaltungen (worin manche die Verkleinerungsabsicht Shakespeares wittern), sind die Ausgeburten wilder Launen, die Betäubungen seines zerrissenen Trotzes in den müßigen Stunden, zu denen ihn sein maßloser, ihn selbst schwer belastender Sinn verurteilt.

Welch Schauspiel, als der Gewaltige, der sich in seinen Eigenwillen eingewühlt und aus dem Zwang des Liebesaffekts sich die Illusion freigewählten Entschlusses gemacht, nun von dem anderen Affekt wie von einem fürchterlichen Gift angefallen und niedergestreckt wird, daß die mächtigen Glieder den Erdboden aufwühlen.

Ulysses mischt dieses Gift, das dem Gemeinwohl heilsam ist, er, der in dieser „Travestie" der Meister staatsmännischer Überlegenheit, lebenserfahrener Resignation und Menschenerkenntnis ist. Die Fürsten ignorieren auf seinen Rat den Achill, und der — sein Erdenrest kommt da heraus — glaubt, nicht mehr leben zu können, da er zum Schatten ward: „Bin plötzlich Bettler ich?" schreit's in ihm auf.

Und jetzt Ulysses als Arzt, vorsorglich, schonend, mit Takt auch die Polyxena-Liebe behandelnd, aber dann doch ernst, richtend, mahnend. In Achill dann ein Riesenkampf der beiden widerstrebenden Affekte, ein Bäumen wie in den Todeswehen eines Kolosses, Wollust der Selbstqual bis zur Erschöpfung: „Mein Geist ist trüb, wie ein gestörter Quell", bis krampfgeschüttelt ein unwiderstehlich steiler Trieb erwacht, Blut- und Kampfsinnlichkeit, und er fiebernd, heiser zum Patroklus spricht:

„Mich treibt ein kranker Wunsch, ein Fraungelüst,
Im Hauskleid hier zu sehn den großen Hektor,
Mit ihm zu reden, sein Gesicht zu schaun
Nach Herzenslust . . ."

Ein Vorklang ist das zu der fürchterlichen Musterung, die der Wilde an Hektor dann im vierten Akte hält:

„Mit scharfem Blick durchforscht ich, Hektor, dich
Und prüfte Glied vor Glied . . .

und mit blutgierigem Riesenspaß weiter:

„Ich durchmustre dich
Noch einmal Zug für Zug, als wär's zum Kauf."

Der Würger wägt sein Opfer.

Ein Würger ist Achilles. Zum maßlosen, blutgierigen Raubtier macht ihn Shakespeare, als Patroklus getötet. Er entfesselt in ihm alle Elemente, dem apokalyptischen Menschenmäher gleicht er, der als Vernichtungssturm daher fährt.

Shakespeare kennt neben dieser düsterlohenden Gestalt auch die ritterlichen Typen des Krieges, jene Gentilezza und Courtoisie der nobeln Feinde. Man braucht nur auf die Unterhaltungen zwischen Ulysses, Nestor und Hektor zu hören, wie Griechen und Trojaner sich in der gastlichen Waffenstillstands-Episode höfisch einander neigen. Nestor sagt: „Nimm eines Greisen Kuß und unserm Zelt sei, tapfrer Fürst, willkommen."

Und Hektor grüßt treuherzig und bewundernd zugleich den Ehrwürdigen wieder: „Laß dich umarmen, gute, alte Chronik." Und Ulysses sagt mit geistreich elegantem Kompliment zu dem troischen Fürsten: „Mich wundert nur, wie jene Stadt noch steht, da wir jetzt ihren Grund und Pfeiler haben."

Die Ritterlichkeit fehlt also durchaus nicht, auch die Großmut nicht, man höre den Dialog zwischen Hektor und Troilus, wie Troilus dem Bruder Vorwürfe macht, daß er im Kampfe den Gegner oft verschont:

„Oft wenn gefangne Griechen stürzten hin
Schon vor dem Wehn und Sausen deines Schwerts,
Riefst du: Steht auf und lebt . . ."

und wie dann Hektor leuchtend spricht:

„So spielen Helden . . ."

Aber Shakespeare, der Menschheitsdichter, will kein Pantheon errichten, sondern ein Weltbild geben, und dazu braucht er neben den Ritterlichen, die freilich nicht fehlen dürfen, noch manch andere Geschöpfe des Prometheus. Und im Achill soll eben das Normalschema des „Helden" über die Grenzen ins Maßlose erweitert werden zum Dämon des männermordenden Krieges, der im Flammen- und Schwerterwagen daher fegt und im Blutrausch nach keinem Zeremoniell und keiner Heldentugend mehr fragt: er ist die Flamme, er ist das Schwert und er kennt nur eins: Vernichtung.

Hektor, der ihm den Patroklus erschlug, sitzt ihm wie ein Pfahl im Fleisch, „löwenkrank" ist er an ihm, sein Tod nur kann ihn sättigen, finster dräuend spaßt er im Vorgefühl ungeheueren Genusses:

„Mit griech'schem Wein durchglüh' ich heut' sein Blut,
Und mit dem Schwerte kühl' ich's morgen ab."

Und zu dem Bilde des Furchtbaren paßt es, daß er über Hektor, den Wehrlosen, die Myrmidonen als Mörder fallen läßt:

„Sieh, Hektor, wie die Sonne sinkt herab
Und schwarze Nacht auf ihren Spuren keucht:
Und wenn die Sonn' im Dunkel niederschwebt,
Erlöscht der Tag, und Hektor hat gelebt."

Erstarrend ist der Ausgang allerdings, dies meuchlerische Abschlachten des Edelsten durch den von Grausamkeitsdämonen gepeitschten Besessenen.

Man kann wohl darüber erschrecken, und im Innern regt sich leise die Erinnerung an das Gymnasiasten-Ideal des „sonnigen" Achill. Woher stammt aber diese helle Vorstellung eigentlich? Gelber macht sehr richtig darauf aufmerksam, daß auch bei Homer (gegen den sich Shakespeare schwer vergangen haben soll) Achill etwas Nächtiges, Unterweltliches hat. Der „Zorn", der ihn umwittert, bricht aus schwarzem Gewölk. Der Schreckliche ist er, und nicht viel ritterlicher als bei Shakespeare sind seine Worte und Werke gegen Hektor bei Homer.

Achill tötet den Gegner auch in der Ilias eigentlich nicht im ehrlichen Kampf, sondern mit berechneter List, er kennt an der Rüstung des Patroklus, die Hektor nach dessen Fall sich selbst zum Verderben angelegt, die Blößestelle, und „dort mit dem Speer anstürmend durchstach ihn der edle Achilleus". Und den Sterbenden, der um ehrenvolle Bestattung bittet, beschimpft Achill:

> „Nicht du, Hund, bei den Knien beschwöre mich, noch bei den Eltern,
> Daß doch Zorn und Wut mich erbitterte, roh zu verschlingen
> Dein zerschnittenes Fleisch,
> Niemand sei, der die Hunde von deinem Haupt dir verscheuche!"

Und die Griechen vergreifen sich an dem Leichnam, Achill bindet ihn an seinen Wagen und — wie Homer selbst sagt — „an Hektor dem Held unwürdige Taten verübt er". Wo ist da also die Tempelschändung und die Blasphemie, die man der Shakespeare-Auffassung vorwirft?

Die Irreführung der Meinung kommt sicher von einer Gestalt dieses an bunter Kreatur so reichen Werkes, vom Thersites, den man allzu einseitig als den Chor, als das Sprachrohr des Dichters betrachtet.

Thersites glossiert die Menschen und Vorgänge des Stückes, er ist ein Moralist mit hämisch-boshaftem Unterton, er findet überall das Menschlich-Ordinäre heraus, die egoistischen Nebenabsichten; er kritisiert diesen Krieg, der sich um einen „Unterrock und einen Hahnreih dreht", er grinst spöttisch über die Opfer des Affekts, die sich von Ruhm und Liebe blenden lassen und sich die Hälse brechen; schadenfroh sieht er zu, wie sich die Gegner gegenseitig auffressen; und dabei hat er Selbstironie, als ihm Hektor im Kampf begegnet und ihn im hohen Stil seines Rittertums anredet: „Wer bist du? Bist du Hektors würdig?" erwidert er: „Nein, nein, ein Schuft, ein schäbichter, schmähsüchtiger Bube, ein recht armseliger Lump."

Bittere Wahrheit steckt in allem, was er sagt, in seinem Hohn auf den Grund dieses völkerverderbenden Krieges, in seinem Spott auf die Leidenschaftsphantome, durch die die Menschen sich treiben lassen; Wahrheit steckt darin, aber sie erscheint absichtlich im verzerrenden Hohlspiegel, nur als die Grimasse der Wahrheit. Shakespeare selbst teilt sein Schimpfen und sein Grimassieren nicht. Er sieht die Sinnlosigkeit dieses Krieges um den unwürdigen Gegenstand, er sieht die Blendwerke der Affekte, um die die Menschen zugrunde gehen. Aber er ist nicht so schnell fertig mit grinsendem Spott, wie Thersites. Sein Tieferblicken kann das alles nicht einfach mit Hohn abtun. Er sieht die inneren Fäden in der Menschennatur, er versteht, wie Menschen aus dem Zwang ihres Wesens und der Umstände in die Schicksalsschlingen geraten. Er sieht es und bildet es mit der großen überschauenden Gelassenheit des Künstlers nach und läßt es uns mit seinen Allheits-Augen miterleben in allen Phasen, allen Er-

scheinungsformen: Weltausschnitte gibt er, gespiegelt in den mannigfaltigsten Temperamenten.

Und will man ein Deutewort für den Weltausschnitt dieses Stückes, so könnte man es in einem Dialog zwischen Troilus und Cressida finden, da der verblendete Jüngling sagt: „In Cupidos Maskenzügen kommen keine Ungeheuer vor", und Cressida wie unheilahnend ihm entgegnet: „Auch nichts Ungeheures?"

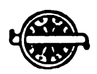
* * *

Einen Versuch, dies Werk auf der Bühne zu zeigen, unternahm Paul Lindau. Es war die erste Tat auf seinem neuen Wirkungsplatz, dem Deutschen Theater. Und bedeutsam leitete solch interessante Veranstaltung das kommende Bühnenjahr ein.

Spröde wird sich dies Drama freilich immer dem Spiel erweisen. Die Fäden liegen zu tief unter der Oberfläche. Dem sorgsam Lesenden enthüllen sie sich eher, als dem Zuschauer der im Lampenlicht schnell vorüberziehenden Momente. Das Durcheinander, das sich wechselnd reflektierende Konglomerat der Stimmungen kam hier nicht heraus; zu isoliert wurden die burlesken Szenen in den Vordergrund geschoben; und die heroischen standen in der Schauspielerei auf einem mäßig konventionellen Niveau.

Und doch muß man dankbar sein, daß durch die Aufführung ein Werk so einsamen wilden Charakters neu fesselnd unsere Gedanken erobert. Und neu fühlen wir das alte Wort: „Shakespeare und kein Ende. . . ."

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

*

Ein naturwissenschaftlicher Beweis für die Unsterblichkeit der Seele.

Wie sich das Problem der menschlichen Seele und ihrer Fortdauer nach dem Tode für den modernen Naturforscher gestaltet, hat Professor Dr. B. Kneisel in einem längeren Aufsatze in der „Umschau" (VIII. Jahrgang, Nr. 21. u. 22. Verlag von H. Bechhold, Frankfurt a. M.) dargetan. Er geht dabei von der nicht zu leugnenden Zweckmäßigkeit der organischen Welt aus, die er durch eine Reihe bekannter Tatsachen erhärtet: Von dem Gesetze der Ausdehnung durch Hitze und Zusammenziehung durch Kälte macht das Wasser eine auffällige Ausnahme, da seine Dichtigkeit schon bei 4° über Null ihr Maximum erreicht. Würde das Wasser auch noch unter dieser Temperatur an Dichtigkeit abnehmen, so würden im Winter alle Gewässer bis zum Grunde hinab zu Eismassen gefrieren, deren Schmelzen keinem Sommer mehr gelingen dürfte; alles organische Leben müßte aufhören. Die Notwendigkeit der Beihilfe von Insekten zur Befruchtung mancher Pflanzen, die Schutzfarbe, die viele Tiere annehmen und auch einer veränderten Umgebung anpassen können, und



Hans Thoma
Selbstbildnis.

vieles andere sind Einrichtungen, die den Zweck der Erhaltung des Individuums, bezw. der Gattung verfolgen. Wer in solchen Erscheinungen nur ein Werk des Zufalls sehen wollte, der sei an das Wort Ciceros (in seiner Schrift „über die Natur der Götter") erinnert, das er den Vertreter der Stoa sagen läßt: wer glaube, daß die Wunder der Natur zufällig entstanden seien, der könne auch glauben, daß die 21 Buchstaben des Alphabets, in unzähligen Formen an einem Orte zusammengeschüttelt, zufällig so nebeneinander zu liegen kommen könnten, daß die Annalen des Ennius daraus entstünden.

Vor allen Dingen zweckmäßig ist die unbewußte Tätigkeit der inneren Organe: Stoffwechsel, Blutumlauf usw. Sie zeigt eine Weisheit, die von der bewußten Tätigkeit des höchsten organischen Geschöpfes, des Menschen, niemals erreicht wird. Scheinbare Ausnahmen von dieser Regel der Zweckmäßigkeit können uns nur zu dem Bekenntnis bescheiden, daß wir die Vernunft in diesen Ausnahmen noch nicht verstehen, daß vielleicht die fortschreitende Wissenschaft später einen Schlüssel dazu finden werde, oder aber, daß es Erscheinungen seien, die in einer früheren Zeit unter anderen Lebensbedingungen oder klimatischen Verhältnissen ihren guten Grund gehabt haben.

Gesetze, welche für den Körper gelten, müssen nun auch auf die Seele Anwendung finden können; auch der Beschaffenheit unserer Seele muß Zweckmäßigkeit zugrunde liegen. Dabei wäre der generelle Unterschied zwischen Menschen- und Tierseele nicht mehr, wie früher, dahin zu bestimmen, daß die Tiere auf den sog. Instinkt beschränkt seien, der Mensch dagegen mit bewußter Freiheit handele. „Bewußtlose, instinktmäßige Tätigkeit findet sich auch im Leben des Menschen, zwecksetzende Berechnung auch bei Tieren. Eine bestimmte Grenze kann nicht gezogen werden." Selbst die Erfindungen, die der Mensch macht, um sich ein bequemeres und angenehmeres Leben zu verschaffen, sind nur graduell von denen der Tiere (Nesterbau der Vögel usw.) verschieden. Aber das Tier richtet die ganze Tätigkeit seiner Seele *nur* auf sein Verhältnis zur sinnlichen Umgebung, der Mensch dagegen besitzt die Fähigkeit, sich über diese hinaus zu einer höheren Kultur zu erheben. Wenn auch das geistige Leben der rohesten Naturvölker sich ebensowenig über die sinnliche Umgebung erhebt, wie das der Tiere, so ist es doch *möglich*, daß ein Kind selbst der niedrigsten Menschenrasse durch Erziehung in Europa in zehn Jahren zivilisiert werden *kann*, aber ein Affe z. B. niemals. Wenn der Mensch *nur* die praktischen Zwecke der Selbsterhaltung und der Gattungsfortdauer verfolgte, wofür auch die Tiere zum Teil einen namhaften Grad von Klugheit entwickelt haben, dann würde er sich kaum über den Standpunkt der Affen erhoben haben, der ja für diese Zwecke augenscheinlich ausreichend ist. Aber außer den Trieben für Erhaltung seiner selbst und seiner Gattung hat der Mensch noch einen vor den Tieren voraus, den schrankenlosen Wissensdurst, den Trieb nach Wahrheit. „Wenigstens haben wir keinen Anhalt dafür, daß beispielsweise eine Kuh die Pflanzenwelt jemals aus einem andern Gesichtspunkte betrachtete, als dem des Nahrungsbedürfnisses. Hätten die Tiere das Interesse, die Wahrheit kennen zu lernen, unabhängig davon, ob ihnen dieselbe nützlich sein werde oder nicht, so würden sie Entdeckungen gemacht und eine Sprache entwickelt haben."

„Wenn wir annehmen, daß das Tier seine Existenz nur auf dieser Erde habe, so würde für dasselbe durch eine auf praktische Gegenstände gerichtete Verstandestätigkeit ausreichend gesorgt sein. Welchen Zweck hat aber das ideale Streben des Menschen nach Wahrheit, wenn es für die Erhaltung der

Gattung keinen praktischen Nutzen schafft, ja, hierfür eher schädlich ist und nur den Wissensdurst und das Gefühl der Nichtbefriedigung in ihm steigert? Im Faust gibt uns Goethe dafür den weltbekannten Typus. Die Natur pflegt sonst alles zweckmäßig einzurichten; Organe, welche keinem Zweck mehr dienen, läßt sie verschwinden; warum hat sie, anders als beim Tiere, in den Menschen die unersättliche Wißbegierde nach Wahrheit gelegt, welche ihn zu immer höherer Tätigkeit anspornt und ihr Ziel, die Wahrheit, nie erreicht, während doch das Tier die praktischen Zwecke, welche es sich setzt, zu verwirklichen vermag? Ist es nicht ein Hinweis darauf, daß der Zweck des Menschen, anders als beim Tiere, *mit dem Diesseits nicht erschöpft ist*, daß er darüber hinaus in ein unbekanntes Jenseits reicht, welches zur Erklärung dieser Erscheinung herangezogen werden muß? Und auch der Glaube, in welchem der Mensch die von dem Wissen nicht dargebotene Befriedigung zu erlangen sucht, weist ja gleichfalls nach einem unbekannten Jenseits hin. Der tierische Trieb nach Nahrung vermag seine ausreichende Befriedigung zu finden; es tritt dann Sättigung ein, und die Natur scheint nirgends einen Trieb in die Organismen gelegt zu haben, mit dem es sich nicht ähnlich verhielte. Wann aber findet der Trieb nach Wahrheit seine Sättigung, seine ausreichende Befriedigung? Nur in der wissenschaftlichen Einzelforschung erlangt sie der Gelehrte, gleichwie der Famulus Wagner; nicht in dem prometheischen Anstürmen gegen die Schranken der Menschheit, wozu er sich aber nichtsdestoweniger fort und fort gedrungen fühlt. Eine Strecke Weges vermag er zu finden; soll er sich dabei beruhigen, ohne nach dem Anfang und Ende zu fragen? Es ist unmöglich; Anfang und Ende sind ja gerade am interessantesten, wie es schon im natürlichen Sinne für den Gebirgswanderer etwas Unbehagliches bleibt, auf einem Wege zu gehen, von dem er nicht weiß, woher er kommt und wohin er führt. In dieser Lage befindet sich aber der Mensch, den der Wahrheitstrieb, anders als das Tier, nötigt, auch die letzten Ursachen der Dinge aufzusuchen; und er fühlt nur seine Beschränkung, wenn ihm die Erreichung dieses Zieles versagt bleibt. Mancher sucht ja allerdings diesen Trieb zu ersticken und sich mit dem bloß tierischen Behagen des Daseins zu begnügen, aber er bekämpft ihn doch nur deshalb, weil er eben hier zu keiner Befriedigung führt; denn er reicht in die Ewigkeit hinein. Bei den Naturvölkern spricht sich die Sehnsucht, von dem Anfang und Ende etwas zu wissen, oft in ihrer Mythologie aus, welche die empfundene Lücke auszufüllen sucht. Wenn nun der obige Satz richtig ist, daß *die Natur keinen Trieb in die Organismen gelegt hat, der nicht seine ausreichende Befriedigung zu finden vermöchte*, so folgt daraus, daß der Mensch auch für seinen Trieb nach Wahrheit einmal Befriedigung finden muß, und da er sie in diesem Leben nicht findet, daß sein Leben sich über den natürlichen Tod hinaus erstrecken muß."

Einen weiteren zwingenden Beweis für die Unsterblichkeit findet Professor Kneisel in dem allein dem Menschen im Gegensatz zu allen anderen Geschöpfen innewohnenden Triebe nach sittlicher Vollkommenheit. Gewisse ethische Triebe sind ja auch dem Tiere eigen, wie die Liebe und Sorge für die Jungen. Sollte das aber mehr als ein bloß auf den praktischen Zweck der Gattungserhaltung hinzielender Naturtrieb sein, so dürfte keine Entfremdung zwischen der Mutter und den herangewachsenen Jungen eintreten. Der Einwurf, daß viele Menschen sich gegen ihre Eltern tierähnlich verhalten, ist bedeutungslos, da die Überwindung der Selbstsucht, von der sie beherrscht werden,

eine sittliche Kraft erfordert, die bei ihnen erweckt werden **kann**, wenn sie nicht vorhanden ist. Der Kernpunkt der Ethik beruht auf dem Gegensatze des natürlichen und des geistigen Menschen. Der natürliche Mensch steht zwar auf der Stufe des Tieres, doch ist **jeder** Mensch fähig, sich zum geistigen Menschen zu erheben. „So ihr nur liebet, die euch lieben," sagt Christus, „was tut ihr Sonderliches?" Das ist die Liebe des natürlichen Menschen, deren am Ende auch das Tier fähig sein mag. Aber es bleibt doch ein Feind seiner Feinde. Der ungezügelte Mensch empfindet ebenso, aber er **vermag** doch die Gefühle des natürlichen Hasses zu bändigen, er ist der **Überwindung der Naturtriebe** immerhin fähig. Sogar der Selbstsüchtige begeistert sich im Roman nicht für sein Ebenbild, sondern für den selbstlosen Helden. Plutarch erzählt in der Lebensgeschichte des Pelopidas von dem Tyrannen Alexander von Pherä, daß dieser Mann, der Menschen lebendig begraben, andere in die Haut von Bären stecken und dann von seinen Jagdhunden zerreißen ließ, dennoch in der Tragödie sich zuweilen der Tränen nicht habe erwehren können. In seiner Eigenliebe identifiziert sich der Leser oder Zuschauer mit dem poetischen Helden, sieht also in dessen sittlicher Größe etwas Bewundernswürdiges, dem man nachstreben müßte, so wenig er selbst auch dem entsprechen mag. Der aufrichtige und entschiedene Mensch freilich wird auch die Anwendung auf sich selbst machen. Und obschon sich in unserer nervösen und zerstreuungssüchtigen Zeit immer seltener die Momente einer ernsten Einkehr in das eigene Herz finden, so kommen sie doch zuweilen. Und „dieses Etwas in uns, welches das Richteramt über unsere sündenbefleckte Seele übernimmt, ich weiß nicht, wie man es besser bezeichnen soll, als indem man es etwas Göttliches nennt. Jedenfalls ist das Endresultat unseres Triebes nach sittlicher Vollkommenheit im Leben ebenso unbefriedigend, wie der Trieb nach Wahrheit. Zu welchem Zwecke ist er also in uns gelegt? Warum suchen wir, mindestens bei anderen, eine Fehlerlosigkeit, ein Ideal, wie es sich in der Wirklichkeit nun einmal nicht findet? Warum sind wir über die Mängel unserer Freunde und unsere eigenen Schwächen verstimmt? Mit der Erhaltung der Gattung hat dieser Trieb nichts zu tun, ja er kann ihr schädlich sein. . . . Wenn nun die Natur keinem Geschöpfe einen Trieb eingepflanzt hat, der nicht seine ausreichende Befriedigung zu finden vermöchte, so folgt daraus, daß der Mensch auch für seinen Trieb nach sittlicher Vollkommenheit einmal ausreichende Befriedigung finden muß, und da er sie in diesem Leben nicht findet, daß seine Existenz über den natürlichen Tod hinausreichen muß."

„Ferner hat der Mensch eine **Fähigkeit der Religion** oder den Glauben an eine höhere Macht über der sichtbaren Natur. Wenn man auch in die Tierseele nicht hineinzuschauen vermag, so ist es doch nach den zutage tretenden Äußerungen nicht anzunehmen, daß sie eine der Religion verwandte Empfindung kennt oder aufzufassen vermag. Noch niemals hat man eine Affenherde gefunden, die sich um ein, wenn auch noch so rohes, Idol gesammelt hätte, und es ist höchst unwahrscheinlich, daß sie irgend eine Reflexion haben, welche sich auf unsichtbare Wesen erstreckt." Die Annahme, daß es unter den Menschen kein Volk gebe, welches nicht irgendwelche religiöse Vorstellungen hege, hat man neuerdings zu bestreiten versucht. Der kürzlich verstorbene Ratzel macht jedoch darauf aufmerksam, wie schwierig das Urteil über die Religion sei, indem deren Äußerungen sich leicht den flüchtigen Beobachtungen des europäischen Reisenden entziehen. Vorschnelle Urteile sind wenigstens vor-

gekommen. Denn auch der Glaube an Dämonen, überhaupt an irgendwelche unsichtbaren Mächte würde unter den Begriff der Religion fallen. Sollte sich aber auch wirklich ein Volk finden, welches keinen Glauben an etwas Göttliches oder Dämonisches hätte, so würde auch hier der Grundsatz zur Anwendung kommen, daß es doch der Religion fähig wäre. Schwerlich dürfte es dagegen gelingen, eine Religion für die Tiere zu gründen. Das Tier braucht eben keine Religion, weil es seine Aufgabe nur im irdischen Leben hat und sie ihm für seine praktischen Zwecke also unnütz sein würde. Der Mensch dagegen glaubt an Götter und Dämonen, weil seine Aufgabe nicht mit den praktischen Zwecken des Diesseits erschöpft ist und er das Gefühl einer höheren Bestimmung, mag es auch noch so sehr verdunkelt sein, in sich trägt.

Endlich: Eine Seele, die nur das Resultat des Zusammenwirkens der im Körper vereinigten Elemente wäre, könnte auch nur die Beziehungen des Körpers zur sinnlichen Welt beherrschen und allein auf die zur Selbsterhaltung bzw. Erhaltung der Gattung erforderlichen Triebe bedacht sein. Aber mit der Auflösung des Körpers müßte sie auch vergehen. Denn welchen Zweck hätte sie noch, wenn jenen Trieben jede Möglichkeit einer Betätigung abgeschnitten wäre? Das ist bei der Tierseele auch der Fall.

„Nun haben wir aber gesehen, daß die menschliche Seele keineswegs bloß mit dem Regiment ihres Körpers beschäftigt ist, sondern nach der Wahrheit forscht, die Schranken des Diesseits überspringen möchte und sich unglücklich fühlt, weil sie dies nicht vermag; daß sie das sittliche Ideal sucht, welches ebenfalls in diesem Leben nicht zu finden ist; kurz, daß sie mit ihren Trieben über das Diesseits hinausragt. Wie dieses Göttliche in die menschliche Seele gekommen ist, wissen wir nicht. Wir werden dieses unlösbare Rätsel ganz ebenso in Kauf nehmen müssen, wie das Problem des ersten Anfangs der Bewegung und der Entstehung der bewußten Empfindung. Der Unterschied der menschlichen Seele von der Tierseele liegt aber tatsächlich einmal vor, läßt sich nicht wegleugnen und ist genereller Art. Während die erste Entstehung der bewußten sinnlichen Empfindung aus den Elementen des Körpers zwar nicht begriffen, aber doch geglaubt werden kann, weil zwischen einem Körper und einer Seele, welche in der Sorge für diesen Körper und das Verhältnis desselben zu der sinnlichen Umgebung ihre ganze Aufgabe sieht, wenigstens verwandte Beziehungen hervortreten, so ist es schlechthin nicht bloß unbegreiflich, sondern auch unglaublich, daß eine Anzahl von Sauerstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Kohlenstoff- 2c. Atomen eine Seele erzeugen sollten, welche über eben diese Sauerstoff- 2c. Atome ihre Untersuchungen anstellt, über das Welträtsel oder über sittliche Ideale grübelt. Wenn wir glauben können, daß die tierischen Triebe zugleich mit dem Körper vergehen, weil sie zu diesem in engster Beziehung stehen, so werden wir ebenso glauben können, daß Triebe, welche über das Diesseits hinausreichen, Bestand haben werden, weil sie mit Fragen in Beziehung stehen, welche in diesem Leben keine Antwort finden.“

Also gerade die Anwendung der für die organische Körperwelt geltenden Gesetze auf den menschlichen Geist und die Erwägung, daß eben dessen höhere Triebe keinen Raum in der allgemeinen Zweckmäßigkeit der organischen Natur finden, sobald wir nur ein Diesseits annehmen, verlangt gebieterisch die Annahme eines Jenseits, in dem diese höheren menschlichen Triebe ihre zweckmäßige Befriedigung finden.



Veraltete Blumen.

Vor Jahren einmal hat der schwedische Naturalist August Strindberg melancholische Betrachtungen veröffentlicht über die längst aus der Mode gekommenen Gartenblumen seiner Kindheit, die kaum noch hier und da in Dorfgärten anzutreffen wären. Nun hat auch der moderne Belgier Maurice **Maeterlinck** sich zur Vorliebe für die altmodischen Blumen aus Großvaters Zeiten bekannt. In seiner von Friedrich von Oppeln-Bronikowski trefflich ins Deutsche übertragenen, soeben bei Eugen Diederichs in Jena und Leipzig erschienenen Essaisammlung „Der doppelte Garten" befindet sich eine feinsinnige Studie über jene unmodern gewordenen Kinder Floras, die übrigens nicht einmal die Bezeichnung „alte" Blumen zu Recht tragen. Denn „geht man ihrer Vergangenheit nach, spürt man ihre Genealogie auf, so erfährt man voller Staunen, daß die meisten von ihnen bis herunter zu den einfachsten und verbreitetsten neue Wesen sind, Freigelassene, Verbannte, Emporkömmlinge, Gäste, Fremdlinge. . . . Die Tulpe z. B. kommt erst im 16. Jahrhundert aus Konstantinopel zu uns. Der Hahnenfuß, die Mondviole, das Maltheserkreuz, die Balsamine, Fuchsie und Sammetblume (Tagetes erecta), die Lichtnelke (Lychnis coronaria), der zweifarbige Sturmhut, der rote Fuchsschwanz, die Rosenmalve und die rankende Glockenblume kommen fast zur selben Zeit aus Indien, Persien, Mexiko, Syrien und Italien. Das Stiefmütterchen erscheint erst 1613, das Steinkraut 1710, der perennierende Lein 1775, der rote Lein 1819, die Purpurskabiose 1626, der Judenbart (Saxifraga sarmentosa) 1771, der ährenförmige Ehrenpreis 1731, die perennierende Feuerblume ein wenig früher. Die chinesische Nelke tritt seit 1713 in unseren Gärten auf. Die perennierende Nelke ist von heute. Die Portulakrose erscheint erst 1828 und die rotblühende Salbei 1822, der Wasserdost oder himmelblaue Strontian, so üppig gedeihend und so volkstümlich, zählt keine 200 Jahre, die rote Immortelle (Helichrysum bracteatum) noch weniger. Die Zinnie ist gerade 100 Jahre alt. Die Feuerbohne aus Südamerika und die wohlriechende Erbse aus Sizilien zählen kaum 200 Jahre. Die Afterkamille oder Baummarguerite, die in den unbekanntesten Dörfern zu finden ist, wird erst seit 1699 kultiviert. Die hübsche blaue Lobelie unserer Garteneinfassungen kam zur Revolutionszeit vom Kap herüber. Die chinesische Aster trägt das Datum von 1731. Die einjährige Feuerblume (Phlox Drummondi), so gewöhnlich sie ist, kam erst 1835 aus Texas. Die Gartenmalve, die uns ganz als Eingeborene, ganz naiv und bäuerisch vorkommt, blüht in unseren nordischen Gärten erst seit 250 Jahren, und die Petunie seit 20 Lustren. Reseda, Heliotrop — wer will es glauben? — zählen noch nicht zwei Jahrhunderte. Die Georgine datiert von 1802, die Schwertlilie (Gladiolus Gandavensis) ist von heute.

„Welche Blumen blühten also in den Gärten unserer Voreltern? Ohne Zweifel sehr wenige, sehr kleine und bescheidene, kaum unterschiedlich von denen, die wild am Wegrain, auf Wiesen und in Waldlichtungen wachsen. Vor dem 16. Jahrhundert sind die Gärten fast öde, und auch später hätte selbst Versailles, das prunkvolle Versailles, nicht mehr aufbieten können, als wir heutzutage im ärmlichsten Dorfe finden. Nur Veilchen, Gänseblümchen, Maiglöckchen und Ringelblumen, der Gartenmohn, der Bruder der Klatschrose,

einige Krokus- und Irisarten, Herbstzeitlosen, Fingerhut, Baldrian, Levkoje, Malve, Rittersporn, Kornblume, wilde Nelke, Vergißmeinnicht, die fast noch wilde Rose und die große weiße Lilie, die eingeborenen Zierden von Feld und Wald, deren Ehrgeiz durch Schnee und Nordwind eingeschüchtert ist, lächelten unseren Vorfahren zu. Übrigens wurden diese ihrer Dürftigkeit nicht gewahr. Erst mit der Renaissance und den großen Reisen kam die Entdeckung und das Umsichgreifen der Sonne." — Seitdem haben „anmaßliche Fremdlinge aus Peru, vom Kap, aus China und Japan" jene altmodischen Blumen verdrängt, „die eine lange, mit dem Menschen verknüpfte Vergangenheit hinter sich haben, eine lange Reihe von guten, trostspendenden Handlungen, die seit Jahrhunderten unsere Begleiter sind und einen Teil unseres eigenen Wesens bilden, weil sie in der Seele unserer Ahnen etwas von ihrer Anmut und Lebensfreude zurückließen. . . ." „Sie haben namentlich zwei Feindinnen auf Tod und Leben: erstlich das dicht wuchernde Schiefblatt (Begonia tuberosa), das in den Beeten wie ein Volk von kampflustigen Hähnen mit zahllosen Kämmen nistet. Es ist hübsch, aber es nimmt sich zu viel heraus und ist auch etwas gekünstelt; und ungeachtet der Weihe und Stille der Stunde, im Sonnenschein wie im Mondlicht, in der Trunkenheit des Tages und im feierlichen Frieden der Nacht, stets schmettert es die Fanfaren eines eintönigen, duftlosen und schreienden Sieges. Gleich hinterher kommt die gefüllte Geranie, etwas weniger aufdringlich, aber gleichfalls unverwüstlich und von äußerster Keckheit; würde sie seltener werden, so stände sie höher im Wert. Durch diese zwei, unterstützt von einigen noch heimtückischeren Fremdlingen und buntblättrigen Pflanzen, deren schwülstige Mosaik heute die schönen Linien unserer meisten Rasenplätze bricht, werden allmählich ihre eingeborenen Schwestern von den Orten verdrängt, die sie so lange durch ihr vertrautes Lächeln aufheiterten. Sie dürfen dem Gaste nicht mehr am vergoldeten Schloßgitter ihren kindlichen Willkommengruß zurufen. Es ist ihnen verwehrt, an der Freitreppe zu schwatzen, in den Marmorvasen zu kichern, am Rande der Wasserbecken ihr Liedchen zu summen und längs der Gartenbeete in ihrer Volksweise zu plappern. Einige sind ans Ende des Gemüsegartens, in die vernachlässigte Ecke verbannt, darunter köstliche Heilpflanzen und wohlriechende Kräuter: Salbei und Estragon, Fenchel und Thymian, lauter alte, abgelohnte Mägde, die hier aus Mitleid oder zäher Überlieferung ihr Gnadenbrot erhalten. Andere haben sich nach den Remisen und Stallungen geflüchtet, sich in die Nähe der niedrigen Küchen- oder Kellertür geduckt, wie demütige, lästige Bettlerinnen, ihre hellen Kleider unter dem Unkraut versteckend und ihre scheuen Düfte nach Kräften an sich haltend, um nicht die Aufmerksamkeit zu erregen. Aber selbst dort hat die vor Verachtung glühende Pelargonie, die zornrote Begonie das wehrlose Häuflein erspäht und verstoßen. Sie sind nach den Meierhöfen und Gottesäckern, in die Gärtchen der Landpfarrer, der alten Jungfern und Provinzialklöster entflohen, und man begegnet ihrem natürlichen Lächeln heute nur noch in der Weltferne der ältesten Dörfer, in der Umgebung baufälliger Hütten, fern von den Eisenbahnen und den anspruchsvollen Treibhäusern der Kunstgärtner. Hier stehen sie nicht mehr verhetzt, atemlos und umzingelt, sondern friedlich, am Ziel angelangt, ausgeruht, reichlich, sorglos, zu Hause . . . Und ganz wie einst, da man noch mit der Post fuhr, blicken sie von der Mauer herab, die das Haus umzieht, durch die weißen Zäune und von der Fensterbrüstung, die ein Vogelkäfig schmückt, auf die einsamen Straßen, auf denen nichts vorüberzieht außer den ewigen Gewalten des Lebens. Sie sehen Herbst

und Frühling, Regen und Sonnenschein, Schmetterlinge und Bienen kommen und die stille Nacht mit ihrem Gefährten, dem Mond.

„O ihr tapferen alten Blumen! Goldlack, gelbe Violen, Gelbveigelein! — Denn gleich den Feldblumen, von denen sie so wenig trennt, ein Strahl der Schönheit, ein Tropfen Wohlgeruch, haben sie liebliche Namen, die zartesten der Sprache, und eine jede trägt ihrer drei oder vier. . . . Goldlack, der zwischen altem Gemäuer ein Liedchen singt und die trübseligen Steine mit Licht überdeckt! Ihr Gartenprimeln, Himmelsschlüssel oder Schlüsselblumen, orientalische Hyazinthen, Krokus und Aschenpflanzen, Kaiserkronen, wohlriechende Veilchen, Maiblumen, Vergißmeinnicht, Gänseblümchen und Immergrün, weiße Narzissen, Aurikeln, Steinbrech, Schildkraut und Anemonen! Ihr bringt in den Monaten, die den neuen Blättern vorausgehen, im Februar, März und April, die erste Kunde von der Sonne und ihre ersten geheimnisvollen Küsse in einem uns Menschen verständlichen Lächeln. Ihr seid zart und frostig und doch keck wie ein glücklicher Gedanke. Ihr verjüngt das Gras, ihr seid frisch wie der Tau, den die Morgenröte aus azurner Schale auf die durstenden Knospen gießt, deren Leben so kurz ist wie die Träume eines erwachenden Kindes. Ihr seid fast noch wild und ursprünglich, aber doch schon gezeichnet mit dem vorzeitigen Glanze, der verzehrenden Strahlenkrone und der allzu bedächtigen Anmut der Pflanzen, die das Joch des Menschen auf sich genommen haben.

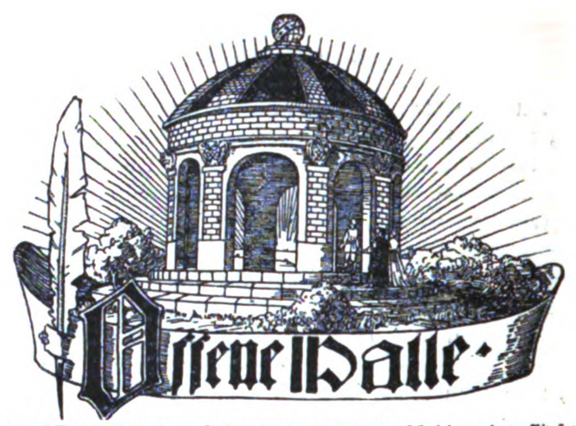
„Doch schon beginnt der Lichtreigen der zahllosen Töchter des Sommers, ein buntfarbiges Durcheinander und Ungestüm, trunken von Morgenröte und Mittagsluft. Junge Mädchen in weißen Schleiern und alte Fräulein mit violetten Bändern, Schulmädchen auf Ferien, Firmelkinder, bleiche Nonnen, struppige Gassenbuben, Klatschbasen und Betschwestern. Hier die Ringelblume, die das Grün der Beete mit Licht sprenkelt, die Kamille, wie ein Strauß von Schnee neben ihren unermüdlichen Geschwistern, den Gold- oder Wucherblumen (Chrysanthemum segetum, nicht zu verwechseln mit den japanischen Chrysanthemen, den Herbstblumen). Dort die große Sonnenblume oder Sonnenrose (Helianthus annuus), wie ein Priester, der die Monstranz über die Häupter des betenden Volkes erhebt. Der Mohn bemüht sich, seinen vom Morgenwind zerrissenen Kelch mit Licht zu erfüllen. Der derbe Rittersporn im blauen Kittel, der sich für so schön hält wie der Himmel, blickt verächtlich auf die dreifarbige Winde, die es ihm nicht vergessen kann, daß er den Azur seiner Blumen zu blau gewählt habe. Die Nachtviole oder Matronenblume (Hesperis matronalis) im Musselinkleide gleicht den kleinen Dordrechter oder Leidener Kindermädchen in ihrer naiven Schalkheit; es scheint, als wolle sie die Ränder der Blumenbeete mit Unschuld waschen. Das Reseda verkriecht sich in seinem Laboratorium, um im stillen jene Düfte zu läutern, die uns wie ein Vorgeschmack von der Luft an der Schwelle des Paradieses dünken. Die Päonie oder Pfingstrose, die gierig in vollen Zügen die Sonne getrunken hat, strotzt von Berauschtheit und neigt dem nahenden Schlaganfall zu. Der rote Lein zieht eine blutige Furche zur Bewachung der Beete, und die Portulakrose (Portulaca grandiflora), die reiche Base des Kohlportulaks, kriecht wie ein Moos am Boden und sucht die Erde am Fuße ihrer hohen Stengel mit violettrotem, fleischfarbenem oder schwefelgelbem Taft zu überziehen. Die pausbäckige Georgine, etwas rundlich und einfältig, schneidet ihre regelmäßigen Zierate, die den Schmuck des Dorffestes bilden werden, wie aus Seife, Schweine-

schmalz oder Wachs. Die altväterische Feuerblume (Phlox) lacht aus den Gebüschen unverfroren und unablässig mit ihren kräftigen Farben. Den Gartenmalven, den ehrbaren Jungfrauen, steigen beim leisesten Hauche die zartesten Farben der flüchtigen Scham in ihre Blumenkrone. Die Kapuzinerkresse malt Aquarell oder schreit wie ein Papagei, der an seinen Gitterstangen hochklettert, und die Stockrose, Pappelrose, Rosenmalve (Althaea rosea), auch Siegmarwurz und Jakobsstab geheißen und auf ihre sechs Namen stolz, fältelt ihre Kokarde. Die fast durchsichtige Balsamine und das Löwenmaul, beide linkisch und furchtsam, schmiegen ihre Blüten ängstlich an den Stengel. Dann, in der verschwiegenen Ecke der alten Familien, drängen sich der ährenförmige Ehrenpreis, das rote Fingerkraut, die Sammetblume, das altmodische Maltheserkreuz, die Purpurskabiose, auch Witwenkraut geheißen, der Fingerhut, der wie eine traurige Spindel starrt, die europäische Akelei, auch Glockenblume oder Pantöffelchen genannt, das Himmelsröschen (Silene cœlirosa), das auf einem langen, schmalen Hals ein treuherziges, ganz rundes Köpfchen wiegt, um das Himmelsrund zu bewundern, die geheimtuende Mondviole, die im verborgenen die ‚Papstmünze' schlägt, jene bleichen, flachen Taler, mit denen sich die Elfen und Feen gegenseitig ihre Zaubermittel verkaufen, endlich das Teufelsauge, (Adonis aestivalis), der rote Baldrian oder Jupitersbart, die Bartnelke und die alte Gartennelke, die schon der große Condé in seiner Verbannung züchtete. Aber neben, über, vor und auf den Mauern, in den Hecken, an den Zäunen, an den Ästen der Bäume empor treiben die Schlinggewächse ihre Kurzweil wie ein ausgelassenes Volk von Vögeln oder Affen. Sie turnen, spielen, schaukeln und kippen über, kommen wieder ins Gleichgewicht, fallen, fliegen, starren ins Leere, gucken über die Wipfel hinweg und umarmen den Himmel. Da klimmt die Feuerbohne und die wohlriechende Erbse, voller Stolz, daß sie nicht mehr unter die Gemüse rechnen, da rankt die schamhafte Winde, das Gaisblatt, dessen Duft die Seele des Morgentaus zu bannen scheint, die Waldrebe und Glyzine, während vor den Fenstern, zwischen weißen Gardinen, an gespannten Fäden die rankende Glockenblume hohe Wunder schafft, Garben bildet und Girlanden flicht aus tausend einmütigen Blumen von so wundervoller Reinheit und Durchsichtigkeit, daß, wer sie zum ersten Male erblickt, seinen Augen nicht traut und das bläuliche Wunder befühlen will, das sich da frisch wie ein Wasserstrahl, rein wie ein Quell und unwirklich wie ein Traum erhebt. Dazwischen steht wie eine Strahlengarbe die große weiße Lilie, die alte Königin der Gärten, die einzige wahre Fürstin unter all dem Gesindel des Gemüsegartens, der Gräben und Raine, der Waldlichtungen, Triften und Moore, unter all den Fremdlingen, die weiß Gott woher kommen, unveränderlich mit ihrem Kelch aus sechs silbernen Blumenblättern; ihr Adel reicht bis zu dem der Götter hinauf. Die unvordenkliche Lilie hat ihr uraltes Zepter unversehrt und königlich bewahrt und gebietet mit ihm rings um sich Keuschheit, Schweigen und Licht."

Der Tatsache aber, daß wir heutzutage in einer Welt leben, in der die Blumen schöner und zahlreicher sind als einstmals, weiß Maeterlinck doch trotz seiner Vorliebe für die Altmodischen einen erhebenden Gedanken abzugewinnen: So wenig es scheinen mag, ob wir ein paar Blumen mehr in unseren Zierbeeten haben, so ist dies doch „ein Lächeln neuer Art, das unsere Voreltern noch nicht kannten, und dieses neu entdeckte Glück verbreitet sich freigebig allerorten bis zur Tür der ärmlichsten Hütte. . . . Die guten, anspruchslosen

Blumen umgeben auch diese mit der höchsten Schönheit der Erde, denn bis auf diesen Tag hat die Erde nichts Schöneres hervorgebracht als die Blumen. Sie geben uns bereits eine Vorahnung der Tage, wo alle Menschen endlich die gleiche größere Muße, die Gleichheit der gesunden Freuden teilen werden." Wie würde, fragt Maeterlinck, dagegen der Menschheit wohl sein, wenn die Blumen ihr unbekannt wären? Wenn sie nicht blühten oder unsere Blicke sie nicht wahrnähmen wie tausend andere nicht minder märchenhafte Erscheinungen, die uns umgeben, und zu denen doch unser Auge nicht dringt: würden dann wohl unser Charakter und unsere Moral, unser Glücks- und Schönheitsgefühl die gleichen sein? Ein großes Feld unserer Psychologie, und zwar das wunderbarste, läge dann brach, ja es wäre nicht einmal entdeckt. Eine ganze Gruppe holdseliger Empfindungen schliefe ewig im Grunde unseres härteren und öderen Herzens, und unsere Einbildungskraft wäre um göttliche Bilder ärmer. Die wunderbaren Harmonien des verwandelten Lichtes, das unablässig auf neue Heiterkeiten sinnt, wären uns unbekannt, denn die Blumen waren die ersten, die das Prisma gebrochen und den zartesten Teil unserer Sehorgane gebildet haben. Und wer hätte uns den Wundergarten der Wohlgerüche erschlossen? Und endlich, was alles fehlte der Sprache des menschlichen Glückes! „Unsere Seele wäre fast stumm, wenn die Blumen mit ihrer Schönheit nicht seit Jahrhunderten die Sprache genährt hätten, die wir sprechen, und die Gedanken, welche die köstlichsten Stunden des Lebens zu verewigen trachten. Das ganze Wörterbuch der Liebe, all ihre Empfindungen sind von ihrem Hauch durchweht, von ihrem Lächeln leben sie. . . . Sie haben von unserer Kindheit an, ja schon vor dieser, in der Seele unserer Väter, einen ungeheuern Schatz gehäuft, der unseren Freuden am nächsten liegt, und aus dem wir schöpfen, wann immer wir die holdesten Augenblicke des Daseins recht empfinden wollen. Sie haben um unser Gefühlsleben eine Duftatmosphäre gewebt und verbreitet, in der sich die Liebe heimisch fühlt."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Die Bemängelung von Gerichtsurteilen.

Ein bemerkenswerter Artikel des Geh. Kriegsrats Dr. jur. Romen im „Tage" Nr. 209 gipfelt in dem Satze: „Hier soll die Stimme gegen die erhoben werden, die, obgleich unbeteiligt und unkundig, zu Gericht sitzen über Richtern." „Kaum ist in einer Strafsache, die einen nicht gerade alltäglichen Fall betrifft, das Urteil gesprochen, so läßt sich auch schon der Chor der Scheltenden vernehmen und hält Gericht ab über die Richter und ihren Urteilsspruch." Dr. jur. Romen findet das „in hohem Grade bedauerlich".

Diese allgemeinen Sätze sollen zunächst dem Verhalten des Publikums und der Presse gegen Geschworenengerichte gelten, haben aber in ihrer allgemeinen Gestalt auch eine weitere Bedeutung: sie kennzeichnen die Meinung vieler Richter über die Ansichten und Äußerungen des Publikums. Diese lauten, kurz gesagt, dahin, es sei eine unverschämte Anmaßung des Laienpublikums, sich in Dinge zu mischen, die es nichts angehen, die es nicht versteht, und es sei höchst bedauerlich, daß die Presse wage, solche „Nörgeleien" zum Ausdrucke zu bringen. Mit dem „Nörgeln" mögen sie recht haben, aber nicht mit der Annahme, daß das Laienpublikum eine erhabene richterliche Entscheidung, eben weil sie als richterlich erhaben sei, nichts angehe, daß eine solche über dem Urteile und der Meinung der zu Be- und Verurteilenden stehe. Das Recht ist tatsächlich keine Juristenkunst, sondern ein Stück des Volks- und Staatslebens, sogar ein heiliger Teil des Volkslebens, — aber richtig, Romen hat doch recht: es ist das nicht!

Das deutsche Volk befindet sich rechtlich in einem Zwangszustande. Das Recht, welches früher im Volke lebte, von ihm ausging und von ihm ausgeübt wurde, ist ihm durch die gelehrte Jurisprudenz in weitem Umfange entrissen. Eines der wichtigsten Bestandteile des Volks- und Gesellschaftslebens ist zu einer außerhalb stehenden, eigenen und eigenartigen Nebeneinrichtung geworden. Das Volksleben ist zugunsten der Juristen entmündigt. Die Juristen werden sagen, zu seinem Glücke, viele Denkende aber sind anderer Meinung.

Jene Tatsache hat nun dadurch noch eine erhöhte Wichtigkeit erlangt, daß sich das „juristische Denken" und die germanische Empfindungsweise nicht bloß nicht

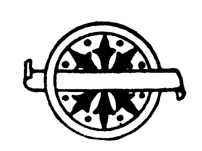
decken, sondern sich im Grundbegriffe geradezu widersprechen. Jenes ist formal und gründet sich auf der Tat, diese legt oft den Hauptwert nicht auf die äußere als Tat hervortretende Erscheinung, sondern auf die Gründe, die Triebe, die Anlässe zur Tat, sie sieht diese leicht nur als Geschöpf der Umstände an. Beides hat unzweifelhaft seine Berechtigung; die deutsche Denkweise aber ist angeboren, die juristische anerzogen. Auf der Universität hört man oft jugendliche Rechtsbeflissene mit Stolz äußern: „Ich habe schon gelernt, juristisch zu denken.“ Der Glückliche! Er ahnt nicht, daß er damit eigentlich sagt: „Ich habe mir meinen gesunden Menschenverstand abgewöhnt und mir dafür eine fremde Denkweise angequält.“ Mit Klarheit oder Unklarheit an sich hat das gar nichts zu tun, denn in anderen Wissenschaften, in Technik, Industrie und Handel wird zum mindesten ebenso klar gedacht wie im Gerichtssaale.

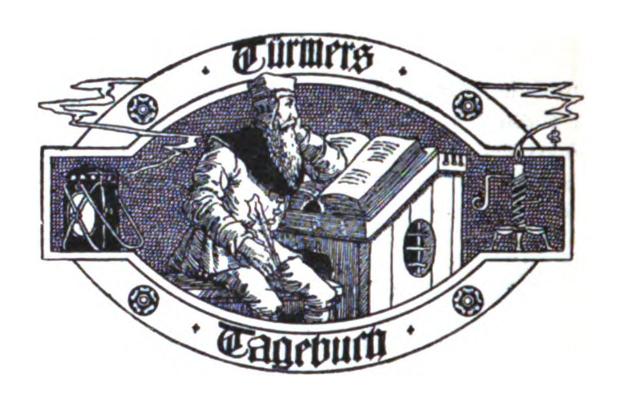
Da die Juristen nun im deutschen Staatsleben maßgebenden Einfluß besitzen, so geraten das fremde Denken und der natürliche Menschenverstand vielfach aneinander. Dieser bäumt sich auf gegen Bevormundung, die ihn bedrückt, ihm in vielen Beziehungen die freie, gesunde Lebensluft benimmt, sie bisweilen geradezu vergiftet. Am handgreiflichsten tritt dies in einfachen Verhältnissen zutage, z. B. in den Kolonien, die durch den Assessorismus glücklich an den Abgrund gebracht sind. Hoffen wir, daß es daheim nicht eines Tages auch dahin gelangt.

Die Folgen augenscheinlich tief kranker Verhältnisse äußern sich selbstverständlich bald leise, bald laut. Man versteht das Gerichtswesen nicht, es ist eben etwas Fremdes im Volksleben. Während der sich im Rechte verletzt Fühlende den naturgemäßen Trieb hat, mit seiner Person, mit seinem Ich dafür einzutreten, ist ihm dies Recht zugunsten eines Fremden, eines Anwaltes genommen. Der bis aufs äußerste persönlich interessierte Mensch wird zu einer Nummer herabgewürdigt, über die sich nun zwei Fremde nach bestimmten Paragraphen zanken, oft ohne die Sachlage nur halbwegs genügend zu kennen. Nicht das, was wirklich richtig, also was recht ist, wird von den Anwälten in den Vordergrund gestellt, sondern das, was nützt oder schadet. Der dem Menschen heiligste Trieb, der nach Recht und Gerechtigkeit, erscheint als Geschäftssache, deren Entscheidung nur zu oft von Zufälligkeiten abhängt. Die scheinbar einfachste Sache kostet unendliche Zeit, vielen Verdruß und große Summen — und das alles dafür, was der Mensch als sein gutes Recht ansah.

Kann es also befremden, wenn der Laie viele, juristisch ganz richtige Entscheidungen als tiefes Unrecht empfindet und er deshalb dem Gerichtswesen ein zunehmend geringeres Vertrauen entgegenbringt? Wie unendlich viele Menschen stehen nicht schon auf dem Standpunkte: lieber alles hingeben, nur kein Prozeß. Das ist tief traurig, ist beschämend, birgt eine zentnerschwere Anklage gegen die Jurisprudenz.

Was Wunder, wenn sich das geknechtete Laientum gelegentlich in der Presse erhebt, ein größeres Wunder, daß es nicht öfters geschieht, daß es seinen Zustand erträgt. **Prof. Dr. v. Pflugk-Harttung.**





Sedan und Simplizissimus. — Pioniere deutscher Kultur. — Betrübte Lohgerber. — Sozialdemokratische Wehen und bürgerliches Chinesentum.

Gestern war Sedan. In diesem Zeichen beginne ich mein Tagebuch. Ein Haufen von Festartikeln liegt vor mir. Immer noch die alljährlich mit tödlicher Regelmäßigkeit wiederkehrende querelle allemande, ob wir den 2. September fürder noch feiern dürfen oder nicht. Die Frage hört auf Frage zu sein, sobald man sich nur die Mühe gibt, einander zu verstehen. Denn wo sind die Deutschen, die diesen Tag noch als „Tag der Rache" begehen und nicht in dankbarem und erhebendem Gedenken an die Helden des großen Jahres und den Geburtstag des Deutschen Reiches? Ja, wären wir nicht das friedfertigste unter den Völkern, müßten wir unsere überschäumende Kampflust, unseren mächtigen Tatendrang gewaltsam zügeln, dann könnte uns solch Fest vielleicht auf die Dauer gefährlich werden. Aber so? Bei unseren mikroskopisch entwickelten nationalen Instinkten? Da ist wirklich schon dafür gesorgt, daß die Bäume kriegerischer Begeisterung nicht in den Himmel wachsen!

Man unterscheide wohl zwischen kriegerischer und Kriegervereinsbegeisterung — um dem Kinde irgend einen Namen zu geben. Diese steckt uns ja tief im Blute, ist aber ebenso subaltern wie harmlos und findet ihr volles Genügen im Spalierbilden bei Paraden, Anlegen von militärischen Abzeichen und „brausenden" Hurrarufen. Gewiß, in der Stunde der Gefahr wird das deutsche Volk mit derselben Begeisterung und Opferfreudigkeit zu den Waffen greifen, wie seine Väter im Jahre 70. Kriegerische Herausforderungen aber und Ausschreitungen — wer glaubt denn daran? Der deutsche Bürger läßt die Völker hinten weit in der Mandschurei aufeinander schlagen und „segnet Fried' und Friedenszeiten".

„Der Herr hat Großes an uns getan! Ehre sei Gott in der Höhe!" So feierte ein deutscher Dichter die schicksalsschwangere Stunde, da aus

Blut und Eisen das Deutsche Reich geboren ward. In diesem Geiste wollen auch wir das Sedanfest feiern, in dankbarem und demütigem Aufblick zu Gott, in dessen Händen doch zuletzt die Geschicke der Völker ruhen. Mußte uns nicht gerade am diesjährigen Sedanfeste solche Mahnung durchschauern, da an demselben Tage im fernen Osten ein mächtiges Reich von einem viel unansehnlicheren Gegner aufs Haupt geschlagen wurde? Hätte nicht menschliche Berechnung solch Geschehen noch vor einem Jahre für unmöglich gehalten? Und nun ist es Weltgeschichte geworden. Nicht nur der einzelne, auch Völker, die zu „stehen" glauben, und dünkten sie sich noch so mächtig, sollen zusehen, daß sie „nicht fallen"!

Nach dem Festrausch die Ernüchterung. Es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, die schon während des Festes mehr oder minder eindringlich zur Ernüchterung mahnten. „Niemals", so schrieb z. B. die Berliner „Volkszeitung", „sind kriegerische Taten mit schwungvolleren Worten gepriesen worden als die Siegestaten der deutschen Heere auf französischem Boden in den denkwürdigen Jahren 1870 und 71. In Prosa und in Versen hat man sie verherrlicht, die Jünglinge und Männer, die damals in wochen- und monatelangen Strapazen Wunder der Disziplin, der persönlichen Aufopferungsfähigkeit getan haben. Unzählige Reden, Predigten, Trinksprüche, lyrische Gedichte, dramatische Versuche sind in Deutschland vom Stapel gelassen worden, um die Gefallenen und die Überlebenden zu feiern. Man hat sich's sogar etwas kosten lassen, dieser überströmenden Begeisterung einen materiellen Hintergrund zu geben. Freigebig bis zum Übermaß war man, um zu zeigen, daß sich das dankbare Vaterland nicht lumpen lasse. Für eine Handvoll der obersten Heerführer stellte man 12 Millionen Mark bereit, um den Herrschaften den Eintritt in die Reihen der Großkapitalisten zu ermöglichen, oder, falls sie bereits dieser Schar der Auserwählten angehörten, ihnen nach dem Kriege die Annehmlichkeiten des sorgenlosen Daseins noch um ein Erkleckliches zu mehren.

„Leider hatte es mit der Freigebigkeit bereits bei der Klasse Ia ein Ende. Gegen die invalide gewordenen Offiziere verfuhr man schon weniger verschwenderisch. Und was vollends die breite Masse der chargenlosen Militärexistenzen betraf, die so gut, wenn nicht noch ernsthafter als die mit einer Millionendotation beglückten Exzellenzen ihr Leben und ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt hatten, so erzählt die Leidensgeschichte Tausender dieser ‚Mitbegründer des deutschen Reiches' — wie sie bei Kriegervereinsfesten oft genug genannt worden sind — von schmerzlichen Entbehrungen, von blutigen Tränen, von Kummer und Elend, von Siechtum und Not, von Hunger und Verzweiflung, falls nicht als letzter Rettungsapparat die Drehorgel ihre Schuldigkeit tat und der Held von Spichern, Sedan und Metz, unterstützt von den Tönen des Leierkastens, sein Bettlerelend besang mit den erhebenden Worten: ‚Was ich bin, und was ich habe, dank' ich dir, mein Vaterland' . . ."

Das Blatt bespricht dann weiter die von Gesinnungstüchtigkeit strotzenden Preßergüsse zum Sedanfest, jene so wohlfeilen Dank- und Verherrlichungsartikel, deren Begeisterungsflamme pünktlich nach dem Kalender erglüht:

„Wie aber steht's mit dem Dank des Vaterlandes in Wahrheit? Inmitten der Organe, die sich solchergestalt in hochtrabenden Worten als Reklamemacher für des ‚Reiches Herrlichkeit' gebärden, lenkt eines jener ‚amtlichen Publikationsorgane' die Aufmerksamkeit auf sich, in denen manche behördliche Bekanntmachung in wenigen Zeilen ein grelleres Licht auf unsere Zustände wirft, als es durch tausend verhimmelnde Leitartikel wieder ausgelöscht werden kann. Was wollen alle sich in Verherrlichungssuperlativen überstürzenden Sedanreden besagen gegen nachstehende

Bekanntmachung:

Wie in den Vorjahren soll auch in diesem Jahre zur dankbaren Erinnerung an den großen Siegestag von Sedan in allen Haushaltungen des Kreises Niederbarnim eine Kollekte abgehalten werden, deren Ertrag der bei der Kreiskommunalkasse verwalteten Kriegerstiftung zufließt.

Der Zweck der letzteren ist, den in den Kriegen 1870/71, 1866 und 1864 oder infolge derselben hilfsbedürftig gewordenen Kreiseingesessenen oder deren Hinterbliebenen, soweit die ihnen vom Staate bewilligten Pensionen nicht ausreichen, oder sofern sie nach den bezüglichen Gesetzesbestimmungen oder dem Maße der vorhandenen Mittel weder Pensionen noch Beihilfen aus Reichsfonds erhalten können, Unterstützungen zu gewähren.

Die Zahl der Kriegsteilnehmer, die der Hilfe bedürfen, wächst mit jedem Jahre und die Bedürftigkeit der einzelnen steigert sich; der Kreisausschuß bedarf also weiterer Mittel, um hier helfend eingreifen zu können . . .

Die Gemeindediener Marienfeld, Weise, Krause und Noatnick sind beauftragt, am Freitag, den 2. September cr., die erbetenen Beiträge einzuholen.

Tegel, den 27. August 1904.

Der Gemeindevorsteher.

Weigert.

Dieses Dokument macht dem guten Herzen des unterzeichneten Gemeindevorstehers alle Ehre, nicht aber dem „deutschen Vaterlande", dessen Dankbarkeit, ja selbstverständlichste Pflichterfüllung hier an den öffentlichen Pranger gestellt werden. Blutiger hätte auch der Simplizissimus die ganze Hohlheit der Dank- und Verherrlichungsphrasen in Festreden und Festartikeln nicht verhöhnen können, als es hier durch eine amtliche Bekanntmachung in bester Absicht geschieht. Ist es nicht eine Schmach und Schande, daß für die so überschwänglich Gefeierten, ohne deren Opfer an Gut und Blut die ganze deutsche Reichsherrlichkeit ein schöner Traum und die begeisterten Reden und Artikel weißes Papier geblieben wären, gebettelt wird und gebettelt werden muß! Und diese Bekannt-

machung ist für die so schmählich Notleidenden noch lange nicht die erniedrigendste ihrer Art. Wurden doch seinerzeit auch abgelegte Kleider (!) für die alten Kriegsinvaliden „erbeten". Wenn die „Volkszeitung" die Kundgebung „ein Monument von unsrer Zeiten Schande" nennt, so ist das noch lange keine Übertreibung. Möge wenigstens jetzt endlich die Mahnung beherzigt werden, die das Blatt zum Schluß an die richtet, die es angeht:

„Durch das Dokument, das unter dem Zwange der eisernen Notwendigkeit, unter dem Druck unwürdiger Verhältnisse den Klingelbeutel an die Stelle setzt, an der die gesetzlich verbürgte, ausreichend funktionierende Dankbarkeit des gesamten deutschen Vaterlandes das ihrige tun sollte, durch dieses Dokument wird das Deutsche Reich öffentlich zur Scham aufgerufen über die himmelschreienden Unterlassungen, die ihm seit der Zeit zur Last zu legen sind, in der man versäumt hat, die Erinnerung an Sedan mit der umfassendsten, allen berechtigten Ansprüchen genügenden Fürsorge zu verknüpfen! Mit der Fürsorge für diejenigen, die mit ihrem Leben oder mit ihrer Gesundheit den Preis der welthistorischen Kämpfe bezahlt haben, denen das Reich sein Dasein verdankt!"

Inzwischen können sich die Veteranen mit dem mageren Troste abfinden, daß auch manche andere Verheißungen unserer Heroenzeit nicht in Erfüllung gegangen sind. Auch Optimisten werden nicht behaupten wollen, daß unsere Macht und Größe in dem Maße gewachsen ist, wie es bei so gewaltigen Erfolgen nach einem Menschenalter zu erwarten war. Wir stehen heute als Weltmacht jedenfalls nicht größer da, als in den ersten Jahren nach der Reichsgründung. Da die Geschichte aber keinen Stillstand kennt, nur Fortschritt oder Rückschritt, so müssen wir leider mit dem letzten rechnen. Ja, es ist nicht zuviel gesagt: wir waren vom ersten Platz im Rate der Völker bereits auf den dritten zurückgedrängt, und es ist nicht unser Verdienst, sondern eine — noch dazu unerhoffte — Wirkung des russisch-japanischen Krieges, daß wir gegenwärtig wieder zum zweiten Platz aufgerückt sind. Denn Selbsttäuschung wär's, uns zu verhehlen, daß England heute im Völkerkonzert die erste Geige spielt.

Wie wir es jetzt anfangen, werden wir ihm jedenfalls den Rang nicht ablaufen. Liebenswürdigkeiten, die wir den Engländern erweisen, lösen in ihnen alle anderen Gefühle aus, nur nicht das der Achtung. Jedes Werben um ihre Gunst wird nur als Zeichen unserer Schwäche gedeutet und gebührend ausgenützt, wenn nicht gar mit offenem Mißtrauen oder Injurien erwidert. Denn der Engländer glaubt eben nicht an uneigennützige Freundschaft in der Politik, weil er sie selbst nicht kennt und es dergleichen ja auch gar nicht gibt. Es ist also unverständlich, was eigentlich durch die fortgesetzten Liebesbezeugungen bezweckt werden soll. Und ein eben solcher Irrtum ist, die Engländer durch Nachahmung auf ihren eigensten Gebieten zu erreichen oder gar zu übertrumpfen. Nicht als imitierte Engländer, nur

als Deutsche können wir uns ihnen gewachsen zeigen, durch eine Reinkultur unserer besten nationalen Kräfte.

Es ist eigentlich eine selbstverständliche Erkenntnis, daß Völker wie Persönlichkeiten Großes nur erreichen, wenn sie ihre ererbten und eigentümlichen Gaben fortbilden und zur höchsten Entwicklung bringen. Aber es scheint, daß wir Deutsche uns nie zu dieser Erkenntnis ganz durchringen werden. Wir verachten das Eigene und bemühen uns vergeblich auf fremden Gebieten, wo die Natur für uns nun einmal keine Lorbeern wachsen läßt. Amerika und England sind unsere augenblicklichen Idole, irrlichternde Phantome, denen wir nachjagen und darüber das Glück im Hause opfern. Mit Frankreich, dem wir so lange gehuldigt, ist nicht mehr viel Staat zu machen, also: Ablösung vor, Sport und Paraden, möglichst nach englischem Muster!

Bis in welche Kreise das Unbehagen über dieses vergebliche Pürschen auf fremden Revieren hineinwächst, bezeugt unter vielen anderen ähnlichen Erscheinungen auch ein Aufsatz in den „Wartburgstimmen", der eben dieses Kapitel, Sport- und Paradepolitik, behandelt. Der Verfasser Schölermann ist monarchisch und konservativ bis in die Knochen, und doch wandeln auch ihn Simplizissimus-Stimmungen an. Ja, wer kann dafür? Wir sind alle Menschen, und was uns wider die Natur geht, muß auf irgend eine Weise heraus:

„An erster Stelle", schreibt Schölermann, „steht der Automobilismus im Zeichen der hohen Politik. Dem Gordon-Bennett-Rennen gab Fürstengunst diesmal erst die erhebende Weihe. Das Erscheinen des Kaisers und seiner erlauchten Gäste mußte dem Besitzer des deutschfeindlichen „New York Herald" vor aller Welt die friedliebende Harmlosigkeit der deutschen Sportpolitik offenbaren. Daß die langersehnte Enthüllung der geschenkten Statue des großen Friedrich in Washington abermals verschoben wurde, ficht uns nicht an. Vorläufig bleibt sie bis zur Erledigung der Präsidentschaftswahlen (!) hübsch unter Dach und Fach, um vielleicht dereinst mit einem Dutzend anderer Figuren möglichst unauffällig das Licht der Welt zu erblicken. Mögen die stolzen Republikaner den gefährlichen Preußenhelden als unerbetenes Danaergeschenk betrachten und demgemäß behandeln — deutsche Großmut muß sich deutscher Freigebigkeit ebenbürtig erweisen. Wer treue Bundesgenossen und freundwillige Nachbarn allezeit sucht und braucht, darf nicht in Kleinigkeiten empfindlich sein. Über persönlicher Eitelkeit steht hoch die ‚Solidarität der Völker' — versinnbildlicht durch die Prügelei der Chauffeurs nach dem Homburger Rennen.

„Des Festspiels zweiter Akt. Schauplatz Kiel. Onkel Eduard kam, sah und siegte. Die Monarchen-Zusammenkunft war selbstverständlich eine politische, wie immer, wenn die Räder sämtlicher Dementiermühlen in kreisende Bewegung geraten. Auf die blumigen Ansprachen und ‚Ernennungen' antwortete Englands König mit der kühlen Vornehmheit politischer Erfahrung: er sei gekommen, um die Regatten zu sehen . . .

„In den Trinksprüchen des britischen Königs, sowohl in Kiel wie in Hamburg, lag eine feinabgewogene Ironie, sozusagen eine unverbindliche, sorgfältig berechnete ‚Abfuhr'. Rednerische Ergüsse vermögen den Gleichmut eines in England disziplinierten Gentleman nicht zu erschüttern. Auch nicht die Gala-Paradeaufstellung der Gardetruppen zu beiden Ufern des Nordostseekanals und die mittrabenden Wandsbeker Husaren. Er weiß, daß unsere deutsche Militär- und Polizeiregie (einschließlich der während der Regattatage in Kiel eingeführten Londoner Konstabler-Knüppel!) auf unübertrefflicher Höhe steht . . . Ein kleiner Ordensregen, diskret verteilt, diente als angenehme Abwechslung in den beständigen Niederschlägen der Kieler Woche. So verstand es der König des meerbeherrschenden Albion, allen unseren Zuvorkommenheiten geschickt zuvorzukommen und unser Liebeswerben anmutig zu parieren.

„Fürstenbegegnungen soll man in ihrer politischen Tragweite nicht überschätzen. Man kann sie aber auch unterschätzen; und diesmal hat man es getan. Die anfänglich so stramm geleugneten ‚besonderen Abmachungen' kamen hinterher gar herrlich zutage. Das deutsch-englische Schiedsgerichtsabkommen, für uns ein Bündel Aktenpapier, war die köstliche Frucht der Kieler Woche. Segnen wir sie, daß sie uns nichts Schlimmeres gebracht.

„Wir aber hatten mit der Sport- und Flottenparade in der Kieler Föhrde nicht genug. Wir mußten auch noch eine Parade unseres aktiven Schlachtgeschwaders im Auslande veranstalten. Plymouth gab uns den ersten unpassendsten Rahmen für die Schaustellung der mit knapper Not fertiggestellten acht Linienschiffe! Unser dringendes Anerkennungsbedürfnis konnte nicht länger auf die Lobsprüche Englands warten. Sie wurden uns zuteil, sehr reichlich — fast zu reichlich, um ehrlich zu sein. Fachleute in Plymouth sowohl wie in Kiel wissen, welche konstruktiven Schwächen den Gefechtswert der Linienschiffe unserer ‚Kaiser-Klasse' beeinträchtigen. Erstklassig sind sie nicht. Um so überschwenglicher tönte ihr Lob in den englischen Zeitungen. Warum auch nicht? Derartige fremde Lobsprüche kitzeln unsere Eitelkeit, die nun wähnt, wir hätten es im Kriegsschiffsbau schon herrlich weit gebracht, damit wir unsere Flotte überschätzen; zugleich auch erfüllen sie den Zweck, für die Beschleunigung der Vermehrung britischer Seemacht zu agitieren. —

„Dann dampfte unser Geschwader nach Vlissingen, und die Königin Wilhelmina (auf die antideutsche Stimmung der Holländer und ihre allerdings törichte Angst vor einer ‚Angliederung' gebührend Rücksicht nehmend) beantwortete Admiral v. Koesters Meldetelegramm in der denkbar ‚reserviertesten' Form. Was wollen und wünschen wir mehr? Parade links, Parade rechts, Parade in der Mitten, das macht, wir sind jetzt überall so herzlich gern gelitten! . . .

„Als Knabe habe ich mich in England und Amerika mit Vergnügen hingegeben dem Segelsport, Kricketspiel, Tennis und dem Fußballspiel, und bin auch heute noch ein Freund jeder gesunden Leibesübung. Parade-

sport, wie wir ihn jetzt betreiben, ist aber weder im guten Sinne etwas Englisches, noch im guten Sinne deutsch. Der Engländer betreibt den Sport, seinem Charakter entsprechend, mehr oder weniger als Selbstzweck, zum Vergnügen. Er hat viel Geld und Muße dazu. Für uns schickt sich das nicht. Es widerspricht dem deutschen Volkscharakter im ganzen und seiner Aufgabe in der Geschichte. Wir können aus dem Sport nur einen Vorteil ziehen: Erholung nach geistiger Arbeit. Jeder andere Sportbetrieb ist für die deutsche Nation Zeitverschwendung. Deutschland wird auf diesem Gebiete hoffentlich nie in der Welt vorangehen ..."

Unsere Minister und andere mit der Zeit fortschreitende Persönlichkeiten dürfen natürlich nicht zurückbleiben, und so unternehmen sie mit Vorliebe „Studienreisen" nach England und Amerika. Es ist das der neueste Sport. Denn soviel wir auch von beiden Ländern lernen könnten, so kann doch der Ertrag solcher kurzen Visiten nur ein fragwürdiger sein. Um wirklich in das Wesen und die Zustände fremder Staaten einzudringen und das Beste mit nach Hause zu nehmen, dazu gehört ein ganz anderer Aufwand an Zeit und Mühe, dazu darf man auch keine Visitenkarten in Minister- und Präsidentenhotels abgeben. Das liegt doch wohl auf der Hand. Wer wird so unhöflich sein, hochgeehrte Gäste peinlichen Eindrücken auszusetzen? Der Besuch wird eben im Salon empfangen, und da ist natürlich alles schmuck und sauber.

Auch haben die Herren Minister wirklich nicht so lange Zeit. Wie viele Empfänge, Paraden, Denkmalsenthüllungen, Einweihungsfeiern usw. usw., die sie durch ihre Gegenwart verschönern sollen, warten ihrer schon brünstig in der trauten Heimat. „Man stelle sich nur vor," schreibt die „Kölnische Volkszeitung", „daß während der Kieler Woche drei dieser alten Exzellenzherren flott das Tanzbein schwingen mußten. Wenn dem Schreiber dieses vom Verlage der Köln. Volksztg. solche Pflichten auferlegt würden, so schriebe er sicherlich ganz miserable Artikel. Darum sorgt jeder geschäftskundige Verleger für einen eigenen trinkfesten Berichterstatter, der alle Zweckessen und dergleichen mitmacht; erprobte Weinreisende werden dabei besonders bevorzugt. Wie wäre es mit einem eigenen Minister für Repräsentation, der alle Amüsements mitmachte, damit die übrigen Minister ungestört arbeiten könnten? Dieser Chef des Vergnügungsdepartements hätte die Reichs- und Staatsregierung bei allen Denkmalsenthüllungen, Einweihungen von Brückenbauten und Bahnhöfen, Empfängen fremder Fürstlichkeiten und amerikanischer Milliardäre usw. usw. zu vertreten. Dafür müßte den Ressortministern aber ganz energisch die Pflicht auferlegt werden, fortan die Gesetze sorgfältiger auszuarbeiten; wir denken, so würden alle Teile dabei gewinnen. Wir unterbreiten diesen äußerst keimfähigen Gedanken vertrauensvoll dem Wohlwollen des politischen Publikums ...

„Eines könnte man freilich vom Bismarckschen Kurse lernen, nämlich daß man die Politik nicht in den Sport hineintragen und die Politik nicht sportmäßig betreiben soll. Wir wollen darauf nicht weiter eingehen, sondern uns

nur die Bemerkung gestatten, daß es uns schien, als habe den Kartellparteien bei der Fertigstellung des Ansiedelungsgesetzes als Muster das Gordon-Bennett-Rennen vorgeschwebt."

So steckt sogar der Bülow-treuen „Kölnischen Volkszeitung" der Schalk im Nacken. Es ist eben schwer, keine Satire zu schreiben. Der Simplizissimusgeist scheint doch nicht allein in München zu spuken.

* * *

Wo wir von England wirklich was profitieren könnten, da stehen wir eigensinnig abseits. So vor allem in unserer Kolonialpolitik, deren schönste Zukunftsblüte allerdings schon durch den noch heute unbegreiflichen Sansibarvertrag in der Knospe geknickt wurde. Wie ich von sachverständiger Seite erfahre, wird der größte Teil des einzigartigen und unschätzbaren „Äquivalents" für Sansibar im Laufe von etwa zwei Jahrzehnten vom Meeresschlunde verschluckt sein. — Die wertvollste Errungenschaft der Bismärckischen Politik ist also unwiderruflich dahin. Nun müssen wir uns mit den Knochen abfinden, die Englands gesegneter Appetit uns von der Mahlzeit gnädig und großmütig übrig gelassen hat. Und auch das ist keine leichte Aufgabe, wie es uns in Südwestafrika eindringlich genug zu Gemüte geführt wird.

Es scheinen dort Zustände zu herrschen, wie sie unter der englischen Kolonialregierung in solcher Willkür wohl kaum denkbar wären, Zustände, die überhaupt jeder Beschreibung spotten und für unmöglich gehalten werden müßten, wenn sie nicht eben von genau unterrichteter und überdies kolonialfreundlicher Seite ans Licht des Tages gefördert würden.

Der von Dr. Meineke in Berlin herausgegebenen „Kolonialen Zeitschrift" wird niemand kolonialfeindliche Bestrebungen nachsagen. Ist sie doch das Organ für die Interessen unserer Kolonien und Kolonialfreunde. Nun, eben diese Zeitschrift brachte in einer ihrer letzten Nummern Mitteilungen über die Rechtspflege in den Kolonien, deren Verfasser A. Herfurth vielversprechend genug also anhebt:

„In unseren Kolonien vermag sich ein sonst ganz braver Mann mit Leichtigkeit gewichtige Anklagen zuzuziehen. Sehr verpönt ist dort eine freimütige Äußerung über vorhandene Mißstände. In Acht und Bann wird erklärt, wer darüber nach der Heimat berichtet ... Nicht selten ereignet es sich auch, daß aus persönlicher Rankünе Leute vernichtet werden sollen, nachdem man, wie es in den Kolonien heißt, Material gegen sie gesammelt hat."

Diese schwere Anklage begründet der Verfasser durch ein Beispiel aus Südwestafrika. Er tut das an der Hand von Gerichtsurteilen, die gegen einen gewissen Groeneveld ergangen sind. Dieser Groeneveld wurde am 30. März 1903 vom Bezirksgericht zu Keetmanshoop wegen Vergehens gegen § 4 der Verordnung, betreffend die Einführung von Feuerwaffen, zu 6 Monaten Gefängnis und 1000 Mk. Geldstrafe, sowie zur Tragung der Kosten verurteilt. Groeneveld hatte an Hottentotten

Gewehre verkauft, wie behauptet wird: *mit Genehmigung* des Distriktschefs, der auch für die Gewehre je 50 Mk. Steuer verlangt habe. Groeneveld legte gegen das Urteil Berufung ein; es wurde *aufgehoben* und er in einem neuen Verfahren wegen des Vergehens *nur zu 450 Mark Geldstrafe* und in die Kosten verurteilt.

Am 27. Mai 1903 stand Groeneveld schon wieder vor den Schranken des Bezirksgerichts in Keetmanshoop, diesmal der Verleitung zum Meineide angeklagt. Er wurde *zu drei Jahren Zuchthaus*, sowie zum Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre verurteilt. Die von ihm eingelegte Berufung hatte den Erfolg, daß dieses Urteil *aufgehoben* wurde; die Berufungsinstanz kam zu einem *Freispruch* und legte die *Kosten des Verfahrens dem Staate* auf. (!)

Es blieb nicht der einzige Fall! Am 30. Mai 1903, *drei Tage nach dem eben besprochenen Urteile*, fällte *dasselbe* Bezirksgericht in Keetmanshoop *schon wieder* einen Spruch gegen Groeneveld: er wurde wegen gewerbs- und gewohnheitsmäßiger Hehlerei zu *zwei Jahren Zuchthaus*, sowie zum *Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte* auf die Dauer von fünf Jahren verurteilt, auch wurde auf die Zulässigkeit von *Polizeiaufsicht* erkannt. Über den der Verurteilung zugrunde liegenden Tatbestand wird mitgeteilt, Groeneveld habe an den Proviantmeister in Bethanien 2½ Sack Reis (offenbar schon früher) gegeben, „die dieser aus Ersparnissen zurückerstattete". Die „Koloniale Zeitschrift" bemerkt dazu wörtlich: „Der Distriktschef, Leutnant v. Stempel, hatte dem Proviantmeister, da ihm dessen Fehlbetrag bekannt war, ausdrücklich erlaubt, bei guter Wirtschaft den Beständen Reis für sich zu entnehmen."

Groeneveld legte gegen das Urteil Berufung ein und erreichte, daß das Urteil *aufgehoben* wurde und man ihn nur wegen einfacher Hehlerei zu *zwei Monaten Gefängnis* verurteilte. Zwei Jahre Zuchthaus — zwei Monate Gefängnis.

Aber damit waren seine Beziehungen zu der kolonialen Justiz noch nicht zu Ende. Am 27. Juni 1903 wurde er, immer vor dem Gerichte in Keetmanshoop, wegen Betrugsversuchs zu *drei Monaten Gefängnis* und in die Kosten verurteilt. Durch Berufung gelang es ihm, auch dieses Unheil abzuwenden; das Urteil wurde *aufgehoben*, er *freigesprochen*, die *Kosten der Staatskasse* auferlegt. So war er denn in einem Vierteljahre vom Bezirksgericht zu Keetmanshoop zu 1000 Mk. Geldstrafe, neun Monaten Gefängnis und fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden, von denen die Berufungsinstanz nur 450 Mk. Geldstrafe und zwei Monate Gefängnis aufrecht erhielt.

Was ist nun nach der „Kolonialen Zeitschrift" der *Grund* zu diesen drakonischen Verfolgungen?

„*Alles das, weil er über die Ermordung eines Negers, nachdem eine Beschwerde an die Behörde fruchtlos verlaufen war, der Presse Nachricht gegeben hatte, die aber ebenfalls*

keine Notiz davon nahm." Hier wird also den Behörden in Keetmanshoop vorgeworfen, daß sie einen unbequemen Menschen vernichten wollten. Ein Mord ist geschehen. Groeneveld wendet sich an die Behörde; er wird abgewiesen; er wendet sich an die Presse, die seine Meldung totschweigt: dafür wird er in einem Vierteljahr aus den verschiedensten Anlässen viermal vor Gericht gestellt und über ihn außerdem noch (durch den Leutnant v. Stempel) der Boykott verhängt.

Nach der Anklage war der in Rede stehende Neger von dem Sanitätsunteroffizier Kossak in kaltem Wasser so lange festgehalten worden, bis das Wasser in der Nacht zum Gefrieren kam. Kossak ist dafür zu einer Geldstrafe verurteilt worden.

Das landesübliche offiziöse „Dementi" durfte selbstverständlich nicht ausbleiben. Aber es blieb lange aus, und als es endlich kam, strafte es noch gar das alte deutsche Sprichwort Lügen: „Gut Ding will Weile haben". Es war nicht gehauen und nicht gestochen, ging — wie das eben auch so landesüblich ist — um die gravierendsten Tatsachen vorsichtig herum, wie die Katze um den heißen Brei, und war eigentlich mehr ein Zugeständnis als eine Widerlegung. So ist es auch von der Presse aufgefaßt worden, u. a. der „Frankfurter Zeitung":

„In dieser offiziösen Auslassung wird also bestätigt, daß der Sanitätsunteroffizier den Neger schwer mißhandelt hat. Da von den Angaben über die Art der Mißhandlung nichts bestritten wird, kann wohl als festgestellt gelten, daß der Beamte mit größter Brutalität verfahren ist. Der Neger ist kurz darauf gestorben. Wenn auch das Gericht nicht den zwingenden Beweis für den Zusammenhang dieser grausamen Mißhandlungen mit dem Tode des Unglücklichen als erbracht annahm, so spricht doch eine starke Wahrscheinlichkeit dafür. Und eine so scheußliche Handlung ist mit einer Geldstrafe ‚gesühnt' worden! Selbst der nach offiziöser Versicherung als sehr strenger Verurteiler bekannte Staatsanwalt hatte nur drei Wochen Gefängnis beantragt. Da ist wohl die Frage gestattet, gegen was für Personen dieser Herr ein strenger Verurteiler war? Aus der offiziösen Notiz ergibt sich weiter, daß, sobald der Tatbestand ‚hier', also wohl in Berlin, bekannt war, die Kapitulation mit dem Unteroffizier vom Oberkommando der Schutztruppe aufgehoben und er heimgesandt wurde. Daraus ergibt sich das ungeheuerliche Faktum, daß der Mann trotz seiner unwürdigen und grausamen Handlungen zunächst ruhig im Dienste blieb, daß die Bezirksbehörden gar nichts weiter gegen ihn taten, bis man von Berlin aus einschritt. Groeneveld aber, der die Sache zur Anzeige gebracht hatte, sah sich zu jener Zeit schweren Anklagen und gerichtlichen Verurteilungen durch das Keetmanshooper Bezirksgericht ausgesetzt, die nachher von dem Windhuker Obergericht teils ganz aufgehoben, teils auf ein Minimum reduziert werden mußten. Uns deucht hiernach, daß das offiziöse Dementi gerade

genug zugibt, um eine nochmalige Nachprüfung der Angelegenheit und eingehendere Aufklärungen geboten erscheinen zu lassen."

Mit diesen „Aufklärungen" hat nun inzwischen Herr Herfurth selbst aufgewartet, und zwar wieder in der „Kolonialen Zeitschrift". Zunächst:

„Trotzdem am 23. Januar 1902 der Kolonialdirektor den über Groeneveld von Leutnant v. Stempel verhängten Boykott aufgehoben hat, bestätigten dessen direkter Vorgesetzter Major v. Estorff und das kaiserliche Gouvernement durch Erlaß vom 6. März 1902, J.-Nr. 1490, die Maßregel. (!) Leutnant v. Stempel hat der schließlich an ihn ergangenen Weisung dadurch zuwidergehandelt, daß er formell den Boykott aufhob, seinen Mannschaften aber befahl, sich bei ihm zu melden, wenn sie bei Groeneveld Einkäufe zu machen beabsichtigten!"

Zu der „Verurteilung" des Kossak bemerkt Herr Herfurth, daß von dieser Verurteilung zu einer Geldstrafe in Keetmanshoop nichts bekannt geworden sei, wohl aber habe man erfahren, daß Kossak in seiner bisherigen Charge nach wie vor Dienst geleistet habe. Bei dem ärztlichen Gutachten, das dem Gericht in Windhuk als Grundlage zu dem so erstaunlich milden Urteil gedient habe, komme es durchaus darauf an, wie lange Zeit nach dem Tode des Schwarzen die ärztliche Autopsie stattgefunden habe. Kossak selbst behauptete ja, daß eine ärztliche Feststellung der Todesursache durch Sektion überhaupt nicht stattgefunden habe. Danach hatte also das medizinische Gutachten nur in einer Äußerung dazu bestehen können, ob die Behandlung des Schwarzen geeignet gewesen sei, den Tod herbeizuführen.

Die weiteren Anklagen, die Herr Herfurth erhebt — wie er erklärt, um denjenigen Blättern, die bereits nach dem Staatsanwalt gegen ihn geschrien hätten, möglichst viel Material zu liefern —, übertreffen an Furchtbarkeit bei weitem die Barbareien des Kossak und die damit zusammenhängenden Beschuldigungen gegen die südwestafrikanischen Justiz- und Militärbehörden.

Über die Zustände in dem von Herrn v. Stempel verwalteten Gefängnis in Bethanien schrieb im Juli 1903 Herr F. Gehlert an Herrn Herfurth:

„Der letzte Jahresbericht führt für den Bezirk Keetmanshoop 63 Gefängnisstrafen gegen Eingeborene und nur eine Todesstrafe an. Das klingt ja ganz günstig. Wir wollen aber sehen, wie etwa die Steinchen liegen, wenn man sie nicht durch das bureaukratische Kaleidoskop betrachtet. In Bethanien liegt eins der drei größeren Gefängnisse des Bezirks, und ich will annehmen, daß dort der dritte Teil der Gefangenen gehalten wird, also 21. Erkundigt man sich bei der Behörde nach der Zahl der Todesfälle im Gefängnis, so wird das als unfreundliche Handlung betrachtet. Der Jahresbericht gibt natürlich erst recht keine Auskunft. Seit etwa drei Jahren wird für die verstorbenen Gefangenen ein besonderer Friedhof benutzt. Die Steinkränze um die Grabhügel reden eine Sprache im Lapidarstil und beweisen eine Miß-

wirtschaft, für die ein eindringlicheres mene tekel kaum gegeben werden kann. Bei meiner letzten Anwesenheit in Bethanien zählte ich 33 Gräber. Man sagte mir aber, daß in mehreren zwei Tote liegen. Die Gefangenen, die draußen im Felde umkamen, ließ man dort. Es ergeben sich also mindestens 36 Todesfälle, für ein Jahr 12; 60 Proz. aller Gefangenen kamen nicht lebend aus diesem Loche des Grauens heraus. Wie viele vom Rest bald nach der Entlassung starben, wie viele dauernden Schaden davongetragen haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Das Gouvernement hat nicht die Entschuldigung, daß ihm diese Verhältnisse fremd seien; es ist wiederholt von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden.

„Als ich im Jahre 1899 in einem Gesuch an das Gouvernement die grauenvolle Sterblichkeit im Bethanischen Gefängnisse erwähnte, wurde ich dringend ersucht, solche Bemerkungen in Eingaben zu unterlassen mit der seltsamen Begründung, daß in Windhuk in einem halben Jahre von 50 Köpfen nur ein Gefangener gestorben sei. Ebenso fruchtlos sind mündliche Vorstellungen. Es kann mir deshalb nicht der Vorwurf gemacht werden, daß ich unnütz diese häßliche Sache an die große Glocke bringe. Wenn jahrelange Benachrichtigung der vorgesetzten Behörde vergebens ist, so bleibt die Öffentlichkeit eben die Instanz, die zu entscheiden hat, ob dieser Frevel eine dauernde Institution werden soll. Wenn in Deutschland in einem Gefängnis eine derartige Sterblichkeit vorkäme, so würde der Gefängnisdirektor wegen fahrlässiger Tötung unter erschwerenden Umständen vor Gericht gezogen werden. Anders hier! Das Gouvernement hielt unseren letzten Distriktschef trotz der Unsicherheit im Lande, besonders der Räubereien auf Ausis, trotz der furchtbaren Sterblichkeit im Gefängnis für einen so vorzüglichen Beamten, daß er zum Adjutanten des Gouverneurs ernannt wurde.

„Nun komme ich zur Hauptsache: Diese Auszeichnung für die genannten, allerdings gar wundersamen Leistungen ist eine völlige Bankrotterklärung des hier herrschenden Militärsystems.

„Das angeführte Beispiel, daß in Windhuk einmal in einem halben Jahre von 50 Sträflingen nur einer starb, schließt den Mund den kolonialen Phrasenhelden, die zynisch behaupten wollten, daß eine hohe Sterblichkeit im Gefängnis unvermeidlich sei, der Hottentott die Arbeit nicht vertragen könne, oder was dergleichen Unsinn mehr als Entschuldigung vorgebracht werden könnte. Ich habe nun acht Jahre hindurch auf meiner Farm meine Eingeborenen stramm arbeiten lassen, manches zuwege gebracht, und die Anstrengung hat keinem geschadet. Der Hottentott ist überaus zäh; bevor er stirbt, muß Schlimmes vorausgegangen sein. Ich will hier die umlaufenden Gerüchte über die Todesarten nicht erwähnen. Auch der

Chinese sucht sein Gesicht zu wahren. Da wird es verzeihlich sein, wenn ein Deutscher den Schmutz, der hier seines Volkes Namen befleckt, nicht von Grund aus aufwühlen mag. Manche unserer biederen Soldaten, die auf der Station dienen, werden naturgemäß von diesem Treiben aufs höchste angewidert. Sie werden aber in der Furcht erhalten, daß, wenn sie Anzeige erstatten, sie chikaniert, wenn sie einem Privatmann Mitteilung machen, wegen Verrats von Dienstgeheimnissen schwer bestraft werden.

„Solch ein Gefängnis verliert ganz seinen Zweck, denn welcher Farmer könnte es, von Ausnahmefällen abgesehen, über sein Gewissen bringen, in solch eine Anstalt Diebe einzuliefern? Man ist hier wieder auf Bestrafung auf eigene Faust angewiesen. . . .

„Von jeder Art der Knechtschaft ist die staatliche Sklaverei die denkbar schärfste, weil das Interesse der Aufseher am Wohle der Arbeiter fehlt. Ein Farmer behandelt hier seinen Ochsen besser, als die Sträflinge im Bethanischen Gefängnis behandelt werden. Die Sterblichkeit der Ochsen auf dem berüchtigten Baywege ist nicht annähernd so groß als die Sterblichkeit unter den Gefangenen. Stimmen gegen einen Arbeitszwang würden weit seltener laut werden, wenn nicht in praktischen Kolonialkreisen manch lichtscheue Vorkommnisse in der Verwaltung bekannt wären. Man fürchtet, daß der gesetzliche Arbeitszwang die unbeschränkte Gewalt der Beamten noch erhöht und ihre Neigung zur Selbsterziehung weiter verringert."

Aus der Zuschrift eines Ansiedlers aus Keetmanshoop, für dessen Glaubwürdigkeit sich vier andere Ansiedler durch Namensunterschrift verbürgten, hatte Herr Herfurth eine Stelle unterdrückt. Jetzt gibt er ihr Raum:

„Während dieser Debatte erschien auf einmal ein Zug von zehn Eingeborenen-Gefangenen unter Leitung dreier Eingeborenen-Polizisten (es war ca. 10 Uhr nachts und kein Mondschein), welche nahe bei uns vorbeimarschierten. Sie gingen vom Gefängnis in der Richtung auf die Wohnung des Bezirksamtsmannes Dr. Merensky (und kaiserlichen Richters) zu. Da alle Piken und Spaten trugen, waren wir höchst begierig zu erfahren, was schon wieder los sei. Daß die Sterblichkeit unter den Eingeborenen-Gefangenen so groß geworden sein sollte, daß die Leichen nachts eingescharrt werden müßten, konnten wir nicht glauben. Es hatte allerdings wohl schon manchmal keine Seuche, aber viele Tote unter den farbigen Gefangenen gegeben. Bisher hatte aber immer noch der Tag ausgereicht, um die Leichen der Mutter Erde anzuvertrauen. Mancher von uns kann sich sehr gut entsinnen (es ist erst im letzten Jahre geschehen), daß ein eingeborener Gefangener am öffentlichen Wege, wo er entkräftet niedergesunken und gestorben war, dort gelassen wurde, wo er, weil ‚brand'-mager, ohne zu verwesen, von Sonne und Wind im

Laufe der Tage und Wochen zur Mumie eintrocknete. Ob auch andere Leute über ähnliche Fälle als ‚Augenzeugen' berichten können, weiß ich augenblicklich nicht. Als wir um 11 Uhr uns trennten, um unser Nachtlager aufzusuchen, waren die Eingeborenen-Gefangenen noch nicht zurückgekehrt. Am nächsten Morgen, Sonntag, hörten wir von Augenzeugen, daß die Bestimmung getroffen worden sei, die Musikkapelle der 3. Feldkompagnie — diese letztere ist zurzeit ungefähr in der Stärke von zirka 40 Mann hier garnisoniert — solle jeden Sonntag von 11 bis 12 Uhr vormittags vor der Wohnung des Herrn Bezirksamtmanns Dr. Merensky spielen. Die Eingeborenen-Gefangenen hatten, nachdem sie am Sonnabend ihre Tagesarbeit bis Sonnenuntergang mit Lehmkarren usw. verrichtet, von zirka 9½ Uhr abends bis 12½ nachts die Büsche vor der Wohnung des Bezirksamtmanns ausroden müssen. Schon um 5 Uhr früh seien sie wiederum von ihren Wärtern (Eingeborenen-Polizisten) an die Rodungen geführt worden, um die gerodeten Büsche wegzuschleppen und die ungleichen Stellen zu planieren. Wir sahen, wie diese Tag- und Nachtarbeiter dann um 9 Uhr vormittags während der Kirchzeit in das Gefängnis zurückgeführt wurden. Welch eine Freude mußte es sein, sehen zu können, daß um 11 Uhr, als die Musik antrat, der tags vorher noch unebene und von Büschen bestandene Platz für unsere Herren Beamten schön planiert und gereinigt war! Die reine Heinzelmännchenarbeit."

Des weiteren zieht Herr Herfurth einen Artikel wieder ans Tageslicht, der am 16. August 1903 in den „Hamburger Neuesten Nachrichten" erschienen war und in dem die Erlebnisse eines unschuldig Verhafteten in dem Gefängnis von Keetmanshoop geschildert wurden. Aus der Darstellung dieses Ansiedlers war folgende Stelle wiedergegeben:

„In der Zeit nun, welche ich hier unschuldig im Gefängnis zubringen mußte, sind mir Zustände aufgefallen, wie ich sie bis jetzt noch in keinem Lande gesehen habe, selbst in China nicht, und das will schon viel sagen. Ich habe vieler Herren Länder auf meinen Reisen gesehen, auch ziemlich alle deutschen Kolonien bereist. Aber nirgends dürfte es solche Zustände geben, wie sie Keetmanshoop mit seinem Gefängnis bietet."

Das Hamburger Blatt fügte dieser wörtlichen Reproduktion des Berichtes folgende Bemerkungen an:

„Unser Abonnent schickt uns einen Grundriß des Gefängnisses mit. Wir ersehen aus demselben, daß das Gefängnis einen Flächenraum von 22×18,10 Meter einnimmt. In diesem Gefängnis befindet sich nach der Zeichnung u. a. eine Zelle von 4,8×4 Meter, bei 3 Meter Höhe, die durchschnittlich 20 eingeborenen Gefangenen (es sollen sogar schon 30 gewesen sein) als Aufenthaltsraum dient. Eine noch kleinere Zelle ist für zehn geschlechtskranke eingeborene Prostituierte

bestimmt. Infolge der baulichen Einrichtung sei die Hitze in den Zellen, namentlich in den dicht besetzten, so groß, daß die meisten gefangenen Eingeborenen mehr Skeletten ähnlich sahen als Menschen. Aber zu Zeiten kann auch, so erklärt unser Gewährsmann, dieser traurige Ort für einzelne Insassen ein ‚fideles Gefängnis' werden. Nicht umsonst seien Freudenmädchen in demselben untergebracht, und es gebe Mittel und Wege (die den weißen Gefangenen gegen bestimmte Entschädigungen angeboten wurden), mittelst deren sich Gefangene mit Freudenmädchen die Nächte kurzweiliger machen könnten. Unser Gewährsmann geht in der Schilderung dieser Zustände noch weiter und beruft sich dabei auf Zeugen. Wir wollen aus verschiedenen Gründen dieses Thema nicht ausführlicher behandeln, zumal auch die Zustände, wie es nachher heißt, in der letzten Zeit besser geworden seien, nachdem ein weißer Soldat zur Nachtwache kommandiert sei. . . .

„Kaum glaubhaft will uns dagegen die Behauptung erscheinen, auch Kinder würden in Keetmanshoop mit den schwersten Strafen belegt. Es heißt da: ‚Schon öfter wurden Kinder von vier bis sechs Jahren in Keetmanshoop mit Gefängnis bestraft und auf diese kleinen Geschöpfe scheinen die eingeborenen Polizisten es besonders abgesehen zu haben, denn sie werden mit ganz besonderer Niederträchtigkeit von ihren Fronvögten geschlagen und malträtiert. Noch immer ist im Keetsmanshooper Gefängnis ein kleines Mädchen, nicht älter als höchstens fünf Jahre (?), welches eine längere Freiheitsstrafe verbüßen muß, weil es von einer fremden Ziege etwas Milch entwendet haben soll.' Wir halten diese Dinge für unmöglich. Der Einsender schreibt zwar selbst: ‚Viele der geehrten Leser werden vielleicht sagen, daß so etwas unmöglich ist, da es sich hier doch um eine deutsche Kolonie handelt und dasselbe Gesetz hier gültig ist wie in Deutschland.' Trotz dieser Versicherung müssen wir die Richtigkeit der Behauptung bezweifeln, es sei denn, daß dort Zustände herrschten, die allem Recht und der Gesetzlichkeit Hohn sprächen. Der Einsender schließt allerdings dieses Kapitel noch mit einem Sinnspruch auf die Beamten, den wir, um bei Staatsanwälten kein Ärgernis und keinen Drang nach Strafanträgen zu erregen, nicht wiedergeben wollen.

„Zum Schluß wendet sich unser Gewährsmann gegen die inhumane Behandlung der Schwarzen. Das Schreiben klingt wie folgt aus: ‚Es wäre dringend zu wünschen, daß diesen Deutschland herabwürdigenden Zuständen ein dauerndes Ende bereitet würde und wahre Kultur und Humanität ihren Einzug in Deutsch-Südwestafrika hielten.'"

Eine Verwilderung und Entartung spiegelt sich in diesen, offenbar nur aus äußerster Not veröffentlichten Berichten, die man doch sonst im deutschen Volke nur bei ausgesprochenen Verbrechernaturen findet. Welche Elemente müssen dahin geschickt werden? Freilich, der Fall Arenberg hat ja schon das denkbar schärfste Licht darauf geworfen! Zu Erziehern

und Lehrern unmündiger Völker sind aber, ebenso wie für die Kindererziehung, die Besten unseres Volkes gerade gut genug.

Steckt hinter alledem nicht auch ein gut Stück modernisierter Weltanschauung, die, von den heimatlichen Banden befreit, in dem halbwilden Lande sich zügellos austoben kann? Ein falschverstandener Nietzsche hat offenbar bei uns Schule gemacht und den Weg philosophisch geebnet. Christentum, Nationalgefühl, Menschenliebe nimmt man nur noch für seine eigene werte Person in Anspruch, und da erst recht. Anderen gegenüber wirft man sie als unnützen Ballast über Bord.

Da hat ein Farmer, C. Schlettwein, der mit anderen Südwestafrikanern kürzlich vom Kaiser empfangen wurde, eine Broschüre veröffentlicht, die nicht uninteressante Blicke in das Gemütsleben unserer modernen Kulturpioniere eröffnet. Es heißt da u. a.:

„Wir stehen heute mit unserer Kolonialpolitik am Scheidewege, nach der einen Seite das Ziel: gesunder Egoismus — praktisches Kolonisieren, nach der anderen Seite: übertriebene Menschlichkeit und vager Idealismus — unvernünftige Gefühlsduselei. Die Hereros müssen jetzt zunächst besitzlos gemacht werden, es darf auch nicht geduldet werden, daß sich wieder sog. Kapitäne an die Spitze stellen. Zu diesem Zweck müßten die jetzigen Häuptlingsfamilien beseitigt werden: die Männer, als Sühne für die nicht zu beschreibenden Greueltaten, mit dem Tode bestraft, die Weiber, wenigstens die Schwestern der Kapitäne und deren Kinder, in Staatsgewahrsam abgeführt werden; denn das Volk muß nicht nur als solches unmöglich gemacht, es müssen auch alle, jedes Nationalgefühl wieder erweckenden Faktoren beseitigt werden. Man muß den Herero jetzt zur Arbeit zwingen, und zwar zunächst zu einer Arbeit ohne Entschädigung, nur für Beköstigung. Sache der Regierung ist es, für Arbeit zu sorgen, und ein Armutszeugnis würde es für diese sein, wollte sie sagen: In der Kolonie ist keine Beschäftigung ... Sollte wirklich für die große Menge des Volkes doch nicht genügend Arbeit vorhanden sein, so mag man die Leute getrost als Plantagenarbeiter in unsere tropischen Kolonien, eventuell auch nach Südafrika in die Minen (also Sklavenhandel! D. T.) abgeben. Eine jahrelange Zwangsarbeit ist nur eine gerechte Strafe und dabei die einzig richtige Erziehungsmethode.

„Das Gefühl christlicher Nächstenliebe, sowie die Agitation der durch sie geleiteten Missionspartei muß zunächst mit aller Energie zurückgewiesen werden. Was die mehr denn 60jährige Arbeit der Hereromission für einen Erfolg gehabt, hat jetzt die Welt gesehen. Gerade die sog. christlichen Hereros haben in vielen Fällen die unaussprechlichsten Roheiten und Schändungen an ihren Opfern verübt. Selbst die ältesten Missionare haben es nicht verhindern können, daß vor ihren Augen Leute, die sich zu ihnen geflüchtet haben, ermordet wurden. Trotzdem aber darf man nun nicht, wie es geschehen ist, den Missionaren allein

(Sehr gütig! D. T.) die Schuld am Aufstand zuschieben oder dieselben gar der Verräterei beschuldigen wollen, weil sie, wie man schrieb, ruhig in ihren Häusern sitzen geblieben sind. Wie aber die Verhältnisse bei uns im Gebiete der rheinisch-evangelischen Mission liegen, da muß jeder unparteiisch Urteilende sagen: hier bedarf es einer durchgreifenden Reorganisation. Wie überall in der Kolonie, so liegt auch in dieser Sache der Keim des Übels in den von der Heimat aus verfolgten Prinzipien. Anstatt den Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen, indem an den Missionsplätzen Handwerkerschulen usw. errichtet werden, hat man die Menschen systematisch zum Faulenzen erzogen. Singen und Beten und den lieben Tag lang in der Kirche sitzen, das ist die einzige Beschäftigung der Leute, eine Tätigkeit, mit der sich ein Anhalten zu regelmäßiger Arbeit kaum vereinbaren läßt. Allseitig anerkannt die schlechtesten Menschen und unbrauchbarsten Arbeiter unter den Eingeborenen sind die durch die Lehre (?) von der Gleichheit aller Menschen (?) aufgeblasenen evangelischen Christen. Hier ist der der Mission oft gemachte Vorwurf, sie halte die Kolonisation auf, am Platze. Hat der Farbige den Nutzen der Arbeit kennen und beherzigen gelernt, dann erst ist es Zeit, ihm die Segnungen der Zivilisation zu bringen."

Schlettwein schließt mit dem Wunsche: „Möge all das Blut, das jetzt wieder in Deutsch-Südwestafrika geflossen ist und noch fließen wird, nicht vergebens vergossen sein, möge es zu gesunden, praktischen Maßnahmen und zu einer richtigen Eingeborenen-Behandlungsmethode führen, dann wird auch aus dem unzweifelhaft wertvollen Lande durch deutschen Fleiß und deutsche Zähigkeit etwas Gutes zu erreichen sein."

Was sagt nun der „Reichsbote" von seinem christlichen Standpunkte dazu:

„Wir sind selbstverständlich damit einverstanden, daß die Herero für ihre angerichteten Greuel hart bestraft und in strenge Zucht genommen werden; aber wenn man sie nach den Vorschlägen Schlettweins ganz besitzlos machen und zu ungelohnter Arbeit zwingen will, so wird die Folge sein, daß sie, wenn sie sich nicht aufs neue an den Deutschen rächen können, das Land verlassen und es dann den Farmern überlassen, ihre Arbeit selbst zu tun. Das Volk, welches einen so hartnäckigen und tapferen Widerstand organisierte, um für seine Freiheit zu kämpfen, sieht nicht danach aus, daß es sich willig zu Sklaven machen ließe; denn nichts anderes als Sklaverei im schlimmsten Sinne ist es, was Herr Schlettwein vorschlägt. Dazu wird weder die deutsche Regierung noch der Reichstag seine Zustimmung geben. So mögen diese wilden Volksstämme einander behandeln, wenn sie einander besiegen: daß sie alle besseren menschlichen Gefühle beiseite setzen und die Besiegten als rechtlose Sklaven behandeln, aber *so darf ein christliches Kulturvolk nicht handeln.* Deutschland soll die Aufständischen bestrafen, die Farmer schützen und sie ausreichend für ihre Verluste entschädigen, wenn sie diese Entschädigung zur Wiederherstellung ihrer Farmen benutzen wollen, aber das alles muß so geschehen, daß *die Grundsätze*

unserer christlichen Kultur nicht verleugnet werden. Eine brutale, ohne sittliche Gesichtspunkte geübte Gewaltpolitik würde der Kolonie nicht zum Segen sein. Was Herr Schlettwein über die Mission sagt, ist durch die Berichte der Missionare widerlegt. Wenn die Farmer die Missionare gewissermaßen als ihr böses Gewissen empfinden, so sind daran nicht die Missionare, sondern in der Hauptursache die Farmer und Händler selbst schuld. Daß die Mission die Heiden zu Faulenzern erziehe, ist durch die Geschichte aller Missionen widerlegt. Daß ein Heide, der Christ geworden ist, harte Behandlung anders empfindet, als der noch im Heidentum steckende Eingeborene, ist selbstverständlich; es ist aber nicht recht, ihm das ohne weiteres als Hochmut auszulegen. Das Christentum fängt überall damit an, die Menschen zur Erkenntnis der Menschenwürde als Gottes Kind und damit zur persönlichen Freiheit zu führen. Damit muß aber auch jede wahre Kulturarbeit anfangen, und eine Kultur, die nicht auf diesem Grunde aufgebaut ist, ist falsch, und wenn sie wie die altheidnische als Herrschaft der Reichen auf der Sklaverei der Armen aufgebaut wird, so ist sie auf Sand gebaut."

Sehr gut und wahr. Aber doch etwas kühl-gelassen! Und das gegenüber der geradezu zynischen Offenheit, mit der der biedere Farmer den „gesunden Egoismus" zum obersten Sittenprinzip erhebt und „das Gefühl der christlichen Nächstenliebe mit aller Energie zurückweist"! Mich dünkt, ich hätte irgendwo gelesen: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst; das ist das Gesetz und die Propheten." Und gegen dieses unmittelbare Antichristentum, diesen krassen Nietzscheanismus, nicht einmal in dem besseren Sinne seines Urhebers, nein, im ganz brutalen Ausbeuterinteresse, — so wenig „Lutherzorn"? „Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen!" Ich kann mir nicht helfen: da scheinen mir doch in diesem Falle die Kanadier vom „Vorwärts" eifrigere Christen, vorausgesetzt, daß sie es ehrlich meinen. Der sagt nämlich zu den Sentiments Schlettweins gänzlich ohne des „Reichsboten" übertünchte Höflichkeit, trotzdem er sich nicht zu den Christen rechnet:

„So schreibt ein Mann, der soeben die Humanität des deutschen Volkes anrief, daß es reichlich Mittel bewillige für die geschädigten Ansiedler. So zeigt sich die Geistesverfassung, die in der kolonialen Raubwirtschaft herangezogen wird. Alles, was Zivilisation ausmacht und was hierzulande doch wenigstens im Wort als hoch und heilig verkündigt wird, wird brutal verhöhnt und verstoßen. Hoch und heilig verkündigt man als werteste Güter des deutschen Volkes: Nationalgefühl und Christentum. Und der deutsche Kolonisator erklärt: Alles, was das Nationalgefühl erwecken kann, muß beseitigt werden! Er versteigt sich zu der ungeheuerlichen Blasphemie: Das Gefühl christlicher Nächstenliebe muß mit aller Energie zurückgewiesen werden!

„So führt der ‚gesunde Egoismus' der ‚praktischen Kolonisation' zum entsetzlichen Bekenntnis der menschlichen Verwilderung. Das Bekenntnis wirkt um so entsetzensvoller durch die Offenheit, in welcher es abgelegt wird und welche zeigt, bis zu welchem Maße die Kolonial-‚Praxis' das Bewußtsein der Entartung auslöscht."

Übrigens sagt auch der „Reichsbote" an einer anderen Stelle desselben Aufsatzes: „Der Mord der Farmer muß selbstverständlich mit dem Tode bestraft werden." Zweckmäßig wäre es vielleicht, gerecht auch. Ob es aber ausgerechnet vom christlichen Standpunkte aus unter allen Umständen „selbstverständlich" ist? Ich weiß es nicht. Ich bin dazu nicht genügend theologisch vorgebildet. Nur komme man mir nicht mit dem Worte: Wer das Schwert braucht, soll durch das Schwert umkommen. Das ist nicht anders gemeint als das andere: Es muß Unrecht geschehen. Aber wehe dem Menschen, durch welchen es geschieht! Beiläufig: Auch über die Zweckmäßigkeit der Todesstrafe sind sich die Gelehrten noch nicht einig. In Finnland war sie abgeschafft, es kamen dort die wenigsten Greuel vor, und war so ziemlich die höchste sittliche Kultur Europas.

In manchem mag ja Schlettwein recht haben. Wie überhaupt der Zyniker meist recht — behält. Aber nicht sub specie aeterni. Und ich meine, der Christ — nicht doch! — der sich bemüht, Christ zu sein, soll sich auch bemühen, die Dinge unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Wir müssen uns eben zunächst darüber klar werden, „wer wir sind und was wir wollen". Das wußten nämlich verschiedene Deutsche, die „einen Verein" gründen wollten, auch nicht, als sie sich zu diesem deutsch-nationalen Zwecke versammelt hatten.

* * *

Es gilt heute schon als Verwegenheit, so jemand sich unterfängt, an gewisse Zustände im modernen Staats-Christentum die Maßstäbe der Evangelien anzulegen. Nur kindliche Naivität wird in unschuldsvoller Unerfahrenheit Dank dafür erwarten. Wer die Zustände kennt, der gibt sich keinem Zweifel darüber hin, daß er sich mit solchem Unterfangen nur die Feindschaft zahlreicher „Frommen im Lande" zuziehen kann. Der „Fall Mirbach" hat diese Erfahrung zum kirchengeschichtlichen Ereignis gestempelt.

Nachdem derjenige, der dem ganzen System den Namen gab, auf höheren Wunsch etliche Sprossen von seiner hohen Leiter herabgestiegen ist, so daß er bereits mit einem Fuße, dem wohl bald der andere nachfolgen wird, im Privatleben steht, würde ich den Fall als erledigt ansehen, wenn es sich eben nur um die Person und nicht um eine zeitgeschichtliche Erscheinung handelte. Ich habe von Anfang an kein Hehl daraus gemacht, daß für mich der „Fall Mirbach" sozusagen nur die mathematische Formel, die Probe aufs Exempel bedeutete, und daß dem einzelnen Manne die Sünden einer ganzen Ära zu Unrecht aufgebürdet wurden. Dem herausfordernden Gebaren seiner Verteidiger und dem eigenen Ungeschick hat er es wohl zumeist zu verdanken, daß die Affäre ein so betrübtes Ende genommen hat.

Das offene Zugeständnis der doch reichlich begangenen Fehler und Irrtümer, ehrliche Bereitwilligkeit, die öffentliche Meinung aufzuklären, hätten wahrscheinlich Öl auf die hochgehenden Wogen gegossen. Aber das genaue Gegenteil geschah. Man hüllte sich in den Mantel unnahbarer Vornehmheit, die „viel zu hoch" stünde, als daß auch nur ein Tröpflein des zu ihr emporspritzenden „Schmutzes" sie erreichen könnte. Und das derselben „Hetzpresse" gegenüber, mit der man früher in den vertraulichsten Beziehungen gestanden, deren Anständigkeit man vielfach und immer mit Erfolg angerufen, die man aber auch ziemlich — wahllos benutzt hatte. Diese plötzlich so gänzlich veränderte Stellung, die doch so durchsichtige Pose konnte nur eine eklatante Niederlage herbeiführen, und es ist kaum begreiflich, wie ein so kluger Mann nach all den Antezedentien sich einer solchen so unvorsichtig aussetzen konnte. Denn nun kommen sie alle anmarschiert, die „Preßbengel", mit denen Se. Exzellenz einst auf so vertrautem Fuße gestanden hatte, daß sie wiederholt ihre Diskretion in Anspruch nahm. Man pflegt das sonst doch nicht bei Leuten zu tun, zu denen man kein Vertrauen hat. Und sie kamen „auch mit leeren Händen nicht". „Börsenkurier", „Berliner Tageblatt", „Zeit am Montag" usw. warteten mit Briefstellen auf, die allerdings auf ein sehr weitgehendes Vertrauen schließen lassen. So verfügte das „Berliner Tageblatt" über ein vom Oberhofmeister unterzeichnetes, vier Seiten langes Schriftstück mit dem Vermerk „streng vertraulich", in welchem er „bittet, gütigst dafür Sorge tragen zu wollen, daß in Ihr Blatt nicht etwa aus anderen, namentlich übelwollenden Blättern Notizen über .... (folgt der betreffende Name) entnommen und daß derartige Notizen mit Stillschweigen übergangen werden und gelegentlich ein freundliches Wort über .... seine Anstellung und über die Verwendung seiner hervorragenden Kraft bei der .... Kirche gesagt wird." Freiherr von Mirbach hatte damals in loyaler Weise der Presse mitgeteilt, daß sein Schützling wegen Sittlichkeitsvergehen vorbestraft sei, seine Schuld aber reichlich gesühnt habe und jede Nachsicht verdiene. „Auch mir", erzählt Karl Schneidt in der „Zeit am Montag", „ist damals dieser Brief zugesandt worden und ebenso jedenfalls allen anderen Berliner Zeitungsredaktionen. Wir alle glaubten, den Wunsch des Freiherrn schon aus Gründen der Humanität erfüllen zu müssen, und keiner von uns trieb Mißbrauch mit dem, was er erst aus dessen Zuschrift erfahren hatte. Damals hat die Presse aller Parteien dem Herrn Baron, der heute so hochnäsig auf sie herabblickt, gewiß einen schönen Beweis von der Anständigkeit ihrer Gesinnung geliefert. ..."

Und nun mit einem Male sollen alle diese Leute Gesindel sein, das einen vornehmen Mann überhaupt nicht beleidigen könne! „Früher war das anders", frischt der „Berliner Börsenkurier" die Erinnerung an schöne Tage auf: „Da wurden nicht nur die Redaktionen aller größeren Berliner Zeitungen mit Notizen und Berichten des Oberhofmeisters überschwemmt, immer wieder kamen die Rohrpostbriefe mit dem Vermerk:

‚Königliche Angelegenheit‘. Se. Exzellenz persönlich bekundete das lebhafteste Interesse für die möglichst wortgetreue Wiedergabe seiner Reden in allen erdenklichen Vereinen und Versammlungen, und er versäumte nur in den seltensten Fällen, den Dank dafür in liebenswürdigster Form abzustatten.“

Wir erleben hier wieder einen Fall jener großen Hilflosigkeit unserer offiziellen Kreise der Presse gegenüber, die ein erfahrener Publizist, W. von Massow, in der „Deutschen Monatsschrift“ naturgetreu also abkonterfeit: „Hochfahrendes Aburteilen über die Presse insgesamt ohne irgend eine wirkliche Kenntnis der Verhältnisse, unrichtige Beurteilung der Lage hinsichtlich gewisser Wirkungen in der Öffentlichkeit, stolze Unnahbarkeit im unrechten Augenblick wechseln mit einem wahl- und kritiklosen Sichwegwerfen an eine minderwertige Presse, einem Umschmeicheln und Umwerben unwürdiger Persönlichkeiten, die man gerade braucht. So konnte es geschehen, daß derselbe Herr von Mirbach, der jetzt zu stolz ist, um durch eine schlichte Erklärung in einem anständigen Blatte Angriffe abzuwehren, früher ein in der Börsen-, Sport- und Lebewelt wurzelndes, von der Berliner Halb- und Viertelwelt bevorzugtes und auf deren Geschmack und Bedürfnisse zugeschnittenes Preßorgan eine Zeitlang ohne Bedenken zu seinem publizistischen Sprachrohr machte. Das alles macht den Sturm, der gegen ihn entfesselt ist, verständlich genug. . . .“

Und verständlich genug ist auch, daß gerade Blätter, denen niemand aufrichtige christliche Gesinnung absprechen kann, sich am schärfsten geäußert haben, eben weil es ihnen mit dem Christentum bitter Ernst ist und sie es nicht als dekorative Beigabe und „patriotischen“ Aufputz, sondern als den Inhalt des Lebens betrachten. Wer auch milder urteilt und das Menschliche mehr in Rechnung zieht, wird doch die Empfindungen achten müssen aus denen heraus z. B. die „Wartburgstimmen“ schreiben:

„Es ist lange nichts passiert, was so schimpflich und schädlich für die evangelische Staatskirche war, wie diese Sache. Nicht nur, daß man Prunkkirchen gebaut hat, wo die Kirchennot billige und einfache Volkskirchen forderte, man hat die Prunkkirchen auch mit Mitteln gebaut, die dieses Zwecks wahrlich nicht wert gewesen sind. Von betrügerischen Bankiers veruntreute Gelder sind in Kirchenbausteine verwandelt, und Titel und Orden sind verliehen worden als Entgelt für unredliche Wohltätigkeit. Eine Großspekulation auf die niedrigsten Eitelkeitsbetriebe reichster Leute hat stattgefunden, um Gelder zu kirchlichen Zwecken und patriotischen Ehrengaben zu erlangen. Wir hassen schon aus tiefster Seele die landesüblichen Geldlotterien, Bazare usw. zur Aufbringung kirchlicher Mittel. Aber was wollen diese Dinge gegenüber den fatalen Wegen bedeuten, die hier, und was das Schlimmste ist, dicht von den Stufen unseres unschuldigen Kaiserhauses aus, zu den Schultz und Romeick führen? Es

ist eine Schmach, daß so etwas geschehen, seit Jahren unter den Augen unserer obersten kirchlichen Würdenträger geschehen konnte. Haben sie denn wirklich von alledem nichts gesehen? Oder ertrinkt im Staatskirchentum so jeder freie Lutherzorn und Mannesmut? Wir müssen sagen, daß diese Sache vollends geeignet ist, uns die Freude an der Staatskirche zu verderben. Und wenn man nun wenigstens auf seiten des Schuldigen ein offenes Geständnis und männliches Selbstgericht erlebt hätte. Statt dessen hüllt man sich in adelige Hoheit und zuckt verächtlich die Achseln...."

Denjenigen aber, die das Verfahren dadurch zu rechtfertigen glauben, daß auf andere Weise die Mittel für kirchliche Zwecke eben nicht zu beschaffen seien, sticht der (halb offiziöse) „Hamburger Korrespondent" den Star:

„Kann karitative Arbeit mit Erfolg nur nach dem Rezept des Herrn von Mirbach geleistet werden, dann wird es schwer halten, im Volke Sympathien für sie zu finden, und die, die der ‚Not der Kirche und der Armen und Elenden' steuern wollen, werden sich dann in der Tat ausschließlich an die Kreise wenden müssen, die Ausgaben für fromme und wohltätige Zwecke in der Rubrik ‚Reklame' buchen."

Hat denn die königlich preußische evangelische Landeskirche auch nur noch einen Schein des Rechtes, gegen den angeblich nur jesuitischen Grundsatz, daß „der Zweck die Mittel heilige", zu eifern, wenn sie sich selbst klipp und klar zu diesem Grundsatz bekennt? Denn das geschieht in den Rechtfertigungsschreiben und Adressen, mit denen die Öffentlichkeit in letzter Zeit förmlich überschwemmt wurde. Ja, es muß gesagt werden: diese so krampfhaften Versuche, ein Verfahren zu rechtfertigen, das dem ganzen Geiste des Christentums im Innersten zuwider ist, ist die traurigste Erscheinung in der ganzen Affäre. Ich muß gestehen: ich hätte sie nicht für möglich gehalten!

„Erst", so rekapituliert die „Berliner Zeitung", „waren ihrer ja wenige. Selbst der konservativ-orthodoxe Reichsbote trug manches Scheit zum Scheiterhaufen für den ihm sonst so nahestehenden Mann herbei. Aber allmählich kam Leben in die Kreise der königlich preußischen Staatskirche. Eine Gemeindevertretung nach der andern, ein kirchlicher Verein nach dem andern, ein Generalsuperintendent nach dem andern erhob seine Stimme für ihn. In demselben Augenblick, wo Mirbachs Ende in der Norddeutschen verkündet wird, liegt gerade die Erklärung des Generalsuperintendenten für Westpreußen vor. Der Herr hat sich etwas Zeit genommen, Herrn von Mirbach seinen ‚Eifer' und seine ‚Erfolge' zu bezeugen. Jetzt kommt sein Zeugnis in einem Augenblick, wo es für den ‚Geehrten' fast peinlich wirken muß...."

Das Bezeichnende und gleichzeitig Betrübende in diesen hartnäckigen Versuchen mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt ist die gänzliche Verkennung dessen, worum es sich eigentlich handelt, und worauf es ankommt. Behauptungen, die niemand aufgestellt hat,

werden umständlich widerlegt, Nebensächlichkeiten, formelle Irrtümer der Presse, die an dem Kern der Sache nicht das Geringste ändern können, zu größter Wichtigkeit aufgebauscht und in eine bengalische Beleuchtung gerückt, die nur ihre eigenen Urheber blenden kann. Hat denn keiner der Herren den Heiland, den er doch in seinem Gewissen trägt, gefragt, ob *dieser* Geist von *seinem* Geiste ist? Hätte Christus wohl von Schultz und Romeick Geld genommen, um mit diesem Gelde Kirchen zu bauen? Hätte er von Spendern genommen, von denen er *mindestens annehmen mußte*, daß sie es nicht um Gotteswillen tun, sondern materielle Vorteile, Befriedigung ihrer Eitelkeit, Orden und Titel dafür *erwarten*? Geradezu unbeschreiblich ist der immer und immer wieder herangezogene Einwand, daß ja doch etwas Positives nicht versprochen und vereinbart worden sei! Sind die Herren wirklich so völlig weltfremd, daß sie glauben, solche Geschäfte müßten oder könnten nur so gemacht werden? Meinen sie wirklich, es müßte womöglich ein schriftlicher Vertrag vorliegen oder eine vor Zeugen abgegebene rechtskräftige Erklärung? Wenn das die Voraussetzungen gewesen wären, — nie wären die Herren Schultz und Romeick in die Versuchung gekommen, ein Konto K zu öffnen, nie hätten sie auch den unwiderstehlichen Drang dazu verspürt. Es macht einen höchst sonderbaren Eindruck, wenn „Diener am Wort" in solchen Fragen, die doch *Gewissensfragen* in des Wortes religiösester Bedeutung sind, sich auf den Standpunkt des findigen *Rechtsanwalts* stellen und *juristische Beweise* verlangen. Freiherr von Mirbach ist ja gar nicht in die Lage versetzt worden, einer juristischen Verteidigung zu bedürfen! Weder er noch die Öffentlichkeit haben solche Dienste von seinen kirchlichen Freunden verlangt.

Das ist's ja eben, was in den Kreisen, die sich noch ihr schlichtes Christentum bewahrt haben, so tief befremdet und so schmerzlich verstimmt hat: die kirchlichen Verteidiger des Freiherrn gehen um den *Kern der Sache* noch vorsichtiger herum als ein Dementi der „Norddeutschen Allgemeinen". Es fehlt ihnen offenbar jegliches Verständnis dafür. Dagegen bekunden sie eine Naivität, an die man nur mit einiger Selbstüberwindung glauben kann. Man traut seinen Augen kaum, wenn man z. B. im „Evangelischen kirchlichen Anzeiger" liest: „Davon kann man überzeugt sein, daß *alles geschehen* ist, um sicher zu gehen, was *menschenmöglich* ist." Das schreibt das kirchliche Blatt, nachdem der leibliche *Bruder der Kaiserin*, Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, *öffentlich erklärt* hat, daß er es an rechtzeitigen *Warnungen* auch am *Hofe nicht habe fehlen lassen*! Will der „Anzeiger" etwa den Herzog Lügen strafen? Oder kann er die Behauptung verantworten, daß das „*Menschenmögliche*" in der Sache getan wurde und getan werden *konnte*, *ohne* daß etwa eine Auskunftstelle wie die deutsche *Reichsbank* befragt und zu Rate gezogen wurde? Ist der Herr Verfasser so kindlich unerfahren, die Kapitalsanlage in einer auf Spekulation gegründeten Privatbank *über*-

haupt für sicher und noch gar für „so sicher wie menschenmöglich" zu halten? Brauchte Herr von Mirbach darüber eine Auskunft?

Ein köstlicher Tautropfen unberührter Unschuld und Harmlosigkeit ist die gleich darauf folgende wahrhaft kindliche Frage: „Und wenn die Gelder der Kaiserin gut verwaltet wurden, warum sollte der Bank nicht auch der Titel einer Hofbank verliehen werden?" Müssen wir dem Verfasser erst auf die Sprünge helfen? Ist ihm auch das unbekannt geblieben, daß gerade die „gute Anlage", d. h. die Rettung dieser Gelder auf Kosten der Gelder Minderbemittelter das allergrößte Ärgernis und das peinlichste Befremden erregt hat, das daran völlig unschuldige kaiserliche Haus auf das Schlimmste kompromittieren konnte? Und diese wohlerwogene, aus persönlichstem Selbsterhaltungstriebe geübte Schonung des Vermögens der Kaiserin verleiht den Schultz & Romeick in den Augen des Verfassers schon den Befähigungsnachweis als „Hofbankiers J. M. der Kaiserin"! Mit der Tatsache, daß gerade diese täuschende Titelverleihung zahlreiche arglose Gemüter, im Vertrauen auf die absolute Sicherheit und Makellosigkeit einer kaiserlichen Hofbank, veranlaßt hatte, ihre Gelder dort anzulegen, also die eigentliche Ursache ihres Vermögensverlustes war, mit dieser bösesten Tatsache in der ganzen Affäre findet sich der Verfasser mit dem vorbildlich christlichen Satze ab: „Wer weiß denn aber, daß es lauter Witwen und Waisen waren?" Wenn es also nicht lauter „Witwen und Waisen" waren, die ihr Geld durch die „Hofbank J. M. der Kaiserin" verloren, so hat die Sache weiter nicht viel auf sich!

Als klassisches Paradigma zum Gebrauch für ähnliche Fälle sei hier das probate Verfahren gebührend empfohlen, das der Verfasser in der Frage der Titel- und Ordensverleihungen einschlägt. Hier schnallt er kurz und bündig allen naseweisen und neugierigen Fragern nach dem „Wieso?" und „Warum?" einfach den Maulkorb um die freche Schnauze. Denn dies sei „eine Prärogative der Krone", und es könne „dem einzelnen nicht gestattet werden, dem nachzuspüren, aus welchen Motiven der König Orden und Titel verleiht". Einfach — paff!

„Aber" — so fragt der Verfasser, auf seinem Siegeszuge triumphierend weiterschreitend, mit überlegener Ironie — „ist es nicht schrecklich, daß sich der Oberhofmeister wegen der Sammlung zur silbernen Hochzeit der Majestäten an die Oberpräsidenten gewandt hat? Ja in aller Welt, was ist denn da Schreckliches, zumal diese Herren entweder Mitglieder des Evangelischen Kirchlichen Hilfsvereins oder Freunde des Herrn von Mirbach sind?"

Nein, teurer Bruder in Christo: daran, daß die Oberpräsidenten von reichen Leuten milde Gaben zu einem Geschenk für das kaiserliche Paar erbaten, indem sie ihnen in Aussicht stellten, daß eine Liste der Geber den Majestäten vorgelegt werden würde, ist gar nichts „Schreckliches". Und ebensowenig daran, daß Gaben, die weniger als zwei Nullen

aufzuweisen hätten, von vornherein ebenso höflich als bestimmt abgewehrt wurden. Es ist daran nichts Schreckliches, nichts Peinliches —: nach den Anschauungen des modernen preußischen Staats- und Kirchenchristentums nämlich, das hier sein monarchisches Takt- und Feingefühl in demselben reinen Glanze erstrahlen läßt, wie oben das christlich-religiöse.

Den — um nicht wieder in „Pessimismus" zu verfallen — Rekord bei der „Verteidigung" Mirbachs hat ein Generalleutnant in der „Kreuzzeitung" erreicht. Eigentlich weiß man nicht genau, wem von beiden die Palme gebührt: dem Generalleutnant, der die Verteidigung führt, oder der „Kreuzzeitung", die sie abdruckt. Nichts Geringeres nämlich ertönt aus dem Einklange zweier frommen Seelen, als die Frage, ob die Kritik am Mirbachschen Kirchenbankbau nicht am Ende noch ruchloser sei als — das Attentat auf den russischen Minister Plehwe!

Besonders beklagenswert, weil Bekundung großer Undankbarkeit, sei — so zerren Generalleutnant und „Kreuzzeitung" dem Kirchenbauherrn in trautem Verein den Strang des Totenglöckleins — „die Hetze gegen Kreuz und Kirche, wie sie sich soeben mit dem beabsichtigten Erfolge abgespielt" habe:

„Ja, es ist tief beschämend für unser evangelisches Volk mit seinem historischen Berufe als Hüterin (!) der Kirche im Herzen Europas, daß es dem Hasse und der Heuchelei derer, denen das Kreuz ein Ärgernis ist oder die außerhalb des Schattens der Kirche leben wollen, gelingen konnte, einen treuen, tapferen Streiter Jesu Christi mit unbegründeten Zweifeln und unerwiesenen Verdächtigungen so lange zu drücken und zu drängen, bis er sich genötigt sieht, von dem köstlichen Werke, im Dienste Ihrer Majestät der Kaiserin (!), Gotteshäuser zu bauen und christliche Heime und Horte für die Verlassenen und Bedrohten zu gründen, zurückzutreten.

„Und was ist denn ruchloser, dem Minister die Bombe unter den Wagen zu werfen und dabei das eigene Leben aufs Spiel zu setzen oder mit den verleumderischen Waffen des ‚Semper aliquid haeret' und unter dem sicheren Schutze der Preßfreiheit (!) dessen allmählichen Tod zu bewirken?

„Auf die Frage nach den Ursachen der Niederlage von Jena, der auch im letzten Reichstage bei Gelegenheit der üblichen gehässigen Angriffe auf unsere herrliche Armee wieder gedacht wurde, ist wohl niemals eine richtigere Antwort gegeben worden als die der unvergeßlichen Königin Luise: ‚Weil wir abgefallen sind, darum sind wir gesunken.'

„Aber trotz aller Trübsal, die wir durch die neuen Zeichen von Gleichgültigkeit und Feindschaft gegen Gottes Wort und seine Kirche erfahren, wir verzagen nicht. ‚Der Herr verläßt sein Volk nicht um seines großen Namens willen.'"

Auch die liberale Presse, die hier wohl zunächst unter den „Heuchlern"

gemeint ist, hat in der Mirbach-Affäre nicht im geringsten geheuchelt. Es ist ihr gar nicht eingefallen, „fromm“ zu tun. Das haben ganz andere Leute getan. Nicht zuletzt, die dem Freiherrn v. Mirbach die Mittel gegeben haben, „ein treuer, tapferer Streiter Jesu Christi“ zu sein. Der Herr Generalleutnant glaubt an die ehrliche christliche Opferfreudigkeit dieser Wohltäter. Da nun das „treue, tapfere Streiten“ nicht etwa nur von der „liberalen“ Presse „verleumdet“ wurde, sondern erst recht von ehrlich-christlichen Blättern, so müssen auch die geheuchelt und verleumdet haben.

Zu besonderem Ruhme gereicht dem „treuen, tapferen Streiter Jesu Christi“ in den Augen seines „Verteidigers“, daß jener „das köstliche Werk, Gotteshäuser zu bauen, im Dienste Ihrer Majestät der Kaiserin“ verrichtet habe. Sollte also wirklich dem Bauherrn Herrendienst vor Gottesdienst gegangen sein? Oder wie ist das anders durch die Glaubensartikel der königl. preußischen Landeskirche zu erklären? —

Einem so alten und verdienten Herrn, wie es ein königl. preußischer Generalleutnant doch von Rechts wegen sein muß und jedenfalls auch ist, wünsche ich nichts Böses. Und doch —: würde es nicht vielleicht zur Läuterung seines Glaubens beitragen, wenn er „den sicheren Schutz der Preßfreiheit“ auch nur ein einziges Mal an seinem eigenen Leibe erführe? Den Schutz, den sie nicht etwa nur dem ehrlichen Kampfe für ehrliche Überzeugungen, nein auch Verleumdungen angeblich gewährt? Risum teneatis amici! — Hütet euch, Freunde, zu lachen!

Was man gegen Mirbach vorgebracht hat, das waren, wie die Berliner „Volkszeitung“ erinnert, „nur sachliche Einwendungen gegen seine Kollektenmethode, von der selber in der Kreuzzeitung (!) zu lesen war, daß sie der evangelischen Kirche als eine ‚böse‘ Sache viel Schaden zugefügt habe. War das auch eine ‚Verleumdung‘ unter dem Schutze der ‚Preßfreiheit‘? Daß die Zeitungsartikel den ‚allmählichen Tod‘ des Herrn v. Mirbach bewirken sollen, ist schon deshalb nicht gut denkbar, weil Herr v. Mirbach diese Artikel nach der öffentlich abgegebenen Versicherung von vier starken Männern gar nicht gelesen hat. Daß aber ein Oberhofmarschall überhaupt einmal sterben muß wie Generalleutnants, Generalsuperintendenten und andere Menschen auch, das hat die unabhängige Presse nicht eingeführt.“

Wer das Kraut erfände, das gegen den „allmählichen Tod“ gewachsen ist, der machte ein schlechtes Geschäft, wollte er gegen das Kirchenbauen „verleumderisch hetzen“. Er selbst könnte die prunkvollsten Gotteshäuser — Verzeihung: „Nationaldenkmäler“ bauen und brauchte nicht einmal zu Schultz und Romeick zu gehen.

Aber recht hat der Herr Generalleutnant: „Weil wir abgefallen sind, darum sind wir gesunken.“ Weil wir dem Höchsten nur noch im Dienste allerhöchster Herrschaften Kirchen bauen, weil wir „Gottes Wort und seine Kirche“ mit dem königl. preußischen Staatskirchentum gleichstellen,

deshalb sind wir gesunken. Und auch darin: „Der Herr verläßt sein Volk nicht." Er duldet auch die Mirbachkirchen und -kollekten, wie er so vieles andere — „zuläßt". Denn er ist langmütig und seine Gnade währet ewiglich.

Die Tatsache, daß ein königl. preußischer Generalleutnant solche Anschauungen offenbart, sei immerhin im kulturgeschichtlichen Interesse unterstrichen.

Und damit genug. Es macht wahrlich keine Freude, jetzt, nachdem der Hauptakteur von der Bühne abgetreten ist, noch Dinge zu erörtern, bei denen sein Name leider nicht ausgeschaltet werden kann. Nicht gegen den schon genug Angefeindeten wenden sich diese Darlegungen; das tun sie nur im Verhältnis von Einem zu Vielen. Aber den Ausfällen jener vermeintlichen „Verteidiger", die in ihrer christlichen Milde und Liebe nicht einmal davor zurückschreckten, die Freunde reinlicher Zustände in Kirche und Staat als „gehässige Verleumder" zu schmähen, deren „Treiben gebrandmarkt werden" müsse, durfte die ihnen gebührende Zurechtweisung nicht erspart werden. Da stehen sie nun, die betrübten Lohgerber, und schauen tränenden Auges den wegschwimmenden goldenen Altardecken nach! O jerum, jerum, jerum!

* * *

Welchen Honig hat die Sozialdemokratie aus diesen staatskirchlichen Blüten gesogen! Er reicht als Vorrat für eine ganze Wintersaison! Da konnte sie sich wieder einmal vor versammeltem Kriegsvolke keck in die Brust werfen: „Seht, Genossen, haben wir nicht wieder recht? Seht, das ist das Christentum derer, die euch bewegen wollen, euren Nacken wieder unter das alte Joch der religiösen Knechtschaft zu beugen, um euch nur desto besser ausbeuten zu können. Derweilen ihr schuftetet und hungertet, haben sie den blutigen Schweiß eurer Arbeit in funkelndes Gold umgeprägt und dafür prunkvolle Gefängnisse gebaut, in die sie den freien Gedanken einsperren wollen. Wir aber lehren euch die Religion als Privatsache und die Freiheit der Wissenschaft!"

Ja, wie sieht es nun aber mit diesen beiden Dingen in der Sozialdemokratie in Wahrheit aus?

Es soll nicht verkannt werden, daß es viele in der Partei gibt, denen es mit der „Religion als Privatsache" wirklich ernst ist, und die ehrlich eine völlig neutrale Stellung des Staates in religiösen Fragen erstreben. Zu ihnen gehört auch der Verfasser des in diesem Hefte enthaltenen Artikels über „Sozialdemokratie und Christentum". Aber das Oberwasser in der Partei scheinen seine Gesinnungsgenossen nicht zu haben. Immer wieder begegnet man im „Vorwärts" einer Haltung, die nichts weniger als eine neutrale, dagegen eine offen feindselige ist. So brachte das sozialdemokratische Zentralorgan erst unlängst mehrere Aufsätze, in denen es sein Publikum händeringend ermahnte und beschwor, bei Begräbnissen doch ja nicht „dem Pastor nachzulaufen":

„Vielen gilt eine Beerdigung ohne Pastor noch als Ausnahme, als etwas Ungewöhnliches, Auffälliges, Peinliches. Darum wünschen und er-

bitten oft auch solche noch eine Leichenpredigt, die sonst den Teufel was nach Kirche und Pastor fragen. Es sieht besser aus, schwatzen sie sich und anderen vor, (!) es ist würdiger, macht sich feierlicher usw. Diese Feiglinge (!) wissen nicht, daß die Ehrlichen, die auf des Pastors Trost am Grabe verzichten, längst nicht mehr vereinzelt dastehen. In Berlin liegen in den Arbeitervierteln die Verhältnisse so, daß hier eine Beerdigung mit Pastor die Ausnahme bildet. Die letzten zahlenmäßigen Nachweise hierüber beziehen sich auf das Jahr 1902. Da sehen wir, daß in manchen Kirchengemeinden noch nicht die Hälfte, nicht ein Drittel, nicht ein Viertel aller Leichen von einem Pastor eingesegnet sind. Z. B. wurden im Südosten der Stadt in der Emmausgemeinde nur 658 von 1561 Leichen eingesegnet, im Norden in der Zionsgemeinde nur 488 von 1052, in Gethsemane sogar nur 403 von 1087, im Nordosten in der Samariter-Kirchengemeinde nur 211 von 592, in der Auferstehungs-Kirchengemeinde sogar nur 271 von 1197. In dieser letztgenannten Gemeinde — derselben Gemeinde, deren Geistlicher eine Mutter nicht hinter dem Sarge ihres Sohnes duldete — wird noch nicht jede vierte Leiche unter Assistenz eines Pastors beerdigt. In mindestens drei Fällen von vier verzichten hier die Hinterbliebenen darauf, dem Pastor nachzulaufen und ihn als Trostspender zu bemühen. In den katholischen Gemeinden ist bei der Arbeiterbevölkerung die Zuziehung eines Geistlichen zur Beerdigung ebenso selten wie in den evangelischen."

Die Richtigkeit dieser Statistik ist zwar von berufener Seite bestritten worden. Wie dem aber auch sein möge —: Tatsache ist, daß kirchliche Gesinnung in der Berliner Arbeiterbevölkerung immer spärlicher wird und, wo sie etwa noch in die Erscheinung tritt, rein konventioneller Natur ist. Nun kann es ja der Kirche nicht so sehr darauf ankommen, auch noch diesen schäbigen Rest äußerlicher „Kirchlichkeit" einzubüßen. Aber bezeichnend für die „neutrale" Haltung des „Vorwärts" ist doch, daß ihm selbst das letzte verglimmende Fünkchen religiöser Pietät ein Ärgernis ist und er mächtig die Backen aufbläst, um es möglichst schnell und gründlich auszupusten.

Ähnliche Beispiele lassen sich in Fülle anführen. Ich setze sie als bekannt voraus und nehme die andere, nicht minder interessante Frage unter die Lupe: wie steht's mit der Freiheit der Wissenschaft bei der Sozialdemokratie?

Auch da wollen wir ruhig zugeben, daß es in der Partei ehrliche Anhänger dieses Grundsatzes gibt. Das Unglück ist nur, daß der zur Betätigung dieser schönen Theorie verfügbare Raum in der Partei ein äußerst beschränkter ist, so daß man sich dabei leicht die Ellenbogen wund stoßen kann. Wer da glaubt, er dürfe aus dem parteiprogrammatisch festgelegten Rechte der freien Meinungsäußerung nun auch ohne weiteres Gebrauch gemacht werden, der wird peinlich enttäuscht und kommt übel an. Der wird — wie es auf der sozialdemokratischen Parteiversammlung des 15. sächsischen Reichstagswahlkreises durch den Reichstagsabgeordneten Stücklen geschah —

bald eines Besseren belehrt: die wissenschaftliche Forschung sei ja innerhalb der Partei frei; **wenn sie aber der herrschenden Parteimeinung entgegenstehe** und von einem Genossen innerhalb der Partei in einer Weise propagiert werde, die man nicht gutheißen könne, müsse gefragt werden, **ob man mit ihm noch weiter gemeinsam gehen könne.**

Deutsch gesprochen: Wer sich gegen die jeweils herrschenden Dogmen der sozialdemokratischen „Wissenschaft" versündigt, „fliegt raus"!

Anlaß zur Promulgierung dieses trefflichen Programms gab der Fall Schippel. Der Mann ist ein böser und renitenter Ketzer, der den orthodoxen Parteibonzen schon viele graue Haare hat wachsen lassen. Es ist auch in der Tat unerhört, wessen alles er sich erdreistet. So stellte er sich in einer Versammlung in Chemnitz vor 900 seiner Wähler hin und erklärte frech:

„In der Partei werde ich als Agrarzöllner verschrieen. Das ist **nur in der (sozialdemokratischen) Partei möglich**, daß die Ankläger **verleumden und denunzieren dürfen. Das ist ein tüchtiger Parteigenosse, der tüchtig verdächtigen kann, zu beweisen braucht er nicht.** Der Angegriffene ist dann immer gekennzeichnet. Schlägt er aber alle Angriffe zu Boden, so heißt es: **nun ja, er hat sich herausgeschwindelt! Um so schlimmer ist der Kerl!** Bei solchen Verhältnissen werden Leute von **feinerem Ehrgefühl** zurücktreten. (Beifall.) **Leute, die Männer sind, werden sich dann nicht mehr in der Partei finden.**"

Oh, oh! — Und das Allertollste: die Versammlung sprach dem Frechdachs noch ein — **Vertrauensvotum** aus!! Nur **ein** Getreuer Bebels ergrimmte ob solchem Frevel und raffte sich zu einem flammenden Protest auf. — Bebel und Kautsky sollen mit Selbstmordgedanken umgehen. —

„Bildung" macht zwar „frei", aber weiter kommt man in der Partei „ohne ihr". Die „Akademiker", die Schriftsteller und Redakteure in ihren Reihen können ein Lied davon singen. So haben die Genossen in Dresden-Neustadt folgenden Antrag an den Parteitag beschlossen:

„Der Parteitag wolle beschließen: **Redakteuren** an Zeitungen, die im **Parteiverlag** erscheinen, ist die **Mitarbeit** gegen Honorar an **anderen** Zeitungen, politischen und wissenschaftlichen Revuen, Genossenschaftsblättern usw., sowie die Herausgabe eigener Broschüren fernerhin **nicht mehr zu gestatten. Die Verleger von Zeitschriften sind gehalten, Arbeiten von angestellten Redakteuren abzulehnen.**"

Die sozialdemokratischen Redakteure sollen also **nicht einmal** mehr an anderen Blättern **der eigenen Partei mitarbeiten** dürfen! Ein Genosse war ehrlich genug, zu erklären: „Wenn unsere Arbeitgeber uns vorschreiben wollten, was wir in unserer freien Zeit treiben, würden wir es uns nicht gefallen lassen." Dagegen fand die „Bergische Arbeiterstimme" in Solingen den Antrag „sehr zeitgemäß": „Wer die Verhältnisse in unserer Parteipresse kennt, wird wissen, daß eine ganze Anzahl fest besoldeter Redakteure

mehr Zeit auf ihren Nebenverdienst, als auf die aktuelle Ausgestaltung des Blattes verwendet, das sie besoldet."

Das geht dem „Vorwärts" denn doch über die Hutschnur und so schwingt er sich zu einer milden Abwehr auf, die — bezeichnend genug — mit großem Umschweif Dinge begründet und beweist, die in der „verrotteten" bürgerlichen Gesellschaft jedem nicht ganz zurückgebliebenen Knaben von 10—12 Jahren einfach selbstverständlich erscheinen würden. Es ist schwer zu glauben, daß ein so gebildeter Mann, wie es der Verfasser der sanften Heinrich-Abwehr ist, dergleichen überhaupt ernsthaft nehmen kann. Der Knüppel muß wohl in der sozialdemokratischen Presse genau so nahe beim Hunde liegen — und manchmal vielleicht noch näher! — wie bei der bürgerlichen. Denn wie soll man es sonst verstehen, daß der „Vorwärts" an einer anderen Stelle über das Lohnverhältnis geistiger und körperlicher Arbeit die vielverheißende Perspektive eröffnet:

„Vielleicht wird man dann, wo die ausreichende Befriedigung der vernünftigen (!) Bedürfnisse so allgemein sein wird, wie Licht und Luft, gerade umgekehrt die Entschädigung um so höher bemessen, je weniger geistig, je unangenehmer die Arbeit ist."

Nun bedenke man dabei als Voraussetzung, daß die Sozialdemokratie und mit ihr der „Vorwärts" gleiche Löhnung für alle, Kopf- und Handarbeiter, schon für den Gegenwartsstaat erstrebt. Im Zukunftsstaat also würde der geistige Arbeiter noch schlimmer dran sein. Jeder Steinklopfer würde Anspruch auf höhere Bezüge haben, als die Goethe und Kant des Zukunftsstaates, wenn dort solche Geister überhaupt noch aufkommen könnten. Und zwar würde der Lohn um so höher bemessen sein, je weniger geistigen Aufwand die Arbeit erforderte, folgerichtig also auch um so geringer, je größer der geistige Aufwand! Hand aufs Herz, Herr Kollege: Sind Sie wirklich mit Ihrem Geiste und Gemüte bei dieser Theorie beteiligt? —

Es wird eben hüben wie drüben mit Wasser gekocht. Hier wie dort bleibt mancher schöne Paragraph auf dem Papier. Es erinnert — über allen Parteistreit hinweg — vielleicht nichts so sehr an das gemeinsame Volkstum, als gerade unsere besonderen Unarten. Man könnte die Familengemeinschaft fast vergessen, würde man nicht immer wieder beim Gegner durch liebe, altgewohnte und -bekannte Schwächen gerührt. Da wird auf der einen, wie auf der anderen Seite theoretisiert, disputiert und abstrahiert, da wird die Gesinnung des lieben Nächsten beschnüffelt und überall und ständig, rechts und links, der Maulkorb bereit gehalten! Gott segne dich, du großes Kinderstubenvolk!

So wollen wir denn auch auf beiden Seiten nicht mit Steinen werfen, dieweil wir's nicht nötig haben. Lassen wir die Sozialdemokratie ihre Kämpfe unter sich auskämpfen und ihre Wehen aus eigener Kraft überwinden. Wir können dazu nichts tun, als der Entwicklung Zeit lassen und allenfalls Auswüchse mit der sorgenden Hand des Gärtners beschneiden und zurechtwinden,

nicht aber blindlings mit der Axt dreinschlagen, nur weil manches neu ist und heute noch nicht in unseren Kram paßt.

Aber so weit sind wir noch lange nicht. Von beiden Seiten wird frisch und munter mit Steinen geworfen, als ob es darauf ankäme, dem Gegner möglichst viele Beulen zu schlagen, statt ihn durch gute Rede und Tat zu überzeugen. Was kann dabei herauskommen?

Sehen wir einmal solchem Kampfspiele zu. Die „Germania" hatte eine Anzahl sozialdemokratischer „Terrorismusfälle" gebracht, die der „Vorwärts" aber — um mit seinen Worten zu reden — zum größten Teile als „frommen Schwindel entlarvte". Ob mit Recht oder Unrecht, kann ich im Augenblick nicht nachprüfen. Es kommt hier auch nicht so sehr darauf an, da solche Fälle Tatsachen sind, wenn sie auch von der bürgerlichen Presse aufgebauscht, die mindestens ebenso häufigen Ausschreitungen sogenannter „Arbeitswilliger" dagegen meist aus Prinzip totgeschwiegen werden. Da nimmt nun der „Vorwärts" auch seine Schleuder zur Hand:

„Heute können wir der ‚Germania' mit einem wirklichen und wahrhaftigen ‚Terrorismusfall', und zwar aus Dortmund aufwarten, den die ‚Rheinisch-Westfälische Arbeiter-Zeitung' mitteilt:

„Am Neubau des Konditors von der Heide am Westenhellweg zu Dortmund, der von dem Maurermeister Rudolf ausgeführt wird, war ein Bauarbeiter mit seinen Verbandsbeiträgen sieben Wochen im Rückstande. Dies war der Anlaß, daß er von dem Baudelegierten zunächst im guten aufgefordert wurde, seinen Verpflichtungen der Organisation gegenüber nachzukommen. Da er den Ermahnungen des Delegierten nicht folgte, wurde ihm bedeutet, daß die Kollegen nicht länger mit ihm gemeinschaftlich arbeiten würden. Der in Frage kommende Arbeiter geriet deswegen so in Wut, daß er sein Mitgliedsbuch mit den Worten: ‚Hier habt Ihr Eure Brocken!' in Fetzen riß und es dem Baudelegierten vor die Füße warf. Die Arbeiter forderten darauf von der Firma die Entlassung des Arbeiters, auf welches Ansinnen jedoch die Firma mit der Entlassung aller Bauarbeiter antwortete.

„Man sieht, ein typischer Terrorismusfall, ein Fall von denen, deren Schilderung die ‚Germania' hämisch mit den Worten einzuleiten oder zu schließen pflegt: ‚Was sagt der Vorwärts dazu?'

„Nun: Was sagt die ‚Germania' dazu?

„Die rückständigen Verbandsbeiträge waren nämlich solche des christlichen Verbandes, der Baudelegierte wie der größte Teil der beteiligten Arbeiter ist christlich organisiert; diese christlich organisierten Arbeiter forderten ‚terroristisch' die Entlassung eines Kollegen, der nichts weiter tat, als den frevelhaften Koalitionszwang von sich zu weisen, indem er das christliche Verbandsbuch zerriß.

„Was sagt die ‚Germania' dazu?" . . .

Nicht übel! So lange unsere sozialdemokratischen Volksgenossen noch so guter Laune sind, werden sie's auch mit der „Revolution", dem „Umsturz

alles (!) Bestehenden", nicht gar zu eilig haben. Und wenn sie sich dann doch nach geraumer Zeit darauf besinnen sollten, werden sie sich verwundert die Augen reiben und die gänzliche Überflüssigkeit solcher Unternehmungen erkennen. Denn dann werden sie selbst in den Zukunftsstaat hineingewachsen sein, der freilich weder ein sozialistischer, noch ein kapitalistischer sein wird. Indes wir zu schieben glauben, werden wir selber geschoben. — Alle, ohne Unterschied der Konfession und Partei!

Auch die „Enthüllungen" über den Sozialistenkongreß in Amsterdam, mit denen Berliner anarchistische Wurstblättchen wonnige Schauer durch die Adern der „staatserhaltenden" Presse rieseln lassen, sind mit einiger Vorsicht zu genießen. Daß die Anarchisten den Sozialdemokraten nicht besonders grün sind, darf nicht wundernehmen, da sie ja von diesen platt an die Wand gedrückt und zu völliger Bedeutungslosigkeit verurteilt werden. Vor allem machen sie den in Amsterdam versammelten Sozialdemokraten den Vorwurf, daß sie unter Ausschluß der Öffentlichkeit getagt hätten. Die wichtigsten Fragen hätten die ersten Führer unter sich im American-Hotel, einem der vornehmsten Amsterdams, beraten, während die Parteigrößen zweiten und dritten Ranges sich die Zeit mit der Annahme nebensächlicher Resolutionen hätten vertreiben müssen. Der Kongreß sei schon äußerlich ganz und gar als eine Bourgeoisversammlung zu bezeichnen, die weitaus meisten Delegierten trügen das Gepräge behäbigen Wohlstandes. Von dem Leiter des Kongresses, Van Kol, aber wird folgendes Bild entworfen: „Van Kol ist der angesehenste Führer der holländischen Sozialdemokratie. Er ist ein steinreicher Bourgeois und ein Protz comme il faut. Besagter Van Kol also hatte das Wort einem Vertreter der englischen Delegation, einem 80jährigen Indier zu erteilen, der den Kongreß auffordern wollte, gegen die furchtbare Ausbeutung der Bevölkerung Indiens durch die englische Bourgeoisie und ihre Regierung zu protestieren. Van Kol setzte eine feierliche Miene auf und hielt mit vor Rührung fast zitternder Stimme eine Einleitungsrede über die Leiden des indischen Volkes, in der er auch empört die Knechtung und Ausbeutung der englischen Kolonien brandmarkte. Kein Wort sagte Van Kol aber über die Ausbeutung der indischen Untertanen Hollands — von deren Furchtbarkeit schon Multatuli der Welt Kunde gab. — warum? — Van Kol hat seinen Reichtum selbst durch die Ausbeutung indischer Eingeborener zusammengescharrt und Van Kol ist noch heute Besitzer ausgedehnter Plantagen in Holländisch-Indien. Oder wäre diese Ausbeutung etwa damit zu beschönigen, daß ein Teil des von Van Kol in Indien erpreßten Profits ab und zu in die Kassen der holländischen Sozialdemokratie fließt?"

Es mag ja ein Körnlein Wahrheit drin sein. Aber an der „Quelle", die nur vor Neid überfließt, sollte der „Knabe" der bürgerlichen Presse doch nicht so behaglich sitzen und sich „Blumen zum Kranze winden". Wie — wenig wohlriechend die „Blumen" sind, werden auch sonst unempfindliche Nasen zu ihrem — hoffentlich aufrichtigen und eingestan-

denen — Bedauern spüren, wenn sie die botanische Klassifizierung dieser Gewächse im „Vorwärts“ lesen. Sie gehören nämlich der Klasse „Verleumdung“ an, in welche sie das sozialdemokratische Blatt mit guten Gründen verweist:

„Wer nur einigermaßen die Vorgänge in der Zweiten Kammer des niederländischen Parlaments kennt, der weiß von vornherein, daß es eine schändliche Lüge sein muß, wenn gesagt wird, Van Kol schweige über die Ausbeutung der niederländisch-indischen Eingeborenen. Hat er doch, seitdem er 1897 zum erstenmal als Kammermitglied gewählt wurde, einen unermüdlichen, hartnäckigen und fast ununterbrochenen Kampf gegen die schändliche Ausbeutung und Mißhandlung der Eingeborenen von Niederländisch-Indien geführt, einen Kampf, der ihm glühenden Haß der indischen Kapitalisten, aber auch Liebe und Verehrung in weiten Kreisen des indischen Volks eingetragen hat.“ Auch sei Van Kol weder „Besitzer“ ausgedehnter Plantagen in Holländisch-Indien, noch habe er überhaupt etwas mit der Leitung oder dem Betrieb irgendeines kolonialen Unternehmens zu tun: „Er, der zwar vermögend, aber keineswegs ‚steinreich‘ ist, hat allerdings sein Vermögen in indischen industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen angelegt. Kein verständiger und mit den wirtschaftlichen Verhältnissen einigermaßen vertrauter Mensch wird ihm daraus einen Vorwurf machen. Übrigens stammt das Pamphlet ursprünglich aus ‚De vrije Socialist‘, dem Blatte von Domela Nieuwenhuis, und da ist es bemerkenswert, daß Nieuwenhuis selbst seinerzeit 30000 Gulden durch Van Kol in indischen Unternehmungen hat anlegen lassen. Die Schimpfereien, wie ‚Protz‘ und so weiter, sind bei keinem Mann so unangebracht wie bei Van Kol.“

Es bleibt also von der ganzen Anschuldigung nur die eine Tatsache übrig, daß Van Kol „sein Vermögen in indischen Unternehmungen angelegt hat“. Das ist vielleicht auch nicht ganz „prinzipientreu“, die kapitalistischen Blätter aber haben wohl am letzten Ursache, dagegen zu eifern. Man beachte doch auch solche Fälle kritik- und skrupelloser Anschuldigungen gegen die Sozialdemokratie, nicht immer nur die Sünden dieser.

Leider ist das Verfahren auch sonst in der bürgerlichen Presse üblich. Da wird jeder Sozialdemokrat, der nicht gerade Hunger leidet und sich mal ein Vergnügen leistet, wie so viele andere auch, sofort des Prinzipienbruchs, des Verrats an seinen heiligsten Grundsätzen bezichtigt. O ihr Heuchler und Pharisäer, fühlt ihr denn gar nicht den Balken im eigenen Auge? — Es ist schäbig, dem Gegner jeden Bissen im Munde nachzuzählen, und dann, wenn einer sich mal halbwegs so gut satt gegessen, wie er selbst, wie so viele kapitalkräftige „Christen“ und „Stützen“ von erstens „Thron“ und zweitens „Altar“ alle Tage — viermal tun, ein Triumphgeschrei anzustimmen. Als ob wir nicht bei allen, auch den ehrlichsten idealistischen Bestrebungen immer mit Menschen und ihren menschlichen Begrenzungen und Schwächen

rechnen müßten. Nur Gott kann die Herzen ganz durchschauen und Gut und Böse gerecht abwägen. Wir schwachen Menschen dürfen nicht gleich an die Ehrlichkeit der Überzeugung tasten, weil der sie vertritt, auch seinen Tribut an die Menschlichkeit zollt. Wer von uns allen könnte da bestehen, hätte nicht auch seine schwache Stunde! Prüfen wir die Großen und Größten unseres Geschlechts auf Herz und Nieren —: wieviel Menschliches, Allzumenschliches entdecken selbst wir da, die wir doch blinde Maulwürfe sind gegen die Augen des ewigen Lichtes! Und prüfen wir uns vor allem selber! Weg mit dem Pharisäertum, mit dem Bissen-Abzählen im Munde des Nächsten, dem Kotfegen vor des Nachbars Tür! —

Wenn wir nicht der Verblödung des Alters anheimfallen wollen, so müssen wir zu den Torheiten der Jugend schon ein Auge zudrücken. Und wieviel alten Ballast schleppen wir „bürgerliche Gesellschaft" auf wasserarmen Flüssen und träge dahinschleichenden Kähnen mit uns? Wieviel alte Zöpfe wackeln auf unseren Häuptern? Wir können uns drehen und wenden, wohin wir wollen, nach Kirche und Schule, nach Staat und Recht —: der Zopf, der hängt uns hinten! Gleicht sich dieses Chinesentum mit den Tollheiten auf der anderen Seite nicht vielleicht so ziemlich aus? Ist die Einsicht so schwer, die schon Heraklit aufgegangen war: daß nämlich der Streit der Vater aller Dinge ist, daß aller Fortschritt und alle Entwicklung nur aus dem Gegensatze heraussprüht, wie der Funken aus den gegeneinander geriebenen Steinen?

Unser Herrgott weiß, was er will. Und er will, daß wir kämpfen. Kämpfen, nicht unterdrücken, bei gleichem Wind, mit gleichen Waffen! Wie's einem ritterlichen Volke ziemt.





Zur Einführung.

Die „Blätter für Literatur", die der Türmer als selbständige und von mir geleitete Abteilung hiermit einführt, bitten den gebildeten Leser und warmherzigen Literaturfreund um wohlwollende Aufmerksamkeit. Es handelt sich darum, folgende Aufgaben ihrer Klärung näher zu führen:

1) die Bedürfnisse des Herzens und des Charakters mit den ungeschmälerten Rechten des Kunstverstandes und der modernen Kultur in Einklang zu bringen;

2) die Achtung vor der geschichtlichen Entwicklung wieder stärker zu betonen und so zwischen Ererbtem und neu zu Erwerbendem eine innige Verbindung herzustellen;

3) die Lebenskräfte, die uns die Großen der Weltliteratur gebracht haben, Gefühlsbesitz werden zu lassen, indem wir ihr Wesen verstehen lernen und von da aus ihre sprachlichen Mittel;

4) das Dichter-Recht der künstlerischen Phantasie und Leidenschaft großen Stils zu begreifen und unsre enge Welt frei und weit zu machen im Atemzug echter Poesie. —

Dies alles soll in Form von biographischen, kritischen und allgemeinen Aufsätzen, durch mitzuteilende Proben aus bedeutenden oder eigenartigen Schriften der Vergangenheit, nebst kritischer Umschau unter wertvollen oder charakteristischen Neu-Erscheinungen behandelt werden.

Der innerlich mitschaffende Leser soll an sich selbst erfahren, daß wir die Poesie als eine aufbauende Lebensmacht empfinden, nicht als kaltes Kunsthandwerk, nicht als ein Mittel, gesellschaftliche oder sonstwelche „Probleme" und „moderne Tendenzen" in Umlauf zu bringen. Und somit Glück auf!

Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen),
Spätsommer 1904.

Fritz Lienhard.

Jenseits der Sprache.

„Was ist herrlicher als Gold?“ fragte der König.
„Das Licht“, antwortete die Schlange.
„Was ist erquicklicher als Licht?“ fragte jener.
„Das Gespräch“, antwortete diese.
Goethe.

Jenseits der Sprache steht der ganze lebendige Mensch mit all seinen Fähigkeiten und Geheimnissen. Jenseits des lebendigen Menschen aber wirken übergeordnete Mächte. Und so behält für den Denkenden doch wieder die Mythologie recht, wenn sie in einfältigem Staunen behauptet, die Sprache sei „göttlichen Ursprungs“. Dies soll uns hier unterhalten.

Während noch Schiller die bescheidenen Worte spricht („An den Dichter“):

„Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
Ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint —“

sucht uns der moderne Maeterlinck durch folgende Betrachtung über den Wert des „Schweigens“ zu überraschen: „Man muß nicht glauben, daß die Sprache jemals (?) der wirklichen Mitteilung zwischen den Wesen diene. Die Worte können die Seele nur in der gleichen Weise vertreten, wie z. B. eine Ziffer im Kataloge ein Bild bezeichnet; sobald wir uns aber wirklich etwas zu sagen haben, sind wir gezwungen zu schweigen.... Wir reden nur in den Stunden, wo wir nicht leben, in den Augenblicken, wo wir unsere Brüder nicht wahrnehmen wollen und wo wir uns in einer großen Entfernung von der wirklichen Welt befinden. Und sobald wir sprechen, verrät uns irgend etwas, daß irgendwo göttliche Pforten sich schließen.... Ich denke hier nur an das aktive Schweigen; es gibt aber auch ein passives Schweigen, welches nichts ist als der Reflex des Schlummers, des Todes oder des Nichtseins.... Sobald die Lippen schlafen, erwachen die Seelen und gehen ans Werk; denn das Schweigen ist voll von Überraschungen, von Gefahren und von Glück.... Willst du dich wahrhaft einem Menschen hingeben, so schweige: und wenn du Furcht davor hast, dich mit ihm auszuschweigen, so flieh ihn, denn deine Seele weiß bereits, woran sie ist.... Wir kennen uns noch nicht, schrieb mir jemand, den ich vor allen liebte, wir haben noch nicht gewagt, zusammen zu schweigen.“

Mit Befriedigung gibt der Sprachkritiker Fritz Mauthner diese Stelle wieder (Kritik der Sprache, I, S. 111), erkennt hierin bei Maeterlinck „Tiefe der Andacht“, fügt aber mit Recht hinzu: „Ein klarer Denker ist er nicht“. Der ironische Mauthner hat natürlich rasch entdeckt, daß sich Maeterlinck aus dem Worte „Schweigen“ ein „mystisches Etwas“ zurechtmacht, das er anbetet. Wir werden auch hinter dieses „mystische Etwas“ vorzudringen versuchen.

Maeterlinck unterscheidet zwischen einem „aktiven“ und einem „passiven“ Schweigen: und hier steckt sein Irrtum. Dieses „aktive“ Schweigen, das er

so tief bewundert, ist eben kein Schweigen mehr. Widersinnig ist es ja doch, anzunehmen, daß Schweigen als Schweigen — als Nicht-Rede: als etwas Negatives also — Menschen positiv miteinander verbinden könne. Maeterlinck fühlt aber richtig; er will sagen: in den Pausen zwischen dem Wortschall, wenn die angeschlagenen Gedanken und Empfindungen noch immer und nun erst recht innerlich zueinander überschwingen, stellt es sich am besten heraus, wie zwei Menschen aufeinander wirken. Aber dies ist kein „Schweigen", dies ist eine feinere, leisere Art der Sprache: es ist die während des äußeren Schweigens erst recht spürbare innere Schwingung, die sich mit ihrer nachleuchtenden, nachhallenden, nachwirkenden Kraft nun in uns bemerkbar macht. Doch ist ja dieses Nachwirken durch vorhergehende Worte verursacht, sei es Buch, Brief oder Gespräch. Und so sind es doch wieder — Worte, die zu jenem „aktiven Schweigen" Unentbehrliches beigesteuert haben.

Jeder weiß, was ich meine, und kann es aus eigener Erfahrung bestätigen, wenn ich folgenden Zug erzähle. Schillers Gattin schreibt einmal in ihrem Tagebuch (6. Dezember 1806) die schönen Worte, die ich ungekürzt hersetze, obwohl es mir nur um den Schlußsatz zu tun ist: „Ich träumte einst in den ersten Zeiten meiner Bekanntschaft mit ihm, ich säße in einer Hütte auf einer hölzernen Bank, vor mir eine Tür, durch die ich auf eine himmlische Gegend hinuntersah, und an seinem Herzen über Welt und Zeit erhaben. So war dieser Traum eine Deutung meines Lebens; ich konnte über alle Bedürfnisse hinwegblicken in den Stunden, wo sein Geist zu mir sprach, und fühlte in den ersten Jahren unsrer Verbindung wie in den letzten das gleiche Glück. Mit mehr Bewußtsein meiner selbst in späteren; denn ich hatte mich durch ihn gebildet, empfänglicher gefunden und genoß reiner den Anblick seines Geistes. Zuweilen begegnete es mir, daß er Dinge sagte, die ich eben gedacht hatte oder sagen wollte, und ich fand froh die Übereinstimmung, weil sie mir zeigte, wie ich mir durch das Leben mit ihm, durch das Verfolgen seines Geistes seine Ideen angeeignet hatte."

Hier haben wir eine sehr anmutige Probe von Maeterlincks „aktivem Schweigen". Wenn Menschen, wie Schiller und seine treue, sanfte Lotte, aufeinander gestimmt sind, so schwingen die beiderseitigen Gedanken, angeschlagen durch den Glockenschall der Worte, ineinander über, schwingen innerlich weiter auch in den Pausen, ja sogar in Entfernungen — und nach etlicher Zeit begegnen sich die beiden erstaunt in demselben Gedanken, in derselben Tat.

Angeschlagen durch Worte, sagt' ich: bloß durch Worte? Nein, eben nicht. Hier ist die Stelle, wo wir mit entschlossenem Anlauf durch das Dickicht der Sprache vollends hindurchdringen. Es gibt ein Verstehen durch Blick, Gebärde, Nervenfühlung, durch eine charakteristische Tat, durch ein bestimmtes Verhalten in der oder jener Sache — wodurch sich nach und nach das geistige und sittliche Wesen meines Nachbarmenschen vor meinem inneren Auge aufbaut. Eigentlich „schweigen" kann der lebensvolle Mensch

überhaupt nicht, es sei denn in Stunden der gründlichen Erschöpfung, wo Natur und Materie ihre ganze Schwere geltend machen. Und auch dann noch, allerdings unbeherrscht und ordnungslos, flutet das Gedränge der Eindrücke, Erinnerungen, Kombinationen, Phantasien, Entwürfe, Wünsche, Abwehrempfindungen, Vergleiche usw. unablässig durch uns hin, durch die vibrierende Masse des Gehirns, durch Nerven, Blut und Seele, durch den ganzen lebendigen Organismus. Sprache ist das alles; Austausch mit der Umwelt ist fortwährend im Gang. Wir Menschen nennen freilich nur das Wenige davon, was wir ins Bewußtsein einfangen und in Worte prägen, eigentlich „Sprache“.

Diese wörtliche Sprache aber lassen wir hinter uns. Und jenseits der Sprache entdecken wir nun, daß die Menschen gar nicht nur mit den Ohren vernehmen: daß sie vielmehr durch die Worte hindurchhören, daß sie mit ganzem Nervenfluidum das aufnehmen, was der andre auf und in den Worten in die Nachbarmenschen entsendet. Die Worte sind nur Mittel, den Angeredeten zu erregen, zu erwärmen, in empfänglichen Schwingungszustand zu versetzen — für die zu übertragende Kraft des Sprechenden.

Hier sind wir nun jenseits der Sprache. Jenseits der Sprache aber steht, als wirkende Kraft, ein Mensch.

Und nun verhilft uns ein einfaches Wort von Ruskin zu einer neuen und besseren Auffassung, an der keine Sprachkritik rütteln kann. Ruskin sagt: „Das gute Buch ist das für dich gedruckte nützliche oder angenehme Gespräch eines Menschen.... Das Buch wird gedruckt, weil sein Verfasser nicht zu Tausenden auf einmal sprechen kann; ein solches Buch ist also Vervielfältigung seiner Stimme. Du kannst nicht mit deinem Freund in Indien sprechen; du würdest es tun, wenn du könntest; statt dessen schreibst du ihm: das ist lediglich Verschicken deiner Stimme.“ Damit sind wir in vollem, nahem, unmittelbarem Leben. Der schreibende Mensch verschickt seine seelische Stimme. Und diese Stimme? Sie ist Zusammenfassung eines Vielfachen: zusammengeflossen aus seinem Befinden und Erleben, aus seiner Bildung, aus seinem Charakter, aus seinem Gemüt — das alles klingt zusammen, das formt deine Stimme zurecht, das macht deine Stimme zu einem Offenbarungs-Organ deines Wesens.

Und so verstehen wir nun auf ganz neue Art und doch sehr einfach, warum Goethe das „Gespräch“ sogar über das zartbeschwingte Licht gesetzt hat, Goethe, der als herrlichstes Ziel aller Kunst und Wissenschaft immer wieder den Menschen erkannt hat. Das Gespräch stellt zwischen Mensch und Mensch ein Austauschverhältnis her, wie zwischen elektrischen Polen: in diesem zarten Verhältnis teilen nun rein und hoch gestimmte Menschen einander ihr Bestes mit, bereichern und vertiefen ihr Menschentum durch diese gegenseitige Einstrahlung — und so, nur so wird ihr Gespräch erquicklicher als Gold und Licht.



Bogumil Goltz.

Es liegt eine Krone im tiefen Rhein ... Die ganze Nacht will mir dieser seltsam wehmütige, lockende, verheißende Klang aus einem bekannten Liede nicht aus dem Sinn. Über den Brenner und durch Vorarlberg von Italien kommend, bin ich im kleinen Lindau am Bodensee in einem alt-einfachen Gasthof auf gut Glück abgestiegen. Der Gasthof heißt „zur Krone", und eine große, goldig angestrichene Eisenkrone, besetzt mit farbigen Steinen, hängt an weit ausholender Stange über der Tür in die schmale, altertümliche Gasse.

Mir ist Herz und Sinn noch voll vom Südland und von den Bergen, Burgen und Gewässern Tirols. Und doch hab' ich mit wunderbarer Freude des Wiedersehens das weithin aufschimmernde Schwäbische Meer begrüßt, als unser Zug aus dem Gebirge kam, als eine Gewitterwolke sprühend über dem See stand, als die Schneegipfel der Alpen blendend in schrägen Abendstrahlen aufglühten.

Hier ist das Sammelbecken, der Kraftbehälter unsres vielumfochtenen, uralt-heiligen Rheinstroms. Lange bin ich am Abend draußen am Hafen auf und ab gewandelt, habe mit erstaunten Blicken die hellfenstrigen, Streifen ziehenden Dampfer weit in die Seenacht hinaus verfolgt, habe den Drehungen des Leuchtturm-Lichtes zugesehen und der leise gurgelnden, anrauschenden Brandung gelauscht, dort auf dem Steindamm, wo der bayrische Löwe trotzt. Und die Stimmung all dieser Tage drängte sich an diesem Maienabend in eine innere Melodie zusammen, in ein seltsam-schönes Nachleuchten, in ein verwundert Horchen und Träumen.

Und in der Nacht dieses ersten deutschen Abends weckte mich durch das offene Fenster her eine äußere Melodie: das leise Geräusch eines gleichmäßigen Regenfalls, der den abendlichen Rauschegruß des Schwäbischen Meeres fortsetzte. „Es liegt eine Krone im tiefen Rhein" ...

* * *

Ich hatte unterwegs, wenn das Auge vom Schauen ermüdet war, teils in Schiller-Körners bekanntem Briefwechsel, teils im „Buch der Kindheit" des verschollenen Bogumil Goltz gelesen.

Dabei war mir aufs neue aufgefallen, was wir Heutigen, die wir vorzugsweise der Schillerschen Ideenwelt unsere Achtung zollen, nicht gebührend in Betracht ziehen: Schillers Herz. Mit welchen stürmischen Empfindungen wirft er sich Körner an die Brust, und wie impulsiv antwortet diesen Empfindungen der kerntüchtige Körner! „Ich habe keine Seele hier," klagt Schiller aus Mannheim, „keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund ... Oh, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach beßren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen

lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen ... O meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständnis tun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei!" Und nach einer warmen Antwort Körners schlägt Schiller freudig in die dargebotene Hand ein: „Glück zu also, Glück zu dem lieben Wandrer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treu begleiten will! Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Was existiert im unermeßlichen Reich der Wahrheit, worüber Menschen wie wir, verbrüdert wie wir, nicht endlich Meister werden sollten? Danken Sie dem Himmel für das beste Geschenk, das er Ihnen verleihen konnte, für das glückliche Talent zur Begeisterung. Sehen Sie, bester Freund, unsere Seele ist für etwas Höheres da, als bloß den uniformen Takt der Maschine zu halten. Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, der Körper ursurpiert sich eine traurige Diktatur über die Seele; aber sie kann ihre Rechte reklamieren, und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung!" Und Körner in einem gleichzeitigen Briefe, der sich mit dem Schillerschen kreuzte: „Nur spät entstand bei mir der Gedanke, daß Kunst nichts anderes ist als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich andren versinnlicht, sie zu sich emporhebt, den Keim des Großen und Guten in ihnen weckt, kurz alles veredelt, was sich ihr nähert." Hier ist das Programm des deutschen Idealismus in Worte gefaßt, gleichzeitig, von zwei jungen Deutschen des Jahres 1785, die sich persönlich noch gar nicht kannten. „Licht und Wärme ist das höchste Ideal der Menschheit", ruft Körner noch knapper und gedrängter im Antwortschreiben auf Schillers „seelenvollen Brief". Und Schillers Schaffen, Schillers Vergeistigungskampf mit der Materie hat Wort gehalten ein ganzes Leben lang ebenso wie diese Freundschaft angehalten hat, die auch im Kleinkram der persönlichen Nähe Stich hielt und erst mit Schillers Tod ein irdisch Ende nahm.

Es ist ein sinnreich Zusammentreffen, daß ich mir diese Maienbriefe gerade in den Tagen vergegenwärtigte, in denen mir die zu schaffende Auswahl aus den Schriften des deutschen Herzensidealisten und Sonderlings Bogumil Goltz durch den Kopf ging. Unsere obigen Betrachtungen haben uns keineswegs von unserem Ziel entfernt. Jener deutsche Idealismus, der seine weltberühmte literarische Prägung zu Weimar erhalten hat, nahm auch bei Schiller und Körner seinen Ausgang vom schöpferischen Herzen. Von da aus baute sich dann erst ihre Gedankenwelt empor. Aus dem feinen Gefühl für das, was den Nebenmenschen fördert, „gut und groß und glücklich macht" (Schiller), baute sich ihr Instinkt organisch eine Ideenwelt. Diese Ideenwelt ist also geworden und gewachsen, hat festen Boden, ist Erlebnis und darum Realität.

Man lasse darum endlich von dem modernen Herabsehen auf jene Lebensanschauung, als wäre sie überwundenes Pathos. „Überwunden" ist dieser Zustand nur für den, der nicht mehr den Gefühlswert und das lebendige Gewicht der Schillerschen Worte herauszufühlen vermag. Die Sache selbst ist ewig — so ewig wie der deutsche Geist, der ein saftiger Zweig ist am lebendigen Baum der Menschheit.

* * *

Bogumil Goltz ... Wir sind bereits unwillkürlich mitten in die Gedankenführung dieses Zeitpredigers eingetreten. Es ist in diesem schriftstellerischen und rednerischen Original, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts viel von sich reden machte, eine überfließende Fülle von schöpferischer Herzenskraft und daraus entspringenden Phantasien, Einfällen und Fühlungen. Aber es fehlte dem fruchtbaren Schriftsteller, um das gleich zu sagen, die gedankliche Strenge. Der innere Reichtum, den er in seinen Prosaschriften heraussprudelte, ist zugleich seine Gefahr geworden. Es fehlte das künstlerische Ziel und die künstlerische Zucht.

Dieser körperlich und geistig hochaufgeschossene Westpreuße — als einen „starkknochigen, etwas hageren Mann mit durchdringenden Augen" kennzeichnet ihn Hebbel —, verwandt mit Naturen wie Hamann, Herder und Hippel, ging durch jene kritische Verstandeskultur, wie sie nach Goethes Tod in den Tagen Jungdeutschlands anbrach, und schalt mit mächtiger Stimme, mahnte mit reichlichen Worten, suchte zu begeistern, fügte sich nicht in die übliche Literatur — kurz, beanspruchte mit allem Nachdruck das Unzeitgemäßeste, was es damals gab: das Recht des naturfrischen Herzens.

Damals?

Bogumil Goltz ist in seinen besten Abschnitten ganz erstaunlich unveraltet. Man jauchzt oft ordentlich auf, so unmittelbar berührt uns manche einsichtige Bemerkung und mancher treffende Wurf. Wir wenigen von heute suchen genau dasselbe, was diese einzelnen damals vermißt haben — damals, als die moderne Hast, der Industrieaufschwung, die wissenschaftlichen Umwälzungen allenthalben auf Kosten des Innenlebens einsetzten. Wir unsererseits haben über die Errungenschaften der Gegenwart freilich ruhiger und gerechter denken gelernt; ja, wir halten es auch von uns aus mit einem entschiedenen Vorwärts. Aber die Forderungen des Gemütes und des Charakters sind darüber nicht verstummt, sind vielmehr mit naturhafter Gewalt unter der lauten Oberfläche angewachsen: sie müssen und werden sich wieder durchsetzen.

So empfinde ich denn Bogumil Goltz ohne weiteres als einen Bundesgenossen. Nicht sein Schelten soll in diesem Buche vorwiegend mitgeteilt werden. Er hatte Freude an ergiebigen Schelt- und Fremdwörtern, das ist wahr, und erging sich mit stürmendem Behagen — nicht eigentlich bitter, sondern mehr kraftfroh — in Laienpredigten wider die Verständelei und Entartung seiner und unserer Tage. Aber dieser verkappte Dichter hat auch eine Menge Positives zu bieten, so daß sich ein prächtiger Band

herstellen läßt, von dem ich wünsche, daß ihn unser Volk weit und breit lese — lese im stillen Familienkreise oder im noch stilleren Waldwinkel. Man wird mir sicherlich Dank wissen und diesen Vergessenen als eine kleine Entdeckung empfinden.

* * *

Der Schriftsteller Bogumil Goltz ist nun freilich weder „Talent" noch „Künstler"; aber er ist mehr als das. Er ist das, was Goethe einmal, in feiner Unterscheidung, zu Eckermann als eine „Natur" bezeichnete. Er ist genial, ursprünglich, unmittelbar, berauscht vom Lebenswein, erfüllt vom Wunder des Lebens, so daß er allen Menschen davon künden muß. Was er einmal von seiner Jugend sagt (Buch der Kindheit, S. 117), gilt für sein ganzes Leben: „Es war eine heilige Lebensinbrunst, die mit mir als mit einem prophetisch Verzückten ihren himmlischen Spuk trieb; ich liebte das Leben in mir selbst wie in aller Kreatur; ich mußte zuzeiten stille stehen und mich betasten, mich im Quell bespiegeln und dann jauchzen, daß ich lebendig war. Das Wunder des Daseins machte mich immer wieder nachdenklich, träumerisch und wie berauscht." Und so blieb er, obwohl er über viel Dinge fühlend dachte, und zwar tiefdeutig dachte, doch sein Leben lang mehr Natur als Kultur und Schule. Sein Stil, seine Sprache quillt sozusagen aus dem ganzen Nervensystem in uns über, nicht gesiebt und geklärt vom tüchtigen Kulturverstande. Er macht reichlich viel überflüssige Worte, häuft gleichbedeutende Wendungen, ist gespickt mit Fremdwörtern.

Man könnte ihn demnach am ehesten mit Jean Paul vergleichen, von dem er gelernt hat; doch ist er kein Humorist im großgeistigen Stil dieses dichterisch-formlosen Denkers. Noch weniger hat er es zu irgendwelchem geschlossenen Dichterwerk gebracht: und doch flutet Poesie durch seine ganze Erscheinung, quillt und sickert zwischen den Worten hindurch, weht aus der Aura, dem Hauch, der ihn einhüllt. Manchmal verdichtet sich auch ein Stück davon, so in seinen entzückend frischen Schilderungen aus der Jugendzeit. Auch ist er kein abgeklärter oder gar systematischer Denker: und doch ist er unablässig in Gedankenarbeit, in einem Phantasieren und Fabulieren gleichsam des sinnenden Gemütes. Man kann ihn in dieser Hinsicht des dichterischen und empfindenden Denkens mit dem an deutschem Gemütsgeist erzogenen Carlyle oder mit Whitman vergleichen; Richard M. Meyer hat ihn auch in der Tat als „kleinen, sehr kleinen Carlyle" ironisiert (Wiener „Zeit" 1901). Aber wozu diese abtrumpfende, ausspielende Art des Vergleichs, die — wie Goethe betont hat — immer nach einer der beiden Seiten hin ungerecht berühren und kränken muß? Wir holen unsererseits diese verschiedenen Schriftsteller nur heran, um sein besonders gewachsenes Wesen daran zu erläutern, nicht eigentlich abzuschätzen. Denn Bogumil Goltz ist eine kraftvolle Erscheinung für sich.

Für mein Gefühl insbesondere quillt und treibt in diesem Wildgewächs jene üppige Stimmungskraft, die zuerst mit Klopstock in Erscheinung getreten, die wir auch im bedeutenden Herder, in Jacobi, Jean Paul, Eichen-

dorff bemerken, und die in der Romantik teilweise Blüten trieb. Es ist eine Richtung dichterischen Gemüts- und Phantasielebens, die uns eigentlich wenig gut geformte oder bleibende Werke geschaffen hat, weil sie gar sehr zu zerfließender Überschwenglichkeit neigte. Aber sie ist gleichwohl von ganz unschätzbarer Wichtigkeit: denn sie hat zur Bereitung einer allgemein-dichterischen Atmosphäre Ausgezeichnetes beigetragen.

Gelingt es uns, mit dem herberen Ton, der sich heute herausgebildet hat, etwas von dem Gemütsreichtum dieser so recht eigentlich heimischen Poesie, die noch in Richters Bildern und Mörikes Liedern herzige Idyllen schuf, wieder in unser Empfinden einzuführen und mit der edlen Geisteszucht unsrer Großen von Weimar zu vermählen: so werden wir auf dem Wege zur längst gesuchten Nationalliteratur ein Stück weiterkommen.

* * *

Ich sagte schon: der gleichgestimmte Leser wird erstaunt zugeben, daß sich die vorliegende Auswahl geradezu als neues Buch darstellt, ja, als ein rechtes Gegenwartbuch. Und zwar durch eigentlich einfache Mittel: durch die Art der Gruppierung, der Auswahl, der Zusammenstellungen, der Umstellungen und gelegentlich auch durch kleine Striche oder Verdeutschung veralteter Fremdwörter. So hat sich eine Reihe von Essays, von Bildern und Betrachtungen geformt, die meines Erachtens so lebendig wie nur möglich wirken. Die einzelnen Titel sind zum Teil vom Herausgeber, doch mit Benützung von Goltzschen Wendungen. Manche Stücke wurden aus zwei oder drei verschiedenen Büchern zusammengetragen, was bei der sprunghaften und aphoristischen Schreibweise des Verfassers ganz zwanglos möglich war. In drei Hauptbüchern (Buch der Kindheit, Buch der Gesellschaft, Buch der Ewigkeit) habe ich das Ganze untergebracht.

Die Bücher dieses formlosen Plauderers wären ja, als Ganzes betrachtet, für die Gegenwart jedenfalls verloren, wie er selber verschollen ist. Ich bin überzeugt, der größte Teil der Leser dieser Zeilen kennt nicht einmal seinen Namen. Ich will daher mit einigen Worten noch auf sein äußeres Leben hinweisen.

Bogumil Goltz ist geboren am 20. März 1801 zu Warschau, wo sein Vater preußischer Staatsgerichtsdirektor war. Im Besitze seines Vaters war ein kleines Gut bei Thorn, welches frühe unserem nicht eben praktisch veranlagten Dichter zur Bewirtschaftung zufiel. In Breslau genoß der junge Goltz etwas Philosophie und Theologie, wirtschaftete dann einige Jahre, kam aber zu nichts Rechtem, gab 1846 den Ackerbau auf und siedelte sich in Thorn an. Jetzt ergoß er endlich all die aufgehäuften Gefühle und Gedanken in schriftstellerische Werke und erwarb sich mit seinen ersten Büchern („Buch der Kindheit", „Jugendleben") schnell einen Namen. Danach unternahm er Reisen durch Europa (1849 nach Ägypten), schrieb Bücher und hielt Vorträge, wobei er durch sein geistvolles Plaudern seine zahlreichen Zuschauer verblüffte und hinriß. Er starb, nach langen körperlichen Leiden, am 12. November 1870. (Seine hauptsächlichen Werke, meist bei Otto

Janke, Berlin, erschienen, sind folgende: „Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius" (Berlin 1864), „Typen der Gesellschaft" (1867), „Zur Naturgeschichte und Charakteristik der Frauen" (5. Aufl. 1874), „Ein Kleinstädter in Ägypten (3. Aufl. 1877), „Des Menschen Dasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen" (2. Aufl. 1868). — Wie ich nachträglich höre, wird von Janke eine ausführliche Biographie dieses eigengearteten Mannes geplant, was sehr dankenswert wäre. An eine Wiederbelebung des gesamten Goltz vermag ich jedoch nicht zu glauben.)

„Bogumil Goltz" — so schrieb seinerzeit der Wiener Kritiker Ferdinand Kürnberger unter dem Eindruck seiner dortigen Vorträge — „wirkt mit seiner ungeheuren Naturkraft nur rhapsodisch, fragmentarisch ... Es ist erstaunlich, welche Stärke er in der Auffindung und welche Schwäche er in der Bearbeitung von Gedanken hat. Daher geschieht es, daß seine Bücher zugleich bezaubern und ermüden ... Während er mit Feuer und Schwert sein Naturevangelium predigt — oft als Apostel, aber noch öfter als Kapuziner — werden wir aufs eindringlichste belehrt, wie nackt die Natur ist ohne Kunst und Erziehung. Er erlaubt uns nicht entfernt, an Namen zu denken wie Voltaire, Lessing, Herder: Bildner, die ihm zwar sicher nicht an Geist und Gefühl überlegen waren, aber — an Schule."

Dies ist richtig. Richtig ist aber auch, was Dr. Rudolf Brohm, der dem Verstorbenen im Kopernikusverein zu Thorn die Gedächtnisrede hielt (Grenzboten 1871), über den Freund äußerte: „Bogumil Goltz war als Schriftsteller ein Original, das seinesgleichen nicht hat, ein Autor, welchen keine der zurzeit geltenden Praktiken und Literatur-Theorien sich unterfangen sollte in eine ihrer engen Kategorien zu bringen. Nur ein Verkennen seiner innersten Natur konnte den Vorwurf gegen ihn erheben, den tiefen Ideen und Tendenzen der Zeit hätte er fremd gegenübergestanden. Es ist wahr, Goltz vermochte nicht, sich zu erfreuen an der Vielgeschäftigkeit unserer Zeit, die dem Leben der Seele Licht und Luft entzieht; er vermochte auch nicht, sich sofort zu begeistern für jede neue Erfindung und Einrichtung, die als weltbeglückendes Kulturelement angepriesen und von anderen wieder verdrängt ward: aber alles Wahre und Reine in der Geisterbewegung der Neuzeit, alles, was in der Entwicklung der Menschheit der heiligen Weltordnung Gottes gemäß war, das erkannte er, würdigte es in vollem Umfang und begrüßte mit freudigem Herzen jeden Fortschritt des wahren Menschentums."

Wir sind uns der Grenzen dieses herrlich reinen und gehaltvollen dichterischen Denkers bewußt. Gibt er uns aber einige gute, kräftige Gemütsworte mit auf den Weg — uns, die wir die versunkene Krone heimischen Volksgemüts der Kultur der Gegenwart aufs Haupt setzen möchten, — so ist das genug, und wir sind ihm herzlich dankbar.

Mai 1904. **Fritz Lienhard.**



Aus den Schriften von Bogumil Goltz.

Vorbemerkung. Einige Proben mögen das Gesagte bestätigen. Aus dem ersten Buche, das mit der Kindheit beginnt und mit der novellenartigen, entzückend lebensvollen „Ersten Liebe“ schließt, bilde der „Kindersonntag“ den Einleitungs-Akkord. Aus dem zweiten möge der derbere „kritische Dummkopf“ vom Kämpfer Goltz einen Begriff geben. Das Buch selbst erscheint soeben in den „Büchern der Weisheit und Schönheit“ des Türmer-Verlages.

L.

1. Kindersonntag.

Es klingt ein Ton durch unser Leben, so hehr und heilig wie Harfen- und Orgelton: es ist die Kindheit, die in der Seele des Menschen nachbebt, solange er nicht ganz entartet ist, und auch der Bösewicht, der Räuber und Mörder gedenkt der Tage, die er im heiligen Frieden der Unschuld dahinlebte, der himmlischen Zeit, da noch die Mutterliebe seine Schritte behütete und eine unentweihte Natur ihn auf ihrem Fittich über den Schmutz und Brodem der Erdengemeinheit emportrug. Die verloren gegebene goldene Zeit weilet und bleibet auf Erden, solange es noch Kinderengel gibt und große Menschen, die ihrer Unschuld Schöne im Herzen bewahrt haben.

O Kindheit, du süße Zeit, in dir ruht der Himmel auf Erden, denn die Kinder wohnen ja im Himmel und auf Erden zugleich, und mit den unsichtbaren Cherubsflügeln ihrer himmlisch gefeiten Einfalt und Einbildungskraft unterhalten sie für ihre Eltern, ihre Lehrer und alle erwachsenen Menschen, denen die Engelsflügel ausgefallen sind, die Verbindung zwischen dem Oben und Unten, den Verkehr zwischen Ewigkeit und irdischer Zeit.

Gleichwie die Blüten in Samen schießen und den Tod in ihm leiden, so verendet die Seele im Redeverstand. Wenn er die Worte macht, so hat er die Seele nicht bei sich, und wo wiederum viel Seele mit Worten verkehren darf, da ist der Wortverstand in Gefahr. Meine Seele schmachtet aber nach dem Blumenduft von Kinderseelen, nach dem heilkräftigen Balsamharz der Frühlingsknospen der Kindheit. Den Blütenäther vom Gewächse der Menschheit möcht' ich in Worte des Lebens wandeln. Aber ich fühle mich keinen Priester und Propheten — nur die Kindheit begehr' ich in meinem Gewissen. Und so mag sie denn aus mir weissagen, was sie von Eden weiß.

O Menschenkind, gedenke der Kindheit und der Väter Zeit, die deiner Kindheit Blüten zeitigte; beherzige sie, diese heilige Zeit, bewege die Heimat, die Elternliebe, den Unschuldfrieden in der Seele von Sonst, daß aus den ältesten Herzenserinnerungen sich ein Gemüt erbaue, und eine Ewigkeit in der Zeit, eine Gegenwart, die in die Menschenvergangenheit ihre Wurzeln treibt und in die Zukunften Gottes ihre Wipfel.

So eint der Baum die Elemente Himmels und der Erden; Staub und Äther mischten sich in seinem Saft, das Licht des Himmels und des Erdenschoßes Nacht. Seine Wurzeln werden von denselben Wassern getränkt, welche aus den Wolken auf seine Blätter und Zweige herniedertauen. In der Erde um den Baumstamm hält der Wurm den Winterschlaf, und in den grünen Wipfeln nisten die Vögel des Himmels. Über der Krone verrinnen die Tages-

und Jahreszeiten, verrauschen die Jahrzehnte und Jahrhunderte, flutet ein Jahrtausend hinweg, wenn der Baum eine nordische Eiche ist. Und dennoch zählt auch die tausendjährige Eiche ein jegliches Jahr ihres Wachstums zu den anderen, und der jüngste, der letzte Jahresring schließt noch sichtbar den ältesten ein. So gibt es ein derbes, ein eichenfestes Holz und einen eichenen Sarg in die Erde.

* * *

Haben wir großen Leute ihn auch noch, diesen Tag, an dem Gott der Herr ausruhte, diesen Kindersonntag, diesen zauberischen Tag, an dem sich alle Poesie und alle Andacht mitsammen vermählt, und der Himmel auf Erden zu Gast geladen ist?

Ist sie noch unser, diese Sabbatfeier, der alle Natur zustrebt, wie alle Lebensbewegung einem Ruhepunkt?! Haben wir sie gewißlich bei Predigt und Glockenklang oder in Saus und im Braus?

Nein, es ist nicht mehr Sonntag wie sonst! Nur die Kindheit hat einen Sonntag, denn sie hat ihn inwendig voller Sonnen, es mag draußen schön Wetter sein oder nicht. Am Sonntag war in meiner Kindheit immer schön Wetter, in jeder Witterung und Jahreszeit; wie konnte ein Sonntag häßlich sein, wie war das möglich an dem Tage, da man mit dem entzückenden Bewußtsein erwachte, daß wirklich Sonntag und nicht etwa Schulmontag sei!

O über dieses Erwachen an dem immer sonnigen Sonntag! Wo die Wirklichkeit uns so heilig und schmeichelnd umfing wie der Morgentraum selbst; ach und so erwartungsvoll, wie wenn sich Wunder und Überraschungen in jedem Winkel versteckt hätten! Nur eine kleine Geduld und sie kamen hervor.

Ach an diesem Sonntage war nichts so wie am Schul- und Werkeltage; man sog ihn aus den Lüften, man trank ihn im bloßen Wasser, man erging ihn sich auf dem Erdboden, die Sonnenstrahlen blitzten ihn in die Seele, die Sperlinge zwitscherten ihn unter den fernen Orgeltönen der Kirche, die im Laub flüsternden Bäume erzählten ihn sich, der Morgenwind trug ihn im Aufgang der Sonne auf seinem Fittich, und überlieferte schon im Morgengrauen dem auserwählten Erdentage die herannahende heilige Zeit!

O Herr, mein Gott, nun war es wirklich Sonntag! Sonntag den ganzen, langen Tag, in allen Stunden und Minuten, Sonntag in jedem Augen- und Sonnenblick! Sonntag in allen Pulsen und Blutstropfen, Sonntag in Sinn und Gedanken, in allen Kisten und Kasten, gleichwie in Seele und Leib. Man konnte nichts hören und sehen, nichts fühlen und empfinden, nichts wollen und denken, als eben ihn diesen Sonntag, diesen heiligen Tag! Er war Mensch, er war Kind geworden, oder wir Kinder waren zu lauter Sonntag verwünscht; ich kann's nicht so eigentlich sagen, aber so ungefähr mußt' es sein, nur viel schöner und wunderbarer, als man es aussprechen kann.

Mir schauerte jede Fieber am Sonntagmorgen in stiller Wonne und Andachtslust; mir war es immer, als wenn am Sonntage Engel unsichtbar zwischen Himmel und Erde auf und nieder führen, als wenn der liebe Gott selbst allenthalben umherwandeln müßt'. An diesem Tage empfand ich mit hellsehenden Sinnen das süße Geheimnis des Lebens, und die Schönheit der Welt; der Sonntag hatte mir Augen und Ohren, Seele und Leib und alle Organe verwandelt, wie das etwa mit der christlichen Taufe einem Mohren und Heidensohn geschieht. Dieser siebente Tag blitzte mir im Eingeweide und

in der Seele umher, daß ich nicht zu bleiben wußte, es war mir allzu heilig und allzu schön in der Welt. Man mochte ansehen und erleben, was man wollte, es war das anders wie am andern Tag. Es war das alte und doch nicht das nämliche Ding, es war vom Sonntag verklärt und gefeit, von seiner Magie umflossen, alles wie in einem seligen Traum. Nicht nur die Menschen und Tiere, die Häuser, die Gassen, die Bäume, die Winde, die Wasser, die Wolken, die Lüfte, die Wetter und Jahreszeiten — vor allem Himmel und Sonnenschein —; sondern auch die Stuben, die Hausgeräte, die alten Tische, Stühle und Bettstellen in unsrer Kinderstube hatten eine unsagbare Bedeutung, eine Sonntagsphysiognomie! Es hatte sie der Erdboden unter den Füßen, und ich empfand es, der Gassenkot hatte sie auch. Totes wie Lebendiges wußte und bezeugte, daß Sonntag sei! Am Sonntag gab es nichts Gemeines, nichts Totes und Garstiges auf Erden und im Leben, alles war sinn- und bedeutungsvoll, war heilig wie im Himmel, webte und schwebte im heiligen Geist.

Die Glorie, die Weihe des Sonntags, umduftete und durchschauerte, sie verwandelte, belebte und heiligte alles von Anfang bis zu End'. Ein jegliches konnte auch ohne Sprache vom Sonntag erzählen, die lauterste, die sprechendste Symbolik umfing alle Dinge und Lebensarten, alle Kreaturen und alle Spielwerke an diesem auserwählten und hochheiligen Tag. So war mein Gefühl und meine Empfindung vom Sonntage! o wollte Gott, es könnte heute so sein!

2. Der kritische Dummkopf.

Fast alle Naturalisten teilen in der Auffassung von Kunstwerken und persönlichen Kunst-Leistungen den Fehler mit dem kritischen Dummkopf, daß sie sich an einen Fehler des Kunstwerks, an eine menschliche Schwäche des Virtuosen anklammern; wie wenn die Kritik nur in der Auffindung und Vergrößerung einer schwachen Stelle bestände. Wer dann die triumphierende Miene des Simpels, wer seine miserable Genugtuung sieht, der weiß, wenn er ein Menschenkenner ist, daß er leichter den verzückten Dichter, als den vom Häßlichen berauschten Dummkopf zur nüchternen Vernunft bringen kann.

Es gehört zur Freude des gebildeten Pöbels, „wenn das Tier am Menschen ausfindig gemacht ist", und daß es auch am großen Denker und Dichter, am Künstler und Propheten zum Vorschein kommen darf, bildet für alle solche Seelen eine Extra-Genugtuung. Man kann den Dummkopf zehnmal beschwören: den ganzen Menschen, die ganze Leistung, die ganze Erscheinung, das ganze Buch zu würdigen und über die schwache Stelle hinwegsehn zu wollen; es hilft nichts. Es hängt an dem Fehler des großen Mannes die menschliche Legitimation des kleinen Rezensenten. Er zeigt also wie ein Irrsinniger ungerührt und unverrückt auf den Fliegenschmutz, auf den Leberfleck, auf die Warze, auf den verzeichneten Kragen, auf den blinden Knopf, wo das Licht zu schwach oder zu grell wirkt. Er wiederholt eine zweideutige Stelle ein derbes Wort, einen schlechten Witz, eine unlogische Schlußfolge, oder einen bloßen Schreibfehler; er hört und sieht nichts weiter und ist glücklich, daß er einen ihm wahlverwandten Punkt gefunden hat.

Es gibt gebildete, gelehrte Leute; aber es fehlt ihnen gleichwohl an Seele und Mitleidenschaft, um eine Lebensstimmung und Span-

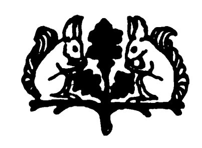
nung zu fassen; sie haben kein Ohr für die Harmonie oder Mißstimmung, für den Rhythmus in der sittlichen Welt. Die Tages- und Jahreszeiten der Seele, ihre leisern Wandlungen, den Kontakt des Gemütes mit den Akten und Prozessen der Weltgeschichte kennen die schulklugen Leute gar zu selten aus Erfahrung. Und weil sie den Geist so hartnäckig und hastig von der Seele herunter destillieren, so verlieren sie den symbolischen, den poetischen Verstand; so fehlt ihnen zuletzt das Gefühl für das Verhängnisvolle einer Zeit und Situation, die tiefere Mitleidenschaft selbst mit Personen, die ihrem Herzen nahe stehn sollen.

Ihren heillosen Einfluß verspürt die neue Welt in einer Unmasse von Leuten, in allen Ständen und auf allen Bildungsstufen, die mit ihrem unheiligen und unverschämten Verstande überall auftreten; mit einem allezeit fertigen Urteil den Dingen und Menschen zu Leibe gehn, die sublimsten Verhältnisse auf einen hölzernen Schematismus zurückführen, das für die Nacht Erschaffene ans grelle Sonnenlicht hervorzerren, — das in der Harmonie allein Begreifliche zerpflücken, das Unsichtbare ignorieren, das mystisch Ineins-Gebildete in seine Faktoren zerlegen, das Unermeßliche bemessen, das Symbolische buchstäblich nehmen und so den wachsenden Lebensbaum, der im Erdboden wurzelt, aber seine Wipfel und Blüten im Himmel hat, — zu Brettern verschneiden und den dummklugen Leuten die Sägespäne verkaufen.

Was die Naturalisten unter „gesundem Menschenverstande" verstehen, ist zur guten Hälfte Gemeinheit und Trivialität; ist ein Instinkt von den materiellen Grenzen aller Dinge und Geschichten; ist ein Unglaube an die zureichende Trieb- und Bildkraft der Idee, an die Ausdauer irgendeines Glaubens, einer Liebe und Begeisterung.

Meine Erfahrung und Überzeugung ist aber diese: der sogenannte „gesunde Menschenverstand" täuscht die Gescheitesten durch den augenblicklichen Erfolg, und ist, indem er den idealen Faktor außer acht läßt, vor Gott und der Weltgeschichte eine Sünde und Dummheit zugleich. Jede Lebensart, die von der übersinnlichen Weltordnung, von dem Geiste abstrahiert, welcher die Materie durchdringt und den natürlichen Mechanismus beseelt, ist abstrakt und dumm in der Oekonomie des Ganzen.

Wir Andern fühlen, daß auch das wache Leben eine andre Art des Traumlebens, daß unser Leben ein Sterben, daß die materiellste Realität ein Schattenspiel zwischen Himmel und Erde ist, und daß der wirklichste Inhalt unseres Lebens in den Augenblicken besteht, wo Schmerz und Freude durch unser Herz zucken, mittelst der bildenden Phantasie Ahnungen von himmlischen Existenzweisen und Seligkeiten durch unsre wachträumende Seele ziehn. Jene Verstandes-Menschen aber sind lauter Verstand, lauter Form, Maß und Mäßigung, und degradieren durch ihre nüchtern-verständige Art den poetischen, den vom Leben berauschten Menschen zu einem Phantasten und Narren.



Umschau.

Goethe-Schiller-Schriften. Von Bielschowskys ausgezeichneter Goethe-Biographie ist nun auch der zweite Band erschienen (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung; Bd. I geb. 6 Mk., Bd. II geb. 8 Mk.). Dieses Werk ist mit einer so liebevollen Klarheit und feinen Wärme geschrieben, zugleich mit so strenger Sachlichkeit, daß jeder Leser, ob Goethe-Kenner oder nicht, das Buch mit reinstem Genuß aufnehmen wird. Bielschowsky, der den ersten Band 1895 veröffentlichte, hat die Vollendung des zweiten Bandes nicht mehr erlebt; er ist 1902 gestorben, so daß einige berufene Gelehrte (die Professoren Imelmann, Roethe, besonders Theobald Ziegler und S. Kalischer, der „Goethe als Naturforscher" behandelt) das nahezu fertige Werk vollends abrunden mußten. Einige Worte über Bielschowsky selbst sollten vielleicht einer künftigen Auflage beigefügt werden. Auch dieser zweite Band enthält prächtige Kapitel und Einführungen in Goethes Werke (Pandora, Hermann und Dorothea, Goethes Lyrik); und das etwas verfängliche Thema „Goethe und Napoleon" (1806—1815) ist hier mit so ruhigem Zusammenfassen aller psychologischen Gründe behandelt, daß man dem Verfasser willig folgt.

Kritische Einwände kleinerer Art fallen der Vortrefflichkeit des Ganzen gegenüber nicht ins Gewicht. So stutzt man S. 2, wenn man in der sonst so trefflichen Einleitung den Satz liest: „Dieser Mann ergreift die Welt bald mit der warmen Empfindung eines Faust, bald stößt er sie von sich mit dem vernichtenden Hohn eines Mephistopheles" ... Vernichtender Hohn? Das ist für Goethe zu viel gesagt. Goethe zog sich wohl zurück, verschloß sich, ward auch wohl einmal bitter (Venez. Epigramme, Xenien) oder heftig; aber „vernichten" und „Hohn" sind keine Worte, die auf diesen so gern anerkennenden Geist passen. S. 49, bei Besprechung Gottscheds, möchte man, in einer Anmerkung, zu Eug. Reichels „Rettungen" Gottscheds Stellung genommen sehen. S. 89 geht das Lob der Leipziger Lyrik Goethes viel zu weit („wie weit überbieten sie selbst Klopstock" usw.!), S. 117 wird von Ossian einfach als von der „genialen Macphersonschen Fälschung" gesprochen, was denn doch zuviel gesagt ist (vgl. Jellinghaus, Ossians Lebensanschauung, Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr, 1904). Auch scheint mir Clavigo (S. 242) zu hoch eingeschätzt; denn gegenüber jenen gewaltigen Anlagen und Plänen der vorweimarischen Epoche (Prometheus, Cäsar, Mahomet, Der ewige Jude) sind doch Bücher wie Clavigo und Stella schwache Erfüllungen. Hier, wie besonders später beim zweiten Bruch in Goethes Leben (Italien), sucht der Verfasser nicht nur zu verstehen und zu erklären, was ja unsere Pflicht ist: sein Erklären hat mehrfach eine Neigung zum Loben und Befürworten, während er bei Analyse der Werke oft recht unbefangen seine wohldurchdachten Ausstellungen geltend macht. So fügt er z. B. der Erwähnung jenes bekannten Vorfalls bei Palermo, wo Goethe dem Führer unwillig verboten, von den Schlachten Hannibals zu sprechen, die einst dies schöne Gefilde verwüstet, den Satz bei: „So war er ein Meister in der Kunst des Genießens oder richtiger in der Kunst, Harmonien in sich aufzunehmen, um sie köstlicher der Welt zurückzugeben" (S. 404). Ich meine, mit diesem schönen Satz kommt man an dieser Stelle nicht aus, hier, wo das Problem gestreift wird, daß und wieso Goethe für die historische Seele eines Ortes oder einer Landschaft tatsächlich wenig Sinn gehabt hat, umsomehr aber, seiner

ganzen Natur gemäß, für die malerischen Umrisse, Farben, Gesteine, Gewächse, Kunstleistungen. Zudem könnte man diese vielgenannte Stelle ruhig mit den Worten erledigen, daß Goethe in diesem Falle wohl mehr das Geschwätz des Führers überhaupt abgelehnt habe: denn Hannibal hat bekanntlich bei Palermo niemals „ungeheure Kriegstaten“ getan. Der Italiener flunkerte wieder einmal und störte ihm die ruhige Betrachtung. Ebenso behaglich lobend klingt mir kurz danach eine andere Stelle, die ein zweites Problem streift, insofern hier der bittere Zwist mit Frau von Stein und die verhängnisvolle Wahl der niederen Minne in Christiane vielleicht seine eigentlichen Keime hat: die Liebe zur römischen „Faustine“. B. schreibt: „Hatte die anmutige Mailänderin die feineren Saiten seines Empfindungslebens in Schwingungen versetzt, so rührte die niedre Minne, die sich in den letzten Monaten des römischen Aufenthaltes zu ihm gesellte, die derberen und vollendete so auch im Rein-Menschlichen den römischen Zauberkreis“ (S. 409). Das Goethe-Wort „Rein-Menschliche“ sollte hier beiseite bleiben. Hier müßte mit einigen Sätzen auf das Psychologische dieses Vorganges hingewiesen werden: man könnte etwa auf den bedeutsamen, knappen „Bericht, Januar 1788“ aufmerksam machen, der mit dem Kupido-Gedichtchen beginnt, wobei Goethe, unter Hinweis auf seine bisherige außerordentliche geistige Anspannung, mit dem Satz schließt: „Man wird zugestehen, daß eine große Anstrengung gefordert ward, sich gegen so vieles aufrecht zu erhalten, in Tätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht lässig zu werden.“ Und man füge aus den „Venezianischen Epigrammen“ (37) die Zeilen hinzu, die ganz Ähnliches sagen und noch einen Schritt weitergehen:

„Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu sehen,
Herrliche Schätze der Kunst, wie sie Venedig bewahrt.
Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Muße:
Nach lebendigem Reiz suchte mein schmachtender Blick“ —

— in dieser Richtung etwa liegt der Übergang zu Christiane. Und um dies Kapitel abzuschließen, einen dritten Einwand: B. spricht, Goethe befürwortend, von einer „Abkehr von der feinen Blässe“ der weimarischen Geistigkeit und Rückkehr zum glutvollen, farbenfrohen Realismus der Jugend, die sich unter dem italienischen Himmel vollzog“ (S. 414) — nun, man kann ihm und den andern, die auch hier Goethe unbedingt bejahen, ruhig die Frage vorlegen: wo sind denn nun die „glutvollen, farbenfrohen“ Werke, die von jetzt ab, nach dem Bruch mit der „feinen Blässe“ der Frau von Stein, emporschossen? Tasso und Iphigenie verdankt er doch, dem Wesen nach, ihr! Und die übrigen römischen Kleinigkeiten, sogar die köstlichen Elegien, wollen uns, der dichterischen Absicht und Größe nach, in keinem Verhältnis stehen zu den Plänen von Frankfurt, zu den Anregungen, die er der Liebe einer Friederike, Lotte, Lili, Minna Herzlieb usw. verdankt hat. Italien hat diesem reichsten Genius allerdings Kunst und Stilbewußtsein gegeben, aber nicht wesentlich Poesie; man sollte das endlich zwar nicht in Gegensatz bringen, aber auseinanderhalten. Hier wie an anderen entscheidenden Punkten in Goethes Leben — z. B. scheint mir das Kapitel Goethe-Schiller nicht ganz ausgeschöpft — spricht auch Bielschowsky nicht das letzte Wort: jenes Wort mein' ich, das mit dem Verstehen und Erklären eine bescheidene, leise Warnung enthält, eine Einschränkung, eine schöpferische Mahnung, daß unsere heutige Entwicklung unter anderen Gesichtspunkten verlaufen müsse, weil die Vorbedingungen nunmehr andere sind.

Doch damit genug der Randglossen! Das Buch hat so viele herrlichen Seiten und ist als Ganzes ein so fein abgetöntes, lichtvolles Werk, daß ich es in die Hand jedes gebildeten Lesers wünsche, der sich von Goethes wunderbar vielseitigem Leben auf Grund unserer heutigen Forschung ein Bild verschaffen will. —

Mit derselben Wärme wie diese gehaltvolle Goethe-Biographie kann ein bescheidenes, aber ungemein fesselndes Schillerbuch empfohlen werden: „Schillers Seelenadel“ von Fritz Jonas (Berlin, E. S. Mittler & Sohn; 231 S., geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Dies Buch hat uns gefehlt; es ist, so einfach es sich gibt und so sachlich sich der genau belesene Verfasser an seinen Gegenstand hält, ein seelisches Lebensbild, so ergreifend, daß man das kleine Werk mit verstärkter Liebe zu unserem hohen Schiller aus der Hand legt. In neun Kapitel ist der Stoff geteilt. Der Verfasser beginnt mit den Kern-Eigenschaften des Dichters und Menschen: Freiheitsdrang und Willensdrang, schildert dann die Erscheinung und den Eindruck der Schillerschen Persönlichkeit, seinen Kampf mit Not und Sorge, sein Talent zur Freundschaft, das Glück seiner ehelichen Liebe, sein Verhältnis zu Natur und Religion, seine bewundernswerte Arbeitskraft — und zum Schluß erst, sehr mit Recht, skizziert er seine Sprache und seinen Stil. „Ich weiß den Wert und die Bedeutung vollständiger Biographien gewiß zu würdigen,“ sagt er im Vorwort, „aber neben ihnen hat auch eine kurze Charakteristik ihr Recht, die nicht das Leben der Zeitfolge nach schildert, sondern das Verwandte zusammenfaßt und den Kern des Menschen zu erfassen sucht, aus dem all sein Wollen und Handeln sich erklärt.“ Das Buch ist ein Seitenstück zu den sehr lesenswerten Bodeschen Büchern über Goethe, die in demselben Verlag erschienen sind. Zu tadeln ist bei diesem schönen, menschlich-warmen Buch, das ich in die Hand recht vieler Leser, Lehrer, Schüler, Frauen wünsche, nur ein Teil des Schlußkapitels. Hier verliert sich der Verfasser, statt das Werk wie der Dramatiker, den er behandelt, mit einem vollen Akkord ausklingen zu lassen, in philologischen Kleinkram, der in ein besonderes Buch über „Schillers Ästhetik“ gehört. Diesem Schlußkapitel fehlt Straffheit und Klarheit: den Abschnitt S. 220 unten bis S. 221 Mitte wird kein Laie verstehen; ebenso nicht die durch kein Beispiel belegte Wendung von den „nach Klopstocks Vorgang adjektivisch gebrauchten Partizipien“ (S. 226); und langweilen werden die Aufzählung abweichender Formen und gar das „schwankende Geschlecht mancher Hauptwörter“! Die Seiten 228, 229 bis „aber das alles sind Nebendinge“ (sehr wahr!) könnten ruhig fortbleiben. Der Verfasser hat das selbst gefühlt und noch einmal in den Schlußsätzen lauter, voller, zusammenfassend gesprochen, hat aber den statistischen Eindruck der vorausgehenden Seiten nicht mehr zu verwischen vermocht. Nun, dies nebenbei! Den Wert dieses liebenswerten Beitrags zur bevorstehenden Schillerfeier soll uns das natürlich nicht beeinträchtigen. —

Zu dieser Feier regt es sich bereits. Die Cottasche Verlagsbuchhandlung gibt eine prächtige und dabei billige Säkular-Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken heraus (16 Bände, Band geh. 1,20 Mk., in Leinwand 2 Mk., in Halbfrz. 3 Mk.). Hervorragende Gelehrte wirken hierbei unter einheitlicher Redaktion zusammen, um durch gediegene, aber gemeinverständliche Anmerkungen allen denen zu dienen, die nach tieferen Einblicken in des Dichters Werk und Werkstatt verlangen. Sorgfältige Textkritik, vorzügliches Papier, große Schrift treten als weitere Vorzüge hinzu. Als erster Band erschien der

Hauptteil der Schillerschen Gedichte, in einer ganz neuen Anordnung, die geradezu überraschend wirkt. Der Herausgeber (Eduard von der Hellen) hat sich an die Anordnung gehalten, die Schiller kurz vor seinem Tode für eine Prachtausgabe geplant hat. Die vorliegende Ausgabe beginnt nun gleich mit dem „Mädchen aus der Fremde", setzt sich mit dem Lied an die Freude, dem Siegesfest und anderen hochgestimmten Dichtungen fort, geht zu den Balladen und endlich zu den Gedanken-Dichtungen über, verweist aber all die jugendliche Laura-Rhetorik, durch die man sich bei unseren üblichen Ausgaben hindurcharbeiten muß, in den Anhang. Jeder wird nun, wie gesagt, überrascht sein, wenn er bei so prächtigem Druck gleich die volle Kraft und Reife Schillerscher Diktion zu spüren bekommt. Um so mehr aber befremdet es, wenn man nun doch noch — ich weiß nicht, ob aus überflüssiger Achtung vor Schillers damaligem Plan? — Phantasien, wie die „Kindesmörderin" und das „Geheimnis der Reminiszenz", auch die Kleinigkeiten „An Emma", „Die Blumen", „Amalia", zwischen den gereiften Gedichten findet, statt im Anhang. Für mein Gefühl eine arge Dissonanz; ich wenigstens kann den Bombast dieser „Kindesmörderin" einfach nicht zu Ende lesen. Die wertvollen Anmerkungen sind am Schlusse jedes Bandes gesondert, so daß der Haupt-Text nicht belastet oder entstellt ist. —

Ich habe gelegentlich skizzenhaft angedeutet, daß ich die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts für außerordentlich überschätzt halte: die Zeit der Klassiker hatte Vergeistigungskraft, wie schon ein flüchtiger Blick auf die Briefwechsel unserer beiden Großen beweist (Schiller-Goethe, Schiller-Körner, Schiller-Humboldt), die an geistiger Höhe und Spannkraft die gemütlichen Briefwechsel unserer jetzt so viel und so einseitig genannten Mörike, Storm, Keller ganz erstaunlich überragen. Dort merkt man die philosophische Schulung; hier aber macht sich der liebevoll ausgemalte Stoff zu behaglich bemerkbar. Und das gilt von den Werken überhaupt, wobei ich mir deutlich bewußt bin, die Art des Realismus der oben Genannten durchaus nicht zu unterschätzen. Aber sie bedeuten kein Weiter-Entwickeln seit Weimar, sondern ein Ausruhen; das 19. Jahrhundert hatte andere Aufgaben zu lösen.

Wer sich von Schillers wahrhaft bewundernswerter Vergeistigungskraft so viel Widerständen der Materie gegenüber einen Eindruck verschaffen will, der greife zu seinem umfangreichen glänzenden Briefwechsel. Sämtliche Schillerbriefe sind nun in einer billigen Gesamt-Ausgabe zugänglich; es ist die bereits bekannte und geschätzte kritische Ausgabe, die Fritz Jonas, nach Vorbergers Vorarbeiten, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen hat („Schillers Briefe", Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; 7 stattliche Bände, geh. 10,50 Mk., geb. 17,50 Mk.). Die Sammlung bringt über 2000 Briefe an die verschiedensten Persönlichkeiten; auch die bekannteren Briefe (an Goethe, Körner, Humboldt, Lotte) sind darin enthalten. Ich will nicht sagen, daß die Einzel-Briefwechsel, wie sie z. B. die reizende „Cottasche Bibliothek der Weltliteratur" in Markbänden bietet (eingeleitet, mit den nötigen Anmerkungen und — mit den Antworten!), nunmehr überflüssig geworden seien. Aber diese große Zusammenstellung ist eine schlechthin unentbehrliche Ergänzung zu Schillers sämtlichen Werken. Die Gegenwart tut recht daran, daß sie mit Bewußtsein auch Briefe als einen Bestandteil bedeutender Persönlichkeit beachtet und bewertet; das Menschenbild läßt uns hier seine bereits aus den Werken bekannte Stimme näher und wärmer hören, spricht auch mal traulich und einfach von

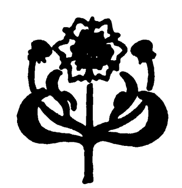
Wetter und Essen, läßt aber doch — wie sollt' es denn anders sein! — die stets bereite Möglichkeit zu hochgeistiger Deutung der Menschen und Dinge durchklingen. Was für rastlose Arbeit in diesem Manne Schiller! Wieviel Adel, Wohlwollen, Gutheit hinter aller Energie! Und dieser tiefe, unerbittliche Ernst bis in den frühen Tod hinein! Wie sagt doch der greise Goethe zu Eckermann (1825)? „Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze; und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen" ... Und an anderer Stelle: „Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!" Das sagt in tiefer Bewegung und Dankbarkeit der fast achtzigjährige Goethe (1828), der es wahrlich nicht nötig hatte! Sagt ihm das die moderne Jugend nach, die einen Schillerschen Geist so bitterlich nötig hat?? — L.

*

Oberflächenkultur. In einer Besprechung meines Schriftchens „Oberflächenkultur", von der sich ein Teil gegen die Literatur-Ästhetik des „Kunstwarts" wendet, legt mir letzterer (Heft 16) zwei Fragen vor, auf die er eine Antwort vermisse. „Behauptung Lienhards: Der Kunstwart treibt Außen- und Oberflächenkultur und vernachlässigt die höchste, seelische, die Persönlichkeitskultur. Gegenfrage meinerseits: Wie anders können wir überhaupt irgendeine höchste Persönlichkeitskultur großer Menschen aufnehmen, wenn sie sich in der Form von Kunst äußert, als indem wir diese Sprache des Unaussprechlichen verstehen lernen? Darauf keine Antwort" ... Hier ist die Antwort; Ruskin gibt sie Ihnen: „Alle große Kunst ist das Werk des ganzen lebenden Geschöpfes, des Körpers und der Seele, hauptsächlich der Seele ... Willst du der Genosse der Edlen sein, so werde selbst edel ... Alle Kraft und Schönheit der Sprache ist sittlicher Natur: die Sprache wird genau, wenn der Sprechende wahr zu sein wünscht; klar, wenn er mit innerem Anteil und dem Verlangen, verständlich zu sein, spricht; mächtig, wenn er ernst ist; angenehm, wenn er Sinn für Rhythmus und Ordnung hat. Du kannst in Wahrheit eines Mannes Worte nur dadurch verstehen, daß du seine Gesinnung verstehst ... Die Bedeutung eines Wortes gründlich lehren, heißt die Natur des Geistes, der es geprägt hat, lehren ... Kein edler, rechtschaffener Stil hat sich jemals anders als auf ein aufrichtiges Herz gegründet. Du kannst nur sprechen lernen, wie diese Männer sprachen, indem du wirst, wie sie waren" ... Hierin steckt die Antwort auf Ihre methodischen „Übungen im Gedichtelesen"; Sie können sich die Antwort aus der etwas ethischen Form ins rein Ästhetische übersetzen und zwar, rat' ich, mit dem Motto: „Innere Wärme! Seelenwärme! Mittelpunkt!" (Goethe, Wanderers Sturmlied). Wollen Sie aber dasselbe aus Goethes Werken hören, so stehen zahllose Stellen zur Verfügung, alle dasselbe bekundend, daß Poesie aus einem „inneren Ganzen" hervorströme und sich an ein Ganzes wende — nicht nur ans „Schauen", das ein Teil des Ganzen ist. Und derselbe Goethe hat zwischen „redenden" und „bildenden" Künstlern unterschieden und über Lessings „Laokoon" das Wort gesagt: „Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings ‚Laokoon' auf uns ausübte, indem dieses Werk uns

aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß" — — während die Kunstwart-Ästhetik, wie neuerdings wieder das „Phantasiekunst"-Heft (Heft 13) und Ihre Einleitung zu den Proben Weberschen Manierismus erschreckend beweist, fortlaufend die Grenzen zwischen Poesie und Malerei verwischt, wobei übrigens die betreffenden Leistungen nicht an Böcklin erinnern, sondern nur an Kreidolf.

Ihre zweite Frage lautet: „Schaffende der letzten hundert Jahre, für deren Vermittlung wir immer wieder gewirkt haben, heißen laut Ausweis der Kunstwartbände: Hebbel und Keller, Ludwig und Mörike, Wagner und Liszt, Bruckner und Wolf, Rethel und Cornelius, Schwind, Richter, Thoma, Böcklin und Klinger — Gegenfrage an Lienhard: Wo sind denn die ‚wahrhaft' Großen, die so viel ‚höher fliegen' als diese und die unsere ‚subalterne Ästhetik' nicht sieht? Abermals als Antwort: Schweigen" ... Hier ist die Antwort. Unter den fünfzehn Männern, die Sie hier aufzählen, sind 11 (elf) Maler oder Musiker, gehen uns also hier nichts an, und ganze vier Schriftsteller! Schon dies Verhältnis ist bezeichnend. Die vier aber gehören einer bestimmten Gruppe an, die man etwa als „gemäßigten Realismus" bezeichnen könnte, wobei der düsteren Tragik Hebbels gern eine Sonderstellung eingeräumt sei; ferner kennt und schätzt man diese vier Dichter seit Jahrzehnten, und ich meine, eine große Zeitschrift sollte sich nichts darauf einbilden, „immer wieder" auf solchen vier Namen herumzureiten, sozusagen, als hätte die Welt darauf gewartet, daß der „Kunstwart" sie entdecke. Wo nun aber die wahrhaft Großen sind, die höher fliegen als diese vier? Ich traue meinen Augen nicht. Wir haben einen Herder, Schiller und Goethe gehabt, deren Gehalt auch noch nicht annähernd erfaßt oder gar weiterentwickelt ist; wir haben den Anregern und Forschern der sogenannten Romantik wertvolle Bruchstücke zu danken, besonders über nordische Literatur, Mythologie, Märchen, Sage, Volkspoesie; ebenso wie der Norden wartet die Antike (Äschylos, Sophokles, Homer, Pindar) noch immer darauf, wahrhaft menschlich-modern verstanden, gedeutet und überwunden zu werden; zugleich sind uns durch die vergleichende Sprachwissenschaft neue Horizonte aufgegangen (Indien), Vergleiche sind daher möglich; ja, Goethes ahnende Forderung einer Weltliteratur ist jetzt erst, auf dem festen Grund eines Reiches und zugleich in der Weite und Unbefangenheit des Weltverkehrs, ohne Gefahr erfüllbar; und so sind uns auch innerhalb Europas immer klarere Weitblicke eröffnet zwischen Süd- und Nord-Europa, zwischen Pindars Odenstil und der schottischen Volkspoesie, zwischen dem feierlichen Festspiel der Griechen und dem balladen- oder romanzenartigen dramatischen Dichten Shakespeares und Alt-Englands — — was könnte da alles ein lebensvoller Kunst-Wart herauslocken und anregen, wenn er wirklich Ideen hätte! **Lienhard.**





Vom deutschen Volkslied.

Von

Dr. Karl Storck.

„Das Ziel der Volkspoesie ist das Herz der Nation", lautet ein Wort Simrocks. Wir können ergänzend sagen, daß auch der Ausgangsort, die Quelle des Volksliedes im Herzen der Nation liegt. Denn darin beruht das wesentlichste Merkmal der „Echtheit" eines Volksliedes, daß es dem Volke als Nation gehört und nicht etwa in dem heute üblichen Sinne dem breiten, dem „gemeinen" Volke im Gegensatz zur gebildeten oder wohlhabenden Gesellschaft. Darum haben auch nur jene Zeiten ein Volkslied, in denen einer ganzen Nation ihre geistige Einheit zum Bewußtsein kommt, noch mehr, in denen die Grundlagen der gesamten geistigen Kultur eines Volkes dieselben sind.

Hier erkennen wir gleich den tiefsten Grund, weshalb wir heute kein Volkslied mehr haben. Unsere Kultur ist je nach den Gesellschaftsklassen eine andere, wächst aus ganz verschiedenem Boden. Daran ändert die Tatsache, daß wir zur politischen Einheit gekommen sind, noch weniger, als die Höhe, zu der sich unser geistiges und künstlerisches Leben schon hundert Jahre zuvor entwickelt hat. Und wer möchte angesichts des stets steigenden Internationalismus des geistigen Lebens an die Utopie einer sozialen Ausgleichung desselben glauben? So werden wir also wohl niemals wieder das echte deutsche Volkslied erhalten, selbst wenn in Zeiten nationaler Not oder bei der Notwendigkeit der Anspannung aller Volkskräfte, wie sie die Kriege von 1813 und 1870 erheischten, einem Dichter und Komponisten es gelingen sollte, mit einem Liede mitten ins Herz seiner Nation zu treffen, so wie es Karl Wilhelm mit der „Wacht am Rhein" glückte. Aber das werden immer nur vereinzelte Blumen sein. Die blumenreichen Matten, denen einst unser Volksgesang glich, sind seit dem Dreißigjährigen Kriege verschüttet. Und wie keiner mehr die wunderbaren Bergwiesen, von denen die Sage erzählt, zu finden vermag, seitdem die guten Berggeister von feindlichen Menschen vertrieben wurden, so bleibt auch das Blumenland des Volksliedes ver-

schüttet, seitdem die guten Geister der geistigen, sittlichen und Gefühlseinheit von unserem Volke gewichen sind. Wohl ist die Öde verschwunden, ein neuer Liederfrühling erblühte unserem Volke; aber das sind keine wilden Matten mehr, das sind sorgsam gepflegte Gärten. Das Volkslied ist verstummt, an seine Stelle ist, leider ohne den Platz völlig ausfüllen zu können, das Kunstlied getreten.

Es wäre töricht, über den Verlust zu klagen, ohne an einen Ersatz zu denken. Das Volk will und muß Musik haben, braucht und will in besonderem Maße Lieder. Das echte Volkslied können wir ihm nicht wieder geben. Der Versuch der Wiederbelebung der alten Lieder ist künstlich, ist nicht volkstümlich, sondern gelehrt-philologisch. Bei einzelnen Liedern wird es ja gelingen, bei jenen, die auch dem heutigen Volksfühlen entsprechen. Im übrigen entsprechen dem Volke heute nach Inhalt, Form und Melodie naturgemäß neuere Schöpfungen am besten. Wie volkstümlich sind Eichendorff und Silcher geworden. Es verschlägt nichts, wenn die Lieder keine historisch „echten" Volkslieder sind, wenn sie nur echte Kunst sind. Daraufhin haben wir zu arbeiten, daß von unserer Kunst dem Volke — nun im heutigen Sinne — möglichst viel zugänglich gemacht wird zum Hören und zum Selbersingen, alles das, was es vermöge seiner Kultur von den ungemessenen Schätzen unseres Liederhortes aufzunehmen vermag.

Kann so das alte echte Volkslied nicht mehr lebendig werden, so wäre es doch verkehrt, es lediglich vom literatur- oder musikgeschichtlichen Standpunkte aus zu betrachten. Das Volkslied *war* nicht nur für unsere Dichtung und in noch höherem Maße für unsere Musik ein Jungbrunnen gesunder Anregung, sondern *ist* es auch noch heute. Und das liegt an seinen *seelischen* Werten. In ihm redet und singt die Volksseele, die wir sonst nirgends so unmittelbar belauschen können, wie hier. Da ist nichts von Nervenverfeinerung, nichts Angekränkeltes, nichts Kulturmüdes — alles bleibt mehr in den Grenzen des Elementaren. Aber diese Grenzen umschreiben das Land deutschen Volksgefühls. Hier ist gesunder Boden. Hier schürfe der Dichter, der Musiker nun tief, tiefer als das Volk es vermag! Goethe fand auf diesem Boden nicht nur seine schönsten Gedichte, er drang auch von hier aus bis auf den Grund alles Menschentums, wie er es im „Faust" offenbarte. Schubert fand hier nicht nur seine selig-fröhlichen Lieder, sondern auch die tiefgründigen Weisen, in denen er die „Grenzen der Menschheit" für ihr Sehnen und Empfinden in heiligen Schauern aufdeckte.

Und auch die *ästhetischen* Werte des Volksliedes wirken heute noch lebendig, weniger freilich für das Volk, als für den Musikliebhaber, der seine Freude an der etwas altväterischen Formengebung hat. Altväterisch aber nur für den ersten Blick. Gerade die Musik, die Melodien, die ja die textliche Gestaltung weit überragen, offenbaren den Ewigkeitswert der Volkslieder. Fast zwanglos fügen sie sich unsern rhythmischen Bedürfnissen, und hinter der oft in den Gesetzen der alten Kirchentöne sich bewegenden Niederschrift spüren wir deutlich, daß die Melodie nach dem auch für uns

geltenden musikalischen Gefühlsgesetz geschaffen ist. „Das Volk überläßt sich ohne alle Reflexion dem Gefühlsdrange und die ursprüngliche Kraft seiner Empfindung beherrscht die Darstellung so vollständig, daß sie unbewußt genau den einzelnen Strömungen des Gemüts folgt und überall da sich hebt oder senkt, wo die Wellen und Wogen des Gemüts sich heben oder senken. Jeder einzelne Ton des Volksliedes ist unmittelbares Ergebnis innerer Bewegung, und der gesamte Gang der Melodie bezeichnet ganz genau den Verlauf der Stimmung, der es seine Entstehung verdankt. Und das ist's, was der Melodie des Volksliedes die ungeheure Bedeutung gibt, gegenüber der des Minne- und Meistergesanges. Die Begeisterung, aus welcher das Minnelied hervorging, war noch viel zu künstlich erzeugt und zu objektlos und verschwommen, um zu zwingendem musikalischen Ausdruck gelangen zu können; und dem Meistergesange war Begeisterung von Haus aus fremd, ebenso wie sie dem kirchlichen Kunstgesange unter der schweren Arbeit, das herbeigeschaffte Material zu ordnen, verloren gegangen war. Das Volkslied dagegen treibt hervor aus dem an dem lebendigen, konkreten Inhalt des Lebens genährten Innern des Volksgeistes. Das Volk singt nur, wenn sein Herz voll ist, sei es von Freude oder Leid, von Hoffen, Sehnen oder Bangen, und singt auch von nichts anderem, als von dem, was sein Herz bewegt; dann aber muß es auch singen, und diese zwingende Notwendigkeit prägt sich dem Volksliede auf als Energie des Ausdrucks." (August Reißmann, „Das deutsche Lied", S. 27.)

Dieser ist auch in der Melodie sehr wechselnd. Die Liebeslieder zeichnen sich durchweg durch große Sinnigkeit, ja Weichheit des Ausdrucks aus. Häufig kehren sehr zarte Kantilenen wieder. Frisch wirken die Jäger- und Wanderlieder, rhythmisch scharf geprägt sind die Weisen für Tanz und Marsch. Derber sind natürlich durchweg die Landsknechtslieder, und der Übermut der Trink- und Schmauselieder steigert sich bis zu einer Ausgelassenheit, die sich nur in tollen zungenbrecherischen Worthäufungen genug tun kann, wie in dem Refrain zu „Es ging ein Landsknecht über Feld":

„Heine gut Heinrich, specian, encian, loröl, rübenkraut,
tanzapfen, hippebrom, ochsenkolben,
dockenbreite Blätter, die sein innen hol."

* * *

Wir haben damit schon von der Melodie aus die Mannigfaltigkeit des Volksliedes kennen gelernt. An der Hand der Texte erkennen wir, daß die Grenzen aber noch viel weitere sind. Das Volkslied umfaßt alles, vom Höchsten bis zum Niedrigsten; neben dem Ausdruck erhabener Größe fehlt auch die gemeine Zote nicht. Immerhin unser Volk war damals gesund, und es ist alles in allem ein freundliches und erfreuliches Bild, das dieser treue Spiegel zurückwirft. Vor allem zeigt sich die innige Verbindung des Menschen mit der Natur. Des Winters Weh und des Frühlings Wonne wirkten ganz anders auf Menschen, die sich gegen des Wetters Unbill nur wenig schützen konnten, deren Wohnungen nur selten so „komfortabel" waren,

daß man nicht den Aufenhalt im Freien als Wohltat empfand. Da wußte man dann freilich mehr vom Leben der Blumen und Bäume, vom Treiben des Getiers, als unsere Blümlein- und Vögelein-Lyriker. Zumal die Liebenden fanden für ihr Leid, ihre Lust in der Natur die entsprechenden Bilder. Die Stärke der Volksliedlyrik zeigt sich auch darin, wie zuständlich die Situation vor uns hintritt, aus der das Lied hervorgegangen. Ohne daß das Lied je beschreibt, sehen wir die Paare im Tanz unter der Dorflinde sich schwingen, harren wir mit dem Mädchen im lauschigen Gebüsch am Quell versteckt des Geliebten. Dort zieht mit rasselndem Tritt der Landsknecht, ein Schrecken der Bauern, die Freude der Schankwirte. Es ist ein ausgelassenes Treiben, doch die fahrenden Schüler tun es ihnen noch zuvor, und diesen gelehrten „Schreibern" sind die Mädchen gar hold. Zwar manche hält es lieber mit fröhlichen Handwerksgesellen oder mit dem lustigen Jäger und bedankt sich dafür, „Frau Schreiberin und Tintenzelterin" zu heißen. Die ernsten Bilder sind ebenso häufig: edle Treue, die ausharrt bis in den Tod, schmerzhaftes Scheiden von der Heimat, heimtückischer Verrat, düstere Leidenschaft auf blutrotem Hintergrund, wilder Kampf in mörderischer Schlacht, bitteres Weinen der Verlassenen in einsamer Kammer. Neben der Lyrik fehlt auch die Epik nicht. Neben Resten der alten Heldensage stehen romantische Geschichten und gruslige Sagen, wie sie das Volk an langen Winterabenden beim schwelenden Kienspanlicht sich gerne erzählt. Gewaltig greift — und das ist ein köstliches Zeichen für die damalige Volkskultur — das zeitgenössische öffentliche Leben ein. Und wirken manche der historischen Volkslieder wie gereimte Leitartikel, so hat doch oft in solchen Liedern das Volksempfinden einen flammenden Ausdruck gefunden. So war das Volkslied ein lebendiger Wert im Dasein des Volkes, eine Macht im öffentlichen Leben. Daß auch die religiöse und kirchliche Welt im Volksliede lebt, ist bei einem so religiösen Volke, wie es das deutsche immer war, natürlich.

Aber trotz dieser Vielseitigkeit blieb der Inhalt des Volksliedes immer volkstümlich; es schöpfte seinen Stoff aus Gebieten, die das ganze Volk angingen, und fand dafür eine Form, die alle singen mochten. So erklang das Volkslied in der Bauernhütte, wie im Königspalast; es war das Lied des seßhaften Bürgers, wie des Fahrenden. Die für die Kenntnis der mittelalterlichen Musik so außerordentlich wichtige Limburger Chronik erzählt da ein sehr bezeichnendes Beispiel. Danach erdachte um 1374 ein aussätziger Mönch „Die besten Lieder und Reihen in der Welt von Gedicht und Melodeyen", so daß was er sung, „das sungen die Leute alle gern, und alle Meister pfiffen, und andere Spielleut führten den Gesang und das Gedicht." Man stelle sich vor, wie subjektiv ein heutiger Dichter, der von einem so schweren Geschick heimgesucht wurde, der Welt sein Leiden künden würde. Dieser Barfüßermönch, der doch auch klagen mußte: „Ich bin ausgezählet, man weist mich Armen vor die Tür, Untreu ich spür zu allen Zeiten", fand Worte und Weisen, die alle ihm gerne nachsangen.

Gerade dieser Umstand der Allgemeingültigkeit, der echten Volkstümlichkeit hat in Verbindung damit, daß wir fast nie den Anlaß des Entstehens eines Volksliedes oder den Namen seines Dichters kennen, dazu geführt, daß man oft annahm, der Ursprung des Volksliedes sei etwas Geheimnisvolles, sie seien nicht die Schöpfungen einzelner, sondern des dichterischen, schaffenden Volkes. Man kann dieses Verhältnis nicht schöner darlegen, als Rochus von Liliencron in seinem prächtigen Buche: „Deutsches Leben im Volkslied um 1530." Richtig verstanden ist wirklich das Volkslied eine Schöpfung des Volkes oder doch des Volksgeistes. „Das Lied der Kunstdichtung geht aus dem ganz persönlichen Empfinden des einzelnen Dichters, aus seinem individuellen Erleben und Erleiden hervor und erscheint um so trefflicher, je eigenartiger sich darin das Wesen seines Dichters kundgibt. Dagegen fühlt sich der Dichter des Volksliedes von derjenigen Empfindung erregt und zum Singen gedrängt, welche soeben den ganzen Kreis der Menschen, dem er angehört, durchzieht. Gleichwohl aber ist der Hergang dieses Dichtens selbst ein ebenso natürlich persönlicher, wie in jedem andern Fall. Man pflegt ferner gewisse Eigentümlichkeiten, welche an einer großen Masse Volkslieder erscheinen, für wesentliche Eigenschaften des Volksliedes überhaupt zu halten: das Fragmentarische, Abgerissene, Springende, mehr Andeutende als Ausführende, ja das oft begegnende Dunkle, Verworrene, Widersprechende. Das historische Volkslied aber lehrt, daß all diese Eigenschaften nicht dem Volksliede an sich anhaften, sondern daß sie erst allmählich im Laufe der Zeit entstehen, wenn die Lieder von Mund zu Mund gegangen, von Geschlecht zu Geschlecht gewandert sind. Äußerlich muß man sagen, sie beruhen auf allmählicher Verderbnis des ursprünglichen Textes; aber freilich auch nur äußerlich. Denn gerade hier bewährt und zeigt sich jene mystische Persönlichkeit des singenden Volkes auf wundersame Art, indem diese allmähliche Umformung, die das Zufällige und Unwesentliche abwirft, das Dauernde und Wesentliche zu stärkerer Wirkung heraushebt, den Volksliedern oft gerade erst den größten Reiz verleiht. Als das bekannte Lied:

„Ich hört ein sichellin rauschen,
und klingen wol durch das korn,
ich hort eine feine magt klagen:
sie het ir lieb verlorn"

noch etwa 10 oder 15 Strophen hatte, war es schwerlich von so wunderlieblicher Wirkung als mit seinen vereinsamten drei Strophen. In diesem Sinne wirkt sogar oft genug das Unklare, indem es die Phantasie der Hörer herausfordert und ihr einen weiten Spielraum freigibt."

Nach dem Gesagten ist es dem Geschichtskundigen nicht schwer, die Zeit zu erraten, in der das Volkslied blühen konnte. Am ehesten wird sich die notwendige Einheit des Geisteslebens in der ersten Zeit eines Volkes finden. In der Tat ist alle älteste Dichtung Volksdichtung. So auch die deutsche, und die Gestalt des altgermanischen Sängers, der am Fürstenhofe

in der Runde der Edelsten seinen Ehrensitz hatte, erinnert lebhaft an den Äoden der homerischen Dichtung. Doch nicht nur in großen epischen Dichtungen äußerte sich das Volksempfinden, auch kleinere Lieder geistlichen und weltlichen Inhalts sind bezeugt. Neben Opfergesängen sind Totenklagen, Hochzeitsgesänge, Liebeslieder und Spottliedchen bezeugt.

Darauf zerriß das Christentum die natürliche geistige Entwicklung auf nationaler Grundlage. Da gerade der Gesang der jungen Kirche als ein wichtiges Verbreitungsmittel der neuen Lehre erschien, verfolgte sie mit besonderem Eifer die den neuen Liedern entgegenwirkenden alten Weisen. Ließ noch Karl der Große die alten Gesänge sammeln, so vernichtete sie bereits sein Sohn Ludwig als heidnischen Greuel. Und nun machte die Trennung der Bildung unseres Volkes rasche Fortschritte. Der geistlich-lateinischen Kultur unter den Ottonen folgte die ritterliche, die zu ihrem Ideal ein nicht nur künstliches, sondern oft verkünsteltes Lied erkor. Diesem Minnesang war ein verächtliches Herabschauen auf die „dörperliche" Volksdichtung Gewohnheit. Aber ganz vermochte er ihn doch nicht zu überwinden. Wie schon in früherer Zeit inmitten des lateinischen Kulturackerlandes eine deutsche Wildrose aufblühte, so erstand jetzt unter den Minnesängern selber in dem hochbegabten Neidhart von Reuenthal ein trefflicher Vertreter der volkstümlichen „Dörperweise", der diese in bewußten Gegensatz zur höfischen Sangart stellte. Daneben hatten die verachteten Spielleute das alte Volksgut freilich oft mehr schlecht als recht bewahrt.

Immerhin hätte diese kümmerliche Pflege nimmer dazu ausgereicht, das Volkslied zu erhalten oder gar eine neue Blüte desselben heraufzubringen, wenn nicht das Rittertum mitsamt seiner Bildung schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Verfall geraten wäre. Während in den romanischen Ländern der mittelalterlichen Scholastik der Humanismus unmittelbar folgte, fand dieser in dem für die klassische Welt ganz fremden Boden Deutschlands erst im Laufe des 15. Jahrhunderts Eingang. Die schulmäßige Volksbildung aber wurde erst spät im 16. Jahrhundert auf die neue Grundlage gestellt. In dieser fast zweihundertjährigen Zwischenzeit zwischen zwei wesensfremden Bildungswelten schloß sich das deutsche Volk in allen seinen Schichten nochmals zu einer nationalen Kultur auf gleicher Grundlage zusammen. Und deren dichterisch-musikalische Blüte ist das Volkslied. Vom Ende des 14. bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts liegt demnach die Blütezeit des deutschen Volksliedes. In den drei ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts liegt der Höhepunkt. Die Reformation, die ja eine erneute, nie wieder geheilte Scheidung der Geister herbeiführte, wirkte zunächst durch die Anstachelung aller Gefühlswerte eine Steigerung, die aber bald nachließ. Der Dreißigjährige Krieg begrub dann diese ganze Kultur. Nur mühselig erstand aus dem Schutt die neue deutsche Geisteswelt, die ja gerade in Dichtung und Musik ungeahnte Höhen erreichte. Das Volkslied aber vermochte nicht wieder aufzublühen.

Wir haben oben bereits des rein musikalischen Wertes des Volks-

liedes gedacht und dabei auch die Bedeutung hervorgehoben, die es als Anregung für das künstlerische Schaffen gewonnen hat. Im engeren Sinne hat das Volkslied besonders auf die kontrapunktische Musik eingewirkt. Ambros umschreibt das in folgenden Sätzen: „In der Geschichte der europäisch-abendländischen Musik ist das Volkslied von höchster Wichtigkeit, es bildet neben dem gregorianischen Gesange die zweite Hauptmacht. Es war der unerschöpfliche Hort, dem die größten Meister des Tonsatzes die Melodien entnahmen, welche sie nicht bloß weltlich zu kunstvollen mehrstimmigen Liedern umbildeten, sondern auf welche sie selbst geistliche Tonstücke der größten und ernstesten Art, ganze Messen usw. aufbauten." Und etwas später führt er den Gedanken noch weiter aus. „Es ist kein Zweifel, daß das Herüberholen der frischen, lebendigen Volksweisen in die künstliche Kontrapunktik auf diese außerordentlich wohltätig eingewirkt hat. Es brachte ein volkstümliches Element von unverwüstlicher Lebenskraft, ein Stück Volksleben in diese Sätze, die außerdem nur gar zu leicht tote Rechenexempel geblieben wären ... Hätten die Meister gleich von Hause aus auch ihre Themen frei erfunden, so würden sie dem Volke fremd gegenübergestanden haben; so aber erkannte das Volk in diesen Sätzen sein eigenstes Gut, das die Kunst entlehnt hatte, um es ihm bereichert, veredelt, zu höherem geistigen Leben geweckt wiederzugeben. Der gregorianische Gesang und das Volkslied waren sichere Führer und bewahrten die Kunst vor der Gefahr, sich ins Ziel- und Bodenlose zu verlieren." (Musikgeschichte II, S. 301 u. 315.) Von ähnlicher Art war die Einwirkung auf die Instrumentalmusik.

Ambros hat bei seinen Ausführungen die kunstvollen kontrapunktischen Bearbeitungen vor Augen, für die die Volksliedmelodie den sog. Tenor abgab, um den dann die andern Stimmen ihr üppiges Rankenwerk schlangen. Wir haben dabei zwei Gruppen zu unterscheiden. Im allgemeinen sieht man in diesen Bearbeitungen, bei denen die in der Mitte liegende Melodie hinter den andern Stimmen verschwunden sei, Verballhornungen, durch die die frei gewachsene Melodie auf das Prokrustesbett eines von hundert Regeln bestimmten Kunstsatzes gespannt worden sei. Das trifft in dieser Form glücklicherweise nicht zu.

Man muß bei diesen Bearbeitungen zwei Gruppen unterscheiden. Wenn das Volkslied etwa einer Messe zur Grundlage diente, so war es freilich nur Material in der Hand des Tonsetzers, der damit nach Belieben schaltete. Anders dagegen, wenn das Volkslied als Volkslied mehrstimmig bearbeitet wurde. Hier haben wir die kunstvolle Hausmusik dieser Zeit, die ja so gut wie gar keine Instrumentalmusik hatte. Hier darf man sich nicht an der äußeren Erscheinung der Bearbeitung stoßen. Das ist eben nur Form; sie erscheint starr und gezwungen. Aber sie erblüht zu schöner Gestalt, wenn der Geist sie belebt. Dieser Geist fand seinen Angelpunkt in der ursprünglichen Melodie und hielt an dieser fest. Die übrigen Stimmen mußten sich fügen. Sie verdeckten nicht, sondern hoben durch ihr anderes Wesen die Volksweise. Nur so erklärt sich die unge-

meine Beliebtheit dieser Bearbeitungen, von der die große Zahl der erhaltenen ebenso zeugt wie der Umstand, daß die bedeutendsten Tonsetzer der Zeit sie schufen. Nur gehörte zur Ausführung der technisch oft sehr schweren Bearbeitungen eine hohe Gesangskunst, die heute leider kaum mehr bei Berufssängern anzutreffen ist, während sie zur Blütezeit des Volksliedes weit verbreitet war. Möchte doch in dieser Hinsicht das alte Volkslied noch von Einfluß werden, daß der mehrstimmige Gesang wieder im Hause heimisch würde! Das wäre die schönste Hausmusik; sie wäre überdies in ihrem innersten Wesen volkstümlich.



Neue Bücher und Musikalien.

Raphael Molitor, Deutsche Choralwiegendrucke. Regensburg, Friedrich Pustet. 20 Mk.

Der auf dem Gebiete der Geschichte des Chorals vorzüglich bewanderte Beuroner Benediktiner bietet in diesem „Beitrag zur Geschichte des Chorals und des Notendruckes in Deutschland" eine wertvolle Arbeit, die freilich in erster Linie nur den Fachmann interessiert. Ich möchte fast sagen leider. Denn im Grunde sollte jeder Musikfreund für die Anfänge der Geschichte des Notendrucks Teilnahme hegen. Und gerade diese Choralwiegendrucke sind die ersten Versuche auf diesem Gebiete. Das Werk ist übrigens so glänzend ausgestattet, treffliche Nachbildungen der ältesten Drucke veranschaulichen den Text so deutlich, daß auch der Nichtfachmann, wenn er nur Bücherliebhaber ist, reichlich auf seine Kosten kommt. Der erste Teil des Buches gibt ausgesprochene Geschichte der Notenschrift, indem dargestellt wird, wie sich in Deutschland aus der älteren Neumenschrift die gotische Notenschrift, die sogenannte Hufnagelschrift entwickelte. Die zweite Abteilung gehört der Technik des Notendrucks. Molitor bestätigt hier Riemanns ältere Untersuchungen, wonach der Holzschnitt für den Notendruck nicht früher in Anwendung kam als der Typendruck. Jedenfalls ist bis jetzt noch kein Holzschnitt-Notendruck bekannt geworden, dessen Alter über die Typendrucke hinaufreicht. Aber noch später blieben beide Verfahren für den Notendruck nebeneinander bestehen, während beim Buchdruck der Holzschnittdruck sofort durch den mit beweglichen Typen verdrängt wurde. Aber für die Noten lag der Fall nicht so einfach. Auch die Gutenbergsche Erfindung half zunächst nicht über die große Schwierigkeit hinweg, daß hier die vertikalen Notentypen mit dem horizontalen Liniensystem verbunden werden mußten. Man wählte zwei Wege. Einmal den Doppeldruck, bei dem erst das Liniensystem und darnach auf dieses die Noten gedruckt wurden. Man begreift, daß dieses Druckverfahren sehr hohe Ansprüche an ein peinliches Einpassen stellte. Beim zweiten Verfahren wurde jede Note mit dem zugehörigen Abschnitt des Liniensystems auf eine Type gebracht. Dieses Verfahren ist beim Notendruck innerhalb des Textes eines Buches noch jetzt üblich. Doch waren die Schwierigkeiten bei der mannigfaltigen Gestalt der Choralnoten und der großen Zahl verschiedener Neumengruppen viel größer, als heute. Trotz dieser Hemmnisse zeichnen sich die ältesten Choraldrucke durch eine Sauberkeit und Schönheit aus, die später bis weit ins 18. Jahrhundert nicht wieder erreicht wurden.

Die deutschen Buchdrucker sind an den Erfolgen der ältesten Zeit hervorragend beteiligt. Schon der älteste bekannte Notentypendruck ist das Werk eines Deutschen. Ulrich Han aus Ingolstadt druckte 1476 freilich fern der Heimat in Rom das erste Missale mit beweglichen Typen. Es ist ein Doppeldruck. Die schwarzen Notenköpfe stehen klar auf dem roten Liniensystem. Viele deutsche Meister haben in der Folgezeit in Italien gewirkt. Die bedeutendsten unter ihnen sind Johann Emmerich aus Odenheim und der Kölner Peter Liechtenstein, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Venedig eine sehr fruchtbare Tätigkeit entfaltete.

Für Deutschland selbst kann Molitor über den vermutlich ältesten Notentypendruck zum erstenmal berichten. Er liegt in einem ganz eigenartig gedruckten Graduale vor, das neuerdings in der Tübinger Universitätsbibliothek unter einem Bucheinband entdeckt wurde. Wahrscheinlich reicht die Entstehung dieses Buches bis ins Jahr 1476 hinauf. Damit käme es vor des Würzburgers Jörg Reyser 1481 erschienenes Missale zu stehn. Molitor bespricht noch das Schaffen einer großen Zahl deutscher Drucker und gibt auf schön ausgeführten Tafeln Proben ihrer Arbeit. So bildet das Buch einen sehr dankenswerten Beitrag für die älteste Geschichte unseres Notendrucks. **St.**



Zu unserer Notenbeilage.

Wir bieten einige alte Volkslieder im kunstvollen mehrstimmigen Satze alter Meister als Ergänzung zu unserem Aufsatz „Vom Volksliede“. Ich habe mit Absicht solche kontrapunktischen Sätze gewählt, um damit Beispiele der vornehmen Hausmusik, wie sie aus dem Volksliede erblüht war, zu geben. Die einfachen Volksliedmelodien findet man in zahlreichen Sammlungen, von denen die Böhmeschen in erster Reihe genannt seien. Mit Klavierbegleitung hat Eduard Lassen eine treffliche Sammlung unter dem Titel „Aus des Knaben Wunderhorn“ (Leipzig, Gebr. Hug, 3 Mk.) bearbeitet, die warm empfohlen sei. In unserer Beilage ist die eigentliche Melodie, die im Tenor liegt, durch größere Noten kenntlich gemacht. Ihr allein ist, um nicht zu verwirren, der Text untergelegt. Für die übrigen Stimmen läßt er sich ja leicht ergänzen. Will man die mehrstimmige Ausführung versuchen, so ist sehr wichtig, daß sich alle Mitwirkenden zunächst genau die eigentliche Melodie einprägen. Dabei wird man bald den eigentlichen Rhythmus derselben, der von der Niederschrift abweicht, erkennen. Hat man so die Melodie im Ohr, so trachte man beim mehrstimmigen Gesang, ihr die geistige Führung zu lassen. Dabei wird dann der Umstand, daß der Melodiekörper von anderer innerer Beschaffenheit ist als die umgebenden Stimmen, zu einem wirksamen Kunstmittel, das man, wie Rochus v. Liliencron nachweist, mit Bewußtsein entwickelte. Er führt das in seinem mehrfach erwähnten Werke „Deutsches Leben im Volkslied“ näher aus: „Bei weitem die meisten der Lieder sind nämlich im sogenannten tempus imperfectum gesetzt, in welchem sich die ganze Taktnote in zwei halbe, vier Viertelnoten usw. teilt. Der gesamte Liedkörper erklingt also, um modern zu sprechen, im Viervierteltakt. Betrachtet man nun aber die Melodien, so bemerkt man in zahlreichen Fällen, daß ihr Rhythmus ein anderer ist, ja, daß die Tonsetzer,

wo die ursprüngliche Melodie einen solchen kontrastierenden Rhythmus nicht an sich trug, ihn dennoch herzustellen wußten, bald durch melismatische Dehnungen, bald durch Verschiebungen in der Einfügung, welche dann äußerlich nach modernem Ausdruck als Synkopen aussehen. Wird nun die in solche Lage gebrachte Melodie frei und kräftig als Tonreihe von selbständigem Rhythmus gesungen, dann hebt sie sich in höchst reizvoller Weise von ihrer Umgebung ab. Es heißt die Sache geradezu auf den Kopf stellen, wenn man sagt: es seien hier allerlei Rhythmen gewaltsam in einen abstrakten Viervierteltakt eingezwängt: sie sind umgekehrt mit berechneter Kunst dem Viervierteltakt enthoben, um frei als Melodie über ihm zu schweben. Die begleitenden Stimmen bilden einen arabeskenartigen Hintergrund, der wie auf einem Teppich in gleichgemessene Felder verteilt ist: die Melodie steht darauf, wie ein individuell geformtes Bild."

Noch sei bemerkt, daß man sich durch die Aufzeichnung in halben Noten nicht zu einem schleppenden Tempo verleiten lassen darf. Wenn man statt halber Viertelnoten liest, wird man dem Richtigen nahekommen. Unter den mehrstimmigen Sätzen stammt „Im Mai" von G. Othmayr, „Abschied" von Thomas Stoltzer. Beide Sätze stehen in der berühmtesten Volksliedersammlung, die Georg Forster unter dem Titel „Ein außzug guter alter und newer Teutscher Liedlein" in fünf Bänden zu Nürnberg 1539 bis 1556 herausgab. Ebendort steht der fünfstimmige Satz von „Verscheucht" und ist dem 1539 verstorbenen Noel Balduin zugeschrieben. „Hüt' du dich" ist dagegen Berg und Neubers 1550 zu Nürnberg erschienenen Liedersammlung entnommen. Der Umstand, daß der als Sammler so hervorragende Forster von Beruf Arzt war, zeigt, daß damals die Dilettanten echte Liebhaber waren und es mit ihrer Kunst ernst nahmen.



Hans Thoma.

Zu unsern Kunstbeilagen.

„Der, in Nacheiferung der alten großen Meister, in neuen bildnerischen Formen der deutschen Seele Ausdruck verlieh, der das innere Wesen des Menschen und der Natur mit der eingeborenen Kraft des Genies aus einer sicheren Weltanschauung und tiefer, echter Frömmigkeit erfassend, sich von der hehren Phantasie der Seher und Dichter erfüllt zeigt und die ewige Idee, die unter der Mannigfaltigkeit irdischen Geschehens sich birgt, offenbart und verherrlicht." Es sind gar große und stolze Worte, mit denen die Heidelberger Universität vor etwa einem Jahre es begründete, daß sie Hans Thoma zu ihrem Ehrendoktor ernannte. Aber das schönste an diesen Sätzen ist doch, daß sie wahr sind, daß sie auch nach den Festtagen vor der ruhigen Betrachtung des Historikers standhalten. Der Künder der deutschen Seele, des Wesens der Menschen, des innersten Lebens der Natur. Ein Mann voll reichster, schöpferischer Phantasie; ein Schauer ewiger Werte, ein Seher des Großen und Ewigen im Kleinen und Vergänglichen. Das ist in der Tat Thoma, den heute

das deutsche Volk ehrt und bewundert, den jeder von ganzem Herzen liebt, der seine Werke kennt.

Wie er das geworden, wollen wir mit den Worten sagen, mit denen der Meister an seinem sechzigsten Geburtstage auf seinen Werdegang zurücksah. „Die Natur hat mir gute Augen zum Sehen und Schauen mitgegeben, von den Eltern erbte ich Ausdauer im Arbeiten und Geduld, das große Erbgut der Armen, wenn sie es richtig zu gebrauchen lernen; als besonderes Muttererbe wurde mir ein reicher Schatz von Phantasie und Poesie in den einfachen Grundformen, wie sie noch im Volke lebt — meine künstlerische Erziehung ward geradezu glänzend, die Dorfschule mit ihren Anforderungen war mir leicht und ließ mir viel Zeit, all das Licht und die Farben zu sehen, welche der Wechsel der Tageszeiten hervorbringt. Was hatte ich für Zeit, in die Wolken zu schauen, von den Höhen ins Tal hinunter und hinauf zu den Bergen, wo die Schatten mitzogen — das alles sah ich so deutlich, noch lange vorher, ehe ich daran denken konnte, solche Sachen zu malen. Diese Vorschule des Sehens dauerte bis in mein zwanzigstes Jahr, dann erst kam ich in die Kunstakademie, und nachher quälte ich mich jahrelang, Geschautes mit Erlerntem zu vereinigen. Dem mir gewordenen Erbe und dieser günstigen Erziehung nach müßten meine Bilder so sonnenklar gut sein, daß niemals ein Zweifel hätte auftauchen können darüber, daß sie dies nicht seien — und so stehe ich den Freunden, die so freundlich gut meinen sechzigsten Geburtstag feiern, etwas verlegen gegenüber. — Aber es ist ja doch die Liebe zur Kunst, die wir alle gemeinsam haben, das Suchen nach ihrem reinen und vollen Ausdruck, das uns allen angelegen ist, welche uns heute vereinigt und welche mir Ihre so freundliche Teilnahme eingetragen hat — Ihre Teilnahme, für die ich Ihnen allen herzlich danke. Da wir Deutsche sind, freuen wir uns auch, wenn wir an der Kunst Spuren von dem finden, was wir als unser Eigenstes erkennen, und die Kunst kann sehr gut eine Antwort sein auf die Frage: Was ist deutsch? Sie kann ebensogut wie die Sprache ein Band unsrer Gemeinsamkeit sein, wenn auch nicht des Denkens, so doch unseres Fühlens. Für uns Deutsche wird die Kunst nie lange Zeit bloß eine Prunk- und Luxussache sein können — wir werden immer wieder suchen müssen, sie zu einer Herzenssache zu machen — mag sie dadurch auch zeitweise kleinlich werden, wir brauchen keine Angst zu haben, daß sie dies auch bleiben wird. Die deutschen Herzen können auch in der Kunst hoch schlagen und aus ihnen kann erst recht der innerlich gegründete und gefestigte Prachtbau großer Kunst hervorwachsen."

Ich habe um so lieber Thomas eigene Worte gebraucht, weil sie uns nicht nur gut sagen, wie er geworden, sondern überdies den edlen Menschen näherrücken und seine hohe Auffassung von Kunst und Deutschtum künden. Und wenn er in der gleichen Geburtstagsrede es ablehnte, gefeiert zu werden, wegen seiner sechzig Jahre, in denen er sich „im ganzen bürgerlich anständig betragen und meist zu seinem eigenen Vergnügen gemalt habe", — wenn er, des weiteren meinte, er habe „dem Erbteil gegenüber, welches ihm vor sechzig Jahren auf die Welt mitgegeben wurde, als er im Bernauer Tal in der Wiege lag, lange nicht genug geleistet", so zeigen auch diese Worte den wahrhaft großen Mann: stolz auf seine Berufung, bescheiden gegenüber dem, was er geleistet.

Aus allen diesen Worten spricht dieselbe stille Heiterkeit, dieselbe ruhige Festigkeit, der gleiche männliche Ernst, wie aus Thomas Bildern. Es fehlt

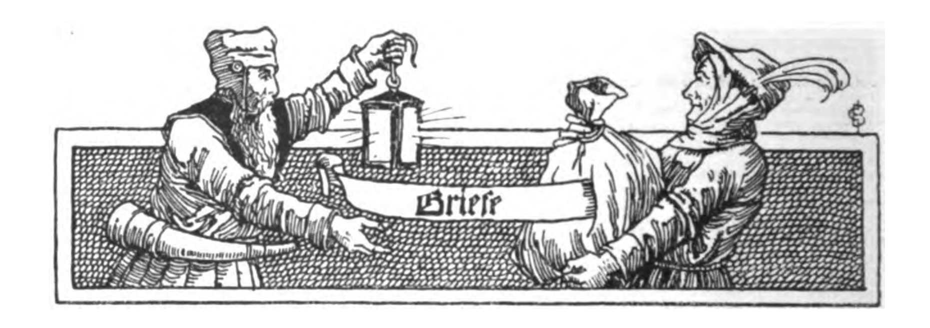
alles Aufdringliche, Herausfordernde, Lärmende. Mit keinem Worte ist von Kampf die Rede. In der Tat fehlt in Thomas Leben jenes innere Kämpfen, das uns vom Werdegang eines neuen Künstlers fast untrennbar erscheint. Er hat nicht gezweifelt, nicht um Ideale gerungen, nicht um den Ausdruck dessen gekämpft, was ihn innerlich erfüllte: er ist einfach geworden. Vielleicht hat sich kein zweiter Künstler so harmonisch entwickelt wie er. Nicht daß es ihm an äußeren Widersachern fehlte; er stammt aus armen Verhältnissen und hat für seine Kunst jene Not gelitten, die kaum einem unserer Großen erspart geblieben ist. Schon die Tatsache, daß er erst als Fünfzigjähriger für die weitere Öffentlichkeit entdeckt wurde, sagt davon genug. Aber das hat ihn nie beirrt, nie gestört. Ebensowenig fochten ihn die heftigen theoretischen Kunstkämpfe seiner Zeit an. „Kunstreformer zu sein", sagt er selbst, „fiel mir nie ein. Dazu fehlte mir eine Theorie, und ohne die geht es nicht! Ich wollte ja nur malen, weil ich die Meinung habe, daß noch gar viele schöne Bilder in der Menschenseele schlummern, die noch nie gemalt worden sind." So hat er denn gemalt aus innerem Zwang, aus Lebensnotwendigkeit heraus, so wie Goethe es vom Dichter rühmte: „singen wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet."

Freilich, daß einer eine solche Entwicklung erfährt, dazu muß er ein ganz besonderer sein. Er muß Kind und Mann sein zugleich; ein unermüdlicher Arbeiter und doch nie ein Arbeitssklave, oder gar ein Verdiener. Und festgefügt muß er sein, daß er keiner Lockung nachgebe, und keiner Drohung weiche. Er muß unbeirrt den Weg gehen, den er als den rechten erkannt hat. Das hat Thoma getan, vom alemannischen Schwarzwalddörfchen Bernau aus, wo er am 2. Oktober 1839 geboren ist, an die Karlsruher Kunstschule (1859), wo er bei Schirmer lernte, über Düsseldorf nach Paris (1868), wo Courbet ihm fürs Technische von hohem Werte wurde. Dann war er wieder in Karlsruhe und München; hier fand sich zuerst ein Kreis Verstehender, von wo ihn ein Freund nach Frankfurt zog, wo er von 1877—1899 Jahre reichen Schaffens erlebte. Dann folgte er dem Rufe des badischen Großherzogs als Galeriedirektor und Professor nach Karlsruhe, wo er seither eine gesegnete Lehrtätigkeit ausübt.

An 300 Gemälde, über 100 Lithographien, überdies Radierungen und mancherlei Buchschmuck hat der unermüdliche Meister seither geschaffen. Nicht alles ist bei dieser Fülle gleich vollendet, jedes aber ist ein treuer Ausdruck von Thomas scharf geprägter Persönlichkeit. Und wieder hören wir seine Worte: „Ja, wenn sich die Kunst so recht in ihrer Erhabenheit würde zeigen können, so wäre der Friede auf der Welt hergestellt, aber sie ist ja auch nur menschlich, Schwächen mischen sich ein — Verzeichnungen und dergleichen mehr. Aber auch mit der kleinen Abschlagszahlung, die die Kunst uns bietet zu einer Erhebung in reinere Höhen, in friedlichere Tiefen dürfen wir zufrieden sein — und so begrüßen wir sie gern, wo sie uns nur etwas von ihrer Hoheit offenbart. Die Kunst steht über den Gegensätzen, welche der Kampf ums Dasein geschaffen hat — ein friedliches Element — und so lieben wir das kindliche Spiel, aus dem sie hervorwächst."

Zu dieser friedlich-harmonischen Kunst haben nur wenige so viel beigetragen, wie Thoma. Nun ist er fünfundsechzig, aber unermüdlich schafft er in voller Kraft weiter an seinem edlen Werke. Wir wissen und fühlen, daß dieses dauern wird für alle Zeiten. K. St.





Zum neuen Türmerjahre!

Allen den Freunden und Freundinnen, die dem Türmer auch im vollendeten sechsten Lebensjahre, trotz mancher Verfeindungsversuche, treu zur Seite gestanden und ihm mit derselben alten Treue nun in das neue folgen, drückt er hiemit im Geiste mit warmem Danke die Hand. Nicht ohne innere Bewegung! Denn so wenig auch jene „Versuche“ ihn von der Bahn, die er sich von Anfang an gewiesen, abzudrängen vermochten, so sehr hat ihn doch das Bewußtsein erquickt und erhoben, daß so viele der Besten, Männer und Frauen, unseres deutschen Volkes ihm unbeirrt ihr Vertrauen bewahrten. In manchem stärkenden Wort ist ihm das bezeugt worden, mehr noch durch die Tat. Mit ungelichteten, ja mit verstärkten Reihen hat er die Pforte seines sechsten Jahrganges hinter sich schließen dürfen —: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag“!

Nun denn mit Gott ins neue Türmerjahr! Zu neuer Arbeit im alten Geiste: tüchtiges Tagewerk — feiernder Abendfriede! Kreuz, Rose, Schwert!

Der Türmer.

H. L., B. — K. O., H. — E. R., D. b. G. — F. H. A. S., B. — Dr. Z., K. i. O. (H.-D.) — Ch. K., Z. — A. R., P. — J. F., M. T. (Schw.) — W. F., B. (W.). — H. S., W. O. v. A. — K. S., W. — J. H. W. D. — K. H., S. b. R. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im Türmer leider nicht geeignet.

D. v. D., H. „Von Andersens Grab“ mit bestem Danke akzeptiert.

G. Grf. S., Kl. M.-H. In der Stimmung manches gut, in der Form noch nicht ausgereift. „Heimfahrt“ wäre beinahe in Betracht gekommen.

W. G., W. a. O. Einen sonderlich eigenen Ton verraten die vorgelegten Proben nicht.

R. H., P. G. (Bras.) Die Antwort im Juniheft bezieht sich nicht auf Sie. Doch dürfte sie in bezug auf einige Ihrer Einsendungen in ähnlichem Sinne ausfallen.

E. R. Besten Dank für den freundl. Kartengruß! Wie Sie sehen, wurde Ihr Wunsch in bezug auf die Notenbeilage erfüllt.

J. K., H.-G. (Rh.) Es ist viel Innigkeit in den Gedichten. Aber es fehlt ihnen noch die festgefügte, künstlerisch durchgeführte Form. Für Ihren warmherzigen Brief Dank und Gruß!

D. K., B. Sie schreiben: „In Heft 10 (‚Umsturz von oben‘) treten Sie ein für Erhaltung des geheimen Wahlrechts ... Wer noch gar keine Ansicht über diesen Punkt hatte, muß schon, nachdem er Ihre Abhandlung in Heft 10 gelesen hat, überzeugt sein, daß es bereits not tut, das Geheime an den Wahlen zu beseitigen. Die wunderbare Haltung Bismarcks in dieser Frage kann man nicht deuteln; die Probe ist jetzt gemacht. Ich konstatiere, daß die deutschen Arbeiter das Geheime an der Wahl nicht mehr nötig haben (? D. T.); ich denke, die Feigheit ist nicht mehr so groß. Es ist geradezu ein Unsinn bei dem strengen Verbot der Beeinflussung, auch noch das Geheime zu pflegen. Dadurch erzieht man sicher keine starken, ehrlichen Charaktere, die wir so gerne echte deutsche nennen. Auch um die Machenschaften bei Wahlen zu vermindern, muß das Geheime wegfallen. Frei und offen hat mehr Segen, wie frei und geheim! In dem Worte ‚geheim‘ liegt Bosheit und Tücke. Es paßt auf die Begründer des Geheimen Wahlrechts das Sprichwort: ‚Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst herein.‘ Es ist an uns, diese Grube wieder einzuebnen; und ich kann es nur als Übereifer bezeichnen, daß der sonst so beliebte Türmer sich selbst in diesem Punkte nicht gerecht geworden ist.“ — Antwort: Daß

die geheime Wahl einer menschlichen Schwäche ihr Dasein verdankt und Rechnung trägt, ist eine Tatsache, die auch der T. weder verkannt, noch bestritten hat. Aber sie teilt diese beschämende Eigenschaft mit unzähligen anderen staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, die alle mehr oder weniger auf die Unvollkommenheit menschlicher Natur und menschlicher Zustände zugeschnitten sind. Diese Natur und diese Zustände aber sind für den Gesetzgeber unabänderliche Voraussetzungen, mit denen er rechnen muß. Er hat es nicht mit Menschen und Zuständen zu tun, wie sie sein sollten, sondern wie sie nach dem jeweiligen Stande der sittlichen und sozialen Kultur in Wirklichkeit sind. Die Menschen innerlich zum Guten zu erziehen, ist nicht seines Amtes, oder doch nur insoweit, als es im Rahmen der ihm nur zur Verfügung stehenden äußerlichen Mittel liegt. Also: indem er den einen in der Ausübung seiner menschlichen und bürgerlichen Rechte schützt und den andern, der ihm darin zu nahe tritt, bestraft. Hier handelt es sich um das menschliche und bürgerliche Recht jedes mündigen deutschen Staatsangehörigen, seine Stimme nach eigener, freier Überzeugung abgeben zu dürfen, ohne darum irgendwelche materielle oder gesellschaftliche Schädigung befürchten zu müssen. Die Bestimmung der geheimen Wahl ist also nichts anderes als der gesetzliche Schutz eines durch die Verfassung verbürgten Rechtes. Und wenn der Gesetzgeber von dem einzig sachlichen Zwecke geleitet wird, daß ein von ihm gewährtes Recht auch so unverkürzt als möglich den Beteiligten zugute kommen soll, so muß er denen, die ein Interesse an der Verkürzung dieses Rechtes haben, einen Riegel vorschieben, und das geschieht durch die geheime Wahl. Der Staat an sich hat aber auch ein vitales Interesse, die unverfälschte politische Überzeugung seiner Bürger und damit die politischen Machtverhältnisse in seinem Bereiche kennen zu lernen. — Wollte die Gesetzgebung von den menschlichen Schwächen gänzlich absehen, so müßte sie sich ja selbst das Todesurteil sprechen und müßte zunächst das gesamte Strafgesetzbuch aufgehoben werden. Denn — nicht wahr? — es ist doch auch „Feigheit“, wenn jemand das Gute oder Böse, das er sonst unterließe oder täte, nur deshalb tut oder unterläßt, weil er einerseits die Schutzlosigkeit, andererseits die Strafe fürchtet. — Der Gesetzgeber hat nur die rechtlichen Folgen aus den gegebenen sittlichen und sozialen Zuständen und Handlungen zu ziehen, er hat es an sich mit Mängeln und Übeln zu tun, denn wenn die Menschen vollkommen wären, brauchten sie überhaupt keine Gesetze. Er hat also auch immer zwischen Übeln zu wählen und wird naturgemäß das geringere wählen. Nur die Anspannung der in der Nation vorhandenen sittlichen Kräfte und Machtfaktoren, als da sind Kirche, Schule, Presse usw., kann ein Volk seinen Idealen näherführen und es innerlich befreien. Sorgen wir in diesem Falle ein jeder an seinem Teile, daß auf der einen Seite der Mut zur freien Meinung erstarke, auf der andern aber der dagegen ausgeübte Druck eingestellt werde, dann wird mit solchen Erfolgen dereinst vielleicht auch der Gesetzgeber als mit gegebenen Größen rechnen dürfen. Auf sittliche Postulate aber, deren Erfüllung vorläufig noch in blauer Ferne liegt, kann kein Staat seine Einrichtungen gründen. Da es sich eben nur um die Wahl zwischen Übeln handelt, so würde das geringere nur durch das größere abgelöst werden. Auch der schlimmsten Wahrheit ins Gesicht sehen, das heißt doch wahrlich nicht, der Feigheit Vorschub leisten. Nichts rächt sich schwerer, als noch so schöne Selbsttäuschung. Und nun herzlichen Dank für Ihre freundliche Anteilnahme!

Th. B., B. So gern auch der T. sich durch gute Gründe überzeugen läßt, so wenig kann er als solche die der Verteidiger Mirbachs gelten lassen. Es handelt sich für den T. — das sei auch hier nochmals betont — nicht um eine Person, sondern um eine Sache, eine zeitgeschichtliche Erscheinung: um den Geist, der aus der ganzen Affäre befremdend zutage tritt und gerade in christlichen Kreisen auf das peinlichste — überrascht hat. Daß bei den Angriffen auch mancher Klatsch und manche Übertreibung mit untergelaufen sind, — welcher auch schärfste Kritiker auf christlicher Seite wollte das leugnen? Doch sind das wirklich mehr als Nebensächlichkeiten? Kommt es etwa darauf an, ob z. B. jene gewisse „Dame“ den Luisenorden oder — eine andere Auszeichnung erhalten hat? Sie sagen: „Es gibt kein System Mirbach.“ Das ist doch — verzeihen Sie! — nur ein Spiel mit Worten, und schließlich will doch jedes Kind seinen Namen haben. Daß eine ganze Reihe unwiderlegter Tatsachen vorliegt, die alle aus einem Prinzip hervorgegangen sind, sich also in ihrer Wiederholung als ein „System“ darstellen, kann doch mit gutem Gewissen nicht bestritten werden. Und dieses Prinzip — muß es nochmals genannt werden? Es ist doch kein anderes als: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Dieses Bündnis mit zweifelhaft erworbenem Mammon, dieses so sehr moderne und so wenig dem Geiste echten Christentums verwandte Jagen nach äußerem Glanz und Erfolg auf Kosten der Innerlichkeit, der wahren christlichen Gemütswerte, könnte auch eine geschicktere Verteidigung, als sie der bösen Sache zuteil geworden ist, nicht fortdisputieren. — Nichts für ungut. Niemand kann gegen seine Überzeugung. Und der T. kämpft gerade hier für eine Überzeugung, die ihm unantastbar hoch steht. Ergebensten Gruß!

Cl. H., Dom. W. a. H. Die Gerichtsverhandlung hat jedenfalls stattgefunden, die Mißhandlungen sind durch das Gericht festgestellt worden. Wie nun aber die Tatsache, die Sie in Ihrem w. Schreiben feststellen, sich mit der Ortsangabe vereinigen läßt, müssen wir erst zu ermitteln suchen. Wir behalten uns also vor, Ihrem Wunsche in einem späteren Hefte gerecht zu werden.

P., M.-G., u. A. Der T. muß noch um ein wenig Geduld bitten, weil sonst der Setzer, der Tyrann, ungeduldig wird!

Bernhard Schuster, Berlin S.O. 36, Elsenstraße 40 II, wünscht ein tadelloses Exemplar des 5. Jahrgangs des Türmers (zwei Originalleinenbände) zu verkaufen.

Dringende Bitte. Der deutsche Hilfsverein für entlassene Gefangene, der sich zur Aufgabe macht, „die Tätigkeit der örtlichen Fürsorgevereine für Entlassene in besonders gearteten Fällen, für welche die Hilfe jener Vereine nicht ausreicht, zu ergänzen", — bittet dringend um Gewährung von bescheidenen Stellungen für Leute, die einmal eine Freiheitsstrafe verbüßt und den ernsten Willen haben, vergangenes Unrecht gut zu machen und sich redlich wieder emporzuarbeiten. Die Erfahrung lehrt, daß die Notlage solcher Leute, namentlich wenn sie gebildeteren Ständen angehören, eine ganz außerordentliche ist, und daß viele auf den Weg des Verbrechens zurückgetrieben werden, weil sie nirgends einen Menschen finden, der sich ihrer warmherzig annimmt und ihnen noch einmal Vertrauen schenkt. Der deutsche Hilfsverein, dem sich schon über 300 Fürsorgevereine aus allen Teilen Deutschlands angeschlossen haben, erprobt die Gesinnung derer, die sich in ihrer Not an ihn wenden, zunächst durch eine mehrmonatige Übergangszeit in besonders hierfür geschaffenen Familienheimen, in denen sie eine Heimat finden und für das Leben in der Freiheit wieder tauglich gemacht werden. Erst wenn sie sich während dieser Zeit gut bewährt haben und dadurch berechtigte Hoffnung auf dauernde Umkehr bieten, sucht der deutsche Hilfsverein ihnen durch seine Empfehlungen die Möglichkeit zur Begründung einer selbständigen Existenz zu verschaffen. Es ergeht darum an alle Menschenfreunde die ernste und dringende Bitte, zu diesem Rettungswerke hilfreiche Hand zu bieten und solchen Leuten eine — wenn auch noch so bescheidene — Stellung zu gewähren, durch die sie imstande sind, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen und wieder brauchbare Glieder der Gemeinschaft zu werden. Alle, die bereit sind, in diesem Sinne tatkräftig zur Beseitigung eines überaus ernsten sozialen Notstandes mitzuhelfen, werden gebeten, sich freundlichst in Verbindung setzen zu wollen mit Dr. phil. H. Seyfarth, Pastor am Hamburger Zentralgefängnis, Geschäftsleiter des deutschen Hilfsvereins für entlassene Gefangene, Hamburg-Fuhlsbüttel.

Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T.**, beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße** 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den „**Briefen**" des „**Türmers**" beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens** sechs **bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten**, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ○ ○ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen). ○ ○ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ○ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



VII. Jahrg. October 1904. Heft 1.

Altdeutsche Liebeslieder.
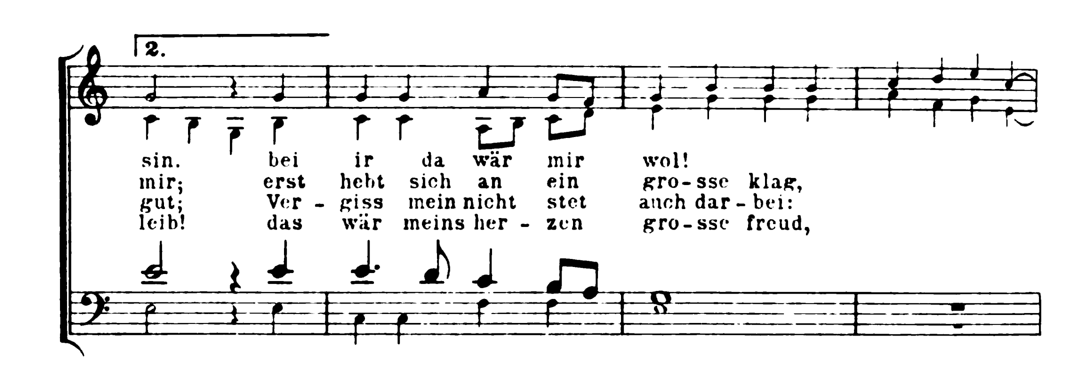


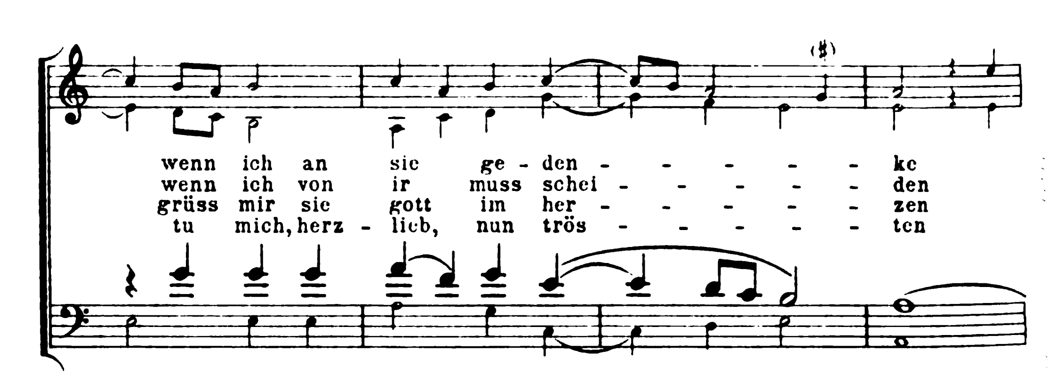
Volkslieder in kunstvoller Satzweise berühmter alter Meister.
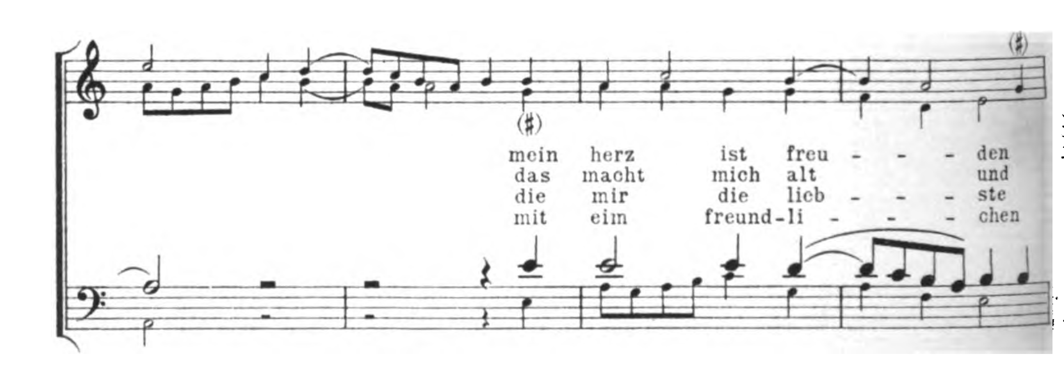
Im Mai.

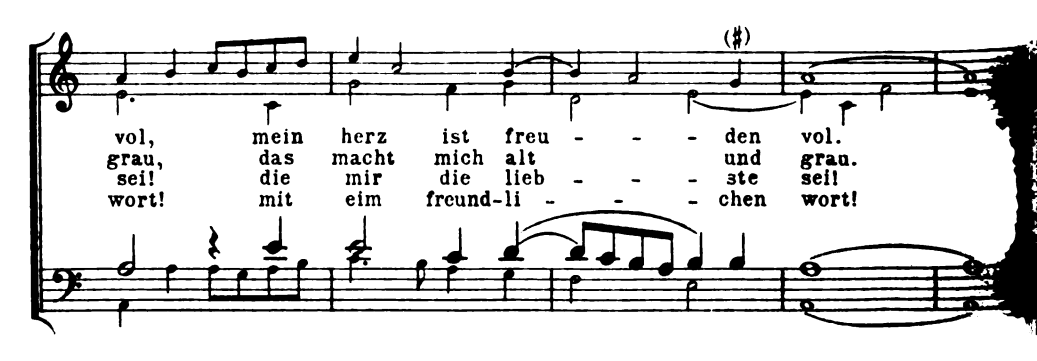
1. Wie schön blüt uns der mei - - - - - e, der som - mer fert da - hin!
mir ist ein feins jung - freu - - - - - lein ge - fal - len in den
2. Wenn ich des nachts will schla - - - - - fen kumt mir mein feins lieb für,
und wenn ich dann er - wa - - - - - che so find ich nichts bei
3. Ein blüm - lein auf der hei - - - - - den mit na - men Wol - - - - ge - mut
lass uns der lieb gott wach - - - - - sen, ist uns für trau - - - - ren
4. Wolt gott, ich solt ir wün - - - - - schen zwo ro - sen auf ei - - - nem zweig!
ach gott, solt ich sie we - - - - - cken mit mei - nem stol - - - - zen

1.
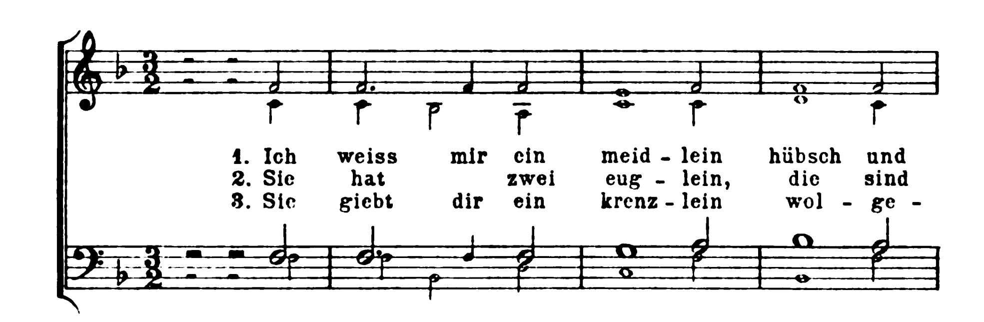

2.
sin. bei ir da wär mir wol!
mir; erst hebt sich an ein gro-sse klag,
gut; Ver-giss mein nicht stet auch dar-bei:
leib! das wär meins her-zen gro-sse freud,


(♯)
wenn ich an sie ge-den - - - - - - ke
wenn ich von ir muss schei - - - - - - den
grüss mir sie gott im her - - - - - - zen
tu mich, herz-lieb, nun trös - - - - - - ten
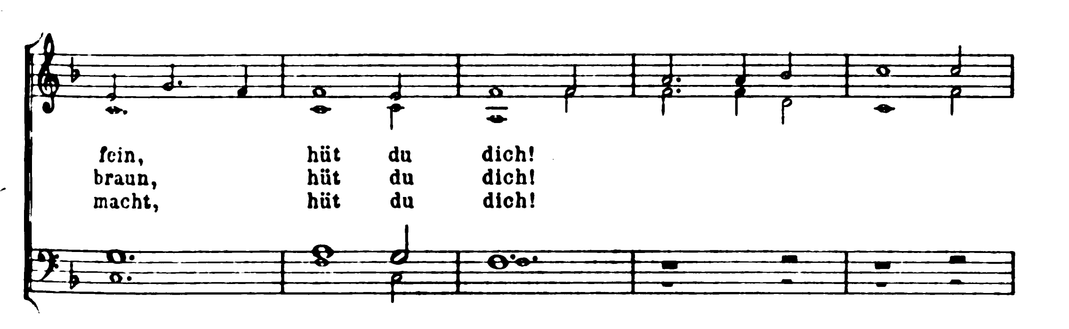

(♯)
(♯)
mein herz ist freu - - - den
das macht mich alt und
die mir die lieb - - - ste
mit eim freund-li - - - chen


(♯)
vol, mein herz ist freu - - - den vol.
grau, das macht mich alt und grau.
sei! die mir die lieb - - - ste sei!
wort! mit eim freund-li - - - chen wort!
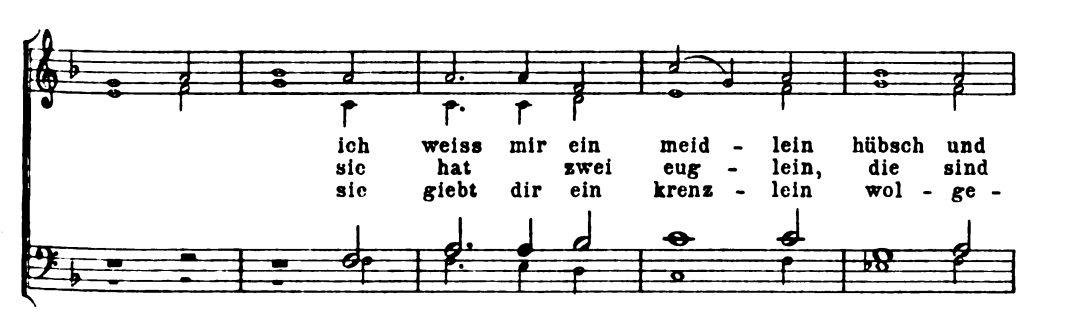
Hüt' du dich!
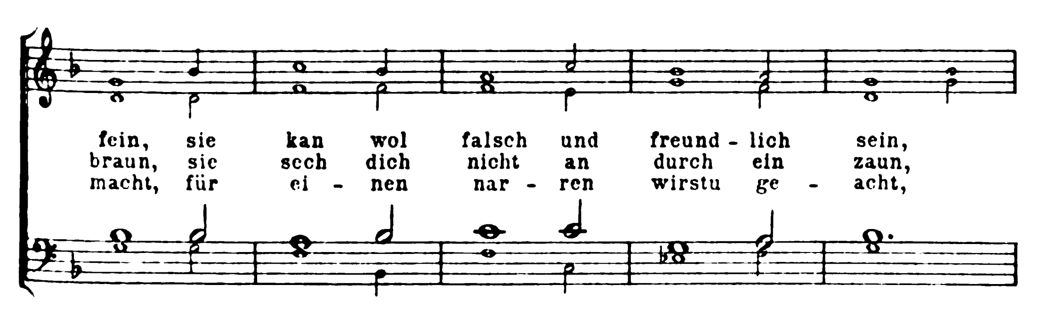


1. Ich weiss mir ein meid - lein hübsch und
2. Sie hat zwei eug - lein, die sind
3. Sie giebt dir ein krenz - lein wol - ge -



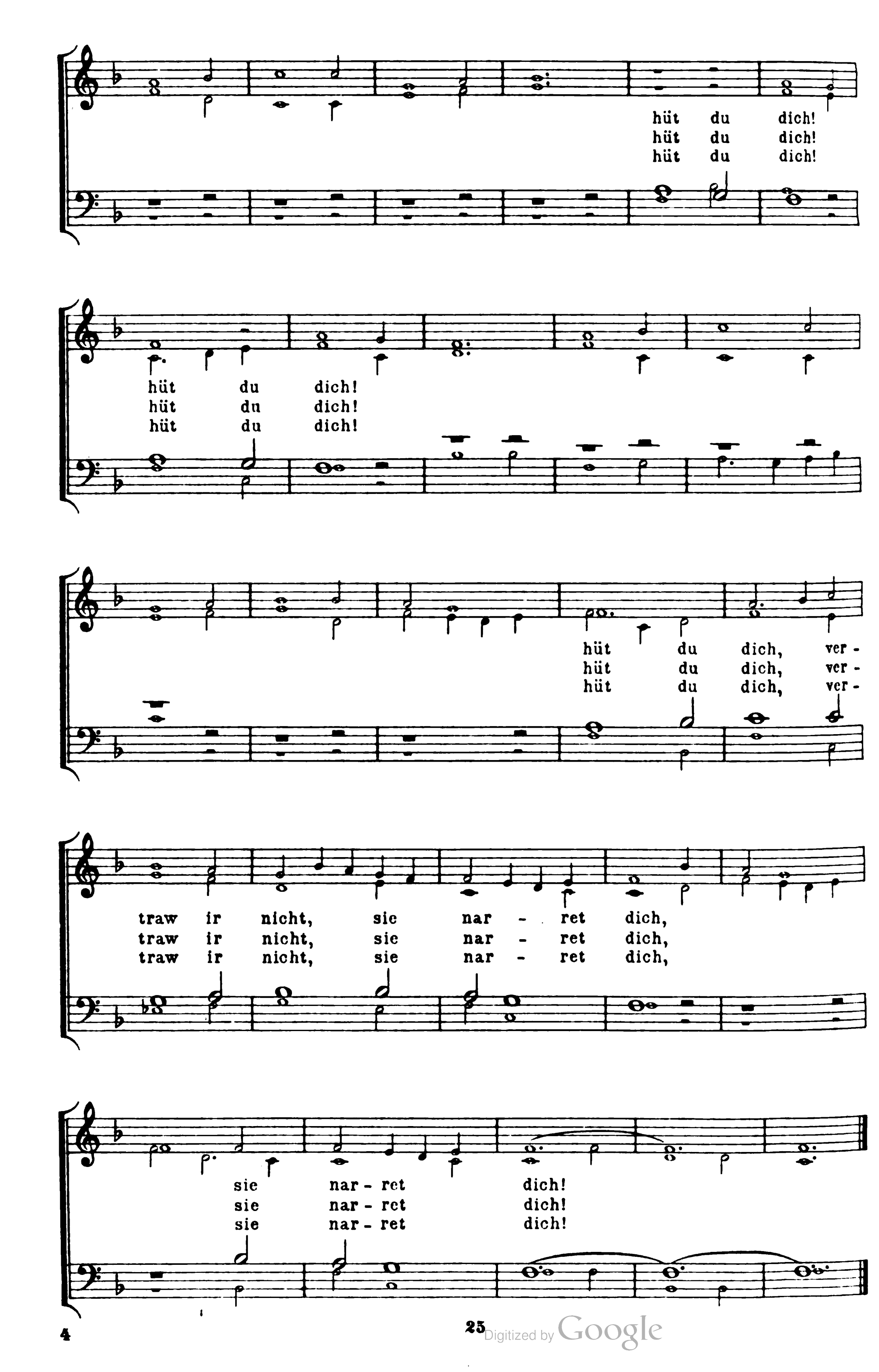
fein, hüt du dich!
braun, hüt du dich!
macht, hüt du dich!
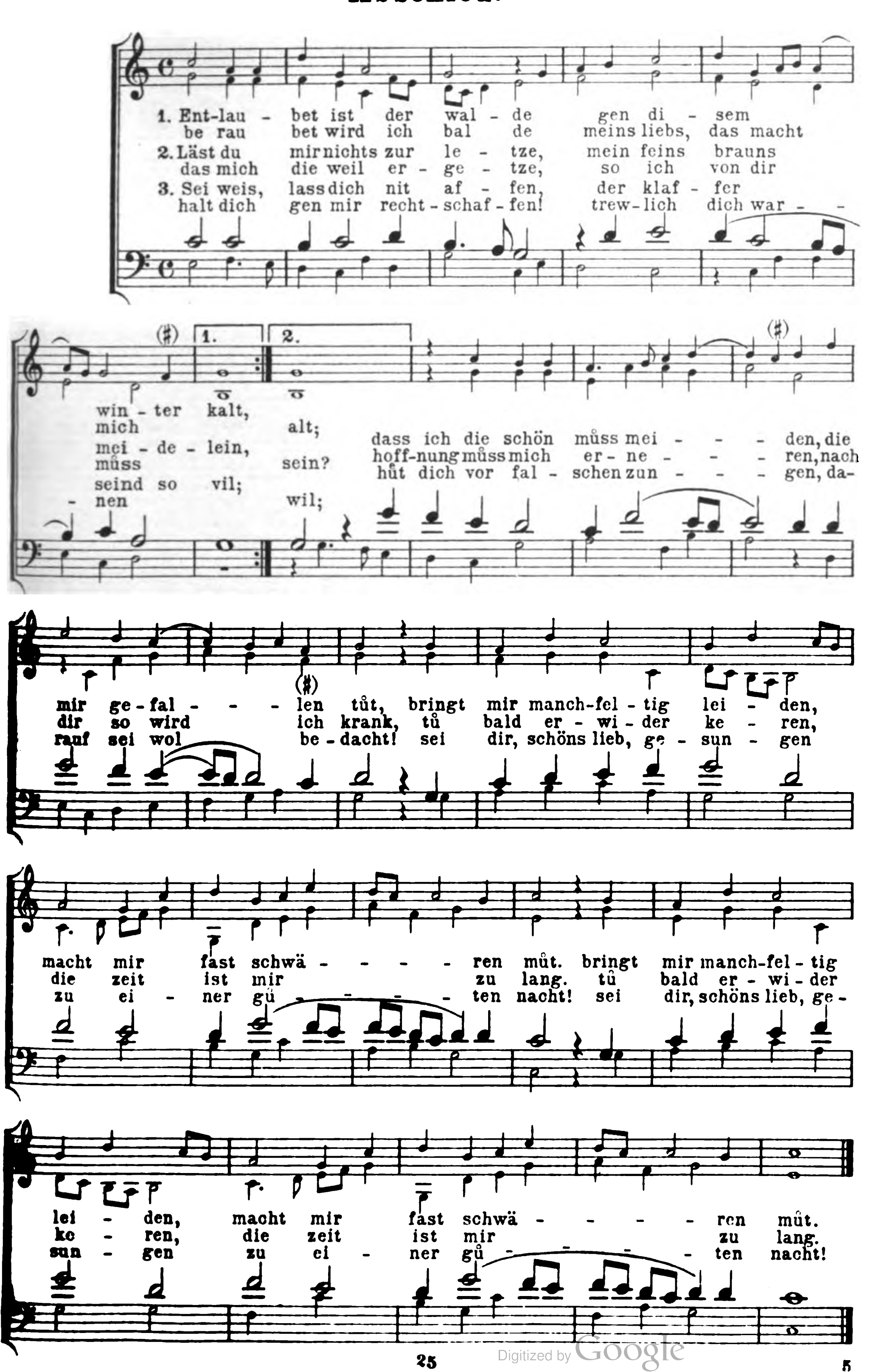


ich weiss mir ein meid - lein hübsch und
sie hat zwei eug - lein, die sind
sie giebt dir ein krenz - lein wol - ge -



fein, sie kan wol falsch und freund - lich sein,
braun, sie sech dich nicht an durch ein zaun,
macht, für ei - nen nar - ren wirstu ge - acht,
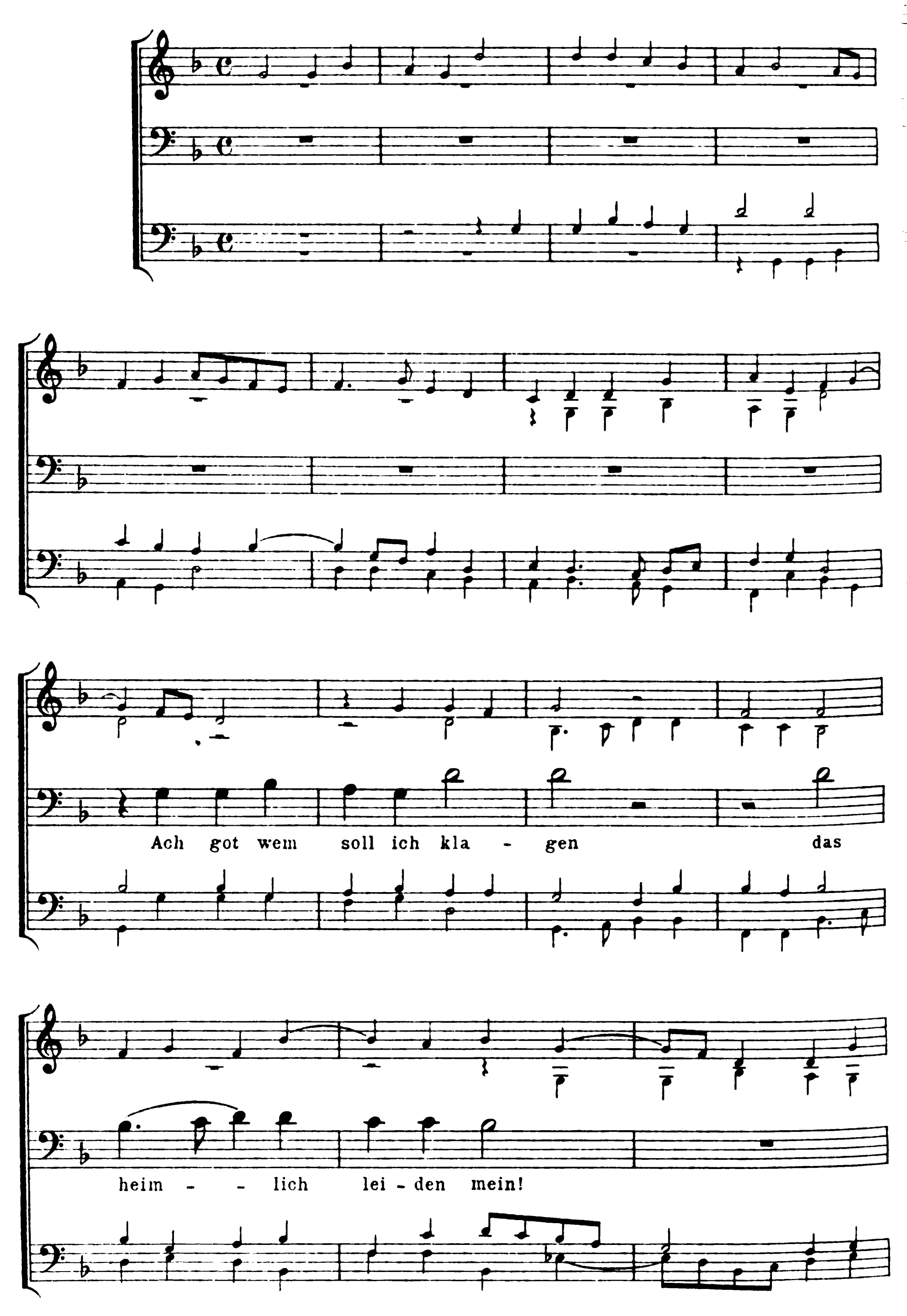

hüt du dich!
hüt du dich!
hüt du dich!
hüt du dich!
hüt du dich!
hüt du dich!
hüt du dich, ver-
hüt du dich, ver-
hüt du dich, ver-
traw ir nicht, sie nar - ret dich,
traw ir nicht, sie nar - ret dich,
traw ir nicht, sie nar - ret dich,
sie nar - ret dich!
sie nar - ret dich!
sie nar - ret dich!
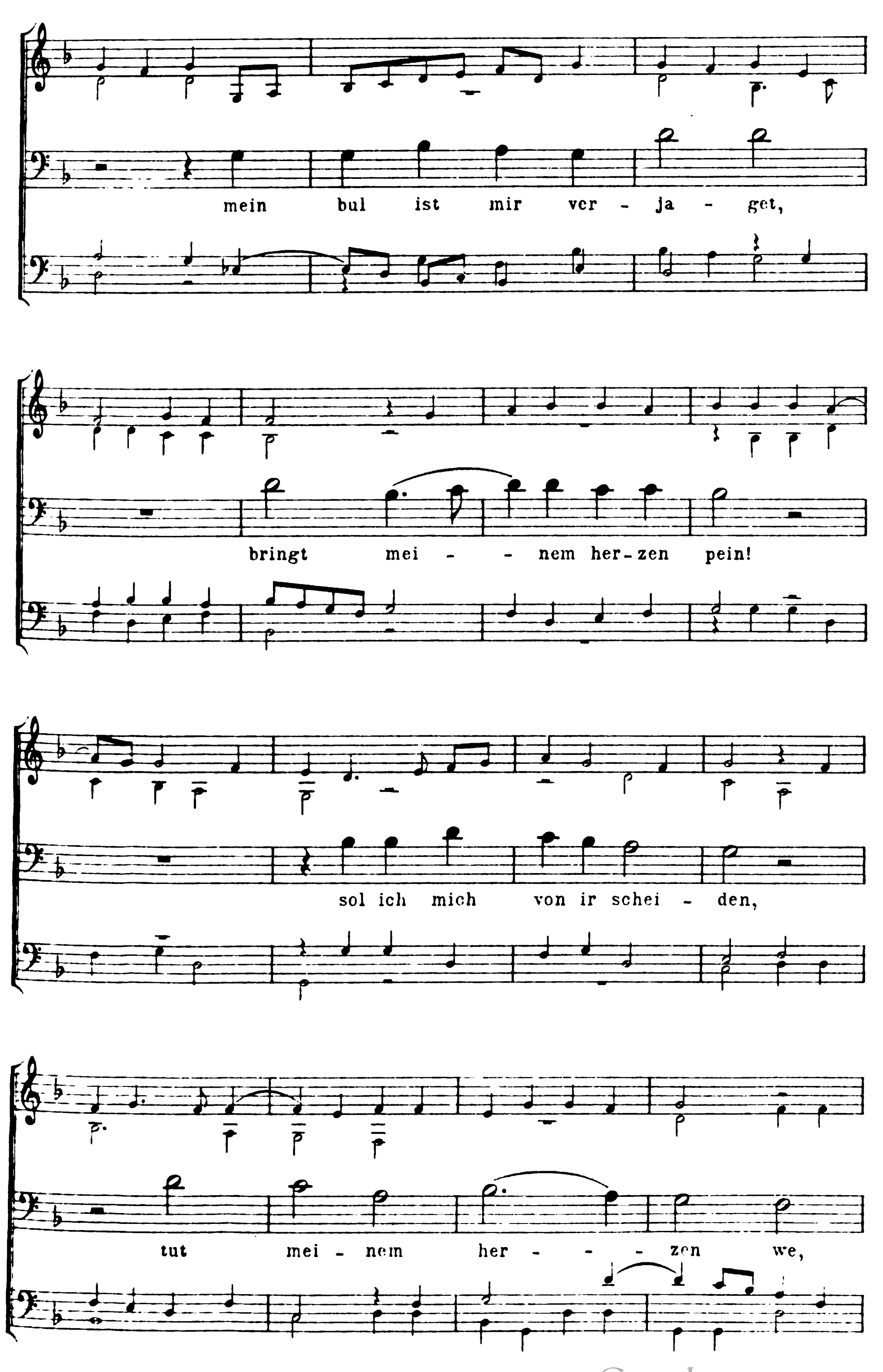
Abschied.
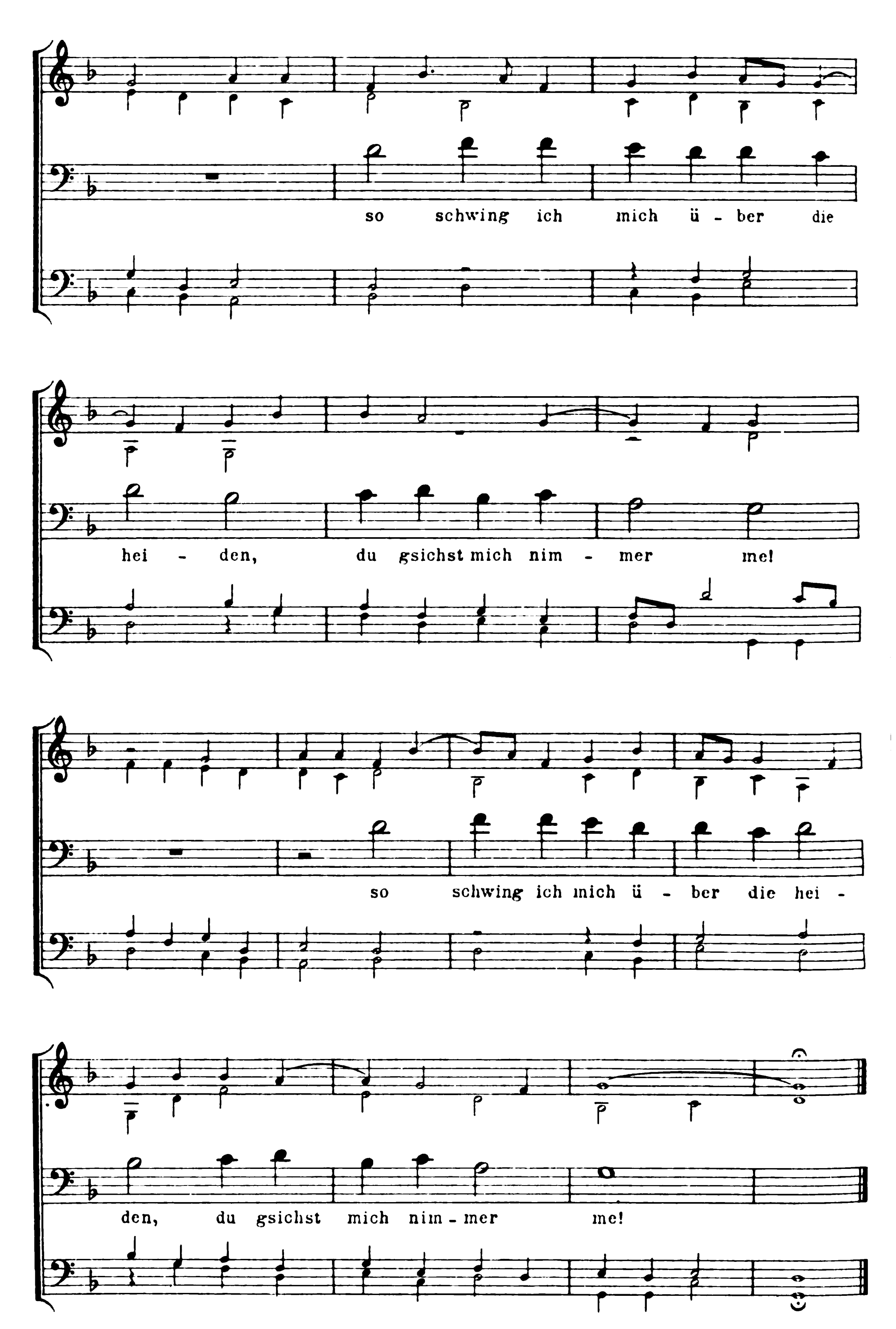


1. Ent-lau - bet ist der wal - de gen di - sem
be rau bet wird ich bal de meins liebs, das macht
2. Läst du mir nichts zur le - tze, mein feins brauns
das mich die weil er - ge - tze, so ich von dir
3. Sei weis, lass dich nit af - fen, der klaf - fer
halt dich gen mir recht - schaf - fen! trew-lich dich war -
1. 2.
win - ter kalt,
mich alt;
mei - de - lein,
můss sein?
seind so vil;
- nen wil;
dass ich die schön můss mei - - - den, die
hoff-nung můss mich er - ne - - - ren, nach
hůt dich vor fal - schen zun - - - gen, da-
mir ge - fal - - - len tůt, bringt mir manch-fel - tig lei - den,
dir so wird ich krank, tů bald er - wi - der ke - ren,
rauf sei wol be - dacht! sei dir, schöns lieb, ge - sun - gen
macht mir fast schwä - - - - - ren můt. bringt mir manch-fel - tig
die zeit ist mir zu lang. tů bald er - wi - der
zu ei - ner gů - - - - ten nacht! sei dir, schöns lieb, ge -
lei - den, macht mir fast schwä - - - - - ren můt.
ke - ren, die zeit ist mir zu lang.
sun - gen zu ei - ner gů - - - - ten nacht!

Verscheucht.





mein bul ist mir ver - ja - get,
bringt mei - - nem her - zen pein!
sol ich mich von ir schei - den,
tut mei - nem her - - - - zen we,


so schwing ich mich ü - ber die
hei - den, du gsichst mich nim - mer me!
so schwing ich mich ü - ber die hei -
den, du gsichst mich nim - mer me!

Leonardo da Vinci pinx.



MONA LISA



November 1904. Heft 2.

Persönlichkeit.

Von

F. Heman.

> Höchstes Glück der Erdenkinder
> Ist nur die Persönlichkeit.
> **Goethe.**

Alle Menschen, die irgendwie ein vernünftiges Leben führen, setzen sich Zwecke, denen sie nachstreben; und wenn es ihnen gelungen ist, ihre [Zwecke] mit den geeigneten Mitteln zu erreichen, fühlen sie sich jedesmal be[friedigt] und glücklich. Je intelligenter und vernünftiger ein Menschenkind [ist, um so] geschickter ist es, sich Zwecke zu erdenken, die rechten Mittel zu [finden und] seine Handlungen den Zwecken und Mitteln anzupassen. Aber [noch mehr:] Je selbstbewußter, je selbstmächtiger, je in sich selbst gefestigter [ein Mensch, je] mehr er Persönlichkeit ist, um so größere, weitere, höhere, be[deutendere] Zwecke setzt er sich, um so reichere und wirksamere Mittel weiß [er zu finden] und um so mächtiger und kräftiger ist die Energie seines [Handelns.] Große Zwecke setzen große, mächtige Persönlichkeiten voraus. [Große Ereig]nisse kann der Zufall bringen, aber große Taten geschehen nicht [ohne] Persönlichkeiten.

[Um si]ch Zwecke zu setzen und Taten, d. h. bezweckte Handlungen zu [tun,] muß einer notwendig Intelligenz besitzen. Aber sie ist doch nur [eine a]ngliche Bedingung, weil nur intelligente Wesen denken können

Leonardo da Vinci pinx.



MONA LISA



VII. Jahrg. November 1904. Heft 2.

Persönlichkeit.

Von

F. Heman.

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit.
Goethe.

Alle Menschen, die irgendwie ein vernünftiges Leben führen, setzen sich Zwecke, denen sie nachstreben; und wenn es ihnen gelungen ist, ihre Zwecke mit den geeigneten Mitteln zu erreichen, fühlen sie sich jedesmal befriedigt und glücklich. Je intelligenter und vernünftiger ein Menschenkind ist, um so geschickter ist es, sich Zwecke zu erdenken, die rechten Mittel zu wählen und seine Handlungen den Zwecken und Mitteln anzupassen. Aber noch mehr! Je selbstbewußter, je selbstmächtiger, je in sich selbst gefestigter einer ist, je mehr er Persönlichkeit ist, um so größere, weitere, höhere, bedeutendere Zwecke setzt er sich, um so reichere und wirksamere Mittel weiß er zu wählen und um so mächtiger und kräftiger ist die Energie seines Handelns. Große Zwecke setzen große, mächtige Persönlichkeiten voraus. Große Ereignisse kann der Zufall bringen, aber große Taten geschehen nicht ohne große Persönlichkeiten.

Um sich Zwecke zu setzen und Taten, d. h. bezweckte Handlungen zu vollbringen, muß einer notwendig Intelligenz besitzen. Aber sie ist doch nur erst unumgängliche Bedingung, weil nur intelligente Wesen denken können

und Zwecke doch zuallererst gedacht werden müssen, ehe man sie ausführen kann. Sie existieren zuerst nur als Gedanken. Aber der Verstand ist doch nicht Grund und Ursache der Zwecke. Was treibt den Menschen, sich Zwecke zu erdenken? Es ist sein innerstes Selbst, sein eigenster, selbstbewußter Wille. Es ist weder blinder Trieb, noch intelligentes Begehren, was den Menschen befähigt, sich Zwecke zu setzen, sondern einzig und allein sein Selbstbewußtsein. Tiere haben auch Intelligenz, und die höheren Tiere zeigen oft ein überraschendes Maß von Verstand, sie besitzen auch energisches Streben und heftige Begierden, aber sie haben kein Selbstbewußtsein, darum sind sie auch nicht imstande, sich willkürlich und eigenmächtig Zwecke zu erdenken. Die Zwecke, die das Tier hat und durch seine Intelligenz zu erreichen strebt, sind ihm alle von der Natur gesetzt und sozusagen eingepflanzt. Darum kann es sich auch ihrer nicht willkürlich entschlagen; es muß sie mit unermüdlicher Energie verfolgen. Solche Naturzwecke des Tieres, die einzigen, die es hat, sind z. B. das Bauen des Nestes, das Suchen der Nahrung, die Ausübung der Begattung u. dgl. und alles andere, was etwa sonst noch ein kluges Tier bezweckt, gehört doch immer in den Bereich eines dieser Naturzwecke. Die Tiere haben also eigentlich keine persönlichen Zwecke, einfach darum, weil sie kein Selbst, keine Personen sind, aber sie sind befähigt, je nach der Stufe ihrer Intelligenz ihre allgemeinen Naturzwecke mit mehr oder weniger Geschick und Kunst zu erstreben, die Mittel für diese Zwecke zu wählen und die kompliziertesten, zweckmäßigen Handlungen auszuführen.

Was befähigt also den Menschen, sich selber Zweck nach Willkür und Belieben zu setzen? Offenbar das, daß er sich seiner selbst und seines Selbstes bewußt ist und sich seiner selbst mächtig weiß.

Der selbstbewußte Mensch setzt sich alle möglichen, manchmal auch unmöglichen Zwecke, natürliche und unnatürliche, materielle und geistige, edle und gemeine, gute und böse, hohe und niedere, je nach der Beschaffenheit seines Selbstes und seiner Person. Also der Mensch kann sich willkürlich und beliebig Zwecke setzen, weil er selbstbewußt und selbstmächtig, Person ist.

Aber wozu setzt er sich Zwecke?

Seine Zwecke gehen weit über den Naturzwang hinaus. Das selbstbewußte und seiner selbst mächtige Menschenwesen setzt sich Zwecke, weil es sein Selbst und sein Personleben immer größer, mächtiger, reicher, voller, erhabener ausgestalten will. Der Mensch will immer mehr sich selbst genug werden, immer unabhängiger, immer mächtiger über andere und anderes werden, darum setzt er sein Leben lang sich selber Zwecke. Also das seiner selbst bewußte Selbst des Menschen ist Grund und Ursache aller Zwecke, und Lebensmehrung ist der Zweck aller Zwecke des Selbstes.

Seiner Natur nach kommt es aber dem Menschenwesen zu und hat das seiner selbst bewußte und seiner selber mächtige Wesen auch das Recht, sich Zwecke zu setzen und alle Dinge der Welt, die in seinem Bereich liegen,

als Mittel für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen, denn der Mensch ist auch das einzige Erdenwesen, das so ganz und gar nur auf sich selbst gestellt ist, das nicht nur für seine Selbsterhaltung sorgen muß, sondern das auch für eine seines Selbstes würdige und angemessene Gestaltung seines Lebens auf sich selbst angewiesen ist. Der Mensch ist das einzige Wesen, das aus sich selbst etwas machen kann, und das aus sich machen kann, was es aus sich selbst machen will; und er ist zugleich das Wesen, welches aus sich machen will, was es aus sich machen kann. Der Mensch ist nicht nur ein der Vervollkommnung fähiges Wesen, sondern er ist das einzige Wesen, dessen Vervollkommnung in seiner eigenen Hand liegt. Er soll selber sich vervollkommnen, und aus diesem Grunde und zu diesem Zweck ist er befähigt, sich selber Zwecke zu setzen, welche er will und wie er will, und hat er das Recht, aller Dinge für diesen Zweck sich zu bemächtigen.

Deswegen verhält sich auch der Mensch den sogenannten Naturzwecken gegenüber ganz anders als die Tiere. Diese erstreben diese Zwecke immer auf dieselbe Weise, immer mit denselben Mitteln, gleichsam wie lebendige Maschinen, die immer nach demselben Muster arbeiten. Ganz anders der Mensch; ihm sind auch seine Naturzwecke ganz in die eigene Hand gelegt, so daß er sie nach Belieben, wie sein individuelles Selbst es kann und mag, gestaltet. Wie eigenmächtig und ganz nach den individuellen Bedürfnissen seines Selbstes, nach seinem Geschmack und seinem Vermögen erbaut er sich statt eines Nestes eine Wohnung, groß oder klein, schön oder häßlich, einfach oder luxuriös. Und gar erst seine Nahrung! Wie willkürlich nach seinem individuellen Geschmack zeigt er ein Raffinement in Auswahl der Speisen und ihrer Zubereitung!

Also weil er ein Selbst, ein auf sich selbst gestelltes Ich ist, hat der Mensch ein Recht nicht bloß auf Selbsterhaltung, sondern auf Selbstgestaltung seines Lebens und auf alle Mittel zur Vervollkommnung seiner selbst und zur Mehrung seines Lebens. **Dieses Recht macht ihn zur Person** und verleiht seinem Wesen den Charakter der Persönlichkeit. Persönlichkeit zu sein ist das natürliche und allgemeine Attribut des Menschenwesens.

Wäre der Mensch ein bloßes Naturwesen, eingezwängt in bestimmte Naturschranken, so besäße er auch keine Persönlichkeit. Er ist Person, weil er durch sein geistiges Selbst sich selbst über seine Natur zu erheben vermag und auf sich selbst gestellt ist, und weil ihm mit der Notwendigkeit zugleich das Recht und die Freiheit geschenkt ist, über sich selbst zu verfügen und seiner selbst und aller Dinge mächtig zu werden.

Ein Wesen aber, das Rechte hat, das nennen wir Person. Unsre menschliche Natur bringt es also mit sich, daß wir, um unser Wesen zu dem zu gestalten, was es sein soll, Rechte haben müssen, darum sind wir naturnotwendigerweise Personen, und **in unserer Persönlichkeit offenbart sich, was wir aus uns selbst gemacht, wie wir unser Selbst gestaltet haben.**

Weil nun aber der Mensch das einzige Wesen auf Erden ist, das Rechte hat, also Person ist, so ist er auch das einzige Erdenwesen, dem eine Würde zukommt, nicht bloß ein Wert und ein Preis. Und jedem Menschen kommt, je nach seiner Persönlichkeit, seine eigene Würde zu. Alle anderen Wesen und Dinge haben ihren Wert und Preis, um den man sie kaufen, d. h. sich aneignen kann, um sie als Mittel für seine Zwecke zu benützen. Der Wert und Preis der Dinge bestimmt sich nach ihrem Nutzen und ihrer Brauchbarkeit für menschliche Zwecke. Das menschliche Selbst aber setzt sich immer als Zweck für sich selbst, nie als bloßes Mittel für andere. Als Selbstzweck widerstrebt es auch dem Menschen, sich bloß als Mittel für andere gebrauchen zu lassen. Nur wer, wie das Kind, seiner Persönlichkeit noch nicht bewußt ist, oder wer, wie die sogenannten Naturvölker, durch höhere, stärkere Personen überwältigt und durch Gewalt und Zwang seiner Selbstmacht beraubt wird, duldet es, daß ihm seine Menschenwürde und sein Menschenrecht entzogen wird. Man hat darüber gespottet, daß die Franzosen 1789 einem so abstrakten Idealismus gehuldigt hätten, allgemeine Menschenrechte aufzustellen; aber das war keine närrische Ideologie, sondern der Aufschrei eines ganzen Volksstandes, dem eine kleine Zahl selbstmächtiger Persönlichkeiten jahrhundertelang die Menschenwürde, d. h. das Recht Personen zu sein, geraubt hatte. Soll der Mensch Mensch sein, so muß er Person sein; will er Mensch sein, dann geht es nicht anders, er muß seiner Person Geltung und Anerkennung verschaffen. Seiner Natur nach ist jedes Selbst auch Selbstzweck, und was Selbstzweck ist, das hat Eigenwert; es hat Würde und Ehre. Daher hat jedes Selbst das Recht, sich selbst geltend zu machen und sich selber seine Zwecke zu setzen. Und indem es sich selbst Zwecke setzt, macht es seine Würde geltend. Ein Wesen also, das als Selbst ein Recht hat, sich geltend zu machen und auch Rechte auf Dinge geltend machen darf, das ist Personwesen. Daher hat Kant ganz richtig definiert: „Person ist ein Wesen, das Rechte hat.“ Die Würde des Menschen aber besteht darin, Persönlichkeit zu sein.

Wenn wir daher von einer „hohen Persönlichkeit“ reden, so wollen wir damit sagen, das sei ein Mensch, der große und hohe Rechte geltend machen könne, der daher auch Würde besitze und dem darum auch hohe Ehre gebühre.

Reden wir aber von einer „gemeinen Person“, so wollen wir sagen, dieser Mensch habe sein Selbst durch seine Handlungen entwürdigt, so daß ihm keine besondere Würde und Ehre und auch keine besonderen Rechte mehr zukommen, sondern nur noch die niedrigsten, allgemeinsten, auf welche ein Selbst noch Anspruch machen kann. Wenn ein Mensch in seinem Denken und Handeln nicht mehr seiner selbst mächtig ist, dann verliert er die Würde der Persönlichkeit; man entmündigt ihn, d. h. er darf keine Rechte mehr ausüben. Er geht des Personenrechtes verlustig, weil sein Selbst nicht mehr normal fungiert und er sich selber keine zukömmlichen

Zwecke mehr setzen kann. Verlust der Persönlichkeit setzt immer Störung des Selbstbewußtseins und der Macht, seine Handlungen selber zu regeln, voraus, also Störung des eigensten, innersten Wesensbestandes.

In seiner Persönlichkeit, d. h. in seiner Fähigkeit, Rechte zu haben und Rechte geltend machen zu können und zu dürfen, liegt also der höchste Wert und die erhabenste Würde eines Menschen. Beraubung seiner Würde der Persönlichkeit ist der schwerste Schaden, der einem Menschen zugefügt werden kann. Ein solcher ist nicht mehr Herr, weder Herr seiner selbst noch Herr anderer, sondern er ist nur noch Knecht und Sklave anderer. Und der Mensch ist der armseligste und elendeste, der so handelt, daß man ihn unter Kuratel stellen und ihm die Verfügung über sich selbst nehmen muß; er ist ein Selbst, das nicht mehr sich selbst angehört und sich selbst nicht mehr vorstehen kann. Sein Ich und sein Selbst ist gleich dem Nichts, weil ihm die Persönlichkeit fehlt.

Persönlichkeit zu sein ist also des Menschen höchstes, natürliches Gut, der Schatz, der seinem Leben Wert und Bedeutung verleiht, der sein Leben des Lebens würdig macht; denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Persönlichkeit? Es ist für den Menschen kein Leben mehr, wenn er keine Person mehr ist, wenn er keine Rechte mehr geltend machen kann, seiner selbst nicht mehr mächtig ist, wenn ihm die Persönlichkeit, der naturgemäße Ausdruck und das schöpferische Produkt seines Selbstes und eigenen Seins, geschädigt oder genommen wird.

In seiner Persönlichkeit prägt der Mensch sein innerstes Wesen, seine Individualität, sein eigenstes Selbst aus, und eben deswegen prägt er auch allen seinen Leistungen, Werken und Taten den Stempel seiner Persönlichkeit auf. Sie sind das schöpferische Produkt seiner Persönlichkeit; sie stammen aus seinem individuellen Selbst. Ihre letzte Ursache ist nur er selber als Personwesen, das das Recht hat, selbst etwas zu schaffen, zu tun, zu erzeugen, und sich selbst in seinen Zwecken zu setzen und auszuleben.

Eben deswegen, weil jede Person die schöpferische Ursache ihrer Taten ist, rechnet auch jeder sich selber seine Taten zu und verlangt auch von den andern, daß sie ihm dieselben als seine zurechnen und anerkennen. Denn meine Taten wurzeln ganz und gar in meiner Persönlichkeit, sind der Ausfluß meiner Person und meines innersten Wesens, nicht bloß meines Naturells, meines Temperamentes, meiner Individualität und meines Charakters, sondern noch ganz speziell meiner Persönlichkeit.

Wenn ein Mensch sich in seinem Geist einer Idee bemächtigt und sie kraft seines eigensten Willensentschlusses sich selber zum Zweck setzt, so wird er dadurch der schöpferische Quell der Verwirklichung der Idee und er verwirklicht sie nicht etwa in ihrer ideellen begreiflichen Abstraktheit, sondern nach der konkreten Energie seiner Persönlichkeit. Mag die Idee in sein Bewußtsein gekommen sein, woher sie will, sie wäre und bliebe

eine tote Abstraktion, wenn nicht das lebendige Selbst sie ergriffe und sie durch die Kraft seiner Persönlichkeit in die lebendige Wirklichkeit hineinzeugte, so daß sie Form und Gestalt seiner Persönlichkeit kundgibt. Daher trägt jede große oder kleine, bedeutende oder unbedeutende, gute oder böse, nützliche oder unnütze Tat voll und ganz den Stempel ihres Urhebers und Schöpfers, der Person, die sie getan hat, an der Stirne, und wenn sie ein andrer getan hätte, trüge sie nicht diesen, sondern einen andern Stempel. Unpersönliche, rein ideale Werke, die nicht den Charakter ihres Urhebers an sich tragen und offenbaren, gibt es gar nicht in der Welt der Wirklichkeit, sondern immer nur nach der Persönlichkeit ihres Urhebers gestempelte. Man betrachte doch nur die höchsten, herrlichsten, idealsten Produkte aller Künste: kein einziges, das unpersönlich wäre und nicht den Charakter seines Schöpfers in sich trüge! Keines kann seinen Urheber verleugnen. Nur der Fabrikware fehlt der Stempel der Persönlichkeit, nur sie verleugnet ihren Urheber, nur ihr muß man eine Marke aufkleben, damit man den Urheber erfahre. Ja, der echte Künstler legt so sehr seine ganze Persönlichkeit in sein Kunstwerk, daß er sein Kunstwerk nur zu dem Zweck schafft und bildet, um das, was als sein Eigenstes und Innerstes in ihm lebt und webt, zu offenbaren und ans Licht zu bringen. Unpersönliche Taten sind sich selbst widersprechende Unmöglichkeiten, die darum nirgend in der Welt geschehen können. Die ganze Weltgeschichte besteht aus den folgeschweren Taten großer und bedeutender Persönlichkeiten, und ihre Taten zeugen von ihrer Person.

So liegt also der geistige Schwerpunkt des ganzen Menschenwesens in seiner Persönlichkeit; sie gibt dem Menschen seine Stellung, seinen Rang, seine Würde und Ehre unter seinen Mitmenschen. Es ist eine falsche Schätzung, den Menschen nach seinem Geldsack oder seinem Gesicht oder seinen Talenten oder seiner Herkunft zu taxieren: wir schätzen ihn aber richtig, wenn wir ihn nach seiner Persönlichkeit, nach der Art, wie er sich gibt und benimmt, nach dem, was er beansprucht und was er leistet, taxieren. Was uns an einem Menscheu interessiert, sind viel weniger seine körperlichen oder geistigen Eigenschaften, als vielmehr seine Person; diese erweckt Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß. Es genügt niemand, wenn andre ihn bloß um dieser oder jener Tugend und guten Eigenschaft willen loben und lieben, sondern jeder will seiner ganzen Person nach geachtet, geehrt und geliebt sein. Liebe und Haß sind immer ganz persönliche Sachen.

Man könnte nun fragen, ob es denn vom Menschen recht und gut getan sei, einen so großen Wert auf seine Person zu legen, ob ihr auch in Wirklichkeit solcher Wert zukomme, ob der wahre Wert eines Menschen nicht vielleicht darin bestehe, sich seiner Persönlichkeit zu entäußern, sie dem andrer zu opfern und sie für andre dranzugeben.

Da ist ja freilich zuzugeben, daß viele, ja wohl die Mehrzahl der Menschen ihre hochverehrte Person viel zu hoch taxieren und Rechte und Ehren für sich in Anspruch nehmen, die ihnen durchaus nicht zukommen.

Darum ermahnt die christliche Moral: „Niemand halte sich für höher, als ihm gebührt", und die Demut, welche andre höher schätzt als sich selber, wird sehr gelobt und empfohlen. Aber weder die christliche noch irgendeine andre wirkliche Moral leugnet die Würde der menschlichen Persönlichkeit oder mißachtet sie. Auf seine Person nichts zu halten, wäre geradezu unmoralisch. Denn wer dies täte, hätte alle Selbstachtung eingebüßt. Die Persönlichkeit herabsetzen heißt dem Menschen überhaupt jeglichen Wert nehmen und alle Wertunterschiede unter den Menschen aufheben. Der Mensch kann nur persönlichen Wert haben, nimmt man ihm den, so hat er gar keinen mehr. Wer also der menschlichen Persönlichkeit ihren Wert abspricht, macht die Menschen zu Lumpen, mag er auch sonst noch so viel Liebes und Gutes von ihnen sagen.

In Wirklichkeit besitzt also der Mensch allerdings keinen höheren Wert als den, welchen ihm seine Persönlichkeit verleiht. Es ist also wohlgetan, wenn der Mensch auf seine Person den höchsten Wert legt, nur soll er im Vergleich mit andern Personen die seinige nicht überschätzen und die der andern nicht unterschätzen. Die Art, wie eine Person andern gegenüber ihre Persönlichkeit geltend macht, charakterisiert selbst ihre Person. Wir lieben die Personen am meisten, die beim höchsten Eigenwert doch gerade den Personenwert der andern am meisten in den Vordergrund stellen. Wer diese Herzenskunst übt, den nennen wir liebenswürdig.

Wie steht es aber mit der Hingabe der Persönlichkeit? Sollen wir nicht unsre Persönlichkeit für andre opfern? Das ist einfach unmöglich. Wenn Helden und Märtyrer sich d. h. ihr Leben für Gott, Freiheit, Vaterland, für Heil und Wohl der Mitmenschen dahingegeben und geopfert haben, so involviert solch Opfer und solche Hingabe keineswegs das Aufgeben der Persönlichkeit. Christus, um das höchste Selbstopfer zu nennen hat sich nicht seiner Persönlichkeit entschlagen, hat sich nicht unpersönlich gemacht, um sein Leben zum Opfer zu bringen, denn als alles vollbracht war, was er vollbringen sollte, da verzichtete er nicht auch noch auf sein Personsein, sondern im Gegenteil, er erhob seine Stimme und rief laut: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist", d. h. meine Persönlichkeit, mein persönliches Ich. Der Welt und seinen Feinden überließ er nur den materiellen Leib.

Eine Person kann auf die Rechte, die ihr als Person zukommen, Verzicht leisten, aber niemand mit gesunden Sinnen kann auf die eigene Persönlichkeit verzichten, weil dies so unmöglich ist, wie der freiwillige Verzicht auf das Selbstbewußtsein, denn die Persönlichkeit ist ein wesentliches Attribut des Selbstbewußtseins. Ein Mensch kann also auf sein Leben Verzicht leisten, aber nicht kann er während seines Lebens auf Selbstbewußtsein und Persönlichkeit Verzicht leisten. Höchstens kann er zugeben, daß ihm, etwa einer schmerzhaften Operation wegen, für einen kurzen Zeitmoment sein Bewußtsein und sein Selbst außer Funktion gesetzt werde. Aber Selbstbewußtsein und Persönlichkeit sind unveräußerliche Natur-

beschaffenheiten des Menschenwesens, die nur mit dem Menschenwesen selbst verloren und zugrunde gehen könnten.

In seiner Persönlichkeit liegt also des Menschen ganze Größe, seine Würde, der Adel seines Wesens. Sie ist die Krone seines Hauptes, das Kleinod seines Herzens, die Gloriole seiner Natur. Nimm dem Menschen die Persönlichkeit, so wird er eine Null, dem Haustier gleich, das keine Rechte, keine Würde, keine Bedeutung für sich selbst hat; er hat keinen moralischen Wert mehr: du hast ihm das Wesentliche seines Wesens genommen. Alle Sophisten der Welt werden darum einem gerade und vernünftig denkenden Menschen es nicht einreden können, daß Persönlichkeit etwas Wertloses, Unwichtiges, Unwesentliches sei, und daß seine Person keinen Vorrang besitze vor dem unpersönlichen Tier.

Im Selbstgefühl ihrer Persönlichkeit und ihres höchsten Wertes sind auch die Menschen seit alten Zeiten dazu gelangt, ihrer Person ewigen Wert und ewige Dauer zuzuschreiben. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Menschenseele gründet sich hauptsächlich auch auf den ewigen, unvergänglichen Wert, den man der Persönlichkeit zuspricht. Pflanzen und Tiere, so argumentiert der Mensch, sind keine selbstbewußten Personen, haben keinen Wert für sich, sondern sind nur für andre brauchbar, die mögen vergehen, denen gebührt keine Unsterblichkeit. Aber der Mensch, der seinen Wert und seine Würde in sich selbst besitzt, der einzig in der Natur Selbstzweck ist, die menschliche Persönlichkeit, die große, für alle Ewigkeit bedeutende Taten tun kann, der Mensch, der in seinem persönlichen Selbst sich als Geistwesen erkennt, das sich hoch über alles Vergängliche und Zeitliche zu erheben vermag, dem die Idee der Ewigkeit ins Herz gegeben ist, — dies Wesen muß ewig und unsterblich sein, denn es ist der persönlichen Unsterblichkeit wert, eben weil es Persönlichkeit ist! Was täten unbewußte, unpersönliche Wesen mit Unsterblichkeit? Sie wüßten sie weder zu schätzen noch zu gebrauchen, aber dem Menschen, der ihrer selbst bewußten, ihrer selbst mächtigen Person, gebührt Unsterblichkeit, persönliche Fortdauer nach dem Tode, eben weil er als persönliches Ich alle vergänglichen Dinge weit überragt. Die gewisse Überzeugung vom unendlichen Werte der Persönlichkeit ist daher seit den ältesten Zeiten ein Grundbestandteil des Unsterblichkeitsglaubens gewesen, ohne den dieser Glaube keine solche Macht im Menschenleben geworden wäre. Denn eben weil wir Personen, d. h. für ihr Tun und Lassen, für Gutes und Böses verantwortliche Wesen, Wesen mit Rechten und Pflichten sind, darum glauben wir Menschen, daß wir nach Vollendung des Erdenlebens in einem andern, ewigen Leben Rechenschaft geben müssen für alle unsre Werke. Anaximander, einer der ältesten griechischen Philosophen, behauptet, daß alle Wesen im Jenseits „einander Buße und Strafe zu zahlen hätten für ihre Ungerechtigkeit nach der Ordnung der Zeit“; und der Apostel Paulus, fünfhundert Jahre später, schreibt: „Preis und Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben, aber Trübsal

und Angst über alle Seelen, die Böses tun." Die Unsterblichkeit wird immer als persönliche Fortdauer, als Ewigkeit des Personlebens, als Fortsetzung und zugleich Belohnung des zeitlichen Personlebens gedacht. Wenn Plato und Aristoteles alles Vernunftlose und bloß Naturhafte am Menschen für sterblich und vergänglich erklären und nur dem Vernunftteile und Geist des Menschen Unsterblichkeit zuschreiben, so tun sie es, weil eben in der Vernunft und dem Geist die menschliche Persönlichkeit, das persönliche Selbst, sich offenbart. Das ist ihnen das unsterbliche Teil am Menschen. Die Unsterblichkeit interessiert die Menschen immer nur als Frage nach der persönlichen Fortdauer, jede andere Fortdauer nach dem Tode ist uns durchaus gleichgültig. Der persönliche Mensch ist mit einem kurzen Zeitleben nicht zufrieden; er hält sich der Unsterblichkeit wert und beansprucht ewiges Leben.

Ist also der Anspruch der Persönlichkeit auf Unsterblichkeit gerechtfertigt? Oder ist's Illusion, weil Selbstüberhebung der Person? Hat die Persönlichkeit ewigen Wert? Freilich wenn sie etwas Bedeutungsloses, dem Menschen Zufälliges ist, wenn sie nur eine vorüberrauschende, unstete Welle im Meer des Lebens ist, dann verschlingt sie das Meer auch wieder und gibt sie nicht mehr aus dem Schlunde des Todes heraus. Ist das Leben selber nur eine unterschiedslose, schlammige Pfütze, an deren Oberfläche, wie stinkende Blasen, die Persönlichkeiten auftauchen, die, wenn sie platzen, spurlos wieder verschwinden, dann ist es Unsinn, wenn Personen von Unsterblichkeit und Ewigkeit träumen.

Aber wie, wenn das Seiende selbst, das Leben selbst auf Persönlichkeit hindrängte, wenn das Absolute selber nur absoluten Bestand hätte und in sich selbst nur ewig gefestigt wäre, wenn es Person ist, ihrer selbst absolut bewußte, ihrer selbst absolut mächtige Person, wenn also Absolutsein und Persönlichkeitsein identisch wären? Wie dann? — Dann wäre es wenigstens nicht unmöglich, daß in der Ewigkeit auch Platz wäre für Personen und persönliche Unsterblichkeit!

Wie steht es also mit dem Glauben an einen persönlichen Gott? Ist dies ein unvernünftiger Gedanke?



Leid.

Von

M. Feesche.

Die Blätter falben; sie tanzen im Wind.
Auf dem Bette kämpft mit dem Tode mein Kind.
Den jungen Leib zehrt des Fiebers Glut,
Auf den Wangen leuchten die Rosen wie Blut.
Die Blätter falben! — —
Und wenn von den Bäumen die Blätter sind,
Dann schläft unter kahlen Ästen mein Kind.
Die Blätter falben! — —





Vor der Sündflut.

Erzählung von Rungholts Ende
von
Johannes Dose.

(Fortsetzung.)

Dritter Abschnitt.

In der Armenstadt von Rungholt.

Die Deichschwalben schwirrten mit lautlosen, blitzschnellen Schwenkungen hin und her.

Auf dem grünen Vorlande unter dem Deiche sprangen die Knaben hin und wider und suchten im Grase. Langbeinig und bedächtig stolzierte der Lehrer inmitten seiner lustigen, losgelassenen Herde. Wie schwarze Störchlein lugten sie über den Grund und schossen mit jachen Sätzen ins Gras nieder, aber sie fingen nicht Frösche zur Fastenspeise, sondern rauften rote Strandnelken und weißen Klee. Insonderheit auf das glückbringende Vierblatt hatten sie ihr Augenmerk und Absehen.

Meinert wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn und hielt in der Hand ein ganzes Bündel des viel begehrten Kleeblatts. Er hatte wohl die schärfsten Augen und die flinksten Finger.

Geringe Ursach' gebieret den Neid. Scheel sahen die Kameraden nach seinem Strauße, und einer sagte: „Du bist ein Glückskind, und weil du auch ein Alleswisser bist, wird dich der Domherr dereinst zum Priester machen."

Gern und sogar mit leuchtenden Augen hörte der Knabe den Spott, denn der Traum seiner ambitio war, ein Geweihter zu werden.

Doch Dirk meinte: „Nein, er ist schon ein Barfüßer, und aus ihm wird nichts als ein Franziskanermönchlein."

Und Manne stieß mit dem Ellenbogen ihn kräftig in die Rippen. „Du Gesalbter, gib mir Absolution für die Sünde, die ich begehen will!"

Ein haschender Griff — und der Schnapphahn hatte ihm drei seiner Vierblätter entrissen.

Paulinus sammelte seine Herde um sich und fragte: „Was sagt der weiße Klee dem Ackerbauer?“ Und er selbst gab die Antwort: „Der sagt dem Menschen: Komm, denn das Watt ist reif, komm mit deinem Spaten und schließ es durch den Deich ein, damit der Pflug schneide und der Sämann säe!“

Die Schar wanderte über das deichreife Vorland, und die Gräser wechselten, je weiter sie kamen.

Paulinus gab anschauliche Belehrung und zeigte den Knaben, wo die dichte, saftig grüne Grasnarbe aufhörte und andre Salzpflanzen vereinzelter wuchsen.

Einen silberweißen Strandwermut pflückend, sprach er: „Diese Blume beweist, daß hier die alltägliche Herrschaft des Meeres zu Ende ist . . . sonst könnte sie nicht blühen.“

Und eine Strecke weiter fragte er, auf eine Pflanze zeigend, die das ganze Watt bedeckte: „Wer ist denn dieser fleischige Geselle?“

Lachend riefen die Knaben: „Es ist der Queller, der mit seinen dick aufgeblähten Grasästen den Schlick auffängt.“

Paulinus riß einen Queller aus. „Er ist ein kleiner, schmutziggrauer, aber unentbehrlicher Diener im Haushalte unsrer Wattenwelt. Treu hält er mit seinen Grasarmen die von der Flut herangespülte Erde fest, bis sie während der Ebbe trocknet und als Staub zur Erde fällt, also mehr und mählich den Boden erhöhend. Der unscheinbare Geselle schafft friesisches Neuland in hundert Jahren.“

Ehrerbietig betrachteten die Kinder das Pflänzlein.

Hinter dem Reiche des Quellers verschrumpfte das Pflanzenleben zu einer grünlichen Kruste, die aus feinen Fäden gewoben schien, und die er das blühende Watt nannte. Darüber hinaus war nichts als grauer, toter Schlick mit zahllosen Wassertümpeln, nichts als das rohe Watt und Reich der Muschel.

Alle zogen die Schuhe aus — bis auf Meinert, der es nicht konnte — und wateten barfüßig über den quietschenden Grund. Bald waren alle Wamstaschen mit Muscheln gefüllt, aber das eigroße Stück Bernstein, das Manne finden und dafür er vom Bäcker für ein ganzes Jahr im voraus Blaffertskringel kaufen wollte, wurde nirgends gesehen.

Dirk haschte mit der bloßen Hand ein im Tümpel wohlig schwimmendes Fischlein.

Jedoch der Lehrer sprach: „Es ist zu klein für die Schmorpfanne ... laß es des Lebens sich freuen, denn es muß in der Luft ersticken, gleichwie ein Mensch im Wasser stirbt.“

Rückwärts nach den Dünen von Rungholt ging die Wanderung der Domschule. Vor einem tiefen Erdloch im Watt blieb der Vortrab der Knaben stehen, und die großen machten Miene, den kleinen Meinert hinabzustoßen. Der ließ sich durch den bösen Spaß nicht erschrecken, und als der Lehrer herzutrat und sich, nicht ohne ein gewisses Lächeln, erkundigte, ob

das Wasser diese tiefe Auskolkung gemacht, wußte Meinert allein ausführlich Rede zu stehen.

„Die Tulgräber haben hier ihren Torf gegraben, aus dessen gelaugter Asche das Salz gewonnen wird."

„Betrachtet jene Erdwand, wo sie mit dem Spaten nicht weiter konnten! Deutlich seht ihr noch, wie die schwarzbraunen Baumstämme schichtweise übereinander liegen. Woher die Bäume im Meerwatt?"

Alle machten ein dummes Gesicht. Nur Meinert setzte schlaue Miene auf und sagte: „Es muß hier einmal Wald gewesen sein."

„Das war ein logischer Schluß, mein Sohn," nickte der Lehrer wohlwollend. „Wie von dem Schlage einer Riesenaxt gefällt, sind alle Bäume von Südwesten nach Nordosten hingestürzt! Urwälder der Birke und Esche wuchsen und grünten hier und dachten nicht ans Sterben. Da nahm der Ewige das entsetzliche Meergebrause wie ein Beil in die Hand ... in jener Weltuntergangsnacht der cimbrischen Flut, als die Landenge durchbrach, wurden alle diese Wälder erschlagen ... das war ein Krachen und ein Kahlhieb sondergleichen."

Die Sonne war am Sinken. Ein Mann, der einen langen Schlagschatten warf, kam von draußen und trug ein Handnetz und einen Binsenkorb. Meinert, der den Wattenfischer kannte, lief ihm grüßend entgegen und lugte dreist-neugierig in den Korb hinein.

„Nichts!" brummte der Mann und drückte derb den Kopf des Knaben, „nichts als kleine Krabben und drei magere Schollen!"

„Und Austern! Ah! Wo hast du die Austern her? Hm, hm!" ... drohte der kleine Schelm mit dem Finger; denn die Bänke waren nicht Gemeingut, sondern gehörten dem Rat.

Der Fischer schmunzelte. „Es sind nur ein paar Streuaustern, die sich von ihrer Bank verirrt ... und denen ich den rechten Weg in Maikes Topf weisen will."

Paulinus hatte den Schlickläufer immer aufmerksamer betrachtet. Der war wie ein gewöhnlicher Wattenfischer barfüßig, unsauber vom Schlamm und in grobes Linnen gekleidet und doch in seiner ganzen Erscheinung ein merkwürdiger und ungemeiner Mann. Eine schlanke, aber breitschultrige Gestalt, ein blondgelockter, doch von der Sonne tief gebräunter Kopf, zwei dunkle Augen voll Leben und Feuer, aber auch voll von düstrem Trotz, ein gutmütiges Schmunzeln und eine barsche Stimme — kurz eine Vereinigung von Gegensätzen war das Merkwürdige an ihm.

Hastig trat Paulinus auf ihn zu. „Wenn das nicht Kurt Widerich ist, der als Knabe mit mir spielte und sich balgte und den Rücken mir bleute, dann kenne ich kein Menschengesicht mehr."

„Ja," nickte jener verdrossen, „ich habe trotz der schwarzen Federn das Rungholter Entenküchlein erkannt ... du bist Paulinus Frisius, und das Schneiderlein ist ein hoher und geistlicher Herr geworden."

Die Gestalt des Vikars reckte sich ein wenig. „Es möchte vielleicht ungeziemend sein, einen Geweihten mit Du anzureden ..."

Scharf wurde die schüchterne Rede von dem mürrischen Munde abgeschnitten. „Weit und breit ist das Watt ... darum wähle eine der vier Windrichtungen, du dreimal Gesalbter des Herrn!"

Paulinus machte ein unglückliches Gesicht. „Ich habe nur die erste Weihe erhalten ..."

„So laß mich meine eigne See segeln, du einmal Gesalbter!" Der Fischer stapfte mit langen Schritten von dannen.

Aber der Priester lief ihm nach und schob seinen Arm unter den des andren. „Nicht also soll der Gruß der Spielgenossen sein nach so vielen Jahren."

Ein barsches Gebrumm! „Rühre mich nicht an, ein Reiner und Gerechter beschmutzt sich an dem Schlick, der mich bespritzt hat."

Die Knaben schweiften voran und hinterdrein.

Paulinus ließ den Arm nicht los, sondern bat: „Kurt, sage du zu mir, denn wir waren und sind Gefreunde!"

Ein gutmütiges Lächeln erhellte das sonnenbraune Gesicht, in welches der Priester lange hineinsah.

„Kurt, ich lese in deinem Antlitz: Das Leben hat Leid dir gebracht!"

Das Lächeln wurde zum Zucken der Bitternis. „Wer zum Leide geboren und erzogen ist, dem wird es zeitlebens anhänglich wie ein böses Eheweib. Man möcht' die Scheidung und kann nach Gottes Willen nicht mehr los davon." Er lachte hart. „Du weißt, mein Vater blieb im Nebel auf den Watten und fand im Schlicke irgendwo sein Grab, als ich ein dreijähriges Büblein war. Vier Jahre siechte meine Mutter dahin, verkaufte ihr Gehäus und dann Stück für Stück ihr Gelump an den Schacherjuden, mußte in ihrer Not, um meines Hungers willen, ein Darlehen von dem Ratsherrn Fedder Heikens erbetteln und mich, das Kind, als Bürgen verpfänden und starb in groß Jammer und Elend. Kraft des Gesetzes der Notwendigkeit mußte es mir übel ergehen; denn das Saugfüllen, das die Mutter verliert, verkümmert und verkrüppelt und wird nimmer ein rechter Renner."

Ergriffen brach Paulinus in die Worte aus: „O nunquam comprehensa lex necessitatis!"

„Was heißet das, du Scholastikus?"

„Kein Sterblicher erfaßt das Gesetz der Notwendigkeit." Mit einem Trostlächeln wurde hinzugefügt: „Doch, o Kurte, du kannst just nicht über einen krüppelhaften Korpus dich beklagen."

„Dennoch, obwohl ich Feuer und Kraft dazu in mir spüre, kann ich ein rechter Renner und Stürmer nicht werden, denn mit ihren Schranken versperren sie mir die Bahn."

Paulinus setzte eine pastorale Miene auf. „Semper in aliqua re gratiam debemus."

„Bleib mir mit deinem verflixten Latein vom Leibe!"

„Auf friesisch: Immer müssen wir Menschen für etwas danken. Als

du an den Mindestfordernden verdungen wurdest, kamst du in Maikes Haus und Obhut . . . sie hat recht und redlich wie eine Mutter dich gehalten und dich erzogen."

Die barsche Stimme wurde weich. „Ja, Maike war immer eine rauhe und redliche, rechte und gute Mutter . . . wenn auch der junge Kuckuck, den sie in ihr Deichschwalbennest nahm, niemals bei ihr satt geworden ist. In meinem zehnten Jahre — weißt du noch? Als ich von dir mit einem Rippenstoße, um mein Weinen zu verbergen, Abschied nahm . . . zehnjährig mußte ich um des Immerhungers willen einen Dienst mir suchen und kam als Schafhüterbub zu dem Priester in Uttermark. Daselbst erhielt ich die Taufe der halb unehrlichen Leute, denn die Dorfbuben schrien mir das Sprüchlein nach: Schäfer und Schinder Geschwisterkinder! Und ich geriet auch gar bald in die Traufe. Wenn ich einen verbleute, verklagte sein Vater mich beim Priester, und mein Rücken mußte die Mannbuße zahlen."

Der alles zum Besten kehren wollte, sprach: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen und gut essen . . . du bist satt geworden."

Kurt zuckte spöttisch die Achseln. „Je mehr der Mensch hat, um so mehr will sein Hunger. Ich sah die gebackenen Hühnlein und die geräucherten Aale, die der Hochwürdige verzehrte, und hatte starkes Gelüst nach einem solchen Priestergericht. Die Hauswirtin aber versprach es mir, wenn ich den Iltis tötete, der unter dem Geflügel zur Nachtzeit mordete."

Der Lehrer sah nach seinem Häuflein sich um und lockte mit einem Pfiff die Verstreuten in seine Nähe. „Wie gelang die Iltisjagd?"

„Auch sie mußte kraft des Gesetzes der Notwendigkeit zum Übel mir geraten." Doch Kurt Widerich erzählte breit und behaglich: „Umsonst stellte ich dem Räuber mit einer Falle nach . . . bis ich frühmorgens sah, wo der Schwanz des Schlauen verschwand. Unter dem hölzernen Glockenturm der Kirche hatte der Iltis seinen Bau, und ich beschloß, ihn auszuräuchern. Glimmende Torfkohlen schob ich in das eine Loch und legte dürres Reisig davor und setzte mich an den entgegengesetzten Ausgang des Baus listig auf die Lauer, die eiserne Feuerzange in der mörderischen Hand. Immer dickerer Qualm stieg mir in die Nase, daß ich niesen mußte und fröhlich dachte: Es räuchert gut . . . heraus muß der Iltis. Endlich, als mir bereits die Augen tränten, kam er heraus, und — wups! — zerschmetterte ich ihm die schnobernde Schnauze. Triumphierend hielt ich die Beute am Schwänzlein hoch und lief nach dem Hofe . . . die Hauswirtin kam mir entgegengerannt, aber merkwürdig unbekleidet und den Rock über die nackten Schultern gestülpt . . . und hinter ihr lief der dicke Priester, barfüßig, wie er aus dem Bett gesprungen, und einen Eimer in der Hand. Ich hab', ich hab' ihn! schrie ich, am Schwanze die Beute baumelnd. Wups! — da hatte ich's, nämlich eine schallende Ohrschelle, daß mir Hören und Sehen verging und ich heulend in die Küche floh."

Paulinus lächelte in die Luft. „Du hattest Feuer an den Glockenturm gelegt."

„Ja, ich sah aus dem Fenster, daß der Holzturm in hellem Brande stand, und sie liefen und löschten mit ihren Eimern. Als es nur noch schwelte, kamen Priester und Hauswirtin in den Hof, und mir schwante, daß nach der Iltisjagd die Menschenjagd auf mich beginnen solle. Darum sprang ich durchs Fensterloch in den Krautgarten, und die Philister waren hinter mir. Wie der dicke Priester die Beine auswarf! Beinahe hätte er mich beim Schopfe erwischt ... und wehe, vor mir war der hohe Rohrzaun, an dem die Bienenkörbe standen. Die Not macht erfinderisch, ich packte einen Bienenkorb und schleuderte ihn mitten unter meine Verfolger ... ein fürchterliches Gesumme entstand, ein Gebrüll der fliehenden Philister ... ich aber hatte das Wams über die Ohren gezogen und den Zaun überklettert."

Der junge Priester mußte aus vollem Halse lachen. „Auch über Simson, der die Schwänze der Füchse zusammenband, kamen zuletzt die Philister. Ei, das war ein arger Streich, der Prügel dir eintragen mußte."

„Sie sind mir auch weidlich zuteil geworden. Ich entlief nach dem hohen Moore von Uttermark, aber Knecht und Magd waren auf meine Fährte gesandt, um mich einzufangen. Hinter einem Torfhaufen versteckt, duckte ich mich ins Riedgras und sah, wie der lange Hans die lange Nase in die Luft steckte und über die Torfgräben die Storchbeine spreizte. Sie mochten bis zum jüngsten Tage auf dem meilenweiten Moore suchen, und mir ward ruhig und lachhaft im Gemüt, so daß ich aufs Ohr mich legte, um den Morgenschlummer nachzuholen. Aber ein Kiebitz flog auf und umkreiste meinen Torfhaufen mit seinem unverschämten Geschrei: Ki—wit, ki—wit! Ich bat ihn bei allen Heiligen, einen armen Schafhüterbub und verunglückten Iltisjäger nicht zu verraten. Um so toller krächzte das Ungeheuer: fit—fit, fit—fit! als wolle es mich verhöhnen. In meinem Zorn schleuderte ich einen Torfsoden nach ihm. Da schrie der Teufelsvogel wie besessen über das Moor: De Dieb, de Dieb! Und das Judasgetier verriet mich meinen Feinden. Der storchbeinige Hans stapfte heran, steckte lachend die Nase über den Torfhaufen, als wolle er mich aufspießen, und langte mich bei den Haaren heraus."

„U—uh!" Kurt schüttelte sich und rieb sich mit der Netzstange den Rücken, als jucke er ihm noch von der damals aufgestrichenen Salbe.

Paulinus lächelte mitleidig. „Den armen Delinquenten schleppten sie vor das hohe geistliche Gericht?"

„Ja, die Hauswirtin war das höchste und schlimmste Gericht. Sie hatte in dem aufgeschwollenen Gesicht keine Augen mehr, tastete nach mir und riß mir die meisten Haare aus. Der Hochwürdige, der den Ochsenziemer hielt, hatte ein völlig verstochenes und ein verkniffenes Auge, schielte satanisch und schrie: „Du Brandstifter, du Brandstifter!" Fürchterlich, mörderisch, blutrünstig ist der Brandstifter gestäupt worden. Auf allen Vieren kroch ich aus dem Hofe und humpelte wie ein zerschlagener Hund zu meiner Pflegemutter Maike."

Kurt ballte die Faust gen Norden, wo Uttermark lag. „Dem Priester zahle ich es heim ... aber lachen muß ich über die verstochenen Gesichter."

Der junge Vikar machte die pastorale Miene. „Die retaliatio, die Wiedervergeltung, ist Gottes allein. Auch geschah dir nicht unrecht, denn du warst ein arger Schelm, der wie ein Pfarrherr schlemmen wollte."

„Sage lieber: Selig sind, die schuldlos leiden!"

„Nein, du bist ein geborener Unband. Schon dazumal, als wir wechselweise spielten und balgten, verlocktest du mich zu losen Streichen, aber insgemein mußte ich die eingebrühte Suppe ausessen. Nach deinem Uttermarker Auszuge hast du wiederum der alten Frau auf Kost und Keller gelegen?"

„Das kaum, sintemal ein Keller nicht vorhanden war und auch die Kost sehr schmal gewesen."

„Als Knabe war immer dein Vorhaben, zur See zu fahren und alle Abend- und Morgenländer zu bereisen."

„Ich blieb auf dem Sande sitzen, und das ist also gekommen." Kurt pfiff durch die Lippen und sprach mit gezwungenem Gleichmut: „Eines Tages betrat der Ratsherr Fedder Heikens unsre Kotte und betrachtete mich, der ich ein strammer Bursch war, vom Scheitel bis zur Sohle, gleichwie der Roßkamm ein starkknochiges und breitbrüstiges Füllen mustert."

„Er wollte dich kaufen, d. i. in seinen Dienst nehmen?"

„Nein, er hatte mich schon als Sechsjahrkind gekauft und zeigte mir den Kaufbrief. Sechs lötige Mark Silber hatte meine Mutter schillingsweise von ihm als Darlehen erhalten und dafür mich, wenn ich zum Arbeitspferd herangewachsen sei, als Bürgen verpfändet. Laut des Schuldbriefs sollte ich ihm sechs Jahre lang für die Kost dienen. Der Ratsherr sagte mir, daß er aus purer Wohltat und Antrieb des guten Herzens sein Darlehen gegeben, sintemal ich an den Pocken oder dem Fließ oder einer andern Krankheit hätte sterben können, und er setzte hinzu, daß, wenn ich zur Zufriedenheit arbeitete, alljährlich am Neujahrstage ein schlechtes Gewand und ein Paar neue Stiefel dazugelegt würden."

„Wie ist es dir im Hause des reichen Kaufherrn ergangen?"

„Ich wurde vom Herrn und Hausmeister, von Kaufgesellen und Schreiberknechten mit Fäusten, und was immer sie zur Hand hatten, geklopft und gebürstet, als wären sie Gerberknechte und mein Rücken eine Kuhhaut."

Paulinus hatte ein zweifelhaftes Gesicht. „Ich denke, der mußte wohl büßen, was dein Mund verbrach."

Kurt lächelte schmierig. „Nein, um meiner Ehrlichkeit willen mußte ich leiden. Zwar erhielt ich satt zu essen, weil Isa mir manchen Bissen zusteckte..."

„Wer ist Isa?"

„Sie ist die Tochter eines argen Vaters und dennoch ein Engel des Herrn. Aus dem Blondköpfchen eines Kindes schauen neugierig-schüchtern zwei dunkelbraune Augen, die seltsam zu den blonden Locken stehen. Mensch! Es ist der Engel am Rungholter Markte, und Isa ist Isa."

Paulinus drückte den Arm, der den Binsenkorb trug. „Homo, homo! Besinne dich deiner! Du singest ja wie ein Minnefink auf dem schlammigen Watt. Was ist des Reichen Tochter dir, dem Schlickläufer und Sohn der Maike?"

Verdrossen wurde Kurt. „Ich bin so gut und noch viel besser als der Ratsherr, und alle Menschen sind gleich. Es ist ein himmelschreiender Pfaffenlug, daß sie erst im Grabe gleicher stinkender Moder sind, in dem Fegfeuer gleiche Höllenbraten oder im Himmel gleiche Seelen und Seraphsengel. Die Menschen müssen nicht nach der Rungholter Elle ihres Soll und Habens, sondern nach anderm Maße gewertet werden."

Hörbar schlugen zwei Hände zusammen. „O horror! Wer lehrte dich solche grund- und gottstürzende Irrtümer?"

„Die Ketzer entsprangen in meinem eignen Kopfe."

Mild und belehrend redete Paulinus zu dem ungelehrten Fischer.

„Im Walde wächst junger Nachwuchs auf demselben Boden und unter demselben Tau und Sonnenschein, bald aber schießen in der Schonung einzelne Stämme über alle andern empor. Woher ist das? Es ist von der Natur und von Gott, daß Hohe und Niedrige, Reiche und Arme sein müssen. Zwischen dir und Fedder Heikens Tochter ist eine Kluft."

„Ja, Ratsherren und Pfaffen haben eine Kluft gemacht zwischen Mensch und Mensch." Kurt biß die Lippen zusammen und schwieg und dachte an den Engel am Rungholter Markte.

Endlich versuchte Paulinus den Träumer durch erheiternde Fragen zu wecken. „Hast du etwa den löblichen Ratsherrn auch mit einem Bienenkorbe beworfen?"

Ein barsches Nein!

„Oder hast du die Neujahrsstiefel nicht pünktlich erhalten?"

„Ja ... in dem sechsten Paar wurde ich aus dem Hause geworfen."

„So hast du die Schuld nicht abgetragen?"

Ein Satyrlächeln umspielte den verbissenen Mund. „Der Rest wurde mir in Gnaden erlassen, und das kam also. Im Dom entdeckte ich am Altarpfeiler, an einer Eisenkette hängend, die Rungholter Normalelle, nach der alle Ellen in dieser Stadt und Harde sich richten sollen. Flink nahm ich mit dem Faden ein Maß, legte es zu Hause an die Fedder Heikenschen Ellen und meldete erschrocken dem Hausmeister, daß alle unsre Ellen um drei Zoll eingeschrumpft seien. Am nächsten Morgen nahm Herr Fedder mich abseits in seine Schreibstube, und ich harrte des Lobes und Lohnes um meiner Obacht willen. Herr Fedder aber schaute sehr ernst drein, zerriß vor meinen Augen die Schuldschrift meiner Mutter mit dem Bemerken, daß er mir als einem scharfäugigen und schnellredenden Gesell das letzte Jahr meiner Dienstbarkeit schenke. Grob fügte er hinzu, ich könne gehen, wohin ich wolle, und vergaß, den Lehrbrief mir zu geben. Seitdem bin ich ein Schlickläufer und fange, was die Vorsehung ins Netz mir jagt."

Paulinus sprach bedächtig: „Es ist ein ehrliches Gewerbe, wenn man die Streuaustern lassen kann, und selig ist, der sich genügt."

Trotzig stieß Kurt die Netzstange in den Grund, daß der Schlamm spritzte. „Ich will mich nicht genügen lassen, sondern an die Tafel des Lebens, welche die Reichen besetzt halten, mit den Ellenbogen mich durchdrängen und meinen Teil an den Leckerschüsseln haben.“

Freundlich schüttelte der Vikar den Kopf. „Noch immer quält der Immerhunger den Nimmersatt?“

„Es ist ein andrer, ein Heißhunger in mir nach Licht und Liebe ... ich bin unruhig und muß heraus aus dieser toten Enge, kurz, ich muß leben.“

Paulinus Augen waren voll Erbarmen. „Ach, könnte ich dich satt machen, mein Freund! Was ist dein Hunger und Begehr?“

Aus dem höchsten Ton fiel Kurts Stimme plötzlich in den tiefen und leisen der vertraulichen Flüsterrede. „Mein Hunger ist, alle Tage im Hause des Ratsherrn zu dienen.“

Laut schlugen zwei Hände zusammen. „Im Hause, wo alle dich geschlagen haben?“

In einem Feuerausbruch seiner Gefühle stieß der Fischer die unbedachten Worte hervor: „Muß ich nicht Isa sehen, um zu leben? Ihr Anblick ist mir Licht und Luft.“

Vor solcher Leidenschaft bekreuzigte sich der Priester mit pastoralem Schreck.

„O mala malorum! Das Weib ist die Wurzel vieler Übel.“

Ein hartes Auflachen. „Ja, so lehrt der Priester öffentlich und liebt insgeheim seine Hauswirtin.“

Da wurde der Vikar sehr heftig. „Schweige, du gotteslästerlicher Gesell, wenn wir Freunde bleiben sollen!“

Und sie schwiegen eine lange Zeit.

Über den Deich und nach den Rungholter Dünen hinüber führte ihr Weg. Von den äußersten Sandbänken her drang ein Rauschen ans Ohr und kündigte das Kommen der Flut.

Paulinus sammelte seine verstreute Herde um sich, und alle betraten das — soweit das Meer hinaufwusch — weiß schimmernde und, wo die Strandgräser wuchsen, grau-grüne Dünengebirge. Hier baten die Knaben um die Erlaubnis, nach Möweneiern zu suchen, mit dem schlauen und ehrlichen Versprechen, dem Lehrer den Eierzehnten zu bringen. Es bedurfte dessen nicht, denn gern und mit guten Ermahnungen entließ er die Schüler.

Freundlich wandte er sich an Kurt. „Ich will mit dir zur Maike, welche meiner Mutter eine Trösterin gewesen ... die lang versäumte Pflicht drängt mich jetzt, ihr dankbar die Hand zu drücken.“

Selbander schritten sie durch die Dünen, deren weißgrüne Gipfel die Abendsonne vergoldete. Ein merkwürdiges und vielhügeliges Sandgebirge mit tiefen Talkesseln, spitzen Pyramiden und flachen Höhen! Die geflügelten Bewohner desselben, die Möwen, Alken und Seeschwalben hatten sich zur Ruhe gesetzt, nur ein einsamer Vogel schrie. Über den Weg huschte ein Dünenhäschen und in seine Erdhöhle hinein.

Der Fiſcher blickte dem Tiere mit boshafter Luſt nach und ſprach: „Wartet nur, ihr feiſten Rats- und Domherren, dieſe kleinen Nager und Wühler werden Rungholts goldnen Saum zerſtören.“

Paulinus wußte auch von den Kaninchen Gutes zu reden. „Sie ſind zwar ein Übel, weil ſie den Sandwall durchgraben, und doch ein Segen und das Wildbret des armen Mannes.“

An einem Felde, das von Walfiſchknochen eingezäunt war, kamen die Wanderer vorüber und entblößten tiefernſt das Haupt. Es war ein Acker Gottes und der Toten, die aus dem Dünendorfe herausgetragen wurden, um hier von ihrer armen und mühſeligen Erdenwallfahrt auszuſchlafen. Auf den verſandeten, gras- und blumenleeren Grabhügeln hatten die Überlebenden aus zwei Stücken Strandholz oder aus zwei Walfiſchknochen ein Kreuz zuſammengeſchlagen. So war Tiergebein den Gebeinen der Menſchen als Denkmal geſetzt.

Schwermütig ſtrich der Abendwind wie ein leiſes Pfeifen durch die Schluchten. Die langen Dünenhalme regten ſich, und ihre herabhängenden Spitzen ſchleiften im Sande.

In einem gewundenen Tal der Oſtdünen lag die Armenſtadt von Rungholt. Regellos verſtreut waren die Hütten und klebten meiſt wie unförmliche Holzneſter der Menſchen an den Sandwällen.

Maikes Hütte, ein ſonderbar ſchiefes und rund bauchiges Gebäu, ähnelte einer geſcheiterten Schute, die mit einem Dache verſehen worden. Merkwürdig und doch kein Wunder! Aus aufgeleſenen Rippen und Rundhölzern von Schiffen nämlich war das Häuslein gebaut, und die Dachſparren hatten einſt als Rahen und Stengen Dienſt getan. Die Türpfoſten waren weiße Walfiſchrippen und die Fenſterlöchlein nur eine mit Blaſenhaut bezogene Scheibe.

„Iſt Maike noch geſund und rüſtig?“ fragte Paulinus.

Der Fiſcher ſchnitt eine Grimaſſe. „Rüſtig? Maike trägt ihre zwei Zentner von hier nach Rungholt.“

Tief bückten ſich die Beſucher und traten über die Schwelle. Viel größer war der Raum, als man von außen wähnte, und in der dämmernden Düſternis ſaß ein Weib, das aus den langen Dünenhalmen Stricke drehte. Als es ſich erhob und den Fenſterladen aufſtieß, um mit dem ſcheidenden Taglicht den einen Ankömmling zu beleuchten, ſah man die für eine Frau rieſige Größe und Schulterbreite der Geſtalt, die eine Schaffelljacke und ein Rock aus Sacklinnen bedeckte.

Der Gruß wurde gewechſelt. „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ — „In Ewigkeit, Amen!“

Das robuſte Mannweib hatte ein braun gebeiztes, knorrig gefurchtes Geſicht und eine tiefe Baßſtimme. Als Maike das Prieſterkleid erkannte, ſenkte ſie den haarſtruppigen Kopf, einen Segen erwartend.

Dieſer Geweihte jedoch legte die Hände um ihre vierſchrötigen und wagerechten Schultern und drückte das Mannweib an ſeine Bruſt.

Böslich brummte der Baß: „Hochwürdiger, das ist für einen Geistlichen ein schlechter Scherz ... ich lasse nur von Laien und schlechten Leuten mich foppen ... wenn Ihr Euch aber mit mir fassen wollt, werdet Ihr den kürzeren ziehen."

Plötzlich starrte sie dem Fremdling ins Gesicht und brach in ein Geschrei aus. „Du bist Paulinus, der Paula Sohn, den ich auf meinem Schoße geschaukelt ... und du ... und Ihr ein Geweihter?"

„Was soll das Ihr und Euer zwischen mir und meiner Maike, die wie eine alte und gute Muhme mir ist? Wohlab damit!"

Die Redliche wurde gerührt und wischte sich über die barkigen Backen.

„Wenn Paula das noch erlebt hätte, daß ihr Sohn ein Priester worden."

Der Vikar träumte von trauriger Kindheit und sagte leise, wie zu sich selber: „Ich weiß noch, wie sie mich als zehnjährig Büblein herzte, wenn sie heimkam. Mein Mütterchen war so blaß und zart und ging doch alle Morgen vor Tag nach Rungholt."

„Dort wusch sie in den Häusern der Reichen."

Seine Stimme zitterte. „Nachts litt sie an dem quälenden Husten, und eines Morgens stürzte das rote Blut aus ihrem Munde ... dann schlief und schlief sie in den hellen Tag hinein, und ich vermochte nicht, sie wachzurütteln ... meine Mutter war tot."

Nach einem langen Schweigen, wo seine Seele weinte, sprach er plötzlich: „Aber, Maike, wann ist mein Vater gestorben?"

„Dein Vater ...?" stammelte sie unwirsch und wandte sich schnell an Kurt. „Wenn du zur Nacht noch deinen Brei haben willst, mußt du flink an den Strand laufen und Holz mir lesen."

„Wir essen Austern zur Nacht", sprach er und ging.

Der Zeuge, den sie nicht wollte, hatte sich entfernt, und sie zeigte nach dem Winkel, in dem ein Holzverschlag und eine Bettstatt war. „Hier bist du geboren, Paulinus ... deine Mutter war ein feines, junges und schmuckes Ding und lächelte trotz ihrer furchtbaren Schmerzen, als sie dich in den Armen hielt, und lächelte trotz ... trotzdem ..."

„Besaß mein Vater diese Hütte, bevor du sie erwarbst?" fragte er ahnungslos.

„Du hast keinen Vater!" platzte Maike heraus und biß den großen Mund fest zu, um das Schluchzen zu verkneifen.

„Keinen Vater?" Ungläubig sah er sie an. „Bin ich doch Frisius nach ihm geheißen worden!"

„Nein, du bist nach deiner Mutter Paula Paulinus getauft und darum Frisius genannt worden, weil du doch einen Namen haben mußtest und ein Sohn deines Volkes und ein Friese seiest. Der kluge Taufpriester erfand den Namen."

Als wie erstarrend, verstummte Paulinus und blickte in den finstern Herdwinkel und blickte hinter sich in den dunklen Abgrund seiner Vergangenheit.

Keinen Vater!

Endlich rangen ſich die angſtvollen Worte von ſeinem pochenden Herzen.

„Und niemand weiß, wer mein Vater?“

Maike wich aus. „Deine Mutter hat es gewußt.“

„Und dir und mir es nicht geſagt?“ Groß und geſpannt ſtanden ſeine Augen vor ihr.

Zum zweiten Male wich Maike aus und wandte ſich dem Herde zu, die Kohlen der Aſche mit dem Eiſen anſchürend und mit den Backen anblaſend.

Er trat mit einem langen Schritt heran und legte die Hand feſt auf ihre Schulter. „Maike, wer iſt mein Vater?“

„Ich ... weiß es ... nicht.“

Das Mannweib war feuerrot im Geſicht — vielleicht vom Bücken und Blaſen. Oder hatte die Redliche, welche Lugrede haßte, gelogen?

Die Tür klinkte, und der Eintritt eines neuen Gaſts befreite Maike aus einem peinlich verworrenen Zuſtand ihres Gemüts.

Ein dünnes, aber ſpringlebendiges Fünffußmännchen mit einem kleinen, bläßlich ſchmalen Geſicht und einer ſpitzen Naſe wiſchte unhörbar und flink wie ein Wieſel ins Zimmer. Er hatte zwei helle und aufgeweckte Augen, die durch alle Winkel liefen.

Maike grüßte aufatmend: „Gut, daß du kommſt, Weber Nomme! Kennſt du den kleinen Sohn der Paula, welcher ein großer Geiſtlicher geworden?“

„Nur ein armer Domvikar mit ſechzehn Mark Salarium“, verbeſſerte Paulinus.

Das quecksilbrige Kerlchen ſtand ganz ſtill und ſtaunend vor dem Prieſter. „Ich habe Paula nicht gekannt, weil ich erſt im böſen Hungerwinter Haus und Zunft in Rungholt verlor und nach dem Dünendorfe verziehen mußte. Aber ich kenne den Prieſter Paulinus, der meinen Sohn umſonſt in die Domſchule genommen.“

Der Vikar errötete und lächelte. „Meinert iſt ein lernbegieriger und lernflinker Schüler, und ich darf wohl ſagen, daß er bei der heutigen Schulviſitatio als beſter beſtanden hat.“

Dieſe Lobworte verſetzten den Vater in einen Zuſtand der ſprachloſen Rührung.

Paulinus fuhr fort. „Der Knabe hat das Zeug zu einem Literatus, und ich möchte hoffen, daß der Domherr ihn dereinſt auf Koſten der Stiftskaſſe nach Holland oder Deutſchland auf die hohe Schule ſchicken wird.“

„Auf die hohe Schule!“ Der Weber wurde närriſch vor Freude, ſprang auf den kurzen Beinchen wie ein Hampelmann in die Höhe und ſteckte die ſpitze Naſe dem langen Vikar unter das Kinn. „Der Herr Chriſtus, der Gott und der Herr der Armen, lohne Euch, was Ihr aus lautrer Liebe und ohne Lohn für mich und mein Kind getan habt und tut!“

Die eingesunkene Brust des schmächtigen Weberleibes hatte eine erstaunlich kräftige Stimme.

Kurt kehrte mit einem Armvoll Strandholz zurück und legte leise die Scheite kreuzweise über die Kohlen. Er fachte zunächst das Feuer an, um sein Essen besorgt. Dann foppte er den Weber.

„Nomme, du schreist ja, daß ich dich hinter der Düne hörte und befürchtete, du seiest mit Maike ins Raufen geraten.“

„Nein, ich danke meinem Gott“, lautete die demütige Antwort.

„Hm, hm,“ machte der Schelm, „noch immer lobst du Gott und alle Heiligen für das Schweinchen, das du im Stalle hast? Du könntest endlich dafür ausgedankt haben.“

„Das Ferkel ist meine Freude, und ich hab' es mit sechs Ellen Gespinst sauer verdient.“

„Verdient? Hm, hm!“ Kurt räusperte sich und trällerte:

„Der Leinweber schlachtet alle Jahre zwei Schwein,
Das eine ist gestohlen und das andre nicht sein.“

Maike schalt: „Nomme ist ein ehrlicher Mann . . . sei still, du Lästerhals!“

„Ehrlich? Hm, hm! Die Leinweber sollen nach Rungholter Recht den Galgen zimmern.“

„Und dich werden sie noch darin aufhängen!“ Das Mannweib versetzte dem Spötter einen mannhaften Schlag. „Was brüstest du dich, du boshafter und anrüchiger Bock? Bist selbst mehr als halb unehrlich, seitdem du die Schafe gehütet und den Glockenturm in Brand gesetzt hast.“

Gelassen hängte Kurt den Kessel in die Eisenkette und fragte:

„Mutter, willst du noch freien? Der Weber ist Witmann.“

„Friede!“ sprach eine sanfte Stimme, „Friede sei mit euch allen! Ich muß jetzt gehen.“

Wie ein Kreisel schnurrte der Weber herum und hielt den Priester an einem Gewandknopfe fest. „Etliche hier im Dünendorfe Rungholts — und leider nur die wenigsten noch — kommen an Mondabenden zuweilen in Maikes Haus zusammen, um miteinander eine kurze Abendsprach zu halten.“

„Ei, was ist das für eine Zunft?“ fragte Paulinus.

„Eine Zunft der leiblich und geistlich Armen.“

„Und was treibt ihr?“

„Wir treiben gute und nützliche Dinge. Ich habe ein Stück der Heiligen Schrift in deutscher Sprache, auf Pergament geschrieben, und auch das gottesfürchtige Büchlein eines Straßburger Mönches. Daraus lese ich ein Stücklein vor, und wir bewegen und bereden das Gehörte.“

„Das Bewegen und Reden macht der Weber allein“, warf Kurt dazwischen.

Der Spott blieb unbeachtet, und Nomme fragte: „Wollt Ihr nicht einmal an unsrer Abendsprach teilnehmen?“

„Es scheint eine feine Gilde Gottes, in die ich mich wohl aufnehmen lassen will."

„Und das Eintrittsgeld der Gilde ist gratis und ganz umsonst."

Der Vikar grüßte herzlich und ging.

Draußen auf der Dünenhöhe war noch helle Mittsommernacht-Dämmerung und am Westhimmel ein prächtig leuchtendes Abendrot. Kleine rote Wölkchen segelten am hellblauen Himmel hin, und ein rötlicher Dämmerschein verklärte die graufahlen Dünen.

Paulinus war allein in der schlafenden Sandöde und schritt langsam, denn viele schwere Gedanken gaben ihm das Geleit. Er wehrte und wollte sie nicht, aber mußte sie mitschleppen und ihr trauriges Geschwatz anhören.

Neben ihm tauchte Kurts grundstürzender Wahn auf: Die Menschen müssen mit einer andern als der Rungholter Elle gemessen und nach neuem Maßstab gewertet werden. Warum sind reich und arm, ehrlich und unehrlich? Soll das sein? Und ist dieser Zwiespalt von Gott? Wehe mir, auch ich bin unehrlich geboren und habe keinen Vater. Zog und ziehet es mich darum zu den Allergeringsten, den Armen und Gedrückten unter den Menschenkindern, weil ich von ihrer Sippe und ihrem Blute bin?

Die Unehrlichste in ganz Rungholt, das Scharfrichterkind Oda, stand plötzlich vor ihm, und er sah sie mit den Augen der Seele: die Todesangst in allen Zügen des gehetzten Mägdleins, und dann der dankbare Aufblick ihrer dunklen Augen! O die fremdartig schwarzen Augen, die so kindlich ihn anschauten!

Warum muß die Unschuld Verfolgung, Schmach und Schläge erdulden von der blöd gesinnten, blind wie das Meer aufwütenden Menge? Ist das auch von Gott?

In seinem Kämmerchen über dem Schwale setzte sich Paulinus auf den harten Schemel. Auch hier wob Odas Gestalt, so wie sie über die holprige Gasse hinschwebte und ihm entschwand.

Er stieß die Gedanken von sich und den Fensterladen auf, und hinein drang des Vollmondes Schein. Nachdem er die Harfe von der Wand genommen, griff er in die Saiten. Die Töne, die seinen Fingern entströmten, waren wie der weiche, kühle Mondschein, der das Herz nicht warm, sondern sehnsüchtig und schmerzhaft macht.

Der junge Priester sprang empor und strich sich über das Haupt. Was ist das Neue und Unnennbare in meiner Brust, dafür ich keine Töne habe?

Bald gewann sein verständiger Sinn die Herrschaft über die Gefühle der Nacht, er nahm vom Bord den Tacitus, den er aus der Dombücherei entlehnt, und las eine volle Stunde lang darin.

Das war seine allabendliche Erholung.

Am Morgen ging sein Leben im gewohnten Geleise. Nach der Frühhore las er zwei Messen — eine unholde Arbeit ihm. Dann unterrichtete er sechs Stunden in der Schule des Schwals, und das war seine

liebste Lust. Unter dem Lehren lernte er selber; und während er Weisheit streute, fand er immer gute Körnlein, die er für sich behielt und bewahrte.

Das Leben des Domschulvikars verlief im alten Geleise — und dennoch war ein Neues und Unnennbares hineingetreten.

(Fortsetzung folgt.)



Allerseelen.

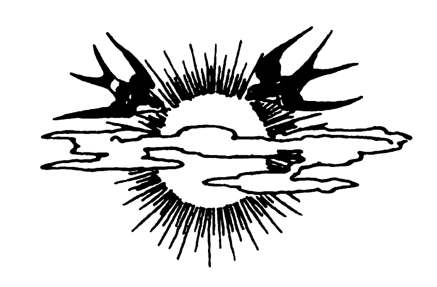
Von

J. J. Horschick.

Graue Tage, die sich endlos dehnen,
Und die Erde schwer von Regengüssen,
Welke Astern, die in müdem Sehnen
Auf den Gräbern stumm die Kreuze küssen.

Und mein Herz so krank und traumvergessen
In dem dunklen Hause stiller Leiden;
Neben hohen, schwankenden Zypressen
Sturmzerzauste, kahle Trauerweiden.

Und der Himmel tief in sich versunken,
Bleich und grau, als hielt er in den Armen
Eine Welt, die Tränen nur getrunken,
Tränen voller Leiden und Erbarmen.





Fritz Mackensen
Totenklage



Die Untersuchungshaft und ihr Mißbrauch.

Eine strafprozeßrechtliche Betrachtung.

Von

Max Treu.

Der Königsberger Hochverratsprozeß hat neben so vielem andern Unerfreulichen mit bemerkenswerter Offenheit eine Tatsache zur Diskussion gestellt, die als einer der schwersten Übelstände im Strafprozeß bezeichnet werden muß: die Art und Weise, wie mit der Untersuchungshaft seitens der Gerichte umgegangen wird. Sehr ruhig und objektiv, darum aber um so wirksamer, schreibt hierüber der „Vorwärts“:

„Ganz besonders auffällig ist die Art der Anrechnung der Untersuchungshaft, die ja durch das Ergebnis des Prozesses als durchaus unbegründet erwiesen wurde. Nowagrotzki und Klein haben 5½ Monate in Untersuchungshaft gesessen. Trotzdem wurden Nowagrotzki nur ein Monat zwei Wochen abgerechnet, so daß er noch einen Monat eingesperrt wird. Er überschreitet das Höchstmaß für Geheimbündelei um einen halben Monat, und er ist tatsächlich fast dreimal so hoch bestraft, als das Urteil lautet. Klein wurden nur sechs Wochen abgezogen, so daß er noch 14 Tage ins Gefängnis wandern muß. Ebenso wurden bei Treptau nur ein Monat und zwei Wochen als verbüßt erklärt, auch er muß bei seinen 5½ Monaten Untersuchungshaft noch einen Monat sich einsperren lassen. Nur bei Kugel, der seit Anfang November in Haft sitzt, ließ man die neun Monate für drei gelten. Er wurde freigelassen, nachdem er in der langen Haft schwer gelitten.“

Mit etwas andern Worten heißt das: Die Strafkammer zu Königsberg erklärt, daß sie sich durchaus nicht geirrt habe, denn die Angeklagten sind so verruchte Subjekte, daß man sie beileibe nicht durch vollständige Anrechnung der Untersuchungshaft auf freien Fuß setzen dürfe! Und ob Frau und Kinder noch so sehr nach dem Ernährer rufen — den Leuten wird die Untersuchungshaft nur zu einem ganz geringen Teil angerechnet und sie müssen weiter im Gefängnis sitzen.

Und mit einer solchen schreienden Ungerechtigkeit glaubt man den Staat retten zu können! Wo sind die Zeiten hin, da einst der höchste Gerichtshof unbekümmert um den zürnenden großen Kanzler die Eröffnung des Strafverfahrens gegen Geffcken ablehnte! Was haben wir in den 16 Jahren seit dieser Tat stolzer und unabhängiger Richter nicht alles erleben müssen! Nichts aber dokumentiert den Niedergang der Strafjustiz so deutlich, wie die Mißachtung der persönlichen Freiheit, und diese letztere hat heute einen Höhepunkt erreicht, der kaum noch überstiegen werden kann.

Zu den wundesten Punkten unserer todkranken Strafjustiz gehört die Frage der Untersuchungshaft. Die Verhängung der letzteren hat eine geradezu ungeheuerliche Ausdehnung angenommen: die Untersuchungsgefängnisse aller Landgerichte und Amtsgerichte sind stets gefüllt, oft genug überfüllt, und hat man irgendwo ein neues Untersuchungsgefängnis gebaut, von dem man glaubte, daß es auf lange Jahrzehnte hinaus ausreichen werde, so stellt sich oft schon nach wenigen Jahren die traurige Erkenntnis heraus, daß es zu klein geworden ist. Man begründe das nicht etwa mit der steigenden Kriminalität. So rapide wachsen — Gott sei Dank! — die schweren Kriminalfälle, für die allein die Untersuchungshaft angezeigt erscheint, nicht an. Aber darin liegt der wesentliche Grund für die Überfüllung der Untersuchungsgefängnisse, daß die betreffenden Bestimmungen der Strafprozeßordnung — §§ 112, 113 — so dehnbar sind, daß sie ebensogut für alle Fälle wie für keinen Fall passen; infolge des Fehlens fester tatsächlicher Grundsätze kennt man bei der Verhängung der Untersuchungshaft fast überhaupt keine Beschränkung mehr. Der Erlaß des Haftbefehls ist in tausend und aber tausend Fällen eine rein mechanische Arbeit: gedruckte Formulare dafür liegen vor, sie brauchen nur mit der nichtssagenden Redensart: der Beschuldigte ist „dringend verdächtig", das und das getan zu haben, auch besteht „Fluchtgefahr" ausgefüllt zu werden — und damit tritt diese moderne lettre de cachet in Wirksamkeit, ohne jede Rücksicht auf die Folgen, die sie in vielen Fällen nach sich zieht.

Und wer ist nicht alles „fluchtverdächtig"! Der reiche Mann ist fluchtverdächtig, weit er viel Geld hat, das ihm die Flucht ermöglicht, oder weil er — ein sehr beliebter Grund! — eine hohe Strafe zu erwarten (sic!) hat (eine durchaus ungesetzliche Antizipation des Urteils!); der arme Teufel ist fluchtverdächtig, weil er nichts hat, was ihn an die Scholle fesselt; der ledige Mann ist fluchtverdächtig, weil ihm sein Wohnungswirt, der von der gegen ihn erstatteten Anzeige gehört hat, deshalb die Wohnung gekündigt hat; der verheiratete, in Amt und Würden befindliche Mann ist fluchtverdächtig, weil ein „Verbrechen" gegen ihn vorliegt und das Gesetz so unvorsichtig war, für diesen Fall Fluchtverdacht zu präsumieren; der eine ist fluchtverdächtig, weil er keine Stellung hat, der andere, weil er eine gute Stellung hat, usf. Das alles aber im gebenedeiten Zeitalter des Telegraphen, der Steckbriefe, der polizeilichen Registrierungs- und Numerierungstätigkeit! Ist aber erst einmal jemand in Untersuchungshaft, so ist auch so-

fort der böse Schein gegen ihn, und welche Folgen das haben und wie sich dieser böse Schein gegen ihn bis zur Überzeugung von seiner Schuld, ohne daß dafür feste Gründe da wären, verdichten kann, davon wird jeder ernsthafte Kriminalist mit Schrecken Beispiele aus seiner Praxis erzählen können. Groß, der tiefe Kenner der Schwächen und Fehler unseres Strafprozesses und unserer Strafrichter, erwähnt in seiner „Kriminalpsychologie" folgendes klassische Beispiel hierfür: Ein Zeuge wird einem in Untersuchungshaft genommenen Beschuldigten gegenübergestellt mit der Frage, ob das der Täter des in Rede stehenden Vergehens wäre. „Gewiß!" sagt der tapfere Zeuge. „Ja warum?" lautet die weitere Frage. Und dem Gehege der Zähne des andern entflieht unter zuversichtlichem Lächeln die verblüffende Antwort: „Na, sonst hätten Sie ihn doch nicht hier!"

Die Erfahrung, wie stark die verhängte Untersuchungshaft auf die Überzeugung von der Schuld des Beschuldigten einwirkt, kann man täglich machen. Der Amtsrichter glaubt an die Schuld des Verhafteten — warum hätte denn der Staatsanwalt Haftbefehl beantragt? Der Vorsitzende der Strafkammer oder des Schwurgerichts glaubt an die Schuld des Verhafteten — warum war er denn so lange in Untersuchungshaft, ohne daß der Haftbefehl aufgehoben wurde? Das große Publikum glaubt an die Schuld — warum hätten ihn denn die Herren vom Gericht einsperren lassen? Und Eltern und Verwandte glauben schließlich an seine Schuld — warum läßt man ihn denn nicht wieder aus der Haft heraus? Sie alle — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — treten nun mit einer mehr oder weniger starken Voreingenommenheit dem Angeklagten gegenüber — und wehe ganz besonders, dreimal wehe ihm, wenn er etwa schon vorbestraft ist! —, und was eine solche Voreingenommenheit zu bedeuten hat, davon wird ebenfalls jeder ernsthafte Kriminalist mit Schrecken ein Liedlein zu singen wissen. Daß in allen solchen Fällen unendlich viel Autosuggestion mitspielt, wird jeder Kenner der menschlichen Psyche ohne weiteres zugeben; wie man geneigt ist, einen anständig gekleideten Mann für einen anständigen Mann überhaupt zu halten, so ist auch das Gegenteil der Fall: Kleidung, Umgebung und Verhältnisse, in denen wir einen Menschen antreffen, spielen für uns bei seiner Beurteilung eine unendlich viel größere Rolle, als wir gemeinhin zuzugestehen bereit sind.

Wie die Dinge heute im Strafprozeß leider Gottes liegen, ist für den Erlaß eines Haftbefehls einzig und allein der Antrag der Staatsanwaltschaft maßgebend. Nach diesem wird blindhin verfahren; die Fälle, in denen der Amtsrichter oder Untersuchungsrichter sich nicht von der Staatsanwaltschaft ins Schlepptau nehmen läßt und auf Grund eigener Überzeugung den Erlaß eines Haftbefehls ablehnt, sind ganz überaus selten. Das Ungeheuerlichste dabei aber liegt in folgendem: die Staatsanwaltschaft und der Richter, die von dem betreffenden Beschuldigten vielleicht noch niemals eine Silbe gehört haben, vindizieren sich trotz ihrer völligen Unkenntnis seiner Verhältnisse das Recht, den Mann für flucht-

verdächtig zu erklären und infolgedessen ihn einzusperren, ihn aus Arbeit, Lohn und Brot zu nehmen, ihn von Frau und Kindern zu trennen, ihn vielleicht Zeit seines Lebens unglücklich zu machen. Wenn ein Privatmann über einen andern, den er gar nicht kennt, sich ein Urteil anmaßt, so wird jeder ehrliche Mensch mit seiner Meinung über die Frivolität eines solchen Beginnens nicht hinter dem Berge halten; unsere Justizbehörden aber tun Tag für Tag genau dasselbe, sie erklären Tag für Tag zahllose Menschen als „fluchtverdächtig", der Einsperrung würdig, von deren Existenzverhältnissen sie keine blasse Ahnung haben. Man kann ruhig behaupten, daß im Zweifelsfalle immer eingesperrt wird; die große und schöne Rechtsnorm: In dubio pro reo (Im Zweifelsfalle für den Schuldigen) ist, wie im Strafprozeß überhaupt, so ganz besonders im Hinblick auf die Verhängung der Untersuchungshaft schon längst in das Gegenteil „In dubio contra reum" (Im Zweifelsfalle gegen den Schuldigen) umgewandelt worden. Man frage nur einmal die Vorsteher großer Untersuchungsgefängnisse, d. h. solche, die eine eigene Meinung haben und haben dürfen, ob sie, die allmählich die Familien- und Erwerbsverhältnisse eines Untersuchungsgefangenen kennen lernen, nicht oft auf das tiefste empört sind über die bedenkenlose Art und Weise, in der oft genug Haftbefehle erlassen und, was noch schlimmer ist, trotz eingelegter Beschwerden aufrecht erhalten werden. Zur Illustration solcher Vorgänge will ich hier nur einen Fall erwähnen: Ein völlig unbescholtener und sich des besten Rufes erfreuender Schuhmachermeister, der mit Frau und fünf Kindern in den glücklichsten Familienverhältnissen lebte, wurde plötzlich in Haft genommen unter der Beschuldigung, einen Einbruchsdiebstahl verübt und dabei ca. 1000 Mark in Gold erbeutet zu haben. Als einziges „belastendes" Moment gegen den Mann lag vor, daß er in der letzten Zeit mehrere Neuanschaffungen gemacht und bar bezahlt hatte, die mit seinem Einkommen nicht recht in Einklang standen, und daß bei einer Haussuchung bei ihm ca. 600 Mark in Gold vorgefunden wurden. Das reichte für die Weisheit der Staatsanwaltschaft vollständig aus, gegen den Mann Haftbefehl zu beantragen, und für den Untersuchungsrichter, solchen zu erlassen. Der Verhaftete erklärte sich unschuldig; er habe das Geld von einem inzwischen verstorbenen Vetter als Anteil eines Lotteriegewinnes erhalten; er bat, man möge ihn doch auf freiem Fuße belassen, gerade jetzt — es war im Oktober — gehe sein Geschäft gut, er habe viele Aufträge für neues Schuhwerk und für Reparaturen liegen; das alles ginge ihm verloren, wenn er in Haft käme; Frau und Kinder würden, da jene 600 Mark mit Beschlag belegt und sonstiges Vermögen nicht vorhanden war, in bittere Not geraten. „Dann müssen sie von der Gemeinde unterstützt werden!" erklärte der Richter tiefsinnig. Der Mann blieb in Haft; seine Angabe über den Lotteriegewinn und den Vetter war „unglaubhaft", da er über diesen angeblichen Lotteriegewinn niemals zu irgend jemand ein Wort geäußert hatte und da er weder die Nummer des Loses noch die Lotterie anzugeben wußte. Darum,

so sagte er, habe er sich nicht gekümmert, das habe er dem Vetter überlassen. Der Vetter aber war tot und war ein alter, mürrischer Junggeselle gewesen, der über seine persönlichen Verhältnisse zu niemandem etwas geäußert hatte. Der Schuhmacher also blieb in Haft; er war „dringend verdächtig" und ebenfalls „fluchtverdächtig", da ein „Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildete". Infolge der Aufregung, welche die Verhaftung ihr verursacht hatte, und der üblen Nachreden, welche in kleinen Städten bei solchen Gelegenheiten im Schwange gehen, erkrankte die Frau und starb. In Begleitung zweier Gendarmen durfte der Mann ihr das letzte Geleit geben. Er bat um Gottes willen, ihn doch jetzt auf freien Fuß zu setzen; seine kleinen Kinder ständen hilflos da, wo nun Vater und Mutter fehlten. „Die Gemeinde wird für sie sorgen!" lautete die Antwort des Untersuchungsrichters. Die Kinder kamen in die Pflege eines alten Weibes; der Vater blieb in Haft. Etwa fünf Monate war er darin, die Eröffnung des Hauptverfahrens war beschlossen, da wurde in einer nahen Großstadt ein Individuum verhaftet, das sich im Rausch gerühmt hatte, in dem kleinen Städtchen, wo der Schuhmacher gewohnt, einen Einbruchsdiebstahl begangen und dabei ca. 1000 Mark erbeutet zu haben. Bei seiner Leibesvisitation fand man ein kleines Thermometer in Goldgehäuse, welches bei jenem Einbruchsdiebstahl ebenfalls mit entwendet worden war und von dem Eigentümer sofort als das seine rekognosziert wurde. Als weiterhin dem Verhafteten nachgewiesen wurde, daß er vor einiger Zeit mit „Goldstücken nur so um sich geworfen habe", bequemte er sich zu vollem Geständnis. Der Schuhmacher wurde jetzt aus der Haft entlassen. Als er zu seinen Kindern eilte, fand er diese in tiefster körperlicher Verwahrlosung, voll Ungeziefer — draußen auf dem Kirchhof aber lag der Grabhügel seiner Frau. Wenn der Mann tapfer und mutig trotz allem Geschehenen sich wieder in die Höhe gearbeitet hat, so waren daran wahrhaftig nicht die Justizbehörden schuld. Man entgegne mir nicht, daß das ein besonders krasser und unglücklicher Fall sei. Nicht darum habe ich ihn so ausführlich dargestellt, weil er so kraß liegt, sondern darum, um an ihm zu zeigen, aus welch nichtigen Gründen die Untersuchungshaft verhängt wird. Ein völlig unbescholtener Mann macht einige Einkäufe, die sich die Weisheit eines Staatsanwalts und eines Untersuchungsrichters nicht erklären kann; er kann den Nachweis nicht erbringen, daß er, wie er behauptet, das bei ihm gefundene Geld durch ein mit einem Vetter zusammen gespieltes Lotterielos gewonnen habe — und darum ist der völlig unbescholtene Mann „dringend verdächtig", einen schweren Einbruchsdiebstahl begangen zu haben! Und da das Gesetz so unvorsichtig war, bei dem Vorliegen eines Verbrechens Fluchtverdacht zu präsumieren, so ist der Mann auch ohne weiteres „fluchtverdächtig". Daß der Mann Arbeit in Fülle liegen hat, daß er Familie, daß er eine seit Jahren innegehabte feste Wohnung besitzt — alles ist gleichgültig, der Mann ist „fluchtverdächtig". Gott behüte unser Vaterland in Gnaden, daß eine solche „Gerechtigkeit" weiter um sich greife!

Und wenn mir hier entgegengehalten würde, daß ein solcher Fall doch nur eine Ausnahme bildet, so muß ich auf Grund sorgfältigster Beobachtungen und Ermittlungen bemerken, daß er leider nicht eine Ausnahme ist. Die Gründe, wegen deren jemand in Untersuchungshaft gerät, und ganz besonders die Gründe, welche für die angebliche Fluchtgefahr angeführt werden, sofern man sich überhaupt die Mühe gibt, in letzterer Beziehung solche anzuführen, sind oft noch viel fadenscheiniger als in dem erwähnten Falle. Ist der Beschuldigte nun gar ein kriminell Rückfälliger, dann ist die Verhängung der Untersuchungshaft ganz selbstverständlich. Die Vorstrafliste hat auf viele Staatsanwälte und Richter die Wirkung eines Medusenantlitzes: sie sehen und hören nicht mehr — alles Reden ist vergeblich, der Beschuldigte muß ins Loch; mit dem papiernen Papst seiner Vorstrafen wird nicht nur der „dringende Tatverdacht" wie auch der „Fluchtverdacht" festgestellt, sondern damit ist in zahlreichen Fällen sofort auch seine gesamte Schuld „bewiesen". Wie oft, wie furchtbar oft hört man von solchen Leuten, die sich über die Untersuchungshaft beklagen und denen man rät, es mit einer Beschwerde gegen den Haftbefehl zu versuchen, die trostlose Antwort: „Das hilft mir ja doch nichts — ich bin rückfällig!" Daß eine solche Antwort überhaupt gegeben werden kann, ist unendlich traurig und — unendlich bezeichnend; daß sie aber so oft gegeben wird wie es tatsächlich der Fall ist, darin spricht sich am deutlichsten der Grad von Vertrauen aus, den solche Beschuldigten zu den Justizbehörden haben; darin liegt aber auch ein vernichtendes Urteil gegen diese letzteren selbst.

Aber noch eines: Nehme man selbst an, der oben von mir angeführte Fall sei eine „Ausnahme" — was er nicht ist —, so behaupte ich doch, daß eine einzige solche „Ausnahme" dem Vertrauen in die Justizbehörden, sofern ihnen heute ein solches überhaupt noch entgegengebracht wird, mehr Abbruch tut, als wenn zehn Beschuldigte durchbrennen. Und schon darum sollte beim Erlaß von Haftbefehlen ganz im Gegensatz zu der heutigen Gepflogenheit mit allergrößter Vorsicht vorgegangen werden!

Der Gebrauch der Untersuchungshaft ist zu einem schlimmen Mißbrauch geworden, und das cave iudicem (Hüte dich vor dem Richter) gilt am allermeisten im Hinblick auf diesen Übelstand. Von dem Gesetz über die Entschädigung unschuldig Verhafteter verspreche ich mir keine Abhilfe in dieser Beziehung; um dieses Gesetzes willen wird man im Erlaß von Haftbefehlen nicht vorsichtiger werden; denn dieses Gesetz ist derart verklausuliert, daß es nicht schwer fallen wird, so ziemlich jeden Fall in eine der vielen Kategorien zu bringen, denen keine Entschädigung zu zahlen ist. Hilfe kann nur kommen, wenn § 112 Str.-Pr.-O. abgeändert wird. Nur durch die allerschwersten Verbrechen, sowie durch Kollusionsverdacht sollte die Verhängung der Untersuchungshaft zu rechtfertigen sein; daß man heute Menschen um Bagatellsachen monatelang in Untersuchungshaft behält, um ihnen schließlich ein paar Wochen oder gar nur ein paar Tage Strafe zu-

zudiktieren, das ist ein Mißbrauch einer gesetzlichen Befugnis, der mit nichts zu entschuldigen ist. Abgesehen von den schwersten Verbrechen sollte Fluchtverdacht nur in den Fällen des § 112 Ziffer 2 und 3 Str.-Pr.-O. angenommen werden dürfen, und ferner nur dann, wenn der Beschuldigte Anstalten zur Flucht trifft, wenn er auf ergangene Ladung ohne genügende Entschuldigung ausbleibt, wenn er auswandern will. Die zur Verhaftung führenden Tatsachen müßten im Haftbefehl unzweideutig angegeben werden.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß sich dann die Zahl der erlassenen Steckbriefe vermehren wird. Das ist aber unter allen Umständen von den zwei Übeln, um die es sich hier handelt, das kleinere. Wenn man mir einwerfen wollte, daß dann für die Staatskasse wahrscheinlich erhebliche Transportkosten entstehen würden, so habe ich diesem Einwand entgegenzustellen einmal, daß in gar vielen derartigen Fällen Untersuchung und Hauptverhandlung an dem Orte der Ergreifung stattfinden könnte, und ferner, daß diese angeblichen Ausgaben der Staatskasse eigentlich nur in der Fiktion bestehen: unsere Eisenbahnen sind heute fast alle staatlich, die Gelder aus der einen Staatskasse fließen also nur in die andere Staatskasse; Privatbahnen aber könnte man, sofern nicht Anfang oder Ende des Transportes gerade an einer solchen lägen, ohne viel Schwierigkeiten umgehen. Endlich aber glaube ich nicht, daß die auf diese Weise entstehenden Kosten auch nur entfernt an diejenigen heranreichen, welche heute das Heer der Untersuchungsgefangenen dem Staate verursacht; die Leute wissen ganz genau, daß Steckbriefe, Polizei und Telegraph sehr zuverlässige Dinge sind, und sie werden in der großen Mehrzahl sich hüten, diese schönen Dinge durch eine in den allermeisten Fällen doch zu vereitelnde Flucht gegen sich in Bewegung zu setzen. Endlich aber würde ich vorschlagen, für alle diejenigen Fälle, in welchen ein Beschuldigter die Flucht ergriffen hat und um deswillen zur Untersuchungshaft gebracht wird, gesetzliche Bestimmung zu treffen, daß diese Untersuchungshaft niemals auf die etwaige Strafdauer angerechnet werden darf. Ebenso stelle ich den Vorschlag zur Erwägung, einen jeden, der sich vorsätzlich einer gegen ihn eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzieht oder der vorsätzlich einer an ihn ergangenen Aufforderung zum Strafantritt nicht Folge leistet, mit Strafe zu bedrohen. Ich bin überzeugt, daß wir unter solchen Umständen 75 % aller heute erlassenen Haftbefehle ohne jeden Schaden für die Strafjustiz schwinden sehen würden.

Da aber, wo die Untersuchungshaft nicht entbehrlich sein wird, muß sie in jedem Falle auf die etwa erkannte Strafe vollständig angerechnet werden. § 60 Str.-G.-B. bestimmt heute, daß die Untersuchungshaft angerechnet werden kann. Eine höchst unglückliche Bestimmung! Eine Bestimmung, von der viele Gerichte in vielen Fällen überhaupt keinen Gebrauch machen. Auch das ist ein schwerer Mißbrauch der Untersuchungs-

haft. Weshalb rechnet man diese Haft, die für alle Gefangene infolge der Ungewißheit über ihr Schicksal viel schwerer zu ertragen ist als die Strafhaft, eigentlich nicht an? Es gibt keinen einzigen vernünftigen Grund dafür, denn die Fälle, daß ein Verhafteter die Untersuchung böswillig verschleppt, sind ganz überaus selten; wenn aber der Beschuldigte die wider ihn erhobene Beschuldigung in Abrede stellt oder sich darauf überhaupt nicht ausläßt, so ist das sein gutes Recht — ob sein Verhalten moralisch ist, ist eine andere Frage — und es ist geradezu empörend, ihn für diese Ausübung eines Rechtes durch Nichtanrechnung der Untersuchungshaft zu bestrafen. Das ist nichts anderes, als eine Folter im modernen Sinne: durch die Untersuchungshaft soll der Beschuldigte zu einem Geständnis gezwungen werden, widrigenfalls ihm diese Untersuchungshaft nicht angerechnet wird. Daß übrigens, so unglaublich es klingt, die Untersuchungshaft in vielen Fällen als ein Zwangsmittel zur Herbeiführung einer Aussage betrachtet wird, ist ein offenes Geheimnis; Staatsanwälte und Richter, die dem Beschuldigten erklären: „Wenn Sie gestehen, heben wir die Untersuchungshaft auf!“ sind keineswegs selten. Und auch das nennt man „Gerechtigkeit“.

Unbedingt muß gefordert werden, daß § 60 Str.-G.-B. dahin abgeändert werde: „Die Untersuchungshaft ist nur dann auf die erkannte Strafe nicht anzurechnen, wenn der Verurteilte sich der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen hatte oder auf ergangene Ladung ohne Entschuldigung ausgeblieben und aus diesen Gründen seine Verhaftung erfolgt war.“

Daß in den Fällen, in denen die Untersuchungshaft verhängt werden muß, jede Härte in der Handhabung derselben zu unterbleiben habe, ist eine so selbstverständliche Forderung, daß es eigentlich überflüssig erscheinen sollte, sie auszusprechen. Aber doch liegen gerade hier die Dinge noch sehr im argen. Es gibt sehr humane Richter, die dem Untersuchungsgefangenen jedes Entgegenkommen erweisen, aber es gibt auch entsetzlich engherzige Menschen, die vom Geist der Gesetze keine Ahnung haben und die das Heil der Strafjustiz von der Anzahl der Verfügungen abhängig erblicken, die sie erlassen; mit solchen muß der Untersuchungsgefangene um jede Kleinigkeit, die er etwa gewährt haben will, erst in einen förmlichen Kampf eintreten. Das sollte unmöglich gemacht werden; es ist hohe Zeit, daß die überaus dehnbaren Vorschriften des § 116 Str.-Pr.-O., die in jedem Bundesstaat eine andere „Erläuterung“ erhalten haben, durch feste und unzweideutige Bestimmungen ersetzt werden. Es ist viel zu tun auf dem Gebiete des Strafprozeßrechts, und die Kommission für Reform desselben hat keine leichte Aufgabe. Die Göttin der Gerechtigkeit hat durch das jahrtausendlange Tragen einer Binde vor den Augen Schaden an ihrem Gesicht erlitten; möchte man doch endlich dafür sorgen, daß sie wieder richtig und natürlich sehen lerne. Wohl mag sie eine Binde tragen gegenüber der Person, die vor sie gerufen wird; aber zu glauben, daß die hehre Göttin

blind sei, ist ein verhängnisvoller Irrtum, der sich eines Tages schwer an uns rächen könnte. Schaffen wir unserm Volke, das schon nach Tacitus mit so viel natürlichem Rechtsgefühl ausgestattet ist, das verschwundene Vertrauen zur Rechtsprechung wieder und wir werden ihm ein Stück verlorenes Paradies wiedergewonnen haben!



Der Pflüger.

Von

M. von Stern.

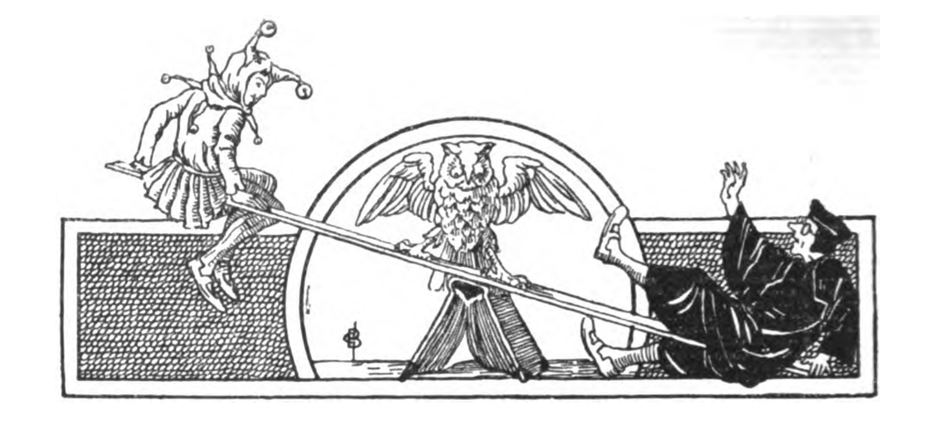
Die Ochsen schnauben in den grauen Brodem.
Es dampft der Schweiß von ihrem Riesenbug.
Es dampft in Wolken auch ihr warmer Odem,
Und durch die Stoppeln schneidet scharf der Pflug.
Von Feuchte hauchend, wälzen sich wie Wellen
Die schweren Schollen auf die Seite hin.
Vom Dorf her tönt gedämpftes Hundebellen
Und Heimatfriede wohnt in allem drin.

Der Bauer pflügt. Die Ochsen treibt der Junge.
Fast nicht durch Hieb, nur durch des Zurufs Ton.
Nennt oft beim Namen sie, schnalzt mit der Zunge,
Und stapft bedachtsam, wie ein Bauer schon. —
Mit *einer* Furche sind sie jetzt am Ende.
Die Ochsen stehn und brüllen in den Dunst.
Der Bauer spuckt sich sinnend in die Hände —
Jawohl, das Ackern ist auch eine Kunst.

Und eine Freude ist's, den eignen Acker
So zu bestellen für die Wintersaat!
Im Ohr des nahen Hühnerhofs Gegacker,
Feldfeuerrauch rings auf dem Höhengrat.
Zuweilen zieht ein Zug von zahmen Tauben
In weißer Wolke blitzend übers Feld.
Sonst nur der Ochsen trautes, dumpfes Schnauben —
Und still und friedevoll die ganze Welt.

Und höher hebt sich schon des Tages Leuchte,
Den Nebel teilend und den grauen Flor.
In Tau und Ätherduft zerstiebt die Feuchte,
Und senkrecht steigt der Rauch im Dorf empor.
Die Luft ist herb und herbstklar stehn die Hügel.
Die Äcker liegen wie in Bronze gemalt.
Und Friede streift mit leichtem Taubenflügel
Den Pflüger, der in Tagesglorie strahlt.





Statt der „einen“ die „andere“.

Humoreske von R. von Mosch.

Selbst die kummervollsten der Wesen, welche das Weltatom bevölkern, das wir Erde nennen, können in ihrer Entwickelungsgeschichte Episoden aufweisen, die den bekannten Stich ins Komische, ja vielleicht etwas durchaus Lustiges an sich haben, während andererseits so manches Menschenschicksal, das wir geneigt sind, an und für sich als das reinste Lustspiel zu betrachten, der tieftraurigen, ja vielleicht der tragischen Momente nicht entbehrt. Das ist so gewiß und durch so ausgiebige Erfahrungen bestätigt, daß man weitschweifiger Beweise füglich wohl entraten kann, um dieser vielleicht paradox klingenden Behauptung den gewünschten Nachdruck zu verschaffen. Am besten, man verständigt sich mit den Radikalen jener Observanz, die nur von „heiteren“ oder von „dunklen“ Losen und nichts von einer erträglichen Mischung wissen wollen, indem man ihnen Beispiele aus dem Leben vorführt, deren Naturporträts sie anerkennen müssen, sie mögen wollen oder nicht. Es liegt ein, wenn nicht unbedingt troststreiches, so doch immerhin versöhnendes Moment in dem Versuche, erträgliche Menschenschicksale zu registrieren, und man sollte dem abirrenden Künstler in der öffentlichen Meinung ernstlich grollen, der nur die schreckenstarrenden Bilder einer Wirklichkeit zu malen versteht, aus welchen er zuvor jeden Sonnenstrahl mühsam abgefangen. Ein solch düsteres Verfahren liegt uns fern, fern wie die Eisregionen von Spitzbergen, nach denen es uns selbst im heißesten Sommer nicht gelüstet. Dagegen hoffen wir möglichst mitteleuropäisch zu verfahren, wenn wir unsere Leser in eine Gesellschaftsklasse und in eine Gemütssphäre einführen die, weil sie von den Höhen übermenschlicher Seelenerhebung gleich weit entfernt ist wie von den abgrundtiefen Schlünden verzehrender Leidenschaft, uns jenen befriedigenden Durchschnittsertrag an Lebenserfahrungen liefert, welche die Schalen unserer Gemütsbewegung nicht gerade zum Überlaufen bringen können.

Wenn jemand in den aktenduftgeschwängerten niederen Regionen irgendeines Staatsressorts dreißig Jahre lang die Feder geführt hat, dann steht er entweder mitten im Versteinerungsprozesse zu Schema f, das heißt, er ist für die Welt außerhalb seines Bureaus wunschlos geworden und funktioniert brav automatisch fort, bis man ihm von innen die Tür verschließt und auf kein Pochen mehr antwortet, — oder aber das Menschtum in ihm erwacht plötzlich zu einer so kräftigen und selbständigen Lebensäußerung, daß es sich bis zu der philosophischen Anschauung erhebt, auch der Tätigkeit für die salus publica sei im Interesse der individuellen Entwicklung eine Grenze zu stecken. Kann man dabei mit gutem Gewissen und mit dem Ehrentitel Kanzlei- oder Rechnungsrat in Pension gehen, um so besser.

In der letzgeschilderten Lage befand sich Herr Hieronymus Roß, ein zwar unter dem Militärmaß stehender, sonst aber rüstiger Mann von 51 Jahren, dem man die Strapazen des königlichen Dienstes äußerlich eigentlich wenig ansah. Er war von angenehmer Rundung der Körperformen, seine vollen, strotzenden, glattrasierten Backen mit dem runden glänzenden Unterkinn, seine kurzen fleischigen Hände, Vorzüge, die ihm in den nachgeordneten Kollegenkreisen bereits das Epitheton „aufdringlich gesund" eingetragen, hatten augenscheinlich mit Seelenkämpfen oder mit der rauhen Lebensnot kaum je etwas zu tun gehabt, nur das leicht ergraute, im übrigen dichte und struppige Haar ließ an der bekannten Stelle, an welcher der Staatsbürger zuerst seine Sterblichkeitstribute zu entrichten pflegt, jene leise Mannesklage durchschimmern, die sich den Nebenmenschen rücksichtsvoll verhüllt, solange das nur irgend angängig erscheint. War dieser königliche Beamte also äußerlich nach 30 Jahren des Dienstes noch recht ansehnlich, um nicht zu sagen „tadellos", — so mußte der Abnutzungsdefekt, — denn ein solcher liegt doch wohl immer vor, — eben innerlich liegen. Ach ja, da lag er, — in der Seele des Herrn Roß wollte eben nicht alles klappen. Herr Roß war ledigen Standes, — na, es hatte sich eben keine passende Gelegenheit dargeboten, sein Geschick mit dem eines holden Weibes zu vereinigen. Schadet ja auch gar nichts, man kann auch einsam durchs Leben gehn und dennoch seine Pflicht tun! Ja, war denn aber Herr Roß seither gar so einsam durchs Leben gegangen? Nein, das war er nicht! Schon vor Jahren hatte er eingesehen, daß das „Kneipenleben" nicht für ihn passe. Das Schicksal wollte es, daß eine entfernte Verwandte aus Pommern, außerordentlich tüchtig und wirtschaftlich, zudem damals schon in gesetztem Alter, nach Berlin zog, um eine Stelle als Stütze der Hausfrau zu suchen. Aber wie rastlos sie auch gesucht hatte, wie mühevolle und kostenreiche Aufwendungen sie auch, sehr zum Nachteil ihres „Ersparten", in der „Vossischen" und im „Lokal-Anzeiger" gemacht, es blieb alles umsonst. Da hatte der Zufall, der so oft den Haupttreffer ziehende Waisenknabe, sie bei der Tante Brettschneider in der Kastanienallee mit dem entfernten Vetter Herrn Hieronymus Roß, Bureauvorsteher beim Landgericht I, zusammengebracht. Sie lernten sich kennen und achten und schon nach Verlauf von vierzehn Tagen

— man denke nicht gleich an weltüberwindende Liebe — fanden sie, daß es doch nicht gerade eine Hausfrau sein müsse, bei der Annette Wendeborn ihre ökonomischen Talente in Dienst zu stellen gezwungen sei. „Warum nicht auch bei Junggesellen?“ hatte Hieronymus eines Sonntags abends launig ausgerufen, und das war nicht nur der Ausfluß des stillen Wohlgefallens, das er an dem Wesen von Annette Wendeborn gefunden, sondern es war auch das Resultat seiner rechnerischen Überlegung, eines feinen Kalküls, und seine Rechnung war seither von der braven Annette niemals getäuscht worden.

Nun war Hieronymus Roß seit dem ersten April 1903 Kanzleirat a. D. und bezog ein Ruhegehalt von sage und schreibe 3000 Mark. Er hatte sich übrigens seit den zehn Jahren, in denen ihm der Genuß des „hohen Gehaltes“ im Betrage von 4500 Mark vergönnt war, an der Hand einer wirtschaftlichen Einteilung, die einem preußischen Finanzminister Ehre gemacht haben würde, mit einem Jahresgesamtaufwande von 3000 Mark einzurichten gewußt. Regelmäßig am ersten jeden Quartalmonats hatte er seine 375 Mark auf die städtische Sparkasse getragen, wo jetzt ein Kapitälchen von baren und runden 15000 Mark, die Zinsen gar nicht eingerechnet, zu seiner jederzeitigen Verfügung stand. Dieser Umstand verlieh ihm neben der begreiflichen Würde, welche mit der Titulatur „Herr Rat“ über ihn gekommen war, ein angenehmes Gefühl der Sicherheit. Er sagte sich: „Du bist nicht nur Rat, sondern auch Kapitalist“, — Kapitalist, wer hätte das gedacht! — Wie oft schweiften seine Gedanken zurück über die Schwelle, hinter der ihm seine Jugendjahre verflossen waren. Da stand es ihm deutlich vor den Augen, das weißgetünchte, strohbedeckte Kantor- und Lehrerhäuschen in der kleinen hinterpommerschen Dorfgemeinde, und blinzelte ihn mit seinen winzigen halbblinden Fensteräuglein an, als wollte es sagen: „Wußte schon, daß du ein tüchtiger Kerl werden würdest, Hieronymus.“ Die alten Eltern deckte längst der Rasen, nur eine Schwester lebte ihm noch, die war die Ehefrau des Schulzen im Nachbardorfe geworden. Wie mochte es der Dorthe in der fernen Heimat eigentlich gehen, er hatte sie nach ihrer Verheiratung nicht wiedergesehen. Hieronymus Roß sollte und wollte Lehrer werden wie sein Vater selig. Auf dem Seminar in Stettin aber war etwas vorgekommen, kein Verbrechen zwar, aber immerhin ein Dummerjungenstreich, der unserm armen Freunde einen dicken Strich durch seine erste Rechnung machte. — — Nach vier Wochen fand er sich und sein junges Leben und Streben am Schreibtische eines Berliner Rechtsanwalts wieder, — von wo er schon nach einem Jahr mit Hilfe eines ihm befreundeten Kanzlei-Diätars den Weg in die Bureaus des hohen Landgerichts fand. Dort hatte er mit der Ausdauer eines Menschen, der weiß, was er will, und weiß, daß er nichts hat, die steile Sprossenleiter des Dienstes auf Avancement erklommen und konnte sich heute in dem Lichte eines Erfolges sonnen, der nicht jedem Sterblichen zuteil wird.

Da trat in das Ruhestandsleben unseres Freundes, das seither fried-

lich plätschernd wie der stille Waldbach dahingeflossen, plötzlich eine jener unruhigen Unterbrechungen, die schon manchen gesetzten und gleichgewichtigen Menschen vollkommen aus der Haltung gebracht haben. In die leer gewordene, Roß gegenüberliegende kleine Erdgeschoß-Wohnung war ein altes Ehepaar eingezogen. Das konnte ja nun wohl kaum etwas Störendes an sich haben. Auch die ansprechende Tatsache, daß dieses alte Ehepaar ein, wenn auch nicht mehr ganz junges, so doch recht hübsches und immer noch wie eine Spätsommerrose blühendes Töchterlein mit sich führte, konnte an sich erschwerende Umstände nicht darbieten. Daß sich aber zwischen Amalie Neigenfind und Annette Wendeborn auf dem Wege häufigen Begegnens und wirtschaftlichen Sorgenaustausches, auf dem Markte wie im Hausflur, sehr bald das Band der Freundschaft knüpfte, dieser gewiß freudige Umstand sollte sich leider über den Häuptern der Beteiligten wie eine schwarze Gewitterwolke zusammenziehen.

Der freundliche Leser weiß wohl, welche Gefühle der liebenden Jungfrau die erste Nachtigall, der fröhlichen Kinderschar der erste Schmetterling, dem hoffenden Landmann die erste Schwalbe oder der erste Star erwecken, aber er wird schwerlich ganz ermessen können, was dem nervösen Menschen die „erste Fliege“ zu bedeuten pflegt. Man sagt, „am dritten Juni kommen sie“. Welcher Irrtum! Es war heute der 20. Mai, und schon schwärmten die kleinen schwarzen und grauen Unholde dem Fräulein Annette in solchen Mengen zum Küchenfenster herein, daß sie fest entschlossen war, am nächsten Markttage einige von den klebrigen Fangapparaten für Haus Hieronymus zu erwerben, die für Berlin und Umgegend so charakteristisch geworden sind. Roß war ein gutmütiger Mensch, voll edlen Gleichmuts, durch äußere Eindrücke nicht so leicht zu erschüttern. Nur eine schwache Seite hatte er, wie so viele seiner Alters- und Berufsgenossen, das war sein Mittagsschläfchen. Wer ihn darin störte, konnte einen Orkan in ihm entfesseln. Fräulein Annette Wendeborn wußte das. Deshalb hütete sie den Schlummer ihres verwandtschaftlichen Herrn und Gebieters mit der Unerbittlichkeit eines Cerberus. Weder ein kollegialer Freund, noch ein Geschäftsträger irgendwelcher Art hatte es in der Zeit zwischen ein und drei Uhr nachmittags je vermocht, in den geheiligten Raum vorzudringen, welcher die bald leise pustenden, bald heftig fauchenden, ja die oftmals wie Posaunen des Jüngsten Gerichts ans Ohr der Lauscherin dringenden Bekundungen des schlafenden Hausherrn umfing. Wie natürlich, daß sie auch bemüht war, all die vielen Zufälligkeiten, die an den tiefatmenden Vetter mit rauher Hand herantreten konnten, liebevoll zu bannen. Sie hatte den Kindern des Lebensversicherungs-Agenten Mayer eine Treppe höher unter Billigung ihrer Mutter strengstens untersagt, in der Zeit zwischen ein und drei Uhr ruhestörenden Lärm zu machen, sie hielt die Korridorglocke in jener Zeit mit einem Friesstreifen so fest umwickelt, daß sie sich nicht anders, als durch leises, nur einem feinen Ohr hörbares Tupfen ankündigen konnte, sie tat endlich alles, was in ihren Kräften stand, die kleinen, unruhigen und dreisten Friedensstörer von Hiero-

nymus’ sterblicher Hülle abzuhalten, sobald sich diese in die Ruhepolster seines türkisch geblümten Schlafsofas eingeschoben hatte. Aber grade hier brach sich meist die Kraft ihrer liebevollen Sorgfalt, hier scheiterten nur zu oft alle Bemühungen hingebender Treue. Roß mußte sich dazu bequemen, alltäglich selbst Kraft und List anzuwenden, um sich „der scheußlichsten und unnützesten Schmarotzertiere zu entledigen, welche die Natur hervorgebracht, die Menschen zu beunruhigen, zu peinigen, ja ihnen womöglich jeden soliden Lebensgenuß zu verbittern und zu vergällen“. In solchen und ähnlichen Wutausbrüchen pflegte Hieronymus sein gequältes Herz auszuschütten, wenn ihm die geflügelten Stubengenossen wieder einmal einen bösen Abstrich von den kurzen Erholungsstunden gemacht hatten, die ihm doch wahrhaftig nach so langer pflichtgetreuer Arbeit im Staatsdienste zu gönnen waren. Wer ihn aber nach ein Uhr mittags so herumschleichen sah, Herrn Roß, — in der fleischigen Rechten die langgestielte Fliegenklappe mit der blutroten Einfassung, wer es beobachten konnte, wie die kleinen, schon schlaftrunken glitzernden Augen oftmals in fanatischem Haß aufblitzten, wenn ihm ein mühsam angebirschtes Opfer fluggewandt wieder entgangen war, der konnte wohl an Herz und Gemüt des kleinen beleibten Herrn irrewerden. Heute nun, am 20. Mai, feierte der Herr Rat in Gesundheit und Frische seinen 51. Geburtstag. Er hatte sich dazu nichts sehnlicher gewünscht, als daß Fräulein Amalie Neigenfind, sein schönes Visavis, einer Einladung ihrer Freundin Annette zu einem kleinen Kaffee mit Kuchen folgen möchte. Denn — daß wir’s nur gestehn — in der keuschen Brust des Herrn Roß war im Laufe weniger Lenzeswochen der Johannistrieb einer starken Leidenschaft emporgewuchert. Ob Amalie sie erwiderte? Man konnte darüber im Zweifel sein. Die Zeit ihrer Bekanntschaft war ja noch kurz. Freundlich war sie immer zu ihm gewesen, ja manchmal sogar sehr freundlich, wie Fräulein Annette Wendeborn mit zunehmender Unruhe beobachten konnte. Aber, es hatte sich ja noch keine Gelegenheit geboten, etwaigen Gefühlen der Zuneigung von dieser oder jener Seite Ausdruck zu verleihen, das hatte die gute Wendeborn mit der scharfblickenden Sorge eines liebenden Weiberherzens so einzurichten gewußt. Es war ein heimlich schöner Traum, der vor Annettes Augen zu versinken drohte, während sie die Beobachtung zunehmender Neigung zwischen den beiden machte! Des waren sie alle beredte Zeugen, der Napfkuchen mit dem großen Büschel leuchtender Vergißmeinnicht, das funkelnde Rasiermesser im roten Futteral, das braune Portemonnaie mit dem goldglänzenden Bügel! Wie der Rat noch schlief, hatte sie in der Wohnstube alles zierlich aufgebaut. Erst hatte sie die sinnige Idee gehabt, jedes der verflossenen Lebensjahre durch ein buntes Wachskerzchen zu feiern, wirtschaftliche Erwägungen aber hatten im Verein mit der Platzfrage dieses aufmerksame Ansinnen zurückgedrängt und es bei dem „starken Lebenslichte von Stearin“ bewenden lassen. Mit Rührung hatte Hieronymus die Gaben der Liebe und der häuslichen Einschränkung in Empfang genommen, und der feuchte Schimmer, der ihm aus den Augen der

freundlichen Geberin entgegengeleuchtet hatte, war ihm auch nicht entgangen. Aber, — er konnte sich nicht helfen, — seine Gedanken waren nicht recht bei der Sache gewesen. Sie hatten sich wie unter der Kraft einer elektrischen Spannung zusammengezogen, Türen und Wände durchbohrt und waren zu ihr geflogen, die noch vor dem Spiegel gestanden, die schottische Busenschleife vor dem himmelblauen Sonntagskleide zu befestigen. Am Geburtstagstische war nur das wesenlose, freundlich lächelnde Gesicht eines alle Anzeichen körperlichen Wohlbefindens aufweisenden Menschenkindes verblieben. Da war unter dem leisen Drucke ihrer zarten Hand plötzlich die Tür aufgegangen, sie hatte vor ihnen gestanden, — der Gegenstand der Anbetung dem einen, der heimlichen Sorge dem andern. Dann hatte sie unter züchtigem Augenaufschlag und leisem Erröten ihre Glückwünsche geflüstert und dabei gesagt, daß sie ihr kleines Angebinde nachmittags zum Kaffee mitbringen wolle. Nach kurzem Zusammensein hatte man sich getrennt, nicht ohne daß Hieronymus dem Fräulein Amalie mit einer artigen Verbeugung eine Anzahl Vergißmeinnichtblüten überreicht hätte, die er aus dem Innern des Napfkuchens hervorgezogen. Annette Wendeborn schien das lächelnd zu übersehen, aber es war wie ein versengender Sirokko durch ihr Herz gezogen, hatte alle Freude an diesem Tage in ihrem Busen erstickt und hätte sie gewiß in gärend Drachengift verwandelt, hätte der Rat nicht, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, ihre beiden Hände ergriffen und ihr in beredten Worten nochmals seinen Dank für all ihre sorgende Treue um ihn zum Ausdruck gebracht. Da hatte sie denn wieder vor ihm gestanden, überwältigt von stiller Wonne und aufkeimender Hoffnung, hatte wieder angefangen sich klar zu machen, daß zwischen ihr und Amalie Neigenfind doch nur ein Altersunterschied von neun Jahren stand, der doch eigentlich nicht imstande sein konnte, ihre Wagschale, die Wagschale so alter und noch dazu verwandtschaftlicher Beziehungen dauernd zum Sinken zu bringen, mochte die Neigenfind im Hause auch dreist „eine Schönheit“ genannt werden. Verkennen konnte man ja das wachsende Interesse nicht, welches der Rat an ihr nahm, aber das mochte das Flackerlicht eines bei Männern seines Alters ebenso schnell kommenden wie vergehenden Sinnenrausches sein, ein Gefühl ohne Überlegung, dem man keinerlei Bedeutung beimessen konnte. Wenn es sich um eine Zuneigung handelt, die mit Plänen für die Zukunft in Verbindung steht, dann treten ganz andere Faktoren in ihre Rechte, das wußte sie, Faktoren, die in ihrer Gesamtheit allein dem Ehestande die wünschenswerte solide Grundlage verleihen konnten. Um 1/21 Uhr hatte man sich an den mit Frühlingsblumen aller Art geschmückten Mittagstisch gesetzt. Es gab natürlich Pökelschweinebraten mit Erbsen und Sauerkohl. Sie kannte ihn ja! und er hatte vom Kaufmann Schmidt eine Flasche Markobrunner mitgebracht. Wie das schmeckte und wie Annettes Augen vor Stolz und Freude leuchteten! Hinterher gab's noch ein Apfeltörtchen mit Schlagsahne, wahrlich ein Feiermahl, das sich sehen lassen konnte. Es roch auch im Hausflur so delikat, daß die Mayerschen Kinder, die aus der

Schule kamen, geraume Zeit vor Annettes Küchentür schnuppernd stehen blieben. Auch Herr Mayer, der Vater, der hungrig von seinen Kundenbesuchen nach Hause kam und bereits zwei Stufen der nach oben führenden Treppe hinter sich hatte, blieb plötzlich verständnisinnig stehen und sog in seine weitgeöffneten Nüstern das süße Aroma ein, das er sofort auf Schweinebraten taxierte. Doch auch das leckerste Mahl muß einmal ein Ende nehmen. Man war mit geröteten Wangen aufgestanden, hatte sein „Mahlzeit!“ diesmal mit besonderer Betonung hervorgestoßen und es noch mit einem Händedrucke bekräftigt. Dann waren des Rates kurze fleischige Hände, gleichsam wie im Resümee noch einmal die jüngste Vergangenheit genießend, wohlig über die rundlichen Formen geglitten, die sich unter der gelben Piquetweste bargen, hatte er sein, durch kein Ausnahmeverhältnis je zu beeinflussendes gewohnheitsmäßiges „Ach Gott ja!“ gestöhnt und war würdevoll der Stelle zugeschritten, wo am Türpfosten die Fliegenklappe hing, das Instrument, in dessen Handhabung er, — das durfte er ohne Selbstüberhebung sagen, — eine Meisterschaft erreicht, welche allen Dilettantismus längst hinter sich gelassen hatte, eine Meisterschaft, die zwar aus der Not geboren, endlich doch die Formen eines leidenschaftlichen Betriebes angenommen hatte. Jetzt war er vorm Schlafsofa angekommen. Mit einem schnellen Blicke hatte er übersehen, daß es hier noch viel Arbeit zu verrichten galt, ehe man sich der wohlverdienten Ruhe hingeben konnte. Und diese Ruhe sollte nach den soeben gehabten Gaumengenüssen, und der Bedeutung des Tags entsprechend, eine recht ausgiebige sein. Gedachte er sich doch durch eine solche am besten auf den Hauptgenuß des Tages vorzubereiten, den Kaffee mit Kuchen, den Amaliens Anwesenheit zum Glanzpunkt des Festes erheben sollte. Mit siegessicheren Schritten durchmaß Roß sein Revier. Hier knallte es, da knallte es, als würde eine lustige Treibjagd abgehalten. Es machte ihm wirklich Spaß, diese boshaften Schädlinge zu überlisten. Hieronymus kam sich vor, als übe er die nutzbringende Tätigkeit eines Forstbeamten aus, der Raubzeug abschießt. Wie verstand er das Schleichen und Anbirschen, konnte es ein Jäger besser machen? Endlich hatte er „mit der Bande gründlich aufgeräumt“, wie er sich selber laut versicherte, und schritt befriedigt der trauten Lagerstätte zu, die ihm mit ihren schwellenden Polstern winkte wie ein alter guter Freund: Komm an mein Herz! Hieronymus gehörte zu den Menschen, die es für ihre Pflicht halten, „noch einen Blick in die Zeitung zu tun“, ehe sie das geordnete Denken aufgeben und sich jenem holdseligen Zustande überlassen, der sie über den Ernst der politischen Lage lieblich hinwegtäuscht und in jenes Zauberreich paradiesischer Vorstellungen einführt, in denen es weder Sozialdemokraten, noch dienstliche Schwierigkeiten oder Gesellschaftskonflikte gibt. Heute aber, nach dreiviertel Flaschen Markobrunner und einem guten Mittagessen, kam er nur bis zur fettgedruckten Überschrift des Leitartikels. Sorglich schob Roß das Blatt zwischen Schenkel und Sofalehne, dann falteten sich seine kurzen, fleischigen Hände, die Daumen gegeneinandergestemmt, über der gelben Weste, ein

kurzer, energischer Ruck des feucht schimmernden Hauptes nach links, — und bald verkündeten leise pustende Töne, daß Rat Roß rüstig dem Paradiese entgegenschritt, in welchem er heute nur „der einen" ohne Zeugen zu begegnen hoffte, Amalien der Angebeteten.

Eben überzeugte sich Fräulein Wendeborn in altgewohnter Weise durch Anlegen der Ohrmuschel ans Schlüsselloch, daß sich da drinnen bereits alle Schleusen der musikalischen Leistungsfähigkeit ihres Pflegebefohlenen — vom leisen Lispeln der Äolsharfe bis zum rauschenden crescendo der Sägemühle — geöffnet hatten, als plötzlich — was war das? — ein volltöniger Gutturallaut von einem jähen Aufschluchzen, wie von einer häßlichen Disharmonie unterbrochen wurde. Annette legte das Auge ans Schlüsselloch. Sie sah nur noch, wie Hieronymus mit der Elastizität eines Jünglings aufsprang, sie hörte nur noch seine in wahrem Jupiterzorn hervorgegrollten Worte: „Donnerwetter, hier ist doch noch so ein Biest", — dann entfernte sie sich geräuschlos von der Tür, denn eine innere Stimme sagte ihr: nie und nimmer durfte sie ihr Vetter in der unwürdigen Lage einer Lauscherin ertappen, — dann war es aus mit Vertrauen und Zuneigung.

Der Herr Rat hatte bereits so süß geträumt. Eben hatte er zärtlich umfangen, was sich ihm züchtig in holder Jungfräulichkeit genähert, als ein Gefühl, ja ein unbeschreibliches, ein entsetzliches Gefühl ihn rauh aus den Armen der Geliebten in die schnöde Wirklichkeit zurückriß. Was war's nur eigentlich? — ja, jetzt hatte er's: Im Momente des höchsten Entzückens war ihm etwas über die Nase gekrochen und hatte sich mit unwiderstehlichen Werkzeugen erst in der einen und dann in der anderen Öffnung seines Gesichtserkers zu schaffen gemacht. Eine Höllenpein hatte ihn wachgerüttelt und aufschnellen lassen. In maßlosem Grimm stand er da und konnte mit jetzt vollkommen ernüchterten Augen deutlich erkennen, wie es in leichtem sicheren Fluge, in eleganten Kurven ausweichend, ihn umkreiste. Er stampfte mit dem Fuße auf, daß es krachte. „Himmeldonnerwetter, doch noch so eine Kanaille!" Er sah sich wild im Zimmer um, — ja wahrhaftig, nur „die eine" sah er, die seinen scharfen Augen vordem entgangen war. Es war augenscheinlich eine ganz schlaue. Und wie sie sich in den Lüften zu wiegen verstand, wie sie oft dicht an ihn heranschwirrte, gleichsam als wollte sie ihre gefallenen Brüder durch Hohn und Spott rächen, um dann wieder scharf abzubiegen und sich endlich — auf dem Registerbande von Meyers Konversationslexikon dort oben auf dem Bücherregal ruhig einzuschwingen, als wäre gar nichts geschehen. Mit einem mächtigen Satze sprang Roß nach der Fliegenklappe. Vorsichtig wie ein Indianer näherte er sich dem Standorte des verhaßten Insekts. Schon holte er zum vernichtenden Schlage aus, die Augen zum scharfen Sehen weit geöffnet, fachmännisch klug die Stärke des Schlages berechnend, der notwendig wäre, auch seinen letzten Plagegeist ins Jenseits seiner fragwürdigen Existenz zu befördern. Da verließ sie in freier Rechtsschwenkung ihren Platz, und als er den Schlage-

arm zurückzog, war es ihm, als führe ihm der stumme Spott des kleinen Tieres gallig in den Magen, wie früher so manche dienstliche Mißhelligkeit, deren Folgen sich nun in der leichten Reizbarkeit seiner Nerven bemerklich machte. Roß ließ seine ganze Fertigkeit in der Jagd auf die „entbehrlichsten aller Kreaturen" spielen. Bald schien er sie mit allen Mitteln der Überredungskunst und mit der Bitte zu umschmeicheln, doch noch einen kurzen Augenblick zu verweilen, dann näherte er sich vollkommen harmlos, als gälte es einen zwecklosen Rundgang im Zimmer. Aber sie traute ihm nicht. Immer, wenn sich die Situation zum höchsten Spannungseffekte gesteigert hatte, entschwebte sie leichtflügelig, wie eine Libelle. Ja, hatte das Tier denn den Teufel im Leibe? Des Rates Nerven ließen sichtbar nach, er hatte sich jetzt geschworen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er sie hätte. Er versuchte es deshalb mit der Ermüdungstheorie. Vom Tisch zum Schrank, aus den dunklen Falten des Vorhanges zum Türpfosten verfolgte er sie, fortgesetzt das Damoklesschwert über ihrem Haupte schwingend. Er fühlte kein Schlafbedürfnis mehr. Mit zäher Energie ging er an die Ausführung seines Planes. Mochte derselbe noch so zeitraubend werden, einmal mußte er doch gelingen. Da endlich ließ sich die Letzte ihres Geschlechtes, die sich seither so über alle Begriffe schlau dem Arme der Gerechtigkeit entzogen, ermattet auf der Schlußleiste der nach dem Hausflur führenden Zimmertür nieder, aber sie beobachtete trotz der zunehmenden Schwäche doch noch die Vorsicht, sich so weit als möglich in die Spalte zurückzuziehen, die ihren schmalen Leib zur Hälfte deckte. Roß triumphierte; er hatte schon schwierigere Schüsse getan, als hier erforderlich war. Auf den Zehen schlich er sich heran, die Pulse in ihm schlugen fast vernehmbar. Da holte er zum entscheidenden Schlage aus. In der begreiflichen Aufregung hatte er ein leises Klopfen an derselben Tür vollkommen überhört. Da saust die Fliegenklappe in gewaltigem Schlage nieder. In demselben Augenblicke aber hat sich die Tür aufgetan, Amaliens schlanke Gestalt ist in der Türöffnung erschienen, ihre kleine Hand trägt das Geburtstagsgeschenk, ein gesticktes Bürstenetui zum Aufhängen, auf ihr freundlich und verheißend lächelndes rundes Gesichtchen fällt die Fliegenklappe mit klatschender Wucht. Da, ein furchtbarer Aufschrei, der Roß durch alle Poren seines Herzens dringt! Die Tür wird mit der Kraft der Verzweiflung zugeworfen, so daß der Stiel der Fliegenklappe zerbricht. Starr vor Entsetzen steht der Rat, alles Blut ist aus seinen Adern gewichen, taumelnd hält er sich an der Türklinke fest. Als sich seine Erstarrung endlich zur ersten Überlegung löst, reißt er die Tür auf, stürzt wie von Furien getrieben über den Hausflur hinüber zu Neigenfinds Wohnung. Aber sie ist verschlossen, sein Klopfen wird nur von einem leisen Schluchzen beantwortet.

Wie vernichtet stand Roß noch eine geraume Zeit auf dem Hausflur, den Torso seiner Fliegenklappe in der Hand, bis ihn die Stimme der treuen Annette aus seinem dumpfen Brüten aufrüttelte: „Aber Herr Rat, so fassen Sie sich doch, so etwas kann ja passieren, Sie haben es doch nicht

beabsichtigt!“ Tonlos erwiderte er: „Nein, ich hab's nicht beabsichtigt.“ Dann fiel's ihm wieder mit Zentnerschwere auf die Seele. „Aber, mein Gott, was habe ich getan, haben Sie's denn gesehen, liebe Annette?“ „Ja freilich, lieber Herr Rat“, flötete die gute Wendeborn, die Rolle der Trösterin, wie sie glaubte, mit Geschick aufnehmend; „es war ja gar nicht so schlimm, die Neigenfind hat sich.“ Aber damit hatte sie an eine noch immer heftig vibrierende Saite seiner Seele gefaßt. „Ach ja, hat sich was zu haben!“ rief er mit zornfunkelnden Augen, trat heftig ins Wohnzimmer zurück und warf die Tür hinter sich zu, daß es dröhnte. Fräulein Wendeborn hatte sich noch nicht völlig von ihrem Schrecken erholt, als die Mayer ihr auf die Schulter klopfte: „Nun, sagen Sie nur 'mal, liebste Wendeborn, was gibt's denn eigentlich hier?“ Sie faßte sie vertraulich unter den Arm und zog sie mit sich zur Haustür fort, denn sie war in Hut und Mantille, um der Einladung einer Freundin zum Kaffee zu folgen. Nun blieben sie unter den Fenstern des Erdgeschosses gerade vor der Neigenfindschen Wohnung stehen, und die Wendeborn erzählte der Mayer die ganze Geschichte mit allen Einzelheiten. Frau Mayer bog sich vor Lachen, sie stemmte endlich beide Arme in die Seiten, — denn sie konnte nicht mehr. „Das muß ich doch Gustaven erzählen!“ rief sie, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, aus, und mit einem kurzen „Entschuldigen Sie gütigst!“ rannte sie wieder nach oben.

Annette Wendeborn wurde sich jetzt erst der ganzen Tragikomik des leidigen Vorfalles bewußt, und bei dieser Erkenntnis packte auch sie plötzlich und unwiderstehlich der Schwarm der Geister, der vorher mit so gutem Erfolge über Frau Mayer hergefallen; sie brach in ein mit Mühe verhaltenes Lachen aus, das von der, welche den Schaden hatte, und mit dem Taschentuch vor Mund und Nase, schon minutenlang durch die Scheiben auf die Straße gespäht hatte, wohl bemerkt worden war.

Die nichts ahnende Annette hatte endlich ihre Schritte nach der Küche, dem eigentlichen Reiche ihres Wirkens und Schaffens, gelenkt, hegte sie doch die stille Hoffnung, das aufgeregte Gemüt ihres Herrn Vetters durch eine gute Tasse Kaffee zu besänftigen. Sie sah noch, wie die Mayerschen Eheleute die Treppe herabkamen, und schlug schnell die Tür zu, um einer weiteren Unterhaltung über diesen aus mehr als einem Grunde doch immerhin betrübenden Zwischenfall zu entgehen. Sie machte sich klar, daß sie, zwar in menschenfreundlicher Absicht, — doch die unglückliche Veranlassung zu der Katastrophe gewesen, denn sie hatte Amalie Neigenfind Kenntnis davon gegeben, daß der Herr Rat nicht mehr schlafe, sie hatte ihre Freundin veranlaßt, die sinnige Festesgabe in der Hand, vor ihr das Zimmer des Hausherrn zu betreten. Nun hatte sie selbst zwar ein gütig Geschick vor dem furchtbaren Schlage bewahrt, aber sie wurde dieses Erfolges nicht froh, denn Hieronymus schien vom nämlichen Augenblicke an ein anderer geworden. Als sie mit der dampfenden Kaffeekanne und dem leckeren Napfkuchen den Schauplatz der Tat betrat, brauste er aufgeregt an ihr vorüber,

den Hut auf dem Kopfe und den spanischen Rohrstock mit dem silbernen Knopf in der Hand, das Geschenk seiner alten Tante in der Kastanienallee. Ohne ein Wort des Abschieds verließ er sie, — das war noch nie dagewesen!

Roß stürmte die Feldstraße entlang, er wollte die Promenade und von dort aus das Freie gewinnen. Sein bedrücktes Gemüt bedurfte der Einsamkeit. Aufklärung und Verzeihung mußten ja doch kommen, so hatte er sich schon zehnmal zu trösten versucht, aber es wollte keine Ruhe in seine Brust einziehen.

Wie denn, wenn er statt der Einsamkeit die Zerstreuung aufsuchte?

Dort drüben, kaum 50 Schritt von ihm, lag Wegners Restaurant, wo er im kleinen Kreise seiner Bekannten so manche fröhliche Stunde verbracht. Die Erinnerung an schöne, längst entschwundene Zeiten überkam den alternden Junggesellen mit Rührung und zog ihn mit magnetischer Kraft zu dem runden Stammtische, dem trauten Asyl der langen Jahre seines Alleinseins. Ob sie sich wohl noch alle da versammelten, der Apotheker Wenzel, der Kreistierarzt Runge, der Kunstmaler Pinkert, der Polizeikommissär Thielsch und Rat Driesel, sein Spezialkollege? Er wußte, um diese Zeit spielten sie ihren Kaffeeskat, der sich meist zur fröhlichen „Schweinevesper“, wie Dr. Runge sie nannte, verlängerte. Sollte er da hineingehen, seinen Kummer zu betäuben? Er ging noch einige Male auf und ab, an verschiedenen Läden stehen bleibend und die in ihnen ausgelegten Gegenstände verständnislos betrachtend. Wie er seinen Blick jetzt wieder dem wohlbekannten Hause zuwandte, das ihn so lange Jahre als trauten Gast in seinen Mauern beherbegt und das jetzt vorwurfsvoll wie ein alter, schwer gekränkter Freund zu ihm hinüberschaute, da sah er, wie der Versicherungsagent Mayer, ein übermütiges Lachen auf dem breiten Gesicht, die Schwelle verließ, um sich in entgegengesetzter Richtung von ihm auf der Straße fortzubewegen. Augenscheinlich hatte Mayer ihn nicht bemerkt, aber, was hatte er denn jetzt bei Wegner gewollt? Das war auffallend und machte ihn stutzig. Fast hätte es ihn in seinem Entschlusse wieder wankend gemacht. Aber den Agenten Mayer traf man ja überall und nirgends. Also, das konnte heut Zufall sein. —

Rossens Gemütsleben war nicht gerade auf die allerfeinsten Sentiments zugespitzt. Wenn er sich aber vorstellte, wie sein roher Schlag Fräulein Amaliens liebreizendes Gesicht getroffen, wie Schmerz und Entrüstung ihr heiße Tränen ausgepreßt, wie mit diesem Schlage auf einmal alles aus sein mußte, ja dann überkam ihn doch die blasse Verzweiflung. Daß der verhängnisvolle Schlag grade von ihm kommen mußte, — es war zu schrecklich! Und noch immer keine Aufklärung, keine Verzeihung! Ja, er mußte seiner Gemütsstimmung Ausdruck verleihen; sie sollte merken, wie der Schmerz auch in seinem Busen tobte. Schnell durchquerte er den Raum, der ihn noch von Wegners Restaurant trennte, und entschlossen drückte er auf die Türklinke der nach dem Hofe zu gelegenen „Herrenstube“, einer Einrichtung,

wie sie aus den kleineren Wirtschaftsbetrieben der Großstadt trotz aller Freiheits- und Gleichheitsbestrebungen unserer Zeit noch immer nicht verschwinden will. Als Roß in die Herrenstube trat, schlug die runde Schiffsuhr über der Tür grade die sechste Nachmittagsstunde aus, und Herr Wegner war eben dabei, die neue Gasglühlichtlampe mit dem großen Schirm anzustecken, „da die Herren ja doch nichts Gescheites mehr sehen könnten". Die vier Skatspieler, die da an dem viereckigen roheichenen Tische in der Mitte des Zimmers saßen, richteten zu gleicher Zeit ihre Blicke nach der Tür. War's denn möglich? Sie wollten ihren Augen noch gar nicht recht trauen. Da stand ja der leibhaftige Roß, ihr alter Stammtischgenosse Roß vor ihnen! — „Hieronymus!" rief der Apotheker, „Rößlein!" der Herr Kreistierarzt, „Wahrhaftig, der Rat!" Kunstmaler Pinkert und „Servus, servus!" der Polizeikommissar. Sie warfen, was sonst nicht ihre Art war und was die sensationellste Unterbrechung nicht bewirken konnte, die Karten wie auf Kommando auf den Tisch, standen auf und umringten den lieben, langentbehrten kleinen Freund, ihn mit Fragen bestürmend, ihm beide Hände schüttelnd, daß ihm die Röte ins Gesicht stieg. Kreistierarzt Runge konnte es sich obendrein nicht versagen, hier seiner derbsten Liebkosung freien Lauf zu lassen. Da er der kleinen Hände Rößleins, wie er ihn liebevoll zu nennen pflegte, nicht sogleich habhaft werden konnte, gab er ihm mit der rechten Hand, die einen Suppenteller zuzudecken imstande war, einen so urkräftigen Schlag auf die Schulter, daß Hieronymus, der in seiner Gemütslage auf dergleichen Kraftproduktionen an seinem körperlichen Dasein nicht vorbereitet war, um mehrere Zoll zusammenknickte. Vom runden Stammtische in der Ecke erhoben sich jetzt noch zwei andere Gestalten und drängten zu dem Ankömmling, das war Rat Driesel, der Spezialkollege, und ein Fremder, der sogleich als Oberlehrer Hempel vorgestellt wurde. Die beiden hatten ein tiefsinniges Gespräch über „Darwinismus" noch lange nicht beendet, als das Intermezzo eintrat, das Herrn Driesel aus einer ziemlich peinlichen Situation gegenüber dem redegewandten Hempel befreite. Seine Freude über des lieben Kollegen unerwartetes Erscheinen schien daher keine Grenzen zu kennen. Man zog diesen jetzt mit sich fort an den großen runden Stammtisch. Jemand stellte die Vermutung auf, daß heute, am 20. Mai, des alten Freundes Geburtstag sei. Roß widersprach nicht, mußte vielmehr unter schüchternem Erröten jetzt ein lautes Durcheinander von Glückwünschen aller Art über sich ergehen lassen. Nur den einen mehrfach geäußerten Wunsch, es möchte der heutige Tag auch ein Wendepunkt in seinem Junggesellenleben bedeuten, wies er mit so verdächtigem Eifer zurück, daß Apotheker Wenzel die imperative Form „Bowle geben!" wohl am Platze hielt. Hieronymus schwirrte es im Kopfe, als hätte sich ein italienischer Bienenschwarm darinnen einquartiert. Er erholte sich aber bald und schien darüber nachzudenken, wie er am schnellsten Herr der Situation werden könnte, denn das brauchte er heute unbedingt. Plötzlich zog er die Brauen finster zusammen, als habe er einen furchtbaren Entschluß gefaßt. „Wegner!" stieß

er energisch hervor, „haben Sie noch den ‚guten Zeltinger' von früher?" „Oh, jawohl, Herr Rat, entgegnete der dienstbeflissene Wirt, „auch ein Posten guter Rheinwein-Mousseux ist noch im Keller und Kaufmann Schulz nebenan hat seit gestern Walderdbeeren." Diese Nachricht brachte unsere Stammtischgesellschaft sogleich in die hoffnungsvollste Laune. Roß aber stemmte den rechten Fuß vor wie ein Feldherr und rief mit einer Kraft und Entschiedenheit, die man ihm nicht zugetraut hätte: „Na denn man tau!" Während nun der Wirt draußen seine Vorbereitungen traf, ging man mit Roß in gehobener Stimmung die Jahre der Vergangenheit durch. Manches derbe Scherzwort flog hin und zurück. Nur einer saß verhältnismäßig still und wie es schien ziemlich teilnahmslos da. Es war der Apotheker Wenzel. Er hatte die altgewohnte Ecke inne. Sein breiter Rücken mit den hochgezogenen Schultern, die nach den schmalen Hüften fast in der Form eines rechtwinkeligen Dreiecks abfielen, erfüllte den Raum in der Gestalt einer dunklen Eckkonsole, auf der ein bartloser Kopf wie eine Attrappe saß, so frischrot erschienen die heiteren Wangen, so herausfordernd dimensiös die Nase, welche aus ihnen hervorsprang, so stark buschig die Brauen, welche die kleinen grauen Augen beschatteten. Und diese unruhig hin und her flackernden Äuglein, diese großen, blendend weißen Zähne zwischen den schmalen zinnoberroten Lippen, sie blickten in der Tat wie aus den Öffnungen einer Gesichtsmaske den Beschauer an und, wenn es wahr ist, was der böse Leumund sagt, so hat sich der Herr Apotheker schon längst von seinem Haupthaar trennen und einen Lockenkünstler zu Rate ziehen müssen, der ihm die dunkelblonde, mit leichten Graufäden durchzogene, über der hohen Stirn zu einer kühnen Welle aufsteigende Kopfzierde geschaffen. Herr Wenzel war der Mann, der, längst mit sich selber im reinen, desto eingehenderes Interesse dem Schicksale seiner Mitmenschen zuzuwenden wußte. Er hatte herausgefunden, daß der fröhliche Junggesellenkreis an Wegners Stammtisch eigentlich gar nicht mehr so harmlos war, als er sich den Anschein zu geben wußte, daß der Herr Kommissarius von seiner Frau geschieden, der Kreistierarzt bereits zweimal verlobt gewesen, daß Herr Pinkert seiner persönlichen Freiheit ein monatliches Opfer von 30 Mark zu bringen hatte, und daß der „Spezialkollege" sich erst im letzten Winter im Hause des Herrn Brauereidirektors Haase den letzten, wahrlich nicht mit Rosen und Nelken verzierten Korb geholt. Woher ihm diese Wissenschaften alle kamen, wußte niemand, nur das eine wußte man, daß er bei passender Gelegenheit einen recht ausgiebigen Gebrauch von ihnen machte. Wie vieler Menschen Lebensfreude die Briefmarken- oder die Postkartensammlung, die Kanarienvogel- oder die Geranienzüchtung, so war ihm, seit er sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen, die Bereicherung seiner Kenntnisse auf dem privatesten aller Wissensgebiete frohempfundener Daseinszweck. Herr Wenzel schien einen interessanten Fall unter seiner Denkerstirn zu bewegen. Wenigstens blinzelten seine kleinen Augen unaufhörlich den Gegenstand der allgemeinen Teilnahme an, als wollten sie sagen: „Ich weiß etwas und noch dazu etwas

sehr Lustiges!" War es dasselbe, was ihm sein Schulkollege Mayer vor etwa zehn Minuten anvertraut hatte, als er vorüberging, sich seine Abendpost aus der Wehnerstraße zu holen? —

Nun brachte Wegner die Bowle und stellte sie auf den runden Stammtisch, Roß schenkte ein. Man kostete und schmunzelte: „Das erste Glas auf unser liebes Geburtstagskind!" Da klopfte der Herr Apotheker Wenzel an sein Glas. Ernst blickten seine sonst so beweglichen Augen, und ein fast schmerzlicher Zug um seinen breiten Mund kündete den Festgenossen an, daß etwas Ungewöhnliches in seiner Seele vorging. „Meine Herren", begann Wenzel mit einer Miene und einem Tonfall, die wirklich eher Trauer als Freude ausdrücken konnten, „unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr Rat Roß, dessen Geburtstag wir heute feiern, ist von einem schweren Schlage getroffen worden, einem Schlage, der um so empfindlicher zu sein scheint, als er eigentlich von dem verehrten Jubilar selbst ausging." Kaum hatte der Redner diesen, nur einem der Anwesenden verständlichen Satz ausgesprochen, als Roß aufsprang. Seine Augen richteten sich mit starrem Entsetzen auf den Mund des Sprechers. Als er diesen jetzt zu einem unaufhaltsamen Lachen verzogen sah, vergaß er alles, was ihn an die Situation fesselte.

Mit einem Satz hatte er Hut und Stock erreicht und lief wie ein Rasender nach der Tür. Ein Gewirr von Stimmen schallte ihm nach: „Aber Freund, Mensch, Roß, Rößlein!" Nichts half jetzt mehr. Wie von bösen Geistern gejagt, rannte er weiter. Er sah sich nicht mehr um, — nur vorwärts und fort aus dem Gesichtskreise der Menschen, deren Züge er schon zu einem widerwärtigen Lachen verzerrt sah, fort aus der Hörweite all der höhnenden Bemerkungen, die ihm schneidend in die Ohren gellten, obwohl er sie noch gar nicht vernommen hatte! — Als er um die nächste Straßenecke biegen wollte, stieß er mit einer Dame fast zusammen. Er eilte hastig weiter, da hörte er ängstlich seinen Namen rufen: „Herr Rat, warten Sie doch nur einen Augenblick!" — Es war Annette Wendeborn. Sie hatte ihn gesucht mit der verzweiflungsvollen Sorge, die nur die Liebe in einem Frauenherzen so schnell zu entwickeln vermag. Als er den furchtbaren Schlag gegen Amalien und damit gegen das erträumte Paradies geführt hatte, war er fortgestürmt, die Welt vergessend und was ihn je an das stille Glück der Liebe hätte erinnern können. Die Wendeborn fing an sich schwarze Gedanken zu machen, als Hieronymus nach einer vollen Stunde noch nicht zurückgekehrt war, denn das war ganz und gar gegen seine Gewohnheit. Deshalb lief sie endlich in den dämmernden Abend hinaus; sie würde ihn finden, ihn zurückbringen, ihm das Gleichgewicht seiner Seele wiedergeben. Nun hatte sie ihn gefunden, — aber in welcher Gemütsverfassung! Er ging nicht mehr, er rannte, als müsse er einem neuen Verhängnisse entfliehen. Annette hatte zuerst große Schritte gemacht, dann hatte sie sich zeitweise, wenn sie sich überzeugt, daß kein unliebsamer Beobachter vorhanden war, in kurzen Trab gesetzt. Sie wollte ihn um keinen

Preis aus den Augen verlieren, wollte, dicht hinter ihm bleibend, möglichst zu gleicher Zeit mit ihm die Wohnung betreten. Als sie mit pochenden Schläfen vor ihrem Hause anlangten, konnten sie grade noch sehen, wie ein mit einem weißen Tuche verbundener Kopf sich von einem Parterrefenster der ihnen gegenüberliegenden Wohnung zurückzog. Roß schnitt dieser Anblick in die Seele. Er flog wie ein Gespenst in die geöffnete Haustür hinein, der Drücker rasselte ins Schlüsselloch seiner Korridortür, er riß sie auf und warf sie klirrend ins Schloß, so daß Annette Wendeborn erschreckt zurückfuhr und es vorzog, ihren Eintritt geräuschlos durch die Küche zu bewirken und dort zunächst zu verbleiben, bis der Sturm sich einigermaßen ausgetobt hätte. Nebenan im Wohnzimmer hörte sie den Rat mit hastigen Schritten hin und her gehen. „Dieser Lump, der Mayer!“ hörte sie ihn wiederholt stöhnen, und „die Wendeborn ist auch ein Kamel“, kam es dann von den zornbebenden Lippen. Annette hätte sich vor diesen unfreundlichen Kundgebungen am liebsten die Ohren zugehalten; aber der ihr innewohnende weibliche Instinkt, der das Kernwort „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“ noch immer für eine ungesunde Anomalie hält, ließ sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit aufhorchen, als drinnen jetzt die Worte erschallten: „Dumme Quatscherei, muß das Schaf auch noch der Mayer alles brühwarm erzählen!“ „Kamel, Schaf?“ das brachte ihr Blut in stürmische Wallung. Hatte sie das um ihn verdient? Es war empörend. Sie räusperte sich laut, dann hörte Hieronymus ihr Schluchzen. Er wurde stille, setzte sich an das nach dem Garten hinausführende Fenster und schluchzte auch. — Endlich klopfte es leise, und auf das matte „Herein!“ des Hausherrn erschien Annette im Rahmen der Tür nach dem Wohnzimmer, wo Roß, von den sich immer tiefer senkenden Schatten des Maienabends umfangen, traumverloren in die Kronen der blühenden Kirschbäume starrte, die sich von dem dunklen Hintergrunde des Gartens abhoben, wie Leichentücher, die ihm sein Glück und seine Hoffnung auf ewig verhüllten. „Herr Rat,“ begann jetzt Annette mit bebender Stimme, „Ihre ungerechte Stimmung gegen mich ist mir nun zur Gewißheit geworden. Trotzdem bin ich bereit, alles zu tun, was in meinen Kräften steht, Ihnen auch in dieser fatalen Angelegenheit zu dienen und etwaige Mißverständnisse aufzuklären. Fräulein Neigenfind läßt sich nicht sprechen, — ich werde ihr schreiben, — soll ich?“ „Meinetwegen schreiben Sie!“ grollte Hieronymus und wandte sein Gesicht wieder von der Sprecherin ab, um in den dunklen Garten zu starren, dessen Töne so ganz auf sein eigenes Gemütskolorit gestimmt waren. Annette verließ mit zornig zusammengezogenen Brauen das Zimmer; draußen in der Küche stampfte sie leicht mit dem Fuße auf, entzündete die Küchenlampe, ließ das Rouleau herunter und entnahm der Schublade des sauberen Küchentisches mit dem wachsleinenen Bezug ihre Schreibmappe. Nach Verlauf einer Stunde schon steckte sie einen Brief an Fräulein Amalie in den kleinen braunen Briefkasten an der Eingangstür zu Neigenfinds Wohnung. Der Brief war nicht lang, er enthielt nur die Worte:



Leonardo da Vinci: Iſabella von Eſte.

Nach einem Kohledrucke von Braun, Clement & Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.



Leonardo da Vinci: Studie nach dem Bildnis der Isabella von Este.

Nach einem Kohledrucke von Braun, Clement & Co. in Dornach i. E., Paris und New-York.

Meine liebe arme Freundin!

Sie sind heute nachmittag das Opfer eines unglücklichen Zufalls geworden. Der Rat ist untröstlich, bitte tragen Sie es ihm nicht nach, sondern geben Sie mir und ihm ein Zeichen, daß Sie vergeben und vergessen können. Ihre mitfühlende Annette Wendeborn.

Am andern Morgen, noch vor Eingang der Frühpost traf eine Depesche folgenden Inhalts ein:

Rat Roß, Querstraße 13.

Bowle gestern auf Ihr Wohl getrunken. Bedauerten plötzliches Unwohlsein und Mißgeschick. Kondolieren von Herzen. Möchte es ein Schlag zur Güte werden! Wenzel. Runge. Pinkert. Thielsch. Driesel. Hempel.

Erst gegen Mittag aber fand man in Hieronymus' Briefkasten einen zierlichen maiengrünen Briefumschlag mit der Aufschrift: „An Fräulein Annette Wendeborn.“ Auf einem gleichfarbigen Briefbogen mit den verschlungenen Initialen A. N. aber las Adressatin folgende Zeilen:

Geehrtes Fräulein Wendeborn!

Den Schlag ins Gesicht werde ich so leicht nicht überwinden, besonders, da derselbe noch von Ihnen und Frau Mayer gemeinschaftlich belacht worden ist, was wenig freundschaftlich findet

Ihre ergebene Amalie Neigenfind.

Den Rat hatte die Depesche seiner alten Stammtischfreunde erst recht nervös gemacht. Er aß die mit so mancher heißen Träne aus Annettens Augen gewürzten Kartoffelklöße heute mit einer Hast, die man noch nie an ihm bemerkt hatte. Dabei fragte er bissig: „Na, noch keine Antwort da?“ Annette verneinte, wie konnte sie diese unversöhnliche Kundgebung der Getroffenen seiner Kenntnis unterbreiten? — Ihre Bemühungen waren gescheitert, nun mochte die Zeit ihren langsamen Heilungsprozeß beginnen.

. . . .

Und die Zeit tat dies auch. Es ist ja noch nicht so lange her, daß sich diese traurige, leider aber wahre Geschichte innerhalb des Weichbildes unserer Reichshauptstadt zugetragen, die täglich so viel Elend und Kummer, täglich so viel eitel Freude und Lust mitanzusehen hat.

Ob es dem Herrn Rat während der Monate, die seitdem verflossen sind, gelungen ist, mit seinen weichen Händen die Scharte auszuwetzen, die sein wehrhafter Arm einst einem zarten Mädchenantlitze geschlagen, ob „die andere“, die statt „der einen“ am 20. Mai tötlich getroffen niedergesunken war, sich seitdem wieder erholt hat, und ob sie dem reuigen Sünder Absolution gewährte, wir wissen es nicht. Nur, daß er zu Weihnachten das perlengestickte Bürstenetuis mit der Aufschrift „Zum Andenken“ erhalten hat, das hörten wir vor wenigen Tagen vom Apotheker Wenzel. Jedenfalls wohnen Neigenfinds, die bereits zum Juli kündigen wollten, noch immer Querstraße Nr. 13 parterre gegenüber dem Herrn Roß — und das ist ein gutes Zeichen! —





Zur Verstaatlichung der Hibernia.

Der Sommer dieses Jahres hat sich nicht gerade durch eine Hundstagsstille ausgezeichnet, die seinem Übermaß an Hitze entsprochen hätte. Hielten in der auswärtigen „hohen" Politik die Kriegsereignisse Ostasiens, Tibets und Südwestafrikas die Welt in Atem, so gaben uns Deutschen außerdem einige recht bemerkenswerte Aktionen auf wirtschaftlichem Gebiete, mit denen uns die Regierungen fast gleichzeitig überraschten, reichen Stoff zur Aufregung und zum — Nachdenken. Am 28. Juli wurde der neue deutsch-russische Handelsvertrag unterzeichnet, am Abend desselben Tages verbreitete Wolffs Telegraphenbureau die Nachricht von der beabsichtigten Verstaatlichung der Bergwerksgesellschaft Hibernia, am 5. August veröffentlichte der Staatsanzeiger den Entwurf eines preußischen Wohnungsgesetzes, fast gleichzeitig mit einer Verfügung und Denkschrift der Minister für Finanzen und Inneres, die der energischen Gemeindebesteuerung des „unverdienten" Grundwertzuwachses das Wort reden. Rein zufällig ist das Zusammentreffen dieser auch äußerlich fürs erste voneinander unabhängigen Ereignisse. Und doch wird einst der Wirtschafts- und Sozialgeschichtsforscher die Geschehnisse dieser denkwürdigen Woche in einem inneren Zusammenhange begreifen und das zeitliche Zusammentreffen symptomatisch als das breite Einsetzen des ersten Aktes in dem Schauspiel: Gemeinwirtschaft wider private Monopolwirtschaft, deuten wollen. Wie das Wohnungsgesetz und der Grundwertsteuererlaß in ihrem letzten Grunde Vorstöße gegen die Ausbeutung des Bodenmonopols durch das spekulative Kapital weniger Privater bedeuten, so stellt der Plan der Hiberniaverstaatlichung einen Durchbruchsversuch der um ihre eigene Unabhängigkeit wie um die Masseninteressen der Verbraucher besorgten monarchischen Staatsregierung durch den immer enger sich schließenden Ring des schweren Montankapitals dar, das mit seinem Kohlen- und Roheisenmonopol die Grundlagen Deutschlands als „Industriestaats" unter seine absolute Herrschaft zu bringen trachtet. Der gleichzeitige Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages aber wird sich, zumal wenn die Vermutungen über seinen Inhalt, über die vorgesehenen Eisenzollsätze sich bewahrheiten, als ein Witz der Geschichte erweisen, die die Gegensätze zwischen Fabrikatindustrie und monopol-

süchtigen Schutzzollinteressenten zu besonderer Leidenschaft anstacheln möchte, ehe sie die Arbeit und das schöpferische, der Gemeinsamkeit dienende Kapital über das Monopol des nur verschlingenden Mammons siegen läßt. War es doch auch der zum guten Teil mit durch den deutsch-russischen Handelsvertrag vom 24. März 1894 veranlaßte Aufschwung Deutschlands und voran der rheinisch-westfälischen Montanindustrie, der vor 10 Jahren dem jungen, 1893 zustande gekommenen rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat den üppigen Nährboden bereitete, auf dem es sich zu seiner heutigen imponierenden, aber gemeinwirtschaftlich bedenklichen Größe entwickeln konnte. In ähnlichem Zusammenhange wird, wie gesagt, auch der neue Vertragsabschluß dem künftigen Wirtschaftshistoriker als nicht nur zeitlich, sondern auch innerlich zusammengehörig zu der Ouvertüre des Kampfes erscheinen, den der Hohenzollernstaat gegen die monopolwirtschaftliche Ochlokratie nunmehr begonnen hat und unter dessen Sturmzeichen die Attacke gegen das Kohlensyndikat das kapitalistische wie das soziale Deutschland ganz besonders erregt hat.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug der Alarmruf von der Hiberniaverstaatlichung in der sommerflauen Börse, der Presse, dem Publikum ein. Das Unerwartete hat der Staatsaktion die erwünschte Sensation verliehen, die auch den deutschen Philister von seiner emsigen Beschäftigung als asiatischer Schlachtenlenker abzulenken und für diese „Börsengeschichten" empfänglich zu stimmen vermochte. Leider ist durch die finanztechnische Einfädelung des Verstaatlichungsmanövers und die einseitig daran herumzerrende Preßkritik so viel Staub aufgewirbelt und Sand in die Augen der Laien gestreut worden, daß sie allzuleicht diese Wolken für das Wesentliche nahmen und dem dahinter sich abspielenden Ringen der beiden Mächte Staat und Großkapital nicht die volle Aufmerksamkeit schenkten. Als am 28. Juli die denkwürdigen Meldungen erschienen: „Die Staatsregierung beabsichtigt, der Bergwerksgesellschaft Hibernia zu Herne ein Angebot für die Abtretung ihres Unternehmens gegen eine Rente von 8 Prozent in 3prozentigen Konsols zu machen; das Angebot bezieht sich auf das gegenwärtige Aktienkapital von 53½ Millionen; es sollen also für je 3000 Mk. des Hiberniaaktienkapitals Staatsschuldverschreibungen der 3prozentigen konsolidierten Staatsanleihe von 8000 Mk. mit Zinsscheinen für die Zeit vom 1. Januar 1905 ab gewährt werden", und nun plötzlich klar wurde, daß hinter den von der Dresdener Bank seit Wochen bei lebhafter Steigerung der Kurse von 194,5 Prozent am 1. Juni auf 208,5 am 1. Juli und 230 am 28. Juli systematisch betriebenen Hibernia-Aktienankäufen der preußische Handelsminister stünde, da konzentrierte sich der Hauptsturm der Erregung, an dem prinzipiellen Gesichtspunkte der Verstaatlichung vorübergleitend, auf die Geldfrage. Der Minister hätte nicht einer besonderen Bank durch geheimen Auftrag einen Millionengewinn zuschieben dürfen; man schalt sein Vorgehen ein „bärentäppisches", „das jedem Bankkommis das Genick brechen würde"; die in Hibernia Spekulierenden empörten sich darüber, daß der Minister nicht offen ein Kaufgebot durch die Seehandlung an alle Aktionäre zu dem schönen Satze von 240 Prozent gemacht, die nicht beteiligten Banken traten in die Opposition, weil der Minister sie nicht stillschweigend ins Vertrauen gezogen und am Schröpfen des Publikums beteiligt hatte. Einige mit der Hiberniaverwaltung Befreundete fanden auch, daß eine Abfindung zu 240 Prozent eigentlich ein Pappenstiel für dieses in den letzten Jahren 11 Prozent abwerfende Werk sei, und wollten sich erst mit 270—300 Prozent begnügen. Gewisse Praktiker wieder

rechneten Herrn Möller vor, daß er die Hiberniaaktien einige Monate früher um 30 Millionen billiger hätte kaufen können, wenn er vor der von ihm begünstigten Erneuerung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats (am 31. Dez. 1903), als die Hiberniaaktien noch 180 standen, durch den Reichsanzeiger Kaufvorschläge zu 200 Prozent veröffentlicht hätte; freilich habe er damals wohl noch nicht sein Herz entdeckt, sondern erst als der Freund des Kaisers, Fürst Henckel von Donnersmarck, der Besitzer des Eisenwerks „Krafft", das sich dem Roheisensyndikat nicht fügen wollte, vom Kohlensyndikat mit Lieferungssperre bedroht, sich im Frühjahr bei Seiner Majestät beschwerte, sei es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. Aus dieser Gesinnungsänderung suchten dann einige liberale Blätter vom allgemeinpolitischen Standpunkte aus dem Minister einen Strick zu drehen: habe er doch noch 1902 beim Ankauf der westfälischen Felder erklärt, daß keine Verstaatlichung der Kohlengruben beabsichtigt sei. Und die offizielle Korrespondenz der Nationalliberalen Partei, von deren Plattform Herr Möller zum Ministersessel emporgestiegen, will neuerdings gar den Abtrünnigen deswegen vor den Richterstuhl der Moral zitieren.

Erst bei diesen letztgenannten Gruppen der Kritik setzt der prinzipielle Widerspruch gegen den Verstaatlichungsgedanken neben den pekuniären und finanztechnischen Bedenken ein. Es ist nicht unsere Aufgabe, den Schildträger des Herrn Möller gegenüber den Angriffen auf seine bankpolitische Klugheit zu spielen. Nur mag erwähnt werden, daß bei allen diesen Angriffen der Neid, nicht genug bei diesen Verstaatlichungsgeschäften für sich herausschlagen zu können, bei den Kritikern auf der Bankseite mitspricht, und daß ein Bankgelehrter, Dr. Schacht, der, obwohl Archivar der Dresdener Bank, sich doch um wissenschaftliche Unbefangenheit bemüht, in den „Preußischen Jahrbüchern" das Vorgehen des Ministers für kaufmännisch richtig erklärt, trotz des vorläufigen Fiaskos, das die Gegner aus der Hochfinanz und der Ruhrindustrie dem Ankaufsplane zunächst bereiteten. In Wahrheit läßt sich bei allen solchen spekulativen Manövern der Ausgang, der oft von psychologischen Kleinigkeiten abhängig ist, mit aller Logik nicht berechnen; die sichersten Urteile der unfehlbaren Fachleute können irren und sich widersprechen, selbst wenn es sich um eine „so klare Sachlage" wie den russisch-japanischen Krieg handelt! Daß irgend eine andere Form des Hiberniaaktienerwerbs auf den ersten Streich zum Erfolge geführt haben würde, dafür wird keiner der kaufmännischen Rezeptschreiber, die Herrn Möller jetzt das bankpolitische Abc beibringen wollen, seine Hand ins Feuer legen mögen.

Und mag schließlich der geschäftliche Schnitzer des Handelsministers dreimal zum Himmel schreien, richtiger und wichtiger ist es auf jeden Fall, statt die Kritik auf diese Bagatelle zu verbeißen, den Kern der ganzen Aktion aus der verwunderlichen Schale zu schälen und das Duell des kartellierten Kapitals mit der Macht des sozialistischen Verstaatlichungsgedankens in seiner Entwicklungsnotwendigkeit klar zu beleuchten, einer Notwendigkeit, der sich selbst einer der besten Kartellgetreuen, sobald er an verantwortlicher Stelle im Staate zur unbefangenen Beurteilung der volkswirtschaftlichen Triebkräfte gelangt ist, nicht entziehen kann: der Kommerzienrat von Brackwede als Pionier der Bergwerksverstaatlichung, das ist nicht nur ein interessanter Beitrag zur Psychologie der Staatsmänner, sondern der lebendigste Beweis, daß auf dem Gebiet der Kohlenkartellierung der Umschlag der Entwicklung von der Thesis zur Anthithesis, von der uneingeschränkten Allmacht des Privatkapitals in die gemeinwirtschaftliche

Gebundenheit in der Luft liegt und auch die widerstrebenden Geister in dem systematischen Deutschland unwiderstehlich in seinen Bann zwingt. Es ist das unfreiwillige Verdienst der westdeutschen Industriemagnaten, die mit feiner Witterung für die wirtschaftlichen Wandlungen begabt sind, die Erkenntnis von der innersten Bedeutung des Hiberniahandels als des Wendepunktes in der privaten Monopolwirtschaft weiteren Kreisen zum vollen Bewußtsein gebracht zu haben, einmal durch das blindwütige Widerstreben, das naiv-offenherzige Protestieren gegen die annoch verschleierte „Massenverstaatlichung des Kohlenbergbaus" und sodann durch die gleichzeitigen, als Gegenminen gedeuteten unheimlichen Fusionen der Werke Schalke, Gelsenkirchen, Aachener Hüttenverein. Durch dieses Verhalten im Verein mit den fortgesetzten Zechenstillegungen ist die noch zögernde Lawine ins Gleiten gebracht worden.

Die Syndikatsherren haben so, während sonst die Kritik sich um die Nebenvorgänge erregte, das Verstaatlichungsproblem aufgerollt — als Schreckgespenst: sie haben sich selbst damit den Teufel an die Wand gemalt, den sie nicht mehr los werden dürften. Die unheimliche Macht, die sie in dem glatten Niederwerfen des ersten Einbruchsversuchs des Staats in ihre Zwingburg offenbarten, hat auch den Uneingeweihten und sonst Gleichgültigen die Augen dafür geöffnet, daß hier ein Staat im Staate herangewachsen ist, dem man sich entweder bedingungslos unterwerfen oder aber den man mit allen Mitteln bändigen muß.

Dieses allgemeine aus der Bestürzung geborene Interesse der politischen Massen erst wird es ermöglichen, den Kartellen von Gesetzes und Staats wegen beizukommen, und wird den Staatsmännern, die das Monopol zu brechen und der Gemeinsamkeit dienstbar zu machen nicht erlahmen können, die erforderliche Rückendeckung gewähren. Die Politik der Syndikate war schon längst in einem gewissen Sinne gemeinschädlich oder wenigstens gefährlich, das haben Tausende von Verbrauchern wohl gespürt, das haben die nationalökonomischen Untersuchungen seit Jahren festgestellt. Aber was wollte die Ohnmacht dieser wenigen Wissenden gegen die mit der Hochfinanz verschwägerten und für die Staatsregierung politisch unentbehrlichen Schwerindustrie-Aristokraten ausrichten? Erst die bürgerliche Masse mußte durch das Sensationsschauspiel „Hibernia" aufgerüttelt und nunmehr für die volkswirtschaftliche Kritik an diesen eigenartigen Gebilden unserer kapitalistisch technischen Entwicklung empfänglich werden.

Bis vor kurzem glaubte man in weiten Kreisen, daß die systematische Kartellierung und Fusionierung einzelner Gewerbezweige zu Ringen und Trusts eine amerikanische Milliardärspezialität wäre, die die Republik über dem Wasser in eine wirtschaftliche Ochlokratie korrumpieren würde und gegen deren weltumspannende Polypenarme man sich durch Schutzzölle, Tarifmaßnahmen und — entsprechende deutsche Gegengründungen von Produktions- und Absatzkartellen zu wehren versuchen müsse. Besonders der versuchte Welt-Petroleumtrust hatte schwere Sorgen auch bei der Masse der deutschen Verbraucher wachgerufen. Daß diese selbe Entwicklung zum Kartell und Trust in unserem eigenen Lande inzwischen längst sich vollzogen, wenn auch in anderen Formen und Abmessungen, ist den meisten Deutschen erst während der sogenannten „Kohlennot" des Jahres 1900 und durch das Treiben des Zucker-, des Spiritus- und des Roheisenkartells klar geworden. Der Kenner aber weiß, daß es sich hier um weit zurückreichende organische Bildungen handelt.

Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat, um das heute hauptsächlich der Kampf tobt, ist im Jahre 1893 gegründet worden, um der nach 1899 unerträglich gewordenen Unvernunft in der Kohlengewinnung und -verschleuderung, die den Montanbergbau durchaus unrentabel machte, durch eine geregelte Absatzorganisation zu begegnen. Freilich war es wohl die ersten Jahre weniger die Kartellierung des Kohlenbaus als die wirtschaftlich-technische Revolution Deutschlands, die die üppige Entwicklung der Montanindustrie ins Riesenhafte bestimmte. Großkapitalistisch und großindustriell war sie auch vor dem Abschluß des Kohlensyndikats bereits angelegt und aufgebaut. Das Kohlensyndikat war ebenso wie die verschiedenen Kartelle in der Hütteninduftrie nur der Rahmen für die allmächtig wachsende Montanproduktion und allenfalls ein sanft wirkender Regulator für die Preisgestaltung, die damals nie größere Sprünge als 50 Pfg. pro Tonne machte. Auch bezogen sich die Verkaufsabschlüsse in jener Zeit noch auf kürzere Fristen und legten die gleich stark organisierten Abnehmer nicht auf jahrelange Zwangsbezüge zu Preisen fest, die den wechselnden Wirtschaftslagen widersprachen. Bis zum Jahre 1898 pflegte das Kohlensyndikat eine bedächtige, von aller amerikanischen Tyrannis freie Kartellpolitik. Die Riesenwerke, welche die Aufsaugung der kleineren hätten betreiben können, standen überwiegend noch im Besitz von alten Familien, die ein persönliches Verhältnis zu ihrem Unternehmen pflegten und die Rücksichten auf die öffentliche Meinung nicht ganz hinter die Geschäftsinteressen zurücksetzen mochten. Und auch bei den leitenden Geistern der Aktienwerke in den Kartellen herrschten die Erwägungen vor, die Konzentration der Rohstoffgewinnung und -verteilung nicht allzu auffällig zu überstürzen, um keine öffentliche Gegnerschaft vor der Zeit der Erstarkung herauszufordern. Vor allem aber standen noch zu viele großkapitalistische Zentren in Interessenkonkurrenz bezüglich der verschiedenen Montanwerke einander gegenüber, die gigantischen Bankfusionierungen waren noch nicht erfolgt. Während der 1899 einsetzenden Hochkonjunktur aber riß ein Taumel der Spekulation auch die besonneneren Kartellmänner mit sich fort, und jene neue Entwicklung zu einseitiger Monopolausbeutung, auf Kosten der Kohlen- und Eisenverbraucher in der Fertigfabrikation, brach herein, die in ihren unbarmherzigen Konsequenzen heute den Widerspruch der politischen Kreise Deutschlands nicht minder als der wirtschaftlichen Interessenten wecken und das Einschreiten der Regierung veranlassen.

Unter dem Einfluß der übermäßigen Nachfrage nach Kohle und Eisen, begünstigt durch die Kapitalsinteressenverschmelzung in der Hochfinanz, deren Vertreter in den bedeutendsten Werken sitzen, wandelten sich die „Kartelle niederer Ordnung“, wie sie die bisherigen, meist nur zur Preis- und Lieferungsregulierung bestimmten Organisationen darstellten, in solche „höherer Ordnung“ um, die auch „die Beseitigung des ungesunden Wettbewerbs auf dem heimischen Markte“ durch Produktionsregulierung und Einschränkung, durch Niederkonkurrieren und Aufkauf der außenstehenden Werke, durch immer rationellere Konzentration der Produktion auf wenige der günstigst arbeitenden Zechen und Hütten, möglichst einheitlich von einer Stelle aus geleiteter Riesenunternehmungen, anstrebten. An sich sind das wirtschaftliche und technische Notwendigkeiten, die im Interesse der höchsten Leistungsfähigkeit unserer deutschen Bergbauindustrie liegen. Durch die Zersplitterung der Produktion in ungezählte, einander das Leben sauer machende Unternehmungen, deren Generalspesen die Erzeugung schwer belasten, die zur Sicherung ihrer Existenz oft vielerlei

Geschäftszweige pflegen und infolge dieser mangelhaften Arbeitsteilung den einzelnen nicht bis zur spezialistischen Vollendung ausgestalten können, geht eine Fülle wirtschaftlicher Kraft verloren. Nach dem Gesetz von den mit der Betriebsgröße abnehmenden Kosten in der Industrie, das man dem Gesetz von den abnehmenden Erträgen des landwirtschaftlichen Großbetriebs gegenübergestellt hat, kann der zentralisierte Riesenbetrieb, der die höchste technische Vollendung mit streng durchgeführter Spezialisation verbindet, in gewaltiger Massenfabrikation billiger das einzelne Produkt herstellen als der kleinere Betrieb. Darum ist es denn wohl auch möglich, daß ein Großbetrieb, der sich durch sogenannte „Schleuderpreise“ (›dumping›) einen starken Absatz über den heimischen Kundenkreis hinaus erobert hat, diesem letzteren mäßigere Preise als vor jener Exportforcierung stellen kann, mögen die den Auslandsverbrauchern gewährten Preise auch noch um ein bedeutendes niedriger sein. Jedenfalls kann man in solchen Fällen nicht direkt behaupten, daß das Ausland auf Kosten des Inlands so billig bedient werde. Freilich diese Möglichkeit der Preisermäßigung ist meist wohl nur eine theoretische und führt in ihren praktischen Konsequenzen doch schließlich immer dahin, daß das Ausland den Rohstoff billiger erhält als der heimische Verbraucher, der infolge der Schutzzolleinhegung des nationalen Marktes sich der Preisdiktatur der kartellierten Rohstoff- und Halbfabrikatlieferanten fügen muß. So verkaufte das westfälische Kokssyndikat 1902 Hochofenkoks nach Österreich für 8—10 Mk. die Tonne, während die deutschen Werke gleichzeitig 17 Mk. zahlen mußten. Stabeisen und Walzdraht ging ins Ausland für 100 Mk. gegenüber 125 Mk. im Inlande; ähnlich steht es mit Trägern, Platten, Knüppeln. Diese Zustände haben oft die sonderbarsten Wirkungen: so bezogen südbayerische Kohlengroßkonsumenten trotz der erhöhten Frachtsätze preußische Kohlen über die Schweiz, weil der Auslandszwischenhändler sie soviel billiger erhielt und wieder abgeben konnte. Und berühmt ist ja jenes Stückchen aus der amerikanischen Kartellpolitik, wo ein Kaufmann in Baltimore 70 Frcs. Gewinn pro Tonne Nägel dadurch machte, daß er diese Nägel des amerikanischen Wire nail pool über den Ozean versenden und von Europa dann zurück nach Baltimore frachten ließ. Der Ausführpreis der Nägel plus doppelter Fracht und Einführzoll in den Vereinigten Staaten war immer noch niedriger, als der vom Drahtnägelkartell für das Inland festgesetzte Preis. Nun wird zur Rechtfertigung der Preiskartellierung, wie gesagt, behauptet, nur so lasse sich die ruinöse Konkurrenz in der Roh- und Halbzeugindustrie beseitigen. Schön! aber die halbzeugverbrauchende Fertigfabrikatindustrie muß die Kosten dieses Heilverfahrens tragen, und wenn zu der Exportforcierung sich dann noch die künstliche Einschränkung der Rohproduktion durch die Kontingentierungspolitik der Syndikate gesellt, wenn das Kohlensyndikat z. B. mitten im Winter 1899 zur Zeit des böhmischen Kohlenarbeiterstreiks eine Einschränkung von 10,28 Prozent verfügt, während die Verbraucher nach dem schwarzen Brote geradezu schreien, und dann binnen einem Jahre die Preise für einen Waggon Ruhrkohle von 125 Mk. auf 240 Mk. ab Zeche emporschnellen, ja, Industrielle, die gegen Kaution 1000 Waggons bestellen, den Bescheid empfangen: „Nichts abzugeben“, dann scheint doch die Fürsorge für das Wohl der Rohstoffwerke ein wenig zu weit getrieben und an das zu grenzen, was man nackte Monopolwirtschaft nennt. ›Business is not philanthropy‹ — Geschäft ist nicht Menschenliebe! Man schreit über die „unsinnigen“ Lohnforderungen der organisierten Arbeiter, die die

Konkurrenzfähigkeit der deutschen Exportindustrie ruinieren werden; „vaterlandslose Gesellen" nannte der Kaiser die ausgesperrten Hamburger Werftarbeiter, weil er, falsch informiert, zu unrecht glaubte, sie hätten die Konjunktur des Arbeitsmarktes bei der Ausrüstung der ostasiatischen Expedition ausnützen wollen: die Kohlenpreise aber stiegen in dieser Zeit des Riesenverbrauchs für Kriegs- und Transportschiffe von 9,13 Mk. 1899 auf 12—14 Mk. August 1900 für Flammkohlen und von 13,19 Mk. auf 16,11 Mk. für Koks; es scheint, daß das Kohlenkartell die Konjunktur nicht ganz ungenützt hat vorüberstreichen lassen. Wenn dann von sozialdemokratischer Seite hinzugefügt wird, die Kohlen- und Eiseninteressenten seien die tüchtigsten Stützen des Flottenvereins, so ist das natürlich hämische Verhetzung.

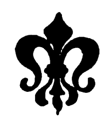
Moral und Wirtschaft, das gibt freilich selten eine Liebesheirat. Aber das Gemeinwohl erfordert es, sie in eine Konvenienzehe zu zwingen. Das ist die Aufgabe des Staates bei seiner Kartellpolitik. Und zwar muß er die ungebärdigen Riesenkinder zwingen, solange sie ihm noch nicht über den Kopf gewachsen sind, wie etwa die amerikanischen Trusts der Unionsregierung.

Die Neigung zu solcher Hypertrophie verstärkt sich auch bei den deutschen Kartellen von Tag zu Tag. Sowohl die Verschmelzung der hinter den Montanwerken stehenden Großbanken, wie vor allem die Konsequenz der begonnenen Betriebskonsolidierung treibt mit Notwendigkeit zur Vertrustung der Kohlen- und Eisengewinnung. Über dem Kartell, das nebeneinanderstehende Betriebe eines Industriezweigs horizontal verkettet, baut sich der Trust die horizontale und vertikale Zusammenfassung einer Industrie mit allen ihren Unterstufen und einer Reihe von Oberstufen in einem Zentralunternehmen auf. Die fortschreitende Bildung der sogenannten „gemischten Betriebe" in unserer Kohlen- und Eisenhütteninduſtrie bahnt die Wege dafür. Diese gemischten Betriebe, d. h. die Angliederung von Eisenhütten an Kohlengruben oder umgekehrt von Zechen an Hüttenwerke, die seit Mitte der 90er Jahre systematisch vorgenommen wurde, entsprangen zunächst wohl dem Streben nach einer gewissen Unabhängigkeit im Materialbezug betreffs Preis und Lieferungsbedingungen, was gleichbedeutend zumeist mit Verbilligung der Produktionskosten ist, dann auch dem Streben nach einer breiteren Produktionsbasis, die das Geschäft jetzt mehr auf dieses, jetzt mehr auf jenes Erzeugnis je nach der Konjunktur zu stützen gestattete. Sehr bald aber wurde die Betriebskombination von den größten und leistungsfähigsten Werken als ein Mittel benützt, die kleineren, durch die Kartelle in ihrer Produktion oder in ihrem Materialbezug beengten Konkurrenzwerke zu erdrücken, um sie schließlich sich anzugliedern, sie stillzulegen und deren Beteiligungsziffern im Kartell für sich neu auszunützen. In dieser Richtung wirkte die Ende 1903 erfolgte Neuregelung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats besonders förderlich. Neben einer äußerst strengen Förderungsbeschränkung für den Inlandabsatz läßt es die zum Selbstverbrauch der Werke dienende Kohlenerzeugung gänzlich frei. Die Zechen können die ihnen angegliederten Eisen- und Stahlwerke also ganz billig mit Kohle versorgen, während die Eisenwerke ohne Kohlengruben die teuren Kartellpreise zahlen müssen, folglich nicht mehr konkurrieren können. Alles drängt mithin zur Kombinierung, zur Verschmelzung. So entstehen Trustansätze wie Schalke-Gelsenkirchen-Aachener Hüttenverein mit 285 Millionen Betriebskapital, ein „A—Z-Unternehmen", das die Kartelle bloß noch zum Inschachhalten der Konkurrenten auf dem Inlandmarkte braucht. Doch dieser Vorgang ist nur die Ouvertüre. Die Rheinisch-

Westfälische Zeitung, das Blatt der Montanmagnaten, erklärt ganz offen, „daß die Konzentration in der Eisenindustrie und die Interessengemeinschaft zwischen Kohlenbergbau und Eisengewerbe für die nächste Wirtschaftsperiode den Charakter unserer großgewerblichen Entwicklung bestimmen“.

Dem gegenüber kann der Staat nicht die Hände in den Schoß legen. Die freie Konkurrenz, die als die Nährmutter der Initiative, als der Sporn sich steigernder Wirtschaftskultur sonst gegen die bureaukratische Regelung durch den Staat ins Feld geführt wird, existiert nicht mehr im Montangewerbe. Hier kann also der schwerfällige fiskalische Betrieb nicht viel verderben, selbst wenn man die volle Verstaatlichung wollte. Aber der Staat braucht die gegebenen Formen privater Unternehmung gar nicht zu zerbrechen. Er soll sie nur unter seine Faust bringen, teils als mächtiger Partner innerhalb des Konzerts von Gruben und Zechen, teils durch Umklammerung von außen mittelst Berggesetze und Kartellgesetze, mit elastischer Handhabung der Eisenzölle und Eisenbahntarife. Keins hilft ohne das andere. Denn die internationale Verbrüderung der Kartelle, die die Auslandsmärkte klug unter sich aufteilen, statt sich konkurrierend zu unterbieten — vergl. die Walzdrahtsyndikatsverträge mit den Österreichern, die Drahtstiftkartellierung zwischen deutschen, belgischen, holländischen Firmen usw. — schreitet lustig fort zur Weltvertrustung — siehe Petroleumring, Morgantrust u. a. Freilich der Staat allein kann immer nur regulieren. Vom fiskalischen Betrieb ist ebensowenig großzügige Sozialwirtschaft zu erwarten, wie von unseren Juristen eine rechtliche Meisterung der Kartelle oder gar des Trusts. Beide Helfer werden allenfalls mildernd wirken, aber nicht die großartigen, im Kartellwesen wirksamen wirtschaftlichen Triebkräfte umlenken und fruchtbar machen für die Gemeinsamkeit. Dazu bedarf es neuer organischer Bildungen, umfassender genossenschaftlicher Organisation der Konsumenten, die ihre Macht — denn der Bedarf ist der Herrscher der Wirtschaft, dem die Produktion dienen soll — immer mehr begreifen und ausnützen lernen sollten. Sie müssen durch Großeinkaufsgesellschaften die Massennachfrage monopolisieren und also der monopolisierten Produktion gegenüberstellen. Und die Arbeiterschaft, auf die sich die Regierung, will sie der Umklammerung durch die agrarischen und industriellen Monopolinteressenten entweichen, mehr und mehr stützen wird, muß ihre Organisation immer straffer und stärker den organisierten Produktionsleitern und Kapitalmagnaten gegenüberstellen, um vielleicht durch Allianzen mit den Unternehmern die Lohn- und Arbeitsregelung in Einklang mit der Produktions- und Preisgestaltung der Werke zu bringen, damit nicht aus der Haut der Arbeiter als Diener der gewinnbringenden Produktion und als Verbraucher dieser Produkte doppelt Riemen für das Kapitalsmonopol geschnitten werden.

In diesem Sinne wird sich die Expropriation der Expropriateure vollziehen. Dr. Waldemar Zimmermann.



Éducation sentimentale.

Gustave Flaubert hat in seinem Roman „Éducation sentimentale" das Buch des Desillusionismus geschrieben. Die Welt der Vorstellung und die Welt der Wirklichkeit prallen aneinander, und das Leben korrigiert unerbittlich die Träume.

Ein ewiges dichterisches Motiv ist es, diese Éducation sentimentale; menschliches Wesen läßt sich dabei in seinem Tiefsten ausschöpfen, wenn ein hellsichtiger Künstler alle Gefühlsmöglichkeit eines Menschenkindes heraufbeschwört und diesem Reiche gegenüber alle starken Mächte der Außenwelt sich aufrichten, wenn er die heißen Seelenflammen in edlem Kampf gegen die unerbittlichen Felsmassen auflohen läßt.

Zu dem Verzweiflungsende des Schwärmers kann er den Kampf führen, oder zu der Erkenntnis des reifen Resignierenden, der mit dem Leben nun ein höheres Einvernehmen schließt.

In solchem Gegenspiel vermag ein Schöpferischer, der in das Innere der Menschen so sicher zu schauen weiß, wie in das bunte Getriebe der äußeren Existenz, ein Weltbild von reichster Fülle sich entfalten lassen.

Dieser Monat brachte eine Reihe Dramen von mancherlei Rasse, deutsche, holländische, russische, die merkwürdig übereinstimmend sich dies Thema der enttäuschten Illusion, des Zusammenstoßes von Vorstellung und Wirklichkeit, der grausamen Gefühlserziehung durch das Leben wählten.

Leider geben sie meist nur Gelegenheit, vom „Gegenbeispiel" zu sprechen und zu demonstrieren, was aus einem dichterischen Problem in groben Handwerkshänden wird.

Das Thema in seinen ausgiebigsten Möglichkeiten erfaßt das Schauspiel „Traumulus" von Arno Holz und Jerschke. Es erfaßt es und läßt es rein theatralisch verpuffen. Die großen Möglichkeiten des Themas liegen hier in dem dichterisch noch lange nicht ausgeschöpften Boden der Handlung. Dieser Boden ist die Schule, das Verhältnis zwischen dem Erzieher und der Jugend.

Der Erzieher, der Gymnasialdirektor, ist hier ein Weltfremder, der nur in seinen, an den Buchbegriffen klassischen Ideals genährten Vorstellungen vom Wahren, Guten und Schönen lebt. Seine Schüler gaben ihm den Namen „Traumulus". Das Schauspiel führt diesen edlen, aber der Wirklichkeit nicht gewachsenen Menschen zum Zusammenbruch seiner inneren Welt. Es bringt ihm bei, wie seine Schüler ihn belügen und betrügen, wie um ihn Komplotte bestehen und Ränke, und es dreht ihm schließlich einen Untergangsstrick. In einem Moment schwerster Enttäuschung läßt der sonst so Gütige sich zu einer Ungerechtigkeit hinreißen, er, der alle Lügen vertrauensvoll geglaubt, ist, da ihm sein früherer Lieblingsschüler wahrhaft bußfertig naht, unerbittlich und weist ihn ab. Der gibt sich verzweifelnd, aus gekränktem Ehrgefühl, den Tod und zerstört damit das Leben des Lehrers. In der Güte und in der Strenge fühlt sich der arme Traumulus von seinem Gefühl betrogen, er verliert den Glauben an sich, alle die festen Begriffe und Vorstellungen, mit denen seine Existenz so sorglich geschützt schien — si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinæ — sie wanken, und nackt und bloß erschauert ein um sich selbst betrogener schiffbrüchiger Mensch.

Dies Thema hätte eine dichterische, rein innerliche Behandlung verdient. Es fand sie bei diesen Autoren nicht. Das Innerliche ward zur Nebensache, ein Intrigen- und Milieustück wurde die Hauptsache.

Die Konflikte entwickeln sich nicht auf dem Boden der Charaktere, sie werden von außen gehetzt und geschürt. Statt tragisch geht es tückisch zu. Und wie es immer ist, wenn tückische Technik regiert, eine Figur muß der schädliche Regisseur aller übeln Verwickelungen werden. So war es in der alten blutdürftigen Bösewichts-Schauertheatralik, so ist es noch heute. Nur wandeln sich die advocati diaboli und nehmen geschmeidig immer die modernen Erscheinungsformen an. Sie haben nicht mehr Schweif und Klauen und schleichen nicht mehr rothaarig auf Intriganten-Gummischuhen, aber der Kern ist der gleiche.

Bei Holz und Jerschke ist die Wurzel alles Übels der Landrat. Ohne jede Motivierung wird er als erbitterter Feind des Gymnasialdirektors hingestellt, der ihm in der hinterlistigsten Weise, sogar auf die Gefahr hin, sich selbst auf das Schwerste zu kompromittieren, Schlingen und Intrigen spinnt. Er will ihn unmöglich machen und aus dem Amt bringen. Nur durch die Ränke dieser unwahren Figur — die allein durch die äußere Erscheinung in Geste und Jargon einen Schein von Wirklichkeit hat — werden die Konflikte zwischen dem Lehrer und den Schülern zu so einschneidenden und folgenschweren. Nicht von innen entwickeln sie sich, von außen werden sie gewaltsam herbeigezwungen. Die Verfasser legen die Handlung ganz auf die äußerlichen Geschehnisse, auf die überhitzten Situationen, in denen erregte Menschen aufeinanderplatzen, an.

Wie sie viel mehr für das dankbare Beiwerk als für den Ernst ihres Themas sind, verrät der dritte Akt, der in einem dem Drama ganz unproportionalen Maß mit einem Pennäler-Kommers gefüllt ist, mit Liedersingen, Bierreden, Salamanderreiben.

Hier merkt man die Absicht. Die dankbaren Praktiken des Milieustückes, die illustrativen Genreszenen, die das Publikum des Rosenmontags und verwandter Bilderbogenserien so sehr liebt, haben hier wirksame Fortsetzung gefunden. Und der Erfolg hat ihnen nicht gefehlt.

Das Grelle und Grobe regiert hier. Die Verfasser arbeiten mit dem Besenstiel, sie häufen und unterstreichen. In ihrer Bösewichtstechnik bereiten sie dem Idealisten gleich noch mehr Unheil, sie geben ihm eine morsche, vergiftete Familie. Er muß eine Frau haben (wie er zu der kam, sagt uns niemand), die eine durch und durch verdorbene Kokette ist und den alten Mann betrügt. Sein Sohn aus erster Ehe ist ein verlumpter Student, der Wechsel fälscht und von der Stiefmama durch Drohungen, ihre heimlichen Wege zu verraten, Geld erpreßt. Das hat für die Ökonomie des Dramas selbst gar keine Bedeutung, es sind nur sozusagen kraß kolorierte Ornamente, mit denen es ausgeputzt ist, um die innere Leere zu verdecken.

Eine tiefere seelische Ausbeute hätte der Fall des Schülers verdient. Es handelt sich hier um das erste sinnliche Liebeserlebnis eines jungen Menschen, um die Gewissensverwicklung und die seelische Not, in die er gerät durch den Zwang, das Geheimnis zu bewahren, und durch die zerfleischende Reue seinem väterlichen Lehrer gegenüber, den er belügt und der gütig zu ihm ist, vor dem er dann sein Gewissen erleichtern will und dessen Mißtrauen, jetzt ebenso schrankenlos wie das vorige Vertrauen, ihn zurückstößt.

Wie hätte hier ein Dichter alle die dumpfen, drängenden Wallungen der Übergangsjahre darstellen können und dieser Jugend gegenüber den alten Mann in seiner Güte und Weltfremdheit, diese zwei Welten gegeneinander, die gegenseitig aneinander unschuldig schuldig werden. Die Tragik des Pädagogen, der die Bücher besser kennt als die Menschenseelen, der mit bestem Willen

zum Guten in der Nachsicht wie in der Strenge fehlgreift und der, selbst ein kindlich reiner Mensch, doch zum Zerstörer an sich und anderen wird — das hätte verdichtet werden sollen, die schauspielerische Gestaltung des Lessingtheaters, vor allem die innere Gewalt Bassermanns, ließ es auch ahnen, aber Holz und Jerschke machten sich's bequemer.

Weit gröber noch ward die dramatische Éducation sentimentale in einer sogenannten Komödie Otto Erich Hartlebens, „Ein wahrhaft guter Mensch“, gehandhabt, die an dem jüngsten Berliner Theater, dem Lustspielhause Dr. Martin Zickels als Eröffnungsstück in Szene ging.

Der Mottofrohe, der gern mit der Angelus-Silesius-Gebärde würdevolle Weisheit streut, gab seinem Opus zwei Aufschriften: Güte ist Macht, und zur Sicherheit dann noch einen Zweizeiler:

Gut ist ein stilles Herz, — gutmütig ist der Schwache —
Doch wahrhaft gütig sein ist stolzer Herren Sache.

Das hebt sehr überlegen an und schmeckt nach reifen Früchten. Was aber danach kommt, ist plumpes Possenspiel, das sich um einen aus Blindheit und Unreife gutmütigen Menschen dreht und ihn so lange foppen läßt, bis er ungemütlich wird. Statt deutsamen Sinnspruches gehört sich für diesen mäßig guten Menschen ein Gemeinplatz: Durch Schaden wird man klug.

Dies schlichte Sprichwort bestimmt auch sofort die Requisiten. Nötig sind zum Klugwerden: einer, der es noch nicht ist, und dann möglichst viel Schaden, je dicker und toller, je besser; um so deutlicher wird das Beispiel.

Mit einer derben Handgreiflichkeit, die man Hartlebens doch oft so graziös voll Menschenwitz und Kunst spielendem Geist nicht zugetraut hätte, haut er seine Theaterszenen zusammen. Sein Idealist scheint im Grunde gar nicht so gütig, sondern er ist ein in seinen fest fixierten Vorstellungen und Anschauungen eingesponnener beschränkter Kopf, ein blutiger Weltverbesserungsdilettant. Daß er Gutes tut, geschieht mehr seiner Idee zuliebe, als aus wahrem Altruismus. Bei dieser Anlage des Themas hätte sich eine humorhaft, überlegen weltironische Charakteristik der Selbsttäuschung ergeben können. Hartleben hat bescheiden solcher Aufgabe entsagt und sich's leichter gemacht. Er zimmert ungefüge einen Schwank, in dem der wahrhaft beschränkte Mensch in jedem Akt geprellt wird, bis er es endlich merkt. Als er es merkt, da hätte er die wahre, überlegene Güte, die Güte, die Macht ist, gegen die Inferioren zeigen können, aber er fällt nur aus einem Extrem ins andere; ohne menschliches Verstehen wird er gegen die, die er geradezu zum Mißbrauch herausgefordert, ungerecht und grob und schreit nach der Polizei.

Billige Wirkungen werden bei dieser Erziehung nicht verschmäht. Das polnische Schwiegerelternpaar, das den Schwiegersohn gründlich auszieht, stammt aus der Burleske; das Streikkomitee, das sich bei dem Idealisten, der Frieden stiften will, betrinkt, ihn duzt und schließlich mit ihm Hampelmann spielt, ist ein „Genossen“-Zerrbild mit der Proletenschablone gezeichnet. Der Maler, der Protegé des wahrhaft guten Menschen, der schließlich mit der Frau seines Mäcens durchgeht, ist der normale Theater-Zigeuner. Angestrengt hat sich Hartleben für ihn auch weiter nicht. Aber elastisch ist seine Dramatik. In der ersten Fassung ging die Frau wirklich durch, in der zweiten, die das Lustspielhaus bot, kehrte sie, wohl der heiteren Muse des Hauses zuliebe, wieder. Ihre Flucht war nur ein pädagogischer Trick, er sollte dem blinden Manne das Bewußtsein schärfen für das, was er besitzt.

Auch Ibsen ließ Nora einmal wiederkehren, und die Rührung war groß, als in den Armen lagen sich beide. Bei Hartleben, dem Spötter und lachenden Philosophen, dürfte solche Szene nur ironisch schillern. Aber der Schalk ist hier ganz seriös und langweilig. Er machte eine richtige Schlußsituation, in der die Menschen — die doch nun einmal nicht aus ihrer Haut herauskönnen — plötzlich geändert, lebenstauglicher uns präsentiert werden. Ganz schief ist dabei die Frau geraten. Sie hat aus der ersten Fassung, in der sie wirklich durchging, den Leichtsinn, das Hysterisch-Hetärische, die fiebrige Unrast, die prickelnde Ungeduld gegen den lauen, lammfrommen Mann behalten, und mit dieser Eigenschaft mischt nun der skrupellose, fingerfertige Figuren-Alchimist einen reifen, wahrhaft liebenden, klugen Frauensinn, der durch eine Herzenslist Wunder schafft. Wackerer Apotheker, dein Trank wirkt schnell. Die Toten aber reiten noch schneller. Der wahrhaft gute Mensch geriet mit wunderbarer Promptheit in die Versenkung. Und das war seine letzte Enttäuschung in diesem Jammertal.

Auch Dramatiker des Auslands produzierten sich in der Éducation sentimentale. Hermann Heijermanns, der Holländer, versuchte sich in seinem Stück „Kettenglieder" an einem Hogarthschen Familiengemälde.

In krassen Farben und grell getuschten Umrissen malt er das Schicksal eines Biedermannes, der sich sein Leben lang für die Seinigen gequält und abgearbeitet, und der, als er ein letztes Altersglück sich retten will, von seinen Angehörigen auf die schändlichste Weise betrogen wird und in die Verzweiflung der Einsamkeit verfällt.

Es herrscht hier genau die gleiche dramatische Tücke statt der Tragik wie im Traumulus. In einer wirklich tragischen Verwicklung wächst das Schicksal aus dem Wesen der Menschen empor, notwendig erfüllen sie die Konsequenzen ihres Charakters. Das äußere Geschehen ist nicht Selbstzweck, es ist Mittel, es dient dazu, die Situation zu schaffen, in der ein Mensch zur Betätigung der in ihm wohnenden Eigenschaften kommt. Bei jener tückischen Verwicklung aber ist das von den Verfassern bereitete äußere Unheil die Hauptsache. Sie häufen die Unglücksfälle, sie stellen ihren Leuten boshaft ein Bein. Und statt des Gefühls der Notwendigkeit erhält man nun den Eindruck des willkürlich-zufälligen Unglücksfalls. Solch Unheilbrauen ist deutlich in den „Kettengliedern" zu merken. Der Schmiedemeister hätte ruhig seine Wirtschafterin heiraten und sich seinen Lebensabendwunsch erfüllen können. Innerlich steht dem nichts im Wege. Die Frau ist so tapfer und tüchtig angelegt, sie zeigt in der ehrlichen Beichte ihrer Vergangenheit so viel Mut und Ehrlichkeit, daß ihr plötzliches Nachgeben und ihr Rückzug vor den schuftigen Verwandten unüberzeugend ist. Nur ein Grund scheint dafür bestimmend, ein theatralischer; denn nun bekommt Heijermanns Gelegenheit zu einer Learszene voll Fluch und Wüten und zu dem effektvollen, wenig geschmackvollen Abschluß, der den alten Mann im halben Delirium mit der Schnapsflasche zeigt.

Gleich dem Traumulus ist auch dies Stück in allem Äußerlichen, in Wort, Geste, in den Einzelzügen der Situation von lebendigster Echtheit; minutiöse Beobachtung hat — wie immer bei Heijermanns — die Mosaik zusammengesetzt. Aber es ist Notizbuch-Realismus, er trifft nur die Kulissen, das Exterieur der Menschen. Intuitiv mit der höheren Wirklichkeitskunst die versteckten Gänge des Wollens und Handelns zu erfassen und ihr verborgenes Leben zu offenbaren, dazu genügt dieser Fassaden-Realismus nicht.

Näher kommt solchen innerlichen Zielen ein russisches Drama, Anton

Tschechows „Onkel Wanja". Es ist das Werk eines Dichters, der aber im dramatischen Ausdruck zu ungelenk und schwankend sich bewegt, um uns ganz bannen zu können. Doch immerhin bietet er in seinem mühsam schleichenden Stück Perspektiven der Seele und nicht nur durch Autoren-Mutwillen geprellte Figuren.

In Anton Tschechows „Onkel Wanja" handeln die Menschen aus dem Zwange ihres Wesens heraus, sie werden in der Abhängigkeit von ihrem eigenen Ich, dem sie nicht entgehen können, sichtbar gemacht. Und daraus kommt Gefühl des Unentrinnbaren, Gefühl der Tragik.

Und nicht nur Tragik des einzelnen isolierten Schicksals, sondern Rassentragik weht uns hier an, eine Kulturatmosphäre voll Müdigkeit und Verzweiflung, in der wohl ein jäher Impuls einmal eine wilde Leidenschaftstat freimachen kann (Psychologie des Attentates mag man hier erkennen), in der aber aller straffgespannter Wille bald wieder in dumpf-grüblerischem Brüten erschlafft.

Was uns in der Betrachtung der russischen Novellisten neulich begegnete, das Graue, Mutlose, die „verzweifelte Handbewegung", die trübsinnige Wahrheit „Leg dich hin und stirb", das trifft man hier wieder.

Und dieses Drama ist wahrhaft das Drama der Desillusionierung. Das Ende des Weges, auf dem ein Mensch allmählich alles Glaubens, Hoffens, aller Morgenröten beraubt wird und in den grauenvollen Ekel des Nichts taumelt, wird gezeigt. Die Gestalt des Onkel Wanja, der sein Leben verloren in der grenzenlosen Bewunderung des glänzenden Gelehrten, des Mannes seiner toten Schwester, der sich zum Opfer gebracht und in der Einöde für ihn, um seine Einkünfte zu vermehren, das Gut verwaltet, und der merkt, daß sein Glauben, seine Arbeit an ein Nichts, an eine Null, einen kaltherzigen Egoisten verschwendet ward, und der nun leer und bankerott dasteht, dieser Onkel Wanja ist freilich nicht sehr individualisiert, er ist ein Typus. Die etwas verwickelte Familiengeschichte, die sich um ihn spinnt, und aus der Tschechow sich schwerfällig den Stoff zu der Handlung zurechtschneidet, ist das Unwichtigste, sie lähmt sogar den Gang der Akte.

Was aber Tschechow gelungen ist, er hat die Stimmung, die Schicksalsatmosphäre eines zerstörten, unheilbaren Charakters gegeben. Wir brauchten gar nicht zu wissen, was ihn so weit gebracht, der äußere Grund ist fast gleichgültig, so stark ist vor allem im Anfang des letzten Aktes jenes Gefühl rettungslosen Versinkens in das Dunkel verdichtet. Der Mensch beugt sich weiter unter das Joch, er kann sich selbst nicht entfliehen. Er wird weiter in der Einöde arbeiten, und das Leben wird weitergehen, bis der Tod kommt.

Russische Züge merkt man hier in dem stumpfen Fatalismus, in dem rasenden Aufflackern aus der Apathie, als Wanja in einem Tobsuchtsanfall auf den Gelehrten, der das Gut verkaufen und ihn heimatslos machen will, schießt, in dem welken, morschen Zusammenbrechen nach der Wutekstase und schließlich in dem mystisch-religiösen Ausklang.

Urchristliche Himmelshoffnung der Mühseligen und Beladenen klingt wie ein leises, weiches Schlummerlied zu den verschütteten, betrogenen, enterbten Seelen in Öde und Einsamkeit.

Die Éducation sentimentale geht hier über die harten Lehren des Lebens hinaus zu dem, was jenseits des Lebens ist, und was die Welt nicht rauben kann.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Was ist der Krieg?

„Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entwickeln sich darin: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Ohne den Krieg würde die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren."

Ein Großer — Moltke — hat's gesagt, und die Kleinen schwätzen's nach, ohne sich viel Gedanken dabei zu machen. Die Tatsachen reden eine andere Sprache. Sie beweisen so ziemlich das Gegenteil. Konnten sich die Kriege des Altertums und des ritterlichen Mittelalters immerhin noch ein idealistisches oder romantisches Mäntelchen umhängen, so zerreißt auch dieses vor der nackten, unerbittlichen Scheusäligkeit der modernen Kriegsbestie. Teilnehmer sind es, Männer, die auszogen, jene Moltkesche Theorie zu erproben und zu betätigen, denen sich der entsetzensvolle Aufschrei entringt: „Wer das miterlebt hat, der muß für immer ein Anhänger der Friedensidee werden!"

Und man braucht es nicht einmal mitzuerleben. Es genügen die hinter der Wirklichkeit gewiß noch unendlich weit zurückbleibenden Schilderungen, um von Verzweiflung an der göttlichen Natur des Menschen und von Ekel vor dem eigenen Geschlecht gepackt zu werden. Wer nach den Greueln der russisch-japanischen Großschlächterei noch den traurigen Mut findet, den Krieg zu verherrlichen, der hat noch einen langen Kampf gegen die Bestie — in sich selbst zu führen.

Den Bajonettkampf, den das dritte Bataillon des Regiments Woronesh am 31. Juli d. J. bei Tschuliaputsi zu bestehen hatte, schildert ein russischer Offizier als Teilnehmer. D. h. er selbst bekennt, daß es eigentlich „unmöglich" sei, die Schrecknisse eines solchen Kampfes zu beschreiben:

„Hier verteidigt sich ein überraschter japanischer Offizier verzweifelt mit dem Säbel. Nun dringt das scharfe Bajonett in seine Brust, und röchelnd fällt er leblos zu Boden. Rings umher herzzerreißende Weherufe. Doch niemand kümmert sich um das in Strömen fließende Blut, um die Klagelaute der Sterbenden. Ein Teil der überrumpelten Japaner sucht in der Flucht Rettung und stürzt, bald fallend und dann wieder sich erhebend, den Berg hinab. Aber auch in der Flucht ist keine Rettung. Wir holen den ermatteten Feind ein und stechen und schlagen wie die Wahnsinnigen auf ihn los. Von einer grimmen, tierischen Wut ist alles erfaßt, tief dringen die Bajonette in die Leiber, schwer sausen die Kolbenschläge auf den Kopf. Oft wird in blinder Wut noch auf die Toten eingehauen, mechanisch sticht und schlägt man weiter, ohne Berechnung, ohne Überlegung, nur der augenblicklichen wilden Mordgier die Zügel schießen lassend. Zuweilen fährt das Bajonett durch den ganzen Körper und stößt knirschend an das Felsgeröll. Die Bajonette verbiegen sich. Zuweilen sieht man, wie der Kämpfer verzweifelte Anstrengungen macht, das Bajonett aus dem Körper herauszuziehen. Ohne sich lange zu be-

sinnen, läßt er die Waffe im Leibe stecken und ergreift das Gewehr des nächsten Toten und stürmt wieder vorwärts. Immer höher und höher türmen sich die Leichen — und schon glaubt man den Sieg errungen zu haben, sich etwas ausruhen zu können. Doch was ist das? Etwas Neues — ein Regen von Kartätschen, Granaten und Kugeln erfüllt plötzlich zischend, summend, pfeifend die Luft. Man glaubt die nächste Sekunde nicht mehr zu erleben. Die Reihen lichten sich immer mehr und mehr, bald hier, bald dort schlägt eine explodierende Granate klaffende Lücken. Hier fällt ein Offizier mit abgerissenem Kopfe lautlos zu Boden, dort wälzen sich in fürchterlich schwerem Todeskampf mehrere entsetzlich verstümmelte Soldaten, etwas weiter sieht man einen Offizier, wie er plötzlich hoch in die Luft springt und unmittelbar darauf mit einem geradezu tierischen Schmerzensschrei zusammenbricht. Das Gestöhn der Sterbenden und Verwundeten ist schon nicht mehr hörbar, es wird von dem Gewehrgeknatter und den Kommandorufen übertönt. Wohin das Auge auch blicken möge — überall Ströme von Blut, Todeszuckungen Verwundeter. . . .

„Auf dem Rückwege stoßen wir auf die friedlich nebeneinander liegenden Leichen von Freund und Feind. Nur ihre Lage verrät, daß etwas Entsetzliches vorgegangen ist. Manche halten noch im Tode die Waffen umklammert, und dazwischen das Gewimmer der Verwundeten, die herzzerreißenden Bitten um Hilfe, um einen Schluck Wasser, um einen Bissen Brot, um einen Fetzen Zeug — das entströmende Blut zu stillen. Dumpf, gleichgültig geht man an dem fremden Leid vorüber, so namenlos groß es ist; weiter, schnell weiter — der Feind und in seinem Gefolge der Tod ist ja auf den Fersen . . .“

Die Szenen, die sich während der ersten Schlachttage vor Liaujang abspielten, beleuchtet ein Londoner Bericht der Kölnischen Zeitung:

„Früh morgens am 25. August begann die Schlacht mit einem furchtbaren Artilleriekampf, der den ganzen Tag anhielt und erst bei Anbruch der Dunkelheit eingestellt wurde . . . Trotz großer Verluste an Menschen behaupteten sich die Russen in ihren Stellungen und zogen Verstärkungen heran. Unter dem Schutze der Dunkelheit schlichen sich die Japaner darauf ganz nahe an die russischen Stellungen heran und überraschten, als der Mond aufging, die Russen mit einem wütenden Angriff. Eine Stunde lang waren tausend Mann in ein wildes Handgemenge verwickelt. Man stritt mit Säbel und Bajonett, und Waffengeklirr und Geschrei der Kämpfer waren weithin vernehmlich. . . . Das Gelände war meilenweit mit Toten und Sterbenden bedeckt. Das Geschrei der Verwundeten war schrecklich anzuhören. Abermals drangen die Japaner darauf von allen Seiten zum Angriffe vor. Sie kämpften mit noch größerer Hartnäckigkeit als am Tage vorher. Ihre Verluste waren größer als die der Russen, weil diese Deckung gegen das Feuer des Feindes hatten. Nichts konnte sich aber auf die Dauer gegen die verbissene Kampfeswut der Japaner behaupten. Ein Mal über das andere stürzten Massen von ihnen unter dem russischen Feuer zu Boden, aber rasch sprangen andere in die Lücken ein. . . . Die Japaner waren flink wie die Katzen, erkletterten Bergabhänge, so steil wie die Hausmauern, und fielen auf der Höhe über die Russen her. Hunderte wurden in die Schluchten hinabgeschleudert und dort zerschmettert. Die

Bäche und die Wassertümpel, mit denen das Land nach den Regengüssen bedeckt war, wurden von Blut gerötet, und das ganze Kampfgebiet bot einen schrecklich trostlosen Anblick. Nach der Schlacht flohen die meisten Eingeborenen. Die wenigen Zurückbleibenden beraubten die Leichen."

Ein anderes Bild aus der Schlacht von Liaujang, den Angriff Kurokis auf Kuropatkin, versucht ein Mitglied des Roten Kreuzes nach der Natur zu zeichnen:

„Wie eine unheilvolle Wolke in dichtgeballten Scharen kamen die Japaner heran. . . . Ein furchtbares Schrapnell- und Kugelfeuer empfing sie auf unserer Seite, so schrecklich und verheerend, daß ich selbst sah, wie die japanischen Offiziere ihren Leuten Zeichen machten, zurückzugehen. Die Wirkung der Granaten war entsetzlich; nicht mehr als die Hälfte der Sprenggeschosse explodierte, doch diese rissen tiefe Löcher in die Reihen, ein Schaudern ging durch die Glieder bei jeder Explosion. Verstümmelte Glieder, blutige Körper lagen auf dem Boden, bis Erde über sie hingescharrt wurde. Um 1 Uhr ging uns für einige Zeit der Vorrat an Gewehrmunition aus, und das Feuer der Maschinengewehre konnte den Feind nicht mehr aufhalten. Die Japaner sammelten sich nun, suchten Deckung hinter den Hügelwellen des Bodens und stürmten dann plötzlich in dichten Massen vor. Mit furchtbarem Heulen und Stöhnen verstrickten sie sich in den aufgespannten Drahtnetzen, stürzten in die Wolfsgruben, aus denen sie sich mühsam wieder herauszuretten suchten. Unsere Leute hielten grimmig ihre Bajonette vor, doch sie waren nicht ohne Furcht, da sie nicht feuern konnten. Leider wurden die Japaner durch die Drahtgitter nicht aufgehalten, mit Drahtzangen zerschnitten sie die Netze und bahnten sich einen Durchgang, aus dem sie in einer breiten Masse laut schreiend herausquollen. Auf diesen Knäuel richteten unsere Maschinengewehre ihr Kreuzfeuer, und die ganze Masse brach zusammen wie ein Kartenhaus. Doch die Feinde waren zu wild, zu zäh, um abzulassen. Aufs neue strömten sie vorwärts und richteten ihr Feuer gegen unsere munitionslosen Soldaten. Wie immer, feuerten sie in geschlossenen Massen, während unsere Leute vorstürmten und sie mit dem Bajonett angriffen. Der Anblick, der sich bot, war wirklich entsetzlich. Die Gesichter unserer Soldaten verzerrten sich in einem teuflischen Blutdurst, und die nervös erregten, zuckenden Gesichter der Japaner verrieten ähnliche, gräßliche Leidenschaften. Manche Japaner verwickelten sich in den mit Widerhaken versehenen Netzen und blieben an ihnen hängen wie Fische, die an der Angel zappeln; mit den wenigen Patronen, die man noch hatte, wurden sie nun niedergeschossen, während sie ohnmächtig sich krümmten und wanden. Das Gesicht eines japanischen Offiziers war ganz von Blut überströmt, doch er hieb wütend blindlings um sich, bis ein Pistolenschuß ihn niederstreckte und er nun niederstürzte über die Drähte hin, die Arme ausgebreitet, wie wenn er schwimmen wollte. Den Feinden gelang es nicht, in die Drahtnetze größere Öffnungen zu bringen. Abgesehen von den ingrimmigen Wutausbrüchen während des Bajonettkampfes waren unsere Soldaten ruhig, ja fast lustig, lachten bei den gräßlichsten Dingen, so, wenn in den mit Leibern

angefüllten Breschen eine Granate explodierte und alles zu Stücken zersprengte. Ich bekenne, daß ich während dieses Gemetzels hart wurde, und wenn ich einem Menschen die Glieder amputierte, mir so wenig dabei dachte, als wenn ich eine Kinderkrankheit behandelte."

Man vergegenwärtige sich weiter, daß regelrechte Kanäle gezogen werden mußten, um das strömende, das Gelände überschwemmende Blut abzuleiten! —

Den Zustand, in dem sich die russischen Soldaten vor und während der Schlacht oft befinden, läßt uns der Kriegskorrespondent der „Nowoje Wremja" ahnen, der eine Zeitlang die Kosakentruppen des Generals Mischtschenko begleitete:

„Reite näher daran: da liegen sie alle bewußtlos auf dem Rücken, der Mund ist halb geöffnet, die Zunge blau angelaufen, bei einigen Schaum auf den Lippen, die Augen weit geöffnet und starr, und die Brust hebt und senkt sich wie ein Blasebalg.

„‚Brüder', sage ich, ‚warum liegt ihr so da? Steht auf!'

„Aber keiner regt sich, sie liegen da und stöhnen. Und es waren ihrer viele. Was wunder! Die meisten von ihnen sind Reservisten, bejahrte und vom Leben hart mitgenommene Männer. Wie sollen die über lauter steile Hügel laufen können? Ich ließ diese Armen liegen und ging zur Feuerlinie, wo die Unserigen eine Kette gebildet hatten. Hier das Gleiche.... Wenn viel, so waren zwei Drittel hinaufgeklettert, die übrigen lagen ermattet, kraftlos, ohne Regung da. Eine Gruppe aus fünf Gemeinen und einem Unteroffizier wird mir nie aus dem Gedächtnis schwinden. Drei von ihnen feuerten noch, aber mit müden, matten Bewegungen, und drei lagen erschöpft und teilnahmlos auf der Erde und atmeten schwer. Die Kugeln flogen hin und her, aber das schien ihnen gleichgültig zu sein! Dabei war die japanische Kette uns ziemlich nahe gekommen.

„‚Um Gottes willen, Brüder,' rief ich ihnen zu, ‚warum erhebt ihr euch nicht? Seht, die Japaner kommen immer näher, die Unserigen sind schon zurückgetreten!'

„Anfangs wurde mir keine Antwort zuteil. Dann erhob der Unteroffizier den Kopf, sah mit traurigen, trüben Augen um sich und sank wieder kraftlos zur Erde.

„‚Laß sie kommen, Hochwohlgeboren, es geht ja sowieso zu Ende ... 's ist nicht mehr zu ertragen!'

„Nur dieser eine hatte noch Kraft gehabt, auf meinen Zuruf zu reagieren. Die anderen waren nicht einmal imstande, den Kopf nach meiner Seite zu wenden. In stummer Resignation erwarteten sie den Tod...."

Der fromme Glaube, der Krieg werde durch Übergang vom Nahkampf in Fernkampf einen Teil seines grausamen, nervenzerrüttenden Charakters verlieren, hat sich, wie ein Sachverständiger ausführt, als trügerisch erwiesen.

„In der Tat: Welch ein Unterschied zwischen der Gefechtsart der homerischen Helden, der römischen Legionen oder auch noch der mittelalterlichen Heere Brust an Brust und dem heutigen Kampf mit kleinkalibrigen Geschossen, Granaten und Schrapnells auf Entfernungen von Hunderten und Tausenden von Metern. Unwillkürlich stellt man sich vor, daß der Kampf Mann gegen Mann eine weit größere Roheit des einzelnen bedingte als das Laden und

Abfeuern des weittragenden Gewehrs, denn zu Kavalleriekämpfen und Bajonettgefechten soll es ja nach der Theorie im modernen Kriege überhaupt nicht mehr kommen. Der ostasiatische Krieg hat bewiesen, daß jene Auffassung größtenteils irrig gewesen ist. Der Krieg ist eine Schlächterei geblieben, nur die Art hat sich verändert. Heute wirken die Schlachten und die Minenexplosionen wie Erdbeben und Vulkanausbrüche auf den Menschen. Das Element des persönlichen Muts in klassischem Sinn kommt fast ganz in Fortfall, denn die Gefahr und auch der Tod selbst haben neue, seltsame Formen angenommen. Unsere seelische Verfassung hat sich diesem neuen Gesicht der Kriegsfurie noch nicht angepaßt. Ein großes Kriegsschiff, das in weniger als zwei Minuten mit 800 Mann an Bord spurlos versinkt; ein Gefecht, in dem 104 von 107 Pferden getötet werden; ein Sturm, bei dem die Angreifer bis auf den letzten Mann fallen; ein Angriff über ein Gelände, in dem die Soldaten bewußt von 1500 Minen bedroht werden — das sind Episoden des modernen Kriegs, die sich in ihren Wirkungen auf den Menschen nur mit Katastrophen durch Naturkräfte vergleichen lassen. Damit muß selbstverständlich auch der Einfluß des Kriegs auf die Nerven der Soldaten ein ganz anderer, und zwar, wie schon angedeutet wurde, noch ganz ungewohnter und unerträglicher geworden sein. Jeder Arzt weiß, daß vulkanische Eruptionen und starke Erdbeben immer eine Art Epidemie mehr oder weniger schwerer Nervenerschütterungen bei den Überlebenden herbeiführen, und die Gemütsverfassung derer, die aus dem Untergang des „Warjag", des „Petropawlowsk", der „Hatsuse" gerettet wurden, war ganz ähnlich den durch natürliche Katastrophen erregten Nerven- und Geisteskrankheiten. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß auf dem modernen Kriegsschauplatz bald ebensoviel Nervenärzte wie Chirurgen nötig sein werden. Dr. Jacoby in Orel, von dem dieser Hinweis ausgegangen ist, hat es schon durchgesetzt, daß durch Vermittlung des russischen Roten Kreuzes hinter der Front wenigstens einige Baracken und Zelte zur Aufnahme von schwer nervenkranken Soldaten geschaffen worden sind, wo sie abgesperrt werden, sich beruhigen können und vor allem auch nicht ansteckend auf den noch brauchbaren Teil der Truppen wirken. Es ist wahrscheinlich gar nicht wieder gut zu machen, daß nicht von vornherein tüchtige Nervenärzte auf den Kriegsschauplatz geschickt worden sind. Der moderne Krieg erzeugt gewiß ganz neue Krankheitsformen, wie ja auch die moderne Industrie solche geschaffen hat. Jene müßten studiert werden wie diese, und zwar so bald und gründlich wie möglich, sonst stehen die Ärzte bei dem nächsten Kriege in vielen Fällen, wo ihre Kunst am nötigsten wäre, ratlos da. Auf den Schlachtfeldern in der Mandschurei haben sich alle verhängnisvollen Kräfte des Krieges voll entfaltet, und die beiden dort kämpfenden Heere haben das traurige Privileg, die neuen psychologischen und psychopathischen Wirkungen der modernen Kriegführung, die an den Betrieb einer mit den neuesten Mitteln arbeitenden Großschlächterei erinnert, der Welt vor Augen zu führen." —

Ein „Element der von Gott eingesetzten Weltordnung" ist am Ende — alles, also auch die Sünde, das Verbrechen, der Krieg. Doch ist er das eben nur in diesem ganz neutralen und daher auch sehr wenig beweisenden Sinne. Es wäre frevelhaft, ja käme dem gotteslästerlichen Gedanken der „ewigen Verdammnis" gleich, diese „Institution" als eine von Gott in alle Ewig-

keit gewollte, an sich segensreiche und sittliche zu betrachten, und nicht als einen Tribut, den wir noch immer an die Bestie in uns entrichten, vielleicht vorübergehend entrichten müssen, jedenfalls aber sobald als möglich abschaffen sollen. Daß dies heute dem einzelnen Volke noch nicht immer möglich ist, beweist nur, auf welcher tiefen Stufe der Rat der Völker, die Menschheit als solche noch steht. Eine sonderbare Logik aber gehört dazu, aus dem Vorhandensein eines schmachvollen Übels auf dessen sittliche und ewige Unabkömmlichkeit zu schließen; eines Übels, bei dem der Mensch die Gaben, die ihm zu seiner Vervollkommnung verliehen sind, und um ihn vor dem Tiere auszuzeichnen, dazu gebraucht, „nur tierischer als jedes Tier zu sein".

Denn darauf läuft's am letzten Ende hinaus. Mögen auch die von Moltke als Wirkungen des Krieges gepriesenen Tugenden zuzeiten und vorübergehend von ihm ausgelöst werden, — ihre Erscheinung verflüchtigt sich nur zu bald und verschwindet schließlich völlig hinter der in verbrecherischem Wahnwitz grinsenden Bestie, dem in Höllenpracht triumphierenden Prinzip des Bösen. Oder, wenn man will, des Ewig-Tierischen. Nichts als die nackte Selbstsucht bleibt übrig, bis auch sie zu starrer Apathie versteint.

Anders, viel weniger — illusionistisch als Moltke, „der große Künstler auf diesem Gebiete", urteilt einer, in dessen Adern auch germanisches Kriegerblut floß und der auch die „Wohltaten" des Krieges genossen hatte. Der Normanne Maupassant schildert sie also:

„Sich in Herden von 400 000 Mann vereinigen, Tag und Nacht ohne Ausruhen marschieren, nichts lesen, niemandem nützen, in Unsauberkeit versinken, im Schmutz schlafen, wie das Vieh leben, in beständiger Betäubung Städte plündern, Dörfer in Brand stecken, Völker zugrunde richten und dann einer anderen eben solchen Anhäufung von Menschenfleisch begegnen, sich auf sie stürzen, Ströme von Blut vergießen, die Felder mit Stücken von Menschenfleisch bedecken und den Boden zur Lagerstatt menschlicher Leichen machen, Arme und Beine verlieren, sein Gehirn verspritzen ohne den geringsten Nutzen für irgend jemanden, während Eltern, Gatten, Kinder daheim Hungers sterben —: das also heißt die Menschen schützen vor dem krassen Materialismus!"



„Als Arbeiter in Amerika."

Je mehr im Laufe der letzten Jahrzehnte in der volkswirtschaftlichen Entwicklung die industrielle Produktion an Ausdehnung und Intensität gewachsen ist, je größer die Armee der industriellen Lohnarbeiter geworden ist, desto mehr sind auch die Probleme in den Vordergrund getreten, die sich mit der Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Lage des industriellen Arbeiters befassen. Mehr und mehr hat sich hierbei gezeigt, wie wenig die außerhalb des Arbeiterstandes und außerhalb der Arbeiterbewegung stehenden Klassen von dem Leben, den Bedürfnissen und den sozialen Lebensbedingungen des Lohnarbeiters wissen, und Schilderungen dieser Verhältnisse aus der Feder

von Männern, die entweder selbst Arbeiter waren (Fischer: „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“), oder die Arbeiter wurden, um aus eigener Anschauung ein Bild zu gewinnen (Göhre: „Drei Monate Fabrikarbeiter“), sind wie Offenbarungen von einem großen Teile ihrer Leser empfunden worden. Jüngst ist von dem preußischen Regierungsrat Kolb eine ähnliche Arbeit unter dem Titel „Als Arbeiter in Amerika“ erschienen (Berlin, K. Siegismund), in der dieser eine Darstellung des deutsch-amerikanischen Arbeiterlebens und der dortigen Arbeiterverhältnisse gibt, die er am eigenen Leibe studiert hat. Wie Göhre, so ist auch er unter die Arbeiter gegangen, hat als Arbeiter unter Arbeitern 4 Wochen in einer Brauerei die schwerste Arbeit getan und in einer Fahrradfabrik drei Monate im Montiersaal am Schraubstock gestanden. Die Eindrücke, die er hier gewann, hat Kolb in seinem Buche wiedergegeben. Frisch und anregend geschrieben, bietet es einen Beitrag zur Beurteilung der „modernen“ Arbeiterbewegung, der um so wertvoller ist, weil er aus der Feder eines Mannes stammt, der ihr, wie er selbst sagt, „fremd und ablehnend gegenüberstand“. Insofern gibt er etwas Neues gegenüber Göhres Schrift, der der Arbeiterbewegung schon sympathisch nähergetreten war, als er sich entschloß, das Arbeiterdasein aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Wenn aber selbst ein voreingenommener Beobachter wie Kolb, der „gegen sie (die Arbeiterbewegung) und die, welche ihr Vorschub leisten, Material gewinnen wollte“, in mancher Beziehung von Grund aus bekehrt wird, wenn er „manche Wünsche unserer Arbeiterschaft, die er vordem verständnislos überhörte, heute für ernstlich diskutabel hält“, so sind das Argumente für gewisse Forderungen der heutigen Sozialreform, die eine nachdrückliche Beweiskraft besitzen.

Kolb schildert zunächst, wie er sich vergeblich bemüht, überhaupt Arbeit zu erhalten, wie er wochenlang alle zur Verfügung stehenden Wege benutzte, um irgendwo unterzukommen. Aber weder persönliches Nachfragen von Fabrik zu Fabrik, von Betrieb zu Betrieb, noch die Inanspruchnahme der privaten Stellenvermittlungen, von denen jede 1—2 Dollars vorweg verlangte, ohne in den meisten Fällen wieder etwas von sich hören zu lassen, noch endlich die Benutzung der „Abendpost“, eines täglich erscheinenden Stellenmarktes, führten zu einem erfolgreichen Ergebnis. „Es dauerte nicht lange, — sagt Kolb — so wußte ich wenigstens so viel, daß mein Wunsch, Arbeiter zu werden, auf größere Schwierigkeiten stieß, als ich geglaubt hatte. Ohne Umschweife wurden mir die Augen darüber geöffnet, daß ich, ungelernter Arbeiter wie ich sei, vorläufig wenig Aussicht hätte, in einer Fabrik angenommen zu werden.“ Sechs Wochen vergehen mit nutzloser Arbeitssuche. „Ein Tag um den andern kam und ging, ohne uns dauernde Arbeit zu bringen. Wie oft hatte ich früher, wenn ich einen gesunden Mann betteln sah, mit moralischer Entrüstung gefragt: Warum arbeitet der Lump nicht! Jetzt wußte ich's. In der Theorie sieht sich's eben anders an als in der Praxis, und selbst mit den unerfreulichsten Kategorien der Nationalökonomie hantiert sich's am Studiertisch noch ganz erträglich.“ Diese Worte sind sehr beherzigenswert, sie werfen ein helles Schlaglicht auf den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen wissenschaftlicher Konstruktion und Wirklichkeit. Wenn Kolb schließlich Arbeit findet, so geschieht es dadurch, daß er einen im Ernstfall wenig feinen Kniff anwendet, er bleibt seinem Logiswirt die Miete schuldig. Dadurch hat dieser ein Interesse daran, daß sein Gast und Mieter Arbeit erhält, und mit seiner Hilfe gelingt es Kolb, in der Flaschenabteilung einer Brauerei unterzukommen.

Aus der anregenden Schilderung Kolbs über sein Arbeiterdasein, der man mit wirklichem Genusse folgt, können hier nur einige Hauptpunkte herausgehoben werden. Angesichts der Bedeutung der Arbeiterforderungen im heutigen Wirschaftsleben erscheint es von besonderem Interesse, dem Verfasser nachzugehen, wie er auf Grund seiner „praktischen“ Erfahrungen in steigendem Maße eine ganze Anzahl von Forderungen der Arbeiter auf Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen unterstützt, wie er ferner Eigentümlichkeiten des Arbeiterlebens verstehen lernt, denen er vorher fremd gegenüberstand. Für die Verwerfung langer Arbeitszeiten, insbesondere der Überstunden, für die Vernachlässigung vieler Arbeiter in Kleidung und Haltung, für ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was außerhalb des Tagewerkes liegt, findet er Erklärung und Gründe.

Kolb kam zu einer Zeit in die Brauerei, als hier mit Hochdruck gearbeitet wurde. Infolgedessen verlängerte sich der regelmäßige zehnstündige Arbeitstag durch Überstunden und Nachtarbeit auf 14—15 Stunden. Die Erfahrungen mit derartigen Arbeitszeiten führen Kolb zu folgendem Schluß: „Mein Urteil kann ich zusammenfassen in dem Satz, daß ich rückhaltlos eintrete für Kürzung der Arbeitszeit, so weit und so umfassend wie sie nur irgend möglich ist.“ Lange Arbeitszeit verurteilt er als unrentabel. „Überstunden steigern die tägliche Arbeitsleistung nur vorübergehend, werden sie zur Regel, so sinkt die anfängliche Mehrleistung bald auf das frühere Niveau zurück.“ Charakteristisch für den Wechsel in der Beurteilung des Arbeiters in seinen Lebensgewohnheiten ist folgende Stelle. Kolb schildert, wie ihn am Morgen des ersten Arbeitstages daheim im Logierhause sein Schlafgenosse entrüstet habe wegen des schmierigen, schlecht geflickten Anzuges, den dieser trug. Wenige Wochen genügen, um seine Ansichten gründlich zu wandeln. „Es dauerte nicht lange und ich war auf dem besten Wege, ihm zu gleichen. Bei unserem Hantieren mit Kistenwerk waren Löcher und Schlitze unvermeidlich. Kehrte ich dann spät abends von der Arbeit heim, so war es zu spät, noch zum Flickschneider zu laufen. Ich mußte selber zur Nadel greifen, und was meine müde Hand zusammenstoppelte', sah aufs Haar so malproper aus wie das, was an jenem armen Teufel mir zunächst so mißfallen hatte.“

Das Interesse des Durchschnittsarbeiters an Dingen außerhalb seines Tagewerkes schildert Kolb als ein außerordentlich geringes. Dieses Urteil soll jedoch keineswegs alle Arbeiter treffen. Gelegentliche Erfahrungen veranlassen ihn an einer Stelle zu der Bemerkung, „der Bildungstrieb des Proletariats sei größer, als wir glauben; größer wenigstens als ich glaubte“. Aber das sind mehr Einzelerscheinungen, in der Hauptsache bewegen sich alle Unterhaltungen in den engsten Grenzen. Die Müdigkeit, die sich aus der schweren Arbeit ergab, unterdrückte meist das Verlangen zu jedem Gedankenaustausch. Höchstens daß einmal Vorkommnisse bei der Arbeit „mehr gestreift als erzählt“ wurden. „In solchen engsten Gleisen schlich die Unterhaltung hin, mittags und auch abends auf den Schlafstuben; weder hier noch dort berührt vom leisesten Hauche politischen, religiösen, sozialen Interesses.“

Ganz auffällig, aber zum guten Teil mit aus diesen Tatsachen zu erklären ist der Indifferentismus des amerikanischen Arbeiters, wenigstens soweit Kolb ihn kennen gelernt hat, gegenüber politischen und sozialen Fragen. Diese Gleichgültigkeit bildet einen wesentlichen Faktor, weshalb die Sozialdemokratie in Amerika bisher trotz aller Anstrengungen keine bemerkenswerten

Erfolge zu erringen vermocht hat. Keinerlei politische oder soziale Fragen fanden ein lebhafteres Interesse. „Mehr als einer wußte kaum, daß er in einer Republik lebe; und die es wußten, kümmerten sich herzlich wenig darum." Auch die gutgelohnten und daher besser situierten Angehörigen der Gewerkschaften erhalten keine bessere Note. „Zu den stumpfsinnigsten Gesellen, die ich kennen lernte, gehörten Gewerkschaftler mit hohen Löhnen." Im übrigen war auch von einem Klassenbewußtsein der Arbeiter wenig zu merken. Die die Elite der Arbeiterschaft umfassenden großen Gewerkschaften standen in bewußtem Gegensatz zur Masse der Ungelernten nicht nur, sondern häufig auch untereinander. Noch ein anderes einleuchtendes Beispiel führt Kolb an. Auch bei gemütlichen Abendunterhaltungen im engen Kreise, wie er sie mit seinen Wohngenossen bei seinen letzten Mietsleuten pflegte, hatte die Politik keine Stelle. „Für innerpolitische Tagesfragen versagte die Teilnahme unserer Abendgesellschaft ganz, und die Zänkereien der beiden großen politischen Parteien des Landes begegneten stumpfer Gleichgültigkeit. Vom Kommunismus, geschweige denn vom Marxismus war vollends keine Rede. Fing wirklich einmal einer davon an, so ließ man ihn reden, um sich bald gähnend abzuwenden." Diese Schilderungen verdienen namentlich deshalb eingehendere Würdigung, weil sie ein grelles Streiflicht darauf werfen, wie wenig im Grunde genommen die Interessen und die Forderungen der Arbeiter mit politischen Fragen zu tun haben. Die Lebenshaltung des amerikanischen Arbeiters ist eine relativ günstige, die Durchschnittslöhne betragen, auch wenn man die geringere Kaufkraft des Geldes in Amerika in Betracht zieht, noch immer etwa das $1^1/_2$fache der Löhne in Deutschland. Daraus erhellt jedenfalls, daß eine Verquickung der Arbeiterfrage mit der Politik, wie sie in Deutschland besteht, keineswegs die conditio sine qua non für die Förderung der Arbeiterinteressen ist. Im Gegenteil führt das Hineintragen politischer Fragen, wie die Erfahrung in Deutschland beweist, nicht zu einer Milderung, sondern im Gegenteil zu einer Verschärfung der Klassengegensätze, und manche Forderungen der Arbeiter würden eher auf Entgegenkommen bei den Arbeitgebern stoßen, wenn nicht die politische Partei immer hinter ihnen auftauchte. Je mehr daher die Arbeiterorganisationen sich zu wirklicher politischer Neutralität durchringen, desto mehr werden die Arbeitgeber geneigt werden, Vereinbarungen mit den Arbeitern über die Lohn- und Arbeitsbedingungen abzuschließen, die für beide Teile befriedigende Abmachungen enthalten. Dr. S.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Religion und Politik.

Mögen sie noch so oft miteinander in Konflikt geraten, in vielen Fällen sind es Leidensgefährtinnen, denn beide müssen es ertragen, daß man sie wie Störenfriede behandelt, deren Umgang von edeldenkenden Menschen nach Möglichkeit gemieden wird.

Wo biedere Deutsche sich zu gemütlicher Unterhaltung zusammentun, da findet sich in den Satzungen ihres Klubs oder Vereins nicht selten das strikte Verbot: „Von Religion und Politik darf nicht geredet werden". Und auch dort, wo es sich nicht um harmloses Genießen, sondern um ernste Arbeit handelt, ist es nichts Seltenes, daß weder Religion noch Politik den Fuß über die Türschwelle setzen darf. „Mit Gott für Kaiser und Reich" lautet die Devise unserer Kriegervereine, aber „die Erörterungen über politische und religiöse Dinge sind von den Vereinsverhandlungen ausgeschlossen". Oft geht man einseitig zu Werke. Bei den Sozialisten ist bekanntlich Religion Privatsache, so daß hier nur die eine der beiden Gefährtinnen das Vergnügen hat, sich die Tür von außen anzusehen, während der anderen drinnen um so mehr Beachtung geschenkt wird. Umgekehrt liegt die Sache beim „Evangelischen Bunde". In den Kottbuser Verhandlungen wurde erklärt, daß man auf dem Gebiete der Schule, der Gesetzgebung, der Staatsverwaltung, des Rechtes, der Sitte, der Bildung, des Familienlebens kämpfend seine Pflicht getan habe, aber — — — „das alles war nicht Politik". Es wurde davor gewarnt, in der Politik A zu sagen, denn es müsse dann B bis Z folgen. Hier also ist es die Politik, welche hübsch draußen bleiben muß.

Es liegt nun auf der Hand, daß alle derartigen Äußerungen und Bemühungen im Grunde herzlich wenig auf sich haben, denn die Dinge, um die es sich handelt, sind wichtiger als die Namen, die man ihnen beilegt. Gleichwohl aber täte man gut, in der Wahl der Ausdrücke etwas vorsichtiger zu sein. Die Dinge beim rechten Namen zu nennen, erfordert schon der schlichte Wahrheitssinn; und alles Schiefe und Unklare im Ausdruck führt nur zu leicht dazu, daß die Sache selber schief und unklar aufgefaßt wird. Wenn das, was

der „Evangelische Bund“ treibt, nicht Politik ist, dann weiß man wahrlich nicht, was man eigentlich unter dem Worte „Politik“ zu verstehen hat, und fühlt sich versucht, der Sache sprachlich auf den Grund zu gehen.

Wenn der Schuster seinen Schemel verläßt und in der Stadt von dem hört und redet, was es Neues gibt, dann treibt er Politik, denn er befindet sich nicht mehr in seinen vier Wänden, sondern in der Öffentlichkeit, in der „πόλις“. Das ist das A oder, wenn man will, das Abc aller Politik, und es wäre für Volk und Vaterland sehr heilsam, wenn dieser schlichte Grundbegriff etwas mehr beachtet würde. Daß es in ähnlicher Weise auch für die Religion ein Abc gibt, und daß hier mit schlichten Grundbegriffen noch ungleich mehr auszurichten ist, bedarf wohl keines Beweises.

Warum also so ängstlich? Religion und Politik sind für das Geistesleben so notwendig, wie dem sterblichen Leibe das liebe tägliche Brot. Alle Abwehrmaßregeln können da wenig ausrichten, denn der Geist läßt sich nicht dämpfen und soll auch nicht gedämpft werden. Es geht damit wie mit dem Barometer an der Wand. Mögen Türen und Fenster noch so fest verschlossen sein, es läßt sich in der Ausübung seiner Funktionen nicht beirren.

Es ist in neuerer Zeit manch neues Wort „geprägt“ worden. Nicht jeder ist dazu berufen und befähigt, und ob in jedem Falle eine gangbare Münze daraus wird, ist noch sehr die Frage. Die Entscheidung darüber liegt in der Hand des Volkes, und dieses urteilt wie der Schüler in Goethes Faust, daß „ein Begriff muß bei dem Worte sein“. Ausdrücken aber, die von alters her ein klares und deutliches Gepräge haben, sollte man nicht nach Willkür diesen oder jenen Begriff unterschieben, sonst entsteht nur zu leicht eine Begriffsverwirrung, und daran ist heutzutage ohnehin kein Mangel.

A. Müller.





Eine deutsche „Frage“. — Landesväterchen und Landeskindlein. — Aus dem Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte. — Großmacht Presse.

Kaiser Wilhelm II. an seinen Schwager Prinz Adolf zur Lippe-Schaumburg zu dessen Auszug aus Detmold am 10. Juli 1897:

„Deine Regentschaft ist gewiß für das schöne Land ein Segen gewesen: einen besseren und würdigeren Herrn und auch Herrin wird Detmold nie wieder erhalten. Viele Grüße an Viktoria und wärmsten Dank für die hingebende Treue, mit der Du Deines Amtes gewaltet!“

Ansprache des lippischen Landtagspräsidenten an den Regenten von Lippe-Detmold, Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld, bei dessen Einzug in Detmold:

„Kein Würdigerer kann unser Herrscher und keine Würdigere kann unsere Herrscherin sein als Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld und seine hohe Gemahlin.“

Kaiser Wilhelm II. an den Regenten von Lippe-Detmold, Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld:

„Ihren Brief erhalten. Anordnungen des kommandierenden Generals geschahen mit meinem Einverständnis nach vorheriger Anfrage. Dem Regenten, was dem Regenten zukommt, weiter nichts. Im übrigen will ich mir den Ton, in welchem Sie zu schreiben für gut befunden haben, ein für allemal verbeten haben.“

Graf-Regent Leopold zur Lippe an Kaiser Wilhelm II.:

„Seiner Majestät Kaiser und König Berlin. Euer Majestät wollen meine ehrfurchtsvollste Anzeige von dem soeben erfolgten Ableben meines Vaters, des Graf-Regenten Ernst, allergnädigst entgegennehmen. Gleichzeitig erlaube ich mir in tiefster Ehrerbietung mitteilen zu dürfen, daß ich die Regentschaft übernommen habe. Leopold, Graf zur Lippe.“

Kaiser Wilhelm II. an „Graf Leopold zur Lippe" (ergänze: Graf-Regent von Lippe-Detmold):

„Spreche Ihnen mein Beileid zum Ableben Ihres Herrn Vaters aus. Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftsübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen."

Reichskanzler Graf Bülow an den Vizepräsidenten des lippischen Landtages, Kommerzienrat (Stärke-)Hoffmann, am 8. Oktober 1904:

„. . . Ermächtige Sie unter Berufung auf mich öffentlich zu erklären, daß Seine Majestät der Kaiser mit diesem Telegramm lediglich bezweckt hat, die vorläufige Nichtvereidigung der Truppen für den Regenten und den Grund derselben mitzuteilen. Mit der Auffassung des Bundesrats, daß die Rechtslage noch ungeklärt sei, konnte Se. Majestät sich nicht in Widerspruch setzen. (? D. T.) Jeder Eingriff in die verfassungsmäßigen Rechte des Fürstentums hat Sr. Majestät dem Kaiser selbstverständlich fern gelegen, und insbesondere liegt es außerhalb Allerhöchstseiner Absicht, der derzeitigen Ausübung der Regentschaft im Fürstentum durch den Herrn Grafen Leopold zur Lippe irgendwelches Hindernis zu bereiten; wie stets im Reiche, wird auch im vorliegenden Falle der Rechtsboden nicht verlassen werden und die lippische Frage wird ihre Erledigung ausschließlich nach Rechtsgrundsätzen finden. Ich hoffe, daß es unter den Auspizien des Bundesrats bald gelingen wird, auf schiedsrichterlichem Wege zum Wohle des lippischen Landes zu einer endgültigen Lösung der Frage zu gelangen . . ."

— Sollte sie nicht vielleicht schon längst gelöst sein? Hat sie überhaupt jemals von Rechts wegen bestanden? Auch nur nach landesüblichem Fürstenrecht, von Volks- und natürlichem Menschenrecht gar nicht zu reden? Oder ist hier nicht vielleicht eine Frage erst künstlich geschaffen worden, weil gewisse Personen ein Interesse daran hatten?

Nur bei uns Deutschen konnte sich eine solche „Frage" auswachsen, weil wir zuviel Geschichte, zuviel Vergangenheit mit uns schleppen. Weh dir, daß du ein Enkel bist! — wie trifft dies Wort auch hier ins Schwarze. Ja, weh dir, Graf-Regent Leopold zur Lippe, daß du ein Enkel der Modeste von Unruh bist und nicht des Fräuleins von Friesenhausen! Hättest du dazu noch dein älteres Recht, es gäbe keine Lippische Frage!

Nach meinem persönlichen Geschmack würde ich aber die Modeste der edlen von Friesenhausen entschieden vorziehen. Ja, offen gestanden: sie wäre mir in der Ahnengalerie meines Landesväterchens ein erfreulicherer Anblick, als die schaumburgische Stammfrau, sintemal die Modeste, wie schon ihr Name andeutet, bescheiden genug war, auf allen und jeden Nachruhm in der chronique scandaleuse neidlos zu verzichten. Das läßt sich nun aber von der Schaumburger Ahnfrau ganz und gar nicht behaupten, und so wenig anheimelnd das Wühlen in den Menschlichkeiten längst Ent-

schlafener an sich auch berührt, so gibt hier doch das Recht der Lebenden den Ausschlag. Wenn also die Schaumburger das Gespenst der Modeste aus dem Grabe zerren und jahrelang unverdrossen herumhetzen, so machen die Biesterfelder nur von dem guten Recht der Notwehr Gebrauch, wenn sie den Spieß umkehren und ihrerseits das Skelett im Hause ihrer Angreifer, man kann schon sagen Verfolger, aufdecken. Und neben diesem Skelett kann sich wahrlich jenes Gespenst noch sehen lassen! Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein —: das soll allemal wahr bleiben.

Ja, ist es, wie die „Vossische Zeitung" aus alten Akten zu „bemelden" weiß, nicht wunderlich, daß die Schaumburger, während sie die Erbfolge der Biesterfelder bestreiten, weil die Ehe mit der Modeste unebenbürtig sei, allesamt selber von einer Dame abstammen, die unzweifelhaft dem „hohen Adel" nicht angehörte: „Das ist das Fräulein Philippine Elisabeth v. Friesenhausen, über deren interessante Persönlichkeit und Erlebnisse allgemach eine ansehnliche Bibliothek zusammengeschrieben ist. Das Fräulein war jung und vergnügt, die Tochter eines kurpfälzischen Oberstallmeisters, und lebte eine Zeitlang bei der Gräfin Dorothea Amalia von Lippe-Alverdissen, der Stammutter der späteren Schaumburger, als Hofdame. Ihr gefiel der junge Erbgraf Friedrich Ernst, der als Offizier bei einem hessischen Regiment stand, und sie verlangte ihn zu ehelichen. Dagegen aber erhob die Gräfin Dorothea Amalia — ihr Mann war wegen Blödsinns entmündigt —, sowie sie von der ‚vorseienden Mariage' Kenntnis erhielt, den leidenschaftlichsten Einspruch, da sie durchaus ‚nicht gemeinet sey, in eine solche, dem Hause Alverdissen schimpfliche Heirat zu konsentieren'.

„Weshalb sollte die Ehe mit ‚bemeldeter Jungfrau' schimpflich sein? Etwa weil sie nicht dem ‚hohen Adel' angehörte? Also galt nur eine solche Ehe als ebenbürtig? Ach nein, der Widerstand der zukünftigen Schwiegermutter hatte ganz andere Gründe, worüber die Archive überraschende Auskunft geben. Diese Gründe lagen auf dem Gebiete der ‚üblen Konduite'. In einem Schreiben an den Landgrafen von Hessen vom 17. Juni 1722 sagt das gräfliche Paar von der Dame, die es nicht in ihre Familie aufnehmen wollte:

„Nachdem die von Friesenhausen 1. eine listige und liederliche Weibsperson ist, welche, wie landeskündig, sich mit verschiedenen Persohnen liederlich auf- und ein ärgerliches Leben und Wandel geführet, auch selbstens unser hiesiges Hauß geschimpfet, welches aus dem sub Lit. A anliegenden Zeugen-Verhör vorerst sattsam erhellet ... So können wir elterlicher Pflichten halber und damit man eine so liederliche Person nicht in unsere Familie bekommen möge, nicht umhin, dieser von Friesenhausen intention ... in allen rechtlichen Wegen auf alle mögliche Weise gegen dieselbe zu ahnden.

„Aber der Protest hatte wenig Erfolg. Denn der junge Graf verließ eines Tages fahnenflüchtig sein Regiment, ging mit seiner Erkorenen

außer Landes und ließ sich mit ihr im hannoverschen Orte Rehburg trauen. Darüber gab es viel Ärger und viel diplomatischen Briefwechsel, auch mit König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der sich für das junge Paar verwendete, weil die Friesenhausen auch in Preußen angesessen waren. Aber der König kam bei der alten energischen Gräfin übel an. Im Marburger Staatsarchiv befindet sich folgendes Schreiben der Gräfin Dorothea Amalia an den König:

„Aller Durchläuchtigst Großmächtigster König
„Allergnädigster König und Herr.

„Waß Ew. Königl. Mayst. jüngsthin unterm 5. hui. wegen meines Sohns Graff Friederich Ernsten mit der von Friesenhausen unglückl. getroffenen Ehe an mich allergnädigst gelangen zu lassen geruhen wollen, ein solches habe zu recht erhalten. Wie sehr ich nun aus tragender unterthänigsten devotion für Ew. Königl. Mayst. hohe Persohn meine Schuldigkeit zu seyn erachte, Ew. Königl. Mayst. in allem so ümmer müglich zu gehorsahmen, so sehr leid thut mir hingegen, daß wegen der von Friesenhausen geführten liederlichen und höchst straffbaren conduite, Ew. Königl. Mayst. gethanen allergnädigsten intercession für meinen Sohn und die von Friesenhausen ohne mein und meiner Famille größesten Nachtheil und Verkleinerung nicht nachzuleben vermöge.

„Ew. Königl. Mayst. muß ich demnach mit Derro allergnädigsten Erlaubnüß unterthänigst melden, wie besagte von Friesenhausen unter andern wie sie vor wenig Jahren bey mir alhier in Diensten gestanden, sich ohne mein Vorwissen mit einem in Frantzösischen Diensten stehenden Lieutenant von Westphalen liederlich gehalten, da sie unter andern einesmahls heimlicher Weise diesen Lieutenant zu sich auf mein Haus allhier kommen lassen und denselben 3 Tage und 2 Nachte auf ihrer Cammer gehalten, mit demselben in ein Bett gegangen und aufgestanden, und also mein Hauß beschimpfet, dessen sie durch lebendige Zeugen, so ihr dabey behülfflich gewesen, noch allezeit überführen kan, wie solches ohnedem der von Westphalen gegen verschiedene selbsten bereits eingestanden, wird auch niemahlen in Abrehde seyn, daß er dergleichen liederlichen Umgang mit der von Friesenhausen gepflogen ... Auß allen diesen wahrhafften Umständen nun werden Ew. Königl. Mayst. allergnädigst und höchstvernünfftig zu erwegen geruhen, daß samt meinem Herrn und allen Angehörigen, als welche hierüber sich auf das empfindlichste beschwehren, die größeste Uhrsache haben wieder diese Ehe zusprechen, und selbige auf alle Weise und Wege trachten werden, wieder zu separiren, insbesondere, da, wan dergleichen listige Verführungen geduldet und von effect sein sollten, es eines von denen bösesten exempeln in der Welt sein würde.

„In den Akten befindet sich auch ein sehr ausführliches und ergötzlich zu lesendes notarielles Protokoll mit den Aussagen der Zeugen, die alle in dem Brief der Gräfin enthaltenen Tatsachen umständlich bestätigen. Aber das Ende vom Liede war, als nach dem Tode des alten Grafen die Nachlaß-

streitigkeiten geschlichtet waren, daß sich die unfreiwillige Schwiegermutter in ihr Schicksal fügte; Fräulein v. Friesenhausen blieb das eheliche Gemahl des Grafen Lippe und wurde die Mutter mehrerer Kinder. Ja, sie erreichte sogar später, daß ihr, am 14. März 1752, ‚Titel und Namen des heil. röm. Reichs Gräfin' erteilt wurde, ‚gleich als wenn sie von Gebuhrt aus, und zwar von ihren vier Ahnen ... eine gebohrene Reichsgräfin wäre'. Nur daß auch der Kaiser nicht eine Ehe, die unebenbürtig ist, ebenbürtig machen, noch Söhne, obenein wenn sie vor der Titelverleihung geboren waren, zu Agnaten machen konnte, falls sie es nicht ohnehin waren. Die Schaumburger haben auch dazumal mit Entschiedenheit den Standpunkt vertreten, daß die Agnaten kein Recht haben, einem lippischen Grafen aus der Ehe mit einer Dame, die nicht hohen Adels ist, die Erbfolge zu bestreiten:

„Wenn also Seine Kaiserl. Majestät der ritterbürtigen Gemahlin eines Reichsgrafen Titel, Ehre und Würde einer Reichsgräfin erteilen, so wird der aus dieser Ehe erzielten Deszendenz kein neues Recht zur Sukzession beigelegt, sondern nur aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dasjenige Recht zur Erbfolge noch mehr bestärket, welches dieselbe an und für sich schon hatte.

„Also war nach der Ansicht der Schaumburger die Ehe mit dem Fräulein v. Friesenhausen ebenbürtig; also mußte es für sie auch die Ehe mit Modeste v. Unruh sein. War aber diese Ehe für sie unebenbürtig, woher sollte dann das Erbfolgerecht derer kommen, die von dem Fräulein v. Friesenhausen abstammen?"

Ja, das ist eben das Geheimnis der Schaumburger doppelten Buchführung! Was für die Schaumburger recht, ist für die Biesterfelder noch lange nicht billig. Nichts konnte diese eigenartigen Rechtsanschauungen greller beleuchten, als der am 27. Januar 1886 zwischen dem früheren Fürsten Woldemar und dem Fürsten Adolf Georg zur Schaumburg-Lippe abgeschlossene Geheimvertrag, den der Staatsminister Gevekot im lippischen Landtag der Öffentlichkeit übergab. In diesem Vertrage wurde die Nachfolge des Prinzen Adolf zur Schaumburg-Lippe unter Ausschluß der übrigen anspruchsberechtigten Linien vereinbart, gleichzeitig ein entsprechendes, der lippischen Landesvertretung vorzulegendes Thronfolgegesetz. „Dasselbe Haus, das 1894 in seinem Protest gegen die Regentschaft des Biesterfelders sich darauf berief, die lippische Regierung habe nicht das Recht, mit dem Landtag zusammen die Thronfolge zu regeln, hat also", so kennzeichnet die „Berliner Zeitung" die „Ethik" im Schaumburger „Recht", „in dem Vertrage von 1886 ausdrücklich eine solche Regelung akzeptiert! Freilich, 1886 glaubte es, auf diesem Wege einen Schaumburger auf den Detmolder Thron zu bringen. Aber als es sah, daß der von ihm vorgeschlagene Weg zum Besten der Biesterfelder ausschlage, da änderte es seine Rechtsanschauung. Mal so, mal so, wie's trefft! Wenn nur Prinz Adolf von Schaumburg ins Detmolder Palais einziehen kann.

„Der Geheimvertrag von 1886 war ein, wie Staatsminister Gevekot sich ausdrückt, ‚skrupelloser‘ Versuch, die Erbrechte eines dritten wegzueskamotieren. Daß der Fürst Woldemar von Lippe sich zu diesem Versuch hergab, spricht nicht für den Versuch, sondern nur gegen den Fürsten, den man aber, da er sich nicht mehr verteidigen kann, möglichst aus dem Spiel lassen soll. Man kann sich ja an die lebenden Schaumburger halten. Aber viel schlimmer als die Tat von 1886 war die Umkrempelung der Rechtsauffassung, die die Schaumburger später vollzogen, als sie sahen, daß ihnen der 86er Vertrag die erwarteten Früchte nicht gebracht habe.“

Und nicht weniger scharf hat Staatsminister Gevekot selbst diese Moral mit dem doppelten Boden gezeichnet:

„Aus diesem Schriftstück geht hervor, daß beide Monarchen davon überzeugt waren, daß der Landtag ein Thronfolgegesetz schaffen kann. Später ist dies aber von Bückeburg wieder bestritten worden. Wo also Vorteile für sie liegen, da akzeptiert Schaumburg-Lippe die Regelung durch Landesgesetz, wo aber diese Vorteile fehlen, da wird das Landesgesetz perhorresziert. (Große Bewegung.) Nach dem Wunsche Schaumburg-Lippes sollte die erbherrliche Linie, wie aus diesem geheimen Vertrage ersichtlich ist, überhaupt von vornherein ausgeschaltet werden, obwohl nach der 1836er Verfassung die Rechte der erbherrlichen Lippe-Biesterfeldschen Linie festgelegt sind. Um jede Unterstellung zu vermeiden, will ich erklären, daß ich selbstverständlich davon überzeugt bin, daß beide Monarchen fest glaubten, daß eine Regelung der Angelegenheit auf landesgesetzlichem Wege zulässig war. Es sind aber auch noch andere Schriftstücke vorhanden, aus denen die Ansicht zu entnehmen ist: ihr müßt nur eine günstige Gelegenheit benutzen, um ein Gesetz durchzudrücken, dann kann kein Mensch dagegen etwas wollen. Dagegen hat die jetzige Staatsregierung nichts Geheimes getrieben, sie hat mit offenem Visier den Kampf aufgenommen. Vergleichen Sie nun das beiderseitige Verhalten in diesem Kampfe, ich habe dem nichts mehr hinzuzufügen.“

Welch erhabenes Beispiel für die „unmoralischen unteren Klassen“, welche Festigung und Verinnerlichung des monarchischen Gedankens! Kann man sich überhaupt noch über etwas wundern, wenn gerade aus den Kreisen derer um Thron und Altar moralische Anschauungen laut werden, deren bloße Wiedergabe schon der Sozialdemokratie ebenso wohlfeile wie unanfechtbare Triumphe bereitet?! Was soll man z. B. dazu sagen, daß die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ dieses Gebaren der Schaumburger entschuldigt und billigt. — Man könne, schreibt sie, nicht den Vorwurf erheben, Schaumburg handle wider Treu und Glauben:

„Es treibt eben eine rücksichtslose Interessenpolitik, nichts mehr und nichts weniger. Seit 30 Jahren sucht Schaumburg Detmold zu bekommen. Da es dies nicht durch Landesgesetz erreichen kann, versucht es, durch den Bundesrat den ersehnten Besitz zu erlangen. Das mag gewiß

nicht edel, schön und gut sein, aber es ist durchaus nichts Ungewöhnliches in der Politik und verdient keinen Vorwurf."

„Danach", so nagelt der „Vorwärts" diese modern-monarchistische Moral fest, „wäre es für Mitglieder deutscher Fürstenhäuser und Anwärter auf deutsche Throne nicht erforderlich, ‚edel, schön und gut' zu sein! Wenn solche Vorgänge in der Tat ‚nichts Ungewöhnliches' in der Politik der Kreise sind, welche hier streiten, so werden durch dieses Urteil gerade diese Kreise so tief gekennzeichnet, wie kein prinzipieller Gegner des Monarchismus sie tiefer kennzeichnen könnte. Das Vorgehen der Schaumburger bedeutet den ungeheuerlichsten Macchiavellismus, den rücksichtslosen Versuch, einen Thron in Besitz zu nehmen durch jedes Mittel und wider Treu und Glauben.

„Und vor solchem Unwesen soll das Volk in Achtung ersterben! Es soll nicht nur der blinden Erbfolge sich überlassen, nicht nur Beliebige als Regierungsleiter anerkennen, mögen sie befähigt sein oder nicht, mögen sie geisteskrank sein: das Volk soll Achtung haben vor Geschlechtern, die um Throne schmähliche Intrigen treiben, die sich in Geheimverträgen widerrechtlich verschwören und darauf lauern, bei günstiger Gelegenheit die Volksvertretung zu überrumpeln!

„Die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' weiß bisher nichts zu sagen über diese neueste Szene der Lippeschen Thronhändel. Und doch wäre es interessant zu erfahren, wie nach den neuen Enthüllungen insbesondere der Kaiser denkt. Der Kaiser hat seine schützende Hand über den Mann gehalten, der durch jenen Geheimvertrag Fürst in Lippe werden sollte. Er hat ihn begrüßt als den Würdigsten für den Thron von Lippe. Nun erfährt er, mit welchen Mitteln das Haus seines Schützlings verfuhr, um diesen Thron zu gewinnen.

„Nicht minder interessant wird es sein, zu erfahren, wie Graf Bülow über das neue Dokument denkt. Vielleicht ist er im Werke, durch eine ‚authentische Interpretation' den Sinn des Geheimvertrages ebenso harmlos aufzuklären, wie er die Harmlosigkeit der Romintener Depesche so trefflich bewiesen!"

Es ist nicht zu leugnen: dieser ganze Streit deckt Blößen in unseren Zuständen auf, die dauernd nicht wieder verhüllt werden können. Wo kommen wir hin mit diesen Nagelproben der Ebenbürtigkeit — bis auf den letzten Blutstropfen, mit der subtilen Grenzbestimmung zwischen „hohem" und „niederem" Adel und all dem Kram früherer Zeiten, die ohne ihn noch nicht auskommen konnten, während er uns nur als unnützer Ballast beschwert. Da müssen sich denn auch all die anderen Fürstenfamilien, das Kaiserhaus an der Spitze, solche Nachprüfungen und Ahnenproben gefallen lassen, ohne daß man recht wüßte, was eigentlich der Zweck der ganzen Übung ist. In der „Münchener Post" gibt sich ihr ein süddeutscher Politiker und „guter Monarchist" mit Eifer und Liebe hin.

Sehr sonderbar sei, daß der Kaiser so lebhaft den Standpunkt der absoluten Ebenbürtigkeit betone. „Seine hohe Gemahlin hat eine Ahnentafel, die gerade nicht eine so glänzende ist, daß man den Eifer des Kaisers versteht. Seine Söhne haben nach ganz strengem Fürstenrecht einen sehr ‚mäßigen' Stammbaum: einer der Vorfahren der Kaiserin war nicht nur bürgerlich, er war nicht einmal, wie stets gesagt wird, ein hoher Beamter, nein, er war Küster, nahm also eine Stellung ein, die gerade nicht zu den höchsten auf der sozialen Stufenleiter gehört.

„Aber auch sonst haben die Hohenzollern nicht nur ebenbürtige Ehen im strengsten Sinne des Wortes geschlossen: die kurfürstlichen Hohenzollern und die Schwedter Markgrafen haben sich des öfteren mit den Radziwills versippt, einer Familie, die ausdrücklich, unter Friedrich Wilhelm III., als Wilhelm I. eine Radziwill heiraten wollte, für nicht ebenbürtig erklärt wurde. Ferner, wieviel Ehen sind nicht mit Anhalt-Dessau von preußischen Prinzen eingegangen worden, und eine Ahnfrau im 18. Jahrhundert der Dessauer ist die Gattin des Haudegens Leopold (des ‚alten' Dessauer), die, wie männiglich bekannt ist, eine Apothekerstochter war. Die fürstlichen Hohenzollern hingegen und viele andere Familien (Baden, bayerische Herzoge, dadurch auch die Kinder des österreichischen Kaisers) haben durch ihre Ehen mit Damen aus dem Hause Beauharnais einen recht zweifelhaften Stammbaum erhalten.

„Die heute regierende Familie in Baden (Grafen Hochberg) stammt direkt aus dem niederen Adel, und alle Familien, die badensche Prinzessinnen geheiratet haben, sind dadurch in ‚Mitleidenschaft' gezogen worden.

„Und wie steht es denn mit all den Häusern, die mit den Napoleons sich liiert haben, sind sie ebenbürtig? Kaum, wenn die Grundsätze gegen sie angewandt werden, die man gegen die Grafen Lippe anführt.

„Wie steht es denn mit der schwedischen Königsfamilie, den Bernadottes, deren Urgroßvater den nützlichen Beruf eines Küfers hatte? Ist der Küfer ebenbürtiger, als der alte Oberst v. Unruh? Welche Herabsetzung des ersten Standes der Welt würde das bedeuten! ...

„Sonderbar. Auch die Ebenbürtigkeit scheint eine Machtfrage zu sein; je kleiner das Land, desto strenger muß sie gehandhabt werden; bei großen Reichen ist man stets und immer von der Ebenbürtigkeit von vornherein überzeugt.

„Da nun fast alle europäischen Fürstenfamilien mit den eben genannten verwandt sind, so bliebe eigentlich nach strenger Auffassung, wie sie gegen Biesterfeld und Weißenfeld beliebt wird, nichts anderes übrig, als daß sämtliche regierenden Herren, in Erkenntnis ihrer ‚Unebenbürtigkeit', vom Throne herabstiegen, oder daß die Völker gegen sie Prozesse auf Aberkennung der Krone anstrengten, da sie doch nicht ‚unstandesgemäß' regiert werden wollen!"

So mußte es kommen, war es vorauszusehen, wenn einmal erst die ganze Frage aufgerührt und aus der Rumpelkammer Rüstzeug hervorgeholt würde, das heute nur noch zum Spiel für große Kinder gut ist. Quieta non movere! Laßt sie ruhn, ihr Fürsten, eure verehrlichen Ahnherren und Ahnfrauen im Grabe, eure alten Rüstungen und Ritterschwerter in der Rumpelkammer. Ehedem waren sie vielleicht blank und scharf, heut sind sie schartig und rostig. Und wenn ihr klug seid, erinnert „eure" Völker nicht ohne Not an Dinge und Geschichten, deren Auffrischung euch weder ergötzlich noch ersprießlich werden mag. Bei der gegenseitigen Aufrechnung würde sich zu euren Ungunsten ein ganz bedeutendes Saldo ergeben. Könntet und wolltet ihr es begleichen?

Daß der Kaiser in dieser Angelegenheit einen so ausgesetzten Posten einnimmt, ist ehrlich zu bedauern. Wenn er sich auch selbst gewiß keiner anderen, als rein sachlicher Beweggründe bewußt ist, so schließt das doch nicht aus, daß der Schein gegen ihn ist. Aber selbst der mußte peinlich vermieden werden, der bloße Gedanke, als könnte sich die oberste Stelle im Reiche in irgendeiner Weise von verwandtschaftlichen Empfindungen oder gar Interessen beeinflussen lassen. Im bürgerlichen Leben pflegt man in gleicher Lage sich überhaupt jeder Einmischung zu enthalten.

Und dann die von Bismarck — doch wohl auf Grund reichster Erfahrungen und genauester Sachkenntnis — so sehr geschonte Empfindlichkeit der anderen deutschen Bundesfürsten und -völker. „Schon einmal", erinnern die „Leipziger Neuesten Nachrichten", „haben wir aus fürstlichem Munde (Prinz Ludwig von Bayern) die Verwahrung vernommen: ‚Wir sind keine Vasallen', wir haben gesehen, welche Mißstimmung erwachte, als das Kaiserwort bekannt wurde, daß nur einer Herr im Lande sei, wir haben manches Zeichen erblickt, das davon zeugte, daß das Vertrauen auf die peinliche Berücksichtigung der partikularen Rechte im Schwinden begriffen sei. Erst nach der Entlassung Bismarcks vernahm man die Klage, daß die ‚preußische Manier' die gute alte Art zurückdränge, erst dann rief der Erbe der bayerischen Krone aus, daß er nicht einsehe, warum es für Bayern eine Gnade sei, zum Reich zu gehören, erst dann trat der leitende Minister eines Einzelstaates auf die Tribüne des Reichstags, um den Gegensatz zu der leitenden Vormacht Preußen in aller Schärfe zu betonen. Einst war die sorgsame Schonung des deutschen Stammesbewußtseins, die zarte Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Partikularismus der leitende Gesichtspunkt, einst galt das Wort, daß man die Geschichte der Vergangenheit nicht ignorieren, die Wirklichkeit nicht aus den Postulaten der Phantasie sich konstruieren dürfe: man mochte die Teilung Deutschlands in eine Reihe von Partikeln bedauern, aber man mußte mit dem historisch Gegebenen rechnen. Und es hat sich noch immer gezeigt, daß man ein glühender Anhänger des nationalen Einheitsstaates sein und dennoch mit eifersüchtiger Verehrung zu seinem Landesherrn stehen kann. Man hätte an diese Empfindungen niemals rühren sollen. Wer ist denn der Meinung,

daß durch die jüngste Kundgebung des Kaisers etwa die Freude der Bundesfürsten und ihrer Untertanen am Deutschen Reich gestärkt und gehoben worden sei? Wer gedenkt nicht des mahnenden Wortes, das Fürst Bismarck in seiner großen Rede vom 26. März 1886 aussprach, daß die schwerste Gefahr erst dann drohe, wenn einer der Bundesfürsten die Opfer, die er der Allgemeinheit dargebracht, bereuen sollte? Gewiß, Lippe ist klein, aber auch an das Schicksal eines kleinen Landes können sich große Probleme knüpfen, und die Erscheinungen im Wassertropfen bilden ein Spiegelbild des Weltalls."

Ewig schade, daß der große Alte nicht mehr unter uns weilt! Auch seine „außeramtliche" Autorität hätte man nicht auf die leichte Achsel nehmen dürfen. Wie er über die Sache dachte, erzählt zunächst Harden in der „Zukunft":

„Vor vierzehn Jahren, ehe die Prinzessin Viktoria sich dem Prinzen zu Schaumburg vermählte, ist die Zusage geheischt und gegeben worden, Adolf solle, wenn die schaumburgische Linie siege, Fürst zur Lippe werden. Nur unter dieser Bedingung wurde der Ehebund geschlossen; und Woldemars unauffindbarer Erlaß, der Adolf zum Regenten ausersah, ist denn auch nur um vier Wochen älter als diese Ehe. Zu so unnützlicher Hetze sollte man die Rüden nicht loskoppeln. Um Adolf handelt sich's. Daran hat auch Bismarck nie gezweifelt. Er las den Artikel noch, in dem ich hier erzählte: ‚Für das Thronfolgerecht des Biesterfelders hatte sich, aus politischen Gründen, in Privatunterhaltungen auch Fürst Bismarck ausgesprochen; man müsse, meinte er, selbst wenn die Rechtslage weniger klar wäre, als sie in Wirklichkeit sei (er fand sie damals also klar), schon um die für die Rechtseinheit wichtige Stimmung der Bundesfürsten nicht leichtfertig zu verbittern, auch den Schein meiden, als könne der Schwager des Kaisers mit besonders zärtlicher Rücksicht behandelt werden.' Mit Recht hat der Geheimrat Kahl, der tapfere, kluge und treue Freund des Grafen Ernst, sich auf die Tatsache berufen, daß der erste Kanzler ein ‚sachlich überzeugter Anhänger des Biesterfelder Rechtes gewesen sei'. Ich hörte ihn oft darüber sprechen. Er hatte die Akten des Rechtsstreites studiert und kein Hindernis gefunden, das den Biesterfeldern, Vater und Sohn, den Weg zum Thron sperren konnte. Daß sie gekränkt wurden, verdroß ihn. ‚Den Welfen, deren nationaler Puls nicht ganz so zuverlässig ist, wurde zugerufen, Recht müsse doch Recht bleiben; gewiß: aber hic et ubique.' Am 7. Oktober 1895 hatte er auf eine schriftliche Anfrage geantwortet: ‚Nach meiner staatsrechtlichen Überzeugung halte ich die Erbansprüche des Grafen Ernst zur Lippe für wohlbegründet und würde für sie auch aus politischen, nicht bloß aus rechtlichen Gründen eintreten, wenn ich im Amt wäre.' (Bismarck-Jahrbuch III, 482.) Und als er in einer Zeitung die Behauptung las: er sei kein Jurist, in diesem Streit also nicht als Sachverständiger anzuerkennen, gab er mir das Blatt und sagte scherzend: ‚Der Esel! Ich soll kein Jurist sein? Dabei habe ich schon als Pots-

damer Referendar die dauerhaftesten Ehen geschieden.' Doch die Sache nahm er sehr ernst; und wäre sicher nicht stumm geblieben, wenn er den Tag erlebt hätte, der aus Rominten den Rauhreif nach Detmold trug."

Mutatis mutandis würde Bismarcks Stellung auch durch eine Äußerung seines damaligen Organs zu einer im Grundsatz gleichliegenden Frage bestimmt werden. Am 10. Juni 1886 veröffentlichte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einen Aufsatz über die bayerische Regentschaftsfrage. „Diese Frage", so schrieb das Blatt Bismarcks, „kann nur in Bayern und durch Bayern entschieden werden. Das königliche Haus und die Häuser des Landtages sind allein berufen, die Entscheidung über die tatsächliche Frage zu treffen und die Wege und Formen der Lösung derselben zu bestimmen."

Die Anwendung auf Lippe liegt auf der Hand.

In der Tat kann es für Leute, die ebenso fest auf dem Boden des Rechtes der Gegenwart, wie auf dem des gewordenen Rechtes stehen, eine „Lippische Frage" im Ernst überhaupt nicht geben. Sie ist und bleibt ein Kunstprodukt, die ihr Dasein gewissen ihr besonders günstigen Umständen verdankt.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger" hat eine Reihe von Gutachten deutscher Staatsrechtslehrer veröffentlicht. Der Geheime Oberregierungsrat Professor Dr. Hübler von der Berliner Universität hält „die jetzt eingetretene Regentschaft des Grafen Leopold zu Lippe-Biesterfeld für landesgesetzlich begründet und für unanfechtbar von Reichs wegen:

„Die Regentschaft beruht auf einem zu Lebzeiten des Graf-Regenten Ernst rechtmäßig zustande gekommenen Landesgesetze eines souveränen Staates. Weder dem Deutschen Reich noch dem Bundesstaat Preußen steht ein Anfechtungsrecht zu; denn der Fürst von Lippe, bzw. dessen Regent besitzt genau dieselben Souveränitätsrechte wie der König von Preußen. Dasselbe, was für die Regentschaft gilt, muß auch für die Thronfolge Geltung haben: Wenn ein lippesches Staatsgesetz die Thronfolge zugunsten der Linie Biesterfeld festgestellt hätte — und das hätte bei vorhandener Einigkeit im Landtage innerhalb 24 Stunden geschehen können —, so hätte kein deutscher Staat das Recht, die Thronfolge anzuzweifeln oder für nichtig zu erklären; denn einem Landesgesetze gegenüber, das Landesrecht schafft, gibt es weder Unrecht noch Illegitimität. Das Gesetz macht legitim. Ihm gegenüber gibt es kein subjektives, privates oder öffentliches Recht. Auch angebliche Verletzungen der agnatischen Rechte würden nicht einmal einen Entschädigungsanspruch begründen, da ein solcher Anspruch nur für Rechte mit wirtschaftlichem, nicht aber für Rechte mit politischem Inhalt gefordert werden kann."

Für Professor Dr. Bornhak ist auch die Thronfolgefrage rechtlich schon jetzt zugunsten der Biesterfelder entschieden.

Diese Frage stehe „mit der Frage der Regentschaft in keinem notwendigen Zusammenhange“:

„Insbesondere ist die Frage, ob der Graf Leopold derzeit berechtigter Regent des Fürstentums Lippe ist, unabhängig von der Frage seiner Thronfolge-Berechtigung. Es kann, wie das Beispiel von Sachsen-Koburg-Gotha zeigt, sehr wohl jemand auf Grund eines verfassungsmäßig zustande gekommenen Spezialgesetzes Regent sein, der nicht zu den Agnaten des Hauses gehört. So ist auch das Gesetz, auf dem die Regentschaft des Grafen Leopold beruht, in durchaus verfassungsmäßigen Formen zustande gekommen. Eine ganz andere, davon verschiedene Frage ist es, ob der Graf Leopold thronfolgeberechtigt ist. Ich persönlich halte die Thronfolgefrage überhaupt durch den Dresdener Schiedsspruch für entschieden. Denn meines Erachtens muß ein Schiedsspruch nach dem Willen der Kontrahenten ausgelegt werden; die zweifellose Absicht der Kontrahenten aber war es — wie ich persönlich bestätigen kann —, nicht bloß eine provisorische Entscheidung zu treffen, sondern den Thronfolgestreit endgültig aus der Welt zu schaffen. Einige Zeit erst nachdem der Schiedsspruch gefällt war, tauchten dann von Schaumburg die weiteren Versuche auf, seine Wirksamkeit möglichst einzuschränken. Überhaupt könnte meines Erachtens höchstens in der Person des jetzigen Grafregenten ein selbständiger Anfechtungsgrund vorhanden sein, weil er etwa aus einer unebenbürtigen Ehe seines Vaters entstammt. Aber auch das würde ich verneinen, weil es für die Ebenbürtigkeit niemals auf eine besondere Ahnenzahl ankommt.“

Um so mehr befremden mußte das überraschende Eingreifen des Kaisers. „Wir stehen hier“, sagt die „Berliner Zeitung“, „vor einer Auffassung des deutschen Kaisertums, die in dessen Entstehungsgeschichte und in dessen Naturgeschichte ganz und gar nicht begründet ist und die wohlgeeignet wäre, das Verhältnis zwischen Einzelstaaten und Reich vollständig umzuwerfen. Auf die Gnade oder Ungnade des Kaisers gegenüber einem Bundesfürsten kommt rechtlich gar nichts an. Ein Recht der Anerkennung oder Nichtanerkennung der Regentschaft eines Einzellandesherrn steht dem Kaiser als solchem nicht zu. Die lippische Landesregierung hat völlig recht mit ihrer Erklärung, daß Kundgebungen gegen die Tatsache der Regentschaft des Grafen Leopold an und für sich eine rechtliche Wirkung nicht zu äußern vermögen. Und es ist nicht minder richtig, daß durch die Rechtsauffassung, wie sie sich in dem Einspruch des Kaisers ausprägt, die Grundlagen der Reichsverfassung in Frage gestellt werden. Deshalb kann auch keinerlei Nachprüfung der Rechtslage in betreff der lippischen Erbfolge und keinerlei Beschlußfassung des lippischen Landtages, die endgültig zustimmend oder aufschiebend zu der Erklärung der Regierung Stellung nimmt, die Beurteilung der Stellung des Kaisers zu dieser Regentschaftsfrage beeinflussen.

„Es ist unter allen Umständen sehr bedauerlich, daß eine einzelstaatliche Regierung mit Bezug auf ein Vorgehen des Kaisers dessen Bedeutungslosigkeit für das tatsächliche Recht und zugleich dessen Unvereinbarkeit mit den Grundlagen der Reichsverfassung — feierlich, in der Art einer Klage, einer Beschwerde vor aller Welt und vor der Geschichte feststellt. . . .

„So sehr der alte Kaiser Wilhelm anfangs eine höhere Machtstellung gegenüber den deutschen Fürsten erstrebte, so genau hat er später die Richtlinie eingehalten, die ihm für sein Verhältnis zu den Einzelstaaten die Verträge gaben, aus denen heraus das einheitliche deutsche Staatswesen geschaffen worden ist. Vertrauen und Hingebung der Einzelstaaten gegenüber dem Reiche müssen sich vermindern, wenn ihnen die Anschauung begegnet, als sei der Kaiser ihnen gegenüber eine höhere Macht, eine Art Vorgesetzter, ein Herrscher, dem sie sich zu beugen haben."

An diesen Eindrücken kann leider auch die Bülowsche Interpretation des kaiserlichen Telegramms nicht viel ändern, so erfreulich und sympathisch auch das Einlenken des Kaisers berührt. Es ist oft größer, einen Irrtum einzugestehen, als ihn zu vermeiden. Das bleibt bestehen, unbeschadet der nicht abzuweisenden Erkenntnis, daß selbst die Bülowsche Auslegung an dem klaren Unrecht der „Nichtvereidigung" festhält, überdies dem Wortlaut des Telegramms in den wichtigsten Punkten stracks zuwiderläuft und sich in keiner Weise mit ihm vereinigen läßt. Aber immerhin: man merkt die Absicht und wird ausnahmsweise — nicht „verstimmt", im Gegenteil. Es ist nicht ohne Humor, wie der vielgewandte Reichskanzler hier die größten Widersprüche mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt vorträgt, als hätte er's eigentlich gar nicht nötig, was er sagt, noch zu beweisen. Doch wenn auch die Absicht nicht ganz gelingt: — tamen est laudanda voluntas.

Daß die Deutschen nicht gleich an Revolution denken, läßt den Vorwärts Schalen heißen Hohnes über die Schwachmütigen ausgießen:

„Der ‚Männerstolz vor Königsthronen' verebbt allgemach. Die einen Tapferen stellen noch heldenhaft fest, daß die Auslegung, die Graf Bülow dem Telegramm des Kaisers gab, den Wortlaut des Telegramms aufhebt, aber auch sie sind für ‚Beruhigung'; ‚Kreuz-Zeitung' und ‚Berliner Tageblatt' in trautem Verein erklären das Bülow-Schreiben für geeignet, ‚die Aufregung zu beschwichtigen'. Es ist, wie in der Versammlung der biederen Leute in Lippe, die, im schweren Seelenkonflikt zwischen der Treue zum Landesfürsten und der Treue zum Reichsfürsten, erst das Telegramm anklagten und mit dem Hoch auf Wilhelm II. auseinandergingen. Man hat sich wuchtig erhoben, man hat gezeigt, was Opposition ist, man hat vor aller Welt bekundet, daß man es selbst dem Kaiser zu sagen wagt, — nun ist's genug und Hoch der Kaiser!

„So gehen diese Dinge seit je im neudeutschen Reiche. Die bürgerlichen Klassen brauchen die Monarchie, deren Macht sie schützt und deren

Glanz die Augen der Menge blenden mag. Wenn ihnen die Monarchie dabei einige Schwierigkeiten bereitet, — das muß man in den Kauf nehmen. Und dann: ist solche Monarchie nicht immerhin interessant? Bringt sie nicht Leben und Bewegung? Die ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung' sagt, sie habe Zuschriften aus großen deutschen Städten erhalten über das Romintener Telegramm, die sie unmöglich wiedergeben könne, so komme darin die Volksstimmung zum Ausdruck. Die ‚Volksstimmung' dieses politischen Philistertums ist morgen verweht; heut wettert sie am Biertisch und morgen jauchzt sie in patriotischen Höhen.

„Es ist interessant: ‚Recht muß Recht bleiben' — so schallt es bis in die konservativen Blätter, und schon hat die Beruhigungsaktion des Grafen Bülow das Wunder gewirkt, daß kaum jemand der wichtigsten der aufgeworfenen Rechtsfrage sich erinnert! . . .

„Die ‚Deutsche Tageszeitung' sagt: ‚Die Vereidigung der Truppen wird voraussichtlich unterbleiben; das ist bedauerlich; aber eine weitere Kritik muß nach Lage der Dinge zwecklos erscheinen.' Man tost für das gute Recht, man erkennt die Vereidigung der lippeschen Soldaten als unzweifelhaftes Recht des Regenten an, aber es wäre zwecklos, weiter zu kritisieren und zu opponieren — ‚nach Lage der Dinge'.

„Es ist die ‚Lage der Dinge', daß das deutsche Bürgertum und seine politischen Parteien des persönlichen Regiments wert sind, das sie beklagen und vor dessen sich stets steigernden Äußerungen sie immer wieder demütig knicken. In einem Staate, dessen Bürgertum wirkliches Selbständigkeitsfühlen hat, wären die Vorgänge, die wir erlebt, nicht möglich. Nicht den Monarchen klage man an, der in seiner übermenschlichen Machtfülle und inmitten der byzantinischen Untertänigkeiten, die ihn umkriechen, wahrlich leicht die Grenze der Befugnisse übersehen mag. Die Schuld dieser Zustände liegt in denen, die sie dulden, die heute wild emporfahren, als sei ihr Heiligstes verletzt, um morgen . . . sanft winselnd zu vergehen.

„Der Kaiser besorgt ohne Befragung des verantwortlichen Beamten eine nach dem heutigen Verfassungsrecht tief eingreifende Angelegenheit, er handelt persönlich und nicht als Staats- oder Reichsoberhaupt in einer wichtigen Staats- und Reichsangelegenheit. Der Reichskanzler aber, um die plötzliche Aktion zu ordnen, richtet ein ebenfalls persönliches Handschreiben an den Vizepräsidenten des Landtages von Lippe, das dieser dann in einem seinen Interessen dienenden Augenblick aus der Tasche zieht und der Öffentlichkeit übermittelt. Staats- und Regierungsakte wandeln sich in persönliche Telegramme und Handschreiben."

Die letzten Sätze zeichnen die Lage nicht übel, auch das politische Spießertum in deutschen Landen ist kein leerer Wahn. Macht sich doch selbst in Lippe-Detmold eine nicht zu unterschätzende Schaumburger Partei geltend, deren „idealer Lebenszweck" ausschließlich von dem größeren Portemonnaie ihres geliebten Prätendenten bestimmt wird. Man kann es offen aussprechen hören, daß es vor allen Dingen dieser Vorzug sei, der den

Prinzen Adolf als besonders von Gottes Gnaden berufen und berechtigt zur Regierung erscheinen lasse. Und dabei halten sich die Leute noch für ehrliche Monarchisten und würden baß erbosen, so jemand diese ihre Überzeugung anzuzweifeln sich erkühnte. Mit solchen Grundsätzen braucht ja die Schaumburger Partei nicht notwendig bei dem Prinzen Adolf stehen zu bleiben. Es gibt ja noch reichere Leute, z. B. die amerikanischen Milliardäre. Der eine oder andere würde sich gewiß von den Monarchisten Schaumburger Observanz erbitten lassen, als Landesvater von Gottes Gnaden in Detmold einzuziehen und — was die Hauptsache ist — tüchtig Hof zu halten. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!

* * *

Man sollte überhaupt den Monarchismus nicht allzusehr strapazieren, nicht zu oft auf die Folterbank spannen. So mancherlei hat in letzter Zeit die Öffentlichkeit beschäftigt, was wenig geeignet war, den Glanz der Throne zu erhöhen und den Glauben an die Gottähnlichkeit der Fürsten zu festigen. Wenn sie wüßten, wie sich die Zeiten gewandelt haben, wie heute so manches schärfste Kritik herausfordert, was früher in gläubiger Untertänigkeit als gottgewollte Ordnung hingenommen wurde, sie würden manche Rücksicht mehr auf die veränderten Zeitverhältnisse nehmen!

Da ist z. B. die mecklenburgische Prinzessinnensteuer, die jetzt insofern aktuell wird, als sie für die Braut des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen, die Prinzessin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin, demnächst von den getreuen Untertanen beigetrieben wird. Ein Erlaß des Großherzoglich Mecklenburgischen Staatsministeriums vom 3. Oktober ruft den Landtag auf Bestimmung des Großherzogs für den 15. November zusammen. Es soll nun in diesem „Parlament", das nicht auf Verfassung und nicht auf Wahl des Volkes beruht, u. a. folgender Gegenstand behandelt werden:

„Die erbvergleichsmäßige Prinzessinnensteuer für die Durchlauchtigste Herzogin Cecilie zu Mecklenburg, Hoheit, in Rücksicht auf die im Frühling nächsten Jahres bevorstehende Vermählung Höchstderselben mit Seiner Kaiserl. und Königl. Hoheit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen."

Die Zahlung dieser interessanten Prinzessinnensteuer beruht auf einem alten Erbvergleich vom Jahre 1755, und schon manchmal haben die Steuerzahler in Mecklenburg ihr Scherflein für heiratende Prinzessinnen darbieten müssen. Fünfzig Pfennig sind in solchen Fällen zu entrichten. 70000 Mk. beträgt die Gesamtsumme, die das treue mecklenburgische Volk der Tochter seines Großherzogs als Mitgift auf den Weg nach Berlin gibt.

„Man sage nicht," bemerkt zu diesen tatsächlichen Mitteilungen der „Vorwärts", „daß das arme Volk in Mecklenburg-Schwerin zu allen seinen Steuerlasten wohl den Verzicht auf diese Prinzessinnenabgabe hätte fordern dürfen. Es ist ein rührend Stück, daß die treuen Landeskinder für die scheidende Prinzessin Mann für Mann 50 Pfg. opfern dürfen. Die kleine

Gabe, ehrwürdig durch die Überlieferung aus guter alter Zeit, wird den Steuerzahlern die Erinnerung schärfen an die holde Prinzessin, wenn sie längst ihren Einzug in Preußen gehalten und den kronprinzlichen Haushalt durch die Mitgift der braven Mecklenburger gefestigt hat."

Und nun lese man noch, was die „Berliner Volkszeitung" dazu sagt:

„Wir wissen recht wohl, daß diese ‚Hochzeitssteuer' in Mecklenburg ‚herkömmlich' ist. Aber sollte es nicht endlich an der Zeit sein, mit diesem Herkommen zu brechen? Die Beiträge für diese feudale Steuer gehen bei einzelnen Steuerzahlern bis zu 50 deutschen Reichspfennigen hinunter. Es macht wahrlich keinen guten Eindruck, wenn auf diese Weise das Nadelgeld einer Prinzessin zusammengebracht wird, deren reichbegüterte Familie sehr wohl imstande ist, die Braut mit einer angemessenen Aussteuer zu versorgen. Auch der zukünftige Ehemann der Prinzessin bedarf nach seiner sozialen Lage weder als deutscher Kronprinz noch als einstiger deutscher Kaiser eines derartigen Zuschusses aus den Taschen der mecklenburgischen Steuerzahler. Vielen von den minderbemittelten Beitragspflichtigen wird es schwer, auch nur 50 Pfg. beizusteuern. Zeitgemäßer wäre daher jedenfalls eine Vorlage an die lieben getreuen Stände in Mecklenburg, die mit der Hochzeitssteuer ein für allemal aufräumt. Auch im privaten Leben müssen die Eltern oder Verwandten einer Braut sehen, wie sie ohne Inanspruchnahme öffentlicher Mittel eine Brautausrüstung herbeischaffen. Vielfach nimmt man jetzt schon bei geeigneten Gesellschaften Versicherungen auf Brautausstattungen, wie es derartige Versicherungen für den Militärdienst gibt. Dieser Weg steht auch fürstlichen Familien offen, in denen Töchter heranwachsen, die später Bräute zu werden versprechen. Jedenfalls würde es im Volke einen guten Eindruck machen, wenn sogenannte Prinzessinnen-, Braut- oder Hochzeitssteuern da, wo sie noch aus den Zeiten des Absolutismus erhalten geblieben sind, so bald wie möglich abgeschafft würden. Eine finanzielle Notwendigkeit zu solchen Steuern liegt nirgends mehr vor, am allerwenigsten für die Braut des zukünftigen deutschen Kaisers, deren Familie in glänzenden Vermögens- und Einkommensverhältnissen lebt."

Muß man erst solche bittere Pillen verschlucken? Denn anderes bleibt ja nicht übrig, da die logische Begründung unanfechtbar ist, um so unanfechtbarer, je sachlicher.

Sogar in Kriegervereinen kann sich — was wohl niemand bisher für möglich gehalten hätte — die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandeln. Der Großherzog von Oldenburg als Protektor des Kriegerbundes hatte gewünscht, daß die Krieger bei Paraden den Hut vor ihm zögen, und der Bundesvorstand hatte eine entsprechende Verordnung erlassen, ohne den Vertretertag zu fragen. Darüber gärte es in allen Vereinen, die das unmilitärische Grüßen sowohl wie das eigenmächtige Befehlen des Vorstandes ablehnten. Ein Verein (Accum), der in der Öffentlichkeit dagegen opponierte, wurde aus dem Bunde ausgeschlossen. In

einer Versammlung von über hundert Vereinsvorsitzenden erklärten sich die meisten Vereine strikte gegen das Hutabnehmen. Als ihnen darauf ein großherzoglicher Erlaß mitgeteilt wurde, in dem der Großherzog bei Nichterfüllung seines Wunsches mit der Niederlegung des Protektorates drohte, erklärten sie, zuerst ihre Vereine mit dem Inhalte des großherzoglichen Wunsches bekanntmachen zu müssen, ehe sie endgültig Stellung nähmen.

„Wie wird das enden?" entringt sich bange die Frage besorgten Patrioten. Oder „tun sie bloß so"? Und verhöhnen gar in ihres Herzens Bosheit die heiligsten Güter des deutschen Spießers, als da sind militärische Ehrenerweisungen, fürstliche Protektorate u. dgl.?

Kaum glaublich und doch! ein finsterer Geist der Unbotmäßigkeit geht durch die deutschen Lande. Schon streckt er sein Gewaffen von Oldenburg bis nach Weimar. Dort soll der junge Großherzog sich Bericht über den befremdenden Umstand eingefordert haben, daß die Bürgerschaft „seiner" Stadt Ilmenau es im Gemeinderat abgelehnt hatte, für die Schmückung der Straßen beim Einzuge des großherzoglichen Paares die nötigen Geldmittel zu bewilligen. Der Beschluß des Ilmenauer Gemeinderats ist in der ganzen deutschen Presse lebhaft erörtert worden. Seine Gründe waren der breitesten Öffentlichkeit bekannt und sind fast einstimmig gebilligt worden. Die Gemeinde, hieß es, wolle die erheblichen Kosten, die die Ausschmückung der Stadt erfordern würde, sparen, um sie den vielen anderen Aufgaben des Gemeinwohls zuzuwenden. Sie sei überzeugt, daß der Großherzog die Ablehnung nicht mißverstehe. Die Bürgerschaft könne ihrem Landesvater überzeugendere Beweise ihrer Treue geben, als den äußerlichen Girlanden- und Fahnenschmuck eines festlichen Empfangs. So stand damals in den Blättern. Ob der Ilmenauer Gemeinderat seinen durchaus berechtigten Standpunkt behauptet und das ihm anvertraute Wohl der Gemeinde über höfischen Firlefanz und wohlfeile Liebedienerei gestellt hat, ist mir nicht bekannt. Und die Moral? Man vergleiche einmal die Summen, die für derartige Empfänge verschleudert werden, mit denen, die sich das grausigste Elend von den für jene „patriotischen" Zwecke so freigebigen Gemeinden nur mühsam ergattern kann.

* * *

Was herrschen da noch zuweilen für Zustände, besonders in den Landgemeinden! Die ländliche Armenpflege in Bayern hat ja schon häufig in Abgründe schauen lassen, die allen Begriffen der angeblich nur von den „Umstürzlern" bedrohten, von den Thron- und Altarstützen aber sorgsam gehüteten Zucht und Sitte geradezu ins Gesicht schlagen. Die Ortsarmen werden in dem gemeindlichen Armenhause, dem sogenannten „Hirtenhause" untergebracht und von den Dörflingen als Auswurf der Menschheit betrachtet. Die Armenwohnungen sind meist derart beschaffen, daß manches Haustier sein Unterkommen nicht mit dem dieser Hirtenhäusler tauschen möchte. So hat die Gemeinde Röthenbach bei Altdorf ein Armenhaus, das nur eine Stube und eine Kammer enthält. Ferner ist nur ein einziges

Bett vorhanden, das früher die Tagelöhnerin Bärschneider mit ihrem erwachsenen Sohne teilen mußte. Als die Bärschneider starb, kam eine junge Witwe als Ortsarme in das Hirtenhaus, und von da an schlief sie mit dem Bärschneider in dem einzigen Bette beisammen. Die Folge war, daß die Armenhäuslerin im Laufe der Zeit fünf Kinder bekam, deren Vater Bärschneider ist. Nun teilen sich auch die Kinder mit in das einzige Bett. Die Leute suchten schon oft um die Erlaubnis zur Verehelichung nach, aber die Gemeinde macht das ihr auf Grund des Armengesetzes zustehende Einspruchsrecht geltend. „Sie begünstigt also", wie der „Vorwärts" meint, „das vom Gesetz mit Strafe bedrohte Konkubinat, und wenn man nach den heutigen Begriffen von Sitte und Moral urteilen will, macht sie sich auch noch eines Vergehens der Kuppelei schuldig."

In Zeitungen und Vereinen wird gegen die Unsittlichkeit in Literatur und Kunst gewettert, auf dem kürzlich abgehaltenen Sittlichkeitskongreß in Köln ist man sogar nicht davor zurückgeschreckt, Goethe und Nietzsche „sittlich" anzutasten. Die Schilderung von Zuständen aber, ganz brutalen Tatsachen, ja — gehört die nicht vielleicht auch und gerade zur unsittlichen Literatur? Ist es nicht unmoralisch, dergleichen an die Öffentlichkeit zu bringen? Denn ob Schmutz da ist oder nicht, darauf kommt's ja nicht an. Nur daß er nicht ans Tageslicht gefördert werde, daß er die zarten männlichen und weiblichen Näschen der Sittlichkeitskongreßler nicht peinlich umwittere. Diese in Kunst und Literatur so mimosenhaft empfindlichen Seelchen finden sich mit dem Häßlichen und Unsittlichen im praktischen Leben, in der Wirklichkeit am liebsten — gar nicht ab, indem sie es nach Möglichkeit übersehen. Nach ihrem, vielleicht unbewußten Empfinden ist es schon unerlaubt, das Unsittliche aufzudecken und öffentlich zu bekämpfen. Darnach ist der einzige aussichts- und erfolgreiche Kampf gegen die Unsittlichkeit selbst unsittlich. Solche Begriffsverwirrung will manchem unmöglich scheinen? Leider ist sie, wie ich aus reicher Erfahrung bezeugen kann, ziemlich weit verbreitet, ja, in gewissen Kreisen sogar die Regel. —

Aus der Gemeinde Wallerstein in Bayern sollte eine unbescholtene Witwe ausgewiesen werden, weil sie der Gemeindekasse fünf Mark Kosten für ärztliche Behandlung verursacht hatte. Die Frau beschwerte sich gegen die Ausweisung beim kgl. Bezirksamt, das aber „nach reiflicher Überlegung" ihre Beschwerde abwies. Nunmehr wandte sich die Ärmste an die kgl. Regierung. Mit Tränen in den Augen, gebeugt durch Alter und Not, erschien sie im Termin und begründete ihre Beschwerde damit, daß sie nun über 30 Jahre in der Gemeinde wohne, sich ehrlich durchs Leben geschlagen und niemals Armenunterstützung bezogen habe. Eines Tages sei es dem Herrn Pfarrer aufgefallen, daß sie nicht mehr zur Kirche komme, was sie ihm gegenüber mit Krankheit begründete. Andern Tags habe der Pfarrer ohne ihren Auftrag einen Arzt geschickt, dessen Honorar in Höhe von fünf Mark sie nicht habe bezahlen können, und das infolgedessen von der Ge-

meinde entrichtet worden sei. Das sei der Grund der Ausweisung. Nachdem sie nun über 30 Jahre in der Gemeinde wohne, habe sie anderweitig keine Heimat und auch kein Unterkommen mehr. Mit inständigem Bitten erflehte sie die Aufhebung des Ausweisungsbeschlusses. Der Regierungsrat erklärte die Ausweisung für nicht zulässig, da eine ärztliche Untersuchung nicht als Armenunterstützung gelten könne. — Auf diese Weise wurde die arme Alte wenigstens vor dem Schlimmsten bewahrt. Sie darf bis an ihr Lebensende in der Gemeinde Wallerstein bleiben, wenn sie nicht früher oder später dennoch der Armenpflege anheimfällt. In diesem Falle vermöchte nämlich auch die kgl. Regierung sie nicht zum zweiten Mal vor der Ausweisung zu schützen.

Ortsarme belasten die Kasse der Gemeinde oder der Gutsherrschaft. Daher sucht man sie gern loszuwerden. Selten haben sie auf gute Behandlung zu rechnen. Solch eine Ortsarme wohnt auf dem Gute Wartnichen im Landkreise Fischhausen (Ostpreußen), das einem Baron v. König gehört. Das erst 24 Jahre alte Mädchen ist von einem Fuder Getreide gefallen und hat sich den einen Fuß derartig verletzt, daß es nur teilweise arbeitsfähig ist. Anfangs Mai d. J. klagte das Mädchen den in demselben Hause wohnenden Instmannsfrauen, daß der etwa 25 Jahre alte Inspektor des Gutes es mit unsittlichen Anträgen verfolgt und, als es ihm nicht zu Willen war, herumgezerrt und bedroht habe. Einige Zeit danach, am 31. Mai d. J., traf der Inspektor das Mädchen. Beide gerieten in Wortwechsel, weil nach der Ansicht des Inspektors das Mädchen eine Arbeit nicht nach seinem Wunsch ausgeführt habe. Im Verlaufe des Streites *schlug der Inspektor in unbarmherziger Weise mit einem eichenen Stock auf das Mädchen ein.* Als das wehrlose Geschöpf *schon auf der Erde lag, schlug er es auf den Leib und auf die Brust*, sodaß die Schläge weit hörbar waren. *Dann bearbeitete er den Körper des wehrlosen Mädchens mit seinen Füßen*, bis es sich nicht mehr erheben konnte. Er soll dann im Fortgehen noch gesagt haben: „Wenn die Gespanne erst vom Felde sind, dann schlage ich dich tot!" Die so arg Gemißhandelte schleppte sich nun bis an den Weg zu einem Baum und *blieb dort* laut weinend *liegen*. Hier fanden Instmannsfrauen das Mädchen und brachten es nach seiner Wohnung. *Es war schrecklich zugerichtet. Der Inspektor kümmerte sich aber nicht um die Gemißhandelte.* Erst auf energisches Verlangen der Wirtschafterin des Gutes ließ er aus dem nächsten Dorfe einen Arzt holen. Dieser hielt den Zustand des Mädchens für *sehr bedenklich* und ordnete die *sofortige Überführung* nach einem *Krankenhause in Königsberg an*. Dort lag das Mädchen 14 Tage. Dann wünschte der Herr Baron die Entlassung des Mädchens, weil ihm das zuviel Geld koste. Zurückgekehrt nach dem Gute, sollte auf Verlangen des Inspektors *die von ihm gemißhandelte Ortsarme in Arbeit* gehen. Dazu war sie aber nicht imstande. 14 Tage nach der Entlassung war der Zustand des

Mädchens wieder so schlecht, daß die Frauen, die es aus Mitleid ab und zu abwarteten und ihm etwas zu essen gaben, ganz energisch ärztliche Behandlung für das Mädchen forderten. Der Herr Baron lehnte das jedoch ab. Endlich ließ aber doch der Inspektor einen Wagen zurechtmachen und beauftragte eine Frau, mit der Kranken zum Arzt zu fahren. Dieser war nach erfolgter Untersuchung ganz erstaunt, daß man das Mädchen schon aus der Krankenanstalt entlassen hatte. Er verlangte, daß es sofort wieder dorthin gebracht werde. Das erlaubte aber der Herr Baron nicht. Und die Frau Baronin hatte schon, als das Mädchen zu Hause krank lag, angeordnet, daß es kein Essen bekommen solle, weil es nicht krank, sondern nur faul sei. So mußte denn das Mädchen noch 6 Wochen zu Hause in ihrer elenden Wohnung bei großen Schmerzen liegen und erhielt vom Gute keine Nahrungsmittel oder Pflege. Nur für den kleinen Jungen erhielt eine Frau dessen Ration. Während der ganzen Zeit war das von Schmerzen gepeinigte Mädchen auf die Mildtätigkeit der armen Instmannsfrauen angewiesen, die es nicht verhungern lassen wollten. Endlich am 3. August konnte das Mädchen dem fortwährenden Drängen des Inspektors nachkommen und, wenn auch noch mit großen Schmerzen, wieder zur Arbeit gehen.

Gegen den Inspektor war nun wegen der rohen Mißhandlung Strafantrag gestellt, und so hatte er sich am 26. August d. J. vor dem Schöffengericht zu Königsberg wegen Körperverletzung zu verantworten. Angesichts der vor Gericht erschienenen Belastungszeugen konnte der Angeklagte die Tat zwar nicht ganz ableugnen. Er behauptete aber, das Mädchen hätte ihn durch ihre Widerspenstigkeit gereizt. Auch habe er sich in Notwehr (!) befunden, da das Mädchen ihn mit erhobenem Spaten bedroht habe. Der Amtsanwalt beantragte darauf eine Geldstrafe von sechzig (60) Mark. Und das Gericht? — — Es verurteilte den Inspektor zu einer Geldstrafe von 3, sage und schreibe: drei Mark.

Durch dieses Urteil wahrscheinlich ermutigt, äußerte der Herr Inspektor, er werde jetzt noch — — — gegen das Mädchen Strafantrag stellen. —

Bei dem Besitzer Schlicht in Pregelswalde bei Tapiau (Ostpreußen!) diente ein 17jähriger Arbeiter schon mehrere Jahre. In diesem Sommer wurde er von dem Besitzer auf barbarische Weise gemißhandelt. Zu der Mißhandlung muß noch eine andre Krankheit hinzugekommen sein, denn der Arbeiter mußte schwer leidend nach dem Krankenhause gebracht werden. Hier lag er acht Wochen. Da der Besitzer den Arbeiter aber zur Erntezeit notwendig brauchte, holte er ihn aus dem Krankenhause und trieb ihn zur Arbeit an. Die Ärzte im Tapiauer Krankenhause erklärten auch, daß der Mann arbeitsfähig sei. Doch es ging mit dem Arbeiten absolut nicht. Nach einigen Tagen schleppte er sich zu seinen Eltern und erklärte hier tränenden Auges, daß er nicht mal gehen, geschweige denn arbeiten könne. Die Eltern sind arme Leute, auch sind noch eine

Anzahl Kinder zu Hause. Sie beschlossen nun, mit dem Sohne nach Tapiau zu fahren, um ihn hier von einem andern Arzte untersuchen zu lassen. Doch niemand wollte einen Wagen stellen, denn keiner mochte sich mit dem Besitzer verfeinden, und dieser selbst stellte natürlich keinen Wagen. Endlich, nachdem die Frau zwei Tage lang nach einem Fuhrwerk herumgelaufen war, gelang es ihr, eins zu bekommen. In Tapiau aber erklärte der Arzt Korn, daß der Arbeiter arbeitsfähig sei. Nun fuhren die Eltern nach Königsberg und ließen hier den jungen Menschen von einem Arzt untersuchen. Dieser gab folgendes Zeugnis:

Der Landarbeiter ... erschien heute bei mir mit einer eiternden Wunde an der linken Hüftbeuge. Von der Wunde gelangt man mit einer Sonde in einen über 12 Zentimeter tiefen Fistelgang... Der ... leidet an Knochenfraß (tuberkulöser Knochenvereiterung des Kreuzbeins, resp. der Beckenschaufel). Daneben besteht Schwellung des linken Fußes. Es ist selbstverständlich, daß der Kranke dadurch zu jeglicher Art von Landarbeiten außerstande, das heißt arbeits- und erwerbsunfähig ist.

Seine Eltern erklärten, daß sie ihn in Tapiau liegen lassen müßten, ganz gleich, ob ihn das Krankenhaus aufnähme oder nicht, denn es würde ihnen wohl kaum gelingen, ein Fuhrwerk aufzutreiben, das ihn nach der Heimat brächte. Unter solchen Verhältnissen können Landarbeiter in Ostpreußen leben und sterben. —

In der Sitzung vom 18. Oktober d. J. verhandelte die Strafkammer zu Halle gegen den Gutsbesitzer Moritz Berger von Beerendorf bei Delitzsch. Der Angeklagte wurde beschuldigt, einen 14jährigen Hofjungen im Monat Juli d. J. auf dem Felde mit einem Garbenbinder, einem dicken Knüppel, mißhandelt und den jungen Menschen derartig mit Arbeiten überanstrengt zu haben, daß er schließlich am 16. Juli auf dem Felde besinnungslos zusammenbrach und bald darauf starb. Den Tod sollte der Angeklagte durch Fahrlässigkeit verschuldet haben.

Der junge, schwächliche Mensch, noch ein Knabe, mußte in den heißen Julitagen d. J. wie gewöhnlich früh 4 Uhr aufstehen, darauf bis 6 Uhr morgens im Kuhstall arbeiten und dann zuweilen bis 10 Uhr abends Feldarbeiten verrichten. Wenn der junge Mensch, erschlafft, mit der Arbeit nicht vom Fleck kam, dann half der Gutsherr mit dem Garbenbinder nach. Wiederholt erhielt der Junge Schläge mit der Hand gegen den Kopf und mit dem Knüppel auf das Gesäß. Der Gutsherr gab dem jungen Menschen gewöhnlich ein Stück Feldarbeit auf, und bevor er das nicht geliefert hatte, durfte er nicht nach Hause kommen. Durch die Einschüchterung kam der Junge wiederholt um Frühstück und Vesper; auch die Mittagspause wurde ihm zuweilen verkürzt. Mit Tränen in den Augen hatte er öfter gegen 10 Uhr abends auf dem Felde vorübergehende Personen mit den Worten angerufen: „Ich darf nicht eher nach Hause kommen, bis ich mit meinen Arbeiten fertig bin."

Am Abend des 15. Juli war er erst gegen 11 Uhr zu Bett gekommen. Am Morgen des 16. Juli, dem heißesten Tage in diesem Jahre, mußte er wieder wie gewöhnlich um 4 Uhr aufstehen. Nachmittags gegen 4 Uhr brach der Gemarterte bei dem Garbenbinden plötzlich auf dem Felde besinnungslos zusammen und starb bald darauf.

Dies der nackte Tatbestand, der doch schon selbst tief erschütternd wirken muß. Die geladenen Sachverständigen waren leider nicht in der Lage, feststellen zu können, ob der Tod des Jungen infolge der übermäßigen Anstrengung eingetreten ist. Wahrscheinlich sei Hitzschlag die Todesursache, meinten sie. Da nun der ursprüngliche Zusammenhang fehlte, beantragte der Staatsanwalt wegen der fahrlässigen Tötung die Freisprechung und wegen der Mißhandlung mit dem Garbenknüppel ganze dreißig Mark Geldstrafe.

Das Gericht verurteilte den Angeklagten zu 100 Mark Geldstrafe ev. 10 Tagen Gefängnis.

Dreihundert Mark ist das Leben eines anderen Landproletariers bewertet worden. Vor der Strafkammer des Kieler Landgerichts hatte sich der Landmannssohn Greve aus Osterby bei Eckernförde wegen „Körperverletzung" zu verantworten. Zur Last gelegt wurde ihm, den aus Ostpreußen stammenden Landarbeiter R. derartig mit dem Kolben seines Jagdgewehrs über den Kopf geschlagen zu haben, daß dessen sofortiger Tod eintrat. R. hat elf Wochen als Knecht bei Greve gedient und war am 1. Mai dieses Jahres wegen Arbeitsmangels entlassen worden. Im Laufe des Tages versuchte der Entlassene nochmals das Haus zu betreten, um einem dort bediensteten Mädchen ein Abschiedsgeschenk zu überreichen. Er wurde jedoch von der Mutter des Angeklagten hinausgeworfen und soll bei der hierbei entstandenen gegenseitigen Schimpferei die alte Frau „Zicke" tituliert haben. Als Greve abends von der Jagd heimkehrte und von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt worden, begab er sich stehenden Fußes auf das Nachbargrundstück, wo R. im Gespräch mit einem andern Knecht stand. Ohne weiteres schlug er hier beide mit der Faust ins Gesicht, und zwar so kräftig, daß R. zu Boden stürzte. Ehe dieser sich wieder erheben konnte, versetzte er ihm mit seinem Gewehr, dessen Lauf er mit beiden Händen packte, einen wuchtigen Schlag ins Genick. R. blieb tot liegen! Der Angeklagte bestritt, direkt zugeschlagen zu haben, und will R. bloß versehentlich (!!) mit dem Kolben gestoßen (!) haben, als dieser sich herumdrehte. Die Zeugen sagten jedoch bestimmt aus, daß er den Schlag mit großer Wucht geführt habe, und halten es für selbstverständlich, daß dadurch der Tod herbeigeführt worden sei. Trotzdem (!!) nimmt das dem Gericht vorliegende amtliche Obduktionsprotokoll nicht an, daß der Schlag die Ursache des Todes gewesen, ja, es ließe sich noch nicht einmal mit Bestimmtheit

behaupten, daß der Schlag, der nach Ansicht der Ärzte besonders heftig gewesen sein muß, den Tod des R. auch nur beschleunigt (!) habe. Dieser habe an einer Hirnhautentzündung gelitten und konnte auch ohne Einwirkung des Schlages zur selben Zeit gestorben sein. (!) Das Gericht nahm dieses auffallende Gutachten zur Grundlage seines Urteils und erklärte den Angeklagten nicht der Körperverletzung mit tödlichem Ausgang, sondern bloß der gefährlichen Körperverletzung für schuldig. Der Staatsanwalt hatte neun Monate Gefängnis beantragt, das Urteil sah jedoch die Sache als „bedeutend milder liegend" an und erkannte auf 300 Mark Geldstrafe! Jedes Wort des Kommentars ist überflüssig. Parlamentarisch wäre ein solcher überhaupt nicht auszudrücken. Es fehlen da überhaupt die Worte. —

Vor einiger Zeit stand vor dem Schöffengericht zu Halle ein 15jähriges Dienstmädchen wegen „unbefugten Verlassens des Dienstes". Das Mädchen war bei dem Gutsbesitzer Dietrich in Plößnitz in Stellung und wiederholt von dessen 24jährigem Sohne mit unanständigen Zumutungen belästigt worden. Ging das Mädchen in den Stall, dann war auch der Gutsbesitzerssohn da, wollte es in die Scheune, dann hatte sich der aufdringliche Mensch schon vorher dorthin begeben. Nachdem das Mädchen auf Schritt und Tritt verfolgt, von Dietrich jun. herumgedrückt und herumgezerrt worden war, meldete es die Vorgänge ihrer Herrin. Diese erklärte, sie glaube es nicht, daß ihr Sohn „so etwas" tue. Das Mädchen beschwerte sich schließlich bei ihren Eltern. Ihr Vater nahm sie dann, als keine Abhilfe geschaffen wurde, nachdem er den Gutsherrn zur Rede gestellt hatte, aus dem Dienst. Die Folge davon war, daß das Mädchen wegen unbefugten Verlassens des Dienstes ein Strafmandat über fünfzehn Mark erhielt! Es beantragte gerichtliche Entscheidung. Der Vater machte geltend, daß es seine Pflicht gewesen sei, seine Tochter aus dem Dienst zu nehmen. Hätte er das fünfzehnjährige Kind erst noch verführen lassen sollen? Der Amtsanwalt beantragte, das Mädchen mit einem Verweise zu bestrafen. (!) Das Gericht sprach aber die Angeklagte frei, da die Dienstherrschaft das Mädchen vor unerlaubten Zumutungen ihres Sohnes nicht geschützt hätte, wozu sie nach § 139 der Gesindeordnung verpflichtet war.

Ist es schon eine geradezu ungeheuerliche Tatsache, daß ein blutjunges Mädchen ein Strafmandat erhält, weil es den Lüsten des Sohnes seiner Herrschaft nicht zu willen ist, sich aber nicht anders retten kann, als durch Verlassen des Dienstes, so setzt die Fortsetzung der Geschichte doch allem die Krone auf. Man traut seinen Augen kaum: — nicht etwa der lüsterne Bengel! — nein, das beleidigte Mädchen muß noch einmal vor der Strafkammer als Angeklagte erscheinen! Der Staatsanwalt hatte nämlich gegen das freisprechende Urteil Berufung eingelegt und beantragte nun, mit Rücksicht darauf, daß die Sache „sehr

milde" liege, das Mädchen mit einem Verweis zu bestrafen. Das Gericht kam selbstverständlich wieder zur Freisprechung.

„Ob denn die Staatsanwaltschaft, die doch sonst so sehr für die Moral eingenommen ist, niemals daran gedacht hat, daß statt der Behelligung des armen Dienstmädchens die Verfolgung des Bengels von Beleidiger am Platze gewesen wäre?" fragt der Berichterstatter. „Wenn wieder einmal an Gerichtsstelle über den Niedergang der Moral geklagt wird, sollte man sich der Stellung, die in diesem Falle ein Staatsanwalt als Beschützer der Mädchenehre einnahm, geziemend erinnern."

Und das, wo die Überbürdung der Gerichte sprichwörtlich geworden ist! Und dafür muß ein Vater mit seiner Tochter von Pontius zu Pilatus laufen, Reisen unternehmen, Termine abwarten und — was das Allertollste — die in ihrer Mädchenehre Beleidigte und Angegriffene auf der Anklagebank Platz nehmen. Wo bleiben denn hier die Sittlichkeitswächter? Wer stürzt nun eigentlich Religion, Sitte und Ordnung um? Diejenigen, die in solche Dinge hineinleuchten, oder die darauf ertappt werden? —

Die preußische Gesindeordnung, wie sie sich aus Urväter Zeiten, trotz Bürgerlichen Gesetzbuches, bis auf den heutigen Tag vererbt hat, spricht nicht nur den elementarsten Grundsätzen des geltenden Rechtes Hohn, sondern bildet auch eine ständige drohende Gefahr für die Sittlichkeit zahlreicher Töchter unseres Volkes, und gerade der ärmsten und des Schutzes bedürftigsten. Aber was kümmert das die patentierte „staatserhaltende" Presse!

* * *

Wie jeder und jedes seinen Meister findet, so auch die Gesinnungstüchtigkeit unserer „patriotischen" Presse. An die der — Kreisblätter reicht sie denn doch nicht heran. Einer, der bis vor kurzem ein solches Blatt „redigierte", hat etliche Proben aus dem reichen Schatze seiner „amtlichen" Erfahrungen zum besten gegeben. Aus gepreßtem, gemißhandeltem Gemüte, wie nicht verkannt werden darf:

„Es war die Zeit der Reichstagswahlen, die Sozialdemokratie hatte einen Erfolg errungen, der die reichs- und bibeltreuen Thron- und Altarstützen aus allen Himmeln fallen ließ. Während alle Welt betonte, wie trefflich das herrschende Regierungssystem an dem Erfolge der Roten mitgearbeitet, gingen die ‚Stützen' vor der Öffentlichkeit mit hohler Phrasendrescherei über den Reinfall hinweg. Innerlich jedoch wurmte es die Herren furchtbar. Schließlich kam man auf den Gedanken, daß doch irgend jemand an dem betrübenden Ergebnis schuld tragen müsse. Endlich hatte man den Prügelknaben gefunden. Er nannte sich das ‚Amtliche Kreisblatt'. Daraufhin erhielt ich die übliche Einladung zu einer Besprechung mit dem Herrn Landrat und wurde von diesem ziemlich ungnädig empfangen. ‚Ich muß Sie wirklich bitten, Herr Redakteur, fester auf die Sozialdemo-

kraten einzuhauen. In der jüngsten Reichstagswahl haben diese gegen früher allein in unserem Kreise über 300 Stimmen gewonnen. Sie müssen das Volk mehr bearbeiten. Vor allen Dingen bitte ich mir aus, daß Sie nichts bringen, das geeignet sein könnte, Majestät und Regierung in ein schiefes Licht zu stellen.' Als ich eine Erwiderung stammelte, hieß es: ,Wenn Sie das nicht wollen oder können, müssen wir uns eben den geeigneten Mann dafür suchen.' Damit konnte ich den heimischen Penaten zusteuern. Das Schreckgespenst der Stellenlosigkeit und die bevorstehende Vergrößerung meiner Familie lehrten mich die bittere Pille schlucken, und ich parierte.

„Der politische Horizont, dessen erleuchtende Strahlen täglich auf meine bedauernswerte Leserschar scheinen sollten, ward mir in Form der Schweinburgschen ,Neuen Reichskorrespondenz', die mir täglich auf den Redaktionstisch flatterte, vorgezeichnet. Diese manchmal mehr als alberne Zurechtstutzung wichtiger politischer Ereignisse im Sinne der Regierung war das Leitpferd meiner politischen Tätigkeit. Wehe mir, wenn ich einmal einen Seitensprung machte, der meinem hohen Gebieter nicht gefiel. Sofort drohte man mir mit Kündigung und sprach von ,unerklärlicher, reichsfeindlicher Haltung'. Mir passierte es einst, daß ein Artikel, den ich der gewiß zahmen Kölnischen Zeitung entnahm, den Herrn Landrat dermaßen aufregte, daß er meinem Verleger den Kreisblattitel entziehen wollte. Hatte Richter, Bebel oder sonst ein Linksstehender der Regierung im Parlament eine Abfuhr zuteil werden lassen, so war ich angewiesen, von diesen Reden nur zu erwähnen, ,daß die Herren Richter, Bebel usw. in ihrer üblichen Weise versucht hätten, den großen Eindruck des Regierungsredners zu schmälern'.

„In puncto Flottenpolitik hatte man mir ebenfalls den Weg gezeichnet. Ich durfte über die Kostenfrage keine Ziffern bringen, da das Publikum in seiner Urteilsunfähigkeit in solchen Sachen leicht zu falschen Schlüssen kommen könnte. Interessant ist ferner die Tatsache, daß ich sogar gebeten wurde, ,von dem Kindes-Unterschiebungsprozeß Kwilecka so wenig wie möglich zu bringen, da die hier zutage tretenden Mißstände geeignet seien, andere Standespersonen in der öffentlichen Meinung herabzusetzen'.

„Als im Pommernbankprozeß die Mirbachiana Aufsehen erregten, wurde mir schleunigst übermittelt, daß ich nur dann davon Notiz zu nehmen habe, wenn Mirbach selbst dazu Stellung genommen. Den Bilse- und Hüssener-Prozeß mußte ich in seinen Einzelheiten gänzlich totschweigen, nur das Urteil durfte gebracht werden. Kriegsgerichts-Verhandlungen sowie alle Gerichtsverhandlungen, in die höhere Beamte hineingezogen wurden, bedurften zur Veröffentlichung im Kreisblatt der besonderen Erlaubnis des Herrn Landrats.

„Auch von Parteipolitik weiß ich ein Liedchen zu singen. Heute sandte man mir einen Artikel, der dem Zentrum einen gelinden Tritt

versetzte, und morgen erhielt ich wieder Weisung, einem Zentrumsvorschlage wohlwollende Förderung zuteil werden zu lassen. Als der § 2 des Jesuitengesetzes aufgehoben wurde, mußte ich darauf aufmerksam machen, daß die Triebfeder der Regierung der Wunsch gewesen sei, das veraltete Ausnahmegesetz aufzuheben, während kaum ein Jahr vorher mir derselbe Landrat den Befehl gab, gegen den damaligen Zentrumsantrag Front zu machen. (!) In meiner Tätigkeit als Kreisblatt-Redakteur verzeichne ich Fälle, bei denen ich heute amtlich dementieren mußte, was mir gestern amtlich zugegangen war. Auf mein Vorhalten wurde mir entgegnet, ‚daß die Regierung es so wünsche'."

Der Reichstagsabgeordnete von Gerlach, „der selbst in die schmutzige Kreisblattküche hineinblicken konnte", bestätigt und ergänzt diese Darstellung aufs schärfste:

„Die armen Kreisblatt-Redakteure, unter denen es manchen anständigen Menschen gibt, sind in ihrem Kulitum aufs innigste zu bedauern. Oft zwingt sie die bittere Not, den Akt der geistigen Selbstentmannung zu vollziehen. Sie sind schließlich nicht schlimmer dran als manche anderen Journalisten, die, revolutionären Ingrimm im Herzen, Tag für Tag die ‚revolutionäre' Sozialdemokratie vernichten. Ihr einziger Trost ist die Reichstagswahl. Einmal alle fünf Jahre können sie wenigstens unter dem Schutz des geheimen Wahlrechts ihrer wahren Überzeugung Ausdruck geben. Mir ist zum Beispiel die Redaktion eines großen regierungsfrommen Blattes bekannt, die, vom Chefredakteur vielleicht abgesehen, Mann für Mann bei der letzten Reichstagswahl ‚rote' Stimmzettel verwandte. So kläglich also das Los der Kreisblatt-Redakteure vielfach ist — sie teilen es mit vielen Leidensgenossen.

„Weitaus schlimmer vom Standpunkt des öffentlichen Interesses aus ist die systematische Irreführung, der die Landbevölkerung durch die Kreisblattpresse ausgesetzt ist. Jeder Gemeindevorsteher, jeder Gendarm, kurz jede Amtsperson auf dem Lande muß das Kreisblatt lesen. Entweder bekommt sie es gratis, oder sie muß darauf abonnieren. In jedem Wirtshaus liegt das Kreisblatt auf, oft als einzige Zeitung. Der amtlichen Anzeigen wegen muß es der Wirt, muß es so manche andere Person halten. Wer das Kreisblatt halten muß, wird zumeist keine andere Zeitung halten. Denn daß ein Landbewohner zwei Blätter bezahlt, ist eine Seltenheit. Oft ist ja auch das Kreisblatt das einzige Blatt, das in dem Kreise erscheint. Aus ihm allein sind neben den amtlichen Anzeigen die notwendigen Lokalnachrichten zu ersehen.

„Die Kreisblätter haben für weite Strecken unseres Vaterlandes das Monopol der Meinungsmache. Zahllose Wahlen lassen sich nur erklären, wenn man die planmäßige ‚Vorspiegelung falscher und Unterdrückung oder Entstellung wahrer Tatsachen' bedenkt, die von den Kreisblättern geübt wird,

„Das kann nur anders werden, wenn die Kreisblätter außer den amtlichen Anzeigen keinen Text mehr bringen dürfen, das heißt, wenn sie auf ihren eigentlichen Zweck beschränkt werden. Eine Verfügung des Ministers des Innern — und ein Sanierungswerk größten Stils wäre vollbracht! Eigentlich müßte jeder Minister von tiefer Scham erfüllt werden, wenn er sieht, mit wie schamlosen Mitteln die Kreisblätter für die Regierungspolitik Stimmung machen. Die kontinuierliche Lüge als integrierender Bestandteil des Regierungssystems!“

Selbstverständlich tut auch der „Vorwärts“ — und ach, wie gern! — seinen Senf zu diesen Bekenntnissen eines Mannes, dessen materielle Abhängigkeit in wenig nobler Weise gemißbraucht wurde:

„Um dies skandalöse System der Knebelung und Beherrschung der Presse durch amtliche Subventionen, die doch aus dem Säckel der Allgemeinheit fließen, in seiner vollen Schädlichkeit zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, wieviel solcher Kreisblätter es gibt, und daß in großen Gebieten des ganzen Landes, in den kleinen Städten und auf dem platten Lande, vielfach überhaupt kein andres Blatt gelesen wird, als das jeweilige Kreisblatt, das auf Befehl des Landrats alles zu unterschlagen hat, was der Regierung unangenehm, und das alle Nachrichten, die es bringen darf, in zynisch gefälschter Darstellung bringen muß!“

Nun aber fährt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ dem „Vorwärts“ in die Parade, oder sie macht wenigstens — einen Versuch. „Mit welchem Recht die Sozialdemokratie über die journalistische Freiheit anderer spottet“, will sie ihm an einem Bericht der „Frankfurter Zeitung“ beweisen:

„Auf der Wahlkreiskonferenz des neunten badischen Landtagswahlkreises erfuhr der Leiter des sozialdemokratischen ‚Volksfreunds‘, Kolb, heftige Angriffe wegen seiner revisionistisch gehaltenen Berichte über den Amsterdamer Kongreß, und es wurde beschlossen, bei der Preßkommission gegen seine Schreibweise Beschwerde zu erheben. Kolb erhob im ‚Volksfreund‘ Protest gegen diesen Beschluß als gegen eine Überzeugungs- und Gewissensfolter, die zwar in der katholischen Kirche üblich, niemals aber mit den Grundsätzen der Sozialdemokratie in Einklang zu bringen ist; es wird ihm aber kaum viel nützen. Und in Rastatt beschwerte man sich über die Redakteure des ‚Volksfreund‘, weil sie nicht jede Einsendung der Genossen ungekürzt aufnehmen. Dazu sagt nun Kolb, daß die Redakteure des ‚Volksfreund‘ tatsächlich nicht mehr recht wissen, wozu sie eigentlich berechtigt sind und wozu nicht, ob sie die einlaufenden Berichte und Artikel überhaupt noch redigieren dürfen, oder ob sie die Manuskripte so in die Setzerei geben müssen, wie sie einlaufen; ob sie zu gewissen Fragen ihre eigne Überzeugung äußern oder nur die Meinung andrer in Druck geben dürfen. Er meint schließlich: Die Frage: Sind die Redakteure des ‚Volksfreund‘ Redakteure oder Kulis? fängt an brennend zu werden.“

Diesen Hieb pariert nun der „Vorwärts", oder er macht wenigstens — einen Versuch. Die Sache fängt an lustig zu werden:

„Ein sozialdemokratischer Redakteur ist Beauftragter der Parteigenossen; er kann diesen Auftrag nur übernehmen und ausführen, wenn und solange er die Überzeugungen innerlich hegt, die er zu vertreten hat. Die sozialdemokratische Partei läßt sich wohl einen Redakteur gefallen, der seine individuelle Überzeugung gegenüber der Partei zum Ausdruck bringt, aber sie würde jeden Redakteur sofort entfernen, von dem sie erkannt hat, daß er gegen seine innere Überzeugung seinen Auftraggebern nach dem Munde redet. Natürlich muß der Redakteur sozialdemokratisch schreiben, und es ist auch der Parteigenossen Pflicht und Recht zu opponieren, wenn ihnen die von ihrem Redakteur vertretene besondere Richtung nicht gefällt. Niemals aber fällt es Sozialdemokraten ein, einen Redakteur zwingen zu wollen, gegen seine Meinung zu schreiben.

„Glaubt ein Redakteur in der Sozialdemokratie sich aber einmal ungebührlich in seiner Freiheit beeinträchtigt, nun so rauft er sich eben in aller Freundschaft und Öffentlichkeit mit seinen Auftraggebern, die ja nicht seine ‚Unternehmer', sondern seine Parteigenossen sind. Wir empfehlen erst einmal den Redakteuren der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' und der ‚Frankfurter Zeitung' an ihren Auftraggebern öffentlich Kritik zu üben, wenn sie Anlaß zu Beschwerden haben. Sobald wir zum erstenmal bei diesen Herren ein solches Schauspiel erleben, werden wir an ihre Meinungsfreiheit glauben. Sie sind gerade dann frei, wenn sie sich in öffentlicher Kritik über Bedrückung der Meinungsfreiheit durch ihre ‚Brotherren' zu beklagen den Mut haben werden. Wir fürchten, wir werden eine solche Probe niemals erleben."

Wenn der „Vorwärts" auch keine Ursache hat, sich aufs hohe Roß zu setzen, da der Druck der Parteigenossen auf ihre Presse in der Praxis kein geringerer ist, als der auf die bürgerliche Presse ausgeübte, so besteht da doch ein grundsätzlicher Unterschied, da die sozialdemokratischen Redakteure, auch wenn sie sich manchen Seitensprung versagen müssen, dieses Opfer doch einer gemeinsamen Überzeugung bringen und ihr Forum nicht das Geschäftsinteresse eines einzelnen ist, sondern eine freiwillig gewählte politische Gemeinschaft. Daß nun aber das „Raufen" eines solchen Redakteurs mit seinen „Auftraggebern", den Parteigenossen, ausgerechnet „in aller Freundschaft" geschieht, — diese optimistische Auffassung wird wohl auch der „Vorwärts" auf die Dauer nicht aufrecht erhalten wollen. Man braucht sich nur die Katzbalgereien der Mehringschen „Leipziger Volkszeitung" mit dem größten Teile der übrigen Parteipresse zu vergegenwärtigen, um ein anschauliches Bild davon zu gewinnen, was alles „unter Jenossen janz ejal" ist.

Immerhin —: was der „Vorwärts" in der Lage ist sich aus Halle über ein bürgerliches Blatt schreiben zu lassen, hat auch die schärfste Kritik einem sozialdemokratischen bisher noch nicht nachsagen dürfen:

„Gelegentlich des Rostocker Ärztetages hatte sich der politische Re-

dakteur (der liberalen ‚Saale-Zeitung') Dr. Leschbrand erlaubt, die Ärzte wegen der Behandlung der Presse zu kritisieren. Darüber großes Geschrei im Ärzteverein und Drohung mit Boykott der ‚Saale-Zeitung'. Der Vorsitzende des Ärztevereins, Dr. Zergau, verlangte ‚Genugtuung', und der Geschäftsführer Sanne von der ‚Saale-Zeitung' verfaßte im Einverständnis mit (dem Verleger) Herrn Schirrmeister eine Berichtigung, in der es u. a. hieß: ‚Die Kritik ist unberechtigt'. Mit dieser Berichtigung ging Herr Sanne einfach zu dem Faktor Reiche und sagte: ‚Wissen Sie, die ‚Saale-Zeitung' darf, um nicht noch mehr Abonnenten zu verlieren, nach keiner Richtung hin anstoßen, bringen Sie die Berichtigung genau so, wie sie geschrieben ist.'

„Als der verantwortliche Dr. Leschbrand die Berichtigung erblickte, war er selbstverständlich aufgebracht und erlaubte sich, ohne den Verleger zu fragen, den Satz, ‚die Kritik ist unberechtigt' in — ‚die Kritik ist nicht ganz gerechtfertigt' — umzuändern. Faktor Reiche mußte die Änderung ausführen lassen.

„Als nun die ‚Berichtigung' nicht nach Wunsch in der Zeitung stand, beschwerte sich der Vorsitzende des Ärztevereins abermals, und Herr Schirrmeister entließ sofort den unschuldigen Faktor, der 30 Jahre in seinem Verlage tätig gewesen war. Aber damit nicht genug; er schrieb auch noch einen Brief an Dr. Zergau, in dem er die Änderung der Berichtigung durch Dr. Leschbrand und Reiche als einen Akt der Heimtücke bezeichnete, und es dem Ärzteverein anheimstellte zu verfügen, ob auch der politische Redakteur Dr. Leschbrand entlassen werden solle (!).

„In der Verhandlung wurden die Redakteure von dem Geschäftsführer Sanne schlankweg ‚als Untergebene' des Verlegers bezeichnet. An dem, was der Geschäftsführer dekretiere und schreibe, dürfe auch vom Verantwortlichen kein Komma geändert werden. Dr. Leschbrand ist gegenwärtig noch in der ‚Saale-Zeitung' tätig. Allerdings wird er dort den höchsten liberalen Grundsatz — Mensch ecke nicht an — nicht mehr ewig vertreten können. Das dritte Dutzend der Redakteure, die unter Herrn Schirrmeisters Leitung in der ‚Saale-Zeitung' gearbeitet haben, will voll gemacht sein. Die sehr interessante Verhandlung endete schließlich damit, daß Herr Schirrmeister wegen des Ausdrucks ‚Akt der Heimtücke' in dem Briefe zu 40 Mk. Geldstrafe verurteilt wurde."

Mag das Publikum immerhin solche Blicke in die große Hexenküche tun, aus der ihm seine politische und geistige Kost verabfolgt wird. Es kann ihm nur heilsam sein. Schon um das blanke harte Gold des freien Wortes vom aufpolierten Talmi zu unterscheiden, die ehrliche, wenn auch zuweilen notgedrungen verletzende oder verstimmende Überzeugung von geschäftsmäßiger Klopffechterei und nicht minder gewerbsmäßiger Schönfärberei.

Aber auch den überaus schweren Stand des unabhängigen Vertreters des öffentlichen freien Wortes sollte der deutsche Leser noch besser würdigen

lernen. Werden doch solchem Volksanwalte von seinen Freunden — in bester, aber mißverstehender Absicht — oft nicht weniger Steine in den Weg gelegt, als von seinen Feinden. Und wer schon gegen allen anderen Stoß und Druck gehärtet und gewappnet ist, über dessen Haupte schwebt noch immer das Damoklesschwert der „rächenden" oder vielmehr rachsüchtigen Staatsgewalt, das überaus feinmaschige Netz der Strafgesetzparagraphen, das sich dem Publizisten gegenüber vielfach als ebenso zusammenziehbar wie dehnbar erweist. Nicht jedem ist es gegeben, sich dem Bereiche dieses unendlich kunstvollen und anpassungsfähigen Fangapparats durch eine „Flucht ins Exil" zu entziehen, wie es der frühere Redakteur des „Göttinger Tageblatts", Wilhelm Freese, zurzeit in Zürich, getan, der über seinen „Fall" in der „Literarischen Praxis" berichtet:

„Ich weiß sehr wohl und teile selbst den Standpunkt, daß eine Flucht vor den Folgen eines Strafprozesses verwerflich ist, weil sie gar zu leicht den Anschein erweckt, als gäbe man durch sie sein Rechtsbewußtsein und den Glauben an das erhabenste Recht der Publizistik auf. Aber man höre mich an und urteile dann.

„Mein Fall illustriert aufs deutlichste den Tiefstand des Rechtes der Kritik der deutschen Presse an öffentlichen Mißständen, trotz der bekannten Kundgebung des Reichsgerichtes. Untersuchungsrichter und Staatsanwalt zu Göttingen ließen im vorigen Jahre den Gasthofsbesitzer Eickhoff in Andreasberg unter dem Verdachte des betrügerischen Bankerottes verhaften, und die Untersuchung des Falles nahm einen derart schleppenden Verlauf, daß der unglückliche E. 9 Monate in Untersuchungshaft saß, ehe man ihn vors Schwurgericht zitierte. Aber noch mehr. Unter dem Verdachte der Beihilfe verhaftete man Anfang Dezember 1903 auch die Ehefrau des Angeklagten, und im März 1904 standen beide Leute vor dem Schwurgericht zu Göttingen. Der ganze Ballast der Anklage fiel über Bord: die Geschworenen sprachen die Ehefrau glänzend frei, und den Ehemann nur des fahrlässigen Bankerottes schuldig, weil er unregelmäßig über seinen Geschäftsgang Buch geführt hatte. Er wurde zu vier Wochen Gefängnis verurteilt, diese Strafe aber durch die neunmonatige Untersuchungshaft für verbüßt erachtet. Der Fall der Frau charakterisierte ganz besonders die Verhaftungspraxis der Herren Staatsanwälte in Deutschland. Die Frau hatte nämlich ordnungshalber einer sonst korrekten Quittung das von dem Aussteller vergessene Quittungsdatum hinzugefügt. Der Staatsanwalt sah das als Urkundenfälschung (!) an. Die Geschworenen, nicht angekränkelt vom Geist juristischen Formalismus, waren zum Glück anderer Meinung. Da durch die Verhaftung und die lange Untersuchungshaft beide Angeschuldigte wirtschaftlich ruiniert und an den Bettelstab gebracht wurden, ergriff ich in dem von mir redigierten ‚Göttinger Tageblatt' die Partei der Leute, um gleichzeitig an diesem Fall eine Illustration von Rechtszuständen in Deutschland zu geben, die dringend die Forderung der Entschädigungspflicht des Staates an unschuldig Ver-

haftete erheischten. An jene Illustration knüpfte ich die Bemerkung, daß die Justiz durch solche Fälle Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie treibe. Hierauf bekam ich eine Anklage wegen Beleidigung des Landgerichtspräsidenten, der mit der Sache gar nichts zu tun hatte, sowie der Personen der Untersuchungsrichter und der an der Sache beteiligten Staatsanwälte. (!!) Wäre die Sache nicht so unendlich traurig und charakteristisch, dann könnte sie zum Lachen reizen. Im Vollgefühl meines unantastbaren Rechtes und mit starkem Gefühl für natürliches Recht ausgestattet, sah ich den Dingen, die da kommen sollten, mit Seelenruhe entgegen. Aber am Tage vor dem Termine sagte mir jemand, der es wissen konnte, daß diesmal (ich war im Jahre 1903 bereits einmal wegen Beleidigung der Staatsanwaltschaft Göttingen zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt worden) ein Exempel statuiert werden und einer so lästigen Kritik ein für allemal ein Riegel vorgeschoben werden solle. Ich wußte genug. Keine Empfindung von Lust in meiner Brust, für mein gutes Recht und eine Handlung, die mir aus edlen Motiven die Feder in die Hand gedrückt hatte, monatelang im Gefängnis zu schmachten — setzte ich mich in den ersten besten D-Zug und entfloh in ein glückliches Land, in dem man das Recht der öffentlichen Meinung höher achtet als in Deutschland. Hier, von diesem klassischen Boden der Freiheit aus, kann ich die deutsche Presse nur ersuchen, meinen Fall so zu behandeln, wie er es im Interesse der Freiheit der Publizistik verdient, und darum wende ich mich gerade an die Presse, zu deren Wahrheitsliebe und Rechtsgefühl ich das vollste Vertrauen habe."

Dahin gelangen wir mit unserer hochwohlweisen Juristerei, daß das gebotene Vertrauensverhältnis des Bürgers zur Staatsautorität und Staatsgewalt in einen Kampf mit allen Finten, in gegenseitige Überlistung ausartet. Justitia fundamentum regnorum — nur Kinder und Narren glauben noch daran. So gewiß auch heute noch tüchtige, gerechte und kluge Richter und Staatsanwälte wirken, so wenig vermag diese Tatsache die andere aufzuheben, daß das Vertrauen zu unserer Rechtspflege in den weitesten Kreisen erschüttert ist und eine Rechtsunsicherheit um sich gegriffen hat, die zu aller Tradition in Preußen und Deutschland in einem schier unüberbrückbaren Gegensatze steht. Vor jeder Berührung mit Gerichtsbehörden scheut man wie vor Feuer. Daß ein so allgemeines Empfinden ausschließlich auf Vorurteilen, Unkenntnis und Mißgunst beruhen sollte, wäre doch eine kaum ernsthaft zu nehmende Behauptung. Wo Rauch, da ist auch Feuer. Wer kann es schließlich dem armen Teufel von Publizisten groß verargen, wenn er nicht einsehen will, warum gerade er, ausgerechnet er, derjenige sein soll, an dem „ein Exempel statuiert" wird? List ist ja die Waffe des Schwächeren gegen die Gewalt, die an ihm ihr Mütchen kühlen will. A la guerre comme à la guerre. Wer Gründe hat, in der Justiz nicht mehr die Verkörperung des reinen, unnahbaren Rechtsprinzips zu sehen, der steht ihr gegenüber, wie jeder anderen feindlichen Macht, auf dem Kriegsfuße, Partei gegen Partei. Soll es aber wirklich dahin kommen?

Und ist es klug, sich die Presse zum Feinde zu machen? Wird sie nicht öfter behandelt, wie ein ungezogener Junge, der nachsitzen muß oder dem das Abendbrot entzogen wird? In Breslau wurde der Presse vom Bureau des Bezirksausschusses die Tagesordnung stets einige Tage vor den Sitzungen bekannt gegeben. Diese Mitteilungen sollen nunmehr „auf Anordnung des Regierungspräsidenten“ unterbleiben. Wie die Volkswacht von gut unterrichteter Seite hört, soll diese Verfügung darauf zurückzuführen sein, daß die Breslauer Zeitungen auf den kürzlich angesetzt gewesenen Termin des Kronprinzen in seiner Oelser Steuersache hingewiesen haben, die bekanntlich zuungunsten des Kronprinzen entschieden wurde. Die „Volkszeitung“ schließt, daß noch mehrere Sachen anhängig sind, für die das Interesse der Öffentlichkeit nicht gewünscht wird. — Der ungezogene kleine Junge, dem zur Strafe die „Speise“, der „Nachtisch“ entzogen wird!

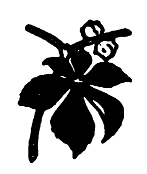
Und dabei welche Liebedienerei vor der Presse — in der Theorie, auf Banketten und Festgelagen! Auf dem internationalen Pressekongreß in Wien, dem ein Erzherzog, der Ministerpräsident v. Körber, Oberbürgermeister Lueger, der deutsche Gesandte und ein Prälat die Honneurs machten, nannte Herr v. Körber die Presse „den größten Welteroberer und den mächtigsten Weltbeherrscher“; sie leiste „die große, gesegnete Arbeit des erfolgreichen Lehrers für jedermann“. „Von polizeilichen Maßnahmen halte ich nichts, ich weiß überhaupt kein anderes Mittel, als die fortschreitende Aufklärung, die Bildung der Völker.“ „Gewiß,“ so versichert der Ministerpräsident, „die Presse mag mancher Regierung unbequem sein, aber keine darf sagen: L'État c'est moi. Ich bin überhaupt bei Anklagen gegen die Presse, weil sie nach der einen oder der anderen Richtung heftiger auftritt, sehr zurückhaltend. Jede Vergangenheit war einst Zukunft, und alle Zukunft wird wieder zur Vergangenheit; jedermann hat bloß das Recht, der fremden Meinung die eigene entgegen zu halten, und die Pflicht, nach seiner inneren Überzeugung zu handeln. . . .“

Auch im Deutschen Reiche haben Minister die freie Presse und ihre Aufgaben verherrlicht. Zwischen Fisch und Braten, versteht sich. Miquel hat sie „das größte Bildungsmittel der Gegenwart“ genannt, Kultusminister Goßler und Bosse bei den Jubiläen von Fontane, Spielhagen und Frenzel usw. sogar die „Bergluft der Freiheit“. Bei den Worten aber ist es, wie ein Berliner Montagsblatt aus eigener schmerzlicher Erfahrung bezeugen kann, geblieben; Zeugniszwang und fliegender Gerichtsstand, Dutzende von Strafanträgen, Bahnhofsverbote und kleinliche polizeiliche Plackereien aller Art werden, allerdings vergeblich, aufgeboten, um gerade jene gepriesenen Tugenden zu ersticken. Selbst ein so gemäßigtes und vorsichtiges Blatt, wie die „Vossische Zeitung“ kann in einem Leitartikel über „Die Presse“ bittere Empfindungen nicht zurückdrängen: „Die Zahl der Preßprozesse alle Jahr ist Legion, obwohl, wie anerkannt werden muß, der autographierte Strafantrag nicht mehr grassiert. Aber immer noch kann ein Redakteur, wenn er etwas unbedacht seine Meinung über einen Schulrat geäußert hat, eine Gefängnisstrafe erhalten, für die er gut und gern hätte silberne

Löffel stehlen können. Wie gebildete, ehrenhafte Männer, die nur ‚nach der einen oder der anderen Richtung heftiger aufgetreten‘ waren, in deutschen Kerkern behandelt, wie der eine oder der andere selbst in Ketten zum Termin geführt wurde, davon erzählen genügsam die Berichte der Volksvertretung.“

Auch Bismarck hat erst nach seiner Entlassung die Bedeutung einer unabhängigen Presse recht zu würdigen gewußt. Da konnte man solche Aussprüche von ihm hören: „Ich kann aus einem tüchtigen Redakteur leichter einen Staatssekretär des Äußern und Innern machen, als aus einem Dutzend Geheimräten einen gewandten leitenden Redakteur. Ich gebe Ihnen gleich einen Leiterwagen von diesen Geheimräten, Juristen, Theologen oder auch Philologen mit lauter ersten Noten in die Lehre, und Sie können aus ihnen nicht viel mehr als einen Schneider machen, der mit der Schere irgendein geistloses Lokalblatt zusammenstellt. Das Zeug zum Redakteur, der selbst denkt, schafft und schreibt mit Schwung und Kraft, muß man auch mitbringen. Die Übung und Erfahrung bessert und feilt auch allerdings viel aus, und selbst das Einsperren gehört zur politischen Erziehung.“ Letzteres Erziehungsmittel würden die „fast kommandierenden Generäle“ in Deutschland allerdings gern anderen abtreten.

Was uns zunächst und am meisten not tut, ist offene Aussprache und gegenseitiges ruhiges Anhören. Der Bürger und insbesondere der Publizist vor Gericht muß alle Ausführungen und Belehrungen von Richter und Staatsanwalt mit Engelsgeduld über sich ergehen lassen, ohne mit der Wimper zu zucken, mögen sie ihm noch so sehr wider den Strich gehen und manchmal auch wirklich ziemlich verdreht sein. Wenn er einmal nervös wird, so genügt oft eine ganz harmlose Bemerkung, um ihn auf der Stelle mit dem Paragraphen über „Ungebühr vor Gericht“ intim bekannt zu machen. Könnten, die so große Ansprüche an die Selbstbeherrschung anderer stellen, nicht vielleicht auch die Reizbarkeit ihrer Nerven, ihr hochgesteigertes Selbstbewußtsein und nicht immer begründetes Erhabenheitsgefühl ein wenig herabstimmen? Oder sind Gerichtspersonen wirklich aus anderem Stoffe geschaffen, als die übrige misera contribuens plebs? Verständige Richter werden auch mich verstehen. Und gerade sie könnten durch ruhige Würdigung der immer weiter um sich fressenden Mißstände in unserer Rechtspflege viel zur Ausrottung eines Beunruhigungsbazillus beitragen, der auf die Dauer unser gesamtes Volksleben und nicht zuletzt das unentbehrliche Vertrauensverhältnis zwischen Staatsgewalt und Staatsbürger zu untergraben droht. Quod dei bene vertant!





Herders Iduna.

Von

F. Lienhard.

I.

Was unterscheidet Goethe und Schiller von den landläufigen Bücherschreibern? Etwa ganz im allgemeinen das größere dichterische „Talent"? Worin bekundet sich diese Mehrbegabung? Handhaben sie feiner als jene das Werkzeug der dichterischen Sprache? Sind sie an Anschauungsschärfe, an Gefühlsumfang, an Gedankengröße andern Schriftstellern übergeordnet? — Alles das erschöpft die Frage nicht. Denn in Einzelheiten mag der oder jener Dichter einzelnen Seiten der Klassiker recht wohl überlegen sein. Und doch bedeutet die Gesamterscheinung jener Beiden, und auch Herders, noch etwas Besondres: sie bedeutet den Aufstieg in einen höhermenschlichen Zustand, worin jene Einzelvorzüge als Teile enthalten und zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen sind.

Unmittelbarer als alle Ästhetik hat das einmal ein blutjung Mädchen erkannt, ja erlebt und bis zu Tränen empfunden. Man weiß, daß sich der fast sechzigjährige Goethe und die achtzehnjährige Minna Herzlieb in den Adventwochen 1807, im Hause des Buchhändlers Frommann zu Jena, einige Augenblicke streiften und wunderbare Stimmungen eins im andern lösten. Bei Goethe verdichtete sich das zu etlichen Sonetten, die er unbefangen den Freunden mitteilte; auch wurde Minna das Vorbild zur Ottilie in den „Wahlverwandtschaften", mit denen der Dichter damals beschäftigt war. Unter dem Eindruck von Goethes Abendbesuchen im Hause ihrer Pflegeeltern schrieb Minna Herzlieb an ihre vertraute Freundin Christiane Selig (10. Febr. 1808): „Goethe war aus Weimar herübergekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können und so denen, die sich so sehr bemühen, immer

besser zu werden, auf den rechten Weg zu helfen und ihnen Nahrung für Kopf und Herz zu schaffen. Er wohnte im Schloß, zu unsrer großen Freude, denn wenn wir seiner Wohnung nicht so nahe gewesen wären, wer weiß, ob wir ihn dann jeden Abend gesehen hätten, denn er muß sich doch auch ein bißchen nach seiner Gesundheit richten, die zwar jetzt in sehr gutem Gleise ist. Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch auch weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, liebe, beste Christiane, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war, und ich überdachte, was für goldne Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Tränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist . . ."

Dieses ergreifende Geständnis eines achtzehnjährigen Mädchens — nebenbei noch ein schönes Zeugnis für die Höhe der Geistes- und Gemütsbildung jener Kreise — in stillster Stube für eine vertraute Freundin geschrieben, hat den ästhetischen Kern unsrer Frage getroffen. Der Begriff „Weimar" bedeutet eine höhere Kulturstufe, eine geistigere Lebensordnung. Weimar ist in diesem Sinne eine Ermutigung für jene wertvolle Minorität, die genügend Stolz und Verantwortlichkeitsgefühl in sich spürt, sich nicht an schlechte Triebe, ungesichtete Einfälle oder andrängende Ereignisse wegzuwerfen, sondern in Taten und Worten Auswahl zu halten und Innen- und Umwelt geistig und künstlerisch zu beherrschen. Dazu gehört freilich ein außerordentlicher Willensernst und eine redliche Arbeit an sich selbst.

Wer in dieser Hauptsache nicht mitgeht, für den sind meine Anregungen schwerlich geschrieben. Es handelt sich hier nicht etwa um ein allgemeines „geistiges Streben" oder gar dürres Studieren. Minna Herzlieb war doch wahrlich keine Gelehrte; sie hatte die einfache, natürliche Einfühlungskraft der Frau, sie hatte angebornes Feingefühl und einen Zug zum Hohen. Auch sage man nicht: jenes Zeitalter war eben das Zeitalter der „Humanität". Wenn man sich doch nur bewußt wäre, welche Trostlosigkeit mit solcher Bemerkung ausgesprochen wird! Als ob Tüchtiges abhängig wäre von Zeitströmungen! Nein, jene Wiedergeburt, die Goethe in vielfältiger Form verkündet hat —

„Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der äußre Mensch zerstäubt,
Wird der innre wach.
Und solang du dies nicht hast,
Dieses Stirb und werde!,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde" —

— ist eine allgemein-menschliche Entwicklungsmöglichkeit, jedem von uns zugänglich, ob Dichter oder nicht, ob berühmt oder unberühmt. Wem es aufgegangen ist, wie unser Leben rund umher von Tod umgeben ist, wie in alle Dinge das Ewige hineinragt: der schaut die Dinge aus größerer Entfernung und in feinerem Lichte an, der handhabt von da ab vorsichtiger seine Maßstäbe für wichtig und unwichtig, in dem bildet sich auch eine anders tönende Sprache aus, und er urteilt nicht mehr nach landläufiger Ästhetik.

Die Klassiker sind nicht denkbar ohne diese bergreine Geistesluft, ohne Schulung durch Schmerz und Entsagung, ohne philosophische oder religiöse Grundierung: sie erhielten von hier aus jene bewundernswerte Elastizität und Spannkraft, die diese Männer endgültig über die Sphäre des Gemeinen und Niedrigen erhob.

* * *

Der Theologe Herder war in diesen Grundzügen mit Schiller und Goethe eins. Im Unterschied von dem verstandeshellen Philologen Lessing, der mit verdienstvollster Kritik Raum schuf für gesündere Entwicklung, besaß Herder ein fein vibrierendes, seherisches Gemüt. Ihn zeichnete ein erstaunlicher Spürsinn aus für das eigentliche Wesen der Poesie, der er mit außerordentlicher Expansivkraft unter allen Völkern nachging. Zu Straßburg ist er bekanntlich des jungen Goethe entscheidender Anreger gewesen (1770/71); die Dämmerwelt Ossians, Homer, Shakespeares Reichtum, das Volkslied erneuerten damals die matt gewordenen Begriffe von Poesie. Klopstock, anfänglich zwar gefühlsmächtiger Dichter, war leider mit seiner Bardengemeinde ein wenig in religiöses und nationales Moralisieren geraten: und das bedeutete schon seit Gellert und Gottsched grade die zu überwindende deutsche Gefahr! So war die edle Poesie, die von dort kam, allmählich erlahmt. Aber Herder und sein Kreis durften sich, trotz der Grundrichtung des Jahrhunderts, das nach neuen Grundlagen für das sittliche und seelische Innenleben suchte, für großherzig und wahrhaft geistesfrei halten.

Nun siedelte der Hofprediger Herder im Jahre 1776 von Bückeburg nach Weimar über. Und 1783 erneuerte sich jene bedeutsame Freundschaft, die vor 12 Jahren so fruchtbar gewesen war. Goethe war ruhiger und reifer geworden. Er zog sich nach den ersten Brausejahren mehr und mehr in tätige Enge zurück, auf einen erwählten Kreis von teilnehmenden Mitarbeitern. Herder, Herders kluge Gattin Karoline, geb. Flachsland, und besonders Frau von Stein bildeten dies engere Weimar; sie waren Goethes eigentliches Publikum, dem er seine Phantasien und Gedanken mitteilte und an dem er sich berichtigte; sie stellten ihm sozusagen ein geistiges Deutschland in nuce dar.

„Herder hilft mir treulich“, heißt es da im Tagebuch. „Unser Goethe“ heißt es bei Herders. „Die Stein und Herder sind beinahe meine einzigen hiesigen Kapitale, aus denen ich Zinsen ziehe“, schreibt der Dichter. Herder wieder: „Goethes Umgang ist mein Trost, seine Gesellschaft erquickt mich

wie Balsam, und seine Gespräche erweitern jedesmal meine Seele". Aus Rom sendet der Flüchtling die Handschrift der „Iphigenie" an Herder, der viel musikalisches Feingehör für Vers und Rhythmus besaß, und bittet um sprachliche Durchsicht einiger Stellen: „Du verbesserst das mit einem Federzuge. Ich gebe Dir volle Macht und Gewalt." Herder schickt um dieselbe Zeit den aufs neue durchgesehenen „Götz" zurück mit den herzlichen Worten: „Lieber Bruder, hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Die Korrekturen bedeuten nichts oder äußerst wenig ... Gott segne Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig!" Und Goethe antwortet auf die Zusendung von Herders Abhandlung „Gott" zustimmend: „Wir sind so nahe in unsren Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten." Zusammenfassend bemerkt Suphan in einem Vortrag (Goethe-Gesellschaft; vgl. Deutsche Rundschau 1887, Heft 10): „Den engsten Zirkel, der sich um Goethe geschlossen hat, die engste Goethegesellschaft bilden Charlotte Stein, Herder und Herders Frau ... Nirgends ist Goethe in diesen Jahren so ganz verstanden, so voll gewürdigt, so schön, ich meine so selbstlos geliebt worden, wie in dem Hause hinter der Kirche" ...

In solchem Sinne konnte Goethe von allen Dichtungen jener Jahre, nicht bloß von den seltsamen „Geheimnissen", zu der die „Zueignung" (Der Morgen kam usw.) die bekannte Einleitung bildet, an die Freunde die Redewendung gebrauchen: „das Gedicht, das ich *für euch* gearbeitet habe". Soweit ein Dichter überhaupt eine ideale Zuhörerschaft unbestimmt um sich fühlt, war jede bedeutendere Dichtung jenes Jahrzehnts, das mit dem Tasso begann (1780), für diesen engsten Kreis „gearbeitet".

* * *

Während Goethes Abwesenheit in Italien, als der eben genannte Geistesbund noch in voller Wirksamkeit war, tauchte der einsame Spätling *Schiller* in Weimar auf.

Schiller, aus engen Verhältnissen in die Freiheit entwichen, über Mannheim, Meiningen, Dresden seine Lebens- und Geistesstellung suchend, ging mit Herzklopfen durch Weimar und erkundete hier seine etwaigen Aussichten. Immerzu war er ja in materiellen Sorgen; seine Gesundheit war nicht die stärkste; und an das Geistesschaffen dieser berühmten Stadt hatte er noch keinerlei Anschluß gefunden. Es war natürlich, daß er auch *Herder* besuchte, der übrigens von Schiller noch nichts gelesen hatte. In den Briefen an Gottfried Körner aus diesen unruhigen Monaten (Sommer 1787) spürt man so recht Schillers innere Aufregung, sein oft trotziges, oft zaghaftes Vergleichen mit etwaigem eigenen Wert oder Unwert. Es ist, als ginge der künftige Freund Goethes mit Spannung über einen Kampfplatz und sehe sich einstweilen das wichtige Gelände an. „Ich komme von Herdern. Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethen liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung. Wir haben erstaun-

lich viel über diesen gesprochen." Drei Wochen später: „Goethe (weil ich Dir doch Herders Schilderung versprochen habe) wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intrigegeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines andren Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist."

Durch Herder also hat Schiller den ersten und stärksten Hinweis auf Goethes Bedeutung erhalten. Aber dieser Eindruck hielt nicht vor. Überhaupt wähne man ja nicht, daß sich unser idealer Schiller fortwährend einer hohen Stimmung, einer Parsifal-Charfreitag-Stimmung bewußt gewesen wäre! Goethe hielt sich in reiferen Jahren die eigne Sendung fast ununterbrochen gegenwärtig; seine künstlerische Gewissenhaftigkeit und geistige Zucht durchdrangen nach und nach den ganzen Menschen. Aber im damaligen Schiller war noch zu viel Suchen und Unruhe. Man betrachte seinen Briefwechsel mit Körner! Ein Plan nach dem andren taucht auf: er zieht mehrere, recht nüchterne Möglichkeiten in Betracht, sich zu verheiraten, noch während der Freundschaft mit der unsteten Frau von Kalb, die für ihn freilich kein Segen war; er spricht so überreichlich von Geldverdienen und Schuldenabzahlen, daß ihm Freund Körner mit prächtigen Worten den idealen Schiller ins Gedächtnis zurückrufen muß; er kann sich dem — damaligen — Weimarer Klatsch nicht entziehen und verirrt sich unter diesem Einfluß zu folgenden Worten über Goethe (19. Dez. 1787): „Armes Weimar! Goethens Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtstun eine Besoldung von 1800 Talern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen" ... Und noch etwas verrät Mangel an Instinkt: nicht zu Herder, sondern zu Wieland fühlt sich Schiller hingezogen, verkehrt viel in dessen Hause, plant eine Verbindung mit dessen Zeitschrift, so daß ihn Körner abermals mit treffenden Worten warnen muß. Zudem versprach sich der spätere Dichter des „Wallenstein" und „Tell" in dieser Zeit vom „Menschenfeind" viel und arbeitete am „Geisterseher" — freilich mit innerer Unlust und, bezeichnend genug, um ihn möglichst in Honorar umzusetzen! Daneben widmete er seine starke Arbeitskraft der „Geschichte der Niederlande", immer wieder zu Körners Verdruß, der ihm umsonst immer wieder zwei Hauptbeschäftigungen empfahl: 1) Kantisches, philosophisches Weltbetrachten, 2) Poesie, nicht Wissenschaft! „Ich komme

immer darauf zurück, daß du nicht berufen bist, ein Gelehrter, sondern ein Künstler zu sein."

Wenn wir uns diese mühsame Geistesentwicklung unsres großen Dramatikers vergegenwärtigen, so wird es uns immer klarer, daß und warum Schiller die eigentliche Bedeutung Herders überhaupt nie verstanden hat. Man lese sämtliche Briefstellen nach, die von Herder handeln: sie sind alle flüchtig, ob sie nun Achtung bezeugen oder — was mehrfach der Fall — Unbehagen, ja Entrüstung; sie sind flüchtig und treffen nicht den Kern von Herders sensitiver und weicher Natur, für die alles, was mit Volks- und Naturpoesie zusammenhing, weit liebenswerter war als Schillers energische und strenge Gedankendichtung. Unter den über 2000 Schillerbriefen, die wir kennen, sind ganze — neun (9!) an Herder gerichtet: liebenswürdige Geschäftsbriefe, außer dem einen Briefe über „Iduna", der uns nachher unterhalten wird. Vergebens mahnte Körner zum Anschluß an Herder (dem er sich, der Kantverehrer, nachher gleichfalls entfremdete): „Ich komme immer darauf zurück, daß Du Herder nicht vernachlässigen solltest. Er hat Proben eines emporstrebenden, vielumfassenden Geistes gegeben. Eure Köpfe, dächte ich, müßten sich befruchten." Mit Goethe, zu dem er den Freund gleichfalls drängte, gelang es; zu Herder aber fand Schiller, nach den ersten gehaltvollen Gesprächen, später und zeitlebens kein rechtes Verhältnis.

Während nun Schiller im ruhigen Volksstädt bei Rudolstadt sich selbst wiederfand, kehrte Goethe aus Italien zurück. Damals spannen sich nun in Rudolstadt mit der Familie von Lengefeld (Lotte!) neue Fäden, ohne daß es zunächst Schiller eigentlich merkte: er rühmte noch (an Körner), daß er eine „ausschließende Anhänglichkeit an irgendeine einzelne Person" glücklich vermieden habe! Zu gleicher Zeit aber zerbrach in Weimar ein wunderschöner, vieljähriger Herzensbund: Christiane Vulpius zog heimlich in Goethes Haus — die tief beleidigte Frau von Stein war der Einsamkeit überlassen. Das wirkte naturgemäß auf das Ehepaar Herder verstimmend zurück: und jene „engste Goethegesellschaft", von der wir vorhin so rühmend gesprochen haben, war recht eigentlich von da ab zerrissen.

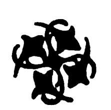
Diese entscheidenden Dinge ereigneten sich in denselben Monaten, nachdem sich Goethe und Schiller zu Rudolstadt zum erstenmal persönlich begegnet waren (September 1788). So waren übergeordnete Mächte an der Arbeit und knüpften neue Fäden, während sich alte lösten.

Schiller arbeitete sich bald zu Jena als Geschichtsprofessor empor und fand sich wenige Jahre danach endgültig zu dem einsam gewordenen, lange noch nach Italien zurückseufzenden Goethe. Herder aber beobachtete mit wachsender Befremdung die antikisierende Stilart und künstlerische Sinnlichkeit des Dichters der „Römischen Elegien". Grade der energische Anschluß an die Ideale der Griechen war es aber, was auch Schiller schon lange emsig suchte: sein erstes Gedicht bei seinem ersten Aufenthalt in Weimar, in Wielands Merkur veröffentlicht, waren die „Götter Griechenlands", schwungvolle Verherrlichung Alt-Griechenlands, strotzend von hellenischen

Götternamen. Ja, der Ruhebedürftige, der Klärung und Mittelpunkt suchte, ließ die Bemerkung fallen, er wolle zwei Jahre lang überhaupt keine modernen Schriftsteller mehr lesen: „Keiner tut mir wohl, jeder führt mich von mir selbst ab: die Alten geben mir wahre Genüsse." Dazu kam, daß sich der Dichter jetzt endlich mit Körners geliebtem Kant beschäftigte, zu dem sich auch Goethe in leidliches Verhältnis fand: Herder aber befand sich in Gegnerschaft gegen Kantsche Anschauungen und „abhorrierte" z. B. Schillers Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" als „Kantische Sünden", wie sich der Dichter ausdrückt, und: „schmollt ordentlich deswegen mit mir". Worauf selbst Körner zornig erwiderte, er habe „das Herdersche Billet beinahe mit Indignation" gelesen: „Was ist das für eine Armseligkeit, andere Vorstellungsarten neben der seinigen nicht dulden zu können, und aus Selbstgefälligkeit sich gegen fremdes Verdienst zu verblenden! Fand er denn nichts mehr in Deinen Briefen als Kantische Ideen? Und wenn er auch mit Kanten nicht ganz übereinstimmt, kann er wohl den hohen Charakter, seine Art zu philosophieren verkennen, wenn er irgend eines unbefangenen Urteils fähig ist? Denn Stumpfheit ist nicht sein Fehler."

So geriet der ausgezeichnete Herder in den Hintergrund. Er fühlte das selbst mit seiner reizbar feinen Natur; und dies Gefühl lähmte vollends die schriftstellerische Kraft des immer mehr kränkelnden Mannes, der freilich immer noch reichlich weiterschrieb. Der führende Geist der Nation wich von ihm und pulsierte nun um so stärker im rastlosen Schiller. In demselben Jahre (1794), in dem die obigen Zornworte von Körner geschrieben wurden, gründete Schiller eine Zeitschrift ersten Ranges: „Die Horen". Und hier ereignete sich nun das Seltsame, daß dem einst führenden Ästhetiker Herder von dem so viel jüngeren Herausgeber der Horen ein eingereichter Aufsatz — zwar angenommen, aber beanstandet wurde. Dieser Aufsatz war Herders „Iduna oder der Apfel der Verjüngung", ein Zwiegespräch über nordische Mythologie.

(Ein zweiter Aufsatz folgt, zugleich mit der Herderschen Iduna.)



Umschau.

Wilhelm Busch: „Zu guter Letzt." Die Leute sagen: Aller Anfang ist schwer. Der kleine Hosenmatz, der seufzend seine Schiefertafel in ach so schrägen Linien vollkritzelt, der „Neu-Lateiner", der sich tapfer mit den unregelmäßigen Verben herumschlägt, um später mal eines Cicero erschreckliche Beredsamkeit und eines Horaz trunkfrohe Verslein bis in die Winkel letzter stilistischer Feinheiten verfolgen zu können, wird's nicht ohne Wehmut bestätigen. Und kein Vernünftiger wird widersprechen. Aber auch ein Ende zu

machen ist schwer; ein freiwilliges Ende des Schaffens in Poesie oder Wissenschaft. Ja, schwerer vielleicht, als ein kräftiger erster Anlauf zum Sieg ist für den noch Rüstigen ein still beschauliches Zurücktreten und Kommandieren: eine neue Jugend in die Front! Nur die Weisesten, scheint mir, haben's gekonnt. Nur die Klügsten unter den Klugen, denen das Leben einen weiten Spielraum gab, Raum zu gewinnen und zu verlieren, haben sich vor greisenhafter Geschwätzigkeit gehütet, haben sich selbst Stille geboten, damit nicht die Spätlinge ihrer Unkraft von einer verdutzten Jüngerschar, von einem kopfschüttelnden Publikum beiseite gelegt würden. Wilhelm Jordan, der mannhafte Streiter, hat, da er das Alter kommen fühlte, seine „Letzten Lieder“ herausflattern lassen, Friedrich Spielhagen, der noch in stiller Zurückgezogenheit alle neue und kräftige Bewegung der Geister verfolgend unter uns weilt, hat mit männlichem Entschluß freiwillig seine reiche Lebensarbeit für beendet erklärt. Ernst Haeckel arbeitet an seinem letzten Buch, dem der fleißige Alte nichts mehr hinzufügen will. Und Wilhelm Busch, kein Weltbeweger, aber durch seinen wundervollen Humor und die seltene Verquickung zweier reicher Talente heute der populärste von allen, hat ein Büchlein Lieder und Versschnurren, das die Zahl 1904 trägt, „Zu guter Letzt“ genannt. (Verlag von Fr. Bassermann, München.) Und ohne sich selbst ein wehmütiges Abschiedsliedlein zu singen, ohne sich im dramatischen Sinn einen guten Abgang zu machen, gibt er in diesem Buch den fröhlichen Humor eines behaglich die Welt betrachtenden Alten, der die Summe seiner Lebensweisheit gleich in den Eingangsversen niederlegt:

Halt dein Rößlein nur im Zügel,
Kommst ja doch nicht allzuweit.
Hinter jedem neuen Hügel
Dehnt sich die Unendlichkeit.

Nenne niemand dumm und säumig,
Der das Nächste recht bedenkt.
Ach, die Welt ist so geräumig,
Und der Kopf ist so beschränkt.

Als Fortsetzung und Schluß der „Kritik des Herzens“, die ja auch ohne Bilder erschien, mag man dies Buch voller Munterkeiten betrachten. Ein lachender Philosoph bespiegelt sich darin; aber der Herzenskritiker ist älter geworden; und ohne daß er mit seinen weißen Haaren kokettiert, fühlt man im Lesen hier und dort, um mit Rückert zu reden, heraus: der Herbst hat ihm bereifet des Hauses Dach — doch warm ist's ihm geblieben im Wohngemach ... Behaglich warm. Da heizt der alte Humor, ungebrochen und unverdrossen, das Stübchen, aus dem sich's so behaglich aufs Gärtchen und über des Gärtchens Blumen und Hecken hinaus ins Weite sehen läßt. Freilich der Alte fühlt sich wohler und sicherer, wenn er aus dem Engeren seine trefflichen Beobachtungen zum besten gibt. Gewiß, es ist nicht alles neu, was da herauskommt. Schmunzelnd erzählt er selbst das Geschichtchen, wie die Mutter im Kleiderschrank kramend in friedlicher Ecke Vaters alten Schwalbenschwanz findet, den blauen mit den blanken Knöpfen, den der Vortreffliche längst abgelegt; und wie sie aus dem unmodernen zugespitzten blauen Ungetüm noch ein par hübsche Jacken für Fritzchen schneidet. Und der einfache Vorgang im schlichten Bürgerhaus legt ihm den Gedanken nah:

Grad so behilft sich der Poet.
Du, liebe Zeit, was soll er machen?
Gebraucht sind die Gedankensachen
Schon alle, seit die Welt besteht.

Aber das haben eben die Gedankensachen mit den blauen Fräcken gemeinsam: sie lassen sich so wenden und anders wenden; lassen sich geschmack-

voll zustutzen und übel verschneiden. Wilhelm Busch hat in glücklicher Stunde seine eigene Fasson gefunden für seinen gesunden Realismus im drolligen Versschmuck. Und der früh gewonnenen Fasson, in der seine besten Sachen berühmt geworden sind, ist er „zu guter Letzt“ recht zu unserer Freude treu geblieben. Wenn ein deutscher Leser einen Anfang einer spaßhaften Spukgeschichte liest, wie diesen:

Es fand der geizige Bauer Kniep
Im Grabe keine Ruhe.
Die Sehnsucht nach dem Gelde trieb
Ihn wieder zu seiner Truhe.

Die Erben wollten diesen Gast
Im Haus durchaus nicht haben,
Weil ihnen der Verkehr verhaßt
Mit einem, der schon begraben. . .

oder bei der Beschreibung der Tätigkeit des kecken Meister Spatz Verse, wie diese, findet:

Maikäfer liebt er ungemein,
Er weiß sie zu behandeln!
Er hackt die Flügel, zwackt das Bein
Und knackt sie auf wie Mandeln.

Im Kirschenbaum frißt er verschmitzt
Das Fleisch der Beeren gerne;
Dann hat, wer diesen Baum besitzt,
Nachher die schönsten Kerne. . .

so hört er schmunzelnd den unverkennbaren „Buschstil“ aus dieser beabsichtigten köstlichen Trockenheit heraus. Oder wer eine Tiergeschichte findet, die also anhebt:

Miezel, eine schlaue Katze,
Molly, ein begabter Hund,
Wohnhaft an demselben Platze,
Haßten sich aus Herzensgrund.

Schon der Ausdruck ihrer Mienen,
Bei gesträubter Haarfrisur,
Zeigt es deutlich: zwischen ihnen
Ist von Liebe keine Spur.

wird sich sofort manch ulkigen Versleins erinnern, mit dem uns in „Plisch und Plum“, in „Hans Huckebein“ und in „Fips dem Affen“ die Leiden und Freuden einer grotesken Tierwelt erzählt wurden. Die Tierbeobachtung gehört immer noch zu den Lieblingsbeschäftigungen des alten Herrn. Ob er nun die schlauen Schnecken im Garten beobachtet, die im nächtlichen Betrieb ihre schleimigen Pfade zu den Beeten mit köstlichem Kopfsalat finden, ob er zusieht, wie am jungen Rosenstengel Schlupfwespchen und Ameisen hinter den dicken Blattläusen her sind, oder ob er die weißen Schmetterlinge über dem Kohl muntere Tänze aufführen sieht, stets findet er eine spaßhafte Beziehung zu menschlichem Leben, menschlichen Liebhabereien und Verkehrtheiten. Er illustriert nicht mehr, was er launig erzählt; wenigstens nicht mehr für die Öffentlichkeit. Aber man merkt manchem dieser Geschichtchen an, wie es, ehe es niedergeschrieben war, wohl mit lustigen Bildern in den wohlbekannten knappen und so charakteristischen Strichen gesehen war. Die Geschichte vom Fuchs im Hühnerstall hätte ein besonders reizvolles Kapitel gegeben; nicht minder die kostbar erzählte Historie von:

Zwei Knaben, Fritz und Ferdinand,
Die gingen immer Hand in Hand,
Und selbst in einer Herzensfrage
Trat ihre Einigkeit zutage.

Immer und überall sitzt ihm noch der Schalk im Nacken. Mit Sentimentalitäten hält er sich nicht auf. Andere mögen das Lied von der Reinheit der Lilie, von der Rose Schönheit singen. Er preist das schlanke Birkenbäumchen, dessen weiße Rinde gute Schuhe und Tabakdosen, dessen Saft einen wohltätigen Balsam für die Glatzen hergibt; und dann:

Von Birken eine Rute,
Gebraucht am rechten Ort,
Befördert oft das Gute
Mehr als das beste Wort.

Er selber streift noch immer gern mit Birkenrütchen der Menschen Torheiten und Schrullen. Aber er weiß auch: Den Teufel spürt das Völkchen nie... Und so gibt er mit ernsthaftem Gesicht das hübsche Selbstbekenntnis zum besten das als Pröbchen seiner Schalkheit hier stehen mag:

Abends, wenn die Heimchen singen,
Wenn die Lampe düster schwelt,
Hör' ich gern von Spukedingen,
Was die Tante mir erzählt.

Wie man oft ein leises Jammern
Grad um Mitternacht gehört,
Oben in den Bodenkammern,
Scheint mir höchst bemerkenswert.

Wie es klopfte in den Wänden,
Wie der alte Schrank geknackt,
Wie es einst mit kalten Händen
Mutter Urschel angepackt.

Doch erzählt sie gar das Märchen
Von dem Geiste ohne Kopf,
Dann erhebt sich jedes Härchen
Schaudervoll in meinem Schopf.

Und ich kann es nicht verneinen,
Daß es böse Geister gibt,
Denn ich habe selber einen,
Der schon manchen Streich verübt.

Er kennt sich selbst, wie er die andern kennt. Und den bösen Geist, „der schon manchen Streich verübt" — Sokrates hätte ihn knapper „Dämon" genannt —, kennt er auch. Der lustige böse Geist scheint ihm so notwendig mit seiner Person verknüpft, daß er an all seinen Streichen nichts Außerordentliches findet. Vielleicht wundert's ihn bloß, daß die andern bei all dem, was sich so natürlich gibt, etwas Besonderes finden. So ist's keine absichtsvoll zum Widerspruch reizende Bescheidenheitspose, wenn er vom Ruhm, insonderheit den eigenen fixierend, mit philosophischem Lächeln meint:

Der Ruhm, wie alle Schwindelware,
Hält selten über tausend Jahre.
Zumeist vergeht schon etwas ehr
Die Haltbarkeit und die Kulör.

Wir wollen nicht mit Jahrtausenden rechnen. Aber lange, lange wird Meister Wilhelm Busch ein heller, freundlicher Stern am Himmel des deutschen Humors sein. Und wahrhaftig, ich beneide die griesgrämige Zeit nicht, die sich an seinen Bildern und Versen nicht mehr dankbar zu ergötzen vermag und seinen Namen mit feierlichem Ernste zudeckt . . . Ich fürchte freilich, er wird Wort halten und als Lebender nicht mehr zu uns allen reden in seiner launigen, Ernst heuchelnden Onkelmanier, die dem pfiffigen Alten so gut stand. Erst wenn der fröhliche Freund „bei dem Flieder in der Kirche, grau und kalt" zur Ruhe gegangen ist, werden indiskrete Blättchen in seinem Schreibtisch der letzte Spiegel seines milden Greisenlächelns sein. Also noch lange nicht! Denn er ist zäh und rüstig und herzensjung. Und er hat uns so viel gegeben, eine solche Fülle des Frohsinns über uns ausgestreut, daß wir ihm ein recht, recht langes Alter schweigender Beschaulichkeit, die er sich als echter Weiser nun selbst gewählt hat, von ganzem Herzen gönnen müssen. **Rudolf Presber.**

*

Die Bühne unter freiem Himmel. Der Grieche sah vom Dionysostheater am Fuß des Akropolis, der Burg von Athen, über Land und Meer von seinen in den Fels geschnittenen Sitzen. Vom Theater in Taormina aus hatte er den herrlichen Blick auf den Aetna und das Meer. Aufs Meer sah er vom Theater in Syrakus, dem von Fels und Wald umgebenen. Ebenso er-

hoben sich die provenzalischen Theater über der Stadt: so Arles und Orange. Was das unsterbliche Schwestervolk vollbracht hat, sollte das dem Deutschen so ganz versagt sein?

Was kann uns hindern, das Theater für unser ganzes Volk wieder in die sommerliche Landschaft, an die Ruhmesstätten unserer Provinzen zu legen? Träger der schlesischen, fränkischen, schwäbischen, steirischen, rheinischen Stammesliteratur zu schaffen, als Pfeiler, auf denen sich der ersehnte Bau eines wahren Nationaltheaters, mit den erhabenen oder heiteren Stoffen unserer Volkssage und Geschichte erhöbe?

Das Bergtheater bei Thale im Harz hat zum ersten Male mit Bewußtsein diesen Versuch unternommen, indem es mit abwechselndem Spielplan eine Landschaftsbühne im Freien einführte. Zu besonders glänzender Wirkung kam in diesem Sommer (1904) Shakespeares „Sommernachtstraum" (15mal aufgeführt). Auch Schillers „Wallensteins Lager" (3mal) und die Rütliszene aus dem „Tell" (3mal) konnten als interessante Versuche gelten. An Originalwerken wurden aufgeführt Franz Herwigs „Herzog Heinrich am Finkenherd" (9mal), Alexander Elsters „Spielmanns Kirmes" (6mal), Ernst Wachlers „Widukind" (5mal) und „Walpurgis" (4mal, 1903 20mal).

Welche Vorteile bietet nun die Landschaftsbühne unter freiem Himmel? Die Landschaftsbühne befreit den Dichter vom Agenten, von der Mode und der Geschmackstyrannei der Zentrale, von der Willkür weniger Theaterdirektoren. Sie ist leicht zugänglich; der Dichter kann, wenn er will, sein eigener Spielleiter sein; und er sollte es, wie im alten Griechenland. Zur Aufführung eines neuen Werkes gehören Schauspieler, Musiker und Kostüme, nicht viel mehr; keine kostspielige Ausstattung von vielen tausend Mark, die jede Erstaufführung zu einem gefährlichen Wagnis macht. Die Inszenierung des „Mittsommernachtstraums" von Shakespeare, die im geschlossenen Theater sehr teuer zu sein pflegt, kostete auf dem Bergtheater bei Thale so gut wie nichts; und es gibt noch andere Meisterwerke, die sich unschwer in den Rahmen der Landschaftsbühne einfügen. Neue Stücke passen sich ihrer Eigenart ohne weiteres an. Durch den fast vollkommenen Wegfall einer kostspieligen Ausstattung steigert sich ungemein die Aussicht für den Dichter, sein Werk rasch aufgeführt zu sehen. Wenn jede Bühne unter freiem Himmel in einer Sommerspielzeit von sechs Wochen fünf Uraufführungen veranstaltete, kann ein Kreis von sechs oder zehn solcher Stammesbühnen — in Niedersachsen, Thüringen, Franken, Schlesien, am Rhein — unzweifelhaft binnen kurzem eine neue dramatische Produktion zeitigen, wie dies eine Hauptaufgabe des Landschaftstheaters ist. Die Form dieser Produktion würde völlig neu und eigenartig sein; nicht nur, daß das Fehlen eines Vorhangs den Fortfall der Akteinteilung und die Beihilfe der Musik für Vorspiel und Zwischenspiele oder Chorlieder zur Folge hat, wodurch die Illusion bedeutend gesteigert und der Charakter des reinen Wortdramas durchbrochen wird zugunsten einer reicheren Form — nicht nur, daß das Raffinement des Machers keinen Ersatz mehr bietet für den Mangel an Poesie, daß eine verwickelte Technik nicht mehr hinwegtäuscht über die Schwächen des Dramatikers: es würde auch der Stoff ein edlerer sein, als ihn die meisten unserer herkömmlichen Theater wahllos darbieten. Denn glaubt man, es sei möglich, Schwänke, Lustspiele und bürgerliche Sittenstücke, wie sie jetzt den Spielplan unserer städtischen Bühne beherrschen, auf der offenen Bühne darzustellen, ohne sich der Lächerlichkeit preiszugeben? Die gewaltige und groß-

artige Bühne unter freiem Himmel verlangt ideale und erhebende Werke gleichviel ob tragischer oder komischer Gattung.

Welche Vorteile bietet nun die Landschaftsbühne für das Publikum? Welche Nachteile?

Der hauptsächlichste Nachteil ist die Abhängigkeit vom Wetter. Daß das Landschaftstheater oft weniger leicht zu erreichen sein wird als das städtische, daß es oft weniger Bequemlichkeit bieten wird, ist minder wichtig.

Mit der Witterung kann man sich abfinden. Die für 7 Uhr abends angesagte Vorstellung wird erst abgesagt, wenn es sich bis 4 Uhr nicht aufhellt. Eine vorübergehende Regenwolke vertreibt die Zuschauer keineswegs. Bei einem Gußregen wird die Vorstellung unterbrochen, erforderlichenfalls ganz abgebrochen und das Publikum durch ein Konzert im Saal des Theater-Restaurants entschädigt. Ob die Landschaftsbühne durch ein Zeltdach nicht beeinträchtigt wird, muß die Erfahrung lehren. Bei Regenwetter finden künstlerische Abendunterhaltungen im Ort in geschlossenen Räumen statt; der Geist dieser Veranstaltungen soll von ernsten, künstlerischen Grundgedanken durchdrungen sein.

Dagegen die Vorteile der Bühne im Freien! Zum ersten: sie ist äußerst billig. Stehen schon ihre Bauunkosten in keinem Verhältnis zu den höchst kostspieligen Prunkbauten unserer städtischen Theater, so machen ihre niedrigen Eintrittspreise, von 40 Pfg. bis zu 3 Mk. steigend, die Kunst dem ganzen Volke zugänglich; und es ersteht eine Kunststätte, die sich in Wahrheit eine Volksbühne nennen darf. Zum zweiten: es gibt keine schlechten Plätze. Überall sieht und hört man vortrefflich, wenn schon der einzelne eine nähere oder entferntere Bank je nach der Schärfe seines Auges bevorzugt. Zum dritten: es gibt keinen angenehmeren Aufenthalt als den im Theater: denn nicht nur umgibt den Zuschauer die milde, erquickende Bergluft und der sommerliche Wald, sondern er hat auch fortwährend den Genuß der prachtvollsten Aussicht, deren Eigenart jeder Landschaftsbühne ihr besonderes Gepräge gibt. Beruht doch auf den religiös-mythischen und geschichtlichen Beziehungen der Gegend zunächst die Bedeutung des Ortes, der Schaubühne als eines Heiligtums des Volkes, als einer, mit Schiller gesprochen, „moralischen Anstalt", zu der die Künstler die gesunkene Bühne wieder erheben müssen.

Weimar. **Dr. Ernst Wachler.**

*

Mörike gegen Goethe? Wenn ich hier gelegentlich auf das Handwerkliche der Poesie eingehe, so bitte ich den Leser um freundliche Geduld. Diese scheinbar kleinen Dinge haben ihren Hintergrund.

In meinen Bedenken wider die ästhetischen Grundsätze des „Kunstwarts" wies ich an einigen Beispielen nach, daß der Gesichtspunkt, ein Dichter — speziell Lyriker — müsse „richtig schauen", unzulänglich sei. Der Dichter legt mitunter auf das „richtige Schauen", auf das „Im-Bilde-bleiben" gar keinen Wert, weil es ihm auf ganz etwas anderes ankommt. Er wirft oft Anschauungsworte, die ihm zur Wahl stünden, unbenützt beiseite und wählt dafür Beiworte, die mehr durch ihren Klangwert den nötigen Gesamteindruck hervorbringen. Oder er entnimmt Worte inniger Art aus dem bloßen Gefühlsbereich, um uns die Dinge herzlich nahe zu bringen. Säuberliche Trennung ist hier unmöglich.

So spricht Goethe etwa von einer „bedeutenden" Landschaft (ein Beiwort, das er bekanntlich liebt); spricht von „artigen" Mädchen (sechsmal auf zwei Seiten von „Meisters Lehrjahren", II, 4, kann man dies Beiwort finden);

er wählt Attribute wie wohlgebildet, freundlich, heiter, rein, merkwürdig, unleidlich, verdrießlich, gefällig usw. Kurz gesagt: dieser wohlwollend-vornehme Geist, feinste Sprachkünstler und erste Lyriker der Nation entnimmt seine Schmück- und Beiworte keinem spezialistischen Gesichtspunkt — wie ihn uns der „Kunstwart" unter dem Einfluß des modernen Bilderwesens aufreden will — sondern einem zusammenfassenden Gemütseindruck, worin natürlich auch die Anschauung latent enthalten ist und leicht stärker unterstrichen werden kann, aber nur, sobald es der Zusammenhang verlangt.

Unter anderen Beispielen hatte ich auch auf das schöne Gedicht des feinen Mörike hingewiesen: „Um Mitternacht". Ich hatte, mit ironischem Unterton, dargetan, daß die Bilder der ersten Strophe, an der Anschauung gemessen, recht anfechtbar seien (Unterton: ohne natürlich die Schönheit der Gesamtempfindung zu beeinträchtigen). Avenarius geht mit der dort üblich gewordenen Verächtlichkeit (wir sprechen uns noch, lieber Kunstwart, wenn nur erst in aller Ruhe das Sachliche erledigt ist) auf meine Bemerkung ein, schiebt mir aber irrtümlich unter, ich verwechsle eigentliche Anschauung mit „sich denken" können (ich meine natürlich: sich veranschaulichen können) d. h. mit „konsequent ausgedachtem Vergleich". Er bemerkt dazu: „Der Vergleicher sucht möglichst viele Ähnlichkeiten und weist sie in Gebilden auf, die den Wert von Allegorien haben und keinen mehr. Der Dichter-Seher läßt uns sinnvoll träumen: was er von Seelengehalt uns mitzuteilen hat, das beschwört er mit der Anschaulichkeit des Traumes vor uns herauf" — — ganz richtig, wir sind darin einig. Nun verleugnet aber Avenarius plötzlich, daß er ja doch einmal so scharf die Notwendigkeit des „Im-Bilde-bleibens" betont hat, und wirft seine eigene Theorie um: — „des Traumes, des fortwährenden Verwandlers, dem jede Gestalt ein Proteus ist". Wirklich? Erstens ist damit Ihr Prinzip des „richtigen Schauens" oder „Im-Bilde-bleibens" im Kern zerbrochen oder doch gehörig erweitert. Zweitens ist es einfach wieder nicht richtig, dies neue Prinzip: es ist nicht „jede Gestalt ein Proteus", der Dichter ist nicht ein „fortwährender Verwandler". Er kann es sein, das ist wahr, aber nur, wenn es der höhere Zweck verlangt. Er kann im Bilde bleiben, wenn er will; er kann aber auch zu einem neuen Bilde eilen, wenn Fülle ihn drängt: — immer ist es seine künstlerische Idee, die ihn hierin instinktiv leitet. Damit ist im Prinzip Ihre einseitige Vorschrift gebrochen, und nicht Sie haben in diesem ästhetischen Punkte recht, der Sie bestimmte Anschauungsdogmen vorschreiben, womit Sie Claudius erhöhen, Klopstock und Schiller möglichst beiseite drücken: sondern eine solche Ästhetik hat recht, die für den Dichter Freiheit verlangt, daß er je nach Drang, Schule oder Anlage Mittel benützen könne, wie und welche er wolle, wenn er nur den beabsichtigten Gesamteindruck erzielt. Dieser ist die Hauptsache; nicht das Mittel.

Weitere Beispiele sollen das belegen. Goethes „Harzreise im Winter" die eine so edelgefaßte Stimmung wiedergibt, beginnt:

„Dem Geier gleich,
Der, auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittich ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied."

Wenn der Geier — nebenbei — auf „schweren" Wolken „ruht", so daß also die Wolken zwischen ihm und der Erde sind, kann er nicht nach Beute

„schauen". Und dann: hier also „schwebt" das Lied „dem Geier gleich". Sofort hinterher aber geht es weiter:

„Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt."

Und nun sogleich weiter:

„Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittere Schere
Nur einmal löst" . . .

Von einem Bilde sind wir, in derselben Gedankenperiode, in ganz andere Bilder übergesprungen: oben schwebt das Lied, unten läuft einer in der Rennbahn, und ein anderer zappelt plötzlich in einem Netz — das sich sofort in den Lebensfaden der Parze verwandelt! Litzmann bemerkt dazu in seinem immerhin lesenswerten Buche „Goethes Lyrik" (Egon Fleischel & Ko., Berlin): „Zwei Bilder mischen sich hier; das Bild von dem Netz (den Schranken des ehernen Fadens) und das wohl durch die Vorstellung des Fadens hervorgerufene, es ablösende Bild von dem Lebens-, dem Schicksalsfaden, den die Parze spinnt, und den schließlich ihre Schere durchschneidet. Überhaupt sind hier mit sorgloser Kühnheit ohnegleichen, die Schulmeisterseelen erbeben macht, die Bilder und Farben — wie in ‚bittrer' Schere — miteinander verschmolzen" usw.

Bloß hier? Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß behagliches Sich-einträumen in ein bestimmtes Schauen oder in ein zartes Naturgefühl Sache des idyllischen Lyrikers ist (Mörike, Claudius), der naturgemäß mehr von der Anschauung umgrenzter Dinge der Nähe ausgeht: daß aber für den gedanklich zusammenfassenden, gleichwohl auch gestaltungskräftigen Lyriker tatfreudiger Gefühle (Pindar, Klopstock, Schiller oder der Berserker Whitman) andere Gesetze gelten.

Gleichwohl können sogar im Bezirk der idyllischen Lyrik, die Goethe mit seiner weltweiten Ruhe gleichfalls geadelt hat, Anschauungsfehler vorkommen — Handwerksfehler — ohne das Gedicht zu entwerten.

„Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick" —

— ist das Bild richtig oder eine sprachliche Gedankenlosigkeit?

„Ach, an deinem Busen (Natur)
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz" —

— wieder eine nicht durchdachte Anwendung des überkommenen Wortes „Busen der Natur"!

„Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzet voller" — —

— so klingt es in Goethes — sogar bei Goethe, der im Schauen und Beseelen so groß ist! — wehmütig-verträumtem „Herbstgefühl", womit er aber wiederum unserer Anschauung einen Stoß versetzt: denn wenn die glänzende Beere reift, zieht sich bekanntlich die treibende Kraft aus dem Blatte zurück, dieses bräunt sich vorzeitig und fällt oft noch vor der Weinlese bescheiden zu Boden. Es hat seine Säfte sozusagen der Beere abgegeben, statt „fetter zu grünen", wie unser großer Dichter hier wünscht. Aber: ist denn mit solchen banalen Einwendungen der ruhigen Schönheit dieses Selbstgesprächs, der musikalischen Wirkung des zaudernden, milden Rhythmus, dem Gefühlswert der ausgewählten Worte, die uns in den beabsichtigten Gesamtzustand und Gedankengang einspinnen — auch nur das Leiseste genommen?

Mörike ist ein köstlicher Spezialist lyrischer Sprache, der sich sprachlich, außer am Volkslied, hauptsächlich an Goethe — und an einer verfeinerten Antike, die aber weniger in Betracht kommt — erzogen hat. Wendungen wie: „reingestimmte Lüfte", „vernehm' ich doch die wunderbarsten Stimmen", „mit ungewissem Licht", „der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge", „wenn ich, von deinem Anschaun tief gestillt, mich stumm an deinem heil'gen Wert vergnüge", „er fühlt mir schon herauf die Brust" (der Fluß), „wollest mit Freuden und wollest mit Leiden mich nicht überschütten" usw. — weisen sprachlich unmittelbar auf Goethe, sind ein destillierter Abhub aus Goethes Sprache. Und ebenso ist des schwäbischen Pfarrers zarte Resignation ein milder Abglanz, gleichsam beschaulicht und verkleinert, der weltweiten Resignation des zugleich auch gedankengroßen Goethe, der in seiner ersten Lebenshälfte etwas sehr Entscheidendes niederzuringen hatte, was dem zauberlichen, kränkelnden, etwas weichlichen Pfarrer von Cleversulzbach zeitlebens abging: heftiges Weltbegehren — Energie der Leidenschaft. Was nun aber beim Dichter des „Faust" überwundene, veredelte, vergeistigte Kraft ist, deren bewußte Milde, als Resultat eines inneren Wachsens, uns gerade darum im Geiste erhebt und im Herzen beruhigt: das ist bei dem beschaulichen Einfühlungstalent Mörikes angeborene Temperaments-Armut. Hier ist der fundamentale Unterschied. Keine Liebe zu diesem wirklich „goldechten Kleinkünstler", wie ich ihn in meiner Broschüre nannte, täuscht uns hierüber hinweg.

Nebenbei ist, nochmals, damit keinerlei Herabsetzung Mörikes bezweckt; nur eine Begrenzung gegenüber kritikloser Überschätzung. Es ist dankbar zu begrüßen, daß uns Eduard Mörike durch die guten Biographien von Fischer und Maync (seinerzeit im Türmer von mir angezeigt), denen sich soeben eine anmutige kleine Einführung von Eggert-Windegg zugesellt (Stuttgart, Verlag von Max Kielmann), und durch die wertvolle Herausgabe seines Briefwechsels (zwei Bände, Verlag von Otto Elsner, Berlin) in seiner ganzen zartbesaiteten Innerlichkeit, die fast in traumhellem Zustand kristallklare Poesie ausstrahlt, noch bekannter geworden. Schon in meiner Knabenzeit habe ich mir eine Anzahl Gedichte dieses rhythmisch-musikalischen Feinkünstlers, dessen Lieblingsmusiker Mozart war, neben anderen Lieblingsgedichten in ein Elitebüchlein abgeschrieben, das ich damals viel durch Wald und Feld getragen: das herb-süße „Schön-Rothraut", das graziöse „Der Knabe und das Immlein", das innig-leidvolle „verlassene Mägdlein" usw. Es heißt aber denn doch wieder einmal das Handwerk über Gebühr ehren, wenn, ohne alle Abgrenzungen, die oben genannte Zeitschrift von dieses genauen Künstlers „Sprudelkraft an Sprachkunst" schreibt: die „kein einziger Deutscher außer Goethe als Lyriker in gleichem

Maße besessen und selbst Goethe nur in wenigen allerglücklichsten Stunden" (!). Dieses fatale Ausspielen! Minnesang, Volkslied, Walther, Gottfried, Luther usw. — alles verschwunden neben Mörikes „Sprudelkraft"! Und abermals: „Wo wäre der deutsche Dichter, bei dessen Sprache wir von entzückendem Wohllaut, von süßestem Tönen auch nur ebenso reden dürfen wie bei ihm, es sei denn wiederum Goethe bei dem Allerholdesten, was er zu geben hat?" Mit dem liebenswerten Spezialisten Mörike, dem wesentlich Goethe erst sein Handwerkszeug zurechtgebildet hat, den allseitigen Sprachbeherrscher Goethe in die Enge zu treiben, so daß er Mühe hat, mit dem „Allerholdesten, was er zu geben hat", neben Mörikes sorgsam-feiner, aber kleiner Welt zu bestehen — das, im Zusammenhang mit der sonstigen Kunstwartästhetik, ist wieder einmal nicht zentrales Urteilen, das von innen heraus das Ganze eines Menschen und Dichters erfaßt, ohne alles Ausspielen, wie man eine Pflanze betrachtet, und von da aus sein einzelnes: das ist vielmehr formales Kunsthandwerkertum, das von der „Leistung" ausgeht, diese mit anderen „Leistungen" vergleicht und „sachlich" gegeneinander abwägt. Dies Verfahren mag zwar beim Kunstgewerbe allerdings notwendig sein, trägt aber in die literarische Ästhetik ein schiefes Moment: da es in der Poesie auf das Ganze eines Menschen ankommt, auch auf Kraft, Energie, Weltweite der Empfindungen, der Gestalten, der Ideen.

Bielschowskys warmes Kapitel über Goethes Lyrik enthält gegen Ende eine kleine Ratlosigkeit, wenn man genauer hinhört. Er macht sehr mit Recht auf den inneren Wohllaut der Goethischen Sprache aufmerksam, die ebenso seiner Prosa eigentümlich sei wie seiner Lyrik. Zum Beweis druckt er eine bekannte Briefstelle ab (an die fromme Gräfin Auguste Stolberg, 1823), worin es gegen Schluß fein und innig also heißt: „Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unsres Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hierzulande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue." Man wird nicht leugnen, bemerkt nun Bielschowsky, „daß aus diesem Briefe eine sanfte Musik uns entgegentönt. Und da weder Versmaß noch Reim vorhanden, so fragen wir von neuem: woher quellen die Melodien, die Goethes Poesie und so viele Stücke seiner Prosa wunderbar und geheimnisvoll durchtönen?" ... Bielschowsky meint, daß es nicht Lautklang der gewählten einzelnen Worte, auch nicht die Lautverbindungen sei, hat aber darin nicht ganz recht: denn instinktiv findet die feingestimmte Künstlerseele feingestimmten Lautklang. Er sucht weiter und meint schließlich: „Aber wenn es nicht ihr Lautklang ist, der uns melodisch tönt, so ihre Bedeutung, die Bedeutung der einzelnen und noch mehr der verbundenen Worte. Sie erwecken in uns Vorstellungen, erwecken Bilder und Gedanken, die wie liebliche Harmonien uns ins Ohr fallen. Das ist der Hauptgrund der Goethischen Wortmusik."

Richtig ist das — und ist doch nicht erschöpfend. Wer unsere Betrachtungen im letzten Heft, „Jenseits der Sprache" und „Oberflächenkultur" mitgedacht hat, wird finden, daß wir noch weiter gegangen sind: über Handwerk und Sprache hinaus. Die bedeutend gewählten Worte einer ergreifenden Dichtung sind instinktiv gefunden und vielseitig zusammengeflossen aus einem bedeutenden, rein gestimmten Menschen-Inneren, das sich uns durch Kunst der Worte mitteilt.

F. Lienhard.

*

Arbeitsplan. Jede geistige oder sittliche Erneuerung kennzeichnet sich dadurch, daß man durch den Wirrwarr differenzierter oder unlauterer Gefühlchen wieder hindurchdringt zur einfachen Größe der Grundgefühle: zu den ungetrübten Quellen. Im Kleinen werden wir das auch in diesen Blättern versuchen. Unsere nächste Quelle ist zunächst Weimars geistige Welt, in ihrem menschlich-dichterischen Gehalt noch keineswegs erschöpft, geschweige denn lebensvoll weiterentwickelt. Ich weiß keinen besseren Punkt, in jene großgeistige Welt sofort mitten hinein zu dringen und dabei von vornherein im Lesen etwas wie Spannung und innere Mitarbeit zu erregen: als den Zusammenstoß Herders mit Schiller (1795) gelegentlich des nordischen Aufsatzes „Iduna". Die kühle Aufnahme dieser Herderschen Anregungen durch Schiller war mit ein Anlaß, daß sich der so wie so verdüsterte Herder, dem zeitlebens etwas wie „Nationalpoesie" vorgeschwebt hatte, von den antikisierenden Klassikern immer mehr zurückzog. Die gestaltungskräftigen zwei anderen Großen siegten nun zwar im Bewußtsein der Nation über Herders Auffassung; ihr stärkerer Lebens- und Poesiegehalt entschied. Aber damit ist jene besondere Frage nicht erledigt. Forscher wie die Brüder Grimm und Uhland, gleichfalls poesieverständige Naturen, haben Herders Anregungen aufgenommen. Und Richard Wagner vollends hätte die Idunabetrachtungen mit Entzücken begrüßt. Der Leser soll selbst entscheiden; das nächste Heft wird dies schöne Gespräch (gekürzt) mitteilen; und in einem besonderen Aufsatz werde ich gleichzeitig die Sachlage darlegen. Das wird uns dann in späteren Heften von selber in Schillers und Goethes Welt weiterführen, mit Seitenblicken auf Griechenlands unvergängliche Schönheiten, und immer auch im Hinblick auf den dritten Großen, den weitschauenden und feinspürenden Herder. Von da ergeben sich weitere Wanderungen zu der noch gar nicht in ihrem Gehalt erkannten und uns noch gar nicht so recht lebendig-natürlich, herzenswarm nahegebrachten deutschen uud nordischen Naturanschauung und Naturpoesie mit den prachtvollen Rückschlüssen, die sich daraus auf das starke Menschentum jener unverbrauchten Völker ergeben.

Dazwischen werden immer wieder andere Aufsätze, auch eine bunte Rundschau, Einförmigkeit zu vermeiden suchen. An Weitherzigkeit soll's nicht fehlen; aber auch nicht an einer einheitlichen großen Linie. **F. L.**



Dichtung und Tat.

Die schönsten Lieder, die aus vollstem Herzen dringen,
Sie werden nicht die Welt verwandeln und bezwingen:
Das wird allein der Kraft, der tätigen, gelingen.
Dem Manne zoll' ich Preis, der das im engsten Kreis
Weiß zu betätigen, was ich zu träumen weiß.

Rückert.





Der deutsche Minnesang.

Von

Dr. Karl Storck.

Wenn wir uns bloß an die überlieferten Denkmäler unserer Liedliteratur halten, so hebt die Geschichte des deutschen Liedes mit einem ausgesprochenen Kunstliede an. Älter als die ältesten uns überkommenen Volkslieder ist das Minnelied. Nun wissen wir ja allerdings aus vielen Zeugnissen, daß die alten Germanen bereits Lieder besaßen. Wir haben in unserer Heldendichtung, die im hohen Mittelalter ihre kunstmäßige schriftliche Gestaltung erhielt, altes Volksgut. Und auch für die Jahrhunderte, aus denen uns nichts vom Sange des Volkes erhalten ist, haben wir Zeugnisse, daß das Volk Lieder hatte und sang. Wie wäre es auch anders möglich, wo die armseligsten Naturvölker Lieder haben, wo auch in bitterster Not die Menschen das Singen nicht verlernen!

Aber immerhin — es bleibt doch eine merkwürdige Erscheinung und zeigt, wie ungeheuer tief die Kluft war, die das Christentum in die Entwicklung der abendländischen Völker riß, daß in der Lyrik, in der sich das Empfinden am reinsten ausspricht, die neue Weltanschauung es viel früher zu einer bewußten Kunstübung für die gebildeten Kreise brachte, als das Volk sein einfaches Fühlen in ihr auszusprechen vermochte. Vielleicht ist überhaupt die deutsche Poesie kein zweites Mal so ganz unvolkstümlich, so durchaus Kunstprodukt gewesen wie in diesen ersten christlichen Jahrhunderten. Allenfalls könnte man die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege damit vergleichen. Wir hätten also dieselbe Wirkung durch die verhängnisvollste Schwächung der körperlichen Volkskraft wie bei der völligen Unterbrechung der geistigen Volksentwicklung infolge der Einführung der neuen Religion. Daß diese nachher eine Fülle ungeahnter Kräfte zum Blühen brachte, bleibt natürlich trotzdem bestehen, wie ja überhaupt diese Feststellung der zunächst zerstörenden Wirkung keineswegs mit dem teutomanischen Haß wider die „fremde" christliche Kultur verwechselt werden will. Nur wer Kultur mit Kunst für gleichwertig hält und nur diese ansieht, wenn er von Kulturtätig-

keit spricht, kann diese Zeit vom 7. bis 11. Jahrhundert als kulturarm für die deutsche Volksgeschichte bezeichnen. Nein, das Volk hatte eben geistig genug zu tun, sich die neue religiöse Kultur zu eigen zu machen: zur künstlerischen Kultur kam es erst später.

So haben wir also die eigentümliche Erscheinung, daß in den Jahrhunderten, in denen das deutsche Volk politisch zum Herrschervolk Europas heranwächst, seine Kultur eine durchaus fremde ist. Unter den Karolingern und mehr noch unter den Ottonen ist sie so ganz und gar lateinisch wie selbst im Zeitalter des Humanismus nicht. Dann folgt die Kultur des Rittertums. Die lateinisch gebildeten Geistlichen müssen den Laien weichen, die lateinische Sprache damit hinter der deutschen zurücktreten. Aber ihrem innersten Gehalt und auch ihrer künstlerischen Form nach ist die ritterliche Kultur ein fremdes Gewächs. Wie das Rittertum selber. Gewiß hat sich die fremde Blume im deutschen Boden gut eingewachsen und ist schließlich eine schöne Zierde des deutschen Kulturgartens geworden. Aber ein recht bodenständiges Gewächs konnte sie nicht werden, sie behielt immer den fremdartigen Duft, sie bedurfte auch immer der sorgenden Gärtnerhand, wild und frei vermochte sie nicht zu gedeihen. Ja, unsere deutsche Kultur ist kaum jemals wieder in diesem Maßstabe künstlich und unvolkstümlich gewesen wie im Rittertum. Darum hat dieses auch weder im Leben noch im Dichten dauernde Werte zu erzielen vermocht. Sobald die eifrige Pflege aufhörte, verfiel und zerfiel es, die neue Welt mußte mit ganz neuen, von anderer Seite hergeholten Kräften (Bürgertum, Bauernstand, religiöse Mystik) sich ein ganz neues Haus bauen.

Das Rittertum bedeutet überhaupt nicht, oder doch nur in Ausnahmefällen, jene hohe Stufe der Weltanschauung und Weltauffassung, als die es uns im Lichte romantischer Verklärung erscheint. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß auch jener Ausgleich zwischen Religion und Leben, zwischen Kirche und Welt, wie er sich darin äußert, daß das Rittertum seine besten Kräfte in den Dienst der starken religiösen Bewegung der Kreuzzüge stellt, andererseits aber auch aus diesen Kreuzzügen seine weltlichen Anregungen gewinnt, doch vielfach nur scheinbar und meistens recht äußerlich ist. Je genauer wir uns mit dem geistigen und ethischen Gehalt der Artusromane, die doch für das Rittertum am charakteristischsten sind, beschäftigen, um so mehr erkennen wir, daß in der Fülle einer äußeren Schönheit das innere Leben verblaßte. Nicht der tiefbohrende Parzival war das Ideal der Ritterschaft, sondern der oberflächliche Gawein, und zwar keineswegs bloß als Weltmann, sondern auch in moralischer und ethischer Hinsicht. Da wird dann die Bekämpfung von Ungeheuern in Menschen- und Tiergestalt eben schließlich zum Abenteuer, dem alle innere Begründung fehlt, das nur aus persönlicher Ruhmgier, oder sagen wir besser Renommiersucht, unternommen wird. Diese Tatsache wirkt für das Rittertum um so bedenklicher, als in den diesen Romanen zugrunde liegenden Volkssagen das Kämpferleben einen ethischen Hintergrund hat, indem die Helden dadurch Schützer der Mensch-

heit, Befreier der Schwachen gegenüber mächtigen Bedrängern werden. Ebenso oberflächlich ist in diesen Romanen die menschliche Leidenschaft dargestellt. Die Verherrlichung der Frau ist im Grunde ebenso äußerlich wie die vielgepriesene Minne, die mit echter Liebe zumeist gar nichts zu tun hat.

Deutschland hat diese ritterliche Kultur und die gesamte ritterliche Kunst aus Frankreich übernommen. Es hat damit die vielverheißenden Anfänge zu einer eigenen weltlichen Kultur vernichtet. Wir waren wirklich auf dem besten Wege zu einer solchen gleichzeitig christlichen und national deutschen weltlichen Literatur. Die Hauptlinien dieser Entwicklung möchte ich wenigstens ziehen.

Die christliche Kultur hatte in keinem anderen Lande einen so alles beherrschenden literarischen Ausdruck gefunden wie im Deutschland der Karolinger. Die einheimische, altheidnische Kultur war zu schwach gewesen zum Widerstande, andererseits wirkte hier die neue christlich-lateinische Kultur als etwas ganz Neues in völliger Reinheit, weil die vielerlei Beziehungen mit der altheidnisch klassischen Kultur und Kunst im Germanenlande natürlich fehlten und auch nicht zu jener Verunreinigung des christlichen Geistes wirkten wie in den romanischen Ländern. Es wurden zwar durch diese völlige Herrschaft der neuen Religion die Denkmäler altheidnischer Kunst, die z. B. Karl der Große noch liebevoll gesammelt hatte, völlig vernichtet. Was in deutscher Sprache gedichtet wurde, war durchaus voll des neuen fremden Geistes. Aber je schneller nun die christliche Kultur und ihre Träger in den Alleinbesitz der geistigen Bildung gelangten, um so rascher verlor sich auch die Feindschaft gegen den bodenständigen Geist des Volkes. So zeigen schon die ältesten St. Gallischen Literaturdenkmale in lateinischer Sprache, voran Ekkehardts Waltharilied und des großen Notker theologische Schriften, im Gewand der lateinischen Sprache einen durchaus deutschen Geist. Das verstärkt sich unter den Ottonen, und im „Ruodlieb", der in den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts entstand, leben, trotz der lateinischen Sprache, keineswegs die geistlich kirchlichen Ideale der Zeit, sondern die durchaus weltlichen einer sich neu bildenden Gesellschaft. Diese Gesellschaft sollte bald völlig mündig werden.

Damit wurden dann die Rollen zwischen Geistlichkeit und Laientum vertauscht. Die Geistlichen waren ja die Lehrmeister in der neuen Kultur und Kunst gewesen. Sie waren es so sehr, daß sie gar keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Laienwelt nahmen und ihre Dichtungen deshalb auch lateinisch schrieben. Jene Weltlichen, die an dieser Kultur teilhaben wollten, mußten nicht nur die Klosterschulbildung sich zu eigen gemacht haben, sondern, wenn sie sich schöpferisch betätigen wollten, sich auch ganz geistlich gebärden. Aber je mehr nun diese weltliche Gesellschaft erstarkte, je mehr sie neben dem rauhen Kriegshandwerk auch für eine feinere Lebensführung Zeit fand, um so reicher wurden die weltlichen Elemente, die selbstverständlich ihre Stärkung aus den tieferen Volksschichten erhielten. Und als sich nun diese weltliche Gesellschaft stark genug fühlte, da machte sie sich von der Geistlich-

keit und ihrer lateinischen Sprache frei. Sie übte die von den Geistlichen erlernten Künste in der eigenen deutschen Sprache, an eigenen deutschen Stoffen, die das eigene deutsche Volksleben zum Gegenstande hatten. Der Wandel offenbart sich am schlagendsten darin, daß die Geistlichkeit, wenn sie überhaupt noch gehört werden wollte, sich nun diesem Wechsel anpassen und deutsch dichten mußte. Die Epen der Pfaffen Konrad und Lamprecht mögen als Beispiele genannt werden. Nun war also zu einem deutschen Inhalt die deutsche Form gekommen, und die Bedingungen für eine nationale Dichtung waren erfüllt. Es zeigen sich denn auch, zumal für die Lyrik, vielversprechende Anfänge in den Liedern einiger österreichischer Sänger, zumal des Kürenbergers und Dietmars von Aist. Träger dieser neuen deutschen Literatur war naturgemäß der vornehmste und gebildetste Stand der Laienwelt, der es vermocht hatte, sich die Früchte der geistlichen Bildung zu eigen zu machen: also jener Krieger- und Beamtenstand, aus dem sich, wie aus den entsprechenden Schichten in den anderen Ländern, der Ritterstand entwickelte. Jetzt aber begünstigte die Internationalität dieses Rittertums den Austausch der weltlichen Kultur der an ihm beteiligten Länder. Dabei erwies sich die junge deutsche Kultur als zu schwach gegenüber der bereits hochentwickelten französischen. Das deutsche Rittertum machte sich die letztere zu eigen, und wenn trotzdem das deutsche Rittertum etwas anderes und für unser Gefühl Besseres geworden ist, als das französische Vorbild, so liegt das nicht an bewußter Absicht, sondern ist die natürliche Folge der nationalen Verschiedenheit.

Das französische Rittertum war in der Provence erwachsen. In diesem, von der Natur wunderbar gesegneten Landstrich hatten die Kämpfe der Zeiten weniger verwüstend gewirkt als anderswo. Deshalb waren auch hier die Überlieferungen der heidnisch weltlichen Lebensauffassung stärker geblieben, und sie erhielten durch den Reichtum und die Fruchtbarkeit des Landes und durch die Nachbarschaft mit dem ganz im weltlichen Genuß aufgehenden Maurentum in Spanien eine stete Kräftigung gegenüber den Lebensmächten des christlichen Mittelalters. Die neue Religion vermochte es hier, wo sie nicht in erlesenen Gemütern zu einer völligen Abkehr von der Welt führte, nur zu einer äußerlichen Kirchlichkeit zu bringen. Niemals ist hier die Kirche so in den Mittelpunkt des ganzen Lebens gestellt worden wie im Deutschland des Mittelalters. Hier wurde vielmehr der weltliche Lebensgenuß zum Ziel aller Wünsche und damit die Frau zur Beherrscherin des Lebens. Wohl verstanden: die Frau als sinnliche Schönheitsmacht. Es entwickelte sich hier ein Frauendienst, der als eine Art friedliches Seitenstück zum Lehnsdienst erscheint, denn nicht Leidenschaft wahrer Liebe war die Triebfeder, sondern die Sucht nach Ehre. Für die Dame war es die Ehre, von einem bedeutenden Dichter gefeiert zu werden, für den Dichter, eine berühmte Schönheit verherrlichen zu dürfen. Ich spreche vom Dichter und sage nicht Ritter. Aber das bedeutet schon beinah dasselbe. Jedenfalls versuchte jeder Ritter ein Dichter zu sein, und noch sicherer war alle Dich-

tung ritterlich. Diese ganze Poesie ist durchaus **Standesdichtung**, und es ist bezeichnend, daß der Stand sie als seinen schönsten Schmuck empfand, aber doch auch nicht mehr denn als Schmuck, nicht als Lebensoffenbarung. „Gaya ciencia“ oder „gay saber“ nannte man die Kunst des Liederfindens, also eine „fröhliche Wissenschaft“. Eine Wissenschaft ist aber nach strengen Regeln geordnet. Hier waren es nicht nur Regeln der Formen, sondern auch Regeln des Inhalts. Das Persönliche mußte überall zurücktreten hinter dem Standesgemäßen, und nach diesen Regeln waren ja sogar im wirklichen Leben die heiligsten Gefühle zu einem bloßen Spiel geworden. In der Tat, diese ganze französische Troubadourlyrik ist nicht mehr als ein heiteres Spiel, eine fröhliche Wissenschaft. In die Tiefe des Lebens, in das Innerste des Menschentums greift diese Kunst nirgends. So fehlt ihr das, was alle Kunst erst adelt: die innere Notwendigkeit.

Diese Kunst wurde also nach Deutschland übernommen. Übernommen mit der festen Absicht, etwas genau Gleiches zu schaffen. Und da die Vorbedingungen und die gesellschaftliche Bedeutung dieser Kunst im deutschen Rittertum ja die gleichen waren wie im französischen, so hätte eigentlich auch ein Gleiches entstehen müssen, wenn nicht die nationale Verschiedenheit auch für die Kunst von entscheidender Bedeutung wäre. Aber der Deutsche ist ernster, schwerfälliger und tiefer als der Provenzale. Darum wurde die Verehrung der Frau für ihn etwas ganz anderes als in der Provence, und die Minne wurde zu etwas ganz anderem als die „amor“ der provenzalischen Dichter. Schon Tacitus rühmt ja den Germanen nach, daß sie in den Frauen eine Art höherer Wesen sähen, und diese Auffassung des Weibes hatte sich ins Mittelalter hineingerettet, zumal die Kirche dafür den schönen Ausweg des Madonnenkultus gefunden hatte. Diese Macht bewährte sich auch für den Minnesang. Nicht nur, daß in Deutschland das Verhältnis zwischen Sänger und Dame überhaupt dauernder den Charakter eines platonischen Frauendienstes behielt — es würde ja nichts bedeuten wollen, daß die Schranken der Sittlichkeit in Deutschland weniger oft durchbrochen worden wären als in Frankreich, wenn im übrigen die Grundsätze die gleichen gewesen wären — aber die Minne selber bekommt einen anderen Charakter. Sie wird aus dem Sinnlichen ins Geistige übertragen. Das Körperliche tritt hinter dem Seelischen zurück. Das Wort ist hier schon bezeichnend, denn es bedeutet ja eigentlich keineswegs Liebe, sondern ein sinnendes Sichversenken in die Betrachtung eines Gegenstandes. So wurde sie bei den besten Minnesängern zu einem steten Erinnern, einem liebevollen Betrachten eines Ideals von Weiblichkeit, zu dem man die erkorene Herrin, die man oft genug persönlich gar nicht kannte, verklärt hatte. Und so ist es bezeichnend, daß, während in der französischen Troubadourlyrik die maurische Verweichlichung die Übermacht gewinnt, dem deutschen Rittersang das „Verliegen“ als größte Schande galt: die Minne machte den Mann „hochgemut“, sie trieb ihn zu Taten an.

Nicht als ob nun im deutschen Minnesang alles ideal gewesen wäre.

Auch hier zeigte sich der Verderb dieses, im innersten Grunde doch unmoralischen, weil nicht durch eine wahre Leidenschaft geheiligten Verhältnisses zwischen Mann und Frau, und auch die deutsche Pedanterie offenbarte sich in der äußeren Befolgung des Minnedienstes, wie denn die lächerlichsten Don-Quichote-Gestalten von Weiberdienern dem deutschen Rittertum angehören. Man denke zum Beweis dessen nur an Ulrich von Liechtenstein. Aber wenn die hohe Auffassung der Minne, wenigstens bei den besseren Dichtern, eine hohe Vergeistigung und damit eine Vertiefung des gesamten gedanklichen Gehalts begünstigte, ließ sie nebenher auch noch Platz für die „niedre" Minne. Ein häßliches Wort, so recht vom Standeshochmut des Ritters eingegeben. Aber es bedeutete oft das weit schönere und jedenfalls unendlich poetischere Verhältnis einer wahren Liebe des Ritters zum nichtebenbürtigen Mädchen. Außerdem aber ist das ganze Leben in Deutschland härter und ernster, als in der sonnigen Provence. Bis in seine untersten Schichten war das Volk von den schweren Kämpfen des deutschen Kaisertums um die Weltherrschaft ergriffen. Daß dieser Kampf zumeist gegen die Päpste ausgefochten werden mußte, warf den Zwiespalt auch in die Seele dieses, im Gegensatz zu Südfrankreich wahrhaft religiösen Volkes. So ist die deutsche ritterliche Dichtung keineswegs bloß Liebeslyrik. Der Herrendienst trat gleichberechtigt neben den Frauendienst. Und so süße Weisen ein Walter von der Vogelweide sang, unendlich stärker haben, wenigstens in der Zeit, seine Sprüche für König und Reich gewirkt. Überhaupt sind die Persönlichkeiten des deutschen Minnesangs, infolge ihrer Stellung in einem Leben von Kämpfen und ernsten Fragen, schärfer geprägt als die der französischen Troubadoure. Und es ist bezeichnend, daß hier von Standesgenossen die schärfsten Waffen wider die Standesgemäßheit der Dichtung geschmiedet wurden. Mag auch Neidhart von Reuenthal vielfach nur zur Verhöhnung der Bauern seine Dörferweisen gesungen haben, er hat dadurch jedenfalls dem volkstümlichen Element in der Minnedichtung gegenüber dem künstlichen zur Geltung verholfen.

Und damit kommt die Musik zu einer wertvolleren Stellung neben der Poesie. Damit haben wir uns hier noch zu beschäftigen, während die Betrachtung der einzelnen Minnesänger in die Literaturgeschichte gehört.

Wir kommen unserm Sprachgebrauch entsprechend, dadurch, daß es Minnesang und nicht Minnedichtung heißt, leicht zu einer Vorstellung, die unserm heutigen Begriff von Lied und Singen entspricht, als hätten wir es mit vorwiegend musikalischen Gebilden zu tun. Das trifft keineswegs zu. Die Musik tritt im Minnesang hinter der Dichtung zurück. Aber doch keineswegs so, wie man von philologischer Seite uns oftmals glauben machen will. Denn stumm gelesen wie heute, wurden damals Gedichte überhaupt nicht; sie wurden immer laut vorgetragen: „singen und sagen" lautet der mittelalterliche Ausdruck. Der Vortrag war eine Vereinigung von beidem: eine gehobene Rezitation, mit mehr melodiösen Teilen. Nun kam es ganz auf den Charakter des Gedichts an, ob die gewissermaßen psalmo-

dierende Rezitation — man denke an die priesterlichen Gesänge der „Präfation“ und des „Paternoster“ im katholischen Ritus — oder die liedmäßige Melodie überwog. Bei Liebes- und Tanzliedern traf naturgemäß das letztere zu; für politische Sprüche das erstere. Das ist ein schlechterdings nicht anzuzweifelnder Schluß aus dem Geiste der betreffenden Lieder, wogegen in der Aufzeichnung, in der uns diese alten Lieder erhalten sind, solche Unterschiede nicht hervortreten.

Danach würde, wie heute feststeht, der Musik des Minnesangs eine für unser Gefühl wesentlichste Eigenschaft der Musik fehlen, nämlich die rhythmische Gliederung. Rochus von Liliencron, der verdienstvollste Forscher auf dem Gebiete der älteren deutschen Musik, faßt in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte“ (1894) die Sachlage in folgende Worte zusammen: „Mit der musica mensurata (d. i. der gemessenen, also rhythmisierten Musik), obwohl sie zu jener Zeit auch in Deutschland längst Eingang gefunden hatte, hat die Musik der Minnesänger gar nichts gemein, weder in betreff der Notenmessung noch der auf unter sich ungleichen Notenwerten beruhenden Melodiebildung. Sie steht vielmehr noch voll und ganz auf dem Boden derjenigen Kunst, die man im Gegensatze zu der ars nova des 12. Jahrhunderts als die altkirchlich gregorianische bezeichnet. Ihre Melodien zeigen daher nicht bloß, wie Ambros sagt, etwas Choralartiges, sondern sie sind weltliche Choräle gregorianischen Stiles. Ihre Noten haben weder absolut noch gegeneinander gemessen einen festen Zeitwert, sondern nur eine akzentische Abstufung (modern gesprochen guten und schlechten Taktteil), die ausschließlich durch den Text und seine Akzente, Hebungen und Senkungen bestimmt und geregelt wird.“

Das ist alles gewiß richtig, nur die Bezeichnung „weltliche Choräle gregorianischen Stiles“ trifft nicht zu. Sie hält sich nur an die äußere und nicht an die innere Form dieser Lieder. Der gregorianische Choral war auf Prosatexte gesetzt; hier handelt es sich dagegen um Melodien zu rhythmisch fein gegliederten und durch den Reim strophisch gebundenen Gedichten. Gerade wenn sich die Musik eng an den Text anschloß, mußte also auch ein in musikalischer Hinsicht rhythmisches und durch den Zwang der Reime in Perioden gegliedertes Gebilde entstehen, das dadurch dem Choral ganz wesensfremd wurde, so ähnlich es ihm auch in der äußeren Form sein mochte. Zu diesem Schlusse gelangt denn auch schließlich fast wider Willen Liliencron. Man beachte, wie der Philologe in ihm nur ungern den Musiker zu Wort kommen läßt, wenn er sagt: „daß die Melodie sich trotzdem ganz von selbst in Takte regelt, ist lediglich die Folge des Taktmaßes der Verszeilen.“ Ja, das kann uns ja ganz gleichgültig sein, woher die Regelung in Takte kommt, jedenfalls wird durch sie der Minnesang vom Choral wesentlich verschieden. Das geht auch noch aus andern Gründen hervor, deren einen Liliencron selbst einige Jahre später im „Grundriß der germanischen Philologie“ (Bd. II, S. 565) anführt: „Obwohl das Maß der Noten kein scharf gemessenes ist, so tritt doch zur alten gregorianischen

Rezitierkunst für diese ihre weltliche Tochter ein Moment hinzu, welches eine festere Messung der Notenwerte mit sich bringt. Es ist der Umstand, daß ein wichtiger Teil der Lieder dieses Stils von jeher als Tanzlied diente. Der Schritt des tanzenden Chores ergab ja von selbst ein festes Maß des Gesanges."

Aber trotz der Betonung des neuen Elements wird die Musik des Minnesangs doch zur „Tochter" der gregorianischen Rezitierkunst. Wenn denn durchaus die Verwandtschaft betont werden soll, dürfte man höchstens von Stieftochter reden. Eine wirkliche Blutsverwandtschaft ist trotz der Zugehörigkeit zur gleichen Familie nicht vorhanden. Denn im Minnesang wirkte der Geist der Weltlichkeit; und der Minnesang holte auch seine Nahrung in der Welt und bei der Musik dieser Welt — der Volksmusik.

Nur durch die äußere Schreibweise verleitet kommt man zur Ähnlichkeit mit dem Choral. Die Schreibweise — das bestätigen auch Paul Runge, der Herausgeber der „Kolmarer Liederhandschrift", und die drei Herausgeber der „Jenaer Liederhandschrift" — ist die des Chorals; diese Noten geben lediglich die Höhe des Tones an, weiter nichts. Aber man tut unrecht, die Musik nur danach zu beurteilen, was diese Noten uns sagen. Jener Zeit sagten sie viel mehr. Für sie waren diese Noten nicht mehr als ein „subsidium rememorationis", ein Hilfsmittel für das Gedächtnis. Aus mündlicher Überlieferung wußten die Sänger, auch wo sie nicht selbst die Dichterkomponisten der Lieder waren, diese rhythmisch zu beleben. Man bedenke, daß doch auch fast alle evangelischen Choräle ohne rhythmische Zeichen überliefert sind. Dabei wurden sie doch sicher ursprünglich durchaus rhythmisch gesungen, wenigstens soweit sie aus dem Volksgesang stammten.

Wir müssen gerade bei der Beurteilung der Verhältnisse der älteren Musik die seelischen Werte in stärkerem Maße zur Erklärung heranziehen, als es gewöhnlich geschieht. Natürlich nur so, daß sie nicht mit den Tatsachen der Überlieferung in Widerspruch geraten. Aber wenn auch alles, was die Überlieferung sagt, richtig ist, so sagt die Überlieferung darum noch lange nicht alles Richtige. Und gar wenn die Mittel zur Überlieferung so unzureichend sind, wie die Notenschreibweise des Mittelalters für eine genaue Darstellung der Musik. So ist es sicher, daß trotz der Gleichheit der äußeren Erscheinung zwischen der Musik der Troubadours und der der Minnesänger ein Unterschied bestand. Ambros faßt ihn in die Worte: „Während in den französischen Gesängen der Trouvères die ganz liedmäßige Melodie das Wort überblüht und einhüllt, tritt hier das Wort, die Dichtung mit ihrem Vers und Metrum mächtig in den Vordergrund, sie ist die Hauptsache und der Gesang gibt ihr nur Halt und Färbung. Es ist ein auch sogar der antiken Singweise sehr analoges Verhältnis. Die Trouvèremelodien kann man in der neueren Notierungsweise als förmliche Liedweisen aufzeichnen, sie lassen eine moderne Harmonisierung zu, und es tritt ihre Schönheit dabei erst recht zutage; auf jene Klasse deutscher Minnesängerweisen läßt sich mit dem modernen Taktstocke so wenig losschlagen, wie auf den gregorianischen Gesang." (Mus.-Gesch. II. S. 273.)

Schon der alte Fr. H. v. d. Hagen, dessen vierbändiges Werk „Die Minnesänger“ (1838) zuerst einen genauen Einblick ermöglichte, hat diesen Unterschied gefühlt. Wenn er aber in dem Unterschied der Sprachen den Grund dafür sieht, so reicht das nicht aus, so sicher die gleichschwebende Betonung des Französischen der Musik eine freiere Gehbewegung erlaubte, als die von starken Betonungsgesetzen beherrschte deutsche Sprache. Aber das deutsche Volkslied, das doch den gleichen Sprachgesetzen unterworfen war, hat sich dadurch in der Ausbildung der Melodie nicht behindern lassen. Nein, die mächtigere Ursache liegt darin, daß in Frankreich Dichter und Musiker getrennt waren. Die Erscheinung der Dichterkomponisten ist ja gewiß für das Lied ebensosehr das Ideal wie für das Musikdrama. Aber dieses Ideal hat fast niemals die Erfüllung gefunden. Dadurch, daß die Troubadours in der Regel sich mit dem Dichten begnügten, fiel die Komposition Berufsmusikern — den chanteors und estrumenteors — zu, die natürlich nun danach trachteten, ihre Fähigkeiten leuchten zu lassen. Da diese Musikanten überdies meist dem Stande der Jongleurs angehörten, also nicht gebildete Ritter waren, sondern aus den unteren Volksschichten stammten, lebten sie in steter Berührung mit dem Volkslied, in dem die natürliche musikalische Kraft tätig war.

Bei den deutschen Minnesängern war es im Gegensatz dazu die Regel, daß der Dichter gleichzeitig der Vertoner seiner Lieder war. War so von vornherein fast immer die dichterische Begabung im Übergewicht, so kam hinzu, daß hier beide Tätigkeiten beim Ritter lagen, der in seinem ausgeprägten Standesbewußtsein nichts vom Lied des Bauernvolkes wissen wollte. So mag es zutreffen, daß zur literarischen Blütezeit des Minnesangs dieser in musikalischer Hinsicht nicht viel mehr war, als eine Art von weltlichem Choral. Aber von da geht eine zwiefache Entwicklung aus. Die eine nimmt bewußt volkstümliche Elemente auf und wird damit musikalischer. Die andere hält an der „reinen“ Standeskunst höfischen Gesanges fest und wird immer verkünstelter und immer mehr psalmodierende Rezitation. Die erste Richtung wird am glänzendsten vertreten durch Neidhart von Reuenthal. Seine „Dörferweisen“ erschienen einem Walter von der Vogelweide sicher nicht bloß deshalb so „ungefüg“, weil sie das Bauernleben schilderten, sondern weil ihr Ton auf die wildbewegte — die ritterliche „mâze“ fehlte — Art des Bauerntanzes eingestimmt war. Die zweite Richtung führte zu den gekünstelten Verbildungen Ulrichs von Liechtenstein, die schlechterdings nicht liedmäßig zu vertonen waren. Und von hier führten sie weiter zum Meistergesang, der auch deshalb so völlig verknöcherte und in musikalischer Hinsicht so unnatürlich wie möglich wurde, weil er sich in grundsätzlichem Hochmut von aller Volksmusik fernhielt. Auch die volkstümliche Richtung ist bald verkümmert und hat es zu keinen vollkommenen Blüten gebracht, wenn auch manche Melodien späterer Minnesänger, wie Wizlafs von Rügen oder Oswalds von Wolkenstein, einen im edlen Sinne volkstümlichen Charakter zeigen. Das lag einmal daran, daß sie so spät

einsetzte, als das Rittertum bereits zu verrohen und zu verfallen anfing. Diese Ritterschaft sah nur den groben stofflichen Realismus und nicht die edle Schönheit, die im Volkslied lebte. Dann aber war die Musik noch nicht weit genug entwickelt, um ein Kunstlied schaffen zu können. Dazu gehörte die Erkenntnis des Wesens der Harmonie, zu der man erst auf weiten Umwegen gelangte. So ist dieser Liederfrühling verblüht, ohne Früchte reifen zu können. Hierin zeigte sich doch, daß er künstlich verfrüht war. Das von den Bildungsbestrebungen unberührte Volkslied entwickelte sich langsamer, aber dafür auch zu einer gesunden, lebensfähigen Blüte.



Neue Bücher und Musikalien.

Max Hasse, Peter Cornelius und sein „Barbier von Bagdad". Die Kritik zweier Partituren. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 4 Mk.

Das Büchlein führt den Untertitel: Peter Cornelius gegen Felix Mottl und Hermann Levi; die Rechte des Schöpfers werden hier gewahrt gegen die gewiß wohlgemeinten aber unberechtigten und verfehlten Besserungsversuche der Bearbeiter seiner Werke. Hasse ist ein sachkundiger und begeisterter Anwalt. Der Sieg seiner Sache ist vollkommen. Er beweist, daß die umgearbeitete Partitur des „Barbiers von Bagdad", die Mottl anfertigte, um der zuerst so bitter verkannten Schöpfung des freisinnigen Cornelius den Bühnenweg zu ebnen, mit dem Namen Peter Cornelius nichts mehr zu schaffen hat. „Etwas total Fremdes, gänzlich Unbekanntes und völlig Unberechtigtes hat sich mit ihr zwischen uns und ihren Schöpfer gedrängt, ihre Werte vollständig vernichtet. Die Umwertung der Werte aber mißglückte."

Die Schrift wendet sich an den Fachmann, der Beweis wird fachmännisch geführt. Aber es handelt sich hier um eine Angelegenheit, die alle Musikfreunde angeht. Nicht bloß Gerechtigkeit gegen den hart geschädigten Künstler wird hier verlangt; die Ergebnisse sind auch für die Geschichte der deutschen Musik im 19. Jahrhundert äußerst wichtig; sie können noch jetzt segensreich werden für die Entwicklung unserer Musikdramatik. Denn das geht hier klar hervor: Peter Cornelius war das Genie der deutschen komischen Oper, das uns bislang zu fehlen schien. Ich habe das immer instinktiv gefühlt. In meinem „Opernbuch" und in verschiedenen Aufsätzen über die Entwicklung der neuen Oper habe ich immer in Peter Cornelius den Künstler gesehen, auf den die Entwicklung zur feinkomischen, auf die Reize der Intimität gegründeten „Konversationsoper" zurückgehe. Aber, was an den neuen Werken zu tadeln war, daß sie nämlich die leichte, intime, dem Stoff entsprechende Intonation nicht fänden, das galt erst recht für Cornelius. Es galt, es gilt nicht mehr. Peter Cornelius hat den Stil der Musikkomödie geschaffen, der uns fehlte. Durch die Bearbeitung erst ist dieser Stil vernichtet worden. Nun wollen wir hoffen, daß dieses Meisterwerk bald in seiner wahren Gestalt veröffentlicht werde, wollen hoffen, daß es dann noch bei unseren Komponisten die erzieherische Aufgabe erfülle, zu der es berufen ist. K. St.

Zu unseren Kunstbeilagen.

Ich will es gar nicht erst versuchen, an dieser Stelle eine Würdigung Leonardo da Vincis zu geben, von dem das heutige Heft außer der Photogravüre noch zwei Bilder zeigt. Ich lasse davon nicht bloß der Knappheit des verfügbaren Raumes wegen ab, sondern weil es mir durchaus verkehrt erscheint, Leonardo in erster Linie als Maler zu betrachten. Da gerät man von vornherein in eine schiefe Stellung zu diesem wunderbaren Menschen, etwa genau so, wie wenn man Faust nach dem beurteilen wollte, was er nun eigentlich an greifbaren Ergebnissen seiner Arbeit bei seinem Lebensende hinterlassen hat. Da bestände wohl jeder Handwerker besser, als die Phantasiegestalt, in der der größte Dichter das höchste Menschentum am edelsten und reichsten verkörpert hat. Zu diesem inneren Grunde tritt noch eine äußere Veranlassung, hier von einer Gesamtwürdigung der Persönlichkeit Leonardos abzusehen. Es sind nämlich in der letzten Zeit zwei Werke erschienen, die viel zur Erkenntnis dieser Persönlichkeit beizutragen vermögen. Das eine ist ein biographischer Roman des Russen Mereschkowsky (deutsch von Gütschow, Leipzig bei Schulze & Ko.); das andere eine Auswahl aus Leonardos Schriften, die Marie Herzfeld unter dem Titel „L. d. V., der Denker, Forscher und Poet" bei Eugen Diederichs, Leipzig, herausgegeben hat. Eine Besprechung der beiden Bücher wird sich zu einer Darstellung der unbeschreiblich fesselnden Erscheinung Leonardos ausgestalten lassen. Heute beschränken wir uns auf einige Worte zu den Bildern.

Bei dem Bildnis der Mona Lisa („La Gioconda" als Gattin des Francesco del Gioconda), das Leonardo zwischen 1503 und 1506 in Florenz gemalt hat, weiß ich nichts Besseres zu tun, als die Worte herzusetzen, die der feinsinnigste Nachempfinder der Malerei der Renaissance, der Engländer Walter Pater, darüber geschrieben hat.

„‚La Gioconda' ist im eigentlichsten Sinne Leonardos Meisterwerk, die Offenbarung seiner Art zu denken und zu arbeiten. An Suggestivität käme höchstens Dürers ‚Melancholie' daneben in Betracht; doch stören keine aufdringlichen Symbole die Wirkung ihrer ganzen rätselhaften Anmut. Wir kennen alle das Gesicht und die Hände dieser Frauengestalt, auf ihrer Marmorbank, in jenem fantastischen Felsenrund, gleichsam wie in einem gedämpften Lichtschein unter dem Meeresspiegel. Möglicherweise hat es von sämtlichen alten Gemälden am wenigsten durch den Zeitenlauf an innerem Leben eingebüßt. Doch scheint für Vasari noch ein weiterer Reiz in dem Hochrot der Lippen gewesen zu sein, der für uns verloren gegangen. Es ist eine häufige Erscheinung, daß bei Werken, in denen die schöpferische Vorstellungskraft ihren Gipfelpunkt erreicht, ein gewisses Etwas in die Erscheinung tritt, das nicht vom Meister erfunden, sondern ihm gegeben ward. So auch hier. In jener unschätzbaren Mappe von Zeichnungen, welche einst im Besitz Vasaris, befanden sich auch gewisse Blätter von Verrocchios Hand, Gesichter von so eindrucksvoller Schönheit, daß Leonardo sie als Knabe vielfach kopiert hat. Man kann kaum der Vermutung widerstehen, mit diesen Zeichnungen des älteren Meisters auch jenes unergründliche Lächeln, welches bei Leonardo stets wie mit etwas Unheilverkündendem verbunden zu sein scheint, in Beziehung zu bringen, als ob hier der erste Keim des Rätsels eingehüllt sei. Übrigens ist das Bild ein

Porträt. Wir können verfolgen, wie es sich von Kindheit auf in das Gewebe seiner Träume mischt, so daß man, sprächen nicht ausdrückliche Zeugnisse dagegen, glauben möchte, es sei sein endlich gefundenes und verkörpertes Frauenideal. Welche wunderbare Wahlverwandschaft bestand zwischen einer lebenden Florentinerin und diesem Geschöpf seiner Gedanken? Wie waren Wirklichkeit und Traum so getrennt und dennoch so dicht beieinander aufgewachsen? Leise schon fühlbar in Verrocchios Entwürfen und von Anfang an unkörperhaft keimend in Leonardos Gedanken, findet er sie zuletzt in Il Giocondos Hause. Daß wir es hier mit einer ausgeprägten Porträtähnlichkeit zu tun haben, bezeugt die Erzählung, daß durch allerlei künstliche Mittel, durch Tanz und Flötenspiel, jener unerklärliche Ausdruck in dem Gesicht festgehalten wurde. Und wieder fragen wir: Wurde dieses Urbild durch immer neue, nie ganz vollendete Arbeit in vier Jahren, oder in vier Monaten wie mit einem Zauberschlage auf die Leinwand geworfen?

„Die Gestalt, die hier so seltsam neben den Wassern auftaucht, drückt die Erfüllung eines tausendjährigen Begehrens des Mannes aus. Ihres ist das Haupt, worin ‚alle Enden der Welt zusammenkommen', und ihre Augenlider sind ein wenig müde. Es ist eine Schönheit, welche auf das Fleisch von innen heraus wirkt, gleichsam die Ansammlung, Zelle an Zelle, der allerseltensten Wünsche und allerfeinsten Leidenschaften. Setzen wir sie in Gedanken neben eine der weißen griechischen Göttinnen oder schönen Frauen des Altertums — wie würden sie doch alle tief beunruhigt werden durch diese Schönheit, in welche die Seele mit all ihrem kranken Sinnenleide hineingeflossen ist! Alle Gedanken und Erfahrungen der Welt haben an diesen Zügen mitgeformt, um dem veredelten Ausdruck sichtbare Gestalt zu geben: der tierische Trieb von Hellas, die Wollust Roms, das Traumleben des Mittelalters, mit seinem himmelsuchenden Ehrgeiz und der ritterlichen Liebesromantik, die Wiederkehr der heidnischen Sinnenwelt, die Sünden der Borgia. Sie ist viel älter als die Felsen rings um sie her; gleich dem Vampyr hat sie schon viele Male sterben müssen und kennt die Geheimnisse des Grabes; sie tauchte hinunter in die See und trägt der Tiefe verfallenen Tag in ihrem Gemüt; sie hat mit den Händlern des Ostens um seltene Gewebe gefeilscht; sie wurde als Leda die Mutter Helenas von Troja, und als heilige Anna die Mutter Marias; und das alles war für sie doch nur wie ein Ton der Lyra und der Flöten, und seine Spur lebt in der Feinheit allein, mit der ihre wechselnde Linienſprache sich gebildet und ihre Hände und Augenlider so weich getönt sind. Die Vorstellung eines unendlichen Lebens durch das Ineinanderfließen von zehntausend verschiedenen Erfahrungen ist eine uralte, und unsere moderne Auffassung ist die einer Gesamtmenschheit, welche alle Arten des Lebens und Denkens in sich aufnimmt. So mag denn die schöne Donna Lisa wohl als die Verkörperung der älteren Vorstellung gelten, zugleich aber auch als ein Sinnbild modernen Denkens." (Pater, Renaissance. Deutsch von Schölermann. Leipzig, Eugen Diederichs.)

Die Bildnisse der Isabella von Este, die Leonardo so eigentümlich ernst in grauem Gewande dargestellt hat, als habe er ihren Tod vorausgeahnt, bedürfen keiner näheren Erklärung. Nur die Mahnung sei gestattet, die beiden Blätter recht aufmerksam miteinander zu vergleichen. Kaum ein zweites Mal wird man in so lehrreicher Weise sehen können, wie ein großer Künstler das Modell der Natur zu seinem Ideal erhöht.

* * *

Noch bringt unser Heft aus der ernsten Stimmung des Allerseelenmonats heraus ein Bild des Worpswedersˌ Fritz Mackensen. „Trauernde Familie" nannte der Maler das 1896 entstandene Werk, das sich im Besitze der „Verbindung für historische Kunst" befindet. Ich glaube, „traurige" Familie wäre richtiger. Denn „trauernd" sagt, daß der Schmerz zum Bewußtsein kommt, daß er entsteht, sich steigert, vergeht. Hier ist er einfach da, wie ein Stück erstarrter Natur. Die Individuen schwinden, die die Trauer sich auserlesen, um auf ihnen zu lasten. Sie wissen ja kaum, diese Leute, wie das Leid zu ihnen kam und das kleine Kind fortnahm. In harter Arbeit hatten sie nie Zeit gehabt, des Kleinen recht froh zu werden; nun stehen sie da, seltsam beklommen, und fühlen, daß ein Stück von ihnen weggegangen ist, sie wissen nicht wie. Morgen geht das Leben wieder seinen Gang. Vater und Mutter müssen an die Arbeit; die gegenüber dem Tod ganz verlegenen Buben lachen und nur das Mädchen, das der Kleinen „Mütterchen" war, wird öfter fühlen, daß ihr eine liebgewordene Last fehlt. Das ist das Trostreiche in diesem so ernsten Bilde, daß wir fühlen, wie die Trauer hier auch nur Gast ist. Sie ist ungeahnt gekommen, sie geht ebenso leise wieder von dannen. Neben dem Ernst des Arbeitslebens hat sie keinen Platz. Und so erfahren diese ihre schwere Arbeitslast klagelos tragenden Leute den Segen ihrer harten Lebensführung, ohne es recht gewahr zu werden. Das ist des Ewigen unerforschbare Weisheit, unergründliche Güte, daß er auch dort gibt, wo er vorzuenthalten scheint, daß er auch dann heilt, wenn wir seine segnende Hand nicht gewahren.

K. St.



Briefe.

R. P., B. — E. S., P. — Gerda W. in H. — E. A., A., S.-A. — E. U. i. H. — Th. S., B. — J. H., B. i. W. — E. Limath. Verbindlichen Dank. Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

F. M. P. Vielen Dank für Ihr treues und erfolgreiches Werben, das dem T. nun auch den Lesesaal Ihrer Anstalt gewonnen hat! Um so schmerzlicher ist es ihm, daß er Ihrem eigenen Werben um ein Plätzchen für eines Ihrer Musenkinder auch diesmal noch seine Blätter verschließen muß. Auf Ihre Einsendung vor vier Jahren kann er sich freilich nicht mehr besinnen. Bedenken Sie, daß ihm inzwischen wohl an die zehntausend Gedichte zur Prüfung vorgelegen haben. Jedenfalls ist in den jetzt vorliegenden Proben Talent und Stimmung, aber recht entscheiden können wir uns für keine. Freundlichsten Gruß!

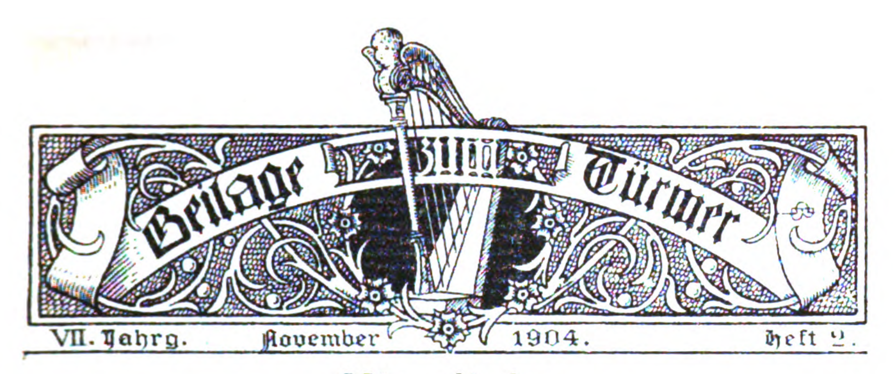
Pf. F., S. b. G. Sobald Ihnen die weiteren Hefte zugänglich gemacht sein werden, werden Sie sich überzeugen können, daß auch die gegenteiligen Anschauungen genügend zum Worte gekommen sind. Nach all diesen Erörterungen die Diskussion über den Gegenstand noch einmal aufzunehmen, ist untunlich. Freundl. Gruß!

D. W. Die beiden Fälle deutscher Militärjustiz, die Sie in der Madraser Hinduzeitung gelesen haben, sind — leider! — wahr, nur einige unwesentliche Einzelheiten sind nicht ganz korrekt wiedergegeben. Also das „Haupt verhüllen und schweigen". Frdl. Gruß!

W. L. L., M. Im Gegenteil, der T. hat Erziehungs- und Unterrichtsfragen stets ein ganz besonderes Interesse entgegengebracht, und auch für den neuen Jahrgang sind wieder eine Anzahl von Aufsätzen vorgesehen, die sich mit Schulangelegenheiten befassen. — Das beigefügte Gedicht wird dem tragischen Vorgange künstlerisch leider noch nicht gerecht. Frdl. Gruß!

L. M., M. — K. C., D. — F. W. T., L. (Engl.). Besten Dank für die Zeitungsberichte, die gelegentlich zur Verwendung kommen werden, und verbindl. Gruß!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ○ ○ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen). ○ ○ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ○ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Minnelieder.

Drei Lieder aus der Jenaer Liederhandschrift.

Harmonisiert von Georg Vollerthun.

1. Erinnerung.

Meister Alexander. (1239)

Singstimme.

Pianoforte.

1. Hievor da wir Kin - der wa - ren, und die Zeit war
2. Ich ge - den - ke wohl wie wir sa - ssen in den Blu - men

in den Jah - ren, dass wir lie - fen auf die Wiesen
und sie ma - ssen, wel - che möcht' die schön - ste sein.
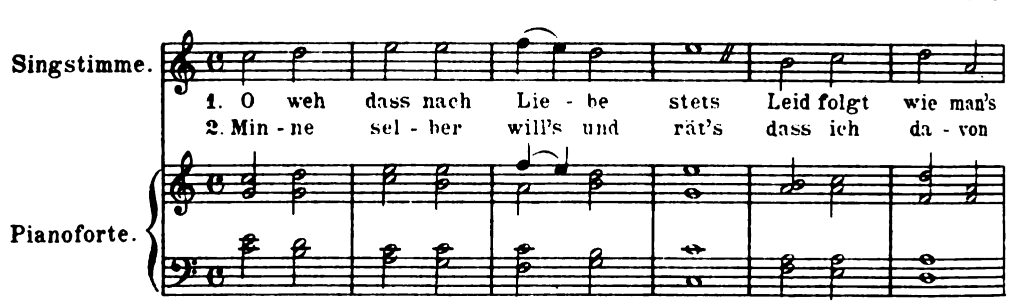
her von je - nen wieder zu die - sen. Wo wir in je - nen
Al - so glänzt der Kind - heit Schein. Mit dem neu - en
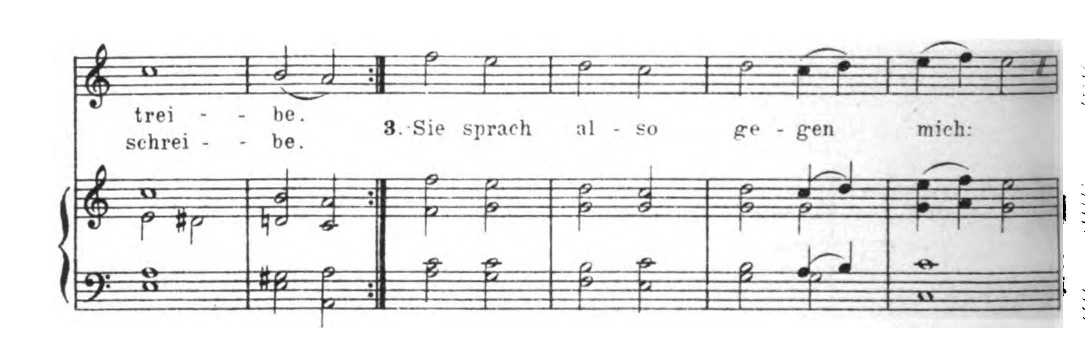
poco riten.

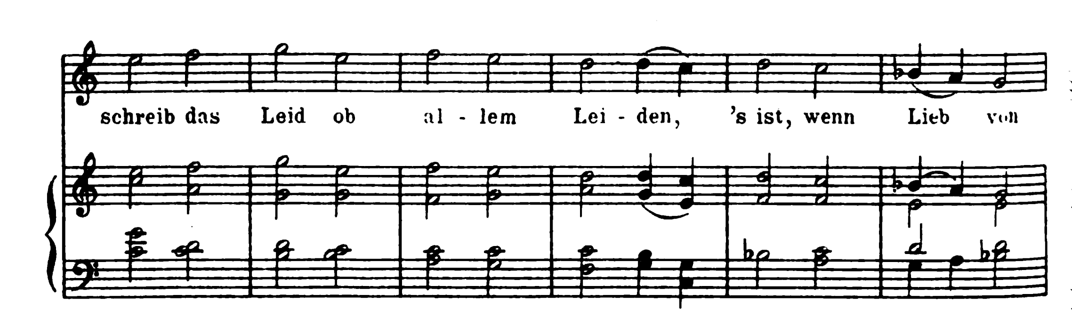
Stunden Veilchen ge - fun - den, treten Rinder sie jetzt mit Fü - ssen.
Kranze ging's zum Tan - ze. Al - so geht die Zeit da - - hin.

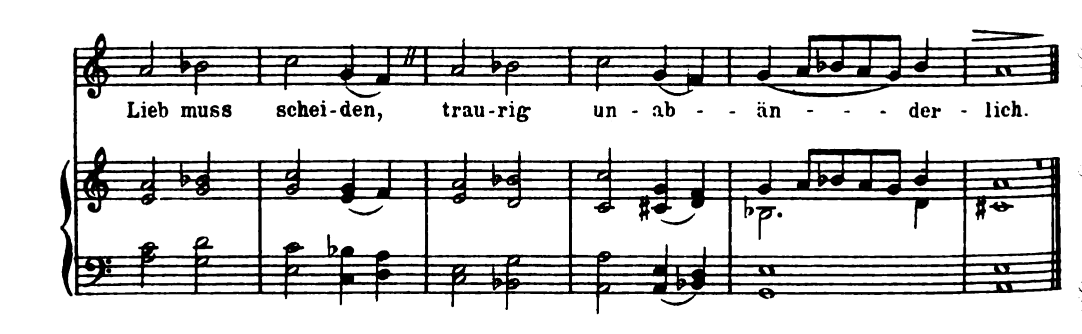
2. Der Minne Leid.

Meister Alexander.



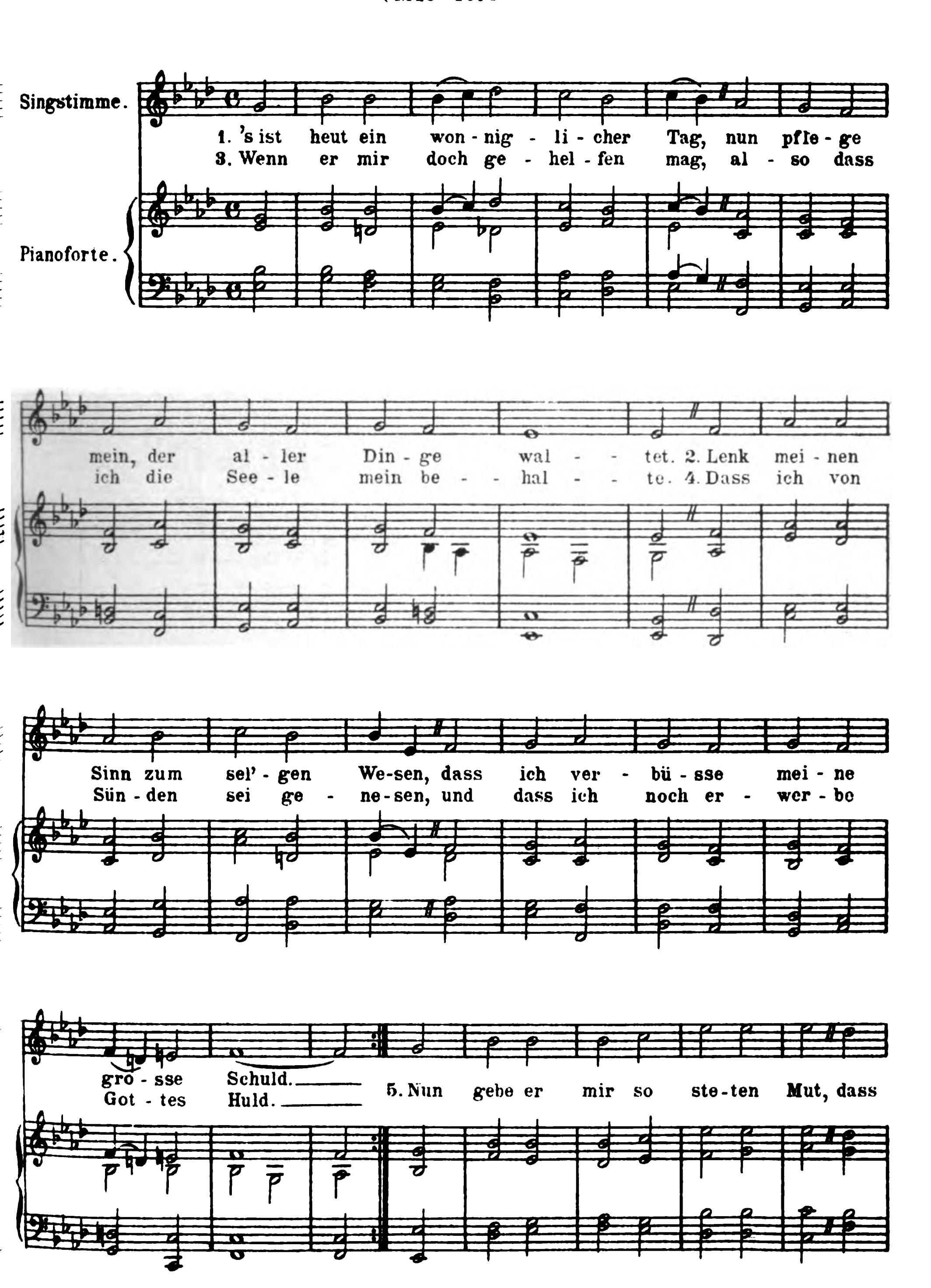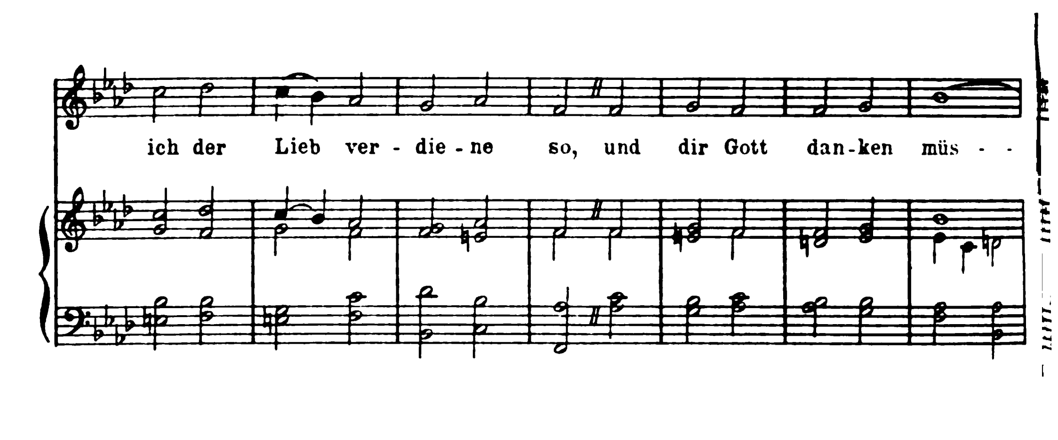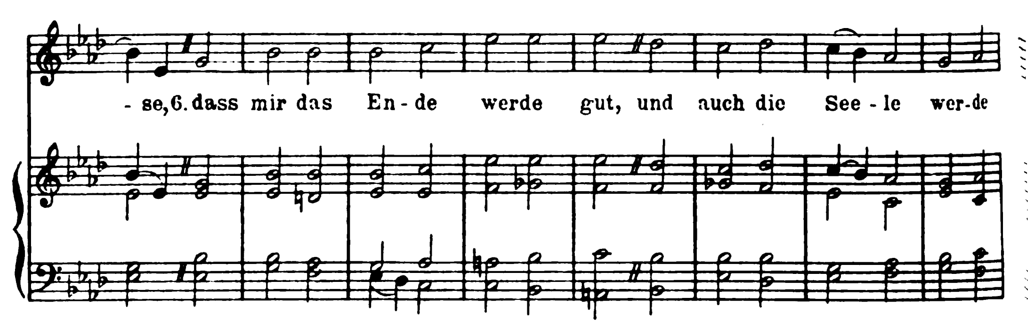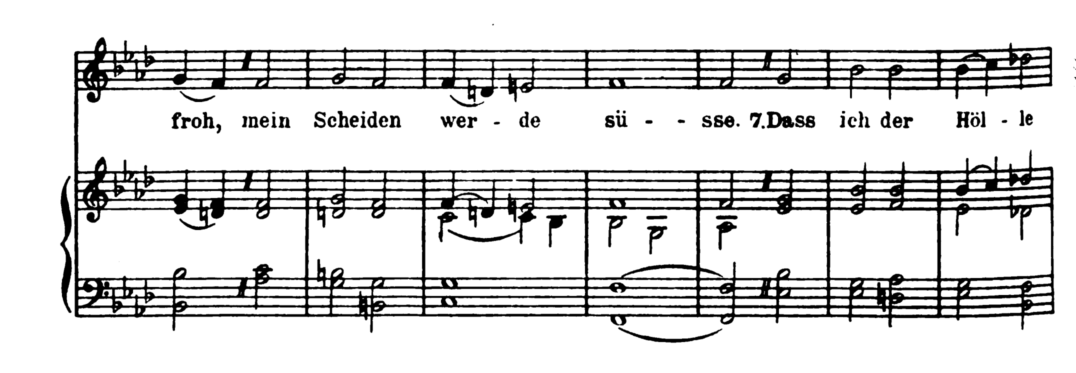






3. Der Tannhäuser.
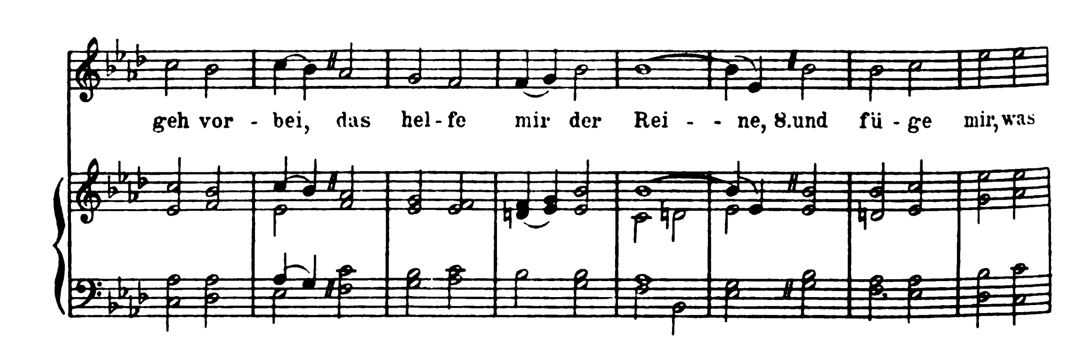
(1240–1270)
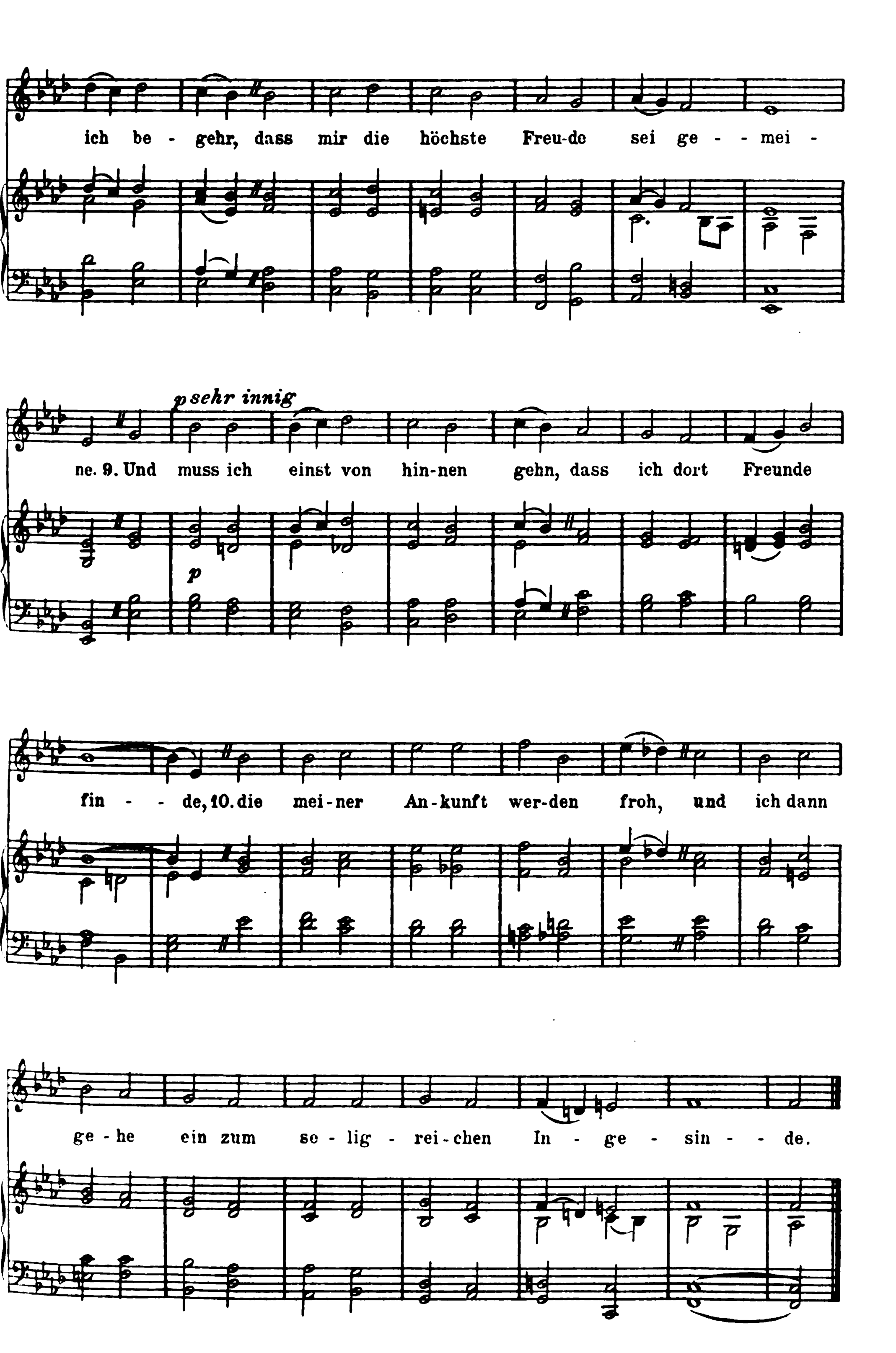



ich der Lieb ver - die - ne so, und dir Gott dan - ken müs - -


- se, 6. dass mir das En - de werde gut, und auch die See - le wer - de


froh, mein Scheiden wer - de sü - - sse. 7. Dass ich der Höl - le
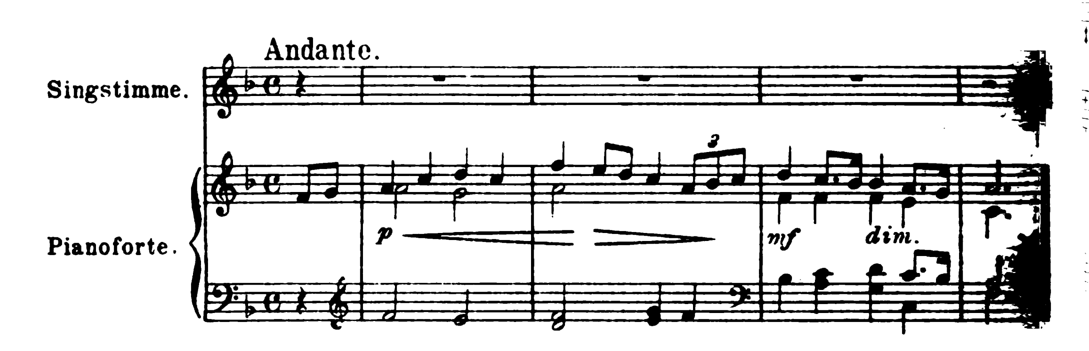

geh vor - bei, das hel - fe mir der Rei - - ne, 8. und fü - ge mir, was

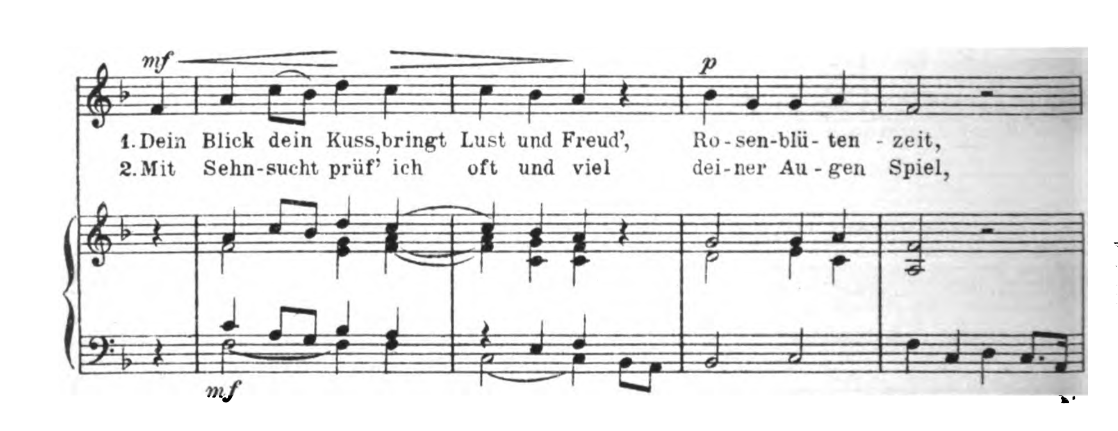

ich be - gehr, dass mir die höchste Freu-de sei ge - - mei -
p sehr innig
ne. 9. Und muss ich einst von hin-nen gehn, dass ich dort Freunde
p
fin - - de, 10. die mei-ner An-kunft wer-den froh, und ich dann
ge - he ein zum se - lig - rei-chen In - ge - sin - - de.
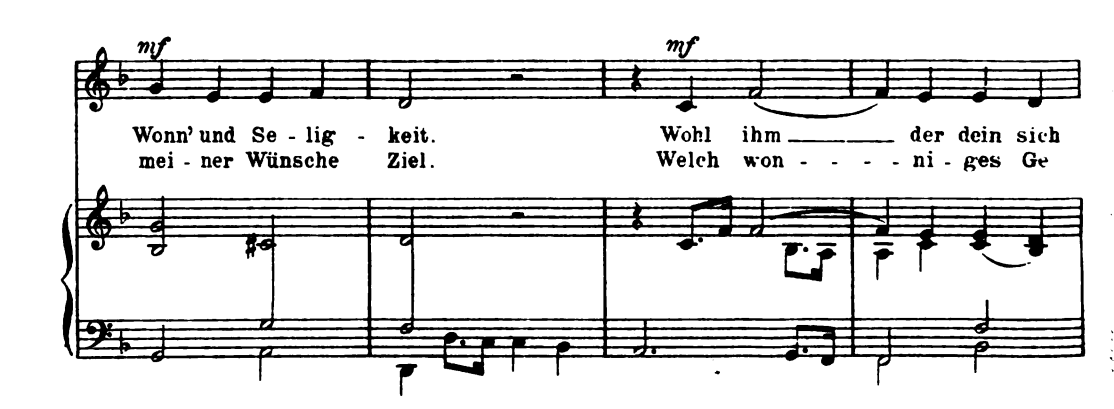
Zwei Lieder

des Grafen Oswald von Wolkenstein.*)
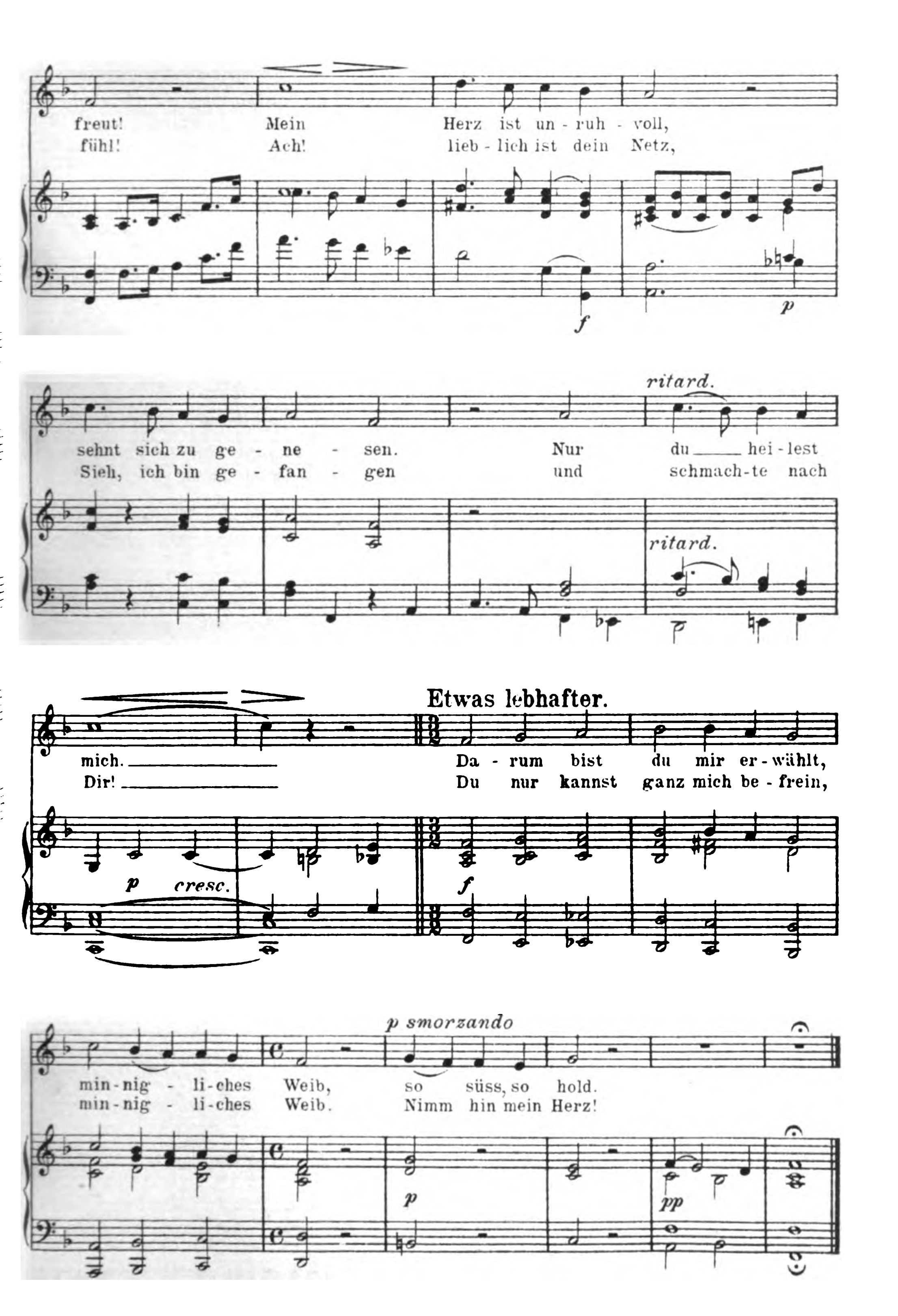
1.

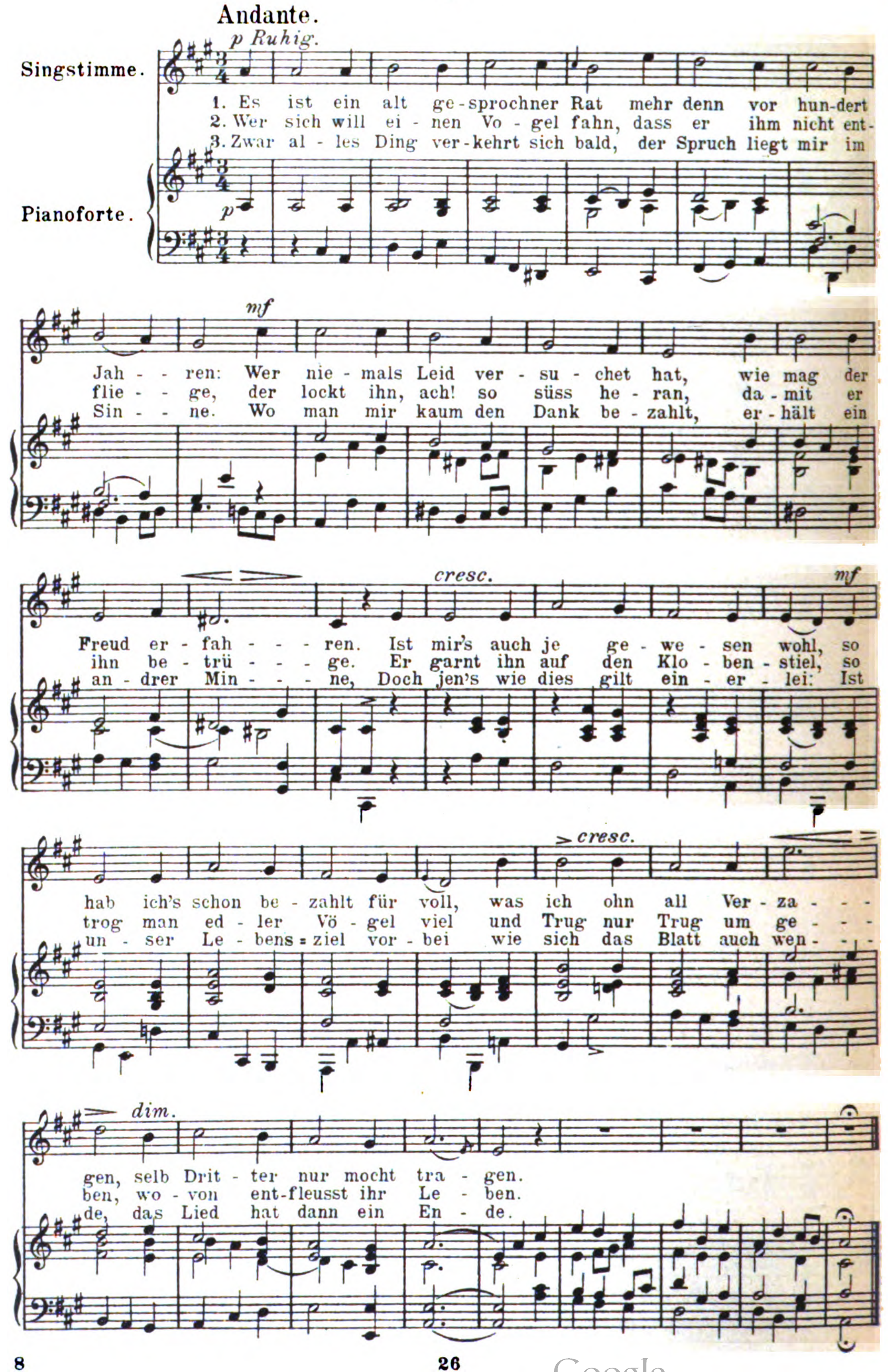






*) Diese beiden Lieder des Grafen Oswald von Wolkenstein sind mit gütiger Erlaubnis der Verleger B. Schott's Söhne in Mainz entnommen aus: „Originalgesänge von Troubadours und Minnesingern des 12.-14. Jahrhunderts von Franz M. Böhme."


freut! Mein Herz ist un - ruh - voll,
fühl! Ach! lieb - lich ist dein Netz,
sehnt sich zu ge - ne - sen. Nur du hei - lest
Sieh, ich bin ge - fan - gen und schmach - te nach
ritard.
mich.
Dir!
Etwas lebhafter.
Da - rum bist du mir er - wählt,
Du nur kannst ganz mich be - frein,
p cresc.
p smorzando
min - nig - li - ches Weib, so süss, so hold.
min - nig - li - ches Weib. Nimm hin mein Herz!
pp


2.
Andante.
p Ruhig.
Singstimme.
Pianoforte.
1. Es ist ein alt ge-sprochner Rat mehr denn vor hun-dert Jah - - ren: Wer nie - mals Leid ver - su - chet hat, wie mag der Freud er - fah - - - - ren. Ist mir's auch je ge - we - sen wohl, so hab ich's schon be - zahlt für voll, was ich ohn all Ver - za - - - gen, selb Drit - ter nur mocht tra - gen.
2. Wer sich will ei - nen Vo - gel fahn, dass er ihm nicht ent - flie - - ge, der lockt ihn, ach! so süss he - ran, da - mit er ihn be - trü - - - - ge. Er garnt ihn auf den Klo - ben - stiel, so trog man ed - ler Vö - gel viel und Trug nur Trug um ge - - - ben, wo - von ent-fleusst ihr Le - ben.
3. Zwar al - les Ding ver - kehrt sich bald, der Spruch liegt mir im Sin - - ne. Wo man mir kaum den Dank be - zahlt, er - hält ein an - drer Min - - - - ne, Doch jen's wie dies gilt ein - er - lei: Ist un - ser Le - bens-ziel vor - bei wie sich das Blatt auch wen - - - de, das Lied hat dann ein En - de.
mf
cresc.
mf
cresc.
dim.


Paul Mohn pinx.



VII. Jahrg. Dezember 1904. Heft 3.

Du sollst die Kinder des Volkes schützen.

Von

Konrad Agahd.

Man kann die Schäden der Gesellschaft nur heilen, wenn man offen von ihnen spricht. Heute spricht mancher offen, ohne dazu berechtigt zu sein. Zu diesen Leuten gehöre ich nicht. Es dürfte auch etwas ungewöhnlich sein, wenn ein Volksschullehrer — und ich will einer bleiben — vom Vertreter des Reichskanzlers ebenso freundlich gelobt als von einem Reichstagsabgeordneten „gebrandmarkt" oder von einer Reihe anderer energisch verteidigt wird. Nicht als ob mich Ehrgeiz dazu triebe, den Lesern des Türmers diese kleine Episode aus einer zehnjährigen Tätigkeit auf dem Gebiete des Kinderschutzes mitzuteilen, o nein! — nur bietet sie mit einer andern, in der ich ebenfalls offen meiner Meinung Ausdruck verlieh und wofür ich einen ernsten Verweis der Behörde einsteckte, einen Beitrag zu dem Kapitel der freien Meinungsäußerungen. Es hat mir niemals daran gelegen, Aufsehen zu erregen oder der „Behörde eins am Zeuge zu flicken". Mir hat das Mitleid mit schutzlosen Kindern Mut und Kraft gegeben, unbarmherzig gegen die Volksgeißel der Kinderausbeutung zu Felde zu ziehen. Kinder sollen für den Volksschullehrer der Gegenwart nicht Nummern in Bildungsfabriken sein, sondern es sind Menschen, seelischen und

körperlichen Schutzes um so dringender benötigt, als die natürlichen Faktoren seiner Pflege in der Zeit einer völligen Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse mehr und mehr versagen. Unsere „Herdenbildung“ erfordert als notwendiges Korrelat die persönliche Liebe des Erziehers zu seinen ihm anvertrauten Kindern. Sie sind der Liebe ach so sehr bedürftig. Da geht das Weib hin, „die Mutter der Kinder“, teilzunehmen an der Sachgüterproduktion in Fabrik und Werkstatt. Edelgüter sollte es erzeugen — hin ist hin! Wendet sich der „Verein zum Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung“ an die Behörden um Hilfe; das „Elementarste“ verlangt er: „Licht, Luft, ein kleiner Heimatsboden, ein Sonnenstrahl wirklicher Liebe und Fürsorge für solche, denen dies in unserer Mitte versagt ist“. „Licht?“ — Schau in die Höfe der Vorort-Hinterhäuser, wo es kubikmeterweise polizeilich genehmigt ist. „Luft?“ Tritt in die Einzimmerwohnungen mit dem Gefolge des Schlafstellenunwesens und der — Prostitution. „Einen kleinen Heimatsboden?“ Um Himmels willen — das klingt ja förmlich nach Umsturz. Aber „einen Sonnenstrahl wirklicher Liebe und Fürsorge“, den hat wohl jeder für ein Kind übrig. Du auch, Leser des Türmers? Oder ist es dir unangenehm, mit der Polizei zu verhandeln, wenn in deiner Nachbarschaft ein Kind „verhungert“ wird, oder wenn man es etwa die Nacht über im blanken Hemdchen in ein kaltes Zimmer sperrt und anbindet, oder — — genug, genug!

Solches geschieht heimlich. Was aber geschieht offen gegen das Gesetz und mit der gedankenlosen Bewilligung wieder? Wenn die Erwachsenen sich noch wohl fühlen in den Betten, so im Winter des Morgens gegen vier, fünf und sechs Uhr, da ziehen sie los, immer noch los in hellen Haufen — die Zeitungsjungen bis zu acht Jahren herab, die Frühstücksträger und Milchmädchen. Ist das recht?

Oder wir kaufen diese wunderhübschen Puppen, Pferdchen und Noahkasten. Mir wird zum Weinen heiß, wenn ich der Kindlein gedenke, die ihren Schlaf darum geben mußten und — ihre Gesundheit. Und wundern uns schier über die Maßen, daß Tuberkulose überhandnimmt . . .

Madame liebt Spitzen, Posamenten, Flitter. Madame, Sie prunken mit Kindertränen, die nicht mehr zu sehen, aber dennoch geweint sind. 26691 Kinder arbeiten auf Posamenten. Ja, der Fabrikant, der Verleger kann der flinken Kinderhände nicht entbehren . . . Die Saison verlangt Spitzen . . .

Ich habe zwei kleine Mädel. Just diesen Augenblick ziehen sie bunte Perlen auf die Schnur. Das ist keine Arbeit. Sie werden vielleicht noch zwei Perlschnüre anfertigen. Es macht ihnen Freude. Aber da oben im „Schmerzgebirge“, da sah ich Hunderte von Kindern Perlen aufziehen, Stunde um Stunde, Tag für Tag, Schnur um Schnur, Stock um Stock. Ich wüßte kein besseres Mittel, meine Kinder stumpfsinnig zu machen. Andrer Leute Kind hat auch ein Anrecht auf Kindheit. Mir sind Dörfer bekannt, wo kein spielendes Kind auf der Straße zu finden ist . . . Kleine Sklaven. Sind es ihrer denn viele in deutschen Landen?

Sie ist eine grausame Wissenschaft — die Statistik. Die Zahlen im Kurs- und Rennbericht sind interessanter. Ob gewonnen oder verloren, Platz oder Sieg, immer doch anregend, aufregend. Aber daß im Jahre 1898 das Statistische Amt im Busen Industria 306823, am gefährlichen Kap des Handels 17623, in der Scylla und Charybdis der Gast- und Schankwirtschaften 21620, in den Netzen des Austrage- und gewöhnlichen Laufdienstes 171739, nebenbei auf der Fahrt noch 11787 schulpflichtige Kinder auffischte, das ist höchstens überraschend, wenn man es zufällig gerade liest. Nun, für den Gesetzgeber war es das nicht allein. Er hat die Konsequenzen aus den Tatsachen gezogen, ein Gesetz geschaffen. Du solltest die Konsequenzen aus dem Gesetz ziehen. Ich sage „du", nicht „man", nicht „die Gesellschaft" — —, du sollst die Behörden bei der Durchführung des Gesetzes unterstützen. Du kannst übrigens auch anregend wirken.

Der deutsche Michel ist ein Prachtkerl. Die wirtschaftliche Entwicklung zerstört ihm den Blumengarten der Zukunft, zermürbt seine Kräfte. Wird ein Gesetz geschaffen, so glaubt er wieder einmal, nun sei alles in bester Ordnung. Das hat er nämlich schon früher geglaubt. Siebenzig Jahre hatte es gedauert, ehe die Kinderarbeit aus den Fabriken verbannt werden konnte. Das menschenfreundliche Arbeiterschutzgesetz vom 1. Juni 1891 versetzte ihr den Todesstoß. Dann war man in dem schönen Traum befangen, es fände „keine gewerbsmäßige Versündigung an der Zukunft der Nation" mehr statt. Als ich dann im Jahre 1894 meine grundlegende Statistik über 3267 schulpflichtige Kinder veröffentlichte, von denen 600 gewerblich arbeiteten, war es mit dem schönen Traum vorbei. Daß der Michel nicht nach dem ersten Erwachen wieder einschliefe, dafür habe ich dann allerdings allerlei Belebungsmittel zur Hand gehabt und — noch zur Hand. Eine Organisation von 100000 deutschen Lehrern mußte gewonnen werden für eine Sache, die eigentlich so recht die ihre ist. Zwei Jahre Vorarbeit, zwei Jahre Hauptarbeit. Der Wurf gelang, weil er gelingen mußte. „Jedes achte deutsche Kind ist erwerbstätig" — so das Ergebnis einer Stichprobe (1898). Wer die pädagogische Presse der Jahre 1896—1898 verfolgt, findet Erhebung über Erhebung, betreffend den Umfang und Einfluß der gewerblichen, seltener der landwirtschaftlichen Arbeit der Kinder bis herab zu vier Jahren. Statistische Ämter der Städte wurden gewonnen, Vereine mobil gemacht. Frauen sprachen damals mannhafte Worte. Das Problem in seiner Schärfe herausgearbeitet zu haben, rechnete ich mir als Verdienst zu, alles andere ist Verdienst meiner Amtsgenossen, Verdienst der Frauenvereine, Verdienst der Presse jeder politischen Richtung. Wenn jemals, so gereichte es gerade dieser Bewegung zum Schutz der Kinder zum Vorteil, daß sie nicht unter der Marke der Parteipolitik segelte. Ich bedaure es daher auf das lebhafteste, daß die Anregung der Regelung der landwirschaftlichen Kinderarbeit sogleich Veranlassung zu Auseinandersetzungen im Reichstag bot, welche alles andere, nur nicht eine Förderung der Sache zu bedeuten schienen. Auf diesem Gebiete gilt es, immer wieder auch weiche, warme Herzenstöne anzuschlagen.

Es mag einer späteren speziellen Arbeit vorbehalten sein, die Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft in der Landwirtschaft und im Gesindedienst unter das Seziermesser einer freimütigen Kritik zu nehmen. Von einer gleichzeitigen Regelung der gewerblichen und landwirtschaftlichen Kinderarbeit in demselben Gesetz konnte nicht die Rede sein. Soweit es sich nun um das Reichsgesetz betreffend die Regelung der gewerblichen Kinderarbeit handelt, haben wir es mit einem Eingriff in Elternrechte zu tun. Fand eine Verletzung des Gesellschaftsrechts in der Weise statt, daß der Gesetzgeber Machtbefugnisse der Eltern einschränken mußte? Die Frage ist mit einem kurzen „Ja" zu beantworten. Die Ausbeutung der Kinder, nicht angemessene und verständig geleitete und beaufsichtigte Arbeit, führt zu gesundheitlichen, sittlichen und intellektuellen Schädigungen schwerster Art. Ein Gefühl der Entrüstung überkommt uns, wenn wir erfahren, daß Kinder in den sizilianischen Schwefelgruben unter Tag arbeiten — trotz der neuen italienischen Arbeiterschutzgesetzgebung; sollte es nicht auch uns überkommen, wenn wir wüßten, daß trotz des deutschen Kinderschutzgesetzes in gesundheitsschädigenden und gesundheitsgefährlichen Werkstätten und Betrieben Kinder weiterbeschäftigt werden? Gibt es keine Nachtbeschäftigung der Kinder mehr? Hoffentlich ist sie beseitigt. Beseitigt, wie 6-, 8-, 10-, 12-, ja 13stündige Arbeitszeit bei fremden Arbeitgebern. Hat das deutsche Kind seinen Sonntag wieder erhalten? Müssen noch 5—10jährige Kinder nach Zehntausenden zu Lohndrückern der Eltern werden? Der Kinderfreund protestiert mit aller Schärfe gegen eine Verlängerung der Ausnahmebestimmungen, wie sie neuerdings auch für die Hauptindustriebezirke Sachsens durch den Bundesrat genehmigt worden sind. Durch sie wird in den Ferien eine 10stündige Arbeitszeit achtjähriger Kinder mit „leichten Arbeiten" gesetzlich sanktioniert. Das ist nicht Kinderschutz. Das Elend der Heimarbeit ist himmelschreiend. Es wird durch die Arbeit der Kinder nichts gebessert, sondern die Lage verschlechtert. Kinderarbeit ist mindestens ebensosehr Ursache als Folge der schlechten Löhne. Kosten Ferienkolonien kein Geld?

Aus Wasungen in Meiningen ging uns kürzlich folgende Mitteilung zu: „Hier hat man den Ursachen der Minderbegabung nachgeforscht. Der Ort hat 6% solcher Kinder." (1% ist die normale Ziffer. Verf.) „Hauptursache ist die Heimarbeit. Es wurde festgestellt, daß die Eltern der qu. Kinder einen kümmerlichen Verdienst haben. Brot, Kartoffeln und Schnaps sind die hauptsächlichsten Nahrungs- und Genußmittel. Schnaps erhalten die Kinder mit Zucker vermischt auf das Brot gestrichen. Säuglinge trinken ihn durch den Gummisauger. Die Wohnungen sind ungesund, die Vererbung liegt auf der Hand, die Ernährung ist elend. Die Hilfsschulinsassen stehen der Größe und dem Gewicht nach hinter ihren Altersgenossen um 3—4 Jahre zurück."

Es gibt mehr Wasungen im deutschen Reiche! Not, Egoismus und Wettbewerb, ein gefährliches Dreigestirn. Ich kann hier nicht näher auf die tausendfach bewiesenen gesundheitlichen Schädigungen der gewerblichen Aus-

beutung der Kinder eingehen, wie sie namentlich auch die Arbeit der Austräger von Milch, Zeitungen und Backwaren in den Großstädten mit sich bringt.

Was es für eine Bewandtnis mit dem schönen Worte: „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ hat, wie man die Kinder zur Tugend der Sparsamkeit erzieht, wie sich hinter den „geheiligten Elternrechten“ die grausamsten Arbeitgeberrechte verbergen, das habe ich an anderer Stelle klargelegt. Poesie ist nicht Prosa, und dies Leben und die Zustände sind Prosa. Diese zeigt das Kehrbild der Medaille. Was haben 20000 Kinder in Gast- und Schankwirtschaften zu arbeiten? Man könnte ironisch fragen, ob dafür gesorgt werden müßte, daß es stets eine Alkoholfrage gäbe. Und ich pfeife auf jede Mark, welche ein Kind in die Schulsparkasse trägt, wenn es seine Gesundheit ruiniert, um zu „sparen“, nicht Zeit zum Spielen und Schlafen hat. Die Kraft des in der Entwicklung stehenden Individuums muß aufgespeichert, gespart werden: das ist Sparsamkeit, die sich in dem Augenblick in bare Münze umsetzt, wo es sittliche Pflicht wird, Geld zu verdienen. Seien wir doch ehrlich. Der fremde Arbeitgeber dingt kein Kind erziehlicher Gründe willen; er will billige Arbeitskraft haben. Das ist des Pudels Kern. Und er scheint auf dem besten Wege zu sein, diese Arbeitskraft, deren ihm ein Teil infolge der gesetzlichen Bestimmungen verloren ging (Maximalarbeitsdauer bei fremden Arbeitgebern 3, in den Ferien 4 Stunden), durch Umgehung wieder zu gewinnen. Ob Frühreife, ob Autoritätslosigkeit, ob die Gefahr, die Zahl der sogenannten ungelernten Arbeiter zu vermehren, immer größer wird, wenn er nur „die Konkurrenz unterbieten“ kann.

Was endlich die Schädigungen für die geistige Entwicklung der betreffenden Kinder anbelangt, so haben die amtlichen Erhebungen bestätigt, was die privaten Erhebungen und tägliche Erfahrung der Volksschullehrer, wenn anders sie der Frage auf den Grund gingen, lehrten. Der Schule erwachsen aus der gewerblichen Kinderarbeit schwerwiegende Hindernisse: Erschlaffung und Stumpfsinn der Kinder während des Unterrichts, mangelnder häuslicher Fleiß, häufige Verspätungen, Schulversäumnisse, auffallend geringe Fortschritte. Daß die erwerbstätigen Schüler infolge der bezeichneten Mängel leicht zum Hemmschuh für die geistige und sittliche Entwicklung sämtlicher Schüler einer Klasse werden, ist unschwer einzusehen. Ich muß den Leser schon bitten, meine bezüglichen Bücher über die Frage durchzusehen. Wer starke Nerven hat, mag namentlich aus dem Hauptwerk (Kinderarbeit. Fischer, Jena 1902) erkennen, wie weit wir noch vom „Jahrhundert des Kindes“ entfernt sind. Leser mit besonderer Vorliebe für soziale Probleme und juristische Darstellung mögen sich an meinen „Betrachtungen zum Kinderschutz“ und der Auslegung des Gesetzes durch den ersten Vorsitzenden des Berliner Gewerbegerichts erfreuen. (Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform. Heft 10. II. Aufl. 1904. Fischer, Jena.)

Fragen wir uns zum Schluß, was das neue Kinderschutzgesetz, falls es wirksam durchgeführt wird, bringen kann. Sechzig Arten von Werkstätten werden schulpflichtigen Kindern verschlossen. Die Nachtarbeit

ist beseitigt. Hunderttausenden von Kindern kann der Sonntag ganz wiedergegeben werden. Die Beschäftigung der Kinder in Tingeltangeln, Variétés ist hin für immer. Die Arbeit bei fremden Arbeitgebern darf erst mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre beginnen, täglich nur drei Stunden währen. Eine Einschränkung oder das gänzliche Verbot auch der Arbeit eigener Kinder ist möglich. Heute sollen uns die Mängel des Gesetzes die Freude an seinem endlichen Zustandekommen nicht verderben; sie sollten einen jeden anspornen, nach Kräften daran mitzuarbeiten, daß erreicht wird, was erreichbar ist. Übergangs- und Ausnahmebestimmungen, welch letztere allerdings einer sehr starken Durchlöcherung des Gesetzes gleichkommen, machen das nicht gerade leicht. Mir lag zunächst daran, Interesse für die Frage anzuregen. Weiß ich doch, daß der Türmer so ernste Leser und Leserinnen hat, daß sie — wenn erst für die Sache interessiert — ihr auch ein nachhaltiges Interesse zuwenden werden, welches sie zu tatkräftigen Kinderfreunden machen muß. Und dem Vaterland tun wahre Kinderfreunde not, bitter not!



Zur Weihnacht.

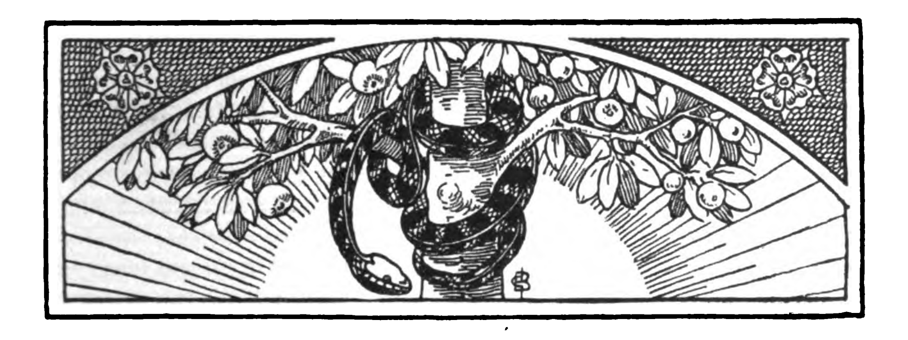
Von

Anna Dix.

Nun schweige, mein Herz, und werde weit,
So still und weit, wie der Himmel ist.
Vernimm die Botschaft der Herrlichkeit:
Daß die Liebe lebt, und uns nicht vergißt.
Daß zum Kinde worden die Majestät
Und in Not und Mühsal gekämpft, wie du,
Deine Tränen zählt, deinen Schmerz versteht,
Und zur Ruh' dir winket, — zur Kindesruh'.

Zu der sel'gen Ruh', die sich froh bewußt,
Daß sie fest gegründet in Ewigkeit.
Wie ein Kind sich schmiegt an die Mutterbrust,
Gib der Macht dich hin, die auch dich befreit.
Wie die gläubigen Hirten im stillen Feld,
Also komm und sieh, was der Herr beschied,
Daß du seiest ein Stern im Dunkel der Welt, —
Ein holdseliger Klang im göttlichen Lied.





Vor der Sündflut.

Erzählung von Runghols Ende
von
Johannes Dose.

(Fortsetzung.)

Vierter Abschnitt.

Eine Morgen- und eine Abendsprach.

Im Domherrenhause war ein reich ausgestattetes Gemach, die Wände von Eichenholz getäfelt und die Tische und steifen Sessel von der Kunsthand des ersten Schnitzmeisters verziert. Lautlos versank der Fuß in weichen Teppichen, und durch das bunt bemalte Glas der Fenster fiel gedämpftes Licht. Bequeme Lesepulte und Armsessel und warme, fellbekleidete Lotterbänke standen umher.

Rings um die Täfelung des ganzen Zimmers aber zog sich ein geschnitztes Gewinde von christlich frommen Bibelsprüchen. Die Augen des Eintretenden fielen zur Rechten und Linken und lasen hüben: „Wehe dem, durch welchen Ärgernis kommt!“ und drüben: „Selig sind, die da geistlich arm sind!“ Die Schleife des göttlichen Spruchkranzes aber bildete das Wort: „Der Herr widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade!“

Just unter dieser Schleife saß der Domherr Theodorus am Sommermorgen in einem kurzen Biberpelz, denn er litt am kalten Geblüt. Behaglich tunkte er die frischen Blaffertskringel in den warmen, süßen Würzwein, weil er gestern als am Freitage gefastet hatte und das erste Frühstück ihm mundete. Trotzdem er ehrlich mit fünf Mahlzeiten täglich sich plagte, wollte es ihm nicht gelingen, eine gewisse Wohlbeleibtheit zu erlangen, welche doch die Würde seines Amts zu erheischen schien.

Nach dem Frühimbiß hielt der weiße Theodorus seine übliche Morgensprach. Im Vorraum des großen Gemachs harrten viele Leute, welche der

Reihe nach vorgelassen wurden. Die Schreiber mit ihren Schriftstücken, die Kleriker und Vikare mit ihren mannigfaltigen Anliegen kamen und gingen. Wer aber vom Famulus zurückgehalten und als letzter hineingelassen wurde, dem war nicht wohl, sondern delinquentenmäßig zu Mute, weil er wußte, daß ihm die längste Zeit gewidmet werden solle und eine Abkanzelung ihm bevorstand.

Auch der bischöfliche Offizial versparte sich das Beste bis zuletzt, und die Geistlichen der Präpositur hatten einen ständigen Witz und sagten von dem letzten bei der Morgensprach: „Er soll das beneficium Polyphemi genießen und wie Ulixes zuletzt verspeist werden."

Paulinus war in die Sprechstunde bestellt worden und sah mit steigender Unruhe, daß das Vorgemach sich leerte und er der letzte sein werde. Endlich schob der Famulus ihn durch die Tür, und mit hochklopfendem Herzen verbeugte er sich tief.

Der Domherr blieb sitzen und grüßte durch keinerlei Gebärde. Sein Auge fixierte das Schlachtopfer seines Unmuts, und seine Stimme war messerscharf. „Mein Vikar Paulinus! Ich habe an Euch zweierlei zu monieren, und die zweite Ausstellung ist eine Anklage, die ich als Präpositus erheben muß. Zum ersten hat Ekke, des Ratsherrn Sohn, nichts in Eurer Schule gelernt. Das aber ist ein schlechter Lehrer, der nur die begabten Kinder fördert und die Schwachen, welche Mühe und Arbeit machen, zur Linken liegen läßt."

Der Vikar beugte das Haupt. „Ich bekenne, daß ich, gleichwie in allen Stücken, auch in meinem Lehramte sehr unvollkommen bin."

Trotz der Demut bewahrte der Domherr die eisige Richterstrenge. „Ich muß die peinliche Anklage erheben, daß Ihr zum andern des Henkers Tochter, ein unehrliches Weib, mit den Händen angefaßt, das heilige Gewand verunehrt und das hohe geistliche Amt bei dem Volke in üblen Ruf gebracht habt."

Paulinus war im Nu verwandelt. Der Schüchterne hob standhaft und mutig den Kopf. „Non peccavi. Ich habe in diesem Stück nicht gesündigt. Die Bedauernswerte war verfolgt und in Leibes- und Lebensnöten ... es war meine Menschenpflicht, wider den rasenden Pöbelhaufen sie zu beschirmen."

Der weiße Theodorus erhob sich mit steiler Haltung. „Gehört Heike, des Ratsherrn Sohn, zum Pöbel?"

„Ja, wenn er ein wehrloses Weib schlägt."

Die scharfe Stimme wurde schreiend. „Mit dem Worte hättet Ihr Eure Menschenpflicht tun müssen ... das sonst wohlgesittete Volk von Rungholt vermag ein Priester durch verständige Worte in Schranken zu halten. Ihr aber habt ihre üppige Gestalt betastet und Euch und Euer Amt unehrlich gemacht an ihr. Ich muß das geistliche Gericht wider Euch rufen."

In Standhaftigkeit und Stärke antwortete der Vikar: „Ich muß auf

Gottes Gericht und Urteil mich berufen. Was würde Christus, unser Herr und Meister, welcher bei den Zöllnern saß und sich unrein machte, an meiner Statt getan haben? Würde er nicht das bedrängte Kind bei der Hand erfaßt und in die sichre Seitengasse geleitet haben? Wie der Herr, darf auch der Diener handeln."

Die kalten Grauaugen schienen aus ihren Tiefen hervorzutreten. Der weiße Theodorus wurde ganz blutlos im Gesicht, biß sich die Lippen und schwieg, brüstete sich und sann.

Endlich hatte seine Erregung sich ermäßigt, und sein breiter Mund sprach mit erzwungener Ruhe: „Ich will einmal vergeben und kein Gericht, sondern Gnade walten lassen. Ihr habt im unbesonnenen Affekt gehandelt, aber die Pön muß ich verhängen. Die Schule wird Euch genommen und einem andern Vikar übertragen." Über ein von Schmerz zuckendes Gesicht gingen die grauen Augen. „Fortan mögt Ihr die bestellten Seelenmessen lesen."

Paulinus fuhr unter dem unerwarteten Schlage zusammen, denn Messelesen war ihm die allerunliebsamste Arbeit, und stammelte: „Das mag drei oder vier Stunden erfordern . . . soll ich die übrige Tagzeit müßig gehen?"

Der Domherr sah sinnend über seine Nase hinweg und sagte: „Ihr habt ja einen Zug zu den armen Leuten und armen Sündern. Die nicht privilegierten Armen Rungholts, die in ihrem falschen Stolz kein Bettlerzeichen nehmen wollten und dennoch die Stadt beschwerten, sind draußen im Dünendorfe untergebracht worden. Daselbst mögt Ihr fleißig Seelsorge treiben, damit sie nicht noch mehr verlottern, auch keine Irrlehre und Ketzerei unter ihnen aufkommt, sintemal ein Weber in den Häusern umherlaufen soll und ein aufrührerisches Wesen zu treiben scheint."

Paulinus wurde zum zweiten Male wie im Nu verwandelt, und der von seinem Vorgesetzten Gestrafte hatte ein so wohlgemutes Gesicht, daß sich der Famulus über die Gemütsruhe des Abgekanzelten baß verwunderte.

Stand nicht da drinnen im reichen Spruchkranze der Wand auch das Wort: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen? murmelte der Vikar.

Im Hausflure begegnete ihm der Ratsherr Fedder Heikens. Der erste von allen Laien Rungholts hatte ein knochenstarkes Gesicht, vorstehende Kinnbacken, eine zu große und zu gebogene Nase; auch waren die Züge fast unbeweglich und stählern der Glanz der wasserblauen Augen, die unter übermächtig gewölbten Brauen in ihren viel zu tiefen Höhlen wie auf der Lauer lagen. Es war ein pharaonisches Antlitz mit einem Munde, der gebieten mußte, aber auch ein klug kaufmännisches Gesicht, das infolge der Gewöhnung immer zu kalkulieren und zu rechnen schien.

Fedder Heikens machte ein leutseliges Geräusper. „Hm, hm . . . ich vernahm, daß Ihr die Schule aufgeben wollt."

„Ich will nicht, ich soll es."

Ohne eine Miene zu verziehen, legte jener die große Hand auf die Schulter des Vikars. „Ich danke Euch für den guten Unterricht, den Ihr meinem Sohne Ekke erteilt habt ... wenn Ihr einmal ein Anliegen habt, kommt zu mir!"

War das wirkliche Güte oder nur Verstellung, die den Schein des Wohlwollens sich gab? Um die Mundwinkel zog ein leises Zwinkern.

Der arglose Paulinus bemerkte es nicht und sagte sehr schnell: „Ich habe stehenden Fußes eine Bitte, und wenn Ihr mir danken wollt, so könnt Ihr es. Nehmt Kurt Widerich wiederum in Euren Dienst!"

Die übermächtigen Brauen zogen sich zusammen. „Er ist ein vorlauter und naseweiser Gesell, aber was ein Heikens gesagt hat, das hat er gesagt. Um Euretwillen will ich ihn zu Gnaden annehmen ... auch ist er anstellig in Laden und Lager."

Paulinus wurde noch fröhlicher und ahnte nicht, daß arglistige Verstellung von treuherziger Unschuld geschlagen, ja gleichsam übers Ohr gehauen worden war. Auch kam ihm nicht der kluge Weltspruch in den Sinn: „Nicht alles, was gut gemeint ist, gedeihet zum Guten." — —

An dem warmen Sommerabend stand der Vollmond am Himmel, oft von fliegenden Wolken verhüllt. Ein Wanderer eilte durch die tiefstillen, bald hellen und bald dunklen Dünen, und alle Schatten regten und reckten sich gespensterhaft. Wie ein greinendes Kind schrie ein junger Seehund im Ufersande, und das Schleifen der Dünenhalme klang wie schlurfende Schritte. Furchtlos ging der Mann den kürzesten Weg und durch das berüchtigte Spuktal.

Paulinus wollte sein Seelsorgeramt im Dünendorf antreten und an der Abendsprach in Maikes Hütte teilnehmen.

Die Tür stand angelweit offen, als wolle sie alle Wegfahrenden einladen, über ihre Schwelle zu treten. Auch drang der helle Schein der Mondleuchte ins Haus, und die Insassen liebten das Licht. Auf dem Herde brannte das Feuer, und in den Winkeln der Wände flackerten Kienspäne. In Maikes Haus wurde keine Heimlichkeit getrieben.

Es war darin Raum genug und nur Mangel an Sitzgelegenheit. Die Frauen, einige mit dem Säugling im Arm, hatten die paar Stühle eingenommen und die Männer sich zu helfen gewußt. Auf dem fertigen Haufen von Halmseilen, auf dem Tische und dem Herdrande hockten sie — lauter vornüber geneigte, verarbeitete Gestalten mit ernsten, von Wind und Wetter gehärteten Gesichtern. Zwei junge, noch sehnengeschmeidige Männer hatten sich auf dem bloßen Estrich niedergelassen, und der eine machte zur Belustigung des andern eine Schneiderhucke mit den Beinen. Der Spaßvogel war Kurt Widerich.

Über die Schwelle trat der neue Armenpriester, grüßte und wünschte Gottesfrieden.

Kurt sprang empor und sagte halb leise und doch sehr vorlaut: „Nach deinem tiefsinnigen Gesicht zu urteilen, mein Lieber, scheinst du nicht viel von deinem eignen Gottesfrieden zu haben."

Maikes tiefe Stimme klang bedrohlich: „Schweige, du Naseweis, oder ich schlage dich mit dem Breilöffel. Heute ist er nicht dein Gespiel, sondern der Priester und Geweihte, dem wir mit Ihr und aller Ehrerbietung begegnen sollen."

Paulinus blickte den Vorlauten freundlich an und lächelte schalkhaft. „Ich bin nicht traurig . . . und bringe dir große Freude . . . nun rate!"

„Man hat mir gewißlich das Eichamt in Rungholt gegeben, und ich soll Maß und Gewicht beaufsichtigen", meinte der Spötter.

„Das nicht! Mir begegnete Fedder Heikens, der Ratsherr . . ."

„Der Armeleutschinder und scheinheilige Schuft ist eine böse Begegnung."

„Schäme dich und schelte ihn nicht! Du kannst morgen wieder in seinen Dienst treten . . . so hat er mir mit Hand und Mund gelobt."

Kurt stand einen Augenblick starr und machte dann einen Freudensatz, den Vikar am Arme packend. „Ist es möglich, wahr und wirklich?"

„Es ist wirklich wahr, aber wie bist du so plötzlich und sonderbar verwandelt worden in deinem Sinn, da du doch den Ratsherrn nicht zu sehen verträgst?"

„Nein, ich hasse ihn," lachte Kurt und setzte mit frivolem Übermut hinzu: „Aber ich hasse nicht so hart wie Gott, noch suche ich die Sünde der Väter an den Kindern und Töchtern heim."

Unwillig kehrte der Vikar sich ab und redete mit den andern von ihrem Tun und Treiben, ihrer Arbeit und ihrem Erwerb, ihren Leiden und Freuden. Hatten die Bewohner des Dünendorfes auch Freuden? Ja, das waren ihre Kinder, und sie hatten derselben gar viel.

Immer öfter wurde die Frage laut: „Wo bleibt Nomme?"

Er war sonst stets der erste. Endlich kam der längst Erwartete, aber der lebhafte Weber schlich still und trübselig durch die Tür.

„Was ist Euch widerfahren?" fragte der Priester.

Nomme antwortete ergeben: „Ich will meinen Mund in den Staub stecken und schweigen."

„Nein, redet von Eurem Leid, damit unser Mitleid es mit Euch trage!"

„Weil ich meines einzigen Kindes mich überhob, hat mein Vater im Himmel mich heftig heimgesucht. Der neue Lehrer ist gestreng, aber nicht gegen alle. Durch harte Anrede hat er meinen Sohn verschüchtert, und als dieser blöde schwieg, ihn mit der Rute geschlagen, daß sein Rücken voll Striemen war. Immer wurde er gescholten und konnte nimmer rechte Antwort geben. Weil Meinert zuletzt vor Furcht die Lippen nicht zu öffnen wagte, ist er heute um seiner Verstockung willen aus der Domschule vertrieben worden. Ach, ich eitler Tor sah ihn bereits vor dem Altare die allerheiligste Hostie emporheben . . . und hin ist mein Traum."

Paulinus besann sich und sprach leise, als schäme er sich seiner Worte, zu dem betrübten Weber: „Sendet ihn mir in meiner Mußezeit! Ich will

ihn privatissime unterrichten. Meinert erlernt in zwei Stunden, was die andern Breiköpfe nicht in zwei vollen Schultagen verdauen."

Da wurde der Weber auch wie umgewandelt, aber in andrer Weise als Kurt. Er senkte eine Weile den Kopf und hatte wieder das helle Antlitz.

Die schmalen Finger zitterten noch, als er das Bruchstück der Bibel, das er besaß, hervorzog. Aber die eingesunkene Brust hob sich, und mit seiner klaren, klangreichen Stimme las er ein paar Abschnitte. Zunächst das Stück von der Liebe, die langmütig ist und nicht eifert!

Gern hörte der Priester, was er in der lateinischen Version auswendig konnte. Alle Männer und Frauen horchten aufmerksam, und sogar Kurt Widerich saß still in seiner Schneiderhucke.

Danach folgte das Römerkapitel von der Glaubensgerechtigkeit und dem Frieden mit Gott. Die Fischer stützten das Kinn, und man sah ihren Augen an, wie sie grübelten, es war für ihre schlichten Gedanken eine zu schwere Geistesarbeit.

Ein Säugling erwachte und wurde, ohne irgendeinem zum Anstoß zu werden, an die Mutterbrust gelegt.

Des Priesters Aufmerksamkeit blieb gefesselt, denn das oft Gehörte war ihm wie etwas Neues und er fragte sich, ob es der starken Betonung des geschickten Lesers zuzuschreiben sei.

Um so unachtsamer war Kurt, der ein Zweijahrskind auf den Schoß genommen hatte und es auf der Kniescheibe auf und nieder schaukelte. Jetzt kitzelte er es mit dem Zeigefinger — kille, kille — daß es laut aufkicherte.

Paulinus wandte unwillig den Kopf. „Bist du ein Heide?"

„Nein, ich habe sogar am Tage meiner Christwerdung eine dreifache Taufe erhalten", antwortete der leichtfertige Patron.

Die stille Andacht war gestört, die Frauen steckten die Köpfe nach unten, das Lachen verbeißend, und einige Männer schmunzelten in den Bart.

Kurt gab unaufgefordert und behaglich die Erklärung seiner dreifachen Taufe. „In der Kirche goß mir zum ersten der Priester das heilige Wasser auf den Kopf . . . nach dem Kirchgang aber tat die Kindfrau des Guten zu viel in der Schenke und ließ mich auf dem Heimwege in eine Pfütze fallen . . . das war meine andre Taufe . . . zu Hause aber mußte ich gereinigt und im Wasserküben untergetaucht werden . . . und solches war meine dritte Taufe an dem einen Tage."

Die meisten kicherten über den lustigen Spaßvogel, und die Andacht verzog sich eine ganze Weile.

Kurt schaukelte das Kind und sang ein Wiegenlied:]

„Wiege — wiege — weia!
Koche dat Kind en Breia,
Gew brav Botter und Honig darin,
Dann kriegt dat Kindje en guden Sinn."

Eine Witfrau meinte: „Meine Kinder möchten wissen, wie Butter und Honig schmeckt, und sind froh, wenn sie Schmalz aufs Brot bekommen.“

Eine junge Mutter hatte die Weise nachgesummt, um sie zu Hause anzuwenden, und fragte: „Kurt, kannst du noch mehr von solchen Döntjes?“

Willig gab er der Aufforderung Gehör, stieß das Kind auf und nieder und sang im tiefsten Baßton:

„Bum — bum — beier!
De Prester mag ken Eier —
Wat mag he dann?
Speck in de Pann! —
De Prester is en Leckermann.“

„Bum — bum — beier!“ machte Maike erbost, und nieder auf Kurts Rücken fuhr der schwere Kessellöffel, mit dem sie noch gelegentlich zur Züchtigung nach ihm schlug; und zum zweiten Male: „Bum — bum — beier! Willst du wohl lassen, den Priester zu verspotten, sonst bläue ich dich ... ja, wenn einer im Dorfe, kann ich es noch, mein Söhnchen.“

Der Sänger rieb sich die Schulter und schwieg. Kurt, welcher sonst so respektwidrig dachte und handelte, achtete Maike wie eine Mutter — und fürchtete sie auch.

Nomme setzte ein unglückliches Gesicht auf und fragte: „Sind wir zu unsrer Abendsprach oder zu einem Narrenschanz zuhauf gekommen?“

Seinem lauten Geräusper gelang es endlich, Stille zu gebieten. Das unnütze Kindlein wurde von seiner Mutter auf den Schoß genommen, alle Füße wurden zur Ruhe gerückt, und die Frauenhände falteten sich.

Ungestört las der Weber aus dem Buche des Straßburger Mönches. Es waren schwere Sätze, die der Mann aufstellte, bewegte und bewies.

„Wollen wir Gott recht erkennen, so müssen wir in der Schrift forschen, denn sie allein ist der Weg zu ihm.“

Paulinus nickte, denn es war ihm aus der Seele gesprochen und oft ein Anstoß ihm gewesen, daß man die Aussagen der Kirchenväter fast höher achtete als die eigenen Worte der Evangelisten und Apostel.

Auch der zweite Satz gefiel ihm wohl, obgleich er ein wenig nach Ketzerweisheit schmeckte. „Wir tun die guten Werke, aber nicht um ein Verdienst zu erwerben, oder gar aus Furcht vor der Verdammnis, sondern weil die Pflicht gegen den Nächsten und die Liebe zu Gott uns zwingt.“

Bei dem dritten Stücke rückte er auf dem Stuhle hin und her und geriet in Seelenunruhe. Es besagte: „Wenn diejenigen, welche den Götzendienst verwerfen und verachten, die Heiligen und ihre Bilder verehren, so haben sie nicht die Vielgötter verlassen, sondern unter anderm Namen ihnen Dienst und Ehre gegeben. Was nützet mir St. Sebaldus, St. Kilian und Christian, und wie die Sankti alle heißen? Durch die Heiligkeit eines andern wird mir kein Heil zuteil, so wenig als ich durch die Klugheit oder den Mut oder die Mäßigkeit eines andern selbst klug, tapfer oder mäßig werde.“

Paulinus, welcher fühlte, daß diese Lehre die meisten von den sechs Altären der Rungholter Domkirche umstürzen würde, wollte widersprechen, vermochte aber den Mund nicht aufzutun, sondern war im Banne des Straßburger Mönchs und seiner Rede, die auch andre Töne anschlug.

Die Kienspäne an der Wand brannten nieder, und die verarbeiteten Männer und Frauen wurden nicht schläfrig noch müde. Nomme war ein dauerhafter und guter Vorleser, und seine Stimme fiel aus dem hohen Ton in den weich gedämpften. Wie verstand dieser Straßburger zu reden von der Not und dem Leid eines Menschen, der ohne Gott lebt, von dem Frieden, der ein Reichtum ist, weit über alle Erdenschätze, und den geistlich Armen gegeben wird. Wie wußte er ihre Arbeit und Mühe, ihre Kämpfe und Schmach zu schildern und die Seligkeit zu preisen, deren sie teilhaftig würden. Am längsten und lieblichsten bewegte er das Wort: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.

Das verstanden die armen Taglöhner, Strandläufer und Wattenfischer des Dünendorfes, und alle Stumpfheit wich, und sie horchten auf mit hellen Augen. Der Gott, den dieser predigte, dünkte ihnen ein andrer als der Rungholter Domgott und just der, den sie gebrauchen könnten.

Paulinus meinte, ein nie gehörtes Evangelium zu vernehmen. Ein Rieseln ging durch seinen Körper und ein Rauschen über seine Seele, als wenn ein neuer und mächtiger Geist ihn umwehe. Ihm, der von seinem Präpositus zum Armenprediger und -seelsorger bestellt worden, war zumute, als wenn ihm eine Predigt gehalten und Seelsorge mit ihm getrieben werde.

Die Andacht wurde gestört, aber nicht von Kurt. Diesmal tat Maike es, und zwar in drastischer Weise. Sie zog nämlich die Lammfelljacke aus, hängte sie an den Betthaken und stand vor dem Verschlage in Rock und Linnenhemd, gleich als ob sie, unbekümmert um die Anwesenden, in die Federn schlüpfen wolle. Es sollte aber nur eine sehr deutliche Mahnung zum Aufbruch sein.

Die kleine Dünengemeinde, die ihre Art kannte, setzte sich sogleich in Bewegung und strebte nach kurzem Gruß der Tür zu.

„Du willst schlafen, Maike?" fragte Nomme.

„Es ist genug für heute abend . . . meine Gedanken gehen durcheinander, und ich bin müde."

Aber sie wollte noch nicht zur Ruhe gehen, sondern zog ihre Jacke wieder an und winkte dem Priester. „Ich will dich durch die dunklen Dünen geleiten, denn der Mond ist untergegangen."

Kurt reckte sich gähnend und kletterte in seinen Verschlag.

Beide Wanderer waren eine Strecke schweigsam gegangen, und Maike sagte:

„Die Menschenkinder sind wie Gras und fallen wie die Blätter."

„Nein," sprach er, „die Blätter welken im Herbst, aber die Menschen sterben zu allen Zeiten, auch in ihrem Lenze. Warum mußte meine Mutter so früh abscheiden?"

„Paula war eine treue Mutter und eine tapfere Frau, die standhaft ihr Ungemach ertrug und für ihren Knaben sorgte, bis sie nicht mehr konnte. Ach, daß sie keinen Schimmer des guten Tages sah, der über dir aufgegangen ist, Paulinus. Du hast zwar auch in der Jugend deine Plage gehabt und wurdest, wie sie es in Rungholt mit den armen Waisen machen, an den Mindestfordernden verdungen."

„Ja," nickte der Priester, an dem seine Vergangenheit vorüberzog, „der Schneidermeister Hans Gerig, den sie um seines Geizes willen Hans Gierig nannten, nahm mich in Kost und Kleidung. Ich sollte ihm, wie Jakob um Rahel, sieben Jahre lang um meinen Lehrbrief dienen."

Maike machte eine Faust. „Ich kenne Hans Gierig, den Lehrlings- und Leuteschinder, und möchte ihn einmal zwischen meine Finger nehmen. In seinem Hause hast du viel Elend ausgehalten."

„Ich habe viel Kälte und Hunger, herbe Worte und noch herbere Schläge ertragen. Von vier Uhr morgens bis abends neun mußte ich fortarbeiten und wurde außerdem von der Hausfrau mit Wassertragen, Hauskehren und Hin- und Herlaufen übel geplagt. Aber das unmenschliche Nachtwachen in den Wochen vor den hohen Festen war meine größte Marter. Wenn der Meister aus dem Kruge sich stärkte und mir die müden Augen zufielen, gab er mir mit dem Wecker, d. i. der Maßelle den sogenannten Ermunterungstrunk."

„Warte nur!" rief Maike erbittert, „Hans Gierig wird im Fegfeuer bei seinem Lehrmeister Beelzebub ewiglich schneidern müssen."

Paulinus blieb ernsthaft. „Ja, mir ist bange um seine Seele, denn er zwang mich zum Sündigen, und mein Gewissen hat schweres Ärgernis genommen. Ich wurde ausgesandt, zum Gebrauch im Geschäft das Träufelwachs in den Kirchen zu sammeln, d. h. das Wachs von den Leuchtern zu stehlen, und wenn ich weinend mit einer geringen Beute heimkam, wurde ich gestäupt. Täglich nahm ich Anstoß an dem sogenannten Auge, welches ein Kasten war, der unter dem Tische stand. Da hinein wurden sämtliche Tuchreste geworfen und dem Eigentümer unterschlagen. Wenn Hans Gierig darum angegangen wurde, antwortete er, es sei vom Tuch kaum so viel übrig geblieben, um ein Auge damit zu bedecken. Das sagte der Schelm mit redlichem Ernst, und die Gesellen schielten nach dem langen und breiten Kasten unter dem Tische."

Fast weich klang des Mannweibs rauhe Stimme. „Weil du in deiner Jugend das Joch getragen, wirst du jetzt erquickt und getröstet."

„Ja, ich trug mein Joch, aber nicht mit Geduld," sagte Paulinus bescheiden, „sieben Jahre lang war ich als Sklave an den Schneidertisch gefesselt, und meine Seele wand und krümmte sich in großer Qual."

Die zwei Dünenwanderer gingen am Ufer, und bis zu ihren Füßen rollte die Flut über den weißen Sand.

Sie hielt des Priesters Hand. „Paulinus, das ist das gute Erbteil von deiner Mutter her, das Stark- und Stillesein im Leiden. Du hast unter Seufzen ausgeharret deine Zeit."

„Ja, ich harrte und hoffte ... so war und wird m. Leben sein."

Maikes Auge spähte durch die Nacht, und sie sagte: „Was mag das sein? Wer liegt dort?"

Auch Paulinus erkannte eine dunkle Gestalt, die auf dem hellen Sande lang hingestreckt lag. „Ich glaube, es ist ein Mensch ... vielleicht ein Ertrunkener, den das Meer ans Land gespült."

„Nein, eher ein Betrunkener," polterte Maike, „es wird der Schiffer Jach sein, der voll wie ein Igel von Rungholt heimgekrochen ist und hier seinen Rausch ausschnarcht. Ich hab' in jungen Jahren manche Tonne Roggen vom Markte nach der Mühle gepuckelt, und dieser Saufaus kann nicht einmal fünf Kannen Bier von Rungholt nach dem Dünendorfe tragen, ohne hinzufallen. Zu Hause hat der Lump eine Frau und sechs unmündige Kinder ... warte, ich will ihn wecken."

Der Zorn macht blind, und das robuste Mannweib rannte erbost auf den Gegenstand los und versetzte dem Schlafenden einen mächtigen Fußtritt, der wohl einen Todtrunkenen zu wecken vermocht. „Du Bier—bo—ld!"

Maike, die nicht leicht verschrocken wurde, war völlig bestürzt. Die Gestalt setzte sich in Bewegung und kroch dem Meere zu.

Es war ein riesiger Seehund, der, in seinem Schlummer unsanft gestört, auf den kurzen Beinen eilig über den Sand watschelte und das rettende Element zu erreichen strebte.

Maike war bestürzt, aber auch schnell besonnen. Sie warf sich beutegierig auf das Tier und saß rittlings auf dem schlüpfrigen Rücken.

Der Seehund prustete und schüttelte sich, aber die Robbenreiterin saß fest und schrie: „Paulinus! Einen Stein — Ste—in!"

Der Priester suchte am Strande, fand einen großen Flutstein und lief ihr nach.

Das Weib ließ nicht locker und war schon in die erste Brandung hinausgeritten. „Einen Stein!"

Da sprang er bis zu den Schenkeln ins Wasser, das Mordinstrument ihr reichend.

Ein Schlag ihrer Schlächterfaust — und der Robbe war der Kopf zerschmettert.

Maike stieg ab und schleppte allein das erbeutete Tier auf den Strand hinauf.

Nach dieser Leistung allerdings pustete sie ein wenig, um sich zu verschnaufen, und sagte dann in guter Laune, den Seehund betastend: „Er ist speckfett ... ich hab' in dieser Woche guten Verdienst gehabt, denn die Robbe trägt mir mehr als zwei Wochen Seildrehen."

Paulinus freute sich mit ihr und ermahnte: „Ihr seid durchnäßt ... lauft heim und flink ins Bett! Sonst verkühlt Ihr Euch."

„Haha! Ich bin in meinem Leben noch nicht krank oder verkühlt gewesen. Aber du mußt dich warm halten und rüstig ausschreiten ... ich laufe nebenher, und du erzählst mir, wie es dir später ergangen, und wie das Schneiderlein ein Geweihter geworden."



Rogier van der Weyden
Anbetung der Weisen

Der junge Vikar erstattete kurzen Bericht von seinen recht wunderbaren Schicksalen. „Der Herr erlöste mich endlich aus Hans Gierigs Händen. Nachdem ich meinen Lehrbrief erhalten, ergriff ich den Wanderstab, Deutschland durchquerend und von meinem Handwerk mich ernährend, und am liebsten nähte ich als Schneider in den Klöstern."

Maike ahnte das Ende der Geschichte und meinte: „Ah, du bist ein Mönch geworden?"

„Nein, ich habe kein Gelübde getan, aber ich suchte die Klöster, weil ich in meinen Mußestunden gerne las und aus dem Librarium ein Buch zu entleihen Gelegenheit hatte. Gleichwie Kurt Widerich immer hungert, war in mir ein unstillbarer Durst nach Wissen."

„Ja, das Dünendorf hat viele Nimmersatte", nickte sie.

Er fuhr fort: „In Dorstadt traf der Prior mich an, ins Buch ganz vertieft, und lachte, daß er den Schneider in die Klosterschule setzen wolle. Aus dem halben Scherz wurde voller Ernst. Ich saß drei Stunden täglich auf der Bank unter den Schulknaben und erregte bei den Buben viel Gelächter. Doch ertrug ich's mit Geduld, lernte nicht unfleißig und erwarb mir die übrige Tagzeit durch Schneiden und Nähen von Mönchskutten die Nahrung. Als ich ein Grammatikus, wie man es nennt, geworden, setzte ich den Stab weiter und kam nach Deventer, dem Hochsitz der Gottesgelehrtheit. Hier warf ich die Nadel fort und zog als armer Schüler mit den andern, mein Brot erbittend. In dieser Stadt wohnte eine Jungfer, namens Gutta Altenhof, eine wundersame Frau, die, ohne in ein Kloster zu treten, ein Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt hatte, eine kleine, blasse Persona, aber eine Heilige, die um die Hüften eine eiserne Kette und innerst am Leibe ein Zilizium trug."

„Was ist denn ein Simizium?" fragte Maike.

„Ein rauhes, härenes Hemd. Jungfer Guttas Leben war Nächstenliebe und ihr Haus ein Hospiz für arme Schüler. Sie nahm mich dreimal wöchentlich an ihren Tisch. Eines Sonntags war ich in der Predigt gewesen und kam zum Essen, und sie fragte mich, was ich von der Predigt behalten. Weil sie mir ins Herz gegangen, wußte ich sie fast wörtlich herzusagen. Da wurde mir die Jungfer gar gewogen und gab mir eine Freistube in ihrem Hause, in welchem ich drei Jahre blieb, bis ich meine Studia beendet und die erste Weihe erhielt."

„Das alles ist ohne Wunder und doch nicht natürlicherweis geschehen", nickte Maike. „Was trieb dich nach Hause? Die See?"

„Ja, die See und die Marsch und die Dünen und die herrliche Meerheimat, dahin der Friese, der draußen im Flachlande ist, in seinen Nachtträumen fährt, und die ihn heimwärts zieht und zwingt."

Am Tore von Rungholt schieden Maike und der Sohn der Paula, und in einem Gefühl der Kindesliebe, das die Erinnerungen in dem Elternlosen erweckten, küßte er sie auf die gefurchte Stirn.

Als Paulinus den Schwal betrat, schrak er heftig zusammen, denn

hinter der Stiege kauerte eine Gestalt, die sich hastig erhob und ihm entgegentrat. Es war ein schluchzendes Weib — er beugte sich weit vor und rief erstaunt, ergriffen und an seinem ganzen Leibe erzitternd: „Oda! Oda ... was sucht Ihr hier um diese Nachtstunde?"

„Ach, ich suche Hilfe und Trost ... der wundertätige Altar hat mir nicht gefrommt, trotz der Schmach, die ich erleiden mußte ... meine vielliebe Mutter ist gestorben und soll in dieser Nacht, wie das Gesetz bei unehrlichen Leichen gebietet, an unserm Kirchhofsort beigesetzt werden. Helft mir!"

„Der Herr gebe ihrer armen Seele die ewige Seligkeit!" sagte der Priester.

„Helft mir!" weinte Oda.

„Ach, ich kann nicht Tote erwecken und nicht mehr helfen."

Sie warf sich zu seinen Füßen, und er hob sie mit beiden Händen empor, sich unehrlich an ihr machend, und fragte unsagbar weich: „Was begehrt Ihr? Ich möchte Euer Weinen stillen."

Oda schlug die dunklen, tränenvollen, flehenden Augen zu ihm auf. „Meine Mutter darf nicht wie eine Heidin ins Grab ... gehet hinaus und segnet den Leib ein, den wir zur Erde bestatten! Ich bitte und beschwöre Euch um Christi willen."

Paulinus sann. „Ich weiß nicht, ob ich nach den kanonischen Vorschriften darf ..." Aber er schwankte nicht. „Dennoch will und muß ich es um Gottes willen tun."

Ohne sein durchnäßtes Gewand zu wechseln, warf er die Stola über und eilte nach dem Friedhofe, der hinter der Domkirche lag.

Bald kam ein Trauerzug durch die Pforte, von keinem Fackelschein erhellt, nur der weiße Sarg leuchtete durch die Nacht. Vier schwarz vermummte Gestalten, die Schinderknechte des Büttelmeisters, trugen den Schragen auf ihren Schultern, und hinterdrein schwankte die weinende Tochter, und neben ihr schritt ein langbärtiger Mann, der ein Paternoster nach dem andern sprach. Das war das ganze Totengeleit, welches vor der offenen Gruft Halt machte.

Paulinus trat zu dem Langbärtigen und sagte: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!"

„Amen!" antwortete eine tiefe Stimme, und das Antlitz hob sich, ein mildes, von Gram zuckendes Apostelgesicht — und das war der furchtbare Schreckensmann von Rungholt!

Unter dem Gebet des Priesters und dem Schluchzen der Tochter wurde der Sarg in die Erdtiefe gesenkt.

Paulinus redete: „Ich habe die Tote nicht gekannt, aber eine Frau, um die Mann und Tochter also weinen und wehklagen, ist ein treues Weib und eine gute Mutter gewesen. Die Menschen sagen, sie sei gestorben ... aber wahrlich, ich sage euch: Sie ist nicht tot, sondern sie schläft und wird am Ewigkeitsmorgen auferweckt werden. Lenz und Sommer, Herbst und Winter wird sein. Über ihrem Grabe grünen und welken die Linden, die

Drosseln schlagen im Hag, und die Schwalben ziehen. Tausend und aber tausend Jahre rauschen wie Tage Gottes über ihre Gruft dahin. Aber kommen wird der Morgen, wo der Ewige ausgehen wird in alle Welt und alle Schläfer wecken. Mit dem Finger wird er leise klopfen an dieses Grab und mit der erbarmenden Stimme rufen: Stehe auf, stehe auf, denn die Erdennacht ist vergangen! Da wird auch diese Mutter die treuen Augen auftun und staunend um sich schauen und lobstammelnd sehen den neuen Himmel und die neue Erde."

Das wehe Schluchzen wurde zu Tränen, die linde rannen.

Über dem Grabe des unehrlichen Weibes rief der Priester den Segen des dreimal Heiligen: „Erde zur Erde, Staub dem Staube, der Geist dem Geiste und die Seele dem Ewigen!"

Dumpf und dreimal fielen die Erdschollen auf den Sarg.

Auch über die Hinterbliebenen und das Geleit von Schinderknechten streckte der Priester die segnenden Hände aus und ging mit dem Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben, ruhig in seiner Kammer schlafen.

Hinter den Gräbern schlich sich ein Mensch in sein Haus, nämlich der Toten- oder Kulengräber, wie das Volk ihn nannte, der aus Neugier und ungesehen das seltsame Begräbnis aus der Ferne beobachtet hatte.

So endete dieser Tag, der mit einer Morgensprach begonnen hatte, mit einer Mitternachtssprach am offnen Grabe des Scharfrichterweibes, das sechzig Jahre lang wie eine Ausgestoßene gelebt und wie eine ehrlose Selbstmörderin an der Kirchhofsmauer eingescharrt worden war. Aber sie erhielt im Tode, was ihresgleichen selten zuteil wurde, ein ehrliches Begräbnis, und ihr Leib war vom geweihten Priester der Kirche eingesegnet worden. Des trösteten sich die Hinterbliebenen, der Witwer Henneke und das mutterlose Kind. **(Fortsetzung folgt.)**

Lang genug!

Von

M. Feesche.

Ist es denn lang genug, das kurze Menschenleben,
Um alle Wonnen auszukosten, die es uns will geben?
Um alle Schönheit zu genießen, die uns beut der ew'ge Meister
In seiner wunderbaren Schöpfung und im Reich der Geister?

Ist es denn lang genug, das schnell verrauschte Leben,
Um diesen großen Liebesreichtum auszugeben,
Von dem ein gottgesegnet Menschenherz mag überquellen,
Und wieder einzunehmen seine heil'gen, güldnen Wellen?

Ist es denn lang genug, das kurze, kurze Leben,
Um all die großen und die kleinen Kreuze aufzuheben,
Die uns verordnet sind, in bangen Sorgentagen,
Auf dunklen Leidenswegen treu und still zu tragen?!





Der Weihnachtsmann.

Eine Weihnachtsgeschichte für Kinder und Erwachsene
von
Arthur Hewett.

„Und es gibt doch einen Weihnachtsmann!“ sagte Fritz.

„Nein, .. es gibt keinen!“ antwortete Frida.

„Wer bringt denn aber all die schönen Geschenke?“

„Die kauft der Vater in den Läden.“

„Wer putzt den Weihnachtsbaum?“

„Die Mutter.“

„Wer trägt die Rute zu den unartigen Kindern?“

Frida lachte. „Ach, Fritz .. du bist doch zu dumm!“

Fritz war nachdenklich geworden.

„Und es gibt doch einen Weihnachtsmann!“ sagte er noch einmal.

Da lachte Frida ihn aus, und er fing an zu weinen.

Mit einem Male .. ein Gepolter die Treppe herauf .. ein lautes Klingeln .. ein Gebrumm und Gemurr auf dem Flur .. ein heftiges Pochen an die Tür .. Die Kinder fuhren zusammen, .. selbst die kluge Frida machte ein gar unkluges Gesicht und kämpfte mit den Tränen .. Da stand er mitten in der Stube .. der Weihnachtsmann .. mit einem zottigen Pelze, einem eisgrauen, wilden Barte, der ihm bis an die Knie reichte, mit hohen Wasserstiefeln und einem großen Sack über dem Rücken. In seiner rechten Hand aber, die ganz mit Ruß bedeckt und nicht schön anzusehen war, trug er eine gewaltige Rute. Die schwang er nun vor den Kindern drohend und fürchterlich umher, und immer wieder sagte er dabei:

„Seid ihr auch artig gewesen? Vertragt ihr euch gut? Lernt ihr fleißig auf der Schule?“

Die Kinder waren entsetzt. Fritz schrie nach dem Papa, Frida stellte sich noch mutig, aber ihr Herz klopfte so laut, als wäre ein Hammer darin.

„Lieber, guter Weihnachtsmann," sagte schließlich Fritz, „wir wollen auch artig sein und fleißig .. sei nur nicht so böse!"

Da brummte der Weihnachtsmann, aber er wurde schon freundlicher. Er strich zuerst Fritz, dann Frida mit der rußigen Hand über die Wange, daß sie ganz schwarz wurde. Dann nahm er den Sack vom Rücken, griff tief hinein, .. noch einmal, .. und in die Stube fiel ein ganzer Regen nieder von Rosinen und Mandeln und Nüssen und Pfefferkuchen und lauter Süßigkeiten, als wäre man mitten im schönen Schlaraffenlande, das Fritz so liebte. Nun sprach der Weihnachtsmann noch einige Worte. Aber die Kinder verstanden sie nicht; denn er murmelte sie nur in seinen langen Bart. Mit einem Male war er fort. Sie hörten noch, wie die Tür zufiel, wie es die Treppen hinunterpolterte .. trapp, trapp .. trapp, trapp .. dann waren sie allein.

Fritz hatte jede Angst vergessen; er machte ein sehr vergnügtes Gesicht und ließ sich alle die Schätze schmecken, die der gute Weihnachtsmann da hingelegt hatte. Frida aß wohl auch, aber weniger als Fritz. Sie war sehr nachdenklich und still geworden.

„Siehst du, Frida," sagte Fritz mit vollem Munde, „daß es einen Weihnachtsmann gibt?!"

Frida antwortete nicht. Sie vergaß sogar, die Mandel in den Mund zu stecken, die sie eben mühsam aus der Schale befreit hatte.

„Glaubst du es nun?" fragte Fritz noch einmal triumphierend und knackte dabei eine große Wallnuß mit dem Fuße auf.

„Nein," antwortete Frida, „.. ich glaube es nicht."

Das ging Fritz über den Spaß.

„Was?!" rief er sehr ärgerlich und mit ganz rotem Gesicht, „haben wir ihn denn nicht eben mit unseren eigenen Augen gesehen?!"

Eine Sekunde schwieg Frida.

„Weißt du, Fritz," sagte sie dann ganz ruhig, „wer der Weihnachtsmann war?"

„Na .. eben der Weihnachtsmann."

„Nein .. es war der Vater!"

„Der Vater?!"

Fritz war ganz entsetzt. „Sieht der so aus?"

„Er hatte sich verkleidet .. Es war sein Pelz .. er hatte ihn nur umgekehrt .. ich habe es genau gesehen."

„Hat der Vater solchen Bart?"

„Den hat er gekauft. Es gibt solche Dinge zu kaufen .. das weiß ich."

Nun wurde Fritz böse, .. so böse, daß er die Schwester schalt und zuletzt sogar seine Faust gegen sie ballte.

Da trat die Mutter in die Stube.

„Was gibt es hier?" fragte sie mit strengem Gesichte. „Schäme dich, Fritz, .. so in Wut zu geraten."

Fritz war kirschenrot im Gesichte geworden.

„Frida will nicht glauben, daß es . . daß es . . einen Weihnachtsmann gibt."

Und er schluchzte so laut, daß er die Worte kaum hervorbringen konnte. „Frida meint, daß es . . der Vater gewesen ist . . man bloß der Vater."

„Frida," sagte die Mutter, „so laß ihm doch seinen Glauben!"

Da schlich sich die kleine Frida zur Mutter heran, faßte sie beim Kleide und sah sie mit den großen, klugen, braunen Augen verständnisvoll an.

„Aber Mutter," sagte sie ganz leise, „es war doch auch nur der Vater."

Die Mutter blickte ihrem Töchterchen in das liebe Gesicht, streichelte ihm die goldbraunen Haare, die hinten in einem langen Zopf zusammengebunden waren, und lächelte. Aber sie sprach kein Wort.

Da wußte Frida, daß sie recht hatte.

* * *

Das alles war an einem Sonnabend geschehen. Sonnabend war ein schöner Tag. Den liebten beide, Fritz und Frida. Da hatten sie wenig zu arbeiten und konnten noch dazu den nächsten Tag ausschlafen, denn am Sonntag hielt Fräulein Zobelpelz keine Schule.

Und nun gar dieser Sonnabend . . vor den Weihnachtsferien!

Aber das Beste an solch einem Sonnabend war, daß sie gebadet wurden. Nur Frida mochte den kalten Guß nicht leiden, den die Mutter ihnen nach dem warmen Bade gab. Aber Fritz liebte ihn um so mehr. Er war ja auch ein Junge!

Nachdem sie gebadet waren, aßen sie im Bette ihre Suppe. Auch das war schön. Am Sonnabend gab es immer Schokoladensuppe. Und das war noch schöner.

Nun waren sie eben mit dem Essen fertig geworden. Da trat die Mutter ein. Sie legten sich hin und falteten die Hände. Und die Mutter betete mit ihnen.

Heute aber sprach sie noch ein ernstes Wort mit Fritz, weil er so jähzornig geworden und mit seiner Schwester gezankt hatte. Wenn das der Weihnachtsmann wüßte! Und Fritz gelobte Besserung.

Als die Mutter eben das Zimmer verlassen wollte, rief Frida sie noch einmal an ihr Bett.

„Mutter," flüsterte sie, bittend die Arme um ihren Nacken schlingend, „kann ich morgen mein Matrosenkleid anziehen?"

„Nein", antwortete die Mutter.

Da verzog Frida den Mund und wollte weinen; denn sie gab sehr viel auf ihre Kleidung und putzte sich gerne.

„Schäme dich, Frida", sagte die Mutter, und wieder fügte sie hinzu: „Wenn das der Weihnachtsmann wüßte!"

„Aber Mutter . . es gibt ja keinen Weihnachtsmann."

„Nun . . wenn es das Christkindlein wüßte."

Jetzt bekämpfte Frida ihre Tränen.

Die Mutter war gegangen. Die Kinder schliefen ein.

Da wurde es mit einem Male licht in der Stube. Ein Engel trat ein mit großen Flügeln und einem Kleide, daß die ganze Stube davon leuchtete. Der nahm Fritz bei der Hand, hob ihn aus seinem Bette und führte ihn mit sich.

Im Anfang gingen sie noch auf der Erde über ein schönes, grünes Feld mit leuchtenden Mohnblumen. Dann kamen sie in die Wolken, zuerst schwebten sie, .. dann flogen sie, .. höher .. immer höher .. nun waren sie im Himmel. Die Sterne glänzten, obwohl es hier Tag war; und der Mond sah bleich und verdrießlich aus.

Der Engel klopfte mit einem langen, goldenen Stab an eine hohe Pforte, die bunt schimmerte von lauter prächtigen Steinen.

Und die Pforte ward aufgetan, und sie traten ein, der Engel und er. Und nun standen sie mitten in einem Garten. Der war voll herrlicher Bäume. Und an den Zweigen hingen unzählige Früchte, daß sie fast brachen. Und alle waren so saftig und rosig, wie er noch nie welche gesehen. Und auf ihnen schimmerte die Sonne, die hier viel goldener war als auf der Erde.

Fritz glaubte, er wäre im Paradiese. Er fragte den Engel, ob dies wirklich das Paradies wäre, von dem Fräulein Zobelpelz ihm erzählt hatte. Da nickte der Engel mit dem Kopfe. Nur Adam und Eva fehlten. Aber dafür sah er eine Schar schöner Kinder. Die spielten fröhlich miteinander und sangen und tanzten. Und dazwischen aßen sie von den schönen Früchten. Und darauf wurden sie noch fröhlicher.

Aber plötzlich sah Fritz einen anderen Engel. Der trug ein Schwert und führte ein Kind an der Hand. Und das Kind schluchzte laut. Doch der Engel brachte es an die Pforte, durch die sie soeben eingegangen waren, und, so bitterlich es auch weinte und sich sträubte, .. er wies es hinaus. Und sein Gesicht war dabei so ernst und streng .. gerade wie das des Vaters oder der Mutter, wenn Fritz sie erzürnt hatte.

„Was ist das für ein Kind?" fragte Fritz seinen Engel, „und weshalb muß es aus dem schönen Paradiese heraus?"

„Weil es sich mit den andern nicht vertragen will," antwortete der Engel, „weil es wider sein eigenes Schwesterchen die Hand erhoben hatte."

Da zitterte Fritz am ganzen Leibe, und ihm war zumute, als müßte er zu Boden sinken. Aber da trat aus dem Kreise der spielenden und singenden Kinder ein Knabe hervor. Der war lieblich anzusehen. Seine Augen waren so hell und klar wie die Sterne, und sein Gesicht war lauter Güte. Über seinem Haare aber schimmerte etwas, das aussah wie ein goldener Reif, oder wie ein Heiligenschein, den Fritz einmal auf einem Bilde gesehen hatte. Der ergriff ihn, als er gerade fallen wollte, reichte ihm die Hand und küßte ihm die Stirn und führte ihn zu den anderen Kindern. Und er spielte und sang mit ihnen .. so schöne Lieder, wie er sie noch nie

gehört hatte, .. schöner beinahe als die Weihnachtslieder, welche die Mutter um diese Zeit mit ihm und der Schwester sang. Und als sie nun auch zu tanzen anfingen, und er im lieblichsten Reigen auf den Wolken sich wiegte, .. da mit einem Male erwachte er in seinem Bettchen. Und um ihn war es ganz dunkel, und alle Herrlichkeit war entflohen. Und nichts hörte er als Fridas ruhige Atemzüge. Da war er traurig, legte sich auf die andere Seite und schlief bis zum hellen Morgen — — — — — — —

Der Engel aber, nachdem er Fritz in sein Bett getragen, trat er an Fridas Lager und nahm sie bei der Hand. Aber er führte sie nicht wie Fritz über leuchtende Felder und schwebende Wolken zum güldenen Himmel empor. Er trug sie über Länder und Städte, die tief unter ihnen lagen, als wären sie aus dem Spielkasten aufgebaut, und über blauende Meere hinweg in einen fernen Ort, in dem die Blumen blühten und die Palmen rauschten. Dort gingen sie in einen Stall. Und in dem Stalle waren ein Ochse und ein Esel. In einer Krippe aber lag, in Windeln gewickelt, ein kleines Kind. Davor saß eine holdselige Frau, und neben ihr stand ein Mann. Und er nannte sie Marie und sie ihn Joseph. Und es war alles genau so, wie sie es bei Fräulein Zobelpelz in der Schule gelernt hatte. Kein Licht brannte in dem Stalle. Und doch war es ganz hell. Und als Frida mit ihrem kleinen Verstande das nicht ergründen konnte, da sah sie mit einem Male, daß alles Licht von der Krippe kam oder vielmehr von dem Kinde, das in ihr lag. Aber sonst war alles so arm und niedrig hier, und das Kind war so notdürftig gekleidet und bedeckt, daß sie am liebsten nach Hause gelaufen wäre, ihre Betten und Kleider zu holen.

Da fiel es ihr plötzlich ein, daß sie am Abend geweint hatte, weil sie ihr Matrosenkleid nicht anziehen durfte. Und sie dachte daran, daß die Mutter sie oftmals eitel und putzsüchtig schalt.

Da schämte sie sich sehr. Und sie hätte beinahe wieder geweint. Doch dieses Mal aus Ärger über sich selber. Das Kind aus der Krippe aber lächelte ihr zu, und auch der Engel war gut und freundlich; denn er hörte, was sie im stillen versprach.

„Weißt du auch, liebe Frida," sagte er mit seiner holden Stimme zu ihr, „welches das schönste Kleid für ein kleines Mädchen ist?"

Und als sie es nicht sagen konnte, denn sie war jetzt verwirrt geworden: „Das reine Herz. Das glänzt schöner als Seide und leuchtet heller als Edelstein."

Nun traten zu dem Engel viele andere. Und sie sangen und lobten Gott. Und die Hirten eilten herzu. Da erwachte sie, und die Morgensonne schien ins Zimmer — — — — — — — — — — —

Mit diesem Tage war eine Veränderung mit den Kindern vorgegangen: Fritz wurde nicht mehr zornig und rot im Gesicht, wenn seine Schwester einmal anderer Meinung war als er. Und Frida war sehr sanftmütig und schmollte nicht mehr, wenn sie nicht das Matrosenkleid anziehen sollte, obwohl es ihr liebstes blieb. Darüber freuten sich die Eltern.

„Siehst du," sagte der Vater zu seiner Frau, „das kommt von dem Weihnachtsmann und dem Respekt vor ihm. Es ist doch gut, wenn die Kinder daran glauben."

Aber die Mutter lächelte still vor sich hin. Sie wußte es besser.

* * *

Und doch hatten die Eltern in einer Beziehung noch zu klagen.

Fritz und Frida waren Zwillinge. Sie gingen miteinander in dieselbe Vorbereitungsschule. Ostern sollte Frida in die höhere Töchterschule und Fritz auf das königliche Gymnasium. Sie hatten Weihnachten ein leidliches Zeugnis nach Hause gebracht. Aber Fräulein Zobelpelz hatte der Mutter gesagt, daß sie beide gut begabt wären und noch viel besser könnten .. besonders aber Frida. Da tadelte sie die Mutter, und der Vater sprach:

„Der Weihnachtsmann hat mich morgen nachmittag zu sich bestellt. Ich muß eure Zensuren mitbringen. Was wird er dazu sagen?"

Fritz machte ein sehr ängstliches Gesicht. Doch Frida lächelte der Mutter zu. Die verstand sie sogleich.

„Aber das Christkindlein wird traurig sein", sagte sie. Da sah Frida gerade so ernst aus wie Fritz.

„Mutter," fragte sie nach einer Weile, „. . ist das Christkindlein auch zur Schule gegangen?"

„Gewiß," antwortete die Mutter, „zur Schule und zur Kirche . . Kennt ihr nicht die schöne Geschichte vom zwölfjährigen Jesusknaben?"

„Ach ja!" riefen beide Kinder aus einem Munde.

„Mutter", sagte Fritz wiederum nach einer Pause, „ . . ob das Christkindlein auch sehr fleißig auf der Schule gewesen ist und gute Zensuren mit nach Hause brachte?"

Da schlug die Mutter die Bibel auf; denn sie war eine fromme Frau und wußte in der Heiligen Schrift Bescheid. „Lies!" sagte sie zu Frida und legte die Finger auf eine Stelle in dem Buche. Und Frida las:

„Aber das Kindlein wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm."

Und dann erklärte ihnen die Mutter diese Worte. Und sie verstanden sie sehr wohl.

Des Abends konnte Fritz nicht so schnell einschlafen wie sonst. Er mußte immer daran denken, daß der Vater morgen nachmittag zum Weihnachtsmann bestellt war. Und daß der seine Zensur lesen würde, und was für ein Gesicht er dazu machen würde. Und ob er von seinem Wunschzettel wohl manches auslöschen würde? . . Wenn er nur den Handwerkskasten ließ, den er sich am meisten gewünscht und den er dreimal unterstrichen hatte!

Auch Frida lag noch lange in ihrem Bette wach. Aber sie dachte nicht mehr an den Weihnachtsmann. Sie sah eine lichte Gestalt durch das Zimmer schreiten: einen Knaben voller Güte und Schönheit, . . ganz ähnlich dem, von dem ihr Fritz an jenem Morgen erzählt, der seinen Eltern

und Lehrern nur Freude bereitete, und den Gott lieb hatte wie sein eigen Kind. Und obwohl sie schon mit der Mutter gebetet hatte, faltete sie noch einmal die Hände und bat den Vater im Himmel, daß er sie werden lassen möchte wie jenen Knaben.

* * *

Nun kam das schöne Fest näher und näher.

Immer verschlossener wurden die Eltern. Auf leichten, weichen Füßen schlich die süße Heimlichkeit durch das Haus und erfüllte die Herzen der Kinder mit seliger Ahnung.

Auch diese waren nicht müßig gewesen. Schon seit langer Zeit hatten sie jeden Groschen in die Sparbüchse gelegt. Dafür wollten sie den Eltern zum Feste bescheren. Der Mutter hatte Frida eine kleine Decke für den Nähtisch gestickt, und Fritz hatte ihr eine hübsche, bunte Schachtel geklebt. Für den Vater war nur wenig übrig geblieben.

Aber da kam die gute Großmutter mit den schönen, weißen Haaren zum Feste gereist, und die legte ganz heimlich manchen Groschen in die Sparbüchse.

„Siehst du," sagte Fritz mit leuchtendem Auge, „das ist der Weihnachtsmann gewesen."

Aber Frida blieb ungläubig, und Fritz mußte sich sehr zusammennehmen, daß er über die verstockte Schwester nicht zornig wurde. — — —

Am Nachmittage des Heiligen Abend, als sie eben von Tisch aufgestanden waren, machten sich beide auf den Weg, ihre Einkäufe zu machen. Die Großmutter, die öfter leidend war, gab ihnen noch einen Auftrag für die Apotheke.

„Und das besorgt ihr zuerst", sagte die Mutter.

So gingen sie davon. Sie trugen jeder einen großen Schatz von Nickelmünzen mit sich. Und jeder hatte ihn in ein kleines Portemonnaie gesteckt. Das hielten sie ängstlich in der Hand, damit es niemand ihnen entreißen könnte.

Fritz wollte dem Vater einen schönen Federhalter von Achat kaufen und eine goldene Feder daran und Frida eine Zigarrenspitze, die er sich so sehr wünschte. Auch die Großmutter sollte noch bedacht werden. Sie hatten ja so viel Geld!

Schnell schritten sie durch die Straßen. Die Schaufenster wurden gerade erleuchtet, die Menschen drängten sich vor ihnen oder traten in die Läden, alles war Eile und Geschäftigkeit, alles Licht und Leben.

Vor ihnen ging ein Mann. Er war einfach, fast ärmlich gekleidet. Auf dem Arm trug er ein Kind. Das war in ein dünnes, graues Tuch gehüllt. Es schien krank zu sein, denn es lehnte den Kopf an die Brust des Mannes, und als Fritz und Frida näher kamen, hörten sie, daß es leise weinte. Und im Lichte einer Laterne sahen sie, wie traurig der Mann aussah. Da dachten sie an ihr kleines Brüderchen zu Hause, das jetzt fröhlich spielend in seinem Wagen saß.

Nun traten sie in die Apotheke, zu der die Großmutter sie zuerst geschickt hatte.

Sie mußten eine Weile warten, denn es gab heute viel zu tun.

Mit einem Male öffnete sich die Tür, und herein kam der Mann mit dem Kinde auf dem Arme. Und das Kind weinte wieder. Der Mann aber trat eilend vor und reichte dem Apotheker einen Zettel, auf dem ein Rezept stand. Der Apotheker las.

„Das kostet eine Mark", sagte er.

Da machte der Mann ein erschrecktes Gesicht.

„So viel habe ich nicht", sagte er, und seine Stimme war todestraurig.

„Sind Sie denn in keiner Kasse hier?"

„Nein", antwortete der Mann. „Ich bin erst seit kurzem hier zugezogen und habe keine Arbeit gefunden. Und nun ist mir mein Kind krank geworden, und ich habe eben den Arzt bezahlt."

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen", sagte der Apotheker und wandte sich an einen anderen Kunden.

Der Mann ging zur Tür, und das Kind weinte noch lauter als vorher.

Da trat Fritz zu ihm heran.

„Hier", sagte er und gab ihm seine Börse.

Aber sie reichte noch nicht. Da gab ihm Frida die ihre. Nun war es genug.

Der Mann sagte kein Wort. Aber er sah die Kinder an. Und seine Augen leuchteten wie die Sterne, und sein Gesicht war lauter Glanz. Und über seinem dunklen Haar schimmerte etwas, das aussah wie ein güldener Halbmond, und das Fritz schon einmal über einem Haupte gesehen, als der Engel ihn im Traume ins Paradies führte . . . Da fühlten die beiden Kinder eine Seligkeit im Herzen, wie nie zuvor. Und sie gingen frohen Mutes nach Hause, obwohl ihre Taschen leer waren und sie kein Geschenk mitbrachten weder für den Vater noch für die Großmutter.

* * *

Sie hätten gern ihr Erlebnis gleich zu Hause erzählt. Aber das ging nicht; denn die Eltern hatten die Hände voll mit dem Aufbau aller Herrlichkeiten zu tun.

Nun warteten sie im dunkeln Zimmer, und die Zeit schlich dahin wie eine Schnecke.

Da . . mit einem Male erklang der Schall einer Kindertrompete. Die Türen sprangen auf. Der Weihnachtsbaum brannte. Unter seinen dunklen Zweigen lockten liebliche Gaben. Fritz war beinahe so zumut wie damals, da der Engel an die buntschimmernde Pforte des Paradieses klopfte. Frida aber stürzte sich mit einem Freudenschrei auf ihre Lieblingspuppe, deren Kopf eines Tages einen klaffenden Riß erhalten hatte . . mitten hindurch, die dann plötzlich verschwunden war, niemand wußte wohin. Und nun saß die große Puppe da auf einem Stuhle . . seelenvergnügt, mit einem neuen Kopfe, und lächelte so froh, daß die kleinen Zähne wie

lauter Perlen zwischen den rosigen Lippen glitzerten, .. als wäre ihr nie das geringste geschehen.

Eine lange Zeit freuten sich die beiden Kinder der reichen Geschenke. Das kleine Brüderchen aber auf der Mutter Schoß zappelte mit Beinen und Armen und jubelte über all die Lichter am Weihnachtsbaume und streckte die kleinen Hände verlangend nach ihm aus.

Dann kam die Zeit, wo Fritz und Frida nach althergebrachter Sitte den Eltern aufbauen sollten. Sie zündeten den kleinen Tannenbaum an, den die Mutter ihnen zu diesem Zwecke besorgt hatte, sie stellten ihre Geschenke darunter.

Aber jetzt wurden sie sehr bedrückt. Es sah gar zu winzig und arm aus unter der Tanne. Nicht die kleinste Gabe war da für den Vater und die Großmutter. Und nun kamen die Eltern, und der Vater machte ein ganz enttäuschtes Gesicht. Die Mutter aber, die in das Geheimnis der Geschenke eingeweiht war, sagte: „Nun, .. den Vater wollt ihr wohl noch ganz besonders überraschen?"

Da fing Frida laut an zu schluchzen, und Fritz, der seiner Schwester immer gern alles nachtat, weinte mit ihr.

„Aber .. Kinder, .. was habt ihr?" fragte die Mutter besorgt, denn sie konnte sich ihr Verhalten nicht erklären.

Und nun erzählte sie, was sich in der Apotheke ereignet hatte, und einer unterbrach den anderen dabei, und ab und zu wurden ihre Worte in Tränen erstickt.

Doch der Vater breitete seine Arme aus und hob zuerst Fritz und dann Frida zu sich empor, und dabei sagte er:

„Aber, Kinder, .. ein schöneres Weihnachtsgeschenk hättet ihr mir ja gar nicht machen können. Ich danke euch dafür."

Und dann küßte er sie beide.

Und die Mutter nahm wieder die Bibel zur Hand, aus der sie eben die schöne Weihnachtsgeschichte vorgelesen hatte, und wieder legte sie die Finger auf eine Stelle. Und dieses Mal las Fritz:

„Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: ‚Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem unter diesen meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.'"

Die Kinder wurden nachdenklich. Auch die Eltern schwiegen.

„Mutter," fragte dann Frida, „wer ist denn der König, der das sagt?"

„Das ist der Herr Christus," antwortete die Mutter, „und alle Armen und Elenden nennt er seine Brüder. Und wer denen etwas Gutes tut, der tut es ihm selber."

„Ich dachte .. es wäre der Weihnachtsmann", sagte Fritz, der von seinem alten Glauben nicht lassen wollte.

„Aber, Fritz," rief Frida vorwurfsvoll, „nun könntest du doch endlich wissen, daß es keinen Weihnachtsmann gibt."

„Doch!" erwiderte Fritz, und weiter nichts.

„Nun, Kinder," warf sich die Mutter ins Mittel, „euer Streit ist heute entschieden. Freilich gibt es einen Weihnachtsmann . . da hat Fritz recht. Aber nicht einen mit einem zottigen Pelz und einer Rute in der Hand," . . und sie winkte lächelnd dem Vater zu, . . „sondern einen, der vom Himmel kommt und deshalb viel lieblicher aussieht."

„Mutter!" unterbrach sie da plötzlich Frida, und ihre Worte jauchzten, „jetzt weiß ich, wer der arme Mann in der Apotheke war. Das war der Herr Christus selber, der alle Weihnachten auf die Erde kommt. Seine Augen leuchteten wie die Sterne, und sein Gesicht war lauter Glanz."

„Ja," stimmte Fritz begeistert ein, „und über seinem Kopfe schwebte ein goldener glänzender Reifen . . wie ein Halbmond . . ich habe es genau gesehen."

Da waren sie beide ganz einig.

In diesem Augenblicke tönte es von der stillen Straße empor . . ein Chor von Posaunen, vereint mit wohlklingenden, kräftigen Männerstimmen. Das waren die Stadtmusikanten, die jeden heiligen Abend durch die Straßen zogen.

„Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm'
Und in dem Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich"

klang es herauf zu den geöffneten Fenstern.

Dann verhallten die Töne. Die Eltern blickten bewegt auf ihre Kinder. Fritz und Frida aber waren wieder unter den Weihnachtsbaum getreten. Langsam brannten seine Lichter herab. In den Zweigen der Tanne knisterte es heimlich. Dann verlosch auch das letzte Licht.

In den Herzen der Kinder aber war ein anderes Licht aufgegangen. Das leuchtete hell und verlosch nicht.

Und sie waren sehr froh.





Wohnungsfrage und Wohnungskongreß.

Zum erstenmal ist in Deutschland ein allgemeiner Wohnungskongreß abgehalten worden. In der Zeit der zahllosen Kongresse sind die Wohnungsreformer eigentlich etwas spät gekommen. Zwar sind Wohnungsfragen auch von andern Kongressen behandelt worden, vom evangelisch-sozialen Kongreß, vom Verein für öffentliche Gesundheitspflege, vom Verein für Sozialpolitik, von den Bodenreformern. Aber die Wohnungspolitik umfaßt doch ein so großes und weites Gebiet ineinander verschlungener und voneinander abhängiger Fragen, daß selbständige Kongresse sehr wohl am Platze sind.

Die Frage: Wie wohnt ein Volk? ist von der allergrößten Wichtigkeit für seine Entwicklung. Jeder einzelne Leser kann von sich abnehmen, was ihm eine gute Wohnung wert ist. In alten Zeiten war der Besitz eines eigenen Hauses mehr oder weniger selbstverständlich, wenigstens für den allergrößten Teil des Volkes. Auch bei uns in Deutschland war etwas von dem Gefühl vorhanden, das in dem englischen Sprichwort liegt: Mein Haus ist meine Burg. Das Haus war gesichert durch den Hausfrieden, den niemand verletzen durfte. Für den Bürger war das Haus der Sitz seiner Macht und Kraft. Es war ihm zugleich seine Handels- und Arbeitstätte. Das Haus hatte eine Art Charakter, es trug das Gepräge des Besitzers und seines Geschlechts. Man legte sein ganzes Können und Sinnen hinein.

Mehr noch fast als für den Hausherrn hatte das Haus Bedeutung für die Hausfrau, mochte sie nun Handwerksmeisterin oder Kaufmannsfrau sein. Das Haus gab ihr Kraft und Auswirkungsmöglichkeit, Verantwortung und Herrschaft. Sie leitete nicht nur die Konsumtion eines oft außerordentlich großen Haushalts, sondern sie beteiligte sich auch an der Produktion des Hauses. Sie war als Hausfrau eine machtvolle Persönlichkeit. Und den Kindern — welchen Inhalt gab ihnen das Wort Vaterhaus! Noch in der Fremde stand es ihnen deutlich vor Augen mit seinen Winkeln und Gängen. Jedes Zimmer hatte für sie eine bestimmte Bedeutung, jedes Plätzchen war für sie mit Erinnerungen verknüpft. Und wenn's nur a kleins Hüttle war — wenn es bei der Heimkehr in der Ferne auftauchte, so kam ein köstlicher Schatz an die Oberfläche, der das Herz höher schlagen ließ.

Und heute? — Heute sagt uns die Statistik, daß z. B. in Berlin nur ein Prozent aller Familienvorstände Hausbesitzer sind. Die öde Mietskaserne ist zum Berliner Haustypus geworden. Wie im Zwischendeck sind die Menschen hier eingepfercht. Eine eigene Klasse, die Hausbesitzerklasse, ist aufgekommen, die aus dem Hausbauen und Wohnungsvermieten ein Geschäft macht wie der Bäcker aus dem Brotbacken. Die Familie bekommt hier die Wohnung vorgesetzt, mit der sie zufrieden zu sein hat wie mit der Backware und der Stiefelwichse. Das Haus ist eine Ware geworden, die gehandelt wird; und wenn vorläufig auch nur Grundstückswerte an der Börse umgesetzt werden wie Kaffee und Petroleum, so ist doch der Häusermakel ebenfalls ein einträgliches Geschäft, und mancher Häuserspekulant arbeitet mit Häusern wie der Spieler mit Schachfiguren. Es war daher ganz erklärlich, daß man auf dem Frankfurter Wohnungskongreß gegen das Vorrecht der Hausbesitzer, in bevorzugter Stärke in der Kommunalverwaltung zu sitzen, als längst verwirkt und vergilbt, Front machte. Denn es ist nichts schädlicher, als wenn eine Spekulantenklasse heute in einer Stadtverwaltung zu großen Einfluß hat.

Welche Werte in Grundstücken und Häusern verdient werden, dafür einige Beispiele aus Berlin. Im Jahre 1826 hat die Stadtgemeinde Berlin das sogenannte Inselspeichergrundstück für 26655 Taler verkauft. Heute muß sie es für 3¼ Mill. Mk. zurückkaufen. Das ist mehr als der vierzigfache Preis. Der Quadratmeter kommt dabei auf 466½ Mk.; und das ist noch nicht so viel, daß man darauf sein Haupt niederlegen könnte. Innerhalb weniger Tage werden an Berliner Grundstücken 100 Prozent verdient, das sind meist Hunderttausende und häufig Millionen. Wer hat für diese Wertsteigerung das Verdienst? — Die Steglitzer Mieterzeitung hat kürzlich eine Statistik aufgenommen und festgestellt, daß in der Zeit von 1896—1903 die Einwohnerzahl von Steglitz von 18000 auf 25000 gestiegen, der Bodenwert aber um 27 Mill. Mk. gewachsen ist. Die Erhöhung des Bodenwertes für jeden der 7000 neu hinzugekommenen Einwohner beträgt 4000 Mk. Jede fünfköpfige Familie hat also die Steglitzer Haus- und Grundbesitzer in 7 Jahren um 20000 Mk. bereichert. Man würde Augen machen, wenn die Steglitzer Mieter nach 7 Jahren eine solche Summe von den Grundbesitzern beansprucht hätten. Aber ein moralisches Recht dazu hätten sie wohl gehabt. Man bedenke, was der Mensch durch sein bloßes Dasein wert ist! Nur daß er selbst nichts davon hat, sondern er wird durch seine bloße Geburt tributpflichtig dem Bezieher der Bodenrente. So lebt heute gerade mitten in der Großstadt das alte Recht des Tributs an die Grundherren wieder auf. Die Verhältnisse sind in allen stark wachsenden Orten mehr oder weniger dieselben. Sie werden sich sogar voraussichtlich in gerader Linie weiter entwickeln, in dem Falle nämlich, daß auch fernerhin Handel und Industrie gedeihen.

Es gibt Leute, die wie Prof. Pohle auf dem Frankfurter Kongreß in seinem etwas unzureichenden Referat behaupten, dies starke Anwachsen der Grundrente sei ein Naturgesetz. Doch man braucht nur auf die amerikanischen Großstädte zu blicken, ebenso auf London, und wird finden, daß dort die Grundrente längst nicht so unheimlich gestiegen ist wie bei uns. An dem unheimlichen Steigen unserer Grundrente tragen vielmehr die Bauordnungen und die Spekulation ein großes Teil schuld.

Die natürliche Bauweise wäre die, daß die Bevölkerung am dichtesten im Innern und am dünnsten in den Außenteilen wohnte. Das ist aber nicht

der Fall. Vielmehr erheben sich in unsern Großstädten oft ganz weit draußen gewaltige Mietskasernen. Mitten im freien Lande, wo genug Raum für ein zerstreutes Wohnen wäre, ragen die steinernen Kolosse gen Himmel und belästigen geradezu das Auge. Die Bauordnungen gestatten leider die raffinierteste Ausnutzung des Bodens. Der Bodenpreis, der vordem als Ackerland kaum in Betracht kam, steigt nun ganz sprunghaft in die Höhe. Er wird berechnet nach dem Mietwert des Hauses, der, da die Wohnungen neu sind und frei liegen, nicht viel geringer ist als im Innern der Stadt — wenigstens für Wohnungen, nicht für Geschäfte. So kommt es, daß häufig in sehr kurzer Zeit der Preis für den Quadrameter, der als Ackerland vielleicht 1—2 Mk. gekostet hat, auf 10 und 20 Mk. und noch weiter hinaufschnellt. Den Gewinn stecken lediglich, abgesehen von den ursprünglichen Grundbesitzern, den bekannten Millionenbauern, die Terraingesellschaften ein, die alles Land rings um die Stadt aufkaufen und festhalten. Sie geben das Land erst dann frei, bis dafür gesorgt ist, daß nicht zuviel gebaut wird, sondern durch einen gewissen Wohnungsmangel die Mieten und Häuser im Preise stets anziehen.

So etwa ist der Hergang. Seit man diese Manipulationen durchschaut und die Erkenntnis davon sich verallgemeinert hat, ist man dabei, eine gewisse Abhilfe zu schaffen. Die Bodenreformer namentlich haben sich ein Verdienst erworben, den Haus- und Bodenwucherern einige Steuerqualen aufzuerlegen. Man hat Umsatzsteuern geschaffen, um den unproduktiven Handel in Haus- und Grundstücken zu erschweren. Man hat die Steuer nach dem gemeinen Wert anstatt des Ertragswertes eingeführt, um wenigstens vom Baugelände mehr Steuern zu erzielen als vom Ackerland. Man hat auch eine allgemeine Zuwachssteuer vorgeschlagen, um der Allgemeinheit wenigstens einen Teil der Wertsteigerung, die sie schafft, auch wieder zuzuführen. Aber vorläufig ist man doch mit diesen Steuern über das Versuchsstadium noch nicht viel hinaus, wenn wir auch nicht verkennen wollen, daß man heute einen größern Eifer, dem Übel zu Leibe zu gehen, bemerken kann als noch vor einigen Jahren.

Auch die höhern Baukosten sind mit schuld an der Verteuerung der Häuser und der Mieten. Die Baumaterialien sind teurer geworden, die Löhne haben sich verdoppelt. Kanalisation und Wasserleitung, Massivbau und besseres Straßenpflaster und verschiedenes andere noch machen das Bauen kostspieliger als in früherer Zeit. Andererseits sind in der Bautechnik durch die Einführung arbeitsparender Maschinen nur geringe Fortschritte zu verzeichnen. Gegen diese natürliche Verteuerung der Häuser und Wohnungen ist nichts zu machen. Wir müssen sie ruhig ertragen. Nur ist sie eben nicht für alles verantwortlich.

Wie liegen nun die Verhältnisse heute? — Die deutschen Großstädte sind heute außerordentlich viel dichter besiedelt als früher. In unsern Großstädten wohnen heute fast zweieinhalbmal mehr Leute auf derselben Fläche als 1871. Sie sind im Durchschnitt die dichtestbewohnten der Welt. Berlin mit 77 Einwohnern und 20 Wohnungen auf das Durchschnittsgrundstück läßt alle Weltstädte weit hinter sich. Doch die 20 Wohnungen mit den 77 Einwohnern geben noch kein deutliches Bild. Berlin ist in den verschiedenen Stadtteilen sehr verschieden dicht bewohnt. Im Tiergartenviertel hat es Häuser mit meist nur 1—2 Wohnungen. Um so schlimmer steht es im Osten und Norden. Hier fügen sich gleich reihenweise die Häuser mit Hunderten von Bewohnern aneinander. Ja hier gibt es Häuser mit Hunderten von Wohnungen, und tausend Menschen in einem Hause sind keine Seltenheit. In einem einzigen Hause mit

zwei bis drei Hintergebäuden und Seitenflügeln wohnen hier auf ein paar hundert Quadratmeter Fläche so viel Menschen, als auf dem Lande in weit ausgedehnten Dörfern mit Riesenflächen sich tummeln können. Dabei ist es in den Berliner Vororten Rixdorf, Schöneberg, Charlottenburg nicht viel anders, und Städte wie Breslau stehen Charlottenburg nicht viel nach.

Die armen Kinder in solchen Behausungen! Das war die Losung in der ergreifenden Ansprache des Dominikanerpaters Dalmatius in Frankfurt. Wie sollen die Kinder in solchen Kasernen, abgeschlossen von der Natur, von Luft und Licht geraten? Sie gleichen den Pflanzen, die man im Keller zieht. Es gehen von Zeit zu Zeit Mitteilungen von Berliner Lehrern durch die Zeitungen über Kinder, die noch niemals einen grünen Baum gesehen haben. Es sind immer erschreckend viele. Man begreift nicht, wie das möglich ist. Und doch muß man es glauben, wenn auch in vielen Fällen die Erinnerung der Kinder getrübt sein mag. In manchen Stadtteilen Berlins sind bepflanzte Straßen sehr selten, und grüne Plätze sind da nur ganz vereinzelt vorhanden. Auch Sonntags ist es immer nur ein kleiner Teil der Berliner Kinder, der ins Freie gelangt. Für Spielhöfe oder -gärten ist nicht gesorgt. Im Gegenteil, in den meisten Häusern ist angeschlagen: Das Spielen der Kinder im Flur und auf dem Hof ist verboten. Das Spielen auf der Straße aber ist gefährlich bei dem starken Verkehr, auch treibt da die Polizei die Kinder fort. Wo sollen die Kinder sich nun tummeln und austoben? Wo sollen sie sich so recht von Herzen der schönen Gotteswelt mit ihrer Pracht und Herrlichkeit freuen können? Auf den Treppen oder in den dumpfen Zimmern?

Man sagt so häufig, die Umgebung macht den Menschen. Bei den Lebensbeschreibungen hebt man gewöhnlich die reichen Eindrücke hervor, die die gezeichneten Personen von dem Milieu empfangen haben, in dem sie aufgewachsen sind; wie Gemüt und Phantasie und Muskelkraft befruchtet worden sind von den Dingen, die man als Kind geschaut und erlebt hat. Und nun stelle man sich die Zimmerluft vor in den fünfstöckigen Hinterhäusern, in der ein großer Teil unserer großstädtischen, namentlich der Berliner Arbeiterjugend aufwächst.

Zwar den kleinen Lichtblick zeigt die Entwickelung, den auch Pohle in Frankfurt stark hervorhob: Auf das einzelne Zimmer kommen heute nicht mehr ganz so viel Menschen wie vor 30 Jahren. Die Wohnungen sind heute in der normalen Mietskaserne durchschnittlich größer und geräumiger als in den winkligen Häusern unserer Vorfahren. Aber der Fortschritt ist sehr gering. In Berlin gibt es noch immer ziemlich anderthalb Prozent Wohnungen, die überhaupt kein heizbares Zimmer haben, höchstens aus einer Küche oder einer Kammer bestehen. 23751 Wohnungen hat man bei den bisherigen Berliner Volkszählungen zu den stark übervölkerten gerechnet mit etwa einem Prozent der Bevölkerung. Das sind Wohnungen mit mehr als vier Leuten auf das heizbare und mehr als zwei auf das nicht heizbare Zimmer und einem Bewohner auf die Küche.

Die gegen früher ein wenig größern Wohnungen sind bisher vielfach nur durch Drangabe von Familienglück erkauft worden. Dadurch, daß die Familien die größere Wohnung mit Nachtgästen, Schlafmädchen und Schlafburschen bevölkern. Das Schlafleutewesen, das man z. B. in England und Amerika fast gar nicht kennt — dort sind für Schlafleute in der Regel besondere Häuser vorhanden, die entweder von Privatleuten, Gemeinden oder Vereinen eingerichtet sind —, nimmt in Deutschland von Jahr zu Jahr zu. Ein trautes Familienleben ist beim Halten von mehreren Schlafleuten nur in

seltenen Fällen möglich. Denn häufig nächtigen die Schlafleute mit der Familie in demselben Raum. Andererseits führt der Zugang zu den Räumen der Schlafleute durch die Wohnung des Vermieters oder der vermietenden Witwe. Polizeiliche Verordnungen haben zwar manches gebessert. Aber wo eine Notlage vorhanden ist, ist mit dem Polizeistift nicht viel anzufangen.

Die Notlage aber ist bei den immer teurer werdenden Mieten nicht zu leugnen. Die Mietspreise haben in Berlin seit einem Menschenalter sich ungefähr verdoppelt, in andern Großstädten sind sie etwa um die Hälfte gestiegen. Pohle behauptete in Frankfurt auf Grund einer Leipziger Statistik, daß die Löhne noch stärker zugenommen hätten als die Mietspreise. Doch ob das allgemein gilt, ist mehr denn fraglich. Jedenfalls nehmen die Mietspreise noch einen ganz unverhältnismäßig hohen Teil der Löhne in Anspruch. Man kann wohl sagen, in Berlin bei den geringer gelohnten Arbeitern und Hausindustriellen mindestens den vierten bis dritten Teil. In Berlin beträgt nach der Statistik die Miete pro Kopf im Kellergeschoß 71 Mk., im fünften Stock 67 Mk. Auf eine fünfköpfige Familie berechnet kostet also eine Wohnung im fünften Stock durchschnittlich 335 Mk. Im Osten und Norden ist in den Hinterhäusern der Preis ein paar Mark niedriger. Aber unter 300 Mk. ist in Berlin eine Wohnung mit einem heizbaren Zimmer überhaupt nicht zu haben. Das ist häufig der dritte Teil des Einkommens. Die Familie muß also in solchen Fällen Schlafleute nehmen. Ja man kann in Berlin sagen, jedes Anziehen der Mietspreise zwingt zur Vermehrung der Schlafleute. Leider ist die Sache auch vielfach so, daß bei jeder Lohnerhöhung der Hauswirt kommt und sagt: Auch ich möchte einen Teil davon haben. Bei der Erhöhung von Beamtengehältern ist dies oft recht deutlich in die Erscheinung getreten. Mit der Sicherheit der Zwangsvollstreckung bei unbezahlten Gerichtskosten haben sich in solchen Fällen häufig auch die Hauswirte eingestellt.

Mit welchem Schimmer haben unsre Dichter das Vaterhaus vergoldet und den Zauber des stillen Familienglücks nach Feierabend und am lieben Sonntag besungen! Mit diesem Ideal im Herzen trete man nur einmal in eine Berliner Normalwohnung kleinsten Stils, im Keller oder unterm Dach, wo die Eltern mit 5—6 unerwachsenen Kindern hausen, von denen in der Regel eines krank ist, mit 3, 4 oder 5 Schlafleuten — dies sind noch nicht viel — in Stube und Küche hausen — die Wohnung womöglich noch als Arbeitsstätte für Vater oder Mutter benutzt. Man wird ohne weiteres inne, hier kann kein kräftiges, gesundes und reines Geschlecht erwachsen. Der Menschheit ganzer Jammer faßt einen an, wenn man in eine solche Wohnung hineinblickt. Dahin haben uns also die vielgerühmten Fortschritte der Kultur gebracht, daß weiten Kreisen vollständig die Ellenbogenfreiheit genommen ist und sie den gefangenen Vögeln im Käfig gleichen!

Wie unwohl sich diese Schichten in ihren Wohnungen fühlen, kann man schon an dem beständigen Ziehen merken. In Berlin sucht sich in jedem Jahre eine halbe Million Menschen eine andre Wohnung. Diese Leute sind förmlich zu Nomaden geworden, die unstet umherirren. Der einen Fessel entfliehen sie, um sich doch nur eine andre anzulegen, die kaum besser ist. Sie werden förmlich von der einen Ecke in die andre gestoßen. Wo eine Familie mit zahlreichen Kindern gesegnet ist, kann sie überhaupt nur noch mit List eine Wohnung erhaschen. Die Kinder aber sollen in der Schule das Lied singen: In der Heimat ist es schön! Das Nomadendasein ist ein Zurücksinken auf eine längst über-

wundene Kulturstufe, nur daß im Sommer wenigstens das Nomadisieren im Freien immer noch angenehmer ist als das in engen Dachwohnungen.

Mit welcher Sorgfalt und Liebe sucht in wohlhabenden Kreisen ein junges Brautpaar sich die zukünftige Wohnung aus! Wie denken sie sie auszuschmücken und wohnlich zu machen, ihr das Gepräge ihres Geistes aufzudrücken! Sie glauben, daß eine gemütliche Wohnung eine Grundbedingung für ein behagliches Dasein ist. Wie nach einem Wort des Apostels Paulus der Mensch seinen Leib zu einer Stätte des heiligen Geistes machen soll, so soll ein Gleiches auch von der Wohnung gelten. Es ist darum eine der wichtigsten Pflichten der verantwortlichen Kreise in unserm Staate, dafür zu sorgen, daß die Voraussetzungen dafür auch für die ärmeren Schichten gegeben sind. Von guten Wohnungen hängt gar zu viel ab.

Die Fabriken und die Fabrikarbeit sind heute oft sehr wenig erbaulich. Wenn nun auch die Wohnung eine unbehagliche Quetsche ist, die viel weniger Raum bietet als eine Gefängniszelle, so ist es kein Wunder, wenn es den Mann ins Wirtshaus zieht. In beweglichen Worten schilderte in Frankfurt Pfarrer Gonser die Opfer, die der Dämon Alkohol heute unserm Volke auferlegt. Wie er nicht nur 3 Milliarden an Geld verlangt, sondern wie er jährlich 150 000 Menschen dem Strafrichter überliefert, 32 000 der Armenpflege anheimfallen, 3000 geisteskrank werden läßt, 1600 in den Selbstmord zieht und 1300 tödliche Unfälle erleiden läßt. Behagliche und geräumige Wohnungen sind die Voraussetzung, wenn wir unser Volk zur Mäßigung erziehen wollen. Sonst ist alles Predigen gegen den Trinkteufel ein Schöpfen mit einem Siebe.

Gegen ansteckende Krankheiten ist in überfüllten Wohnungen überhaupt nicht anzukämpfen. Wenn wir heute Riesensummen ausgeben für Lungenheilstätten, so tun wir das, um den Kranken Luft, Licht, eine reinliche und gesunde Umgebung zu verschaffen. Noch viel wichtiger aber ist es, alle Wohnungen so zu gestalten, daß eine kranke Lunge sich darin ausheilen oder eine gesunde vor Schaden und Ansteckung bewahrt werden kann. Wenn der Tod in den Wohnungen der Armut sich seine Opfer viel häufiger aussucht, so weiß er, daß er in jeder Beziehung dort viel leichtere Arbeit hat, daß er dort in demselben Raum gleich drei, vier oder fünf greifen kann, wo er in den Palästen höchstens einen findet.

Doch die überfüllten Räume ziehen nicht nur den Tod an wie einen Blitz, sie hindern auch die Entwickelung neuen Lebens. Haben wir noch Platz für ein weiteres Kind, können wir noch ein Bettchen stellen? so müssen sich heute die Eltern in den engen Räumen sehr häufig fragen. Und beim Überlegen finden sie, daß schon jedes Plätzchen vergeben ist, die Kinder schon jetzt sich kaum recken und strecken können. Zu einer größeren Wohnung langt's schon gar nicht. Es war Pfarrer Naumann, der in Frankfurt mit großem Nachdruck auf diesen Punkt aufmerksam machte. Tatsächlich ist denn auch die Geburtenziffer in Berlin ganz erschrecklich zurückgegangen. Seit etwa 30 Jahren beträgt der Rückgang 60 Prozent. Geht die Sache nur noch ein wenig so weiter, so würde Berlin bald aussterben, wenn es nicht durch Zuzug erhalten würde.

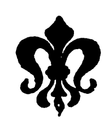
Noch eins. Viele Kreise bemühen sich heute, Kunst unter das Volk zu tragen und Kunstsinn in ihnen zu wecken. Eine herrliche Losung: Schmücket das Heim! Köstlich, wenn schon das Kinderauge sich an Schönheit und Kunst gewöhnt. Aber zunächst eine Wohnung dafür.

Doch zurück zum Ausgang. Die Frankfurter Tagung konnte für die Bewältigung des gewaltigen Problems nicht viel erreichen. Aber die Frage wurde aufgerollt. An Quantität wie Qualität der Besucher war der Kongreß hervorragend. Die Regierungen hatten sich fleißig vertreten lassen. Graf Posadowsky ließ erklären, daß er die Wohnungsfrage für das wichtigste Stück der sozialen Frage halte und alle Lösungsmittel sorgfältig prüfen würde. Man weiß, daß der Kaiser unter allen sozialen Fragen sich allein noch für die Beseitigung der Wohnungsnot interessiert. Die Stadtverwaltungen bekamen einen tüchtigen Denkzettel mit nach Haus, daß sie bisher zu lässig gewesen sind. Die Staatsbehörden mit ihrem Fiskalismus erhielten auch nichts geschenkt. Vor allem sollten sich die Regierungen gesagt sein lassen, daß sie in der Nähe der Stadt möglichst alles fiskalische Land zusammenhalten und nichts aus der Hand geben sollten. Leider hat der preußische Fiskus z. B. in der Umgegend von Berlin schon viel zu viel Land, und sogar Waldland, der Bauspekulation ausgeliefert und damit schon heute die Gesundheit der zukünftigen Geschlechter geschädigt.

Die Hausbesitzer machten sich etwas zu breit auf dem Kongreß. Ihre Organisation hat sich viel zu sehr auf dem nackten Interessenstandpunkt festgefahren, als daß bei Unterhandlungen mit ihr etwas Ersprießliches herauskäme. Zu bloßen Diskutierklubs dürfen aber die Wohnungskongresse nicht herabsinken. Deshalb wird man die Führer der Hausbesitzervereine kaum wieder zulassen.

Auf diesem ersten Kongresse sind bestimmte konkrete Ziele und Maßnahmen nicht festgelegt worden. Nur in etwas unbestimmten Umrissen haben sich gemeinsame Gedankenrichtungen herausgehoben. Aber fürs erste war dies genug. Der Kongreß hat die öffentliche Meinung gezwungen, sich eingehend mit der Wohnungsfrage zu beschäftigen. Die Wohnungsreformer haben sich zusammengefunden, und im gemeinsamen Gedankenaustausch werden sie auf den nächsten Kongressen für bestimmte Reformen die nötigen Willensimpulse in das öffentliche Leben hineinwerfen. Vielleicht sind die Widerstände, die hier zu überwinden sind, gar nicht so groß wie sonst auf dem Gebiete der sozialen Frage. Hoffentlich erleben wir selbst noch ein Stück des zukünftigen freiern und offeneren Städtebaus. Deutschland hat noch so viel Land zur Besiedelung übrig, die Verkehrsmittel sind heute so vervollkommnet, daß es sehr wohl möglich sein muß, bei der Städteerweiterung den Kleinhausbau mit Gärten zu bevorzugen und das zerstreute Wohnen durchzuführen. In England ist man jetzt sogar dabei, wirkliche Gartenstädte zu schaffen mit Wohnungen und Industrieanlagen zugleich — ein Vorbild, das auch in Deutschland nachgeahmt werden soll. Aber wenn dies Ideal auch erst sehr langsam erreicht werden kann, so kann doch in Zukunft beim Wohnungsbau das Allgemeininteresse ganz anders gewahrt werden, als das heute geschieht.

Pfarrer a. D. H. Kötschke.



Kunstgeschichten und Bilderkunst.

Unter den zahlreichen Büchern, die sich bestreben, die deutsche Familie und vor allem die deutsche Jugend in das Studium der Kunstgeschichte und damit in das Verständnis der Kunstwerke einzuführen, verdient nach meinem Dafürhalten den ersten Platz die Neubearbeitung des bekannten „Grundrisses" von Wilhelm Lübke (Stuttgart, Paul Neff). Der Lübke war schon seit langer Zeit ein berühmtes, aber auch mit Recht ein viel angefochtenes Buch. Sein großer Vorzug bestand darin, daß er bei jenen, die dem Gebiet als Neulinge gegenüberstanden, die Liebe zum Fach hervorrief und sie durch eine geschmackvolle Darstellung und Wärme des Vortrags wachhielt. Dagegen war nicht zu bestreiten, daß er einerseits keineswegs auf der Höhe der Forschung stand, andererseits auch gerade gegenüber den größeren Persönlichkeiten versagte, und vor allem nicht den Geist der Entwicklung darzustellen vermochte. Nun ist in der zwölften Auflage das Werk vollständig neu bearbeitet worden, so daß es von jetzt ab Semrau-Lübke heißen muß. Denn Professor Max Semrau aus Breslau hat das Werk einer so gründlichen Umarbeitung unterworfen, daß es nicht nur äußerlich auf den doppelten Umfang der elften Auflage angewachsen ist, sondern durch die ganze Haltung, durch den Ernst der Betrachtung und die Gediegenheit des wissenschaftlichen Apparats ein geradezu neues Werk geworden wäre, wenn es nicht gleichzeitig dem Verfasser gelungen wäre, die Vorzüge seines Vorgängers beizubehalten. Immerhin ist die Dankbarkeit, in der er sich mit dem zweiten Platz begnügt, allzu bescheiden und hat vielleicht auch nur darin ihren Grund, daß man beim großen Publikum den alten Namen ausnutzen wollte. Hoffentlich läßt sich dadurch keiner, der bisher Vorurteile gegen Lübke hatte, von der Anschaffung dieser Neubearbeitung abhalten, die auch den Besitzern älterer Auflagen des Buches dringend anzuraten ist. Es wäre diese Vermehrung nicht vollständig, wenn nicht die Verlagshandlung sich bemüht hätte, mit dem Bearbeiter Schritt zu halten. Das ist geschehen, und so haben die drei mir vorliegenden Bände, die die Kunst des Altertums, des Mittelalters und der Renaissance umfassen, zusammen 12 farbige Tafeln, 3 Heliogravüren und 1333 Abbildungen im Text. Das ist ein Material, das auch für das eingehendste Studium völlig ausreicht, wobei wir dann nur wünschen wollen, daß des Bearbeiters Bestimmung im Vorwort des dritten Bandes Beherzigung findet: „Als ein Buch zum Lesen und Lernen, aber nicht als Bilderbuch und noch weniger als Sammlung aphoristischer Essays möchte der neue Lübke aufgenommen werden." Zu einem völlig neuen Buche ist der fünfte Band der Lübkeschen Kunstgeschichte geworden, den Friedrich Haack als „Kunst des 19. Jahrhunderts" herausgegeben hat. Das Werk verdient eine eingehende Besprechung, die ich mir noch vorbehalte. Heute nur so viel, daß hier endlich das dringend notwendige Buch vorliegt, das weiteren Kreisen, insbesondere der deutschen Familie, als Führer auf den vielverschlungenen Pfaden der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts dienen kann. Es kommt dem Verfasser nicht darauf an, sich selber im Blendlicht geistreichelnder Einfälle zu bespiegeln. Er ist ein selbstloser Führer, der die Aufmerksamkeit des Geführten nie für sich, sondern nur für die Kunst in Anspruch nimmt. Diese Führung ist um so ergiebiger, als auch dieser Band durch ein außerordentlich reiches Illustrationsmaterial, das etwa 300 Kunstwerke vorführt, die notwendige Unter-

stützung des Textwortes erfährt. Die Preise für alle diese Bände sind verhältnismäßig sehr niedrig gestellt und überschreiten für das gut gebundene Exemplar im Durchschnitt nicht 10 Mark für den Band.

Wesentlich kürzer, wenn auch immerhin noch ein Buch von 800 Seiten ist die „Geschichte der bildenden Künste“ von Adolf Fäh (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, Preis 20 Mk.) Das Buch hieß ehedem „Grundriß“ und richtet sich noch jetzt nach dem Vorwort „hauptsächlich an Studierende und an jene Gebildeten, die dem Kunstleben der Vergangenheit nur so weit ihre Aufmerksamkeit zuwenden, als ihr anderen Zielen gewidmeter Beruf es erlaubt. Diese Bestimmung verlangt nicht eine Fülle von Namen und Daten, auch nicht eine erschöpfende Berücksichtigung aller Werke eines Meisters oder einer Schule, sondern scharfe Charakterisierung der Epochen und ihrer Richtung. Dabei darf sich die Darstellung nicht in eine Reihe von Einzelbildern verlieren, sie muß vielmehr ihr Hauptgewicht auf die nie unterbrochene Tradition der gesamten Kunstbewegung legen.“ Im allgemeinen ist es dem Verfasser gelungen, seine schöne Absicht zu erfüllen. Vor allem sind die Einführungen in die verschiedenen Stilarten sehr gut, und die Linien der Entwicklung sind so scharf gezogen, daß der aufmerksame Leser einen wirklichen Einblick in den großen Bau der ganzen Kunstgeschichte erhält. Schwächer dagegen ist die Würdigung der einzelnen Persönlichkeiten und auch die ästhetische Betrachtung des einzelnen Kunstwerkes läßt im einzelnen zu wünschen übrig. Am besten ist der Abschnitt über die christliche Kunst des Mittelalters und hier wiederum vor allem die Architektur; sehr schwach dagegen das hier zum erstenmal aufgenommene 19. Jahrhundert, wo besonders der Abschnitt über die Malerei der Gegenwart nicht einmal als im allgemeinen orientierender Überblick ausreicht. Für eine Neubearbeitung wäre dringend eine Teilung in zwei Bände anzuraten, wobei für die Kunst des 19. Jahrhunderts wenigstens der dreifache Umfang gewonnen werden müßte.

Denn gerade für die angegebenen Kreise ist eine eingehende Behandlung der zeitgenössischen Kunst durchaus geboten für eine Kunstgeschichte, die ihre Aufgabe im höheren Sinne auffaßt und nicht nur eine Fülle von Kenntnissen über die einzelnen Künstler und Kunstwerke vermitteln, sondern auch zu einer selbständigen Kunstbetrachtung erziehen will. Da müssen wir immer bedenken, daß gerade in der bildenden Kunst die Vergangenheit auf jeden einzelnen mit ungleich stärkerer Kraft wirkt, als auf dem Gebiete der Literatur oder gar der Musik. Gegenüber der zeitlich begrenzten Wirkung der Musik, der ebenfalls vielfach eingeschränkten Eindrucksfähigkeit alter Literaturwerke ist die Wirkung der Werke der bildenden Kunst zeitlich unbeschränkt. Wenn nun die Lehrbücher immer wieder im Text und in der Illustration den Nachdruck auf die Vergangenheit legen, so wird dadurch eine solche Sättigung mit Kunst eintreten, daß für die Gegenwartskunst keine Teilnahme mehr übrig bleibt. Denn gegenüber der Reinheit und Klarheit, in der das Kunstschaffen der Vergangenheit in der kunstgeschichtlichen Darstellung erscheint, da ja alles das davon ausgeschieden ist, was nebensächlich oder schwächlich war, muß das Bild, das die Gegenwartskunst zeigt, als wirr und unklar wirken. Es ist aber ganz bestimmt, daß jene Vergangenheit durchaus nicht so harmonisch und einfach verlief, wie es uns Heutigen erscheint. Auch in der größten Zeit der bildenden Kunst, in der Renaissanceperiode, schufen neben den gewaltigen Meistern eine Unmasse Kleinerer. Doch wäre diese ungerechte Beurteilung der Neuzeit an sich nicht das Schlimmste, wenn sie nicht von sehr verhängnisvoller Wirkung auf das

Kunstschaffen selber wäre. Es ist nun einmal für eine gedeihliche Entwicklung der Künstler unbedingte Notwendigkeit, daß sie, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, bei ihren Zeitgenossen Verständnis für ihr Streben finden. Dieses wird fast unmöglich, wenn das neue Schaffen stets mit dem Maßstab einer alten Kunst gemessen wird. Es hat sicherlich niemals für die Kunst eine neuerungssüchtigere Zeit gegeben, als die der Renaissance. Hätte damals das Volk sich ebenso ablehnend gegen alles Ungewohnte verhalten wie heute, so wären niemals gerade die schroffsten Neuerer (allerdings gleichzeitig die großen Künstler jener Zeit) für die größten öffentlichen Arbeiten berufen worden. Aber auch die ganze Bewegung würde ebenso leicht Einseitigkeiten und Maßlosigkeiten verfallen sein, wie unsere neuere Kunst, bei der sehr oft der gereizte Widerspruch den Künstler zur Betonung schroffer Sonderbestrebungen reizt. Wie beklagen wir es heute, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, daß Böcklin gerade die hervorragendste Seite seiner Kunst niemals hat zeigen können, weil er auch nicht ein einziges Mal zu einer wirklich großen Monumentalmalerei berufen wurde, doch nur, weil heute die öffentliche Meinung, an der Spitze die staatliche Verwaltung, gegen alle Neuartigkeit der Malweise von vornherein eingenommen ist. Hätte die Renaissanceperiode ebenso gedacht, so wäre ein Michelangelo sicher niemals zur Ausschmückung der Sixtinischen Kapelle berufen worden.

Auch dieses Buch von Fäh hat einen sehr reichen Bildschmuck von 36 Tafeln und 940 Abbildungen im Texte. Ich glaube aber, man ist hier in der Schonung der Prüderie zu weit gegangen. Jedenfalls läßt sich z. B. die antike Plastik nicht beurteilen, wenn einem die Behandlung des nackten weiblichen Körpers vorenthalten wird, und es ist z. B. schlechterdings unmöglich, von der Venus von Milo nach der bloßen Wiedergabe des Kopfes einen einigermaßen gerechten Eindruck zu gewinnen. Man sollte doch bedenken, daß wenn ein solches Buch seine Wirkung tut und zum Kunstfreunde erzieht, die Leser die erste Gelegenheit benutzen, ein Museum aufzusuchen. Erreicht da nicht gerade die allzu kurzsichtige Vorsicht bei der Auswahl des Bildschmucks im Buche das Gegenteil von dem, was damit beabsichtigt war!

Noch eine weitere Kunstgeschichte liegt mir auf dem überaus reich angebauten Gebiete dieser jüngsten selbständigen Geschichtswissenschaft vor. Sie stammt aus der Feder von Dr. Max Schmid und ist ein Teil des bekannten Sammelwerkes „Hausschatz des Wissens“. (Neudamm, J. Neumann, Preis 7,50 Mk.) Vielleicht kommt dieses Buch dem am nächsten, was wir von einer gemeinverständlichen Einführung für die breitesten Kreise verlangen. Es kommt dem Verfasser nicht so sehr auf Vermehrung des Wissens, als auf Belebung der Anschauung und Empfindung an. Er betrachtet sein Buch nur als eine erste Einführung in das Gesamtstudium. Er beschränkt sich deshalb darauf, nur bestimmte Epochen eingehender zu behandeln, und hier weiß er Liebe und Verständnis zu erzeugen. Er sagt sich wohl mit Recht, daß der einmal so angeleitete Leser sich von selber die weiteren Hilfsmittel für ein genaueres Eindringen in die hier weniger behandelten Gebiete suchen wird. Darum ist es auch zu begrüßen, daß die Technik der Künste erörtert und überall der Zusammenhang des Kunstschaffens mit der Gesamtkultur dargelegt wird. Auch diesem billigeren Buche ist ein hinlänglicher Bildschmuck von über 400 Abbildungen beigegeben.

Dem bisherigen Mangel einer ausreichenden Darstellung der „Kunst des 19. Jahrhunderts“ sucht die bekannte Verlagsbuchhandlung von E. A. Seemann in Leipzig dadurch abzuhelfen, daß sie in einem weiter gespannten

Rahmen die Kunstgeschichte der einzelnen Länder darstellen läßt. Es sind so 14 Bände vorgesehen, deren jeder von einem in dem betreffenden Lande ansässigen Kunstkenner bearbeitet wird. Es ist ja in der Tat für einen einzelnen kaum mehr möglich, sich eine auf unmittelbare Anschauung der Kunstwerke gegründete Kenntnis des zeitgenössischen Kunstschaffens der verschiedenen Länder zu ermöglichen. Für die Malerei streben ja allenfalls unsere großen und privaten Kunstausstellungen einen eifrigen Austausch zwischen den Erzeugnissen der einzelnen Länder an, aber gerade die höchsten Schöpfungen finden so bald einen festen Standort, daß sie nicht mehr ins Ausland gelangen. Überdies ist die jeweilige Auswahl von der persönlichen Liebhaberei der betreffenden Kunsthändler abhängig, und endlich sind die Kunstausstellungen auch erst in den letzten Jahren von so bedeutender Macht in unserem Kunstleben geworden. So ist es, um nur einen Fall hervorzuheben, heute demjenigen, der Frankreich nicht bereist hat, ja, der nicht nur in die französischen Museen, sondern auch in die französischen Privatgalerien Zugang gefunden hat, kaum möglich, die für die Entwicklung der gesamten Malerei so ungemein wichtigen mittleren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts aus eigener Anschauung beurteilen zu können. Dazu gelangt nun sicher viel eher ein im Lande längst ansässiger Mann, als ein durchreisender Gelehrter.

Überdies wird diese Arbeitsteilung vielleicht auch noch den Vorteil haben, daß sie, gegenüber der jetzt so beliebten internationalen Auffassung der Kunst die nationale Eigenart wieder mehr in den Vordergrund treten läßt. Das kann nur von Segen sein. Denn so sicher die Wirkung der Kunst sich durch Grenzpfähle nicht abstecken läßt, so sicher entspricht doch auch dem innersten Wesen der verschiedenen Nationen eine verschiedenartige Kunst, und es ist durchaus kein Unglück, sondern vielmehr ein Beweis für unsere Selbständigkeit, wenn die Franzosen mit Böcklin, Thoma und Klinger nichts anzufangen wissen. Umgekehrt wäre es nicht nur ungerecht, sondern geradezu schädlich, von uns zu verlangen, daß wir uns für alle technischen Experimente der französischen Malerei begeistern sollen. Die Kunst ist tatsächlich für den Deutschen etwas ganz anderes, als für den Franzosen. Mit seiner hervorragenden formalen Kultur steht dieser dem Kunstwerk eigentlich als kühler Beobachter gegenüber, dem es mehr auf die Erkenntnis feiner Einzelheiten in der Art der Gesamtdarstellung ankommt, als auf ein tieferes Erlebnis, das der Deutsche vom Kunstwerk, das ihm eine Herzenssache ist, erwartet. So haben wir also genug Gründe, dieses neue Unternehmen aufrichtig zu begrüßen, zumal es nach den vorliegenden drei Bänden seine Aufgabe sehr geschickt erfaßt und auch dem genaueren Kenner der Kunstgeschichte eine Fülle neuen Materials zuführt. Vielleicht trifft das am meisten für die von Ludwig Hevesi bearbeiteten zwei Bände über „österreichische Kunst" zu, für die es bisher eigentlich überhaupt noch keine zusammenhängende Darstellung gab. Diese beiden Bände geben aber schon mit ihren 251 Abbildungen ein ausreichendes Museum des österreichischen Kunstschaffens. Die französische Malerei ist von Karl Eugen Schmidt bearbeitet. Der Text ist reichlich knapp, vermeidet dafür aber auch alles mehr geistreichelnde, als wirklich geistreiche Ästhetisieren und strebt in erster Linie eine gründliche Darstellung und klare Belehrung über die Entwicklung der einzelnen Richtungen an. Der bescheidene Preis von 3—4 Mark für den gut kartonierten Band wird dem Unternehmen zahlreiche Freunde erwerben.

In demselben Verlage beginnt soeben auch eine dreibändige „Kunstgeschichte des XIX. Jahrhunderts" zu erscheinen, ebenfalls aus der Feder von

Dr. Max Schmid, die sich Anton Springers unvergängliches Handbuch zum Vorbilde genommen, besonders in der Illustrationsweise.

In fast noch höherem Maße werden die von Professor Jean Louis Sponsel im Verlag von Hermann Seemann Nachf. in Leipzig herausgegebenen „Monographien des Kunstgewerbes" einem längst gefühlten Bedürfnis abhelfen können, denn auch umfangreiche kunstgeschichtliche Handbücher geben über das Kunstgewerbe keine ausreichende Auskunft. Gerade hier ist durch den Aufschwung, den diese Kunstgebiete in den letzten Jahrzehnten erfahren haben, das Verlangen nach einer Übersicht der geschichtlichen Entwicklung, der Technik oder auch der neuesten Arbeiten besonders geweckt. Diese schön ausgestatteten Bücher füllen also tatsächlich eine Lücke aus. Da durchweg erprobte Fachmänner für die einzelnen Gebiete gewonnen sind, wird vielfach nicht nur eine Lücke in der populären, sondern auch in der wissenschaftlichen Kunstliteratur ausgefüllt. Es liegen mir fünf Bände vor. Im ersten behandelt Wilhelm Bode „Vorderasiatische Kunstteppiche aus älterer Zeit" (geb. 8 Mk.). In drei Abteilungen führt uns der Verfasser, nachdem er uns über die allgemeine geschichtliche Seite und über die Technik unterrichtet hat, an der Hand zahlreicher Abbildungen Teppiche mit Tiermustern und solche mit Pflanzen und geometrischen Mustern vor. An sie schließt er die Smyrnateppiche an, deren Industrie eigentlich durch Europäer (Holländer) in Kleinasien hervorgerufen und mit asiatischen Arbeitern betrieben wurde. — Viel näher geht uns Dr. Gustav E. Pazaureks Studie über „Moderne Gläser" (gebund. 6 Mk.), da der Verfasser aus reicher praktischer Erfahrung und ganz ungewöhnlicher geschichtlicher Kenntnis des Stoffes heraus die neuen Bestrebungen nach einer neuen Kunst der Glaserei einer freimütigen Kritik unterzieht. Seine Ratschläge sollten sich Künstler und Fabrikanten gleicherweise zu Herzen nehmen. Es würden dann Spielereien, wie die gewiß zierlichen Trinkgläser von Professor Karl Köpping, die aller praktischen Brauchbarkeit Hohn sprechen, nicht so viel Beachtung finden, wie es leider geschehen ist. Dieser Band ist besonders glänzend mit 149 Textabbildungen und vier Farbendrucktafeln geziert. Adolf Brünings „Schmiedekunst seit dem Ende der Renaissance" (geb. 6 Mk.) ist eine völlig ausreichende Geschichte der erst in den letzten Jahren wieder aufstrebenden Schmiedekunst in England, Frankreich und Deutschland. Er zieht auch andere Eisenveredelungsarten, insbesondere den Eisenschnitt in den Kreis seiner Betrachtung. Weniger glücklich, als bei den Eisengittern, wo er wirklich die schönsten vorführt, ist er bei der Auswahl der kleinen Arbeiten, als Türgriffe, Türklopfer und Schlösser. Auch hier sind 150 Abbildungen beigegeben, die nicht nur nach vorhandenen Originalen abgenommen sind, sondern auch seltene alte Kupferstiche wiedergeben. — Hermann Lüers „Technik der Bronzeplastik" (geb. 5 Mk.; der Einband hat leider den Druckfehler Bronce) wird um so willkommener sein, als auch Kunstgelehrte über dieses wichtigste Herstellungsverfahren großer Bildwerke recht wenig wissen. Lüer behandelt nicht nur das Wachsausschmelzverfahren in alter und neuer Zeit, sondern auch Zinkguß, Treibarbeit und Galvanoplastik. Die 144 Abbildungen verteilen sich auf Veranschaulichungen der Technik und Wiedergabe der berühmtesten Werke der Bronzeplastik. — Ein würdiges Seitenstück zu Pazaureks Buch bildet dann Richard Bormanns „Moderne Keramik" (100 Abbildungen, geb. 5 Mk.). Mit einer bei der amtlichen Stellung des Verfassers als Direktorialassistent am Berliner Kunstgewerbemuseum doppelt anerkennenswerten Unparteilichkeit

stellt er mit eindringlichster Sachkenntnis dieses prächtige Gebiet modernen Kunstgewerbes dar. Er geht vom ostasiatischen Einfluß aus, schildert Frankreichs bedeutende Leistungen im „art du feu", Lüsterdekor und in der Baukeramik, bringt eine eingehende Darstellung des Steinzeugs in Deutschland und England und schließt mit der Betrachtung des Porzellans in den verschiedenen Ländern, wobei die schönen Kopenhagener Arbeiten besondere Beachtung finden. — Diese fünf Bände empfehlen das ganze Unternehmen, das noch eine große Zahl von Abhandlungen verspricht, der Teilnahme aller Kunstfreunde aufs beste.

Wenn die wunderbare und durch keine Zeit begrenzte Wirkung der bildenden Kunst darauf beruht, daß sie die Erscheinungen der Welt mit sinnfälligen Darstellungsmitteln wiedergibt und so fast mit den geläuterten Kräften der Natur auf unsere Sinne einwirkt, so ist es darin schon ausgesprochen, daß ein wirklich eindringliches Studium der Kunstgeschichte unbedingt der Unterstützung durch das Bild bedarf, daß für ein gesundes Verhältnis zur Kunst die Anschauung überhaupt unendlich wichtiger ist, als alle Belehrung und alles Reden über Kunst. Aus diesem Grunde schließe ich der vorangehenden Besprechung kunstgeschichtlicher Werke hier drei Unternehmungen an, die unseren Besitz an Anschauungsmaterial für die Kunstgeschichte in besonders dankenswerter Weise erweitern. Das eine betitelt sich „Meisterwerke der Malerei" und erscheint im Verlage von Richard Bong in Berlin. Das in Lieferungen erscheinende Werk wird 72 Blätter umfassen. Das ist angesichts anderer Unternehmungen nur wenig, aber der Wert dieser Veröffentlichungen beruht darin, daß hier der Nachdruck auf die Qualität der Wiedergabe gelegt wird. Der Direktor der Königlichen Gemäldegalerie in Berlin, Wilhelm Bode, spricht sich über die Technik folgendermaßen aus: „Das neue Verfahren, dessen Anwendung durch einen sehr tüchtigen Künstler geleitet wird, der die Herrichtung der Platten und den Druck überwacht, gibt Drucke von solcher Tiefe der Schatten, von so sammetartigem Ton und so gleichmäßiger Wirkung, daß dieselben den Mezzotintos der englischen Stecher des 18. Jahrhunderts ganz nahekommen."

Ich will mich nicht durchaus dafür verbürgen, daß diese Blätter Kupferdrucke oder Photogravüren im eigentlichen Sinne des Wortes sind, jedenfalls kann kaum von Handdruck die Rede sein, aber die Art des Verfahrens ist ja schließlich gleichgültig angesichts der Tatsache, daß es mit ihm gelingt, ein Werk wie Rembrandts „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" mit all den zahllosen Abstufungen der Lichtwerte, von der leuchtenden Flamme bis zum völlig finsteren Nachtdunkel wiederzugeben. Am allerschönsten freilich scheinen mir die Porträts zu sein, vor allem die Blätter nach Gainsborough und Holbein. Jedenfalls ist hier nicht nur für die Mappe des Kunstfreundes ein köstlicher Schatz eröffnet, sondern vor allem auch für den Zimmerschmuck eine Fülle der herrlichsten Werke in ausgezeichnet treuer und feiner Wiedergabe zu außerordentlich billigem Preise gewonnen. Denn jedes Blatt kommt nur auf eine Mark zu stehen, wobei freilich von der Verlagshandlung selber nur das ganze Werk, das danach also 72 Mk. kostete, abgegeben wird. Das scheint auf den ersten Augenblick viel, aber man sollte sich doch auch bei uns in Deutschland allmählich daran gewöhnen, für die Kunst im Hause größere Mittel zu erübrigen. Zumal wo es sich darum handelt, einen neuen Hausstand einzurichten, möchte ich auf diese Blätter mit nachdrücklicher Empfehlung hinweisen und auch ganz besonders für Geschenkzwecke das ganze Werk empfehlen. Wieviel mehr Geld wird gegenwärtig für die paar Stücke, mit denen man gewöhnlich sein Heim

schmückt, ausgegeben, dabei kommen neun Zehntel des Geldes auf die kostspieligen Rahmen. Nun, diese hier vorliegenden Bilder wirken in einer schmalen Goldleiste, die dicht an die Bildfläche herangerückt wird, also den weißen Rand wegläßt, vorzüglich. Abgesehen davon wollen wir uns nicht verhehlen, daß eine Kunstmappe im Hause fast reicheren Genuß gewährt, als die Bilder an der Wand. Und da vermögen diese vorzüglichen Wiedergaben uns fast ganz den Eindruck der Originale wiederzugeben, jedenfalls viel besser, als entsprechende Farbendrucke. Denn jene pflegen gerade gegenüber den Feinheiten des Originals zu versagen und vermögen eigentlich niemals wirklich treu zu sein. Hier haben wir ja allerdings auch nur eine Übertragung, aber diese arbeitet mit ihr eigentümlichen Werten des Hell und Dunkel und erreicht im Grunde einen viel stärkeren Eindruck des Farbigen als die Buntheit der Öl- oder sonstiger Mehrfarbendrucke nach Kunstwerken, die ohne Rücksicht auf diese Reproduktion hergestellt sind.

Angesichts des zweiten Unternehmens, von dem ich hier sprechen will, frägt man sich staunend, warum unser so geschäftiger Buchhandel wohl nicht früher auf diesen Gedanken gekommen ist, der doch so nahe liegt. Der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart gebührt das Verdienst, ein in der Literatur und auch in der Musik längst gewohntes Verfahren auf die bildende Kunst übertragen zu haben. Sie gibt in ihren „Klassikern der Kunst" Gesamtausgaben der Werke der bedeutendsten Meister aller Zeiten. Bis jetzt sind vier Bände erschienen: Raffael, Rembrandt, Tizian und Dürer. Auf einem sehr glücklich satinierten, nicht zu grellen Papier folgen sich die Bilder nach der Zeit ihrer Entstehung. Kein Begleittext tritt dazu, keine Anmerkung, unser Auge soll unbehindert von allem Ablenkenden selbständig genießen lernen. Bilderbücher in der allerschönsten Bedeutung des Wortes, Bilderbücher für jung und alt, wahre Hausschätze an Schönheit und tiefstem Empfinden, unerschöpfliche Brunnen für Anregungen und Genüsse der erlesensten Art. Wahre Hausbücher sind diese Bände, und ich denke es mir besonders schön, daß die ganze Familie zusammen ein solches Buch betrachtet und genießt. In einer gut geschriebenen Einleitung wird das Wichtigste über Leben und Wirken des betreffenden Künstlers mitgeteilt, aus ihr vermag der Erzieher des Hauses jene kleinen Einzelheiten zu schöpfen, die bei der Vorlage des Bildes zumal der Jugend oft den besten Anhalt zu einem Eindringen in das Wesen der Persönlichkeit des Künstlers ermöglichen. Was auch die gründlichst geschriebene Biographie niemals vermag, das werden diese Bücher leicht erreichen können, nämlich ein wirkliches Vertrautmachen mit den größten Künstlern aller Zeiten. Es ist darum besonders dankenswert, daß die Verlagshandlung das ganze Unternehmen von vornherein im Preise so berechnet hat, daß tatsächlich auch den minder Bemittelten die Anschaffung möglich ist. Denn der Band „Raffael" mit seinen 202 Abbildungen kostet 5 Mk., der bisher stärkste Band „Dürer" mit seinen 447 Abbildungen kostet 10 Mk., beide in vorzüglicher Ausstattung, in starkem, dauerhaftem Einband. Wenn man sich sagt, wie schnell 10 Mark für materielle oder auch fragwürdige geistige Genüsse, den Besuch überflüssiger Theatervorstellungen u. dgl. ausgegeben sind, und was man hier dafür eintauscht, so hieße es an der Gesundheit unsres deutschen Volkes verzweifeln, wenn diesen Bänden nicht eine Aufnahme zuteil wird, wie wir, die sonst ja längst als schlechte Bücherkäufer verschrien sind, sie schon lange unseren Klassikern der Literatur bereitet haben. Dann aber wird ein Band wie dieser „Dürer", der nicht nur die berühmten Gemälde, sondern auch die in ihrem Gehalte un-

erschöpflichen Kupferstiche und Holzschnitte vollständig wiedergibt, eine Fülle von Segen ausstrahlen können. Das Problem „Kunst im Hause", um das wir uns so viel quälen und über das so viel geschrieben wird, ist mit diesen Bänden gelöst, und wir wünschen dem Unternehmen einen gesegneten Fortgang auch in dem Sinne, daß es gelingen möge, aus der Kunst der neueren Zeit, wenn auch nicht Gesamtausgaben, so doch reiche Anthologien zusammenzustellen.

Dieser Kunst des 19. Jahrhunderts ist das dritte Unternehmen gewidmet. Das von der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. herausgegebene Jahrbuch „Die Kunst des Jahres" ist jetzt zum dritten Male herausgegeben worden. Es handelt sich hier freilich nicht um irgend eine systematische Vorführung, vielmehr werden von den deutschen Kunstausstellungen des betreffenden Jahres die besten Werke in guten Nachbildungen vorgeführt. Manches Werk aus den von mir besuchten Ausstellungen habe ich zwar vermißt, aber die Hauptsache ist, daß hier heutige Kunst ohne alles Reden gezeigt wird. Eine solche Fülle von Anschauungsmaterial über das zeitgenössische Kunstschaffen können auch die größten Kunstgeschichten nicht aufnehmen. Man erhält also hier eine ausgezeichnete Ergänzung zu allen Lehrbüchern. Der Preis von 5 Mark für den schön ausgestatteten Band ist sehr mäßig.

Alle hier erwähnten Werke sind zu Festgeschenken um so eher geeignet, als sie eigentlich jedem Geschmack zusagen und in jedem Hause einen Platz haben, in dem überhaupt für die Kunst etwas Liebe vorhanden ist. Das gleiche gilt von einigen größeren für den Wandschmuck berechneten Kunstblättern. Die farbigen „Künstler-Steinzeichnungen" der Verlagshandlungen R. Voigtländer und B. G. Teubner in Leipzig sind allmählich so bekannt geworden, daß der bloße Hinweis genügt. Es liegen jetzt von beiden Verlegern so viele Blätter vor, daß sich für jeden Geschmack etwas findet. Wieder sei betont, daß diese Bilder erst im Rahmen an der Wand ihre volle Wirkung zu üben imstande sind. Eine Ausnahme davon machen die Blätter in dem kleineren Formate, dessen Bildfläche 41×30 cm ist. Sie sind ausgezeichnete Mappenbilder und wirken nach meiner Erfahrung am schönsten in der vom Verlag gelieferten Mappe auf einer Staffelei. Diese Mappen haben nämlich einen Wechselrahmen, so daß man immer nach einiger Zeit ein anderes Bild zum ständigen Beschauen einstellen kann. Da ist denn eine solche Leinwandmappe mit zehn Bildern zum Preis von zusammen 28 Mark ein ganz köstliches Weihnachtsgeschenk.

Aus dem Verlag von Teubner liegen mir einige neue Steinzeichnungen vor, von denen ich als ganz hervorragend gelungene Blätter Otto Leibers „Sonntagsstille" (Größe 75×55 cm, 5 Mk.) und W. Strich-Chapells „Herbst im Land" (Größe 100×70 cm, 6 Mk.) hervorhebe. In letzterem ist die strahlende Farbigkeit des Herbstwaldes durch die glückliche Verteilung mehrerer saftiger Töne zu kräftiger Wirkung gebracht. Frühling ist es dagegen auf Otto Leibers Bild. Einer jener warmen Frühlingsabende, an denen ein goldiges Licht über die Erde hingestreut scheint. Da wirkt dann solch trauliches Dörfchen am stillen Weiher freilich wie ein Hort des Friedens.

R. Voigtländer bringt in diesem Jahre zu Steinzeichnungen der bekannten Art zwei neue Unternehmungen, die beide eines starken Erfolges sicher sind, ihn auch vollauf verdienen. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, vier der meisterhaftesten kleinen Zeichnungen Adolph von Menzels so zu vergrößern, daß sie als Wandbilder dienen können. Es konnte für die wunderbare Durchführung dieser Buchillustrationen Menzels kein glänzenderes Zeug-

nis geben, als diese riesige Vergrößerung, der die Zeichnungen nicht nur standhalten, durch die sie vielmehr erst recht zur Wirkung gelangen. Jetzt haben wir endlich das rechte Wandbild von Friedrich dem Großen. Dann zeigt uns die „Tafelrunde“ den Freund feingeistiger Unterhaltung; die köstlichen Blätter „Zorndorf“ und „Friedrich der Große am Lagerfeuer“ führen uns in den Krieg, wo sich der geniale Feldherr um so größer erwies, je bedrängter seine Lage war. Es ist gerade in unserer Zeit eines mehr aufs Dekorative gerichteten Hurrapatriotismus besonders wertvoll, diese schlichte Größe aus dem Bilde mahnend zum Volke reden zu lassen. — Ganz harmlos, nur voller Freudigkeit wenden sich die farbigen „Kinderfriese und Kinderbilder“ von Gertrud Caspari an unsere Kleinen und Kleinsten. Kräftig in der Zeichnung, leuchtend in der Farbe, sind diese Friese, die das Menschenkind in schönem Verein mit dem Haustier zeigen, ein prächtiger, herzerquickender Schmuck für die Kinderstube. Die Friese sind 115×41 cm groß, also richtige Friese auch in der Form und kosten je 4 Mark. Mit den zwei Bildern zusammen bezogen kostet dieser Kinderstubenschmuck also nur 20 Mark. —

Zu diesen bewährten Firmen tritt mit sechs farbigen „Original Künstler-Lithographien“ als dritte der Verlag Emil Hochdanz in Stuttgart. Ein bloßes Mehr würde hier nicht viel bedeuten, wenn nicht gleichzeitig etwas Neues damit geboten würde. Aber das ist hier der Fall. Im Gegensatz zu den Bildern der Leipziger Firmen, für die die Arbeiten des Karlsruher Künstlerbundes maßgebend wurden, vermeiden diese Stuttgarter Bilder die Stilisierung und streben nach möglichst naturalistischer Ausnutzung von Farbe und Zeichnung. Die Lithographie wird hier gewissermaßen Malmittel für Gemälde, die bei aller dekorativen Wirkung auf die sorgsame Behandlung des Details nicht verzichten wollen. Es gehört dazu natürlich, daß der Künstler in Stoff und Stimmung die richtige Wahl trifft. In den vorliegenden Blättern von A. Eckener: „Nordfriesische Marsch“ und „Nach dem Gewitter“, Pfaffenbach: „Schilf“ und Heine Rat: „Vorsetzen in Hamburg“, die durchweg etwas dunkel im Ton sind, ist das vorzüglich gelungen. Des letzteren Künstlers „Felsige Küste“ ist dagegen ganz dekorativ gedacht, wirkt allerdings vermöge seiner Farbenpracht in dieser Hinsicht ganz hervorragend. Man kann dieses Bild in einen dunkeln Winkel hängen, es wird immer noch leuchten. Mehr Licht braucht Meyer-Cassels „Lachende Fluren“, das aber auch rein dekorativ verwertet am stärksten wirkt. Auch diese sehr sorgfältig gedruckten Blätter sind ungewöhnlich billig und für 6 bzw. 7 Mark jedem Hause erschwinglich.

Dr. Karl Storck.



Von deutschen Fürsten.

Es gibt in unserer an Individualitäten so überreichen deutschen Geschichte eine Fülle von Fürstengestalten, die nicht zu den bahnbrechenden Kräften gehören, aber doch einen beachtenswerten Platz in der Geschichte einnehmen. Manche von ihnen haben nicht die gebührende Berücksichtigung gefunden, besonders wenn sie von größeren Zeitgenossen in Schatten gestellt wurden. Es ist dann allemal eine Freude, wenn sich ein verständiger Historiker daran macht und sie in das richtige Licht stellt.

Ob nun gerade Ernst August, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, ein Sohn des ersten Kurfürsten von Hannover, der Bruder König Georgs I. von England und der geistreichen preußischen Königin Sophie Charlotte, von dem jetzt ein stattlicher Band von Briefen veröffentlicht worden ist (Briefe des Herzogs Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg an Johann Franz Diedrich v. Wendt aus den Jahren 1703 bis 1726. Herausgegeben von Erich Graf Kilmannsegg. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung. 1902. 8°. VIII und 400 Seiten, Preis 8 Mark), eine solche ungerecht vernachlässigte Persönlichkeit genannt werden darf, ist zweifelhaft. Der Herausgeber selbst wird nicht behaupten wollen, daß Ernst August ein bedeutender Mann war. Aber auch der Inhalt der Briefe rechtfertigt kaum die Herausgabe. Der Klatsch, den sie vielfach enthalten, konnte ungedruckt bleiben. Angeregt zu seiner Veröffentlichung wurde der Herausgeber durch die wertvollen Publikationen Bodemanns aus dem Briefwechsel der geistreichen Kurfürstin Sophie von Hannover. Mit dem Inhalte jener können sich aber die Briefe Ernst Augusts nicht messen. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß sie hie und da einen gewissen kulturgeschichtlichen Wert haben, aber er ist nicht sehr erheblich. Der Herausgeber hat wenigstens das Mögliche getan, um sie nutzbar zu machen, indem er zahllose erläuternde Anmerkungen und Hinweise, sowie ein ganz vorzügliches Register hinzufügte. Weniger zweckmäßig will mir der buchstabengetreue Abdruck dieser französischen Briefe scheinen. Die Fürsten des 18. Jahrhunderts hatten, wie besonders von Friedrich dem Großen bekannt ist, mehr oder minder eine phonetische Schreibweise. Das erschwert die Lektüre etwas. Fast möchte man die Summe von Fleiß, die der Herausgeber auf seine Veröffentlichung verwandt hat, als Verschwendung ansehen. Aber ein engerer Kreis von Fachgenossen wird ihm für seine Sorgfalt Dank wissen.

Ganz anders als mit der Bedeutung Herzog Ernst Augusts steht es mit der eines seiner Zeitgenossen, König Augusts des Starken, über den Paul Haake als Vorarbeit zu einer Biographie großen Stils ein Schriftchen vorlegt (König August der Starke, eine Charakterstudie von Paul Haake. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1902. 8°. 27 Seiten, Preis 80 Pfg.). Alle Welt glaubt diesen merkwürdigen Vertreter des absoluten Fürstentums zu kennen. Aber Haake meint wohl nicht unrichtig, der Geschichtschreiber fände hier noch fast ganz brachliegenden Boden. August war, wie Haake darlegt, ein universal angelegter Fürst, der seine Verdienste um sein Volk hatte, aber nur persönliche Zwecke verfolgte, anstatt sich den großen Kurfürsten von Brandenburg zum Muster zu nehmen, der da sagte: Sic gesturus sum principatum, ut sciam rem populi esse, non meam privatam, er wolle die Herrschaft als Sache des Volkes, nicht als seine Privatangelegenheit führen. Haake hält August für begabter als den großen Kurfürsten, aber da ihm das Gefühl der Verantwortung mangelte, hat er nicht so für die Dauer zu wirken vermocht. Man wird Haakes Biographie seines Helden mit Spannung erwarten dürfen.

Viel weniger als August der Starke ist lange der Bruder des großen Preußenkönigs, Prinz Heinrich, beachtet worden. Seit einiger Zeit tritt hierin eine Wendung ein. Ein deutscher Diplomat ist es, der sich's, seitdem er, wie einst Kurd v. Schlözer, unter die Historiker gegangen ist, zur Aufgabe macht, den Prinzen historisch zu würdigen. Das Buch, das wir heute von

ihm in Händen haben (Dr. R. Krauel, Kaiserl. Gesandter z. D., Prinz Heinrich von Preußen als Politiker. Berlin, Verlag von Alex. Duncker. 1902. 8°. IX und 299 Seiten, Preis geb. 12 Mark), ist ohne Zweifel höchst verdienstvoll. Es beruht auf sehr eingehender Verwertung eines reichen archivalischen Materials, ist glatt geschrieben und von vornehmer Objektivität. Freilich würde man oft etwas mehr Farbe wünschen. Außerdem ist das Werk recht unglücklich gestaltet; halb ist es Quellenpublikation, halb Darstellung. Es wäre jedenfalls besser gewesen, in ausgiebigerem Maße markante Briefstellen in die Darstellung zu verweben und auf die Quellenpublikation zu verzichten. Durchaus falsch scheint es uns, die Jahre unter Friedrich dem Großen als Lehrjahre des Prinzen zu bezeichnen. Hat der Prinz doch seinerzeit aus eigener Initiative den König zur Erwerbung Westpreußens gedrängt und durch sein staatsmännisches Verhalten außerordentlich viel zum Gelingen dieses am letzten Ende nationalsten Werkes Friedrichs beigetragen. Gerade damals hat Heinrich sich als Meister bewährt. Später spielte er nur noch einmal eine größere Rolle, als er zum Frieden von Basel drängte. Sonst sah sich dieser als Feldherr wie als Staatsmann gleich bedeutende merkwürdige Fürst seit dem Bayerischen Erbfolgekriege zu einer Nebenrolle verurteilt, viel mehr noch als in der größten Zeit seines Bruders, und dies zehrte an dem ehrgeizigen Fürsten nur allzusehr. Der tiefste Eindruck, der aus Krauels lehrreichem Buche bleibt, ist die großartige Staatsgesinnung, die auch in diesem Hohenzollern lebte. Friedrich Wilhelm II. hat nicht auf Heinrich gehört, als dieser ihm bei Beginn des Revolutionskrieges zurief: „Sie sind das Haupt eines großen Staates, für diesen tragen Sie vor Gott und vor dem Volke, das Ihnen untertan ist, die Verantwortung; ein Krieg ist nur dann nützlich, wenn das Interesse dieses Staates dabei ausreichend gewahrt wird. Das erfordert Ihre Ehre, und je weiter Sie sich von einem solchen Interesse entfernen, desto mehr laufen Sie Gefahr, das Unglück, das daraus für den Staat entstehen kann, Ihr ganzes Leben hindurch bereuen zu müssen." Der König hörte auch nicht auf Heinrich, als der Prinz ihm auseinandersetzte, die kleinste Erwerbung in Deutschland sei für Preußen wichtiger als alle Erwerbungen, die es in Polen machen könnte. So wenig Erfolg der Prinz aber auch mit seinen Ratschlägen hatte, er ließ es sich nicht verdrießen, immer wieder en citoyen honnête, als ehrlicher Bürger, wie er sich ausdrückte, mit neuen Denkschriften und Vorschlägen zu kommen. „Ich weiß, daß ich keine amtliche Autorität besitze," sagte er, „aber ich habe die Befugnis, frei zu schreiben und zu sagen, was ich denke, und dieses Mittels werde ich mich stets in gefährlichen Zeiten bedienen." Auch König Friedrich Wilhelm III. hat er zu beeinflussen versucht, freilich mit noch weniger Erfolg, als dessen Vater. Er hat ihn eindringlich vor dem Neutralitätssystem gewarnt, an dem Friedrich Wilhelm III. festzuhalten gedachte: das sei auf die Dauer unmöglich. Die Folgezeit hat gelehrt, wie überaus recht Heinrich damit gehabt hat. Angesichts der Unentschlossenheit des Königs hielt er diesem vor: „Nur eine feste und beständige Haltung kann den Regierungen Spannkraft verleihen, Furcht und Kleinmut richten sie zugrunde." Resigniert schrieb er kurz vor seinem Tode, als er sah, wie wenig er ausrichtete: „Ich bin nur noch eine alte Ware, die nicht mehr in Mode ist." Man muß es beklagen, daß der Verlag den Preis des Buches so hoch angesetzt hat. Doch wird er mit einem geringen Absatz rechnen, weil nur eine Seite des Prinzen berücksichtigt wird. Krauel sollte ein Werk schreiben, das uns den ganzen Heinrich

in seinem vielseitigen, so sehr an seinen genialen Bruder erinnernden, im übrigen aber wieder so ganz anders gearteten Wesen schildert, dann aber ohne den Ballast langer Denkschriften und wenn möglich in etwas frischerem Tone. Schuldig sind die Preußen diesem großen Prinzen eine Biographie.

Die geschichtliche Bedeutung einer der würdigsten Fürstengestalten aus neuerer Zeit, König Alberts von Sachsen, hat Paul Hassel in einer umfangreichen Biographie festzustellen versucht, von der der letzte (dritte) Band noch aussteht. In Hassels Pfaden wandelt der verdiente Rechtslehrer an der Leipziger Universität, Sohm (Rudolf Sohm, Gedächtnisrede auf König Albert, Leipzig, Teubner, 1903. 8°. 11 Seiten), freilich würdigt er nach seiner ganzen Art den König lebendiger als Hassel. Lebendigkeit vermag man dagegen nicht der pietätvollen Schrift nachzurühmen, die Jansen seinem fürstlichen Gönner Großherzog Peter von Oldenburg gewidmet hat (Günther Jansen, Großherzogl. Oldenburgischer Staatsminister a. D., Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Erinnerungen aus den Jahren 1864—1900. Oldenburg und Leipzig 1903. Schulzesche Buchhandlung. 8°. 175 Seiten. Mit Bildnis. Preis geb. 3,50 Mark). Man möchte meinen, von dieser vornehmen, gewissenhaften, patriotischen, mit beachtenswertem historischen Augenmaß ausgerüsteten und geistig angeregten, aber auch holstisch zähen, eigenwilligen und eckigen Fürstennatur, die auf der Höhe ihres Lebens recht vereinsamt dastand, hätte sich ein anschaulicheres Bild entwerfen lassen müssen. Immerhin erfahren wir mancherlei Interessantes aus dem kleinen Buche Hansens, so, daß der Großherzog von jeher dem allgemeinen Stimmrecht abgeneigt war, daß er sich für den König von Hannover verwandt hat, obwohl Oldenburg durch die Beseitigung des welfischen Königreiches die größten Vorteile erlangte, daß Großherzog Peter bereits 1866 für die Einsetzung eines Kaisers eintrat, daß sich zwischen Peter und Bismarck eine dauernde Abneigung herausbildete, weil Bismarck nicht auf die unglückliche Idee des deutschen Oberhauses einging, daß der Großherzog in Versailles auf das schärfste das sogenannte „Retten“ von Kostbarkeiten mißbilligte (S. 92), regelmäßig eine sozialdemokratische Zeitung las und gegen die lex Heinze war. Sein größtes Verdienst ist ohne Frage die Entschiedenheit, mit der er sich 1866 auf Preußens Seite stellte. Er bezeichnete es damals amtlich als „eine patriotische Pflicht, sich in dem jetzt gegen die norddeutsche Großmacht ausgebrochenen Vernichtungskampf unbedingt und ohne Rückhalt auf die Seite Preußens zu stellen“. Damit bekundete er durch die Tat denselben herrlichen patriotischen Geist, den er später, insbesondere 1870, in den Beratungen mit Großherzog Friedrich von Baden wegen der Kaiserfrage an den Tag legte und den auch mehrere seiner von Jansen veröffentlichten Feldbriefe verraten. Es ist ein Labsal, dergleichen zu lesen. Nach der Übergabe von Metz schreibt der Großherzog: „Ich bin noch ganz bewegt von den Eindrücken des gestrigen Tages, des denkwürdigsten, den ich erlebt. Trotzdem jedermann anerkennt, daß hier nicht wir, sondern nur Gottes Gnade und Fügung uns diesen großen Sieg verlieh dadurch, daß er unsern Feind blendete, so kam man doch mit einem gewissen Gefühl des Triumphes im Herzen zu diesem Akt, aber das Gefühl hielt nicht stand. Sowie ich den ersten französischen Offizier sah und mir vorstellte, welche Empfindungen ihn beseelen mußten, da war aller Groll gegen den Feind geschwunden, auch alle Triumphgefühle. Das Mitleid mit den so



Hugo van der Goes
Anbetung

Aus „Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte“ (Stuttgart, Paul Neff Verlag)

schwer geschlagenen Christenmenschen, das Soldatenherz, welches empfindet, was ein tapferer Gegner in solcher Lage leiden muß, hatte alle patriotischen Empfindungen zurückgedrängt. Es ist keine Kleinigkeit, sich ein solches Gottesgericht an einer großen Nation vollziehen zu sehen." Könnten wir doch mehr Einblick in die Feldbriefe unserer Fürsten gewinnen, als es bisher geschehen ist!

Den engen Genossen Großherzog Peters in der großen Zeit, Großherzog Friedrich von Baden, haben zwei Männer vom Fach in jüngster Zeit zu würdigen gesucht, Ottokar Lorenz und Alfred Dove. Uns liegt nur das Dovesche Buch vor (Alfred Dove, Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr und deutscher Fürst. Mit einem Bildnis. Heidelberg 1902, C. Winter. 8°. V und 196 Seiten). Der Freiburger Historiker Dove, einer unserer glänzendsten und geistvollsten Stilisten, hat unter Benutzung von Akten Großherzog Friedrichs Bild im Gegensatz zu Ottokar Lorenz frei von Überschwenglichkeit, unbefangen und mit nüchterner Klarheit zu zeichnen gewußt. Die Schrift ist nicht so fesselnd geschrieben, wie wohl sonst die Arbeiten Doves. Sein Ton scheint diesmal gedämpft. Fast möchte man vermuten, daß das Gefühl, gegenüber Ottokar Lorenz, der mit seinem Wilhelmbuche so wenig der wahren Geschichtschreibung gedient hat, bei Erschließung der Archivalien benachteiligt worden zu sein, auf Doves innere Freudigkeit bei der Arbeit etwas eingewirkt hat. Sein Buch ist darum nicht minder lehrreich. Für die Entwicklung Großherzog Friedrichs wurde es, wie Dove ausführt, von Bedeutung, daß in jungen Jahren ein Patriot wie Ludwig Häusser sein Lehrer wurde. Später wirkte Dahlmann auf ihn ein. So war es kein Wunder, daß der Großherzog sehr bald, nachdem er die Regentschaft angetreten hatte, eine preußische Politik einzuleiten suchte. „Warum sollte nicht eine echt deutsche Koalition mit Preußen zu erzielen sein? Diese Aufgabe habe ich mir gestellt", schrieb er schon 1854. In seinem eigenen Lande war es vor allem die Regelung der Stellung des Staates zur Kirche, die sich ihm aufdrängte. Voller Hoffnungen ging der gewissenhafte Fürst an diese Quadratur des Zirkels und er verfuhr dabei vielfach mit Glück und Geschick, wie z. B. seine Osterproklamation vom 7. April 1860 zeigt. Er hatte dann das Glück, eine Zeitlang in Roggenbach und vor allem in Karl Mathy begabte staatsmännische Berater zu finden. Fein bezeichnet Dove Mathy als einen Charakter von naiver Größe, durchs Leben beispiellos geschult. Roggenbach suchte bald, allerdings ohne rechtes Augenmaß für Badens politische Machtstellung, das Werk der nationalen Einigung nach Kräften zu fördern, und der Großherzog stimmte ihm darin so lebhaft wie möglich bei. Damals (Anfang 1862) schrieb er die bedeutsamen Worte nieder: „Es handelt sich darum, ob der Kontinent die wichtigsten politischen Fragen, die ihn bewegen, immer vertagen soll, weil das große Volk in seiner Mitte, das den Schwerpunkt seiner Geschicke zu bilden berufen ist, sich nicht definitiv zu konstituieren vermag und statt zum Hort nationaler Freiheiten vielfach zum Gegner ihrer Entwicklung geworden ist." Als praktischer Vorkämpfer der Einheitsidee betätigte sich Großherzog Friedrich dann auf dem Frankfurter Fürstentag (1863). Es charakterisiert die Unbefangenheit seines Wesens, daß er über den streitbaren Essay Treitschkes „Bundesstaat und Einheitsstaat", von dem der Verfasser selbst meinte, er würde damit der Karlsruher offiziellen Welt einen komischen Schrecken eingejagt haben, ruhig zu Bluntschli äußerte: „Die Abhandlung enthält viel Wahres." In die peinlichste Lage kam der patriotische Fürst, wie man weiß, im Jahre 1866. Vergeblich

suchte er Sachsen von dem Kampfe gegen Preußen abzuhalten. Er sprach sich damals sehr drastisch über Beust aus. Nur von Mathy unterstützt, suchte er am 13. Juni in einer sechsstündigen Sitzung seine Minister, die die Stimmung des badischen Landes hinter sich hatten, für Stimmenthaltung bei dem Vertrage Österreichs auf Mobilmachung gegen Preußen zu gewinnen. Vergeblich. Darauf trat Mathy ab. „Sie haben es gut," meinte der Großherzog wehmütig, „Sie können gehen, ich muß bleiben." Nach dem Kriege konnte Mathy wieder eintreten. Aber schon am 3. Februar 1868 starb dieser staatsmännischste Kopf, den der neuere Liberalismus hervorgebracht hat. Einigermaßen Ersatz für ihn war Jolly.

Doves Buch ist weniger ein Bild der Persönlichkeit des Großherzogs, als eine Geschichte Badens unter seiner Regierung, ausgezeichnet durch die sachkundige und geistvolle Würdigung der allgemeinen und der landesgeschichtlichen Verhältnisse, in der viele ganz neue Streiflichter auf die einzelnen Begebenheiten und Dinge fallen.

Mehr Persönliches als über Großherzog Friedrich wissen wir bereits über seinen jüngeren Schwager, der freilich schon seit sechzehn Jahren aus dem irdischen Leben abberufen ist, über den Fürsten, den das Werden des Reiches nächst Wilhelm I. am meisten anging, der aber innerlich viel mehr bei der Schaffung der Kaiserwürde war, als dieser: von Kaiser Friedrich. Das Beste, was wir von dieser leuchtenden deutschen Fürstengestalt erfahren haben, bergen seine Tagebücher, die von Margarethe v. Poschinger herausgegeben sind (Kaiser Friedrichs Tagebücher über die Kriege 1866 und 1870 bis 1871, sowie über seine Reisen nach dem Morgenlande und nach Spanien. Herausgegeben von Margarethe v. Poschinger. Berlin, Richard Schröder, 2. Auflage 1902. 8⁰. 192 Seiten. Preis 2 Mark). Sie bilden ein köstliches Buch, in dem man immer wieder mit Freuden lesen wird. Die Berufenheit der Familie Poschinger zu Quellenpublikationen ist zwar schon oft mit Grund angefochten worden; sehr sorgfältig verfährt das Ehepaar nicht bei dem Abdruck der Papiere, die ihm zur Verfügung gestellt werden, und noch weniger ist ihre kritische Beurteilung des ihnen zur Verfügung gestellten Materials auf der Höhe. Das hat z. B. Horst Kohl genugsam bei den Bismarckpublikationen Heinrichs erwiesen. Die Tatsache, daß Poschinger in den Bundestagsdepeschen Bismarcks judenfeindlich klingende Stellen häufig sorgfältig retouchiert hat, bringt mir immer die andere Tatsache in Erinnerung, daß Frau Margarete eine geborene Landau ist. Aber die vorliegenden Tagebücher konnten schwerlich getreu nach der Urschrift veröffentlicht werden, eine Bearbeitung verstand sich bei ihnen von selbst; und bei Aufzeichnungen Kaiser Friedrichs ist man schon zufrieden, wenn sie nur im Wesenskerne richtig wiedergegeben sind, und das wird hier sicherlich zutreffen.

Den wertvollsten Teil bildet natürlich das denkwürdige Tagebuch von 1870/71. Es ist von solcher historischen Bedeutung, daß sich an jede Zeile darin, fast möchte man sagen an jedes Wort, die historische Kritik herangemacht hat und daß sich darum bereits Kontroversen fast wie um Bibeltexte erhoben haben. Ähnlich ergeht es ja auch immer mehr den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck. Die Tagebücher von 1866 waren bis vor kurzem nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckt, die der Kaiser Friedrich an ihm nahestehende Persönlichkeiten verschenkt hatte. Sie haben lange nicht solchen geschichtlichen Wert, wie die von 1870, aber sie sind ebenso willkommen als Dokumente, die die Kenntnis dieses edlen Menschen vermehren. Sie sind

lebhafter und ursprünglicher gehalten, als die von 1870, die mehr geglättet und reflektiert erscheinen. Man sieht darin den Kronprinzen im Kampfgetümmel, wie er Fliehenden Arreststrafe zudonnert, Tapferen sogleich um den Hals fällt, eine gerettete Fahnenstockspitze küßt, einem Füsilier, der eine Fahne erbeutet hatte, alles Gold, das er bei sich hatte, zusteckt, und wie er schließlich seinem erhabenen Vater nach siegreichem Kampfe auf der Wahlstatt von Königgrätz begegnet: „Beide konnten wir eine Zeitlang nicht sprechen."

Nicht minder gern als die Schilderung der weltgeschichtlichen Ereignisse auf dem böhmischen und französischen Kriegsschauplatz wird man die anziehenden Reisebeschreibungen des Kronprinzen lesen. Wie Kaiser Wilhelm II., so war auch Kronprinz Friedrich Wilhelm erst enttäuscht, als er (1869) Jerusalem sah. Den tiefsten Eindruck machte die Welt des Orients auf ihn, als er bei Ismailia auf ein riesenhaftes arabisches Zeltlager zukam. Am ausgereiftesten zeigen den Kronprinzen die Tagebücher über seine Reise nach Spanien im Spätherbst 1883. Die feine Beobachtungsgabe, das große Kunstverständnis, das der Kronprinz verrät, weckt immer aufs neue das schmerzliche Bedauern, daß dieser edle Fürst so jäh ins Grab sank.

Und nun noch zum Schluß ein paar Worte über ein Buch, in dem ein deutscher Fürst eine mehr passive Rolle spielt. Es behandelt die Entstehung des Krieges von 1870 (Walther Schultze, Die Thronkandidatur Hohenzollern und Graf Bismarck, Halle a. S. 1902, Ed. Anton. 8° 55 Seiten). Die Schrift ist eine kritische Untersuchung mit vielem gelehrten Apparat, in der Walther Schultze den Irrtum Sybels, daß Graf Bismarck die Hohenzollernkandidatur nicht gemacht habe, während dies durch neuere Publikationen hinreichend erhärtet ist, des näheren beleuchtet. Mir scheint es zweifelhaft, ob Schultze mit seiner Untersuchung besonders glücklich gewesen ist. Daß Sybel in dieser Frage unrecht hat, wird wohl allgemein zugegeben. Auch ich selbst habe das getan, und es ist gar nicht recht von Walther Schultze, wenn er (S. 2) einer gegenteiligen Meinung Vorschub leistet. Auch sonst zeigt sich Schultze nicht genügend unterrichtet, um über diese fundamental wichtigen Fragen zu Gericht zu sitzen, benutzt er doch z. B. noch die 3. Auflage von Marcks' Wilhelm I., während das schöne Buch schon seit 1900 in 4. Auflage vorliegt, und kennt er doch nicht Wilhelm Buschs bedeutsame Abhandlung: „Die Beziehungen Frankreichs zu Österreich und Italien zwischen den Kriegen von 1866 und 1870/71" (Tübingen 1900), die ganz andere und, wie mir scheint, begründetere und weniger waghalsige Ansichten aufstellt, als Walther Schultze.

Wir haben hier eine Reihe von Fürstenbüchern, die letzthin erschienen sind, zusammengestellt. Vergleicht man die Fürsten, von denen darin die Rede ist, miteinander, so drängt sich eine Beobachtung sofort auf. Welch ein Abstand besteht zwischen der Nichtigkeit eines Ernst August sowie dem zuchtlosen Egoismus des genialen starken August zu Beginn des 18. Jahrhunderts und den Fürsten des neuen Reiches! Dazwischen liegt die Wirksamkeit König Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, aus der Prinz Heinrich bereits gelernt hat und an der die späteren Fürsten ebenfalls gelernt haben. Alle jene deutschen Fürsten haben wie Wilhelm I. sich völlig in den Dienst ihres Landes gestellt, durch den das Fürstentum seine innerste Rechtfertigung findet.

Herman v. Petersdorff.





Theaterspiegel.

Ein neues Werk der Björnsonschen Alters-Fruchtbarkeit brachte der Oktober: das Schauspiel „Dagland". Es vermochte, gleich den letzten Björnsonschen Dramen, weder das Publikum noch die Kritik zu erobern. Aber es bietet ein interessantes und ergiebiges Studienobjekt, um die Björnsonart darzulegen.

Björnson hat sich immer als ein Verkünder und Richter gefühlt, er sah immer in der Bühne eine Kanzel, um seine Wahrheiten zu verbreiten. Und um sie möglichst allen möglichst eindrucksstark zu machen, ward er zum Theatraliker, der mit unterstrichenen Gegensätzen, mit überheizten Situationen, mit Mitteln, die nicht aus dem Organismus des Dramas, sondern aus den Tendenzen des Pädagogen erwuchsen, sein dramatisches Land bestellt.

Er hat nun im Alter zu dieser ihm eigenen Art ein neues Ingrediens hinzugenommen, das offenbar der Ibsen-Welt entstammt. Er raunt geheimnisvoll, er mischt symbolische Töne, er breitet mystische Schleier um seine Gestalten, deutet elementare Zusammenhänge und bedeutungsvolle Beziehungen an, im Sinne jenes Ibsenwortes: „Wir sind mit Himmel und Meer verwandt."

Es begibt sich dabei aber das Peinliche, daß diese Runenzeichen gar nicht zu den Menschen und Ereignissen passen, wie sie Björnson schildert. Der Leser und der Zuschauer gerät vor diesen Bildern in eine unbehagliche Situation, er erwartet ganz andere Dinge, als ihm nachher gezeigt werden. Er fühlt sich enttäuscht, daß ihm etwas vorgespiegelt wird, oder er sagt sich, da er diesem Mann nicht bewußte Unaufrichtigkeit zutrauen möchte: dieser Dichter will Menschen schaffen, sie entgleiten seiner Hand, werden ganz anders, als er sie geplant, er ist also in seiner eigenen Welt nicht zu Haus und ist ein schlechter Menschenkenner seiner eigenen Geschöpfe.

Auffällig ist das in diesem Schauspiel Dagland zu merken. Das Thema heißt hier alte und neue Generation, Väter und Söhne, starres Beharren und Weiter-Entwickeln. Wie sich hier der norwegische Alte mit unverhohlener Sympathie auf Seite der vorwärtsschreitenden Jugend stellt und mit großem menschlichen Verständnis Wünsche und Sehnsucht des Zukünftigen erfaßt und zu Worte kommen läßt, das hat etwas Überraschendes und Fesselndes. Es wird davon noch zu reden sein. Es gehört jedoch mehr zur Charakteristik des Menschen Björnson als zur Bewertung des künstlerischen Wesens dieses Schauspiels, das uns zunächst beschäftigt.

In einer wirksamen Exposition werden uns die Vertreter der jungen Generation gegenübergestellt, Ragna und Stener Dag, Schwester und Bruder. Sie haben beide früh sich dem patriarchalischen Regiment des Vaters entzogen und sind im Ausland selbständig, aus eigener Kraft tüchtige Menschen geworden. Reif kehren sie zurück, um jetzt aus neuem Willen Gemeinschaft zu finden. Stener, der Ingenieur, hofft auch, den Vater zu bestimmen, auf seine technischen Entwicklungspläne einzugehen. Um das alte Streitobjekt, den Wasserfall, drehn sie sich, Stener will seine Kraft fruchtbar verwerten, ihn zu allgemeinem Nutzen umsetzen, Dag der Vater jedoch wollte stets, daß sein Hof getreu so bliebe, wie die Väter ihn gehalten.

Die Perspektiven tiefer innerer Wesenskämpfe eröffnen sich in der Exposition. Den alten Dag fühlt man hier vorahnend als einen starkgläubigen Patriarchen, von Ruskins Stamme, der aus einem tiefen Gemüt heraus, aus

einer Vorstellungswelt voll heiligen Eifers, eine Entweihung des alten, stolzen Hofes durch das lärmende Eindringen der Maschinen, durch die spekulativen Praktiken, durch Umwälzungen und Fabrikbetriebsamkeit zürnend wehrt.

Die „Macht der Imponderabilien" ahnt man in dieser Persönlichkeit und die tragische Bedeutsamkeit beleidigten Gefühls. In großen Maßen bildet unsere Erwartung diese Gestalt.

Und Björnson steigert das noch, er ladet die Atmosphäre, wie es Ibsen liebt und wie es auch für die Ibsen-Menschen paßt, mit geheimnisschwülen Wetterzeichen. „Der Alte vom Berge", mythisch-urweltlich, wie ein Wesen aus einer anderen Welt, so wird der Alte in Aussicht gestellt, und die Kinder, die doch recht wirklichkeitsrobust sind, sprechen überschauert im Flüsterton von ihm. Er kann nicht im Tale leben, auf den Höhen haust er einsam, auf dem öden Fjeldhof, wo der Schnee an den Hängen ringsum liegt und der Bergsee mit dem schmelzenden Eise wie „ein krankes Auge, ein Auge mit Eiter darin" starr schimmert. Und er hat das immer vor sich und sitzt da in Einsamkeit.

Der alte Dag wird hier wie eine dämonisch-unheimliche Schicksalsmacht von weitem gezeigt. Als Björnson ihn nun aber in die Erscheinung treten lassen soll, kann er nicht einlösen und nicht erfüllen, was er in Aussicht gestellt hat. Der alte Dag hat keine Löwenhaut, er entpuppt sich als ein eigensinniger, kleinlicher Querkopf, statt einer stark wurzelnden, elementaren Persönlichkeit.

Das Zusammenstoßen granitener Menschlichkeiten müßte nach den vorbereitenden Eingangsszenen erfolgen, gewaltige Prozesse im Erd-Inneren der Menschen, aus dem dann durch machtvollen Widerstreit fruchtbare Neubildungen hervorgehen. Ein Kapitel Seelen-Geologie wünschte man sich zu erleben — nichts von alledem erfolgt.

Statt vulkanischer Individualitäts-Eruptionen gibt es echt Björnsonsche Disputationen. Die Szene wird zum Debattierfechtboden, klar und kühl. Hier, in der Diskussion zwischen Vater und Tochter, kommen freilich, von Björnson entschieden sympathisch vermittelt, feinfühlige, zukunftspädagogische Gedanken zum Ausdruck. Ellen Keyschen Ideen verwandt sind diese Anschauungen über die Behandlung der Kinder, die nicht in die Autoritätsform gepreßt, sondern ihrem Wesen nach, um das sich die Eltern entdeckend bemühen möchten, ausgebildet und wahrhaft erzogen werden sollen zu dem Ziel, „daß sie in Freiheit und Natürlichkeit lernen, was sie wollen s o l l e n".

Das ist aus dem Munde des Greises nachdenklich zu hören, aber platonische Dialoge über Pädagogik stehen in der hier nun einmal vorgezeichneten Tonart des Stückes an falscher Stelle, und sie wirken, trotz des lebendigen Inhalts, fast nüchtern, wenn man auf ein so ganz anderes Klima vorbereitet wird. Statt der gewaltigen Prozesse aus dem Zusammenprall harter Charaktere gibt es dann weiter Kleinkabalen.

Der „Alte vom Berge", dessen Gestalt mit solchen Schauern umwittert wurde, offenbart gar keine Wesensüberlegenheit. Er greift, als ihm sein Sohn mit dem Plan der Wasserfallverwertung hart zusetzt, zu heimlichen und seinem patriarchalisch-stolzen Sinn wenig angemessenen Mitteln, um Dagland im alten Zustand zu bewahren. Er verkauft es hinterrücks an einen Wildfremden, unter der Klausel, daß an dem Wasserfall nichts geschehen darf.

Und schließlich am Ausgang erlebt man nicht aus den inneren Vorgängen sich ergebende seelische Resultate, sondern, nach der Methode des Rührstücks werden durch äußere Ereignisse, die momentane — psychologisch selten nach-

haltige — Erregungen hervorrufen, Sinnesänderung und Einigkeit bewirkt. Und fatal mutet es an, daß Björnson diesen äußerlichen Mitteln wieder ein unpassendes Symbolmäntelchen umhängt, eine Ibsen-Kapuze.

Die Dags sehen in der „rauhen Wand" des schroffen Schwarzensteinfelsens, der über ihrem Hof aufsteigt, ein Schicksalszeichen. Björnson behauptet das wenigstens. Freilich sehr überzeugend und bezwingend macht er es nicht, daß die Dags gerade dann, wenn sie in schweren Krisen sich befinden, den steilen, gefährlichen Aufstieg unternehmen müssen.

Einer fand dabei einst den Tod, und spukhaft schwingt die Erinnerung daran durch die Gespräche. Björnson benutzt diese Erinnerung sehr deutlich und bewußt als Stimmungsmacherei, man merkt die Absicht. Und dann schickt er nach der pädagogischen Disputation zwischen Dag-Vater und Tochter Ragna auf die rauhe Wand. Zur Charakteristik der praktisch-tüchtigen Amerikanerin paßt dieser unsinnige Entschluß, ohne Vorbereitung und Ausrüstung ein solches Wagnis zu unternehmen, gar nicht, aber bei Björnson heiligt der Zweck die Mittel.

Er will durch Ragnas Lebensgefahr dem alten Dag — was wieder nicht zum Bild des Alten vom Berge stimmt — einen aufwühlenden Schreck in die Glieder jagen. Statt psychologischer Lösung bietet er uns eine Gewaltkur, die für den Augenblick hilft, aber für uns nur einen deus ex machina-Effekt darstellt. Als der alte Dag sich so recht ängstigt, fällt ihm ein, es wäre doch besser, man lebte mit seinen Kindern in Frieden. Ragna wird natürlich im schlimmsten Moment gerettet, dramatisch-praktischer Weise, durch den heimlichen Verlobten von Ragnas Schwester. Durch einen Nervenchok führt Björnson Entwicklung und Lösung herbei, Charakteristik verspricht er und mit Sentiments speist er uns ab.

Der Schwarzenstein ist wirklich ein Symbol in diesem Stück, nur in ganz anderem Sinne, als es Björnson meinte. Er dient als Requisit. Gewaltsam von außen eindringende und beeinflussende Faktoren halten die Handlung im Gange. Die Menschen handeln nicht von innen heraus, sie werden seelenlos von außen hin und her gestoßen, um ihre dramatische Prozeduren aufzuführen, und dazu wird noch auf sie ein grelles, unnatürliches Blendlicht geworfen. Ein Wahrzeichen dafür, wie statt organischen Waltens hier die Gewalt herrscht, erkennt man auch am Ende. Als Dag-Vater Stener den Hof überläßt, „damit die Zukunft ihren Einzug halte", steigt natürlich als Störenfried der fremde Mann mit dem Kaufkontrakt aus der Erde. Björnson geniert das weiter nicht. Er läßt es ihm einfach (man hört dazu hinter der Szene „undeutlich zwei wütende Männerstimmen") durch Stener fortnehmen, und nun ist die Familie unter sich. In diesem Moment muß, wer es vorher noch nicht wußte, erkennen, daß Björnson hier kein Menschenschöpfer, sondern ein Puppenspieler ist.

* * *

Nach neun Jahren kehrte Gerhart Hauptmanns Bauernkriegsdrama „Florian Geyer" wieder.

Eine Revision sollte es sein. Gelegenheit zur Genugtuung für die Skandal Vergewaltigung von einst sollte gegeben werden. Die äußere Genugtuung ward dem Dichter überreich, so demonstrativ der Ablehnungslärm damals, so demonstrativ diesmal der Beifall. Eine Persönlichkeitshuldigung war er, und vielleicht am stärksten nach dem vierten Akt, der durch die Tücke des Objekts, durch den voreilig fallenden Vorhang, um seinen tiefen Ausklang betrogen wurde.

Die, die künstlerische Dinge unfanatisch wägen, mochten sich freuen, daß einem Dichter hier Sühne für erlittene brutale Unbill ward, weniger sympathisch war ihnen die Rolle Hauptmanns als eilig vorstürzender Ankläger des Vorhang-Unglückfalles und als Beschwerdeführer ad spectatores über zerstörte Wirkung.

Solchen Betrachtern ergab auch die „Revision" keine Überraschung. Das Bild der dramatischen Historie hat sich wenig geändert. Der Fortfall des rein parlamentarischen, monotonen Vorspiels, das als Eingang verwirrend, unübersichtlich und lähmend damals sich darstellte, war zweckmäßig. Das Streichen der Szene im letzten Akt aber, als die wieder überlegen gewordenen Ritter das Häuflein gefangener Bauern drangsalieren, erscheint als eine Ängstlichkeitskonzession an das Publikum. Diese Szene ist eine der wenigen im Stück, die etwas von der Not und der Wüstheit verstörter Zeit malt. Auf sie wegen äußerer Bedenken verzichten, war eine Schwäche. So machte die Reihe dieser Szenen noch mehr den Eindruck, daß man nur von weitem schattenhafte Reflexe erschütternder Vorgänge vernimmt. Das Mittelbare, Referierende hat hier das Übergewicht.

Der erste Akt zeigt noch ein kräftiges Zufassen, er greift ins Ganze und ballt voll farbiger Anschaulichkeit eine charakteristische Situation, die mit einem Schlage die verschiedenen Menschenschichten dieser Welt ihrem Wesen nach erhellt. Die Kapitelstube des Neu-Münsters zu Würzburg ist der Schauplatz, und als aus den dunklen Tiefen der Kirche die Gewappneten in die sonnenbelichtete Helle des Vordergrundes traten, empfing man eine Rembrandt-Stimmung. Vordeutend platzen hier die Temperamente der Führer der Bauernkriegsbewegung aufeinander. Der tiefe, die Geschicke bestimmende Zwiespalt klafft zwischen den wirklichen Bauern und den gezwungenen Parteigängern aus Ritter- und Mönchtum, aber auch zwischen den Radikalen und dem, der freiwillig, weil ihm „ein brennend Recht durch das Herz fließt", ein Bruder Bauer worden, dem Florian Geyer.

Bedeutungsvoll ist's, wie sich die früheren ritterlichen Standesgenossen von ihm fernhalten und wie die Bauern ihm auch nicht als einem wahrhaft zu ihnen Gehörenden trauen. Ein Entwurzelter, so steht der schwarze Ritter schon am Beginn seiner Bahn hier. Und als er aus schwärmerischem Rechtsgefühl seine Person für die Sache demütigt, ohne zu ahnen, daß er damit die Sache schädigt, als er, statt den Oberbefehl zu erzwingen und mit dem Machtwillen der Persönlichkeit dem wirren Aufstand Energie, Ziel und Idee zu geben, freiwillig in den Haufen untertaucht — da ist er schon ein geschlagener Mann.

Was nach diesem ersten Akt kommt, sind Variationen der Untergangsstimmung, die um einen verlorenen Menschen schwebt.

Lyrisch und balladesk sind sie, und in Klang und Farbe wecken sie oft vibrierendes Gefühlsecho.

Am tiefsten schwingt solche Stimmung am Ausgang des vierten Aktes. Die Sache der Bauern ist zunichte, bei Königshofen ist die Schlacht geschlagen. Der Berlichinger (es ist nicht Goethes Götz, sondern der Götz der Historie) hat die Bündischen verraten und verlassen. Es ist aus. In der Schenkstube zu Rothenburg stehen die letzten Getreuen beieinander, der Allertreueste, des Geyers Feldhauptmann Tellermann, aber liegt zerschossen, ein Toter in ihrer Mitte.

Diese Situation, da die Würfel um Tod und Leben fallen, und die Nacht den Unheilsschatten wirft, schöpft Hauptmann tief aus.

Es ist der Weg des Todes, den wir treten; die düstere Gloriole der Schicksalsgezeichneten, die Weihe des Untergangs breitet sich um den schwarzen Ritter, Totentanzhumore umwittern ihn, und in wilder Laune spaßt er mit seinem Schicksal und trinkt ihm das letzte Glas:

„Wo ist man die erste Nacht nach dem Tode? Bei St. Gertrauden.

Wo ist man die zweite Nacht nach dem Tode? Bei St. Michel.

So will ich übermorgen St. Gertrauden und über drei Tage St. Michel von euch grüßen. Füchtet euch nit, singt. Den Toten weckt ihr nit auf."

An Holbein-Holzschnitte denkt man vor diesen Bildern, und mit solchen Gesichten schließt dann auch der Akt:

„Wo unsre toten bäurischen Brüder im Himmel einziehen, wird es ein langer Zug werden" . . .

Auch im letzten Akt führt die Mischung aus Bildhaftem und balladesker Atmosphäre zu Gefühlswirkungen: Florian Geyer, zu Tode gehetzt, auf der Flucht, im letzten Widerstand gegen die weiße Wand gelehnt, den Stumpf der schwarzen Fahne in der Linken, das Schwert in der Rechten — ihm gegenüber die Schar der trunkenen Ritter, die an das waidwunde edle Wild sich nicht trauen die Hände zu legen, bis der Pfeil des Söldners aus dem Hinterhalt ihn trifft . . .

So echt diese Stimmungen sind, sie bleiben im Gefüge des Ganzen im Grunde nur Situations- und Momentanwirkungen. Sie stellen sich nicht als Steigerungshöhen miterlebter Schicksalsbahnen ein. Es sind Serien von Gefühlssituationen; der Augenblick, weil ein Dichter ihn festhält, übt Stimmungsmacht; er schafft Rührung, aber er schafft nicht Tragik. Tragik kommt nur, wenn wir durch die Kraft der dichterisch geschaffenen Illusion die Wege der Menschen und alles das, was sich hinter den Kulissen des Vorgangs begibt, miterleben, so daß dann das Bühnenbegebnis voll unterirdisch geheimnisvollen Zusammenhanges vor- und rückwärts deutend als unumgänglich notwendiges Resultat vor uns steht.

So Zwingendes erscheint hier nicht. Von ferne flattern als Gerüchte und verworrene Stimmen die Botschaften der Zeitbewegung herbei.

Das Werden und Kreißen der Zeit selbst ist nicht in Gestalten geballt und in miteinander ringende Menschen umgesetzt.

Florian Geyer, der schwarze Ritter, ist nur ein weiches, nachgiebiges Harfenspiel, über das der letzte Hauch von Stürmen spielt, die über uns fernen und fremden Schlachtfeldern brausten.

Mit Stimmungsbildern und verwehten Saitenklängen — ist auch der dunkeltiefe Klang oft schmerzlich schön — schafft man nicht Weltgeschichtsdichtung. Wer im dramatischen Spiegelbild einen Menschen auf den empörten Wogen stürmender Zeiten zeigen will, muß größere innere Schaukraft haben als der Sänger, den Hauptmann in jener Rothenburger Nacht die Strophe vom schwarzen Geyer singen und unsre Rührung wecken läßt und dem Hauptmann selber gleicht. Er muß nach rückwärts gewandte Prophetie in sich tragen, unter der Weltesche muß er empfangen haben und auf die Nornenfrage: Weißt du, wie das ward? muß er Antwort geben können.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Eine offene Wunde.

Noch mehr: eine Kulturschande starrt uns aus der staatlichen und persönlichen Behandlung entgegen, die ein großer Teil der sog. „Christenheit" noch heute der in ihre Macht gegebenen schutz- und wehrlosen Tierwelt angedeihen läßt. Insbesondere trifft dieser Vorwurf die christkatholischen romanischen Länder. Es ist eine schwere Anklage gegen die katholische Kirche, daß sie in 2000jähriger Wirksamkeit mit all ihrer fast unbegrenzten Machtfülle nicht verstanden hat, in den Gemütern völlig von ihr beherrschter Völker die Erkenntnis vom Wesen der wahren Liebe und Barmherzigkeit zu erwecken, die ja am Menschen noch keine Schranke findet noch finden soll.

Ein großer Denker nennt die Stärke der Zivilisation ohne ihre Barmherzigkeit das Schrecklichste der Schrecken. Und dieser einseitige Fortschritt rächt sich an der Gesellschaft selbst furchtbar. Im Ernst wird erwogen, um die ungeheuren Kosten für Zuchthäuser usw. zu sparen, die Verbrecher auf Inseln zu transportieren, wo sie sich selbst unterhalten müssen. Tiefstehende Völkerschaften werden mit gewaltigen Geldopfern dem Christentum, der höheren Moral gewonnen, warum aber, so fragt Hermann Stenz im „Tier- und Menschenfreund", sinnt man nicht lieber darauf, die Ursachen zu bekämpfen statt der Folgen, die Krankheit statt der Erscheinung? Die Krankheit heißt: brachliegende Herzensbildung. „Ein Quentlein Liebe ist mehr wert als ein Zentner Wissen." Professor E. Knodt sagt: Die Jugend wird viel zu wenig an ihrem Gemütsleben angefaßt und systematisch darin gefördert. Die Verstandesbildung im Dienst der Bosheit wird sogar die gefährliche Feindin allen sozialen Lebens. Die einseitige Verstandesbildung ist die systematische Schule der Herzensverrohung. Hiermit muß es anders werden in den Schulen; sonst ziehen wir eine Generation heran, die herzlos, ohne Mitgefühl, alle göttliche und menschliche Ordnung zu verachten geneigt ist. Mit den Tieren verkehrt nun aber die Jugend sehr früh; an den Haustieren, den Tieren und Tierlein des Gartens, des Waldes und Feldes versucht sie zuerst ihre Herrschaft auszuüben, und wie die Jugend nun die Tiere behandeln lernt, so behandelt sie auch ihre Mitjugend und ihre Mitmenschen. Es ist festgestellt, daß die größten Verbrecher ihre Vorübungen der Bosheit in der Jugend an den Tieren machten. Fröbel sagt: Man unterweise die Kinder schon in den ersten Lebensjahren zur Barmherzigkeit und zum Mitleid auch gegen die Tiere. Denn am Tier zuerst übt sich das Kind in Barmherzigkeit oder in Grausamkeit, und erwachsen wird es dann barmherzig und hilfbereit oder unbarmherzig und selbstsüchtig auch gegen seine Mitmenschen sein. Namhafte Pädagogen verlangen neben dem Anschauungsunterricht des Kopfes einen Anschauungsunterricht des Herzens. Ist das Kind vertraut mit den äußeren Merkmalen der gewöhnlichsten es umgebenden Dinge und Wesen, so gilt es nun, daß es die Lebewesen, die es bei diesem Anschauungsunterricht vorgeführt bekam, auch in sein Herz schließt, sie als fühlende, empfindende

Wesen sich nahe gebracht sieht, mit ihnen fühlen und leben lernt. Nicht nur ihr äußeres Leben muß es erschauen, nein, auch ihr inneres Leben, ihr Fühlen, ihr Treiben, ihre Freuden und vor allem auch ihre Leiden! Hat das Kind zum Beispiel das Lesestück „Der Hund", wo er naturgeschichtlich beschrieben ist, kennen gelernt, so muß im Anschluß daran auch sein Sinn geweckt werden für Leben und Leiden dieses so oft mißhandelten Tieres. Warum bringen die Lesebücher nicht an diesen Stellen eine das Gemüt des Kindes fesselnde und packende Darstellung, in der das betreffende Wesen klagt, was es zu leiden hat? Dadurch würde sich jedes nicht völlig verworfene Kind angetrieben fühlen, für das Tier Partei zu ergreifen, statt es zu verfolgen, zu quälen. Das würde *mehr helfen als alle tierschützerischen Moralpredigten, als Moralpredigten überhaupt, als alle Prügel in Roheitsfällen. Vorbeugen heißt es.*

Man sage den Kindern, daß viele Tiere wohl getötet werden müssen, daß es aber unsere Pflicht ist, dies rasch und möglichst schmerzlos zu tun, so schmerzlos, wie wir selbst wünschen, einst zu sterben. Man sage ihnen, daß das Töten kein Vergnügen ist, sondern eine Notwendigkeit. Es ist im Interesse der Gesellschaft selbst, der furchtbar zunehmenden Roheit unter der heranwachsenden Jugend zu steuern. Die germanische Rasse ist von Natur aus tierfreundlich und edel veranlagt. Die jetzt herrschende Roheit, die Art, wie sich der moderne Mensch zur Kreatur stellt, ist romanischem Einfluß zuzuschreiben. Dem Romanen ist das Tier ein lebloser Gegenstand, und die Roheiten, denen wir in Italien und Spanien begegnen, spotten jeder Beschreibung. Auch die Vermischung unserer Rasse mit anderen weniger edlen Stämmen trägt mit Schuld daran. Gobineau schreibt dieser Vermischung der Rassen den Niedergang ganzer Völker zu. Und wirklich sind wir in vielem zurückgegangen. Tacitus wies die in der Kultur damals so hochstehenden Römer immer wieder auf die Tugenden der Germanen hin, und daß sie es seien, die sie stark machten. Heilig war ihnen die Ehe, ein enges, heiliges Band umschlang nicht minder Eltern und Kinder; des Vaters Gebot und der Mutter Bitte war den Kindern heiliges Gesetz, und menschlich war die Behandlung der Knechte, obgleich sie ihnen dem Gesetz nach mit Leib und Leben zugehörten. Die Vögel waren ihnen Sendboten der Götter, und noch im Mittelalter finden wir im Hornruf, der die ersten Störche begrüßt, eine Spur jener edleren Denkungsart dicht neben dem zweifellos gleichfalls romanischem Einflusse zu verdankenden Massenvogelfang. Aber in den Besten unseres Volkes lebte auch damals noch das tiefe Gemüt der Vorfahren weiter. Kein Geringerer als Dr. Luther schrieb im Namen der lieben Vögelein einen Brief an die Kinder, ihnen kein Leid zu tun, und von seinem lieben Hündlein hoffte er, es im Jenseits wieder anzutreffen.

Wer aber wollte es wagen, diesem gewaltigen, urdeutschen Manne „Sentimentalität" vorzuwerfen? Möchten wir doch zur alten deutschen Art zurückkehren, die fremden Einflüsse abschütteln! In alten Gesangbüchern, so in einem alten hildburghäusischen, finden sich noch Erntedanklieder, in denen auch *der Kreatur gedacht ist, die da nicht zum wenigsten mitgeholfen hat an dem uns erfreuenden Segen*, und die der Mensch nicht verachten und schlecht behandeln soll. *In welcher christlichen Kirche wird heute dieser Gedanke auch nur gestreift?* Liebe und Barmherzigkeit wird in allen Tonarten gepredigt gegen — Menschen. *Als ob die Liebe Grenzen kenne, als ob die Barmherzigkeit in Schranken gehalten wer-*

den könne! Es gibt nur eine Liebe, nur eine Barmherzigkeit. Die Grenzen, die man ihnen zieht, sind das Verhängnis für sie. Vereine zu besserer Volkserziehung, höherer Bildung usw. schießen wie Pilze aus der Erde, aber man erkennt nicht, woran die Erziehung des Volkes durch die Kirche, die Erziehung der Jugend durch Schule und Elternhaus krankt. Und wenn du mit Menschen- und mit Engelzungen redetest und hättest der Liebe nicht, so wärest du nichts ...

Obenan in der Kunst niederträchtigster und raffiniertester Tierfolter stehen Spanier und Italiener. Jene mit ihren satanischen Stierkämpfen, diese mit ihrem nicht minder schimpflichen Vogelmord, der aber nicht die einzige Spezialität auf diesem Gebiete ihrer kirchlichen Frömmigkeit ist. Mancherlei Briefe von Reisenden an den Berliner Tierschutzverein aus Italien bezeugen das. Professor Fritz Fleischer-Weimar schreibt:

„Alle die grauenhaften Tierquälereien, welche in Ihrer Flugschrift ‚An die Tierschutzvereine in Europa und Amerika' geschildert werden, habe auch ich während meines Winteraufenthaltes in der ewigen Stadt leider mit ansehen müssen. Täglich, ja stündlich war ich Augenzeuge der brutalsten Grausamkeiten an wehrlosen, armen Geschöpfen, die, ein Bild des Jammers und Entsetzens, in den Straßen Roms ihr qualvolles Dasein fristen. So oft mich daher — als Künstler — die Sehnsucht nach Italien zieht, brauche ich nur an all diese furchtbaren Quälereien zu denken, und mit Abscheu wendet sich mein Geist von einem Lande, in dem weder die Schönheiten der Natur, noch die Meisterwerke der Kunst und leider am wenigsten die Religion zur Veredelung der Volksseele beitragen konnten."

So wie Prof. Fleischer haben gewiß noch viele Künstler empfunden, die in Italien waren. Auch Prof. Friedr. Theod. Vischer hat sich in seinen Werken vernichtend über die italienische Tierschinderei ausgesprochen. Und Professor Felix Dahn sagt in seinen „Erinnerungen" (Buch 3, S. 436):

„‚Ma che vuole? non è cristiano, non ha anima, l'asino!' (‚Was wollen Sie? Der Esel ist kein Christ, er hat keine Seele!') erwiderte auf mein Schelten ein Eseltreiber, der mit eisernem Stockstachel immer wieder in die schwärende Wunde des armen Tieres stieß. Und — als leidenschaftlichem Vogelfreund — ist mir ein Greuel ihre abscheuliche Ermordung und Auffressung aller Singvögel, infolge deren Raupen und andere Schädlinge ihre Wälder und Gärten von Rechts wegen verwüsten.

„Es ist empörend, wie auf den Märkten von Verona bis hinab nach Amalfi viele Hunderttausende der edelsten, nützlichsten und kleinsten Singvögel, die für den Schlund nichts sind als ein Schluck und ein Druck, Grasmücken, Meisen, Finken jeder Art, Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Bachstelzen, erwürgt zum Kauf angeboten werden. In Süditalien fangen sie die Schwalben aus der Luft mit fliegenbeköderten Angelhaken."

Angesichts solcher Zustände ist es begreiflich, wenn eine gebildete Frau an den Berliner Tierschutzverein in einem Briefe äußerte:

„Kann Ihnen nicht sagen, wie hocherfreut ich bin, endlich einmal eine Stimme zu vernehmen, welche auch für diese Tausende von unerlösten Opfern jenseits der Berge spricht! Von einer Reise bis nach Neapel kehrte ich gemütskrank heim! Hundertmal fragte ich, warum die vielen tausend Menschen vor mir, welche doch ebenso sehen mußten wie ich, denn gar nichts taten oder schrieben? Wieviel Tinte wurde verklext über jeden alten

Stein, wieviel Ekstase aufgewendet über angebliche Grazie der Landbewohner 2c.; nur über ihre entsetzliche Grausamkeit gegen diese armen Geschöpfe wurde keine Silbe geschrieben!"

Letztere Bemerkung ist nun zwar, wie sich erweist, nicht ganz richtig, aber immerhin stimmt das Eine, daß in den allermeisten Büchern und Schilderungen über Italien die landesübliche Tierquälerei still übergangen wird. Dies ist das Verkehrteste, was geschehen kann. Der Mahnruf eines in Norditalien lebenden Deutschen, welcher seit Jahren eine italienische Tierschutzgesellschaft vertritt, sollte wohl beachtet werden: „Wenn wir Tierfreunde in Italien zugunsten unserer Sache etwas erlangen wollen, so ist dies nur möglich, wenn die ausländische Presse (Fachzeitungen und Tagesblätter) immer wieder, unermüdlich und in energischer Weise, das Publikum und die Reisenden auf die Tierquälerei in Italien aufmerksam macht, dieses Übel mit feurigen Worten brandmarkt und die ausländischen Regierungen einladet, auf diplomatischem Wege das zu erwirken, was man von einem zivilisierten Volke (zum Schutz der Tiere) erwarten darf."

Damit nun aber die öffentliche Meinung in Bewegung kommt, ist es nötig, daß sich eine Reihe der angesehensten Zeitgenossen an das Volk und die Presse mit einem Aufruf wendet. Es sollten die Künstler, welche ja in Scharen nach Italien pilgern, ferner berühmte Gelehrte, Schriftsteller, Politiker und sonstige Namen von Klang sich zu einer Notablenerklärung vereinigen und so diese scheinbare Tierschutzangelegenheit vor der ganzen Öffentlichkeit zu dem, was sie innerlich längst ist, zu einer Angelegenheit der Menschheit und des edlen Menschentums erheben. Bereits einmal hat eine solche Erklärung gute Wirkung gehabt, als im Jahre 1896 bekannt wurde, daß die spanische Regierung in einem Fort bei Cartagena die gefangenen Anarchisten grausam foltern ließ. Damals nahm sich ein schnell gebildeter Ausschuß bekannter Männer aus allen Lagern (v. Egidy, Bebel 2c.) der Leute an, und die spanische Regierung gab sie darauf hin frei. Jetzt nun müssen die Italiener vor die Alternative gestellt werden: Entweder ihr schafft in eurem Lande diese greulichen, eines modernen Kulturvolkes unwürdigen Zustände ab, — oder Zehntausende von Touristen wählen sich ein anderes Reiseziel.

Auf diesem Wege wäre allerdings mehr zu erreichen als auf dem „diplomatischen". Wie viele aber würden — auch unter Deutschen — derer sein, die aus solchen Gewissensgründen auf ihr heißersehntes Hochzeits-Reiseziel verzichten möchten? Es ist wahrlich nicht der Zweck dieser Zeilen, nur über den „Tierschutz" anderer Völker den Stab zu brechen und das liebe „deutsche Gemüt" auf deren Kosten zu feiern und — einzuschläfern. Darauf hat das liebe „deutsche Gemüt" so lange keinerlei Anspruch, als es in seiner Gesetzgebung das Mißhandeln und Quälen der Tiere an sich außer Strafe stellt. Ja, das ist die nackte Wahrheit: Tierquälerei und -mißhandlung ist nach deutschem „Recht" erlaubt. Bestraft wird nur, wer „öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt". Und auch den Pechvogel, der das unglaubliche Ungeschick hat, in einem so breitmaschigen Netze hängen zu bleiben, bedroht im Höchstfalle nur eine Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft bis zu 6 Wochen. Nach diesem, das „deutsche Gemüt" eigenartig beleuchten-

den Gesetze (§ 360, 13 Str.-G.-B. f. d. D. R.) wird also — um es ein für allemal festzunageln — nur jene Tierquälerei bestraft, welche

1. öffentlich oder
2. in Aergernis erregender Weise begangen und bei welcher
3. das Tier boshaft gequält oder roh mißhandelt wurde.

Danach können also die niederträchtigsten Verbrechen an der wehrlosen Tierwelt straflos verübt werden, wenn der Tierquäler nur die Vorsicht anwendet, seine Opfer vorher an einen Ort zu bringen, wo die Öffentlichkeit ausgeschlossen ist. Die meisten heute üblichen furchtbaren Tierquälereien geschehen im geheimen und können aus diesem Grunde nicht strafgesetzlich verfolgt werden. Ist bei solchen Mißhandlungen und Quälereien überhaupt kein Zeuge zugegen, so ist heute jede Bestrafung ausgeschlossen.

Finden die Mißhandlungen und Quälereien indes zwar nicht „öffentlich", aber doch in Gegenwart anderer Personen statt, so kommt es gemäß dem derzeitigen Standpunkte der „Rechtsprechung" nicht darauf an, ob und welchen Schmerz das Tier empfindet, sondern darauf, ob irgend jemand von den Anwesenden an der Qual des Tieres Ärgernis genommen hat!!

Nach der Vorgeschichte des Paragraphen sollte allerdings zur Bestrafung das Ärgernis genügen, das vom Publikum beim nachträglichen Bekanntwerden der Schandtaten genommen wird; aber die Rechtsprechung unserer Gerichte hat sich leider auf einen anderen Standpunkt gestellt. Sie verlangt zum mindesten, daß die sichtbaren Folgen der Tat Ärgernis erregen, oder gar, daß die bei der Tat anwesenden Personen Ärgernis genommen haben. Nun wird es jedoch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen können, daß die fraglichen Mißhandlungen zumeist in Gegenwart von Menschen vor sich gehen, die daran kein Ärgernis nehmen, sondern eher ihre Freude finden und aus natürlicher oder anerzogener Roheit an die Qualen des gepeinigten Geschöpfes gar nicht denken.

Zum Straftatbestande ist aber ferner erforderlich, daß das Tier boshaft gequält oder daß es roh mißhandelt werde.

Hiernach können und müssen wieder eine nicht geringe Anzahl von Fällen straflos bleiben, welche an sich gewiß ihre Strafe verdienen würden, wo jedoch nach Auffassung des Gerichtes von boshaften Qualen oder roher Mißhandlung nicht zu reden ist. Die vielen Fälle, in denen Tiere zum Vergnügen (Sport), aus Mutwillen und anderen Gründen gequält werden, stehen tatsächlich außerhalb der Verfolgung durch den Tierschutzparagraphen.

Es ist erklärlich, daß bei so vielen Maschen und Lücken des Gesetzes vor Gericht aller Scharfsinn, alle Auslegungskunst aufgewendet wird, um Vergehen, die nach dem einfachen gesunden Menschenverstande bestraft werden müßten, noch als gesetzlich zulässig erscheinen zu lassen. Die höchst wunderliche Verklausulierung macht eben den § 360 Nr. 13 zu einer Maßregel, welche eigentlich mehr die Tierquäler vor Strafe, als die Tiere vor Quälereien schützt. Daher haben sich sogar Witzblätter mit diesem Meisterstück der Gesetzgebungskunst beschäftigt, wie folgende Probe bekundet:

Humoristisches. (§ 360 Ziff. 13 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich.) Gendarm Peinlich wird Augenzeuge einer Tierquälerei und erstattet hierüber folgende Anzeige: „Gestern abend 5 Uhr sah ich, wie der Kutscher Lorenz Meier in der Schmidstraße sein Pferd durch Schläge roh mißhandelte.

Ich notierte ihn deshalb und setzte meine Patrouille fort. Nach einiger Zeit aber fiel mir ein, daß ich nicht das gesetzlich vorgeschriebene Ärgernis an seiner Handlungsweise genommen hatte. Ich kehrte deshalb um, traf ihn glücklicherweise noch bei der Tat, nahm daran das Ärgernis und ging nun auf die Station." (Fliegende Blätter.)

Ein anderer großer Mangel der jetzigen Regelung ist sodann die Einreihung der Tierquälerei unter die bloßen Übertretungen der öffentlichen Ordnung, also unter die leichtesten der strafbaren Handlungen, welche das Strafgesetz kennt. — Jede absichtliche Beschädigung einer fremden, leblosen Sache gilt als „Vergehen", die Verletzung eines lebenden, fühlenden Wesens dagegen gilt nur als „Übertretung". Die Sachbeschädigung wird laut § 303 des Str.-G.-B. mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft, dagegen selbst die grauenhafteste Tierquälerei nur mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft!

Es ist eine tief bedauerliche und ganz unbegreifliche Tatsache, daß die Gesetzgeber in Deutschland das schändlichste Martern von Tieren nicht schlimmer gefunden haben als wie unbefugtes Tragen einer Uniform oder ruhestörendes Singen auf der Straße; und daß sie auch die ganze Sache für so unwichtig ansehen, daß sie trotz mehrfacher Bitteingaben der Tierschutzvereine in Jahrzehnten sich nicht die Zeit und Mühe genommen haben, dieses klaffende Rechtsunrecht zu beseitigen.

Die ganz ungenügende strafgesetzliche Bewertung der Tierquälerei wirkt nun auf die Praxis geradezu verderblich zurück durch die Ansetzung fast nur des Mindestmaßes der zulässigen Strafen. Während schon an sich wenige Tierquälereien nach den heutigen Bestimmungen bestraft werden können, werden sie, im schroffsten Gegensatz zu der auf manchen anderen Gebieten der strafrichterlichen Tätigkeit geübten Praxis, von den meisten Gerichten so milde bestraft, daß das Strafmaß vollends in gar keinem Verhältnis steht zu der Abscheulichkeit der Tierquälerei.

Die vielen Leute, welche sofort unwillig werden, wenn das Gespräch auf Tierschutz kommt, und welche sagen, es sei Zeit, endlich an den Menschenschutz zu denken, für die Tiere werde immerzu getan, — diese alle können sich leicht von der Unhaltbarkeit ihrer Meinung überzeugen, indem sie einen Blick über die folgenden Fälle von Rechtsprechung werfen.

Wiesbaden, 7. Juni 1904. Ein Maurer fing auf einem Neubau eine Ratte, übergoß sie mit Petroleum, steckte dies in Brand und ließ nun das Tier zu seinem Ergötzen brennend und schreiend herumlaufen. Als ihm der Spaß lange genug gedauert hatte, schlug er das bei lebendigem Leibe halbgeröstete Tier endlich mit einem Knüppel tot. — Das Schöffengericht mußte den Unhold freisprechen, weil die Tat nicht öffentlich, sondern in einer Hütte begangen worden war, und weil die zuschauenden Kameraden des Täters „kein Ärgernis daran genommen haben", wie sie als Zeugen bekannten. (Frankfurter Gen.-Anzeiger vom 10. Juni 1904.)

Düsseldorf, 10. August 1904. Ein Gutspächter aus Büderich hatte für seinen Milchwagen ein Pferd benutzt, das eine offene Wunde am Bein aufwies. Auf Grund der Anzeige wegen Tierquälerei unter Anklage gestellt, mußte das Schöffengericht den Mann freisprechen, weil die Quälerei, obgleich sie öffentlich geschehen war und auch Ärgernis erregt hatte, doch nicht als bos-

hafte Quälerei und auch nicht als rohe Mißhandlung angesehen werden konnte. Das Gericht bedauerte, daß ihm nach Lage einer unzulänglichen Gesetzgebung nichts anderes übrig bleibe. (Barmer Zeitung vom 11. August 1904.)

Magdeburg, 27. Mai 1904. Der Wurstfabrikant Müller hatte die Katzen seiner Vorgängerin in eine Kiste genagelt und die Tiere elend verhungern lassen; niemand konnte die Tiere befreien, da die Kiste in einem verschlossenen Stalle stand. Empört über diese Handlungsweise nannte ein Hausbewohner den Mann einen „Katzenmörder“ und „Katzenschlächter“ und drohte ihm. — Das Schöffengericht bedauerte unendlich, den Tierquäler freisprechen zu müssen, da die Verjährung, welche schon drei Monate nach der Tat beginnt („Majestätsbeleidigungen“ verjähren nach fünf Jahren!), eingetreten sei. Hingegen wurde der anzeigende Hausbewohner wegen Beleidigung des Tierquälers mit 5 Mark bestraft, da für Beleidigungen die Verjährungsfrist weiter reicht. (Magdeburger Zentral-Anzeiger vom 28. Mai 1904.)

So sieht also der Schutz aus, den die Tiere in Deutschland gesetzlich genießen. Es ist eine wahre Sünde und Schande, daß bei solchen himmelschreienden Verhältnissen immer noch Menschen, die für gebildet und wohlwollend gelten wollen, einer Verbesserung entgegenarbeiten, indem sie, statt die Bewegung zu fördern, ihr durch kleinliche Bemerkungen Abbruch tun. Das heute zu Recht — eigentlich zu Unrecht — bestehende mangelhafte Tierquälerei-Strafgesetz (§ 360 Nr. 13) ist für die armen Tiere ein Fluch. Und zugleich ist es mit seinen Bußen, seiner töricht verklausulierten Verjährungsfrist der beste Antrieb, verbrecherisch veranlagte Personen in ihren grausamen Neigungen zu bestärken. Im ganzen ist es das Gegenteil von dem, was es seiner Natur nach für die Tiere sein sollte.

Wie anders werden aber vom Gesetz die menschlichen Interessen in Schutz genommen, vor allem das Eigentum! Um eines Diebstahls von 5 Pfennig willen kann man monatelang ins Gefängnis kommen. Das ist keine Fabel, sondern nackte Wahrheit, wie folgender Fall aus Braunschweig beweist:

„Um Mittagessen kochen zu können, entwendete die Ehefrau des Arbeiters Karl Gebhardt aus Bornecke ein Bund Reisig im Werte von 5 Pfennig. Die Frau gab an, sie habe sich in großer Not befunden, und zu Hause wäre kein Holz vorhanden gewesen. Das Gericht verurteilte die Angeklagte, die schon vorbestraft war, auf Grund des § 244 des Strafgesetzbuches zu drei Monaten Gefängnis.“ (Berliner Ztg. vom 10. August 1904.)

Daß auch in den menschlichen Verhältnissen noch sehr viel zu bessern ist, kann doch kein Grund sein, in dem Geschick der Tiere alles beim schlechtesten zu lassen. Es ist das auch nur ein ganz schäbiger Vorwand, hinter dem sich in den meisten Fällen Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und — Feigheit verbergen. Auch die. Sonst könnte es nicht so häufig vorkommen, daß Tiere in aller Öffentlichkeit und mit all den anderen strafgesetzlichen Kriterien gemißhandelt werden, ohne daß der Schinder sofort den gebührenden Denkzettel empfängt, wie das in Amerika und England zu geschehen pflegt. Man sagt den Engländern vieles nach; doch das eine wird ihnen niemand absprechen können, daß sie die Tiere richtig behandeln; mit dem Pferde wird sogar nur gesprochen. Deshalb ist es möglich, daß die englischen Ladys so oft den Einspänner lenken. So wie in England jede Missetat allgemein geahndet wird, ähnlich wird auch den Tieren aller Schutz gewährt. Schopenhauer führt ein Beispiel an, welches der „Times“ vom 6. April 1855 entnommen ist. Die Zeitung berichtete, daß die Tochter eines sehr begüterten schottischen Baro-

nets, welche ihr Pferd grausam gepeinigt hatte, verklagt und zu 5 Lstrl. Strafe (100 Mk.) verurteilt wurde. Die „Times“ erhöhte die Züchtigung dadurch, daß sie den vollen Namen des Knechtes in weiblicher Gestalt zweimal anführte und mit großen Buchstaben hinzusetzte: „Wir können nicht umhin, zu sagen, daß ein paar Monate Gefängnisstrafe nebst einigen privatim, aber vom handfestesten Weibe aus Hampshire applizierten Auspeitschungen eine viel passendere Bestrafung der Miß N. N. gewesen sein würde. Eine Elende dieser Art hat alle ihrem Geschlechte zustehenden Rücksichten und Vorrechte verwirkt: wir können sie nicht mehr als ein Weib betrachten.“ Dürfte sich jemand z. B. — auf dem Kontinente eine solche im gerechten Zorn veröffentlichte Äußerung erlauben, ohne angeklagt und verurteilt zu werden?

Ach, wir müssen bescheiden sein! Es wäre für moderne deutsche Heldenkraft schon ein Großes, gelänge es, eine ernsthafte Bewegung in Fluß zu bringen, die unermüdlich auf die öffentliche Meinung, die Volksvertretungen und die Regierungen drückte, um sie zur Abstellung auch nur der schlimmsten Mißbräuche mit sanfter Gewalt zu zwingen; namentlich aber zu einer Änderung des eines christlichen Kulturvolkes unwürdigen Strafgesetzbuch-Paragraphen. Die wohlbegründeten positiven Vorschläge wolle man aus den Flugblättern des Berliner Tierschutzvereins (Geschäftsleiter Hermann Stenz, Berlin SW., Königgrätzer Straße 108) ersehen. Auch die anderen Schriften, insbesondere den „Tier- und Menschenfreund“ lasse man sich von dort regelmäßig kommen und verbreite sie so nachdrücklich als möglich. Die Geschäftsstelle stellt Werbematerial gern zur Verfügung, liefert auch an Gasthäuser usw. auf Wunsch unentgeltlich ihre Zeitschrift. Eine Postkarte genügt, um der guten Sache vielleicht ein Dutzend neuer Anhänger zu werben und ebensoviel treuen, unglücklichen Mitgeschöpfen ihr Los zu erleichtern. Für Türmerleser bedarf es wohl nur dieser Anregung, um sie zu tatkräftiger Mitwirkung zu bewegen. —

Goethe wußte auch von „unseren Brüdern in Busch und Tal“. Sollten wir weniger — menschlich fühlen und denken als der angebliche „große Heide“? Der freilich in Wahrheit ein großer Christ war. Wir, die wir uns Christen nennen? Sollte wirklich menschliche Liebe und Barmherzigkeit am Menschen ihre Grenze finden? Könnte sie dann noch aus dem göttlichen Urquell stammen? — —

Nun, da das Fest der Liebe sich erneuert,
Nun, da es wieder heil'ge Weihnachtszeit,
Da ungezählter Kerzen Glanz erschimmert
Am hoffnungsgrünen Wunderbaum der Liebe
Und sich in ungezählten Augen malt;
Da süße Engelslieder uns ertönen
In reinen Kinderstimmen widerhallend —:
„Der Erde Frieden, uns ein Wohlgefallen,
Und Ehre dem Allmächt'gen in der Höhe“, —
Da sinnen wir beschämt, beglückt, erschüttert
Dem Urquell aller dieser Gnaden nach.

Es war das Mitleid. Heil'gen Mitleids Tiefen
Entstieg der Heiland. Gott, der Ewigreine,
Er litt mit uns und darum auch für uns;
Ihn jammerten der sünd'gen Menschheit Qualen.
O welch ein Bild unfaßbar tiefen Sinns: —
Der Gott im Grabe blut'gen Leids erglühend! —



Ernst Rietschel
Pietà

Aus „Lübke-Haack, Grundriß der Kunstgeschichte" (Stuttgart, Paul Neff Verlag)

O möchte doch aus jedes Lichtleins Glanz
Des Christuskindes Auge uns erstrahlen,
Beseligend und mahnend uns durchdringen!
O möchte doch, wie dieser Kerzen Wachs,
Auch unsres Herzens Härtigkeit zerschmelzen
In Mitleid . . .



Manöver und Paraden.

Wer, ohne selbst einer der privilegierten Kasten anzugehören, sich dennoch erdreistet, an gewissen Eigentümlichkeiten sotaner Kasten Kritik zu üben, dessen Beginnen wird von vielen Beteiligten als ruchloser Einbruch in ihr umfriedetes Heiligtum, ja als schlimmer denn Baumfrevel angesehen. Solcher „heiligen Haine", die kein profaner Fuß ungestraft betreten darf, gibt es manche in Deutschlands gesegneten Gauen; am eifersüchtigsten aber bewachen ihre Grenzsteine die Juristen- und die Militärklasse. Nur der Berufsjurist, nur der Berufsmilitär hat angeblich einen Anspruch, in Fragen der Rechts- oder Heeresverfassung mitzureden. Alle anderen sind „Laien", deren Urteil grundsätzlich und von vornherein als dreiste Anmaßung, sonst aber völlig wertlos zurückzuweisen ist.

Daß die Funktionen dieser Institute die Lebenspfade jedes einzelnen Deutschen auf Schritt und Tritt kreuzen und durchschneiden, daß sie ihn, mag er wollen oder nicht, bis in den innersten Lebensnerv treffen, daß sein persönliches Wohl und Wehe zum großen Teile von ihnen mitbedingt und mitbestimmt wird, darob wird den eifrigen Grenzwächtern noch lange nicht in ihrer Gottähnlichkeit bange. Für sie teilt sich die Menschheit längst und unwiderruflich in Kasten, die zu befehlen haben, und „Publikum", das zu „parieren" hat.

Somit wäre alles aufs einfachste und beste geordnet. Träten nur nicht öfter aus der Kaste selber Glieder hervor, die so — kastenvergessen sind, daß sie den einfältigen, vorlauten Laien in der Beurteilung gewisser Verhältnisse in ihrem Lager recht geben, ja sie darin mit dem ganzen Apparat ihrer Fachkenntnis unterstützen. Und es gibt gottlob noch etliche solcher Ketzer, denen Wahrheit und Gerechtigkeit über die vermeintlichen „Standesinteressen" gehen.

Im Offiziersstande sind sie keine Seltenheit mehr. So hat kürzlich in der „Gegenwart" ein sachkundiger Militär das Wort zu einer Frage genommen, die ihre recht heikeln Seiten hat, nämlich zu der Frage des Wertes oder Unwertes der Manöver, insbesondere der Kaisermanöver. Er bestätigt und begründet da Auffassungen, die im dummen Publikum überwiegen, trotzdem es doch eigentlich in keiner Weise berechtigt ist, überhaupt eine Auffassung davon zu haben.

Nicht Neues freilich sagt der Verfasser mit der Behauptung, daß die wichtigste Persönlichkeit im Felde der Führer ist. „Die mangelnden Fähigkeiten des Feldherrn kann auch die beste Truppe nicht ersetzen. Hiervon ist niemand mehr durchdrungen als Wilhelm II.; und daher benutzt er mit Recht jede sich bietende Gelegenheit und natürlich auch die großen Herbstmanöver,

um sich in der höheren Führung immer mehr zu vervollkommnen. Leider wurde der Monarch zum Befremden und Bedauern aller Einsichtigen im Reiche von denjenigen, in deren Händen die Leitung der Kaisermanöver liegt, wie bisher auch dieses Mal so gut wie gar nicht unterstützt. So wie sich dort oben in Mecklenburg die Operationen, bei denen der Kaiser die Rolle eines Führers übernommen hatte, abspielten, konnte er weder das Wesen der höheren Führung kennen, noch sie besser beherrschen lernen. Eigentlich steht im wirklichen Kriege nur das Eine fest, daß es einen Feind gibt. Wo er sich befindet, weiß im Grunde nur der, welcher ihn an der Klinge hat. Und was er beabsichtigt, erfährt sein Gegner mit Sicherheit überhaupt nicht; nicht einmal dann, wenn er sich mit ihm in den Haaren liegt. Fast alle von den Führern zu fassenden Entschlüsse stützen sich daher nur auf mehr oder minder gut begründete Vermutungen, aus denen sich das Zutreffende weniger herausklügeln als herausfühlen läßt; wie denn Taktik mehr eine Sache des Gefühls als des Verstandes ist. Als aber der Monarch in den Vormittagsstunden des 13. Septembers den Befehl über Blau übernahm, kannte er bis in die nichtigsten Einzelheiten Lage und Absichten beider Parteien, mithin auch diejenige seines nunmehrigen Feindes, und als er ferner am 14. zu Rot überging, war er über seinen jetzigen blauen Gegner, dem er soeben erst zu einem glänzenden Siege verholfen hatte, um vieles besser orientiert als über Rot. Beide Male konnte er seine nach der Übernahme des Oberbefehls zu treffenden Anordnungen auf so positive Unterlagen stützen, wie sie sich ihm in einem wirklichen Kriege niemals bieten werden. Und so wenig kriegsgemäß sich die Befehlserteilung gestaltete, so wenig zweckentsprechend verliefen später an vielen Stellen auch die Gefechte. In der Tagespresse wurde den Schiedsrichtern der diesjährigen Kaisermanöver das Wort zugerufen: ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.‘ Selbstverständlich haben diese Herren, selbst wenn der oberste Kriegsherr führte, ihre Entscheidungen lediglich nach Pflicht und Gewissen getroffen. Aber andererseits ist doch auch die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß Wilhelm II. immer den Sieg davontrug; und dies war — wenigstens nach den sogar in offiziösen Zeitungen veröffentlichten Berichten — mitunter nur dadurch möglich, daß seine Truppen auch dort Terrain gewinnen durften, wo sie sonst sicherlich hätten zurückgehen müssen. Im Mobilmachungsfalle ist der Kaiser der Höchstkommandierende der ganzen deutschen Armee. Von seinen Entschlüssen hängt dann nicht nur das Leben und Sterben vieler Tausende deutscher Männer, sondern auch des Reiches Geschick ab. Ist da nicht zu befürchten — und diese Frage stelle ich hier heute nicht zum ersten Male —, ist da nicht zu befürchten, daß er im gegebenen Falle auf seinen guten Stern, der ihm in den großen Manövern unentwegt zur Seite gestanden hat, zu fest bauen und sich demzufolge das Kriegsglück von ihm abwenden wird? Ohne ein gehöriges Maß von Selbstvertrauen ist allerdings kein Feldherr denkbar. Es erhält, wie es scheint, auch den russischen Oberbefehlshaber, den General Kuropatkin, trotz aller bisherigen schweren Niederlagen und trotz des Mißtrauensvotums, das ihm von Petersburg aus in der Ernennung eines zweiten Armeeführers erteilt worden ist, noch bei gutem Mut. Aber eine zu große Zuversicht auf das Ge-

lingen der geplanten Unternehmungen ist vielleicht noch eine größere Gefahr als Zaghaftigkeit. Mir ist ein General bekannt, der, so oft er in den Manövern zu führen hatte, den ihm unterstellten Offizieren ganz genau auseinanderzusetzen wußte, daß der böse Feind in die Pfanne gehauen werden würde, und der dennoch, nein, gerade deshalb jedesmal gründlich geschlagen wurde. Auch darin hat es die bisherige Manöverleitung heuer wieder vollkommen versehen, daß sie den Kaiser nicht mit den Launen des Kriegsglücks bekannt und mit den gewaltigen Schwierigkeiten vertraut gemacht hat, die ein Feldherr nach einer Niederlage überwinden muß. Einige Zeitungen brachten kurz vor den diesjährigen Kaisermanövern die Meldung, der Chef des Generalstabes wolle dem Druck der Jahre nachgeben und sich ins Privatleben zurückziehen. Leider hat sich dieses Gerücht nicht bestätigt. Die Leitung der großen Herbstübungen durch ihn und im besonderen der Operationen, an denen der Kaiser aktiv beteiligt ist, läßt aber seinen alsbaldigen Rücktritt als dringend wünschenswert erscheinen.

„Stillstand ist zweifellos Rückschritt. Aber auf der anderen Seite darf sich die Bewegung auch nicht im Kreise vollziehen. Während der letzten Kaisermanöver in Württemberg konnten Stellungen, die von Rechts wegen uneinnehmbar waren, von Infanterie gestürmt werden, deren hintere Linien geschlossen mit fliegenden Fahnen und unter klingendem Spiel im schönsten Paradeschritt vorgingen. Vor zwei Jahren glänzte die erste Gardedivision in den Kaisermanövern zwischen Frankfurt a. O. und Meseritz in Burentaktik, bei welcher sich die Truppen in die kleinsten Atome auflösten. In dem Gelände zwischen Wismar und Bobitz brachte in diesem Jahre wieder der Infanterieangriff mit fliegenden Fahnen und unter klingendem Spiele den Sieg. ‚Japanische Taktik!' meinten die Offiziösen und wollten damit beweisen, wie schnell unsere Heeresleitung den allerneuesten Lehren der modernen Kriegführung zu folgen weiß. Gewiß! Die geschlossenen Linien, die von hinten den Angriff der Infanterie nach vorwärts tragen sollen, sind von den Japanern mit Vorliebe in ihren bisherigen Kämpfen angewandt worden; aber wahrhaftig nicht zu ihrem Vorteil. Nicht ihrer Infanterie verdanken sie ihre Erfolge, sondern ihrer Artillerie und der Taktik ihrer höheren Führer. Mit staunenswerter Tatkraft hat in den letzten drei Jahrzehnten Japan seine Armee den europäischen Heeren nachgebildet. Aber in taktischer Hinsicht vermochte sie doch noch nicht mit ihnen Schritt zu halten. Die japanische Infanterie kämpft heute noch in derselben Weise wie die deutsche Infanterie nach 1871 auf Grund der damaligen Beschaffenheit der Feuerwaffen. Weil heute mit geschlossenen Abteilungen beim Infanterieangriff nichts auszurichten ist, gerade deshalb verbluteten die Japaner bei dem Sturm auf die russischen Stellungen von Liaujang fast gänzlich, trotzdem das russische Infanteriefeuer herzlich schlecht war. Hierüber werden sich auch die für das deutsche Heer maßgebenden Stellen nicht getäuscht haben. Warum nun aber mit einem Male wieder der schon mehr parademäßige Angriff aus den siebziger Jahren? Etwa, weil er ein blendend schönes Bild lieferte, das vielleicht ein Maler festhalten konnte? Doch wohl kaum. Aber welcher Art die Beweggründe auch gewesen sein mögen, die Rückkehr in den diesjährigen Kaisermanövern zu längst Abgetanem ist um so unbegreiflicher, als doch der Krieg in Ostasien überzeugend nachgewiesen hat, daß es nicht mehr lebensfähig ist.

„Von der oben hervorgehobenen großen Bedeutung des Führers für die Truppe waren die Generäle, welche am 12. und 13. September führten, vielleicht zu sehr durchdrungen, so daß die Truppe nicht immer die Berücksichtigung fand, die sie beanspruchen darf. An jenen beiden Tagen haben sich die beiden Herren als gelehrige Schüler des Grafen Häseler erwiesen, für den, wenn er führte, die physische Leistungsfähigkeit von Mann und Pferd unbegrenzt zu sein schien. In sämtlichen und namentlich in hochoffiziösen Zeitungen war zu lesen, daß an einem Tage die Infanterie des 9. Korps 48, die Infanterie des Gardekorps sogar 50 Kilometer marschiert sei, ehe sie in den Kampf eingetreten wäre. Solche Anforderungen werden an die Fußtruppe im Kriege niemals gestellt. Und dabei darf nicht übersehen werden, daß im allgemeinen der Fußsoldat im Kriege viel weniger physisch zu leisten hat als im Manöver. Im Manöver biegt er mindestens fünfmal in der Woche von der bequemeren Straße auf den ungemütlichen Sturzacker ab, wenn die Entwickelung zum Gefecht erfolgt; im Kriege bleibt er oft ganze Monate auf der Landstraße. Wenn überhaupt, so lassen sich die an Infanterie gestellten Zumutungen nur sehr schwer rechtfertigen. Hierzu wird man sich natürlich, wie bei einem ähnlichen Anlaß in den vorigen Kaisermanövern, auf den vorzüglichen Gesundheitszustand berufen, in welchem sich die Mannschaften nach der gewaltigen Marschleistung befunden haben sollen. Was beweist dieser aber? Daß viele Mannschaften sich ‚etwas geholt' haben, wird erst später zutage treten; bei einer großen Zahl sogar erst nach Rückkehr zu ihren bürgerlichen Geschäften. Für einen höheren Führer mag es ja in den Kaisermanövern recht erfreulich sein, wenn er infolge ungewöhnlicher Marschleistungen mit seinen Truppen plötzlich an einer Stelle erscheinen kann, wo ihn auf Grund kriegsmäßiger Marschleistungen niemand erwartet. Aber von genauer Kenntnis der physischen Kräfte der Mannschaften und von der gebotenen Rücksichtnahme des Führers auf die Truppe zeugt es ebensowenig wie von der richtigen Würdigung des Erfordernisses, daß die Manöver sich stets dem Kriege mehr zunähern als sich von ihm zu entfernen haben ..."

Die Auguren werden sich verständnisinnig zulächeln. Wenn aber das Publikum mitlächelt, dann verfinstern sich alsbald die eben noch so feuchtfröhlichen Augurengesichter, dann ist das Anmaßung und darf nicht geduldet werden: „Ja, Bauer, das ist ganz was andres."

Wenn etwas dem modernen Deutschen noch heilig ist, dann ist's die Kaste. Sie allein macht eine Ausnahme von dem παντα ρει (alles im Fluß), thront erhaben über dem Gesetz der Entwicklung und also auch über der Kritik, der Bedingung und dem Ausgangspunkte jeder Entwicklung. Clio aber hat ihren Spaß daran ...

Über Augurenzorn und -lächeln aber schreitet die Entwicklung unaufhaltsam hinweg, und die Kritik macht auf die Dauer auch vor den bestakkreditierten Popanzen nicht Halt, mögen sie die Backen noch so süffisant aufblasen. Es ist, wie die „Berliner Zeitung" in einer Betrachtung ausführt, traurig genug, daß in weiteren Kreisen Verständnis für die Beschwerden und Sorgen über allerlei Mißstände im deutschen Heerwesen erst erstanden ist, seitdem Romane und Bühnenstücke sie popularisiert haben. Nun aber der Boden besser bereitet sei als ehedem und unter dem Einflusse schärferer kritischer Stimmung der

schauspielerische Zug und die Pflege schimmernder, aber wertarmer oder gar wertloser und selbst schädlicher Nichts-als-Äußerlichkeiten in der Armee offen und reichlich getadelt werden, nun komme auch noch Hilfe aus dem Lager unbestechlicher Wissenschaft, die aus reicher und wohlgesichteter Erfahrung schöpfe.

„Drill und Parade, Paradedrill — man weiß nachgerade, daß mit dem Aussprechen dieser Worte beklagenswerte Nachteile des jetzigen preußisch-deutschen Militärwesens getroffen werden. Das Infanterie-Exerzierreglement bestimmt: ‚Das Exerzieren bezweckt Schulung und Vorbereitung der Führer und Mannschaften für den Krieg. Alle Übungen müssen deshalb auf den Krieg berechnet sein.‘ Wie haben sich Drill und Krieg 1870/71 zueinander verhalten? Die preußischen Offiziere hatten sich vor 1870/71 weidlich lustig gemacht über die bayerische Armee, deren ‚Drill‘ für die Katze war und nicht für den König von Preußen. Wie glänzend aber haben die ‚schlecht gedrillten‘ Bayern unter Tann bei den Orleanskämpfen bestanden! Und jene französische Armee, die bei Beaune-la-Rolande einen der heldenmütigsten und militär-technisch besten Kämpfe des ganzen Feldzuges geleistet, sie hatte von Drill, ja selbst von einigermaßen durchgreifendem Vorbereitungsexerzieren kaum eine Ahnung. Wie verhalten sich Manöverschauspiele neuester deutscher Mode zum Kriege? Ihr Unwert ist kaum einem Fachmann zweifelhaft. Freilich dürfen nicht alle Kundigen so offen reden wie der Militärberichterstatter des Londoner Daily Telegraph, ein Mann, der drei Kriege mitgemacht und ein erdrückend ungünstiges Urteil über das letzte Kaisermanöver gefällt hat.

„Aber wir haben doch unseren großartigen Parademarsch, nicht wahr? Wer macht uns den nach?! Nun, in dem von Meerscheidt-Hüllessemschen Buche über die Ausbildung der Infanterie, das erst in diesem Jahre erschienen ist, wird erzählt, daß nach einer Parade über die verschiedenen Heereskontingente in Peking ein fremdländischer Offizier zu einem preußischen gesagt: ‚Kinder! Warum schlagt ihr euch mutwillig die Knochen kaput?‘ Und ein deutscher Arzt, der als Militärarzt reiche Erfahrungen gesammelt hat, gibt diesem Kanadier, der für preußisch-deutsche Paradespielerei so gar kein Verständnis zeigt, in gewissem Sinne recht. Nämlich Herr Dr. Franz Thalwitzer, der auf der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte am 19. September d. J. in der Abteilung für Militärsanitätswesen einen Vortrag über den Parademarsch gehalten hat. Dieser Vortrag ist nun im Druck erschienen. Wie also denkt der vielerfahrene Militärarzt über den Parademarsch? Er erklärt unumwunden, daß der Zweck des Marsches, also der Zweck, vorwärts zu kommen unter Schonung der Kräfte, auch erreicht werden kann ohne langsamen Schritt und Parademarsch. Die mit höchstens gleichwertigem Menschenmaterial erzielten gleichwertigen Marschleistungen in Armeen, die einen Parademarsch in unserem Sinne nicht kennen, müssen als Beweis hierfür gelten. Der Militärarzt wird, nach der Ansicht des Herrn Dr. Thalwitzer, eine Abschaffung des Parademarsches vom ärztlichen Standpunkt aus immer wieder dringend befürworten müssen, unbekümmert darum, ob von militärischer Seite der Parademarsch als ein noli me tangere bezeichnet wird, oder als ein Zopf aus alter Zeit, der abgeschnitten werden muß.

„Herr Dr. Thalwitzer gelangt somit zu einer vollständigen Verwerfung des Parademarsches sowie seiner Vorübung, des langsamen Schrittes. Der Parademarsch ist erstlich durch keine Vorschrift des

Exerzierreglements gefordert. Er erreicht zum zweiten das gerade Gegenteil von Schonung der Kräfte. Er ist drittens auch unzweckmäßig unter dem Gesichtspunkte einer turnerisch-gymnastischen Übung. Er ist endlich aber für eine so große Zahl äußerer und innerer Krankheitsfälle in der Armee verantwortlich zu machen, daß die Gründe für seine Beibehaltung, die sich der ärztlichen Beurteilung entziehen, sehr schwerwiegende sein müßten. Herr Dr. Thalwitzer bringt für seine Anklagen gegen den Parademarsch als Erreger von Krankheiten ein ebenso reichliches als trauriges Material bei. Vorzugsweise ist es die durch Überanstrengung, durch Muskelzerrung entstehende Knochenhautentzündung, die Ursache der ‚Fußgeschwulst', die sich als eine Wirkung des Parademarsches ergibt. Ebenso unleugbar ist der häufige Zusammenhang von Verstauchungen des Fußgelenks mit dem zwar ‚verbotenen', aber zur strammen Ausführung der verlangten Übung unerläßlichen Aufschlagen des Pendelfußes. Etwa 800 Mittelfußknochenbrüche jährlich sind auf das Konto des Aufschlagens des Pendelfußes zu setzen. Sehnenscheidenentzündungen am Schienbein und Gelenkentzündungen — 80 Prozent am Kniegelenk — sind unmittelbare Folgen des Parademarsches. Mindestens 13812 Krankentage jährlich entfallen auf die direkten Wirkungen des Parademarsches. Zu den mittelbaren Folgen zählen akuter Gelenkrheumatismus, akute Herzaffektionen und nicht selten seelische Erscheinungen, die nahe an Psychose, an Geisteserkrankung, grenzen. Man beachte wohl: diese Feststellungen, im Kreise von Militärärzten vorgetragen, von militärärztlicher Seite bewirkt, sind durch großes Maßhalten, durch größte Vorsicht gekennzeichnet. Wenn solche Eingeständnisse am grünen Holze der militaristischen Orthodoxie geschehen, was soll am dürren Reisig der zur Schonung nicht geneigten Opposition werden?...

„Angesichts dieser Erfahrungen mit dem Parademarsch aber muß mit verstärkter Wucht, mit gesteigerter Schärfe gegen das Parademarionettenspiel angekämpft werden. Wir bringen dem Vaterlande die Blutsteuer. Wir stellen auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht unsere Brüder, unsere Söhne in den Dienst der Waffe. Aber als Bühnenstatisten sollte man sie nicht verwenden, und die fortgesetzte Soldatenmißhandlung durch langsamen Schritt und Parademarsch muß aufhören. Die Wehrkraft wird dabei nicht leiden, sondern gewinnen."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Ein Kapitel über unsittliche Literatur.

Kürzlich tagte zu Köln ein internationaler Kongreß gegen die unsittliche Literatur. Ein leider notwendiger, von uns allen unterstützenswerter Kampf! Es ist dringend erforderlich, daß man sich endlich mit Säuberung des aufdringlichen Straßenhandels, der frechen Schaufenster, der unzüchtigen Witzblätter, der Hintertreppen-Literatur befasse. Eine Nation verdummt und vertiert, die solche Sünden wider Geschmack und Sitte überwuchern läßt. Zum „Heimatschutz“ trete daher ein Volksschutz!

Aber man sei mutig genug, eine Hauptsache nicht zu übersehen! Diese Hauptsache ist die moderne Tageszeitung. Nach meiner Beobachtung, die jeder bestätigen wird, stürzen sich unsere Dienstboten auf jeden Lustmord- oder Engelmacherinprozeß, wie er leider selbst in unseren vornehmsten Blättern spaltenlang mitgeteilt zu werden pflegt. Es wäre künstlerische und sittliche Pflicht gebildeter Redaktionen, ein Übereinkommen zu treffen, derartige „Sensationen“ fortan in knappstem Bericht mitzuteilen, den gewonnenen Raum aber mit wertvollen Stimmungs- und Lebensbildern zu füllen, die auch vom Tüchtigen in der Nation Bericht erteilen. Also läutere man einmal vor allen Dingen unser Reportertum! Und auch die Chefredakteure sollten stolz und kühn genug sein, von der fatalen Ausrede so vieler Theaterdirektoren und Buchhändler abzusehen: „Das Publikum will nun mal so was!“

Dann aber sollte man weiter gehen und auch die jetzt modischen Anschauungen der „höheren Literatur“ reinigen! Denn diese kleinen Leute wandeln nur in gangbare Münze um, was die moderne Philosophie im großen geformt hat.

Und da wollen die Apostel Nietzsches von einem falsch verstandenen Nietzsche sprechen, als ob etwas deutlicher sein könnte als seine Definition vom gesteigerten Leben in „Jenseits von gut und böse“ (S. 259): „Leben selbst ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen, Einverleibung und minde-

stens, mildestens, Ausbeutung." Das übersetzen jene Leute dann ganz einfach in die Praxis!

Sollte diese Philosophie des Stärkeren wirklich das Zukunftsideal der Menschheit sein? Heißt das nicht freventlich den Ast absägen, auf dem man selber sitzt? Denn wie wäre Nietzsche je dazu gekommen, die Feder einzutauchen und aller Humanität einen Fehdebrief zu schreiben, wenn wir nicht wenigstens so weit gesittet wären, um den Schwächeren nicht mehr zu — verspeisen und überflüssige Kinder ins Wasser zu werfen? Nietzsche selber wäre unter solch „idealer" Zuchtwahl schwerlich so lange am Leben geblieben, um sein Evangelium des „gesteigerten Lebens", das heißt der gesteigerten Barbarei, verkünden zu können. Und auch Herbert Spencer z. B. würde bei seiner Kränklichkeit wenig Aussicht gehabt haben, am Leben bleiben und sein System entwickeln zu dürfen. Statt dessen ist er 83 Jahre alt geworden und hat ein Quantum von Denkarbeit geleistet, das noch lange seinesgleichen suchen wird.

Ob wohl diese Neubarbarei der rücksichtslosesten Selbstsucht, wie sie sich jetzt auch da breit macht, wohin der Name Nietzsches und seiner Werke nie gedrungen ist, sich zum Teil auf Nietzsches Lehren zurückführen läßt? Nun, wenn nicht als Philosophie, so sind Nietzsches Ideen doch als Literatur ins Volk gedrungen und haben auf belletristischem Gebiete eine Brutalität gezüchtet, die längst nicht mehr gegen die „Engländerei" — die äußere Wohlanständigkeit —, sondern gegen alle innere Sittlichkeit Front gemacht hat. Keine Zeitung und wenig Zeitschriften kann man — vom Auslande nach Hause kommend — mehr zur Hand nehmen, in der keine Ehebruchsgeschichten oder Skandalromane abgehandelt werden.

Und dann die aus überreizter Phantasie und zerrütteten Nerven entstandenen Erzeugnisse der Münchener und der Wiener Poeten! Da sie es zu geschlosseneren Kompositionen als die jetzt unmodern gewordenen „Modernen" bringen und das Bild zu Hilfe nehmen, so werden sie dem Volke um so gefährlicher.

Inwieweit Blätter wie der „Kunstwart" mit ihrer Überschätzung des „Ästhetischen" dieser Geistesströmung Vorschub leisten, mögen Berufenere untersuchen. Jedenfalls aber ist eine „Kunst", die das Ästhetische vom Ethischen trennt, zum mindesten keine deutsch-germanische Kunst. So ist es auch wohl nichts Zufälliges, daß die schönen und grausamen Bestien der Renaissance, besonders jenes Ungeheuer Cäsar Borgia, wieder ungebührlich zu künstlerischen Ehren kommen. Daß diese „Herrenmenschen" sich untereinander aufgerieben haben, stimmt freilich nicht zu der Herrenmoral von Nietzsche, um so mehr aber zu ihrer eigenen. „Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen und mindestens, mildestens Ausbeutung", in ungeminderter Form aber Verrat, Treulosigkeit und Mord, wie die Geschichte, auch die der Merowinger, auf jeder Seite lehrt.

Solche „Übermenschen" sind Untermenschen, die kein Strahl der Liebe und der Güte, und folglich der Kultur und Gesittung, in ihrer düstern Nacht geformt und geläutert hat. Denn nicht der Egoismus ist es, der den Menschen aus den Ketten der Tierheit herausgehoben hat, sondern der Altruismus, der auch in unserer Zeit wahrlich noch nicht in dem Maße zur Herrschaft gelangt ist, daß man schon gegen seine Ausschreitungen eingreifen müßte.

Und was in unseren Tagen der Hast und Unrast das Allerbetrübendste ist: selbst die Edelsten und Besten haben „keine Zeit mehr" zu einem Altruis-

mus in geistigen Dingen, ja kaum mehr zur Gerechtigkeit. Gehetzt und gedrängt von den Anforderungen ihrer Stellung müssen sie sich begnügen, nach den oberflächlichsten Merkmalen — ja geradezu nach dem Erfolg — zu urteilen, also schlankweg das Verdikt des Pöbels anzunehmen. Das heilige Recht des geistig Hungernden ist noch zu keinen Zeiten so mißkannt und gering gewertet worden wie eben jetzt, wo es von einem rein materiellen Strebertum auf den ersten Blick kaum mehr zu unterscheiden ist. Der allgemeine „Zug vom Lande" hat auch den wahrhaft nach Erkenntnis Ringenden schwer getroffen. Es sind der dreisten Streber und Erfolgsjäger so viele geworden, daß für die stillen Kämpfer keine Zeit und keine Güte mehr übrig ist. Wem öffnen die Zeitungen ihre Spalten? Und mit was für Schund behelligen sie uns, das nach reinen Dingen hungrige Publikum?

Überall in der Republik des Geistes ist eine völlige Anarchie eingetreten, und das „noblesse oblige" will kein Stand mehr als für sich geltend erachten. Und wenn dann auch noch Philosophen aufstehen, die aus dem brutalen Kampf ums Dasein heraus dem Egoismus einen wissenschaftlichen Mantel umhängen und sich auf das Gesetz der natürlichen Auslese berufen, — nun, dann hat jeder Gassenjunge für seine Ungezogenheiten erst recht die fertig geprägte Formel zur Hand. Und was sonst für Mangel an Lebensart und Bildung gegolten hat, heißt dann einfach „Übermenschentum".

Augusta Bender.





Worte und Werte.

Kein Sprach- oder Schulverein — so verdienstlich ihr Wollen — hilft uns darüber hinweg, daß unsere heiligsten Güter — „nationale Ideale“ sind, also Fremdworte, Phrasen.

Ja, wir kommen aus dem fremden, dem bloßen Wort nicht heraus. Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.

Wir nennen uns Protestanten oder Katholiken, weil wir keine Christen sind. Wir klammern uns an Dogmen, weil wir nicht wie Jesus ruhig über die Wasser des Lebens schreiten können. Wir sind Monarchisten, nachdem wir die aufrechte Mannestreue verloren haben, Patrioten, solange unser Vaterland unser Nutzen. Wir treiben soziale Reform aus kluger Berechnung, mit kaltem Herzen; wahres Mitleid, innerliche Erneuerung der Gesellschaft liegen uns fern.

Das klingt übertrieben, paradox? — Aber wie soll man sich sonst im heutigen Deutschland verständlich machen? Ist doch kein Volk — und erst recht nicht der angeblich phlegmatische Engländer — so stumpf, so abgestumpft gegen politische und soziale Ohrfeigen, wie ein gewisser Typus des modernen Deutsch-Preußen. Natürlich nur, wenn sie von höher Rangierten kommen. Gegen den Abhängigen und niedriger Stehenden, da gibt er sich einen hörbaren Ruck nach oben.

Kaum bei einem andern Volke klaffen Worte und Werte so weit auseinander, werden die Worte so wenig durch die Tat gedeckt. Wer beim Biere im Kreise zuverlässiger Zechgenossen mit dröhnender Faust auf den Tisch geschlagen, also daß die Gläser emporklirren, glaubt seinem Mannesmut als freier Bürger überreichlich genügt zu haben. Nun kann er ja wieder den krummen Buckel hinhalten.

Was nützen alle religiösen, nationalen, sozialen Redensarten, wenn deutscher Eigenwuchs immer seltener bei uns gedeiht, wenn hehrste Ziele und tiefste Gesinnungen zu unkenntlicher Scheidemünze abgegriffen, die Werte

uns so fremd werden wie die Worte gemein? Wenn Mund und Feder der so Beredten von Christentum und Deutschtum überfließen und das Gemüt noch nie einen Schauer dieses heiligen Geistes gespürt hat? — Guckkasten vor!

* * *

Wer möchte wohl bezweifeln, daß die Berliner Hausbesitzer Stützen von Religion, Sitte und Ordnung sind? Und doch — wenn es sich um den Geldbeutel handelt, dann ballt sich ihnen — trotz dem rötesten Sozi — die Faust in unheiligem Zorn gegen die Kirche. Die geplante Erhebung der Kirchensteuer vom städtischen Grundbesitz hat in den Kreisen der Hausbesitzer große Erregung hervorgerufen. Der von der evangelischen Generalsynode beschlossene, später auch auf die katholische Kirche ausgedehnte Gesetzentwurf über die Erhebung von Kirchensteuern gibt den evangelischen und katholischen Kirchengemeinden und Verbänden die Befugnis, als Maßstab der Umlegung der Kirchensteuer nicht nur die Staats-Einkommensteuer, sondern auch die Realsteuern (Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer) anzuwenden. Gegen diese Neuerung nahm der Charlottenburger Haus- und Grundbesitzerverein in einer gutbesuchten Versammlung Stellung. Einstimmig gelangte eine längere Petition zur Annahme, worin um Ablehnung des Kirchensteuer-Gesetzentwurfs gebeten wird. Im letzten Absatz dieser Petition wird mit dem Austritt aus der Kirche gedroht.

* * *

Im „Reichsboten" stehet geschrieben und zu lesen:

„Um einen festen Zusammenschluß der besten Elemente des Deutschtums (in Österreich) zu bewirken, muß die Agitation sich nicht nur vor dem anständige Menschen anwidernden Rowdytum hüten, sondern sie muß auch das den besten Traditionen altösterreichischer Kaisertreue ins Gesicht schlagende Hinüberschielen nach dem Deutschen Reiche unterlassen. Denn so wenig die Reichsdeutschen das Band der Sprache und Abstammung, das sie mit den Deutschösterreichern verbindet, je gelockert sehen möchten, so wenig kann anderseits das Reich jemals aus Gründen der Loyalität und der eigenen Wohlfahrt daran denken, politische Aspirationen über die schwarzgelben Grenzpfähle zu tragen."

Wenn schon der bloße Gedanke an die Möglichkeit, daß „jemals" unsere deutschen Brüder in Österreich in einen engeren politischen Verband mit uns treten könnten, Schauder und Entsetzen erweckt, ja wenn ein solch frevler Wunsch schon im Keime erstickt werden soll, so kann mir ein Deutschbewußtsein, das seine Spannkraft in der Brust stets innerhalb der jeweilig ihm von der Herrschaft gezogenen Grenzen übt, ruhig gestohlen werden. Ich würde ihm keine Träne nachweinen. Welche Begriffsverwirrung, welche Blutverwässerung! Das „Reich" — nicht das Volk! Begreifst du nun, lieber Leser, was — „national" ist?

* * *

Auf dem Wurstmarkt der Scherlschen Meinungsmache, im Berliner Lokal-Anzeiger, schreit ein moderner Ritter ohne Furcht und Tadel die eigene Heldentat aus. Stehet still und staunet:

„Als ich am Donnerstagabend, ungefähr 20 Minuten vor 12 Uhr, über den Potsdamer Platz gehen wollte, über welchen zu schreiten bekanntlich stets große Vorsicht angewendet werden soll, blieb ich einen Moment stehen, weil ein elektrischer Straßenbahnwagen in ziemlich voller Fahrt herankam. In demselben Moment sah ich Seine Exzellenz Professor Adolf von Menzel kommen, der gemütlich seinen Weg nahm, ohne auf die herankommende elektrische Bahn zu achten; und als er ganz in der Mitte der Schienengeleise war, bemerkte ich, daß die Elektrische ihm schon so dicht war, daß er unbedingt hätte überfahren werden müssen. Rasch sprang ich mit eigener Lebensgefahr (?? D. T.) auf ihn zu, faßte ihn mit aller Kraft und brachte ihn glücklich aus der nicht geahnten tödlichen Gefahr."

Von Leuten, die wirklich ihr Leben für einen anderen preisgaben, las man öfter, daß sie nach vollbrachter Tat still und unerkannt in der Menge verschwanden, um sich jeder Danksagung zu entziehen. Aber — wir entwickeln uns. Keines der Blätter, die den Weihrauch brachten, fand etwas darin, daß der Beräucherte ihn selbst aufsteigen läßt.

* * *

Es weht eine Luft, gemischt aus Börse, Cäsarismus und papierener Ritterromantik, durch unser Epigonenzeitalter. Pose und Attitüde: — „Seht, was für'n forscher Kerl!" ruft fast jede der Figuren dem harmlosen Wanderer zu, der in der Siegesallee des Berliner Tiergartens zu lustwandeln versucht. Seit dem 22. März 1898 sind dort 48 Denkmäler, teils Gruppen, teils Einzelfiguren, aufgestellt worden. Nun hat er noch einen neuen Schmuck bekommen. Über diesen und seine Vorgeschichte weiß Harden in der „Zukunft" allerlei Nachdenkliches zu erzählen:

„Seltsam klang die Behauptung, die Arbeiten seien schon vergeben; denn noch hatte der Kultusminister das dazu nötige Geld nicht vom Landtag erbeten. Wenn die Abgeordneten nun, weil sie nicht vorher gefragt waren, die Forderung ablehnten? Die Wissenden blinzelten schelmisch. Die Sache komme gar nicht an den Landtag. Also bezahlt der Kaiser die Künstler und schenkt die Gruppen der Hauptstadt? Auch nicht. Die Große Berliner Straßenbahn gibt das Geld für die Denkmale, die Monumentalbänke, die Gärtnerarbeit. Und die Aktionäre dieser oft gescholtenen Verkehrsgesellschaft werden das Bronzeopfer gern bringen. Denn der Straßenbahnverwaltung war befohlen worden, für die Strecke am Großen Stern auf die Oberleitung zu verzichten und den elektrischen Strom von unten heraufzuleiten. Das wäre sehr teuer geworden. Der Befehl wurde aber zurückgenommen, als die Gesellschaft sich bereit erklärte, den Platz auf ihre Kosten

nach dem Plan des Kaisers zu schmücken; und dabei kommt sie, trotzdem sie ihre Linien um den Platz herumführt, immer noch beträchtlich billiger weg. Weil er sich dieses Entschlusses (den man nach einer Anstandspause sogar hochherzig nennen konnte) freue, habe der Kaiser neulich die Fabriken des Herrn Isidor Loewe besucht, des Patrons der Straßenbahn, der jetzt ja auch einen Roten Adler unter dem Leunantlitz trägt. Die Geschichte stammte nicht aus einer südamerikanischen Republik: sonst wäre sie durch alle Witzblätter gegangen; sie war in Preußen passiert: brauchte also nicht beachtet zu werden. Urpreußisch ist sie eigentlich aber nicht. Oder gibt es Beispiele dafür, daß der Staat Preußen von Aktiengesellschaften Wertgeschenke angenommen, von der Gewährung solcher Geschenke seine Anordnungen abhängig gemacht hat? Daß amtliche Verfügungen zurückgezogen wurden, weil die davon bedrohte Firma sich verpflichtete, Tribut zu zahlen? War die unterirdische Stromleitung unnötig, dann durfte die Behörde sie nicht fordern; war sie aber nötig, dann durfte der Verkehrsminister, der ja nicht mehr im Dienst des Herrn Loewe, sondern Preußens ist, nicht dulden, daß die Forderung — noch dazu wegen des Gruppengeschenkes — zurückgezogen wurde. Aber am Ende war die ganze Mär nur boshafte Erfindung? Doch wohl nicht. Sie wurde nicht dementiert. Niemand fragte laut, wer den Sternschmuck bezahle. Niemand bezweifelte, daß die Große Berliner mit dem Geld (in Bronzewährung) ihre Oberleitung von der Lebensgefahr losgekauft habe. Und ich schlug im Lenz des Jahres 1903 vor, unter die Hauptgruppe in leuchtenden Goldlettern die Inschrift zu setzen: ‚Die dankbaren Aktionäre der Großen Berliner den huldvollen Oberleitern des Vaterlandes.'

„Das ist leider nicht geschehen. Und als die Gruppen jetzt enthüllt waren, suchte ich in den Zeitungen vergebens ein armes Wörtchen über den Spender so köstlicher Gaben. Nichts. Nicht die leiseste Andeutung. In einzelnen Berichten stand aber: in der Festgesellschaft seien auch die Häupter der Straßenbahn sichtbar gewesen. Das genügt. Die Große Berliner hat die Sache bezahlt und ihre Oberleitung behalten.

„Wir haben keinen Grund, ihr dankbar zu sein. Schade um den hübschen Platz. Früher anständig, mit ruhigen Rokokohecken; jetzt ein Greuelort. Der olle ehrliche Pietsch, Professor, Ritter hoher Orden und Verfasser des bezahlten Reklamebuches ‚Der Kaiserkeller, ein Gasthaus ohnegleichen', hat die Gruppen gelobt. Wer je auch nur einen Hauch echter Kunstkultur spürte, wird sich schaudernd von diesen Leistungen wenden. In Berlin lebt der beste Tierbildhauer Deutschlands: Herr August Gaul; natürlich bekam er keinen Auftrag. Er gehört zur Sezession, also, nach des Kaisers Meinung, zu den Leuten, die ‚in den Rinnstein niedersteigen'. Nur ‚bewährte Künstler' wurden herangezogen. Männer, von deren Puppenalleetaten Wilhelm II. gesagt hat: ‚Das ist beinahe so gut, wie es vor neunzehnhundert Jahren gemacht worden ist' (wo bekanntlich nichts Sehenswertes

gemacht wurde) und: ‚Der Eindruck, den die Siegesallee jetzt auf die Fremden macht, ist ein ganz überwältigender.‘ Vielleicht waren sie diesmal noch unfreier. Jedenfalls weiß der Betrachter zunächst nicht, ob er über dieses erbärmliche Zeug lachen oder weinen soll. Ganz klein, als porzellanener Kaminputz, ginge es halbwegs; in Bronze, in Riesendimensionen, in solcher Häufung wirkt's wie schlechte Einzugsdekoration. Schlimm war schon die Wahl der Motive. Theaterszenen, nicht Jagdbilder. Verzerrte Gesichter; Affektposen, die nur Minuten dauern könnten. Die Hauptgruppe einfach zum Heulen komisch. Die Vision des heiligen Hubertus von Lüttich sollte dargestellt werden. Künstliche Felsen, wie sie in billigen Gartenkneipen beliebt sind. Unten Blindschleichen und Frösche, Raben und Eulen. Oben ein Vierundzwanzigender, der zwischen dem Geweih ein silbernes Kreuz trägt; ein massives Kreuz, dem nicht nur der güldene Glorienschein, dem überhaupt alles Visionär-Mystische fehlt. Und vor diesem Tier (das der Beschauer für einen Hirsch halten soll) kniet ein geschniegelter Bühnenbaryton, der Schrecken und Inbrunst markiert. Alles nicht um ein Haar besser als in einem Dutzendbilderbuch. Nun stelle man sich noch vor, daß diese süße Scheusäligkeit dicht am Gleis einer stark benutzten Straßenbahnlinie steht.

„Als die Siegesallee geliefert war, schien Schlimmeres nicht zu fürchten, in Angstträumen nicht zu ersinnen. Da kam der Rolandbrunnen. Der Wagner des Parfumeur-Chemikers Leichner. Die lächerliche Verunstaltung des Platzes hinterm Brandenburger Tor. Der Große Kurfürst als Knabe. Luisens Ältester als jüngster Leutnant. Am Goldfischteich ein Vierteldutzenddenkmal (Beethoven, Mozart, Haydn), das man sehen muß, um's für möglich zu halten. Kaiser-Friedrich-Museum nebst Kaiser-Friedrich-Denkmal (beides über jeden Begriff miserabel). Geht's so noch ein Weilchen weiter, dann wird Berlin unbewohnbar; kultivierten Menschen ein Spott. Und es geht weiter. Schinkels Schauspielhaus, unser schönstes Theater, wird zuschanden renoviert, Knobelsdorffs Opernhaus, gegen den Widerspruch aller Sachverständigen, niedergerissen, und von der Spree her dräut schon in all seiner Abscheulichkeit der neue Dom. Die Sache ist bitterernst und längst nicht mehr mit Witzen abzutun. In Berlin wohnt Messel, ein Schöpfer als Architekt, auf dem Gebiete der Innendekoration ein Künstler von feinstem Stilgefühl; in München wirkt Seidl, in Dresden Wallot, in Stuttgart Fischer. Auch an tüchtigen Bildhauern fehlt's in den Tagen Klingers und Hildebrands nicht. In der Hauptstadt des Deutschen Reiches aber werden Millionen für Bauten und Denkmale weggeworfen, die ein künstlerisch empfindendes Geschlecht vom Antlitz der entweihten Erde reißen muß. Ein kraftloser, phantasieloser Greis baut den Dom. Der Riesenauftrag des Opernhausbaues ist einem Herrn zugedacht, der in Wiesbaden die gespreizte Prunksprache der Pariser Oper in den Jargon eines norddeutschen Maurerpoliers übersetzt hat. Und die Denkmale ... Man braucht nur vom Brandenburger Tor zu dem neuen Roon, von dort nach dem Goldfischteich, an dem

Roland, dem Wagner, dem kleinen Wilhelm, der Handlangerbank (zwischen Luise und ihrem Friedrich Wilhelm) vorbei bis nach dem Großen Stern zu gehen, um zu erkennen, wie herrlich weit wir's gebracht haben. Und diese protzigen Stümpereien werden als hehre Muster bezeichnet. Erste Künstler werden barsch abgekanzelt und müssen knirschend und oft auch hungernd dulden, daß der Fremde das Urteil fällt: Deutschland hat keine Talente, sonst wären nicht solche zu sichtbarem Wirken erwählt.

„Revenons. Zu dem Straßenbahnhubertus. Der ist nicht nur spottschlecht, sondern paßt auch gar nicht zwischen die anderen Gruppen. Seit er den Hirsch mit dem strahlenden Silberkreuz im Goldgeweih sah, hat der heilige Hubertus ja der Jagdlust, als einem unchristlichen Vergnügen, entsagt. Er hätte die hitzigen Jäger verdammt, die rechts und links von ihm Stier und Eber, Fuchs und Hasen bedrohen. Und der Platz soll doch die Jagdfreuden verherrlichen. Die Enthüllung wurde als Jägerfest gefeiert. Gardeschützen und Gardejäger (denen die zweijährige Dienstzeit ja zu solcher Schaustellung Muße läßt) waren fürs Spalier aufgeboten. Zwanzig Oberförster aus den Hauptjagdrevieren des Kaisers nach Berlin kommandiert. Der Monarch, seine Söhne, Minister, Generale, der ganze Hoftroß in Jagduniform, deren Farben sogar die kleinste Prinzessin trug. Jägerhemden nicht de rigueur. Doch abends théâtre paré (so heißt's wirklich noch immer im Berliner Hofküchenfranzösisch): ‚Der Freischütz'. (Ehrbare Frauen mußten, um das Eintrittsgeld nicht zu verlieren, in der Theatergarderobe ihre Taillen zerfetzen, Mull- oder Spitzeneinsätze herausreißen, weil ‚ausgeschnittene Kleider' vorgeschrieben waren, die doch nur im engen Bezirk der Hofgesellschaft von alternden Damen getragen werden.) Vorher ein Jägermahl mit einer Rede des Kaisers, die in den Satz ausklang: ‚Wir alle folgen dem einen schönen Grundsatz, unser Wild zu hegen und zu pflegen, es waidmännisch zu jagen und in ihm, dem Geschöpf, den Schöpfer zu ehren.' Einen nicht leicht zu enträtselnden Satz. Ehrt man den Schöpfer, wenn man das Geschöpf hetzt und niederknallt? Aber Graf Bülow hat gewiß schon eine ‚authentische Interpretation' bereit und ist zu dem Beweis gerüstet, daß sein Herr dasselbe sagen wollte wie der Große Fritz, als er schrieb: die Jagdleidenschaft sei ihm wider die Natur. (Für Zitate noch zu empfehlen: Voltaires Verurteilung der ‚das Menschengefühl für die Mitgeschöpfe tötenden' Jagd, und Raimunds berühmter Satz: ‚Der Hirsch weint wie ein Mensch, wenn er zu Tod gepeinigt wird; und seit ich dieses Schauspiel sah, hab' ich die Jägergrausamkeit verloren'; außerdem die Sprüchesammlung der Tierschutzvereine.) Bertrands Sohn Hubert wäre trotzdem vielleicht nicht zufrieden gewesen. Der trieb das edle Waidwerk nur bis zu dem Tag der erleuchtenden Gnade und hielt es, als Bischof von Tongern, seit dieser dritten Novemberdämmerung für ein frommer Christenmenschen unwürdiges Tun. An seine Stelle gehört Ludwig Capet XVI., der für Jagden jährlich zwölf-

hunderttausend Francs ausgab und in 14 Jahren 1254 Hirsche und 189151 andere Tiere schoß; anno 1781 an einem Augusttag 460 Stück, wie er stolz in sein Jagdbüchlein schrieb. Der würde auch besser als ein einzelner, der dem Hirsch ins Felsgestein nachklettert, den Parforcejäger von heute repräsentieren, dem das Wild in Scharen vor die Flinte getrieben wird und der nur loszudrücken braucht, um der Jagdbeute sicher zu sein. Die Aktien der Großen Berliner sind in den letzten Wochen ja wieder gestiegen. Sie kann sich jetzt sogar den Luxus einer sechsten Sterngruppe leisten. Und wenn sie diesmal nicht nur zahlt, sondern auch den Bildhauer wählt, kann die Gruppe des Loewe-Concerns die Ehre deutscher Plastik retten.

„Vor 45 Jahren schrieb Anselm Feuerbach in sein Tagebuch: ‚Monarchen, die selbst die Kunst auszuüben geruhen, sind immer ein Unglück für die dadurch betroffenen Länder. Da Höchstdieselben nie über den Dilettantismus hinauskommen, bedürfen sie solcher Leute, die ergebenst zu loben verstehen; und dazu gibt sich ein wirklicher Künstler nicht her. Durch Hochdruck von oben wird demnach die Mittelmäßigkeit protegiert und die Wohldienerei stößt in die falsche Ruhmesposaune.‘ In demselben Sinn hatte in Preußen lange vorher schon der alte Schadow gesprochen. Recht deutlich sogar. Als er Friedrich Wilhelm III. einst durch die Kunstausstellung führte und der König beinahe stolz auf ein schlechtes Bild wies, das er gekauft habe, sagte der Akademiedirektor so laut, daß ihn das Gefolge hörte: ‚Majestät täten besser, hierüber zu schweigen, denn Ehre haben Majestät mit diesem Kauf nicht eingelegt.‘“

Vom „Théâtre paré“ — das Foyer war mit Tannen geschmückt, und die Firma L o h s e hatte das Theater mit Tannenduft p a r f ü m i e r t — wissen wohl die meisten weiter nichts, als daß während und nach den Akten nicht geklatscht werden darf. „Daß diese Galavorstellungen“, so schreibt die „Freisinnige Zeitung“, „auch an die Garderobe der Besucher gewisse Anforderungen stellen, wollen einige selbst dann nicht glauben, wenn sie es gedruckt lesen. Bei dem letzten ‚Théâtre paré‘ wurden die Vorschriften über die Toilette nun besonders streng gehandhabt, und dies war auch dem Publikum, abgesehen von den Bemerkungen auf den Anzeigen und den Anschlägen im Theater, in einem besonderen Vermerk auf den Billetts kundgegeben worden. Trotzdem gab es am Mittwoch eine ungemein große Zahl von Damen, die der Vorschrift zuwider im g e s c h l o s s e n e n K l e i d e in das Parkett hineinzugehen versuchten und sehr erregt wurden, als d i e T h e a t e r d i e n e r i h n e n d e n W e g v e r s p e r r t e n. Viele begaben sich e n t r ü s t e t n a c h H a u s e, andere nahmen das Anerbieten der Verwaltung an und vertauschten ihre Parkettbilletts mit denen der höheren Ränge, für die ein Toilettenzwang nicht bestand. N o c h a n d e r e v e r w a n d e l t e n k u r z e n t s c h l o s s e n m i t H i l f e d e r G a r d e r o b e n f r a u e n, die sich auf diesen Fall schon mit Schere, Nadel und Faden eingerichtet hatten, i h r e h o c h g e s c h l o s s e n e n K l e i d e r dadurch i n a u s g e s c h n i t t e n e, daß sie den Kragen entfernten oder umklappten und in den Stoff der Taille einen kleinen

Einschnitt machten. Schön sah das gewiß nicht aus; aber auch die, welche von vornherein ausgeschnitten erschienen waren, hatten durchaus nicht alle ‚courfähige‘ Gewänder an. Manche Damen hatten den Bestimmungen dadurch Genüge zu leisten geglaubt, daß sie ein Sommerfähnchen angelegt hatten, welches zufällig den Hals frei ließ.“

Auffällig war nach der „Berliner Volkszeitung“ die Aufdringlichkeit, mit der die Gäste des Opernhauses das Kaiserpaar in den Pausen zwischen den Verwandlungen unverwandt musterten. Da der Monarch und seine Gemahlin in der großen Hofloge Platz genommen hatten, so fiel dieses Anstarren um so mehr auf, als nun fast das ganze Parkett das Gesicht fortwährend auf dem Rücken hatte und mit oder ohne Opernglas in die Loge hineinguckte. Selbst für solche, deren höchste Lebensaufgabe es ist, sich von der gewöhnlichen Menschheit ehrfurchtsvoll bewundern zu lassen, muß schließlich diese ungenierte Besichtigung peinlich werden, und daher kam es denn auch, daß in der Pause vor der Wolfsschluchtszene, nachdem der Kaiser einige Worte mit dem Generalintendanten gesprochen und dieser auf einen Augenblick aus der Loge herausgegangen war, sich das ganze Haus plötzlich in tiefes Dunkel hüllte. Geholfen hat das freilich auch nicht viel.

Immer wieder offenbart sich bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten in unserem „gebildeten“ Publikum ein Mangel an natürlichem Takt und guter Erziehung, der diese Kreise keineswegs berechtigt, allzu hochnäsig auf die „Roheit“ der „unteren“ Klassen herabzusehen. Unvergessen sind noch die wüsten Auftritte bei der Trauungsfeier einer bekannten Schauspielerin in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, und schon wieder haben sich kürzlich, diesmal sogar auf dem Friedhofe derselben Kirche, ähnliche Szenen abgespielt. Ein Teilnehmer an der Beisetzung des Komikers Emil Thomas schreibt darüber:

„Ohne jede Pietät drängte und stieß sich die Menge, ohne in irgendeiner Weise den Ermahnungen des Kirchhofpersonals Gehör zu schenken. Bedauerlicherweise zeichnete sich die Damenwelt durch aufdringliche Neugierde besonders aus. So stiegen einzelne Damen auf Grabhügel, unbekümmert um den Blumenschmuck, der von sorgsamer Hand dort gepflegt wurde, Grabsteine wurden erklettert und eingezäunte Grabstellen geöffnet oder bestiegen, um von derart erhöhter Stelle aus einen besseren Ausblick zu haben. Erregte Szenen spielten sich auch zwischen solchen Personen ab, die auf dem Friedhofe Gräber in Pflege haben und nun sehen mußten, wie wenig pietätvoll die Neugierigen das Recht der Verstorbenen mißachteten. Als ein Kuriosum sei ferner noch erwähnt, daß es dem Geistlichen, Herrn Pfarrer Krummacher, angesichts der tausendköpfigen Menge erst nach längeren Bemühungen und auf Umwegen gelang, überhaupt in die Grabkapelle zu gelangen, da die regulären Zugänge versperrt waren.“ —

Unsere Konservativen, die so viel über die Verrohung der Jugend zu

klagen haben, macht der „Vorwärts“ auf ein Buch aufmerksam, daß ein gewisser Jean Gümpell über die Erlebnisse eines jungen Deutschen im Hererolande geschrieben und in einem Berliner Verlage für die „reifere Jugend“ herausgegeben hat. In diesem Buche befinden sich auch mehrere jener berüchtigten Hängebilder, wie sie seinerzeit der Afrikareisende Baumann für Deutsch-Ostafrika geschildert hat. Die Abbildungen stellen die Hinrichtungen eines Mörders und mehrerer Spione dar. Wir sehen auf dem Bilde, wie zwei Delinquenten an dem abgebrochenen Ast des Baumes aufgeknüpft worden sind, auf einem der beiden Bilder liegen bereits zwei Opfer auf der Erde. Die Zuschauer und ausübenden Organe bei der Hinrichtung nehmen die bekannte nachlässig-malerische Stellung ein, zu denen man sich bei photographischen Aufnahmen in Positur zu setzen pflegt.

„Bei uns in Deutschland“, bemerkt der „Vorwärts“, „ist man glücklich so weit gekommen, bei Hinrichtungen Karten nur in beschränkter Zahl an Zuschauer abzugeben, jedenfalls in der richtigen Erkenntnis, daß solche Exekutionen zur Gemütsveredelung des Zuschauers nicht beizutragen vermögen. Bei unseren Exekutionen in den Kolonien dagegen wird eifrig dafür Sorge getragen, daß der scheußliche Akt auf die photographische Platte gebannt und unzähligen Unbeteiligten durch Reproduktionen zugänglich gemacht wird.“

* * *

Nicht selten liest man von polizeilichen Maßnahmen, die zum Schutz gekrönter Häupter und ihrer Angehörigen vor der klebrig zudringlichen Neugier der geliebten Landeskinder getroffen werden müssen. In diesen Sehnsüchten können sich der loyale Bürger und der „revolutionäre“ Proletarier getrost die Bruderhand reichen. Kein noch so fulminantes Parteiprogramm vermag den knechtischen Instinkt des Anglotzens Höherstehender auszurotten. Wo immer nur eine Hofequipage in Sicht, da wetteifert der liberale, aber staatserhaltende Bürger mit dem sozialdemokratischen Arbeiter im Gebrauch der Ellenbogen, sich eine Gasse zu dem beiderseits heißersehnten Anblick zu verschaffen. Bei militärischen Aufzügen und Schauspielen ist es genau so. Des subalternen Nichts durchbohrendes Gefühl scheint nun einmal ein geschichtliches Erbe des deutschen Charakters. Wenn selbst der Präsident des Reichstags in einem Glückwunschschreiben an den Kaiser sich vor seinem „allergnädigsten Herrn“ in „allertiefster Devotion“ wie ein Würmchen wand und krümmte und schließlich — „erstarb“, ohne ein Mandat vom Reichstag zu solchem „Ersterben“ erhalten zu haben, so kann man sich nicht wundern, wenn geringere Leute bei noch so oberflächlicher Berührung mit „hohen“ und „allerhöchsten Herrschaften“ völlig aus dem Leim gehen. Wurde doch bei einem schweren Unfall, von dem ein gewöhnlicher Sterblicher in Gegenwart des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen betroffen zu werden dreist genug war, als das Allerbedauerlichste, ganz Unsagbare, vermerkt, daß Se. Königliche Hoheit die Qualen des Verunglückten längere Zeit habe mit ansehen müssen. Nicht für den Betroffenen

erhitzte sich das Mitgefühl des Berichterstatters bis zum Siedegrade, sondern für den prinzlichen Zuschauer. In der Tat: ist es nicht himmelschreiend, daß selbst ein königlicher Prinz nicht davor geschützt ist, Zeuge eines solchen plebejischen Ereignisses zu sein?

Ähnliche Gesinnung offenbart sich in einem Eingesandt des „Badner Tageblatts":

„Der von mir im vorigen Jahre gegebenen Anregung, das Andenken der Verstorbenen durch Abbrennen von Kerzchen auf den Gräbern am Vorabend von Allerseelen zu ehren, hatte eine Anzahl Familien Folge gegeben. Gewiß werden sich noch die vielen Friedhofbesucher erinnern, welch herrlichen Anblick namentlich die Grabstätte des verstorbenen Herrn Seifensieders Kah gewährte, welche noch insbesondere die Aufmerksamkeit unseres erlauchten Fürstenpaares auf sich zog und Höchstderen Anerkennung fand. Wieviel schöner würde sich diese früher hier schon gepflegte christliche Sitte bei allgemeiner Beteiligung gestalten, nachdem auch die Zustimmung der Behörde für dieselbe erfolgt ist. Zweckmäßig ließe sich dieselbe doch mit dem Besuche der Nachmittagsandacht in der Friedhofskapelle am Allerheiligenabende verbinden. Mögen diese Zeilen das Ihrige dazu beitragen, diese vielerorts, z. B. in den Rheinlanden und in Bayern seit altersher liebgewordene Sitte auch in unserer schönen Bäderstadt zur allgemeinen Einführung zu bringen zu Ehren unserer lieben Verstorbenen, aber auch um unserem geliebten Fürstenpaare einen seltenen Genuß zu bereiten, den Anblick eines von Bergeshöhen beim Abenddunkel im hellen Lichterglanze erstrahlenden Friedhofs.

Johann Conrads, Kfm."

„Ist es nicht rührend, zu sehen," bemerkt hiezu die ‚W. a. M.', „wie erfinderisch der Drang, dem Herrscherhaus zu gefallen, macht? Der Allerseelentag hatte bisher nur die untergeordnete Bedeutung, daß man an ihm seiner teuren Toten gedachte. Mit einem Male aber ist er gewachsen: er ist der Tag, an dem zum Wohlgefallen des geliebten Herrscherhauses illuminiert wird. Vielleicht bürgert sich der Brauch ein und hat im Gefolge, daß für die schönsten Kerzen Prämien verliehen werden. Ich empfehle den Titel: ‚Allerhöchstseelenkerzen-Hoflieferant'."

Und in einem rheinischen Blatt konnte man lesen:

„Als unser Kronprinz als Protektor der Ausstellung zu deren Besuch hier war, gab es bei den offiziellen Empfangsfeierlichkeiten auch ein Frühstück, in den bei solchen Gelegenheiten üblichen Formen. Der Traiteur Th. Hagen, der in der Ausstellung ein erstklassiges Weinrestaurant betreibt, war der glückliche Verfertiger und Lieferant. Die Ausführung wurde allseitig belobt. Nun sollte man annehmen, daß für dieses offizielle Frühstück der Ausstellungsleitung diese auch die Zahlung übernommen hätte, aber — weit gefehlt. Die Ausstellungsleitung entledigte sich ihrer Aufgabe in anderer Art, denn sie bot dem Traiteur an, der Ehre und des Namens halber, das kronprinzliche Frühstück gratis zu

liefern. Und so geschah es. Wenn nun jetzt die Empfänge von Fürstlichkeiten als Lobeshymnen für die Ausstellungsleitung ausklingen, so ist es wenigstens des Chronisten gebührende Pflicht, das kronprinzliche, so herrlich geglückte Frühstück als die freiwillige Gabe eines ohnehin schwer genug belasteten Ausstellungswirtes zu charakterisieren."

Wenn dem Kronprinzen diese Zeilen zu Gesicht kämen, würde er sicher nicht ermangeln, dem „Traiteur" — auch ein schönes deutsches Wort — das Doppelte seiner Auslagen anzuweisen. Der Byzantinismus kann, wie man sieht, unter Umständen sogar beleidigend werden. Aber es gibt noch treue Seelen ohne Falsch und Fehl. So schreibt ein badischer Hoflieferant an seine Kunden: „Seine kgl. Hoheit hat mir einen neuen Beweis seiner Gnade gegeben und mir das Großherzoglich XXsche Hofprädikat zu verleihen allergnädigst geruht, was ich pflichtschuldigst Ihnen hierdurch ergebenst anzuzeigen mich beehre usw. usw."

* * *

Die natürliche Ergänzung zu den Majestätsverherrlichungen und -Vergötterungen liefern die — Majestätsbeleidigungen. In dem Maße jene um sich greifen, vermehren sich auch diese. Das könnte als Widerspruch erscheinen, liegt aber in der Natur der Dinge. Jede Ausschreitung nach der einen Seite hat die nach der anderen im Gefolge. Das ist der Lauf der Welt, ein Naturgesetz, das man auch auf diesem Gebiete nicht verkennen sollte.

Brauchen es nicht immer schlechte Elemente sein, die durch ein unbedachtes Wort ihrem Oppositionsbedürfnis einmal Luft machen, so bietet der Majestätsbeleidigungsparagraph auch den niedrigsten Instinkten die bequeme Handhabe zur Befriedigung unsauberster persönlicher Gelüste. Der Leser ist sich nicht im Zweifel, daß ich das Denunziantentum meine, wohl das Ekelhafteste und Verächtlichste, was es auf Gottes Erdboden gibt. In jüngster Zeit haben wieder, wie die „Z. a. M." berichtet, mehrere Majestätsbeleidigungsprozesse stattgefunden, die auf Anzeigen schmachvollster Art beruhten. In Aachen wurde ein Wirt wegen einer Äußerung, die er vor nahezu drei Jahren getan haben sollte und eine Beleidigung des Kaisers enthielt, zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Die Anzeige erfolgte aus Rache durch einen Kutscher. Ein Schuhmachermeister aus Aachen hatte Differenzen mit seinem Gesellen gehabt und diesen entlassen. Der Geselle drohte, den Meister ins Zuchthaus zu bringen, wenn er ihn nicht weiter beschäftige. Als seine Drohung erfolglos blieb, ging er zur Polizei und denunzierte den Schuhmachermeister, einen schon hochbetagten Mann, wegen Majestätsbeleidigung. Behördlicherseits wurde der Sache die größte Bedeutung beigemessen. Der alte Mann wurde sofort in Haft genommen. Allerdings mußte er des Nachmittags schon wieder entlassen werden, da die von dem Denunzianten benannten Zeugen nichts Belastendes gegen ihn auszusagen wußten. Als der Handwerksmeister

nach Hause kam, fand er seine gleichfalls hochbetagte Frau erkrankt in der Wohnung liegen, so daß sie ins Hospital geschafft werden mußte.

In Lissa in Posen wurde gar ein Kind von dreizehn Jahren wegen Majestätsbeleidigung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Dem Knaben, einem polnischen Schüler namens Adalbert Grzabka, wurde vom Gerichtshof als straferschwerend der Umstand angerechnet, daß er, als er die strafbare Äußerung tat, mit beiden (?) Füßen gestampft habe.

Auch der Kronprinz ist schon wieder einmal beleidigt worden. Ein Fuhrmann in Metz, ein geborener Preuße, durchblätterte in einer Wirtschaft eine Nummer der „Woche", in der der Kronprinz als Bräutigam im Tennisanzug abgebildet war. Das außerordentlich schlechte Bild ärgerte offenbar den einfachen Menschen, und so tat er eine Äußerung, die ein in der Nähe sitzender sächsischer Sergeant natürlich sofort zur Anzeige bringen mußte. Kostenpunkt für den Fuhrmann: zwei Monate Gefängnis.

Die Häufigkeit solcher Fälle mag wohl das offiziöse Beschwichtigungsöl entkorkt haben, nach welchem das Begnadigungsrecht für die wegen Majestätsbeleidigung Verurteilten seit einiger Zeit „in umfassendster Weise" ausgeübt werde. Dem Antrage auf Begnadigung werde vom Justizministerium „so gut wie ausnahmslos" Folge gegeben, wenn der Verurteilte Bevölkerungsschichten angehört, in denen der geringere Bildungsgrad und Mangel der Erziehung ein rohes Wort schnell sprechen lassen. Ebenso erfolge die Begnadigung fast stets bei solchen Personen, von denen anzunehmen sei, daß sie sich der Tragweite ihrer Äußerungen nicht bewußt gewesen sind, oder daß sie sich in einem Zustande befunden haben, der wie bei der Trunkenheit die ruhige Überlegung ausschließt.

„Dieses Verfahren des Justizministeriums", bemerkt der „Vorwärts" nicht ganz mit Unrecht, „bedeutet die denkbar schwerste Verurteilung des § 95 des Strafgesetzbuches. Gewiß ist seit langem in der Presse und in den Parlamenten geklagt und gespottet worden, daß Trunkenbolde und Verwahrloste geeignet sein sollen, die auf den Höhen der Menschheit wandelnde Majestät beleidigen zu können. Tagtäglich werden durch die Bestimmungen des Strafgesetzbuches die Staatsanwälte genötigt, Prozesse gegen Menschen einzuleiten, welche Beleidigungen gegen Fürsten etwa nur deshalb ausstoßen, um auf einige Zeit vor der Not der ‚Freiheit' im Gefängnis bewahrt zu sein. Nun endlich fühlt man auch im Justizministerium die Unwürdigkeit dieses Zustandes. Man will durch Begnadigung das beseitigen, was das Gesetz sündigt.

„Die Folge dieser neuen Praxis des Justizministeriums wird sein, daß fürderhin nur diejenigen auf Grund des § 95 dulden müssen, die aus ernsthaften Absichten in Konflikt mit der monarchischen Staatseinrichtung oder der Persönlichkeit des Monarchen geraten. Die Gnade der Majestät, welche nach den Begriffen derer, die das Gnadenrecht vertreten, denen erwiesen werden soll, die ihrer sich besonders würdig zeigen, wird den Ver-

wahrlosten und Verkommenen leuchten, während die anständigen Leute ihrer nicht würdig gelten. So wird das Gnadenrecht in das Gegenteil seines Sinnes gekehrt. Um ein schlechtes Gesetz zu erhalten, setzt das Justizministerium ein Recht herab, das ihm zu heiliger Bewahrung anvertraut ist."

Gegen diese Logik läßt sich leider nicht allzuviel einwenden. Eines jedenfalls geht aus der Erklärung des Justizministeriums klar hervor: das Zugeständnis, daß der Paragraph besserungsbedürftig ist, derart besserungsbedürftig, daß seine Anwendung in vielen, ja in den meisten Fällen auf dem Wege der „Gnade" ausgeschaltet werden muß. Es liegt doch aber auf der Hand, daß ein Gesetz, das einer solchen weitgehenden Berichtigung auf außergesetzlichem Wege bedarf, im Widerspruch zu den Forderungen steht, die man vom rechtlichen Standpunkte aus an jedes Gesetz stellen muß. Der Majestätsbeleidigungsparagraph als solcher müßte überhaupt fallen. Damit braucht das Vergehen noch lange nicht straflos zu bleiben. Wenn der Richter schon jetzt bei Privatpersonen die Strafe für Beleidigungen auch nach der sozialen Stellung des Klägers und des Beklagten bemißt, so würde er dieses Strafmaß bei einer Beleidigung des Reichsoberhauptes ohne jeden Zweifel erst recht zur Anwendung bringen. Der größte Gewinn wäre aber der, daß die Majestätsbeleidigungen sich bis zu einem Minimum, wie es etwa in England noch vorkommt, herabmindern und dem Denunziantentum der Boden entzogen würde. In England, wo es keinen Majestätsbeleidigungs-Paragraphen gibt, kommt sie viel seltener vor, als bei uns, wo sich die Majestät dieses zweifelhaften „Schutzes" erfreut. In England wird eben jeder, der sich solch Pläsier erlaubt, als Narr oder Nichtgentleman betrachtet. Ja, er wird gesellschaftlich geboykottet. Einen solchen Schutz vermag aber auch der allerschärfste und scharfsinnigste Paragraph dem Staatsoberhaupte nicht aufzurichten. Dazu sollte es auch bei uns kommen. Oder nicht?

* * *

Wir kommen aus den Widersprüchen und Mißklängen nicht heraus. Kaum irgendeine Kundgebung von maßgebenden Stellen, die nicht die Kritik herausforderte und auch fände. Bei der Vereidigung der Rekruten der Potsdamer Garnison wies der Kaiser in einer Ansprache u. a. darauf hin, welche hohe Ehre es sei, der Garde in Potsdam anzugehören, die ihren Dienst unmittelbar unter seinen, des Kaisers, Augen vollzöge. Es sei dies wohl der Wunsch vieler, aber nur einem beschränkten Teil könne diese Auszeichnung geboten werden.

Daneben ermahnte der Kaiser die Rekruten zur Gottesfurcht, denn nur im Besitze dieser Eigenschaft könne der Soldat seinem schweren, aber doch so schönen Berufe gerecht werden. Ohne Gott sei kein Segen denkbar. Wer Gott im Herzen trage, werde die Mühen und Anstrengungen, die der Beruf eines Soldaten und vor allem eines Rekruten mit sich bringe, leichter bewältigen als der-

jenige, der von Gott nichts wissen wolle. Zum Schluß der Ansprache erläuterte der Monarch den Rekruten, daß die Vorgesetzten an seiner Stelle stehen und befehlen und daß, wie im Eide gelobt, jeder seine Pflicht an seiner Stelle tun solle, dann würde ihnen der Dienst leicht werden und der Dank ihres Kaisers nicht ausbleiben. Die Rekruten sollten auf ihren Rock stolz sein und ihn nicht beschimpfen lassen, denn es sei der Rock des Königs und der dürfe nicht angetastet werden.

Muß ausgerechnet der „Vorwärts" die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht „ein wirklich gläubiger Christ, also ein Anhänger friedfertiger universaler Nächstenliebe, in einen Gewissenskonflikt mit dem Soldatenhandwerk geraten müßte"?

Und nun der Rock, der nicht angetastet werden dürfe. Ja, darf er denn auch nach militärischen Anschauungen und Bestimmungen nicht angetastet werden? Und wird er in der Tat nicht angetastet? Da erinnert die „Berliner Zeitung" an gewisse „Ehren", die dem „Rock des Königs" erwiesen werden, wenn Rekruten darin stecken und sie gewissen Vorgesetzten gegenüberstehen. Sie sind ja so landesüblich und bekannt, daß man sie nicht näher zu bezeichnen braucht.

„Man hat uns versichert", schreibt das Berliner Blatt, „daß der Fall Breidenbach ein Ausnahmefall gewesen sei. Das hat man uns auch bei dem Forbachskandal versichert. Das versichert man uns überhaupt bei jedem Militärskandal und man ist bisher mit diesem bequemen Mittel immer noch brillant ausgekommen. Die Leute, welche in unseren Parlamenten über die ‚Fälle' in unserem herrlichen Kriegsheer redeten, standen am Ende immer als die garstigen Struwwelpeter da, und die korrekt gekämmten und blitzeblank geputzten Herren Kriegsminister konnten noch jedesmal hohes, höchstes und allerhöchstes Lob ernten dafür, daß sie als schneidige Debatter die bösen Nörgler in den Sand gestreckt hatten. Wie den Herren wohl zumute sein mag, wenn sie unter sich sind im engen Kreise von Kennern! Schon der alte Sokrates konnte es nicht begreifen, wie ein Opferpriester ernst bleiben mochte, wenn er auf der Straße einem Kollegen begegnete.

„Schließlich aber verliert auch der Trick mit dem ‚Einzelfall' seine Wirkung, und man wird gut tun, sich nach neuen Redewendungen zur Unschädlichmachung der Nörgler umzusehen. Nach dem Breidenbach, der wegen tausend und einiger hundert Fälle von Soldatenschinderei abgestraft worden ist, sind andere Breidenbäche mit jahrelanger Schinderpraxis zu Dutzenden dagewesen.

„Letzthin erst hat sich wieder das Koblenzer Oberkriegsgericht mit zwei solcher erbärmlichen Kerle zu befassen gehabt. Sie waren vom Kriegsgericht zu einem Jahr oder sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden — unter Ausschluß der Öffentlichkeit, wie üblich —, hatten aber Berufung eingelegt. Vor dem Oberkriegsgericht, das öffentlich verhandelte, kamen dann ihre Schandtaten ans Licht. Besonders der eine, der

Sergeant Klusmaier vom 29. Infanterieregiment, hat es seit Jahren wüst getrieben. Nichtsdestoweniger besitzt er ein Führungszeugnis, das auf ‚sehr gut' lautet. Zahllos wie der Sand am Meer sind seine Schandtaten: Ohrfeigen, Faustschläge, Würgen am Halse, Fußtritte in den Unterleib, Schläge mit dem Säbel, dem Besenstiel und mit einer scharfkantigen Latte, Streichen wunder Soldatenfüße mit einem Reisigbesen, bis sie bluteten, Tritte mit dem Stiefel ins Gesicht, Werfen mit dem Schemel. Einem Soldaten steckte Klusmaier den Zeigefinger in den Hals, drückte ihm mit dem Daumen die Kinnlade hinunter und stieß ihn mit dem Kopf gegen die eiserne Bettstelle. Einmal mußte die ganze Korporalschaft auf die Spinde klettern, Klusmaier amüsierte sich dabei und schlug mit der Säbelklinge blindlings unter die Leute.

„Und so fort bis zum Erbrechen. Die Anklage hat sich nicht erst die Mühe genommen, die Einzelfälle zu zählen. Es war wohl nicht möglich. Aber das Ganze ist natürlich ein ‚Einzelfall', und wer es nicht glaubt, der schwärzt den Ruhm unseres Kriegsheeres, das auf den blutgetränkten Schlachtfeldern die Herrlichkeit des Reiches usw. usw.

„In diesen Tagen hat der Kaiser bei der Vereidigung der Potsdamer Rekruten eine Rede gehalten, in der er die jungen Leute aufforderte, das Ehrenkleid, das sie trügen, vor Besudelungen zu schützen. Wer den Rock des Kaisers antaste, der beleidige den Kaiser selbst.

„Schön. Aber wenn einer von den armen Schächern, welche den Soldatenschindern zum Opfer fallen, sich mit der Faust und der Ferse gegen seine Peiniger wehrt, so riskiert er unter Umständen das Zuchthaus. Wie die Dinge liegen, ist die aus den Mitteln der Steuerzahler beschaffte Soldatenmontur nicht ein Kleid, das seinen Träger vor Beleidigungen schützt; er ist vielmehr, wie die Breidenbach, die Klusmaier und zahllose andere Schurken von dieser Art uns ad oculos demonstriert haben, allem Schimpf und aller Schande wehrlos preisgegeben.

„Wenn ich als Zivilist einen Menschen, der mich mit dem Säbel oder mit einer kantigen Latte angreift, oder der mir den Zeigefinger in den Hals stecken will, zu Boden schlage, daß er das Aufstehen vergißt, so ist das mein Recht. Ich bin nicht verpflichtet, mich von einem Schurken an Leib und Leben schädigen, an meiner Ehre schänden zu lassen. Wenn ich Soldat bin, so muß ich still halten und darf nicht wagen, mich gegen den Schänder meiner Ehre zur Wehre zu setzen. Und da will mir jemand sagen, daß der Soldatenrock ein Ehrenkleid ist, das mehr gilt als der schlichte Rock des Bürgers?"

Kann man sich da noch wundern, daß die Freude am Heer und Heerwesen immer mäßiger wird? Sind die Soldatenmißhandlungen auch nicht der

einzige Grund für diese Erscheinung, so ist sie doch wesentlich durch jene mitbedingt. Bemerkenswerte Beobachtungen darüber hat der Berliner Korrespondent der „Kölnischen Volkszeitung“ gemacht:

„In den Kriegsbetrachtungen eines deutschen Offiziers las ich vor einigen Tagen, daß der wilde Todesmut der Japaner von hochzivilisierten Nationen, wie Deutschen und Franzosen, nicht erreicht werden könne. Die seien zu nervös und zu verweichlicht dafür. Dieser Beobachter wird wohl recht haben, und vielleicht noch in höherem Grade, als er selbst denkt. Vor etwa sechs Wochen fuhr ich in einem Abteil dritter Klasse der Berliner Stadtbahn, in dem sich eine größere Anzahl junger Männer befand, die nach ihren Äußerungen kurz vor ihrem Eintritt in die Armee standen. Alle gaben in den stärksten Worten ihrer Abneigung vor dem Militärdienst Ausdruck. Wenn ich solche Auslassungen auch nicht als typisch bezeichnen will, so kann man sie von der Berliner Arbeiterjugend doch oft hören. Wenn ich an die patriotisch gehobene Stimmung der militärpflichtigen Jugend vor 30—40 Jahren denke, so ist das ein Unterschied wie Tag und Nacht. Damals lebte in den jungen Leuten noch das Gefühl des: ‚Dulce et decorum est, pro patria mori‘, das man heute auch noch bei pommerschen Bauernjungen findet, aber seltener in Großstädten und bei der industriellen Arbeiterjugend. Selbst die Hoffnung, daß bei eintretender Kriegsgefahr eine patriotische Sturzwelle diese Gleichgültigkeit hinwegschwemmen werde, erscheint mir ziemlich eitel. Junge Leute, die so gesinnt sind, so unmilitärisch und antimilitärisch, werden sich schwerlich zu solchen ‚Draufgängern‘ entwickeln, wie vor 34 Jahren die Deutschen bei Wörth und Gravelotte — von den Japanern ganz zu schweigen.“

Die Sache sei keineswegs unbedenklich, aber einen Trost für uns bilde die Beobachtung, daß wir in Deutschland mit dieser Abneigung gegen den Krieg keineswegs allein ständen. „Von einem guten Kenner Frankreichs habe ich mir versichern lassen, daß es auch mit dem militärischen Geist der Franzosen gewaltig zurückgehe. Der Troupier von heute sei aus viel weicherem Holze geschnitzt, als der Soldat, der bei Magenta und Solferino focht. Und so haben alle Dinge zwei Seiten. Ist es an dem, daß die ‚Schlappheit‘, Verweichlichung und Nervosität in unseren Kulturstaaten zunehmen und die männliche Jugend immer ungeeigneter für den militärischen Dienst machen, so liegt darin auch zweifellos eine Friedensgarantie. Der Überschuß an Kraft verführt den bayrischen ‚Buben‘ zum Raufen; verfeinerte Schwächlinge im modernen Gigerlkostüm riskieren so gefährliche Unternehmungen, bei denen es Wunden und Beulen absetzt, nicht. Soviel steht jedenfalls fest, daß seit dem letzten großen Kriege gegen Frankreich die Kriegslust in allen zivilisierten Ländern erheblich abgenommen hat. . . . Die Friedensbestrebungen der (kürzlich in Washington eingetroffenen) Frau v. Suttner werden vielfach bespöttelt, da sie aber von einem großen Teile der Presse unterstützt werden, bleiben sie doch nicht ohne Eindruck. Charakteristischerweise sucht sich

auch Präsident Roosevelt durch Unterstützung der Friedensbestrebungen populär zu machen. Dazu kommt der immer stärker werdende Einfluß der Börse und Großindustrie. Unsere heutige Wirtschaftsproduktion kann keinen großen Krieg ertragen, der an einem Tage mehr Werte zerstören würde, wie früher in einem ganzen Jahre. Die Hochfinanz versteht sich zwar aus naheliegenden Gründen sehr patriotisch zu geben, aber von einem Kriege will sie ebensowenig etwas wissen, wie die sozialdemokratische Arbeiterwelt. So wirken die verschiedensten Faktoren zusammen, um einen großen europäischen Krieg immer unwahrscheinlicher zu machen."

Solche Aussicht könnte man nur mit Freuden begrüßen und mit allen Kräften erstreben. Soweit eben eine allgemeine Abnahme der Kriegsfreudigkeit gemeint ist. Eine Schwächung der Wehrkraft und Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes allein würde eine große Gefahr für Freiheit und Vaterland bedeuten. Wir Deutsche sind leider aus vielen bekannten Gründen in der Zwangslage, ganz zuletzt das Schwert aus der Hand legen zu dürfen. Über diese bedauernswerte, aber doch unumstößliche Sachlage dürfen wir uns auch aus edelster Gesinnung nicht hinwegtäuschen. Wir würden dadurch auch der Friedenssache nur den denkbar schlimmsten Dienst erweisen. Andererseits darf uns die betrübende Erkenntnis nicht abhalten, nach Kräften alle auf den Frieden gerichteten Bestrebungen auf das nachdrücklichste zu unterstützen. Ganz abgesehen von christlichen und allgemein ethischen Gründen, die freilich im Vordergrund bleiben müssen. Aber wir sind auch die am schwersten unter den Lasten der fortwährenden Kriegsbereitschaft Leidenden und die am höchsten der Kriegsgefahr Ausgesetzten. Wir haben also ein Lebensinteresse an der Herbeiführung von Zuständen, unter denen unser Volk nicht mehr dauernd gezwungen ist, seine besten Kräfte einem Moloch zu opfern, der sein Dasein nur der Rückständigkeit, dem Atavismus der sogenannten zivilisierten Völker verdankt und es auf Kosten der Kultur und des Christentums, nicht zuletzt aber auch des gesunden Menschenverstandes fristet ...

* * *

Inzwischen erfreuen sich die Träger des bunten Rockes, soweit sie nicht gerade den gewissen Vorgesetzten gegenüberstehen, unbestritten einer außerordentlich bevorzugten Stellung. Nicht etwa nur bei dem schönen Geschlecht oder dem bürgerlichen Biedermeier. Auch Richter kann der Anblick des bunten Rockes milde stimmen, namentlich wo er durch Offiziersepauletten nach oben hin „abgerundet" wird. Das soll kein Vorwurf bewußter Parteilichkeit sein, zeugt vielmehr nur von einem hochentwickelten Standes- und Solidaritätsbewußtsein, bei dem man es am Ende begreiflich finden kann, wenn es zwischen dem Standesgenossen und dem gewöhnlichen Sterblichen Abstände erblickt, die uns anderen weniger und — offen gesagt — eigentlich gar nicht in die Augen springen. Es kann eben niemand aus seiner Haut heraus. Aber die Frage sei erlaubt: wie wäre es dem

schlichten Bürgersmann oder gar dem Arbeiter wohl ergangen, der sich vor einem bürgerlichen Gericht wegen der Straftaten zu verantworten gehabt hätte, für welche ein Offizier mit sage und schreibe ganzen 20 Mark bestraft wurde?

In Mainz, so wird von dort berichtet, tagte kürzlich zweimal das Kriegsgericht der 21. Division aus Frankfurt a. M., und zwar beide Male hinter verschlossenen Türen. Die Angeklagten waren keine gemeinen Soldaten, sondern Offiziere. Im ersten Falle handelte es sich um einen Hauptmann, der — soviel man in Erfahrung bringen konnte — seine Untergebenen mißhandelt haben sollte. Er wurde freigesprochen. Im zweiten Falle war der Angeklagte der 19 Jahre alte Leutnant A. v. B. vom 2. Bat. des Füs.-Regts. v. Gersdorff Nr. 80 in Wiesbaden. Er war der Beleidigung und Bedrohung von Mainzer Schutzleuten und des groben Unfugs angeklagt. Es war am 22. Aug. d. J., vor der Truppenschau durch den Kaiser, gegen 4 Uhr in der Frühe, als die Schutzleute H. und F. in der großen Langgasse in Mainz einen furchtbaren Skandal hörten. Sie eilten darauf zu und sahen zwei besser gekleidete Zivilisten, von denen der eine eine brennende Petroleum-Tischlampe in den Händen trug, die Straße entlang gehen. Die beiden Schutzleute forderten die nächtlichen Ruhestörer auf, sich ruhig zu verhalten und die brennende Lampe wegzutun. Der eine, der die Lampe trug, die er aus einer Animierkneipe mitgenommen hatte, kam dieser Aufforderung nicht nach, sondern drehte sich herum, ging auf einen der Schutzleute los und schrie diesen an: „Elender Kerl, ich schlage dir den Schädel ein!“ Um seine löbliche Absicht auszuführen, erhob er die Lampe und schlug damit nach dem Kopf des Schutzmannes, der sich rasch bückte, so daß die Lampe nicht ihn traf, sondern auf der Straße zerschellte. Nun forderten die Schutzleute die Personalien der beiden Zivilisten. Dabei hörten sie, daß beide Offiziere waren, der eine der Angeklagte v. B. Die Schutzleute begaben sich hierauf zur Polizeiwache. Kaum waren sie dort angekommen, als auch schon die beiden Offiziere dort erschienen. B. behielt den Hut auf dem Kopfe und rief den Schutzleuten allerlei „Schmeicheleien“ zu. Er ließ sich auch nicht von seinem Begleiter, der der Verständigere war, beruhigen, sondern setzte sich auf einen Tisch und schrie den Schutzleuten zu: „Wie könnt ihr Offiziere nach ihrem Namen fragen. Ihr seid ja doch nur Unteroffiziere gewesen! In diesem traurigen, dreckigen Nest muß man sich dies gefallen lassen. Ich werde euch zeigen“ usw. Erst nachdem die Schutzleute mit Einsperren drohten, beruhigte sich der Herr Leutnant und zog von dannen. Die Folge dieses Auftrittes war die Anklage. Aber der Herr Leutnant fand gnädige Richter. Der Anklagevertreter beantragte wegen Bedrohung und Beleidigung — 20 Mark Geldstrafe; der Verteidiger des jugendlichen Skandalmachers, ein auswärtiger mit Orden geschmückter Rechtsanwalt, war gar der Meinung, daß eine Bedrohung in dem Verhalten des Angeklagten nicht zu erblicken sei, denn die Schutz-

leute hätten gar kein Recht gehabt, die beiden Offiziere anzuhalten!! Das Gericht verurteilte denn auch den Angeklagten nach kurzer Beratung nur wegen Beleidigung zu 20 Mark Geldstrafe. Während der Urteilsverkündigung war die Öffentlichkeit wieder hergestellt. Der verhandlungsleitende Kriegsgerichtsrat fragte die Beisitzer — Offiziere —, ob die Begründung des Urteils öffentlich erfolgen solle, was von diesen sofort entschieden verneint wurde! —

Mit diesem Urteile vergleiche man die Wochen und Monate, wenn nicht Jahre, die oft von bürgerlichen Gerichten über Angeklagte wegen „Schutzmannsbeleidigung" und „Widerstands gegen die Staatsgewalt" verhängt worden sind. Und das in Fällen, wo das Recht keineswegs so „erweislich wahr" auf seiten der Schutzleute lag, wie hier. Aber auch die Behandlung, denen der angebliche „Übeltäter" seitens der Schutzleute auf der Straße und mehr noch auf der diskreten Wachtstube ausgesetzt war, mit der unendlichen Milde und Nachsicht, deren also auch Schutzleute, wie Figura zeigt, fähig sein können, wenn sie es — mit einem „Herrn Leutnant" zu tun haben.

* * *

Wie es sonst wohl öfter zugehen mag, lehrte eine Anklage, die jüngst vor dem Schöffengericht in Berlin verhandelt wurde. Sie war gegen den Feldmesser Willi A. und den Schankwirt Simon M. wegen „Widerstandes" oder des Versuches dazu erhoben worden, und zwar hätten die Angeklagten den Schutzmann K. durch Gewalt und Drohung zur Unterlassung einer Amtshandlung nötigen wollen. Der Feldmesser befand sich am 31. Juli in dem Schanklokal von M., in welchem sich auch der Vermittler Matheke, der Stellen für Schlächter vermittelt, befand. Er hatte keine Ahnung von dem geistigen Zustande des Matheke, dieser ist aber inzwischen in eine Irrenanstalt übergeführt worden. Mit ihm kam A. ins Gespräch, tippte ihn dabei gegen die Brust und hielt ihm scherzweise vor, daß er viel zu viel Vermittlergebühren erhebe. Matheke stürzte darauf auf die Straße und verlangte von dem Schutzmann K., daß er die Persönlichkeit des A. feststelle, der ihn beleidigt und mißhandelt habe.

Der Schutzmann K. kam dieser Aufforderung nach, er betrat das Lokal und ging sofort auf den Feldmesser zu, dem er die Anweisung gab, ihm zur Wache zu folgen. A. war darob nicht nur erstaunt, sondern entrüstet, und weigerte sich begreiflicherweise, ohne weiteres den Gang nach der Polizeiwache mitzumachen, indem er seinen Namen nannte und zu seiner Legitimation seinen Militärpaß herbeischaffen ließ. Auch der Wirt trat dazwischen und erklärte dem Schutzmann, daß er in seinem Lokale selbst Polizei sei und „für den Mann gut stehe, da er ihn kenne, auch seine Wohnung angeben könne." Der Wirt soll auch dem Schutzmann weiter hindernd in den Weg getreten sein. Dieser bestand darauf, daß A. ihm zur Wache zu folgen habe, obgleich auch noch ein im Lokale anwesender Zeuge gleichfalls erklärte, daß

er den A. kenne. Dem Schutzmann K. kam dann der Schutzmann M. zu Hilfe, und nun wurde die Situation für A. kritisch, denn die Schutzleute gingen dazu über, ihn gewaltsam aus dem Lokal zu bringen. Er stemmte sich gegen seine Abführung, wurde aber doch zur Tür geschleift und auf die Straße hinausbefördert.

Die Schutzleute hielten es auch für geboten, ihm eine Kette um das Handgelenk zu legen, und nachdem noch ein dritter Schutzmann hinzugekommen war, wurde A. zur Polizeiwache gebracht. Dort ist er nach Feststellung seiner Personalien entlassen worden. Daß man nicht glimpflich mit ihm umgegangen war, suchte er durch ein ärztliches Attest zu beweisen, das er sich hatte ausstellen lassen. Dieses verzeichnete eine geschwollene Nase und geschwollene Wangen und Lippen, auch waren Blutflecke in der Kleidung vorhanden.

Im Termin bestritten beide Angeklagte, sich im Sinne der Anklage schuldig gemacht zu haben. Der Zeuge Schutzmann K. bekundete aber, daß A. um sich geschlagen habe und er mit seinem Kollegen genötigt gewesen sei, den A. unter Anwendung von Gewalt zur Tür zu schieben; dort habe er sich am Türpfosten festgehalten. Ähnlich sagten die Schutzleute M. und W. aus. Daß A. von den Schutzleuten geschlagen worden sei, konnte von keinem der Zeugen bekundet werden. (Demnach hätte er sich also selbst die ihm ärztlich bestätigten Verletzungen beigebracht!! Erkläre mir, Graf Örindur! D. T.) — Der Staatsanwalt hielt auf Grund der Beweisaufnahme beide Angeklagte für schuldig und beantragte, indem er ihnen die Erregung zugute hielt, gegen den Feldmesser A. 40 Mk., gegen den Schankwirt M. 75 Mk. Geldstrafe. — Rechtsanwalt Dr. Schwindt beantragte dagegen Freisprechung und führte aus, daß die Schutzleute sich nicht in der rechtmäßigen Ausübung ihres Amtes befunden haben. Der Schutzmann K. habe instruktionswidrig und widerrechtlich gehandelt, denn es habe doch gar kein Grund vorgelegen, einen anständigen, beamteten Mann, der sich durch seinen Militärpaß legitimieren konnte und durch zwei andere Personen legitimiert wurde, zum Gange nach der Polizeiwache zu zwingen. Dagegen würde sich wohl jeder anständige Mensch aufbäumen, und wenn der Angeklagte A. wirklich sich gegen den Fußboden gestemmt haben sollte, so wäre ihm dies eventuell nicht so schwer zur Last zu legen. — Der Gerichtshof war der Ansicht, daß das Verlangen des Schutzmanns K., ihm zur Wache zu folgen, ein berechtigtes wäre und das Verhalten der beiden Angeklagten dem Schutzmann gegenüber strafbar sei. Er verurteilte A. zu 10 Mk., M. zu 30 Mk. Geldstrafe.

Daß gegen das Urteil Berufung eingelegt worden, ist nur selbstverständlich und kann weder an der Tatsache, daß es gesprochen wurde, etwas ändern, noch an der ganzen Begebenheit, die eines weiteren Kommentars um so eher entraten darf, als solche Sachen durchaus nicht vereinzelt vorkommen. In Berlin pfeifen's die Spatzen von den Dächern.

* * *

... In Meiningen, aber auch weit darüber hinaus, machte ein Vorfall viel von sich reden. Er wirft ein mehr als eigentümliches Licht auf mögliche Anschauungen in Kreisen, deren moralische und intellektuelle Beschaffenheit dem Volke nicht gleichgültig sein kann, da diese Kreise vielfach die wichtiger nationaler und persönlicher Lebensinteressen berühren. Vor der Strafkammer des dortigen Landgerichts fand ein Prozeß gegen mehrere Schüler des Technikums in Hildburghausen wegen Aufruhrs, Landfriedensbruchs und Widerstandes gegen die Staatsgewalt statt. Unter den Verteidigern befanden sich auch die Rechtsanwälte Dr. Karl *Liebknecht* aus Berlin und Sommerfeld aus Eisenach, von denen der erste einen der Hauptbeschuldigten vertrat. An einem der Verhandlungstage hatten sich die *Meininger Rechtsanwälte* Dr. *Härtrich* und *Grötzner* sowie der *Gerichtsassessor Klußmann* nach ihrem Stammlokal zum Schoppen begeben. Hier fanden sich auch die beiden auswärtigen Rechtsanwälte ein und nahmen an dem Tisch der Meininger Kollegen Platz. Dieses Zusammensein am *Biertisch mit dem als Sozialdemokraten bekannten Rechtsanwalt* Dr. *Liebknecht* hatte der *Gerichtsassessor Gerecke* den drei Meininger Juristen, die sämtlich *Reserveoffiziere* sind, *als schwere Verfehlung angerechnet. Nichts Eiligeres, als sie der Militärbehörde zur Anzeige zu bringen,* die ihrerseits *das ehrengerichtliche Verfahren gegen die genannten drei Herren eingeleitet hat.*

Nun, das Wichtigste und das einzig Erfreuliche an der Sache ist, daß das Ehrengericht das Verfahren *eingestellt* hat. Es war das allerdings selbstverständlich, aber, wie die Dinge heutzutage leider liegen, freut man sich auch schon über das Selbstverständliche. Nach bürgerlichen Ehrbegriffen durfte man freilich erwarten, daß nunmehr der Spieß umgedreht und gegen den Herrn Assessor ein Verfahren eingeleitet würde, da es sich doch um die Denunziation von Kameraden handelt, und zwar, wie das Ehrengericht durch seinen Spruch festgestellt hat, um eine *unbegründete.* Da muß doch die Frage gestattet sein: ist das noch Kastengeist, „Standesgefühl“ oder — was sonst?

* * *

Scheint es nicht ein Widerspruch, daß wir bei der so peinlichen gesellschaftlichen Sonderung in Kasten und Klassen doch so wenig selbständige, eigenwüchsige Persönlichkeiten zur Reife bringen? Müßten diese verschiedenen „Schonungen“ nicht gerade der Entwicklung von Persönlichkeiten günstig sein?

Bei solcher Fragestellung würden wir Ursache und Wirkung verwechseln. Wir dürfen nicht mit gefestigten Persönlichkeiten als gegebenen Größen rechnen. Sondern eben, weil wir so *wenig* solcher haben, übertragen wir *alle Sonderart auf die Kaste,* suchen wir sie nicht in uns selbst als Individuen, sondern in der Kaste als einer Gemeinschaft. Deren Ehre ist auch unsere Ehre. Daher das weitgehende Zurücktreten der

persönlichen Ehre hinter die Kastenehre, die „Standesehre“. Was einer etwa noch an Persönlichkeit und Selbständigkeit in die Kaste mitbringt, das wird ihm dort fein säuberlich abgeschliffen.

Traurig ist's: von der Wiege bis zur Bahre ist der moderne gebildete Deutsche ein Zögling, wohlverstanden ein Zögling, nicht ein Selbsterzieher, was das Natürliche und Wünschenswerte wäre. Nie wird er aus der Schule entlassen. Zuerst die verkümmerte Jugend unter dem eigentlichen Schulzwang, dann der Militärdrill, dann der Berufs- und Kastendrill. Und die Schule selbst legt den Keim zu dieser Entwicklung, oder vielmehr sie erstickt die Persönlichkeit im ersten aufsprießenden gesunden Keime.

Keinen einzelnen und auch keinen Stand darf dieser Vorwurf treffen. Wir haben zweifellos das gewissenhafteste und tüchtigste Lehrermaterial der Welt. Ja, aus dem Lehrer- und den ihm benachbarten Ständen erheben sich seit geraumer Zeit schon gerade die schärfsten Einsprüche gegen das herrschende System. Denn ein solches Neutrum ist dieser verhängnisvolle Kreis, aus dem es scheinbar kein Entrinnen gibt, an dem wir langsam aber sicher unsere besten Säfte austrocknen und zu einem uniformierten Pygmäengeschlecht entarten.

Der Pfarrer und Ortsschulinspektor Bonus in Großmuckrow hat eine Schrift über den „Kulturwert der deutschen Schule“ (Leipzig, E. Diederichs) veröffentlicht, deren Gedankengang, wie man sich auch sonst im einzelnen zu ihm stellen möge, jedenfalls die Beachtung aller Vaterlandsfreunde verdient, aller, denen die ganze unermeßliche Bedeutung der so oft nur dahingeschwätzten Wahrheit aufgegangen ist, daß die Jugend eines Volkes dessen Zukunft trägt. Bezeichnend für die materialistische Verbohrtheit des sozialdemokratischen Parteidogmas ist, daß der „Vorwärts“, der das Buch im übrigen mit bedingter Zustimmung bespricht, gerade den leitenden Gedanken, den wichtigsten und richtigsten des Verfassers, beanstanden zu müssen glaubt. Daß Bonus „ein rabiater Verteidiger“ dessen sei, „was man Phantasie im Menschen nennt“, diese — man kann sagen wissenschaftliche — psychologische Wahrheit erklärt er „für durchaus einseitig und verkehrt“:

„Er (Bonus) hält sie nicht nur für den wertvollsten Teil im Menschen, sondern auch für dessen alles entscheidenden. Was in ihr Tätigkeitsgebiet fällt, also Religion, Kunst, literar-ästhetisches Schaffen und Nachschaffen, ist schlechterdings Hauptsache, alles andere, auch das Verstandesmäßige und vor allem das Technische, mehr oder weniger Nebensache. Aber dieser durchaus einseitige und deshalb fehlerhafte (! D. T.) Standpunkt war in diesem Falle von Vorteil. Er schärfte dem Manne das Auge, um das heutige Schulsystem einer sehr selbständigen Betrachtung zu unterziehen. Dabei greift er vor allem das klassische Prinzip unserer höheren Schulen, die herrschende Unterrichtsmethode in den unteren Schulen, sowie den Mißbrauch der Schule durch den Staat zum Zweck der Züchtung ‚gutgesinnter‘ Bürger aufs schärfste an und glaubt, indem er die Wirkung dieser drei Faktoren aufzeigt, den Niedergang unseres deutschen Schulwesens erklärt zu haben. Uns will

scheinen, daß es noch sehr viel andere Gründe dafür in Betracht zu ziehen gibt, vor allem diejenigen, die in unserer gesamten privatkapitalistisch bestimmten Gesellschaftsordnung liegen. Doch kommt es weniger auf die erschöpfende Darlegung aller dieser Gründe, als auf die Tatsache an, daß hier ein Wissender jenen Niedergang überhaupt und rückhaltlos konstatieren muß, mit einem Beweismaterial, das so auch in unserer Presse bisher noch nicht vorgelegt worden ist. . ."

Dies zur Kennzeichnung der zwei Seelen, die, ach, in der Brust des sozialdemokratischen Zentralorgans wohnen: der wissenschaftlich-natürlichen und der vereideten doktrinären Parteiseele.

Über die heutige Unterrichtsmethode schreibt Bonus:

„Nachdem der Lehrer sich mit den einzelnen . . . Kindern vertraut gemacht, stellt er nun auf sokratische Methode einmal fest, was an Erfahrungen in der Richtung auf die Geschichte oder das Lied, das behandelt werden soll, das Kind bereits hat. Von da aus geht es vorbereitend auf die innere und äußere Situation des Lehrstückes hin; möglichst alles in Frage und Antwort, damit in jedem Augenblick der Lehrer Herr aller Gedanken bleibt und alle Gedanken, die schweifen wollen, immer wieder abfangen und zurückleiten kann.

„Die so vorbereitete Stimmung soll nun nach der Meinung der Pädagogen die interessierteste Erwartung sein, geradezu eine Art Hunger und Verzweiflung der Unwissenheit, und wir zweifeln nicht, daß es, wenn auch nicht Schüler, so doch Lehrer gibt, welche ehrlich glauben, daß sie mit dieser Methode dem Schüler nichts aufgezwungen, sondern seinen ‚Hunger' geweckt haben. Nun folgt das Gedicht und dann — die eigentliche Arbeit.

„Wieder muß nun der Schüler ganz von selbst und ohne jeden Zwang in Selbsttätigkeit alles das ‚herausfinden', was der Lehrer an guten Lehren allerlei Art in dem Gedichte gefunden hat, und wenn wir zu einem Resultat gelangt sind, dann faßt einer von den besseren Schülern das Ganze zusammen, und nun wird es in dieser Form eingeprägt. Zuguterletzt kommt dann noch eine Zusammenstellung und Verknüpfung der auf diese Weise aus den einzelnen Lehrstoffen frei gefundenen und dann eingeprägten Resultate zu einem zusammenfassenden ‚System'.

„Wer nun, da immerfort betont wird, daß alles frei gefunden und ohne jeden Zwang in Selbsttätigkeit erarbeitet ist, doch noch Zwang sieht, dem ist eben nicht zu helfen. Das ist vielmehr gerade das Große an dieser modernen Pädagogik, daß es hier mit freiem Finden doch schließlich zu festen Resultaten und gar zu ganzen Systemen kommt! . . .

„Die Peitsch- und Zuckerbrotmethode des körperlichen und geistigen Knuffens von hinten und der Berechtigungen von vorne, — dieser Schrauben- und Zangengeist, der darein seinen Stolz setzt, Dinge aus den Schülern herauszufragen, die nie in ihnen waren, und sich deshalb genötigt sieht, die Antworten in die Fragen zu verstecken und sich und anderen etwas vorzumachen, — dieser ‚Anschauungsunterricht', der alle Anschauung durch

Begriffe ersetzt und unter Begriffen erstickt —, diese Religionsstunden, in deren chemisch ‚sokratischer' Luft kein Geheimnis mehr atmen kann, in denen alles Höchste und Tiefste platt gefragt und nichts mehr auf Hoffnung gesät wird: denn es muß alles ‚verstanden' sein, und das von zwölfjährigen Kindern! — dieser Naturwissenschaftsunterricht, in dem die Kinder gewaltsam von der Natur entfernt werden, — diese altklassische Lektüre, in der die Klassiker als Beispielsammlungen zur Grammatik verständlich werden, — dieses ‚Deutsch', in dem ein armes Gedicht so lange erklärt wird, bis poetische Anschauung und künstlerische Empfindung zum Teufel sind, und die öde, graue Schulqual aus ihm herausgrinst wie aus allem, was die Schule bisher angefaßt hat; dieser umgekehrte König Midas, unter dessen Fingern alles Gold zu Staub wird."

Vom Gymnasium:

„Diese Zeit, in der Menschen, die aus eigenem Antriebe nie im Leben zwei Seiten Ilias lesen würden, zwei Jahre lang Ilias stümpern, weil — — ja weil sie das Recht ersitzen müssen, auf irgendeine Weise, die mit der Ilias nichts zu tun hat, ihr Brot zu verdienen! —

„diese Zeit, in der das Lügen gelernt und täglich und reichlich geübt wird vom Ultimus bis zum Primus! diese Zeit, in der unter dem Tische der fingerfertige Betrug herumkriecht, während über den Tisch hin die gewichtigen Worte schreiten: Odi profanum vulgus et arceo: ich hasse das gemeine Volk und halte es mir vom Leibe — jenes Volk nämlich, das nur aus Not betrügt, statt aus praktischem Idealismus! Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae: wenn der Erdkreis schwankt und zerbricht, so werden die Trümmer einen Unerschrockenen — — Herrje, da hatte der Lehrer ihn beinah ertappt! — Integer vitae scelerisque purus: wohl dem, der frei von Schuld und Fehle —

„diese Zeit, in der achtzehn- bis zwanzigjährige Männer dumme Jungen heißen und sind und für ehrlos und rechtlos gelten und mit aufeinandergebissenen Zähnen alles über sich ergehen lassen: nur noch ein bißchen Geduld, nur noch ein bißchen weiter heucheln! bald wird kommen der Tag und die Freiheit! —

„diese Zeit, aus deren Folter und Qual und sittlicher und seelischer Not der, welcher sie erlebt hat, seine nächtlichen Angstträume nährt! —

„Ja, wir sind ein geduldiges Volk. Wir sind das Volk des praktischen Idealismus.

„Der Staat aber fördert diese ganze Methode, für die er durch seine Funktionäre den Lehrstoff passend verschneidet:

„Die neue Pädagogik läßt kein Plätzchen, kein Häkchen für eigene Gedanken und Gefühle frei. Ihr ganzer Unterricht verläuft gerade in einem fortwährenden Zurückholen und Einstampfen der freien Gedanken und Gefühle.

„Und dazu kommt nun, daß der Staat all diesem methodischen Zwang

mit der roheren Gewalt der Gesetze erst die Möglichkeit gibt, sich auszuwirken ... Und so kommen denn Kreisschulinspektoren und Schulrat in regelmäßigen Absätzen, um das Wachsen der guten Gesinnung abzuhören, und von Rechts wegen soll der Ortsschulinspektor diese große Revisionstätigkeit ins Wöchentliche und Tägliche hineinvertiefen.

„Wenn dieses System sich programmäßig auswirken könnte, so müßte ein halbes Jahrhundert später das Volk wie eine einzige Armee von ‚Gutgesinnten' dastehen, von Urwählern, die zur Wahl marschierten im Gardeschritt, um den Mann ihrer Schulgesinnung zu wählen und sich nach der Wahl vor Freude und Harmonie in den Armen zu liegen. Und es wäre dann auf dem Wege der völligen Freiheit erreicht, was man früher mit dem bösen Zwang der Inquisition und des Scheiterhaufens nicht zu erreichen vermochte, die absolut einheitliche und gute Gesinnung. Man baut dann nicht mehr das Unpassende aus, sondern man knetet sich das ‚Volk' von vornherein in die gewünschte Form ...

Und endlich:

„Wenn so erst die gesamte Mechanik des Willens- und sonstigen Geisteslebens bloßgelegt ist, so wird man damit an die Hebel alles menschlichen Geschehens gekommen sein. Wenn es in früheren Zeiten vom Genius hieß, er habe auf der Seele seines Volkes gespielt wie auf einer Harfe, so wird man auf die zweischneidige und unberechenbare Kraft des Genius dann nicht mehr zu warten brauchen, sondern die Seele liegt da wie das Griff- und Pfiffwerk der Lokomotive, und sobald königliches Ministerium Reskript erläßt, so werden die bestimmten Schrauben angezogen oder gelöst, und wir fahren mit Wissenschaft und Dampf unter Ausschaltung aller dumpfen Instinkte und unberechenbaren Veranlagungen in die sonnenhelle Zukunft, in den Himmel auf Erden."

In die nüchterne Sprache des akademischen Praktikus übersetzt, sind das die selben Grundgedanken, die Professor Kübler in einer von der „Täglichen Rundschau" mitgeteilten Äußerung entwickelt. Professor Kübler hat fünf Semester lang die Kurse zur sprachlichen Einführung in das römische Recht geleitet und gelangt aus dieser reichen Erfahrung u. a. zu den bemerkenswerten Schlüssen:

„Mehr als aller Schulunterricht tun Begabung und Eifer und Lust zur Sache. Mancher Oberrealschüler, der auf der Schule kein Wort Latein gelernt hat, bewältigt, nachdem er ein Jahr lang fleißig Lateinisch getrieben hat, die schwierigsten Pandektenstellen geschickter als viele Gymnasiasten, die neun Jahre lang in jeder Woche ihre 6—8 Stunden lateinischen Unterricht gehabt haben. ...

„Wenn irgendwo das Uniformieren nicht am Platze ist, so ist es im Schulfache. Wie hier, wenn große Ziele erreicht werden sollen, der Individualität und Neigung der Lehrer möglichst weiter Spielraum gelassen werden muß, so ist es andererseits auch nicht

wünschenswert, daß im großen deutschen Vaterlande alle Menschen nach demselben Schema erzogen werden; auch der Begabung und den Neigungen der Zöglinge muß Rechnung getragen werden. ..."

* * *

Die „gute Gesinnung"! Das ist die Zaubergerte, die alle Türen aufspringen läßt, das neue Ideal, hinter das die alten und nur sachlichen Werte zurückweichen müssen. Platz da für die „gute Gesinnung"!

Im Anzeigenteil süddeutscher Blätter konnte man lesen:

Für Verehrer Schillers!

> Am 9. Mai 1905 werden hundert Jahre verflossen sein, daß unser Friedrich Schiller gestorben ist. Bei diesem Anlaß wird die Begeisterung für ihn und seine Schöpfungen neu geweckt werden, und liegt die Vermutung nahe, daß da und dort Schillergemeinden den Wunsch haben, dem großen Dichter ein Denkmal zu errichten. Man erlaubt sich nun, darauf aufmerksam zu machen, daß bei der Stadtverwaltung eine seit etwa sechs Jahren außer Gebrauch gesetzte, übrigens gut erhaltene Schillerstatue, Kolossalgröße, vorhanden ist, welche unter günstigen Bedingungen, vielleicht um den Metallwert, erworben werden könnte, zumal wenn sie in pietätvolle Hände gelangt.

Das Wiesbadener Schillerdenkmal, das bis vor einigen Jahren auf dem „Theaterplatze" stand, mußte eben einem Kaiser-Friedrich-Denkmal weichen. Der „Theaterplatz" heißt jetzt „Kaiser-Friedrich-Platz", und Schiller steht noch immer in — der Rumpelkammer. Daß das Inserat eine blutige Satire ist, werden wohl nur die nicht erkennen, auf welche — keine Satire zu schreiben schwer ist. Wäre Kaiser Friedrich nicht der Vater Kaisers Wilhelms II., so würde er im heutigen offiziellen „Deutschland" überhaupt kein Denkmal erhalten. Und das nicht etwa, weil er es nicht verdient hätte!

Steht diese Geschichte nicht auf demselben Blatt, wie das Zurückweichen unseres unbefangenen, urwüchsigen Volkstums vor allerlei berechnetem Opportunismus? Wie die Modernisierung unseres Volksliedes zum Schulgebrauch — auch hier ist das Fremdwort besser am Platze — in usum delphini?

Ehedem klang's in einem alten Soldatenlied:

Wie lieblich sang die Nachtigall
Vor meines Vaters Haus;
Verklungen ist nun Sang und Schall,
Das Lieben ist nun aus.

Das Bündel ist schon längst geschnürt,
Herzallerliebste mein;
Wir ziehen fort ins fremde Land
Und kehren niemals heim.

Jetzt — korrigiert mit roter Tinte der „Liederschatz für höhere Schulen" von Günther u. Noack, Herford, Selbstverlag, dritter Teil (13. Aufl.), der u. a. auch in der Oberrealschule in Groß-Lichterfelde von Quarta an gebraucht wird, so:

Wie lieblich sang die Nachtigall
In friedlich stiller Nacht.
Verklungen ist nun Sang und Schall,
Es tönt der Ruf zur Schlacht.

Und unser Bündel ist geschnürt,
Wir ziehen nun ins Feld:
Ade, die Trommel wird gerührt,
Zum Kampfe eilt der Held.

Wie strebsam und talentvoll!

* * *

... Und weißt du auch, lieber Leser, wer der bedeutendste Mann unserer Zeit ist? Doch gewiß, der eine Umwälzung im Geistesleben hervorgerufen hat? So nenne endlich mir den Mann! Du denkst vielleicht an Bismarck? Greifst weiter zurück, auf Goethe? Oder Luther? O nein, o nein, der deutsche Mann muß größer sein! Es ist nicht Otto von Bismarck, es ist nicht Wolfgang Goethe, es ist auch nicht Martin Luther. Es ist — August Scherl, der Begründer und Eigentümer des „Berliner Lokal-Anzeigers".

Denn: „es kann gar nicht geleugnet werden, daß Herr Scherl ein genialer Mann ist, der eine ungeheure Umwälzung im deutschen Geistesleben hervorgerufen hat". Noch mehr: „auch der deutschen Sprache" hat der an Vielseitigkeit Goethe und an Sprachkunst Luther noch verdunkelnde Mann „gute Dienste geleistet". —

Argloser Leser, du — lachst? Glaubst du etwa, der Türmer erlaube sich mit dir einen Scherz? Ahnest du gar nicht, daß du dich damit einer Beamtenbeleidigung schuldig machst, und zwar nicht etwa eines einfachen Schutzmanns, sondern eines sehr komplizierten Beamten, eines königlich preußischen Landrats, ja, und auch eines freikonservativen Abgeordneten, des Doktors von Woyna. Es ist beiläufig derselbe Herr Landrat des Kreises Neustadt in Hannover, der sich in einer Fehde gegen welfisch gesinnte Kriegervereinsmitglieder des zarten Ausdrucks „Lumpenbande" bedient hat.

Im preußischen Landtage verkündete er u. a.:

„Die öffentliche Meinung ist gegen Herrn Scherl von einer gewissen Presse scharf gemacht, die in ihm den Todfeind ihrer Art von Journalistik sieht. Dabei kann gar nicht geleugnet werden, daß Herr Scherl ein genialer Mann ist, der eine ungeheuere Umwälzung im deutschen Geistesleben hervorgerufen hat. (Stürmische Heiterkeit und

lebhafter Widerspruch links.) Auch der deutschen Sprache, die durch das Überwiegen einer gewissen Sorte von Preßleuten verballhornisiert war (Oho! links), hat Herr Scherl gute Dienste geleistet. Aber noch mehr als seine geistigen Erfolge neiden diese Preßkonkurrenten Herrn Scherl seinen materiellen Erfolg, zumal jetzt, wo auch ‚Der Tag', diese große Waschküche der öffentlichen Meinung, — Sie sehen, ich schenke auch Herrn Scherl nichts (Große Heiterkeit links) — sich als eine sehr einträgliche Idee erwiesen hat. Der Trick des Herrn Scherl besteht einfach darin, daß er auf die menschlichen Schwächen spekuliert..."

Nichtsdestoweniger soll Scherl aus der Spiel-Sparkasse ausgeschaltet werden, was vielleicht ein Erfolg der wiederholten „stürmischen Heiterkeit" des Hauses ist. Die Kasse aber, die Kasse soll bleiben.

* * *

Bedeutungsvoller als die ganze Angelegenheit der Sparlotterie selber, sagt die „Welt am Montag" sehr richtig, ist für das öffentliche Leben in Deutschland der große und verhängnisvolle Einfluß des „klugen August" auf unsere Regierungskaste. „Wie ein geheimer Minister des Innern scheint er im heutigen Preußen zu walten, wobei Hintertreppe und Unterrock eine große Rolle spielen. Das private Leben und die private Persönlichkeit Scherls ist dabei ganz gleichgültig; mögen seine geschäftlichen Anfänge auch noch so zweifelhaft sein, hier handelt es sich nur um den Scherl von heute und die Gefahr dieses Typus für unser öffentliches Leben. Ich bin bei der Beurteilung des Systems Scherl in der glücklichen Lage, völlig unbefangen und sachlich, durch keinerlei persönliches oder materielles Interesse beeinflußt, schreiben zu können und erkenne vorweg unumwunden an, daß Scherl die Technik des Zeitungswesens erheblich gefördert, daß sein Unternehmungssinn einen Zug ins Große hat und Kleinkrämerei verschmäht, daß endlich Arbeiter und Angestellte der Firma Scherl über die materielle Entlohnung ihrer Leistungen weniger zu klagen haben als bei andern großen Verlagsunternehmen.

„Aber im deutschen und insonderheit im Berliner Geistesleben, in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung hat sein System geradezu verheerend gewirkt. An den großen Schäden, an denen heutzutage Staatsleben und Volksleben bei uns kranken, an der neupreußisch-byzantinischen Richtung, an der wachsenden Entfremdung zwischen Hof und Volk, an der Verblendung der Regierenden und ihrer Selbsttäuschung über die Volksstimmung, an der Versimpelung, Verblödung und Verrohung der Masseninstinkte und der Geschmacksrichtung in gewissen Volksschichten hat die Scherl-Presse ihr gerüttelt und geschüttelt Maß von Schuld. Ein Geschlecht, dessen einzige geistige Nahrung ‚Lokalanzeiger' und ‚Woche' waren, mußte ersterben in Hundedemut vor allen regierenden Gewalten, es mußte das Kleine groß und das Große klein sehen, in

Eitelkeiten und Äußerlichkeiten den Inbegriff aller Lebenswonnen erblicken, in rohesten und blutrünstigsten Sensationen schwelgen, durch spaltenlange Schilderungen des neuesten Lustmords oder Raubmords, der letzten Hinrichtung und schauderhafte Banditenromane hindurchwaten, die ganze Größe menschlicher Gemeinheit im Anzeigenteil durchkosten und stumpf werden gegen seine Bürgerpflichten, geistig und sittlich verkümmern. Der beschränkte Untertanenverstand wurde sorgsam von jeder politischen Kritik abgelenkt, mißliebige Vorfälle, unangenehme Ereignisse und oppositionelle Reden nach Möglichkeit unterschlagen. ‚Sei im Besitze und du bist im Recht' und ‚Wes Brot ich ess', des Lied ich sing'', das waren und sind die Leitsterne der Scherlschen Politik, Gesinnungslosigkeit und Gewissenlosigkeit ihre Grundpfeiler.

„Nach unten hin allen niedrigen Instinkten schmeicheln, dabei unter dem Schein der Parteilosigkeit offiziöse Büttelbienste leisten, nach devotester Lakaienart vor jedem Hofbediensteten in Untertänigkeit ersterben: das sind einige der Prinzipien, nach denen August Scherl sein Amt als Volkserzieher ausübt. Solange freilich der materielle Erfolg noch nicht gesichert war, versteckte er den Byzantinismus wohlweislich. Die Zeit seiner Anfänge war seinem Streben günstig. Es war die Zeit, wo nach dem neuen Berlin eine große Menge Zuzügler strömten, die geistig keine Ansprüche machten, wo Bismarcks erfolgreiche Gewaltpolitik und unaufhörliches, kleinliches Parteigezänk das Interesse an den politischen Parteiblättern, die auch technisch vielfach rückständig waren, im Publikum stark geschwächt hatte. Die Mannigfaltigkeit und Schnelligkeit der Berichterstattung, die geringen Ansprüche an eigene geistige Arbeit, an selbständiges Denken reizten die Masse. Nun konnte Scherl ungescheut nach oben die Angel auswerfen. Eine große Leserzahl konnte in Loyalität erhalten, der Einfluß der politischen Opposition gebrochen, Prinzen, Hofdamen, Minister und ihre Frauen neben Tänzerinnen, Raubmördern und merkwürdigen Tieren photographiert, eine ganze Menge verkrachter Offiziere untergebracht, die öffentliche Meinung zugunsten der Regierenden beeinflußt und dadurch 50000 Sozialdemokraten jährlich als königstreue und regierungsfromme, loyale Untertanen der Regierung von Scherl apportiert werden. So wenigstens glaubte man in den oberen Regionen und verehrte in Scherl eine Macht des Heils und der Erlösung. Die Reichstagswahlen mit ihrer ungeheueren Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen in Berlin und Umgegend waren die Probe aufs Exempel.

„Indessen nach wie vor scheint August Scherl, der Volkserzieher, sich der unerschütterlichen Gunst des Hofes und der Regierung zu erfreuen. ‚Die einzige Zeitung, die der Kaiser unausgeschnitten liest', ist der ‚Lokalanzeiger', so haben dessen Leute

triumphierend verkündet. Das Maß des Unheils, das er anrichtet, wird dadurch noch größer. Es wäre eine schöne und lohnende Aufgabe, dem Monarchen die Stimmung des Volkes ungeschminkt und freimütig zu verkünden, zumal seine Umgebung sie ihm offenbar geflissentlich verhehlt. Wenigstens klagt der Herzog Ernst von Koburg in einem Brief an Gustav Freytag schon 1890 darüber. Anstatt dessen findet man die ärgste Schweifwedelei und Selbstentmannung in diesem Organ der öffentlichen Meinung. Als Herrn Scherls Orakel gilt sein Barbier Pfitzenreuter, die Meinung dieses Barbiers also erfährt der Monarch. Niemand nimmt denn auch heutzutage den sogenannten politischen Teil des Blattes ernst. Lediglich die Schnelligkeit der Berichterstattung, die nicht selten den Ereignissen vorgreift oder auch in frivoler Sensationssucht falsche Hiobsposten vom Untergang vollbesetzter Passagierdampfer in die Welt hinausposaunt, und der Anzeigenteil sichert ihm noch seinen Leserkreis. . ."

Und die „gute Gesinnung" seinen Einfluß. . .

* * *

Eine bessere Gesinnung, als die sächsische „gute Gesellschaft" sie hegt, soll mal erst erfunden werden. Seltsam Sehnen zieht durch ihr Gemüt. Die Sehnsucht königlich sächsischer Landeskinder nach der Landesmutter: die ehemalige Kronprinzessin Luise, jetzige Gräfin Montignoso, müsse wieder an die Seite ihres ehemaligen Gatten zurückkehren. Dies sei der Wunsch besonders der sächsischen Frauen, die sich in ständigem Gedenken an die „Landesmutter" verzehrten. Ritter Giron ist ja längst mit — wenn ich nicht irre — 8000 Mark Jahrespension abgefunden worden.

So las ich. Indessen melden die Regierungsblätter, es bestehe auch nicht die entfernteste Aussicht dafür, daß es jemals zu einer Wiedervereinigung kommen könnte. Der König habe nicht bloß vor dem Tode seines Vaters, sondern auch nachher in der allerbestimmtesten Weise die unzweideutige Willensmeinung kundgegeben, daß er für alle Zeiten jede Annäherung von jener Seite weit von sich weise. Dementsprechend seien schon früher bindende Abmachungen zwischen den beiden Beteiligten getroffen. Jeder Einsichtige wisse von selbst, daß der König nach allem Vorangegangenen eine andere Haltung niemals einnehmen könne.

Die Türmerleser erinnern sich vielleicht noch meiner Besprechung des Falles. So entschieden ich damals gegen die Begriffsverwirrung auftrat, die aus einer — gelinde gesagt — schweren menschlichen Verirrung ein Märtyrertum aufbauen wollte, so sehr muß ich es jetzt bedauern, wenn die jedenfalls unglückliche, von einem Lumpen getäuschte Frau, die inzwischen gewiß viel gelitten und — bereut hat, durch taktlose Zudringlichkeit wieder an die Öffentlichkeit gezerrt werden soll. Vielleicht hat der „Vorwärts" gar nicht so unrecht, wenn er an eine Maßregel der sächsischen Polizei zur Einschränkung allzu aufdringlicher Ausstellung von Bildern der ehemaligen Kronprinzessin die historische Betrachtung anstellt:

„Es hätte alles geschehen können, was geschehen ist, und die Frau hätte nur nicht den Mut des offenen Bekenntnisses haben sollen, dann wäre Luise heute der Inbegriff aller weiblichen und königlichen Tugenden, und die Händler würden chikaniert werden, die sich weigerten, Landesmutter-Postkarten feilzubieten. Immerhin sollte man doch mit der vereitelten Landesmutter nicht auch das Recht selbst strafen. Auf Grund welchen Rechtstitels werden derartige Postkarten verboten? Welchen Paragraphen verletzen sie? Das Strafgesetzbuch kennt bisher nicht das Delikt ‚monarchistischer Verwirrungsstimmung'. Oder stellt gar die Ansichtspostkarte nach der heutigen sächsischen Polizeimeinung eine unzüchtige Schrift dar? Dann aber trifft dieser Makel alle Postkarten, die das Bild eines Fürsten oder einer Fürstin zeigen, die einmal die Ehe gebrochen haben. Ach, wie wundersam fein ist doch das sittliche Gefühl der Polizei im Reiche August des Starken geworden."

* * *

Nach all den Halbheiten, Widersprüchen, Begriffsverwirrungen und -Verfälschungen freut man sich ordentlich, wenn einer mal aus seinem Herzen keine Mördergrube macht und frisch von der Leber weg redet. Das beleuchtet dann freilich mit Blitzlicht die „Situation". Man sieht endlich einmal — eine Sekunde lang — der Wahrheit ins unverhüllte, wenn auch nicht eben schöne Antlitz.

„Die Vaterlandsliebe ist eine Magenfrage"! Das hat nicht etwa ein Sozialdemokrat gesagt, sondern der Vorsitzende des deutschen Handwerkerbundes, Schneidermeister Vogt aus Friedenau. Dieser Herr führte nach einem der Hilfe zugesandten Bericht am 9. November in einer Programmrede zu Quedlinburg aus:

„Die viel gerühmte nationale Gesinnung läßt sich nicht durch Worte herbeiführen, sondern dadurch, daß auch dem Handwerker von der Regierung die helfende Hand dargereicht werde. Die Vaterlandsliebe sei eine Magenfrage; nur wenn der Handwerker existieren könne, dann könne man von ihm auch Liebe zu Fürst und Vaterland fordern."

Wie viele „vaterlandslose Gesellen" mag's wohl im lieben Deutschen Reiche geben, und wo mögen sie wohl überall zu finden sein! Ein Schulbeispiel für die Hohlheit der staatserhaltenden, patriotischen Phrase!

* * *

Lächerlich, vorsintflutlich, grotesk erscheinen uns heute jene in unsere Welt verirrten armen Schächer, die mit dem, was sie für wahr und gut halten, Ernst machen wollen. Ob sie es mit Recht oder Unrecht dafür halten, ist für die Beurteilung der subjektiven Ethik gleichgültig.

„Wir haben", so schreibt die „Berliner Zeitung", in diesen Tagen ein gewisses Heldentum überreligiöser Eidweigerer in Berlin zu sehen bekommen. Da war ein gleichgültiger Strafprozeß gegen einen Mann mit dem melodischen Namen Pinkpank. Als Zeugen waren auch der Stepper Lautner und die Näherin Nentwig geladen und zur Stelle. Zeugen müssen

schwören; die beiden aber schwuren nicht. Wie? Sie schwuren nicht? So waren sie stärker als das starke Gericht mit dem üblichen Souveränetätsgefühl drs vorsitzenden Richters? Ei, freilich. Zunächst ist allerdings der Staat mit seinen großen Machtmitteln, mit seinen für alle ... gleich geltenden Gesetzen ja siegreich über die beiden kleinen Leute. Man kann sie mit Geldstrafen heimsuchen; man kann sie einsperren. Aber schließlich muß man sie wieder laufen lassen; ihr Widerstand ist stärker als die Kraft und Macht des Gesetzes, das sie nicht biegen noch brechen kann. Die beiden lehnen den Eid ab, weil die Bibel nichts von ihm weiß, sondern nur von schlichtem Ja, ja, Nein, nein. Und weil die Bibel mahnt, man solle nicht schwören. Wohl gebietet die ... Heilige Schrift, man solle untertan der Obrigkeit sein. Allein, wenn die zur Pflege des Geistlichen berufene, scherzhaft als Ministerium des Geistes bezeichnete, staatliche Schulverwaltung städtische Schulleiter anweist, der städtischen Schulverwaltung den Gehorsam zu weigern, — warum sollen ebenso fromme Leute schlichterer Denkweise nicht den Mut finden, der Gerichtsobrigkeit ungehorsam zu sein, wenn sie des Glaubens sind, just ihr Glaube verbiete ihnen, im Punkte der bürgerlichen Eidespflicht den Staatsgesetzen Folge zu leisten? Herr Laukner und Fräulein Rentwig gehören zu einer von einem westfälischen Schmied begründeten und geleiteten christlichen Sekte von höchst rückständigem und verworrenem Wesen. Es gibt religiöser Gruppen, die den religiösen Eid verwerfen, mehrere. ...

„In Italien schwört man mit den Worten: ‚Ich schwöre.‘ Das muß genügen. Eine einfache feierliche Versicherung sollte ausreichen; der Eid, wie er jetzt ist, teils ein Mittel religiöser Heuchelei, teils eine Verletzung der zarten Gewissensauffassung ehrenhafter Leute, sollte fortfallen. Der treffliche Rechtslehrer F. von Holtzendorff hat in seinem Handbuch des deutschen Strafrechts bittere Klagen erhoben über die Reichs-Justizkommission, die den zahlreichen Bitten um Verwerfung der religiösen Eidesform nicht entsprochen hat; ‚begreiflich‘, so schrieb er, ‚ist ein solches Verhalten von seiten derjenigen, welche stets die Gewissensfreiheit im Munde führen, aber darunter den Verzicht auf jede eigene Überzeugung verstehen.‘

„Wenn immer wieder Bestrebungen hervortreten, die sich über die religiöse Form des Eides hinaus auf konfessionell sortierte Zusätze richten, so sind die Eiferer nicht geleitet von rein religiösen Erwägungen, sondern von Zweckmäßigkeitsgründen. Sie wissen recht wohl, daß der religiöse Eid sich nicht mit dem Evangelium verträgt; aber sie denken, eine verstärkte kirchliche Feierlichkeit des Eides werde die Zahl der falschen Eide mildern. Weit gefehlt: es steht fest und ist insbesondere durch die Schriften von P. J. Marx und von Valentini nachgewiesen, daß an die strengste konfessionelle Eidesform vielfach sich der Aberglaube ansetzt, der die Schwörenden mit wunderlichen Geheimvorbehalten ihr Gewissen überdröhnen läßt. Wir verwerfen den gerichtlichen

Eid, der eine allzu reiche Quelle schwerer Mißstände, vielen Unheils ist. Kann die Rechtspflege denn durchaus nicht auf den Eid als Mittel zur Erforschung der Wahrheit verzichten? Das Problem müßte doch zu lösen sein. Solange aber die selbsteigene feierliche Wahrheitsversicherung im Gerichtsverfahren durchaus nicht entbehrt werden kann, muß wenigstens darauf gedrungen werden, daß für sie eine Form gefunden wird, die nicht dermaßen in Widerspruch steht zu einer gewissen sittlichen Empfindung und einer bestimmten Gewissensfeinfühligkeit, und die nicht dermaßen einerseits eine Tortur und andererseits eine reiche Möglichkeit zur Verhöhnung des echten Rechtes darstellt, wie der gegenwärtige religiöse Gerichtseid."

* * *

Ein „gewisses Heldentum" nennt die „Berliner Zeitung" diesen Kampf des Glaubens mit der Staatsgewalt, den vermeintlichen eisernen Notwendigkeiten der Gesellschaft. Narrheit, Überspanntheit werden's andere nennen. Halten aber, die so urteilen, im geheimsten Winkel ihres Herzens nicht auch Christus und seine Jünger für überspannte Schwärmer? Wird nicht heute schon jeder, der mit seiner Überzeugung wirklich und wahrhaftig Ernst machen will, von den einen als Störenfried scheel angesehen, von den andern mitleidig-spöttisch belächelt?

In argen Entwicklungswehen seufzt und ringt unser Geschlecht. Der verlorene Glaube an die Geisteskraft der alten Ideale soll durch einen Schwall von politischen, religiösen und gesellschaftlichen Dogmen ersetzt werden. Indes die alten Werte immer mehr verblassen, unseren Händen entgleiten, prasselt ein förmlicher Hagelschauer von gleißend-glitzernden Worten alltäglich auf uns nieder, in Presse und Parlament, von Kanzel und Katheder.

Es hilft nicht: wir müssen uns ehrlich durchringen und dazu vor allem unseren eigenen Zustand erkennen. Wir müssen wieder von Grund aus bauen, alte und neue Werte vorurteilslos prüfen.

Manche erhalten sich nur noch durch das Gesetz der Trägheit, der Boden unter ihnen ist fast weggeschwemmt vom Strome der Zeit. So leuchten uns auch längst erloschene Sterne.

Wohl denen, die dieses Ringen, diese Wehen der Zeit an ihrer eigenen Persönlichkeit spüren. Sie sind es, nicht die in träger Bequemlichkeit Dahindämmernden, die den Bau der Gesellschaft in eine neue Zeit hinüberretten. Nicht die Satten, — die an Geist und Gemüt Hungernden und Dürstenden haben seit je der Menschheit neue Wasser des Lebens entdeckt und ihr goldene Früchte gewiesen . . .





Herders Iduna.

Von

F. Lienhard.

II.

Im Oktober 1795 sandte Herder seine prachtvollen, aber leider so unzeitgemäßen Anregungen an den Herausgeber der „Horen" nach Jena. Schiller antwortete am 4. November folgendes:

„Es ist eine sehr interessante Frage, die Sie in Ihrem Gespräche aufwerfen, aber auf großen Widerspruch dürften Sie sich wohl gefaßt machen. Ich selbst möchte ein paar Worte darauf sagen, um die Frage nach meiner Weise zu lösen. Gibt man Ihnen die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darein zurückfließen muß und (in unsren Umständen) kann, so haben Sie gewonnen." —

Hier bereits ahnen wir ein Mißverständnis. Schiller bekämpfte bekanntlich in einem noch heute und gerade heute sehr lesenswerten Aufsatz und auch sonst zwischen den Zeilen das „Niedrige und Gemeine in der Kunst"; auch in seinen Ideengedichten, besonders in „Shakespeares Schatten", macht sich der gewaltige Drang seiner Natur geltend, über platte und landläufige Lebens- und Kunstauffassung hinauszudringen. Hier nun, bei Herder, fürchtete Schiller offenbar Unterstellung der Poesie unter ungeläuterte Volksanschauungen. Und das war dem Geistesaristokraten gerade damals ein lästiger Gedanke. Denn unter schwerem Kampf hatte sich Schiller eben erst in seine eigene innere Welt durchgerungen: in das „Reich der Freiheit", das ihm aber zugleich das „Reich der Sittlichkeit" war, unter Kants reinlicher und strenger Gedankenführung. Auch hatte er eben erst in den „Ästhetischen Briefen" scharf die zwei Reiche — das empirische der Erfahrung und das sittliche des inneren Erlebnisses — getrennt, hatte z. B. dargelegt, daß der Künstler von i n n e n a u s seine Zeit beherrschen und be-

reichern müsse, Staat und Außenwelt den eigenen, ihnen eigentümlichen Gesetzen überlassend. Herders nordische Götterschar kam ihm daher unbequem. „Der Künstler" — heißt es in den „Ästhetischen Briefen" — „ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück . . ., um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form" (Schiller versteht unter Form das poetische Wesen insgesamt gegenüber dem Rohstoff) „von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen." So schrieb Schiller wenige Monate zuvor im neunten der „ästhetischen Briefe", der dem Kantianer Gottfried Körner ganz besondere Freude gemacht. Und sind diese Worte nicht herrlich? Sie enthalten tatsächlich das Programm unseres energischen, stolzen, in sich selbst gegründeten Schiller.

In sich selbst gegründet? Nein, es ist da noch ein ungelöster Rest. Der Dichter braucht ja noch — außer der Vertiefung in die Innenwelt und außer der lebendigen „Gegenwart", der er Anreiz entnimmt — einen außer ihm liegenden dritten Erzieher: er braucht noch den „fernen griechischen Himmel", eine „edlere Zeit", die griechische Menschheit. „Die Griechen", rühmt Schiller im sechsten Briefe, „beschämen uns nicht bloß durch eine Simplizität, die unserem Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja unsere Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen." Wir erinnern uns, daß Schiller vor wenigen Jahren den Entschluß geäußert, zwei Jahre lang keine modernen Schriftsteller mehr zu lesen, sondern sich nur an der Antike zu erziehen. Er hat sich mit leidenschaftlicher Anteilnahme tatsächlich ebenso in die Griechen eingelebt wie in die Geschichte der Niederlande und des Dreißigjährigen Krieges; denn auch letzteres Studium brauchte der Dichter, um seinem gern fliegenden Geiste Respekt vor den Tatsachen anzuerziehen. „Ich lese jetzt fast nichts als Homer" (Übersetzung der Odyssee von Voß), „die Iliade lese ich in einer prosaischen Übersetzung . . . Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohltun — vielleicht Klassizität geben wird. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplizität zu entfernen

anfing. Ich werde sie in guten Übersetzungen studieren — und dann — wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Weise getraue ich mir spielend griechische Sprache zu studieren." Und später teilt er mit: „Ich bin jetzt mit einer Übersetzung der Iphigenia von Aulis von Euripides beschäftigt. Die Arbeit übt meine dramatische Feder, führt mich in den Geist der Griechen hinein"... So erzog sich dieser tatkräftige Geist just in der Zeit, als Goethe aus Italien zurückkam, befrachtet mit Südlandsstimmung und Antike. Damit näherte sich sein eignes Streben immer mehr Goethischem Geiste; und es ist nicht zutreffend, wenn man meint, daß Schiller durch Goethe erst auf diese Bahn geraten sei.

Dies alles muß man sich vergegenwärtigen, wenn man des nunmehr gefestigten Schillers Unbehagen gegenüber Herders nordischer Anregung begreifen will. Er schreibt also:

„Gibt man Ihnen die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darein zurückfließen muß und (in unsren Umständen) kann, so haben Sie gewonnen; denn da ist alsdann nicht zu leugnen, daß die Verwandtschaft dieser nordischen Gebilde mit unserem germanischen Geiste für jene" (die nordischen Gebilde) „entscheiden muß. Aber grade jene Voraussetzung leugne ich. Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Übermacht der Prosa in dem Ganzen unsres Zustandes ist, meines Bedünkens, so groß und so entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, notwendig davon angesteckt und also zugrunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt auf jene Koalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Streben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er seine eigne Welt formieret und" —

Bis zu diesem „und" war der durchaus nicht einseitige Theologe, Idealist und Humanist Herder, der wenige Wochen zuvor noch so warm über Homer und Ossian in den „Horen" gesprochen hatte, in den Hauptsachen sicherlich mit Schiller einverstanden. Aber der historisch und universal gebildete Herder, mehr — zu viel! — ins Weite zerfließend als streng einer Linie folgend wie Schiller, wußte auch, daß der Wurzelgrund einer Nation, ihre überkommene Sprache, ihre Anschauungen, Sagen, Geschichte, Mythologie am Wesen des Dichters mitforme, wie Griechenlands Götter-Vorstellung und Lebens-Führung die dortigen Dichter gebildet hat. Und wenn er auch der freilich kantisch gefärbten Grundforderung beistimmen mochte, daß der Dichter vor allen Dingen „seine eigne Welt formieren" müsse, so konnte er doch den nun folgenden logischen Sprung schwerlich übersehen. Denn unser Dichter — wie wir schon andeuteten — springt aus der „eigenen Welt" hinüber zu den Griechen und fährt fort:

— „und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde..."

Abgesehen von dieser nicht ohne weiteres verständlichen Flucht vor der „Wirklichkeit" — wir kommen darauf zurück —, warum denn gerade durch die griechischen Mythen? Warum gelänge diese Erziehung nicht ebenso gut durch die nordischen?

Hier ist der trennende Punkt. Auf diese Frage bleibt Schiller die Begründung schuldig, die übrigens jenem durch Winkelmann und Lessing vorbereiteten Zeitalter nicht schwer gewesen wäre. Er fährt fort:

„Vielleicht gelingt es mir, in dem Aufsatze, den ich jetzt schreibe, ‚Über die sentimentalischen Dichter', Ihnen meine Vorstellungsweise klarer und annehmlicher zu machen. Denn gerade in diesem Aufsatze suche ich die Frage zu erörtern, was der Dichtergeist in einem Zeitalter und unter den Umständen wie die unsrigen für einen Weg zu nehmen habe. Man dürfte Ihnen auch noch die Erfahrung Klopstocks und einiger andren entgegensetzen, die den Gebrauch jener nordischen Mythen mit sehr wenig Gewinn für die Dichtkunst schon versucht haben; und bei Klopstock ist doch die Ungeschicklichkeit nicht wohl anzuklagen, wenn es mißlungen ist."

So weit Schillers Brief. Seine Ausführungen im glänzenden Aufsatz „über naive und sentimentalische Dichtkunst", worauf er hier anspielt, sind übrigens im Kern schon in den Ästhetischen Briefen enthalten und oben erwähnt worden.

Herder hat nicht geantwortet; die Sache erregte auch keinerlei Erörterungen. Das Zeitalter ging an Herders Gesprächen, die im Februar 1796 in Schillers Zeitschrift erschienen, ungefähr so vorüber, wie der erstaunte Körner, der an Schiller nach Lektüre der „Iduna" schrieb: „Was er eigentlich damit will, ist mir nicht ganz klar geworden" — und der bloß die „einzelnen Bemerkungen über nordische Mythologie interessant" fand. „Interessant" — damit war also Herders Versuch vorerst erledigt.

* * *

Man hat den Klassikern von nationaler Seite die Hinwendung zu Hellas und Italien übel vermerkt. Der stürmische Karl Weitbrecht faßt in seinem Buche „Diesseits von Weimar" die dahinzielenden Anklagen in folgende Sätze zusammen: „Im übrigen sei hier eine Meinung rund und schroff ausgesprochen: Der Klassizismus hat Goethes Genius aus dem Geleise gebracht; er ist nicht daran zugrunde gegangen, aber er ist in die Irre und Unsicherheit geraten dadurch, daß er ein fremdes Prinzip in sich aufnahm, das er zu beherrschen wähnte, während es ihm doch zu mächtig war. Er hat mit seinem Klassizismus auch Schiller angesteckt (?); und beiden ist die Poesie des klassisch-klassizistischen Epigonentums nur allzulange nachgelaufen, indessen die Reaktion der Romantik das Übel zu heilen versuchte und nur größeren Wirrwarr gestiftet hat."

Wir stehen hier vor einer der wichtigsten Fragen der neueren Geistesgeschichte.

Was suchten denn eigentlich unsere Klassiker im fernen „Griechenland"? Etwa die Landschaft in geographischem oder topographischem Sinne?

Die griechischen Götternamen und Götterfabeln? Die Sprache und Plastik jener Zeit? Oder suchten sie nicht im letzten Grunde dahinter ein Tieferes?

Der Kunsthistoriker Winckelmann, den einige für diese Wendung nach Süden verantwortlich machen, hilft uns hier weiter. Er sagt (Laokoon): „Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur: der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein." Mehr als gemeine Seelen! Eben das ist's, was Schiller und Goethe gesucht haben! Und ein weiteres Wort Winckelmanns sagt verallgemeinernd: „So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele."

Man wird nun verstehen, warum wir so ausführlich in der Geisteswerkstatt besonders Schillers verweilt haben. Denn was Winckelmann hier sagt, stimmt wörtlich mit dem überein, was Schiller so mühsam als „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" erstrebt hat. Sagen wir's also deutlich: unsere Klassiker beruhigten sich an den „großen und gesetzten Seelen", die im Volke der Griechen gelebt haben.

Demnach war ihnen „Griechenland" im Grunde genommen ein Idealbegriff — etwa wie uns heute das Sammelwort „Weimar" oder „Wartburg", wie dem Christen das „Reich Gottes", wie dem Buddhisten das „Nirwâna" (das einen geläuterten Zustand bedeutet, nicht etwa das „Nichts"), wie dem derberen Konquistador das schätzereiche Goldland „Eldorado". Solche Zauberworte sind mit der Zeit symbolische Namen geworden. Da mag die kritische Forschung — wie inzwischen Burkhardt — noch so viel an der historischen Oberfläche zupfen, sie wird den Kern nicht erreichen: denn das eigentlich Hohe, das wir in solchen Idealworten suchen, liegt bereits in uns selbst. Und dies Wirksame in uns selbst hilft uns ahnen, daß dies Ideale auch in andren, strebend sich bemühenden Menschen als inneres Feuer gewirkt haben muß. Dies Hohe erkennen wir immer deutlicher als überweltlich, übergeographisch: es steigt aus den Tiefen des Unbewußten in uns allen empor.

Jenes „Griechenland" des Ideals ist demnach nicht dort noch hier, wie ich an andrer Stelle (Thüringer Tagebuch) als Leitwort durchführte: — „das Reich Gottes ist in euch", jedem von uns erreichbar, so wie wir nur einmal den ernstlichen Entschluß gefaßt haben, in diesen höheren Bereich emporzudringen und selber eine „mehr als gemeine", eine „große und gesetzte Seele" zu werden. Das Wort „Griechenland" bedeutet demnach ganz einfach einen höhermenschlichen und höherdichterischen Zustand.

Damit sind wir zu einem überraschenden Aussichtspunkt gekommen. Die Frage, ob Griechenland oder Nordland, ob Laokoon oder Iduna, ist plötzlich an zweite Stelle gerückt. Mir vergegenwärtigt sich dabei wieder,

was ich mir zu Florenz ins Notizbuch geschrieben, denselben Gedanken erwägend. In Sanssouci vor den Büsten der römischen Cäsaren, in Weimar vor der Juno Ludovisi, in Florenz vor den zahlreichen religiösen Bildern, in Assisi und Rom usw. läßt sich einer merkwürdigen Kultur-Erscheinung nachdenken: jede neu empordrängende Geistesepoche zündet sich irgendwie an einer früheren großen Epoche an oder beruft sich wenigstens darauf. Friedrich der Große umgab und ermunterte sich mit Vorbildern und Gestalten aus dem alten Rom und dem Frankreich des Roi Soleil. In Weimar ermutigte die Antike. Franz von Assisi lebte in Christus. Und die florentinischen Maler verkleiden ihre Empfindungen und Visionen in frei behandelte Gestalten aus biblischer und kirchlicher Geschichte.

Aber sind das nun „geschichtliche" Gestalten? Ist der Christus, den Franziskus in Visionen erschaut, oder der Euripides, in den sich der übersetzende Schiller eingelebt, oder auch der Wallenstein, dem er so viel Zeit und Lust gewidmet hat, oder die Philosophen der Stoa, die den Weisen von Sanssouci erzogen: — sind das objektiv-historische Tatsachen und Gestalten? Sind diese Bilder, die da „Heilige Familie" oder „Madonna della Sedia" oder „Giovanni Battista" heißen, nicht vielmehr Gestalten, die zu sehr großem Teil aus der Künstler eigenem Innern wie eine Geisterwelt auftauchten?

Die Frage geht so sehr in die Tiefe, daß wir sie hier nur streifen können.

Man kann sich etwa folgendes vorhalten: Die Seele der Menschheit ist in ihren Grundgefühlen überall und immer dieselbe. Und so ist auch in dir selbst eine Weltgeschichte, du kannst das „Draußen" in deinem „Drinnen" nachleben, wenn du nur reich und elastisch genug bist — wie etwa Shakespeare, der sich in den Zustand einer Cordelia ebenso sachlich einleben konnte wie in die Gemütsverfassung eines Macbeth.

Und man kann sich weiter sagen: das schöpferische Prinzip, das in den Griechen wirksam war, ist weder an Zeit noch an Raum gebunden, kann also immer und überall wieder lebendig werden. Suchen wir uns anfachen zu lassen vom Großen, wo es auch sei, ob in Griechenland oder in Nordland: so ist die Frage praktisch gelöst. Denn — und dies ist die Versöhnung zwischen Schiller und Herder — nicht Griechenland oder Nordland suchen wir ja: wir suchen Größe, Schönheit und Güte! Und daß Klopstock und seine Barden ihre nordischen Gestalten nicht besonders gegenwärtig zu machen wußten, das lag nicht etwa am spröden Norden, das lag an jener Dichter mangelnder Gestaltungskraft. Sie selbst hatten zu wenig Dichtertum. Der Norden oder Griechenland oder große Zeiten und Menschen überhaupt sind nur Mittel zum Zweck; der Zweck aber ist: das Große in uns selbst zu ermutigen, wie sich Brennstoff am bereits lodernden Feuer entzündet.

Daß aber Schiller und Goethe speziell von der Antike dies Feuer entnahmen, lag teils an der Kultur des 18. Jahrhunderts, teils an der tat-



Ernst Rietschel
Goethe-Schiller-Denkmal

sächlichen plastischen Schönheit der griechischen Kunst. Nicht aber die Antike ist unsrer Klassiker Größe und eigentlich Wesen, sondern die „große und gesetzte Seele", die sich unter antikem Einfluß in ihnen selber ausgebildet hat.

* * *

Auf diesen Schatz im Innern legen wir daher allen Nachdruck. Und so ist uns Griechenland ebenso wie Nordland, zwar wertvoll und achtungswert, aber, wie gesagt, von untergeordneter Bedeutung. Griechenland ist zudem inzwischen ein Teil geworden in der weiter gefaßten Kultur der Menschheit und von seiner beherrschenden Stellung abgetreten. Wir haben unsere eigene nationale Vorzeit besser erforscht, den Minnesang, das gewaltige Nibelungenlied, das blutvolle Leben der Staufenzeit, die düstre Größe der Edda — und wie vieles andere! Aber es müssen auch heute entwicklungskräftige Dichter kommen, die sich über die „landläufigen Bücherschreiber" und alles bloß Stoffliche hinaus in höhermenschlichen Zustand erheben. Ein künftiger „Klassizismus" wird sich in den Mitteln von jenem weimarischen Klassizismus unterscheiden. Ihm werden moderner Weltverkehr, allgemein-menschliche und heimatliche Kultur, nordische Naturpoesie, uralte Theosophie — und wer weiß was alles — mehr Anregung geben als das einzelne Hellas. Aber alles außer uns liegende Große in Gegenwart und Vergangenheit wird nur wertvoll, wenn es in uns wiedergeboren wird.

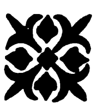
Wenn also Schiller zeitweilige Entfernung, ja Wirklichkeitsflucht, als wohltätig empfiehlt und dann fortfährt: „wenn er dann Mann geworden, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, um es zu reinigen" — so verstehen wir diese wichtige Forderung. Schiller verlangt nichts anderes als vornehmen Abstand von den Zufälligkeiten der Zeitgenossen. Er schlägt darum vor, bei großen Männern und Offenbarungen Besuche zu machen und so Fühlung zu finden mit Mächten, die nicht der wechselnden Zeitströmung unterworfen sind. Um eine Landschaft in geistigen Besitz zu nehmen, muß man sie verlassen; man muß auf einen Berg steigen und sie von dort in künstlerischem Abstand als Ganzes mit all ihren Teilen betrachten. Wer in solchem Sinn entsagt, der besitzt. Ich weiß nicht, was uns heute nötiger wäre als diese Kraft.

* * *

Herder ist kurz vor seinem Tode noch einmal auf die nordische Mythologie zu sprechen gekommen. Unter dem Titel „Zutritt der nordischen Mythologie zur neueren Dichtkunst" bemerkt er in der „Adrastea" u. a. folgendes: „So wenig die Griechen ihre Mythen für Isländer und Deutsche erfunden oder angewandt haben, so wenig wäre die Edda für sie gewesen. Bei uns, die wir in der Mitte stehen, ist die Frage: was wir aus der und jener Sagenlehre zu machen verstehen? wie wir sie zu gebrauchen vermögen? Nur in der Anwendung findet jede Sage ihren Wert. Gespielt ist genug mit dieser Mythologie; zum Ernste!" Diese Worte sind unanfechtbar. Ein Gedicht Gerstenbergs zitierend, schließt er:

„In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und schweigt."

Es sind die letzten Worte, die Herder geschrieben hat, da ihn der Tod kurz darauf in neue Gegenden entrückte. Sein Sohn fügte diesem „und schweigt" ein Nachwort hinzu: „In prophetischem Geist schrieb er diese Strophen — die letzten seines Lebens: — es verhallte in diesem höheren Gebet."



Iduna
oder der Apfel der Verjüngung.

Von Herder.

Vor einigen Jahren ertönte unten am Parnaß ein Ruf, daß oben auf dem Parnaß einige deutsche Dichter für unsere Nation und Sprache den Gebrauch der griechischen Mythologie abschaffen, dagegen aber die isländische einführen wollten. Für Apollo sollte künftig Braga, für Jupiter Odin, für den Olymp Walhalla gelten.

Wiewohl nun dieses Gerücht durch sich selbst nichtig war, indem ja kein Dichter mit seinen Gesängen der Nation Gesetze vorschreibt, und einer dieser angeklagten Dichter, der mit dem süßesten Wohlklange die feinste Kritik verbindet (Gerstenberg), seinen „Skalden" eben dazu erweckt hatte, daß er singe und sage, wie alle seine alten Götter gefallen, und daß diese ganze nordische Ideenwelt wie ein Zauberbild, wie ein Traum verschwunden sei: so hätte doch die ganze Erscheinung dieser Dichtungsart, die sich von Dänemark aus als ein wunderbares Nordlicht zeigte, wenigstens Kenntnisse und Untersuchungen veranlassen können, die sie damals wahrscheinlich nicht veranlaßt hat. War es nicht der Mühe wert, es aufs reine zu bringen: was diese Mythologie sei? woher sie sei? wiefern sie uns angehe? worin sie uns dienen könne? Diese Fragen betreffen ja eine Sache ganzer Nationen, einen Schatz menschlicher Erfindungen, Sprache und Gedanken.

Uns ist darüber ein Gespräch zu Händen gekommen, was diesen Gegenstand zwar nicht erschöpft, aber von mehreren Seiten in Betracht nimmt. Es soll nicht entscheiden, aber Gedanken veranlassen und Entschlüsse fördern.

Erste Unterredung.

Alfred. Meinst du nicht auch, Frey, daß, wenn eine Nation eine Mythologie haben muß, es ihr daran gelegen sei, eine in ihrer eignen Denkart und

Sprache entsprossene Mythologie zu haben? Von Kindheit auf wird uns sodann die Ideenwelt dieser Dichtungen näher und inniger; mit dem Stammwort jeder derselben vernehmen wir sogleich ihren ersten Begriff und verfolgen ihn in seinen Zweigen und Abteilungen leicht und vernünftig. Alles in der Einkleidung Enthaltene dünkt uns glaubhafter, natürlicher; der dichterische Sinn, einer Sprache genialisch eingeprägt, scheint mit ihr entstanden, mit ihr gleich ewig.

Frey. Ich wollte, daß keine Dichtungen in der Welt wären! Wir mühen uns mit dem Gerüst und vergessen das Gebäude. In der Kindheit, wieviel Zeit wird aufs Lernen der Mythologie verwandt und verschwendet! Vor lauter Hüllen lernen wir den Kern, vor lauter Dichtungen die Wahrheit nicht finden; an jenen verwöhnen wir uns dergestalt, daß wir zuletzt mit den heiligsten Sachen tändeln. Wir wollen immer Hülle, Einkleidung; was sich nicht in einer schönen Gestalt zeigt, ist auch nicht wahr; es wird vergessen und verachtet. Selbst der eigne Dichtergeist erliegt unter einer hergebrachten Mythologie; vielmehr der Sinn, der die reine Wahrheit sucht und den man bei Dichtungen immer doch in ein Schattenreich alter Personifikationen verweiset.

Alfred. Ich hätte nichts dagegen, wenn wir anders organisiert wären; nun sind wir aber, was wir sind, Menschen. Unsre Vernunft bildet sich nur durch Fiktionen. Immerdar suchen und erschaffen wir uns ein Eins in vielen und bilden es zu einer Gestalt; daraus werden Begriffe, Ideen, Ideale. Gebrauchen wir sie unrecht oder staunen wir Schattenbilder an und ermüden uns wie Lasttiere, falsche Idole als Heiligtümer zu tragen: so liegt die Schuld an uns, nicht an der Sache. Ohne Dichtung können wir einmal nicht sein; ein Kind ist nie glücklicher, als wenn es imaginiert und sich in fremde Situationen und Personen dichtet. Lebenslang bleiben wir solche Kinder; nur im Dichten der Seele, unterstützt vom Verstande, geordnet von der Vernunft, besteht das Glück unsres Daseins. Laß uns, Frey, diese unschuldigen Freuden; laß sie uns! Die Fiktionen der Rechtswissenschaft und der Politik sind selten so erfreulich wie jene.

Frey. So dichte denn fort, Alfred.

Alfred. Ich fragte dich, ob es einem Volk nicht angenehm, bequem und nützlich sei, eine in seiner Sprache entsprossene Mythologie zu haben; mich dünkt, die Geschichte der Völker gebe darüber Auskunft. Was z. B. gab den Griechen die schöne Übereinstimmung ihrer Bilder in Kunst, Weisheit und Dichtkunst? Woher, daß ungeachtet aller Lokal- und Zeitverschiedenheiten eine gewisse große Regel des Geschmacks in allen ihren Werken feststehet? Unter andern daher, daß alles, was sie auch von andern Nationen nahmen, sie sich eigen machten. Die Römer dagegen hatten für sich eine harte Mythologie, bei welcher sie griechische Dichtungen und Bilder zwar oft als ein fremdes Spielzeug brauchten, dagegen aber zu einer eignen Poesie, Philosophie und Kunst nie gelangten. Ihre Fiktionen waren kriegerisch und gesetzgebend; eingeboren oder kongenialisch ward ihnen die griechische Muse selten.

Gehe einmal die Zeiten hinter den dunklen Jahrhunderten durch, als der freie Geist der Wissenschaften in Europa wieder erwachte; du wirst finden, daß die Dichter und Weisen aller Nationen am glücklichsten in ihrer Muttersprache imaginiert haben. Dante, Petrarca, Ariost waren unter den Alten erzogen; der letzte schrieb selbst beinahe klassisches Latein, und Petrarca erwartete nicht aus der Hand der italienischen, sondern seiner lateinischen Muse den Kranz der Unsterblichkeit. Indessen hat ihn die Zeit widerlegt. Die Ideen

und Dichtungen, die den Wert dieser Dichter auf die Nachwelt brachten, waren aus der Denkart der Nation genommen und ihrer Muttersprache einverleibt. Bei den Briten war's nicht anders. Erinnere dich, wie mühsam sich Spenser und Shakespeare unter der Mythologie der Alten winden; wie leicht und glücklich sie aber denken und dichten, wenn sie, insonderheit Shakespeare, aus Sagen, aus dem Aberglauben ihres Volks Begriffe schaffen, Gestalten dichten. Du kennst Miltons klassische Denkart und seine schönen lateinischen Verse; die stärksten und besten Stellen indes seiner beiden Paradiese, seiner Ode auf die Christnacht, seines allegro und penseroso sind rein gotisch.

Frey. Da schickst du mir einen unglücklichen Traum, Alfred. Unsre Meistersänger, wie elend schleppten die sich mit der Geschichte und Mythologie der Alten umher! Und als unser gelehrter Opitz dichtete und reimte, war er Übersetzer oder mehr Dichter? Was ist gegen Shakespeare unser Andreas Gryphius?

Alfred. Und doch waren bereits treffliche Erzählungen, Kern- und Lehrsprüche in der deutschen Sprache; nur standen sie in ihr ohne Imagination da. Es fehlte der Sprache an einer eignen Mythologie, an einer fortgebildeten Heldensage, an poetischer Darstellung und Ausbildung ihrer ursprünglich so vielfassenden, vollen und schönen Stammesideen. Willst du dich davon überzeugen, wie niedrig sie diesen einst besessenen Reichtum veruntreut habe, so gehe mit mir ein deutsches Wörterbuch durch, welches du willst, und verfolge den Gebrauch unsrer lieblichsten Stammworte. Du wirst erstaunen, wie knechtisch die Sprache geworden, wie nicht etwa der kirchliche, sondern ein viel ärgerer, der juristische, und der ärgste von allen, der Hofstil (stylus curiae), dergestalt die Herrschaft über sie gewonnen, daß er ihre schönsten Ableitungen bis zur Quelle verderbt hat. Die vornehmsten, edelsten Worte sind dergestalt in Förmlichkeiten oder gar in possierliche Niederträchtigkeiten verwandelt worden, daß man sich schämt, die kräftigsten Samenkörner, in solche Gebüsche verschrumpft und verkünstelt, aufgeschossen zu sehen. Nun vergleiche die schönen Stammworte unsrer mit der griechischen Sprache und siehe, was aus beiden geworden sei! Hast du Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlands gelesen?

Frey. Und auch manches, was darüber gesagt ist.

Alfred. Man würde manches nicht gesagt haben, wenn man das Wort Götter genommen hätte, wie es der Dichter nimmt; ihm sind's dichterische, mythologische Götter, Personifikationen, Ideen, Ideale. Gehe dies Gedicht durch und vergleiche die deutsche mit der griechischen Sprache. Aus unsrer schönen Morgenröte ist keine Aurora und Eos, aus unserm lieblichen Abendstern kein Hesperus, aus unserm Widerhall kein Echo, aus unsrer süßtönenden Nachtigall keine Philomele worden. Die schönen Namen unsrer Bäume und Blumen, unsrer Auen und Ströme, unser Mond und unsre Sonne haben keine Märchen erzeugt, wie die Erzählungen der Griechen von Apollo und der Daphne, von Apoll und dem Hyacinthus, von einer Luna und Diana mit ihren Nymphen und Dryaden. Unsere alte Mutter Erde (Hertha) ist erstorben; die Elfen auf Bergen und Auen sind Kobolde worden, und was sich von Hexen und Berggeistern, von unterirdischen Zwergen, Nixen, dem Alp, dem wütenden Heer, dem Jäger u. s. in Pöbelsagen erhalten hat, ist zu so grobem, rohem Aberglauben ausgeartet, daß es nicht ernst genug hat hinweggeschafft werden mögen —

Frey. Und nun? —

Alfred. Wie nun? Wenn aus der Mythologie eines benachbarten Volks, auch deutschen Stammes, uns hierüber ein Ersatz käme, der für unsre Sprache gleichsam geboren, sich ihr ganz anschlösse und ihrer Dürftigkeit abhülfe, wer würde ihn von sich stoßen? Wer wollte ihn nicht vielmehr als einen Zaubergarten betrachten, den nach langen Jahren der Dürre und Teurung eine gütige Fee uns geschenkt habe? Warum wollen wir nicht den höchsten Gott als Allvater, Freia als die Göttin der Liebe, Saga als die Göttin der Geschichte annehmen, da ihre Namen, was sie sind, deutlich und schön sagen? Andre Namen sind so wohllautend, die Erzählungen von den Personen, die sie bezeichnen, sind unsrer Denkart und Sprache so angemessen, daß man ja bald lernen wird, wie Thor den Donner, Braga den Gott der Dichtkunst, Iduna die Göttin der Unsterblichkeit und der Neuverjüngung bedeute. Wird man diesen wiederkommenden Altvätern und Großmüttern, den Ureltern unsrer Sprache nicht gern Stühle setzen und den ehrenhaftesten Platz im Hause einräumen, selbst wenn dies Haus der wohlversehenste Palast wäre?

Frey. Gib mir die Bücher, die dahin gehören; ich will lesen.

Zweite Unterredung.

Frey. Ich habe gelesen und mir sogleich zu Anfang der Edda ein Wort gemerkt, das Gangler (ein guter Name für neugierige Reisende) sagte, als man ihn in den goldbedeckten Palast dieser Göttin einlud. „Man muß, ehe man hineingeht, zuvörderst sich nach Türen umsehen, wo man wieder hinaus kann.“ Dies dünkt mich, Alfred, ist auch bei dieser Mythologie zuträglich.

Denn zuerst sage mir: Sind wohl alle Namen der nordischen Mythologie so deutsch, daß sie noch in unsrer Sprache leben? Wer kennt Odin, Ägir, Baldr, Hoder, Locki, Tyr, Witar? Wer die Walkyren, Nornen, die Wald- und Meerjungfern, die Elfen, Zwerge, Riesen nach ihren Verrichtungen, Arten und Namen? Sollen wir da abermals eine Mythologie lernen? Da liebe ich mir die Antwort jenes Weltweisen, den man um die Bedeutung des Wortes Telyn, das unsre Dichter damals oft brauchten, fragte. „Das sind solche Wörter,“ sagte er, „die neuerdings zur Zierde oder zur Ausfüllung des Verses gebraucht werden, deren Bedeutung aber man eben so genau nicht zu wissen braucht.“ Ich fürchte, daß ohne einen erläuternden, äußerst verdrießlichen Kommentar bei den Lesern nordischer Gedichte dies lange der Fall sein möchte. Die griechische Mythologie lernt man als ein Alphabet in den Schulen; Dichter und Künstler erinnern uns unaufhörlich daran und halten sie fest in unserm Gedächtnis; wo aber lernen, wodurch verewigen wir uns diese Namen?

Alfred. Hiezu wäre der Weg leicht. Ist diese Mythologie der Aufmerksamkeit wert, so lerne man sie wie die griechische; oder vielmehr, der Dichter führe sie verständlich, angenehm und behutsam ein. Wenn man das Fach der nordischen Literatur auch bloß als einen Teil der europäischen Völkergeschichte, als einen Zweig des menschlichen Wissens betrachtet, so sind die ungeheuren gelehrten und großmütigen Bemühungen, die eine Reihe Beförderer dieses Studiums darauf gewandt haben, doch wohl der Aufmerksamkeit wert. Und da wirklich schöne poetische Stücke in dieser Mythologie da sind, so muß, wer jene lesen will, diese kennen lernen. In unsern Tagen gibt sich Gräter zu ihrer Bekanntmachung eine unsägliche, bisher unbelohnte Mühe; wäre es eine Entweihung der Kunst, wenn er eine kleine nordische Mythologie mit Kupferstichen schriebe?

Frey. Mit Kupferstichen?

Alfred. Warum nicht? Ja, ich getraue mir mehr zu sagen. Nach den Griechen kenne ich auf unserm ganzen Erdrund keine Mythologie und Geschichte, die der Kunst fähiger und würdiger sei als diese. Die gallische, jüdische, chinesische, indische, selbst die eigentlich römische müssen ihr an Reichtum, Würde und Fähigkeit zur Kunst nachstehen. Geh in diesem Betracht beide Edden und nur einige Sagen durch, du wirst über den Reichtum an malerischen Szenen erstaunen. Kühn und sanft, trotzig und milde, zu Lande und Wasser erscheinen hier Abenteuer der Götter und Helden in beiderlei Geschlecht, die einen Michelangelo, Raffael, Correggio und Tizian, einen Guido und Domenichino beschäftigen könnten; so viel Abwechslung gibt es in der Götterstadt und im Riesenlande, an Ufern, Bergen und Tälern. Das Wunderbare ist mit dem Großen und Lieblichen hier dergestalt gemischt, daß, wenn man (wie es auch die Griechen taten) das Rohe und Ungeheure absondert, selbst die Zaubereien zu den frappantesten Vorstellungen Anlaß geben. Besinne dich, Frey! Das originalste, anziehendste, wunderbarste Stück Shakespeares, „Hamlet", ist es nicht eben aus dieser nordischen Fabel? Die am meisten malerischen Szenen im „Sturm", im „Lear", im „Macbeth", grenzen sie nicht an diese Fabel? Und zu wie manchen dergleichen Stücken liegt noch Stoff in ihr! — Wäre ich ein nordischer König, ich ließe mir, wie die Briten eine Galerie Shakespeares und Miltons haben, eine Galerie der alten Geschichte meiner Völker malen und untersagte meinen Künstlern die zu oft wiederholten Römergeschichten. Die Welt ist groß; die Muse muß umherziehen, wie mit der Lyra, so mit dem Pinsel.

Frey. Alles zugegeben; wie und woher aber sind diese Szenen für uns Deutsche einheimisch? Ein Teil der Fabeln ist fürchterlich nordpolarisch.

Wenn ich z. B. die Schöpfung der Welt lese: „Von ihren Quellen entfernten sich die Ströme der Hölle; der Gift, der sie fortwälzte, fror. Über ihnen froren die Dünste; unter ihnen stürmten Wirbelwinde; von Süden sprüheten Funken und Blitze; inmitte aller weht' ein schrecklicher, eisiger Wind. Da breitete sich aus ein wärmender Hauch über die Dünste von Eis und schmelzte sie zu Tropfen. Aus diesen Tropfen ward der erste Mensch usw." Wenn ich dies lese, so grauset und friert mich.

Alfred. Ich will dir die Mühe ersparen, Frey, und noch stärkere Züge des Fremdartigen und von uns Entfernten anführen. Ein großer Teil dieser nordischen Fabelsagen gehört nach Jotunheim, dem Lande der Riesen, das glücklicherweise unser Klima nicht ist. Ein kaltes, gefrorenes oder tauendes Land, voll Eisenwälder, Ungeheuer, Riesinnen und Riesen; uns weit entlegen.

Ich will dir Züge anführen von einem uns noch fernern Lokal der nordischen Fabel; sie spielt nicht bloß im Norden. Auf der brennenden Südseite der Welt regiert Surtur der Schwarze mit seinem Flammenschwerte; an der Brücke des Himmels hält Heimdall gegen ihn Wache. Am Ende der Tage wird jener mit seinen Muspelheimern kommen, die Brücke hinaufreiten, den Palast Odins erobern; da geht dann alles in Trümmer und eine neue Welt tritt hervor.

Endlich, Frey, der wahre Mittelpunkt der nordischen Fabel ist Odins Stadt, der Aufenthalt seines Geschlechts: Asgard. Er liegt im Mittelpunkt der Erde, Midgard. Da wohnten einst die Asen; da wohnt jeder Tapfere mit ihnen nach seinem Tode; im Norden waren sie nur Ankömmlinge, Fremde. Du hast vom Berge Ida gelesen, auf den sich die Asen versammeln; und wo er auch

liege, es ist kein nordischer Berg. Der Keim der Edda ist aus dem Vaterlande aller Mythologien und Fabeln, aus Asien, her. (?)

Aber wozu dies alles bei unsrer Frage? Sei die nordische Mythologie am Ida in Phrygien oder am Schwarzen Meer, am Kaukasus oder unter dem Nordpol entstanden: eine echte, reine deutsche Stammsprache hat sie aufbewahrt, und deshalb wollen wir uns etwas von ihr zueignen. Völker von teutonischem Stamm haben sich weit umhergetummelt, sogar nach Afrika verloren; wir nehmen das, was für uns dient, wo wir's finden.

Frey. Recht. Und ich wollte eben wissen, was in diesem Vorrat für uns sei? Sei aufrichtig, Alfred.

Naturdichtungen lieben wir, wenn sie uns die Entstehung der Dinge und ihr Verhältnis zueinander in angenehmen, lehrreichen Einkleidungen gleichsam wie eine verhüllte Braut zuführen. Sage mir aber, was, als Naturweisheit betrachtet, in diesen Fabeln angenehm und lehrreich sei? Die Imagination des Regenbogens als einer flammenden und dennoch festen Brücke; die Vorstellung des Tages und der Nacht, der Sonne und des Mondes als zweier geraubten Kinder; endlich das Ende der Welt durch den Sonne und Mond verschlingenden Fenris — wahrlich, das ist eine Physik aus Zeiten, die wir auch in Gedichten nicht wiederbringen müssen.

Oder meinst du, Alfred, daß die Sitten dieser Helden für uns sind? Im Lande der Riesen geht es wild zu; in Odins Palast kämpft, spielt, ißt und zecht man. Der Witz dieser Helden ist nicht fein, nicht fein sind ihre Manieren. Gewalt entscheidet; dem Stärkeren ist die Welt gegeben; er schlägt, raubt und entführt. Willst du diese Sitten preisen, diese Faustgrundsätze wiederbringen?

Oder endlich willst du uns die Form dieser Gedichte und Sagen empfehlen? Welches unter den 136 lyrischen Silbenmaßen, die Worm aufgezählt hat, ist dir das liebste? Welche Stellung und Harmonie der Anfangsbuchstaben, auf welche sie so viele Kunst wandten? —

Oder willst du uns die allegorische Rätselweisheit anpreisen? Willst du die ungeheuern Umschreibungen loben, da Schwert, Schiff, Schlacht, Blut, Sieg, Wolf, Geier auf tausendfache Art so verblümt, so umschreibend gesagt werden, daß im weiten Umfange der Worte sich die Wirkung des Bildes an dieser Stelle ganz verliert? Alfred, verdirb dir den Geschmack nicht; wir sind über jene Zeiten und über eine solche Kunst des Gesanges hinüber.

Alfred. Hast du die Fabel von der Iduna gelesen, Frey?

Frey. Sie ist eine der besten. „Braga, der Gott der Dichtkunst, hat eine Gemahlin, der die Götter die Äpfel der Unsterblichkeit anvertraut haben. Altern die Götter, so verjüngen sie sich durch den Genuß der Äpfel." Ich fürchte aber, daß diese Götter ganz tot sind und sich nie mehr verjüngen werden.

Alfred. Hast du noch Lust zu einer Unterredung?

Dritte Unterredung.

Alfred. Idunens Apfel ist heut unsre Losung. Ich verliere also kein Wort daüber, daß wir weder aus dieser noch aus irgend einer andern Mythologie rohe Begriffe, sie betreffen Natur oder Sitten, roh auftragen müssen. Auch die Griechen hatten ihre Titanen- und Gigantengeschichten; ihre älteste war eine sehr rohe Kosmogonie. Jene aber wußten sie schicklich unterzuordnen und aus dieser eine bessere, zuletzt bis zur feinsten Spekulation hervorzurufen.

Hast du Heimdalls Lied gehört, des schönen Gottes, der an des Himmels heiligem Blau die Welt bewacht und ihrem Untergange zuvorkommt? Hast du vom Brunnen der Weisheit geschöpft, in dem des höchsten Gottes Auge glänzet, und die feine Bildung der nordischen Schutzgöttinnen bemerkt in allem, was sie verrichten auf der Erde? Hast du die Geschichte von des guten Baldrs frühem Tode vernommen und was für Trauern daraus erwuchs? Ja, die ganze Zusammenordnung der Dinge zwischen dem Guten und Bösen, dem Himmel und der Hela, endlich den Ausgang der Dinge, jene schreckliche Abenddämmerung, auf welche eine verjüngte Welt, ein fröhlicher Morgen folget? Lassen sich daraus nicht Dichtungen schöpfen, die unsterblich sind, sobald sie Idunens Apfel berührt?

Frey. Zeige sie mir!

Alfred. Das werd' ich dir nicht. — Aber Dichtung ist nicht alles; du sprachst, Frey, auch gegen die Sitten dieser Männer. Suchst du bei ihnen Sitten nach unsrer Weise? Bedürfte es einer Reise ins Land der Helden und der Vorzeit, um Weichlichkeiten zu finden? Weisheit des Mannes ist ein fester Mut, ein gesunder Verstand, Gegenwart des Geistes, und in Notfällen, wo Macht nicht helfen kann, Zauberei, die dem Feinde die Augen blendet. Durchgehe die Geschichten, und ich trotze dir, daß du irgendwo einen biederern und schärferen Stahl der Seele findest als bei diesen Jünglingen und Männern. Freundschaft mit dem Freunde bis auf den Tod, Tapferkeit und ein guter Mut im Leben und Sterben, Redlichkeit in Haltung seines Worts, Keuschheit, Hochachtung und zarte Gefälligkeit gegen die Frauen, ein hilfreich Gemüt gegen die Unterdrückten: das waren Eigenschaften, die diesen Volksstamm von allen Stämmen der Erde unterschieden. Wir Deutsche gehören zu ihm: soll die Tugend, die aus unsern Vätern hervorglänzte, durchaus keine Macht mehr über uns haben? Was sind die Helden vor Theben und Troja gegen jene in der Normandie, Sizilien, Neapel und Jerusalem? An Heldenmut und Artigkeit waren sie die Blüte des Rittergeistes aller Völker. Willst du davon Proben sehen in älteren und späteren nordischen Sagen? — Geh mit deinen Griechinnen und Römerinnen und laß mir das Ideal eines deutschen Weibes, wie es in den nordischen Liedern und Sagen erscheinet! Das Verständige, Sittliche, Keusche, das Arbeitsame, Leitende, Prophetische, das Leben der Mutter für ihren Mann und für ihre Kinder ist auch hier allenthalben merkbar. Dem Charakter der Sage nach ist das deutsche Weib nicht das gebildetste, aber das würdigste und edelste ihres Geschlechts. Sollen Züge dieser Art verloren sein? Will die verzärtelte Urenkelin das Bild ihrer Ureltermutter nicht sehen und davor erröten? — Du sprachst ferner vom rohen Witz dieser Völker. Glaube mir, daß sich ebenso muntere, treffende Antworten als mutige Entschlüsse, ebenso lebhafte Spottreden als kühne Taten in diesen Liedern und Sagen finden! Nur alles ist kurz wie ihr Schritt, wie der Klang ihrer Verse.

Du spottetest über diese Verse und nanntest sie Buchstabenwählerinnen; Ordnerinnen des Klanges hättest du sollen sagen: denn eigentlich die Vokale ordneten sie zueinander, in deren Vorgange oder Gefolg die Konsonanten waren. Manche unsrer Versifikatoren täten sehr wohl, darauf zu merken, was für Vokale in jeder Reihe von Wörtern einander ablösen, wie sie wechseln und ob sie sich oder auch die Anklänge der Wörter unangenehm wiederholen. Sie dürfen deswegen nicht erst jene alte, seitdem ganz veränderte Ursprache, sie dürfen darüber nur ihr eigenes Ohr fragen.

Endlich spottetest du über das Register von poetischen Beinamen und künstlichen Umschreibungen der Dinge, die diese Dichter öfters nennen mußten. Ich hätte hierüber manches zu sagen: denn dieser ganze Apparat zeigt eben auf das eigentliche Vaterland der Kultur dieses Völkerstammes; wenigstens deutet er auf eine alte Kunst des Gesanges, die in späten Zeiten endlich zum Handwerk geworden war. Denn von wem haben wir diese Namenregister? Von Stopplern; und denen wollen wir danken, daß wir sie haben. Bei mancher zu künstlichen Umschreibung der Sachen, die der Dichter so nennen muß, erinnere dich Pindars. Wer umschreibt Sieg und Lieder, Ort und Kämpfe abwechselnder und künstlicher als er, und wie laufen seine Bilder ineinander!

Geschmack sollen wir von den Nordländern nicht lernen, Frey; dieser ändert sich mit Zeiten, Sitten, selbst mit dem Wohnort und Klima eines Volkes; aber Geist der Nation soll uns anwehen. Siehe die Edda an! Sie ist bloß eine Sammlung von Fabeln, wie Hesiods Genealogie der Götter, und eben wie diese eine sehr gemischte Sammlung. Indessen macht sie ein Ganzes. Nur müssen wir billig sein und von keinem Stück fordern, was der Zeit und dem Volk nach in ihm nicht liegen konnte. Durch eine völlige Verjüngung muß für uns die Nachbildung hervorgehen, sie betreffe Gegenstände der gegenwärtigen oder der künftigen Welt.

Frey. Also auch der künftigen Welt?

Alfred. Auch dieser. Mich dünkt, daß die Bilder, die in dieser Mythologie über Hölle und Himmel gegeben werden, unserm nordischen Gefühl angemessener sind als die morgenländischen Bilder. Hela ist eine unglückliche Tochter des Gottes der Verführung, Locki, mit einer Riesin gezeugt. Ihre Geschwister sind Ungeheuer, die der Schöpfung den Untergang drohen. Helas Aufenthalt ist die geräumige Unterwelt; ihr Saal heißt Schmerz, ihr Tisch Hunger; Säumnis heißt ihr Knecht, Langsamkeit ihre Magd; ihre Tür ist der Abgrund, ihr Vorhof die Mattigkeit, ihr Bette Krankheit, ihr Gezelt der Fluch. Die feige Gestorbenen kommen zu ihr. Missetäter, Treulose, Meineidige, Mörder, Verführer der Ehefrauen und wer sonst unter dem Namen der Nichtswürdigen begriffen ist, den erwartet ein noch schrecklicherer Ort, das Leichenufer, der Nastrand; dagegen die Tapfern, die Würdigen, treue Gatten, redliche Freunde wohnen in den Palästen der Freude, des Friedens und der Freundschaft, in Wingolf und Gladheim. Hast du bemerkt, Frey, woher diese Nordländer an ein Fortleben nach dem Tode so fest glaubten? Weil sie tapfer und gesund dachten. Nur ein Feigherziger vergehet im Tode; er fühlt oder wünscht sich aufgelöst und vernichtet. Der gesunde Mensch lebt fort; das Nichtsein ist ihm nichts; es ist ihm nicht denkbar. Glaubst du nicht, daß Erzählungen aus jenen Palästen des Friedens und der Freundschaft rührend und gefällig sein werden? Der Freundschaftsbund bis auf den Tod war diesen Tapfern der heiligste Augenblick des Lebens; das Wiederfinden in Wingolf war ihnen also auch ein Lohn der Freundschaft nach dem Tode, ein süßer Lohn.

Noch muß ich dich an jene große Esche erinnern, deren Zweige sich über die Welt verbreiten, deren Gipfel über die Himmel hinausreicht. Sie hat drei weit voneinander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Riesen, unter der Hela. An der mittleren Wurzel ist der Brunn der Klugheit, Mimers Brunn, an der himmlischen Wurzel ist die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rat halten und ihre Urteile kundtun. Immerdar steigen aus dieser Quelle drei

schöne Jungfrauen hervor: Urda, Verandi, Skulda, das Vergangene, die Gegenwart und die Zukunft. Sie sind's, die den Rat der Götter, der Menschen Schicksal und Leben bestimmen, und durch ihre Dienerinnen (die wie Genien dem Menschen, dem sie zugehören, an Gestalt gleich sind) hilfreich oder strafend auf ihn wirken. Glaubst du nicht, Frey, daß diese Göttinnen und Genien auch uns das Vergangene, die Gegenwart und Zukunft, ja unser Inneres im Spiegel zu zeigen vermögen? — Und siehe, oben auf der Esche sitzt ein Adler, der weit umherblickt; ein Eichhörnchen läuft auf und ab am Baum; vier Hirsche durchstreifen seine Äste und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel; Fäulnis an den Seiten des Baumes — und immer schöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunn und begießen ihn, daß er nicht dörre. Das Laub der Esche taut süßen Tau, die Speise der Bienen; über dem Brunnen schwimmen zwei singende Schwäne. Wolltest du nicht ihren Gesang, nicht Heimdalls Lied vom Schicksal des großen Weltbaumes, nicht die Stimme der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft im Rate der Götter unter diesem Baume hören?

Frey. Du hast viel und manches rätselhaft gesprochen, Alfred; laß mir Bedenkzeit.

Vierte Unterredung.

Frey. Mich dünkt, wir könnten eins werden über unsre Materie.

Alfred. Das dünkt mich auch; und dazu sprachen wir eben.

Frey. Vorausgesetzt also, daß du die griechische Mythologie nicht herabsetzen, nicht kränken willst —

Alfred. Auf keine Weise; ich halte sie für die gebildetste der Welt.

Frey. Vorausgesetzt, daß du die Regel des griechischen Geschmacks in Kunst und Dichtkunst nicht verkennst —

Alfred. Ich weiß, was wir ihr zu verdanken haben. Bildende Kunst und eine Philosophie der Künste war unter dem nordischen Himmel nie zu Hause.

Frey. Vorausgesetzt also, daß du keinen barbarischen, nordischen Ungeschmack weder in Tönen noch sonst in Worten und Werken aufzubringen Lust hast —

Alfred. Ich habe schon bezeugt, daß ich Rohes roh aufgetragen nirgendher wünsche.

Frey. So kann dir zugestanden werden —

Alfred. Ich will mir nichts zugestanden wissen, als was jedem Dichter und Märchenerzähler aus einem fremden, fernen oder verlebten Volk zusteht, nämlich daß er den Reichtum, den ihm dies Volk und dessen Zeitalter gewährt, brauchen dürfe. Einem Dichter z. B., der aus der Ritterzeit erzählt, steht alles Wunderbare, Eigentümliche der Ritterzeit zu Dienst.

Frey. Nicht anders.

Alfred. Desgleichen dem, der aus der Feenwelt dichtet —

Frey. Ihm steht die ganze Feenwelt zu Gebote.

Alfred. Ein Mehreres als dies will ich nicht für meine nordische Fabel. Nun möge das Ideal, das in diesen Sagen, in dieser Denkart, in dieser Sprache liegt, hervortreten und selbst wirken!



Umschau.

Neue Lyrik. Karl Henckells Werke. I. Mein Liederbuch. Mit Porträt des Dichters in Heliogravüre. Fein brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—. II. Neuland. Fein brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—. Zur Einführung in des Dichters Schaffen eignen sich am besten diese Taschenausgaben. „Mein Liederbuch" enthält die eigentliche Lyrik Henckells in sorgfältiger neuer Auswahl. „Neuland" enthält die sozialen Dichtungen —

Es hat ein Hammer aufgeschlagen
Im menschlichen Maschinensaal.
Der Ambos klang, und fortgetragen
Wird sein Getön von Tal zu Tal —

Dies Motto charakterisiert treffend „Neuland", dies moderne „Buch der Freiheit".

Ungefähr zwanzig Jahre Literaturgeschichte, oder doch wenigstens Geschichte der Lyrik, umrauschen einen beim Durchlesen dieser zwei Bändchen Gedichte. Ihr Schöpfer gehörte Mitte der achtziger Jahre zu den hoffnungstrunkenen Drängern und Stürmern, die damals eine neue Göttin auf den Thron des abgewirtschafteten Lyriklandes setzen wollten. Mit Hermann Conradi gab Henckell die „Modernen Dichtercharaktere" heraus; im Vorwort betonte er ungefähr: Wir wollen selbst und fester Hand in die Entwicklung der Dichtung eingreifen, auf daß die Poesie wiederum ein Heiligtum werde, an dessen geweihtem Orte das Volk sich in Andacht sammele; wir wollen mit einem Worte Charaktere sein! — Er, Henckell, in seiner Art hat es gehalten; ihm gingen als einem der ersten die Augen auf, er streifte alles Epigonenhaft-schwächliche ab, er sah im düstersten sozialen Elend noch einen Himmelsschimmer goldener Poesie; mitempfindend und mitleidend schuf er seine besten, aus der Mitte des ringenden, siegenden oder unterliegenden Volkes herausgeborenen Gedichte, wie das prächtige

Lied des Steinklopfers.

Ich bin kein Minister,
Ich bin kein König,
Ich bin kein Priester,
Ich bin kein Held;
Mir ist kein Orden,
Mir ist kein Titel
Verliehen worden
Und auch kein Geld.

Dich will ich kriegen,
Du harter Plocken,
Die Splitter fliegen,
Der Sand stäubt auf —
„Du armer Flegel,"
Mein Vater brummte,
„Nimm meinen Schlegel!"
Und starb darauf.

Heut hab' ich Armer
Noch nichts gegessen,
Der Allerbarmer
Hat nichts gesandt;
Von goldnem Weine
Hab' ich geträumet
Und klopfe Steine
Fürs Vaterland.

„Das Große, das Kleine — das All und das Eine" war ihm Richtschnur und Motto; er sagte einmal selbst über seine Versbücher, daß sie teilweis bis zu einem hohen Grade die einzelnen Stationen und Phasen seiner Existenz widerspiegeln. „Wenn ich sie aufschlage, durchblättre ich im Fluge das Opus meines Daseins vom sechzehnten bis zum gegenwärtigen Jahre. Im Alter werde ich einmal rhythmische, laut oder leise tönende Wegweiser der Erinnerung besitzen, lyrische Telegraphenstangen an meiner Lebensstraße, die mit seltsamem Klanggeräusch das Ohr des Wandrers berühren." — Nun, vorläufig — ich glaube, Henckell ist ungefähr vierzig Jahre — braucht er noch nicht ans Alter und den dadurch bedingten Rückblick zu denken; vorläufig wandert er noch selbst an den singenden Telegraphenstangen auf der Landstraße seines Lebens rüstig und leichtfüßig dahin — O Sonnensegen, o Fichtenduft, o Moos wie Samt und Seide! Ich wirble meinen Hut in die Luft und weine vor lauter Freude!

Die hier vorliegenden, bei höchst gediegener und geschmackvoller Ausstattung durchaus billig zu nennenden Neu-Auswahlen werden den Kreis seiner Verehrer schnell vergrößern helfen. Ferner sind mit Buchschmuck von Fidus die „Gedichte“ erschienen (VIII 520 S., brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—), dann „Neues Leben“, gleichfalls von Fidus mit Bildschmuck versehen, und endlich die „Sonnenblumen“, eine eigenartige, mit Fleiß und Geschick zusammengestellte Anthologie moderner Dichtungen (4 Mappen, à 3.25, oder insgesamt in einer Mappe Mk. 10.—).

Ein anderer von unseren bekannten Poeten, der Dichter des „Rosenmontag“, erscheint diesmal mit einer eigenartigen Gabe auf dem Plan. Der Halkyonier, ein Buch Schlußreime von Otto Erich Hartleben. Berlin 1904, S. Fischers Verlag (geh. Mk. 2.50, in Leder geb. Mk. 3.75). Mit Porträt und Buchschmuck von Peter Behrens. Gedruckt auf holländischem Bütten mit einer alten Fraktur in der Offizin von W. Drugulin. Hartleben hat bekanntlich 1896 die Sprüche des alten Mystikers Scheffler, des Dichters des „Cherubinischen Wandersmannes“ herausgegeben. Der Vers des Angelus Silesius hat ihn gefesselt und er hat den eigentümlichen, weiten und präzisen Rhythmus benutzt, eigene Gedanken zu Sprüchen (Schlußreimen) zu prägen. So entstanden die in halkyonischen Tagen erlebten stilreinen Strophen, darin der Dichter sein Lebensresultat, seine heitere, freie Weisheit predigt, nicht ohne manchmal ein wenig mit der Narrenpritsche um sich zu schlagen und hier und dort treffende, aber nicht verletzende Hiebe zu versetzen. Antworten wir ihm in seinem eigenen Metrum:

Von Otto Erich sind
Schlußreime itzt erschienen,
doch hoffen wir: er „schließt“
sein Dichten nicht mit ihnen.

Groß schreibt er Ich und Sich,
auch Man und Wir und Uns;
nicht sunderlich stört's „Mich“,
vielleicht doch Hinz und Kunz.

Bunt wechselt in dem Buch
Satire, Laune, Witz:
hier ein frivoler Spaß,
dort ein Gedankenblitz.

Der Versstrom schlängelt sich
nicht jäh wie der Mäander:
drum plätschert leicht in ihm
solch rüstiger Leander.

Nun, Leser, kauf das Buch,
merk draus des Künstlers Streben:
wie einfach Er Natur —
wie einfach Sich kann geben!

Wilhelm Weigands „Auswahl von Gedichten“ (München und Leipzig bei Georg Müller, 1904, 140 S.) setzt sich aus den „Gedichten“ (1890), dem „Sommer“ (1894) und zum größten Teile aus „In der Frühe“, dem 1901 erschienenen Zyklus, zusammen. Letzterer enthält denn auch das wertvollste und persönlichste des Dichters, der uns durch seinen Roman „Die Frankentaler“ und durch seine beiden Tragödien „Florian Geyer“ und „Tessa“ wert geworden ist. Wenn auch die vorliegende Sammlung an einer gewissen verträumten Müdigkeit leidet, mit Absichtlichkeit einem aktiven Willen zur Tat aus dem Wege geht, so zeigt doch fast jedes Gedicht ebenso sichern Geschmack und starkes Können, wie das Ganze Blut und empfindungsvolles Seelenleben. Physiognomie, die sonst jeder Münze in einem Schatze des Schöpfers Gepräge aufdrückt, fehlt im einzelnen — aber bei der Betrachtung des Ganzen: ein erfreuliches Buch. Zur Probe ein goethisch-klares Bild:

Einkehr.

Ruhelos in reichsten Jahren
Blieb mir Ringendem der Sinn.
Doch des Glücks, das ich erfahren,
Wardst du stille Hüterin.

Glut und Flut des Überhebens
Dämpft ein schleichendes Geschick;
Doch die Fülle klarsten Lebens
Strahlt mir her aus deinem Blick.

Was ich reifend dir gegeben,
Schenkst du rein und reiner mir,
Und mein unentweihtes Leben
Glänzt und schweigt mir nur in dir.

R. Zoozmann.

Außerdem seien unsren Lesern zur Beachtung empfohlen: Adolf Bartels, Gedichte (Leipzig, Ed. Avenarius); Max Bewer, Göttliche Lieder (Laubegast-Dresden, Goethe-Verlag); K. E. Knodt, Aus meiner Waldecke (Altenburg, Stephan Geibels Verlag), und Fontes Melusinae, ein Menschheitsmärchen (ebendort); Rudolf Presber, Dreiklang (Stuttgart, Cottasche Verlagsbuchhandlung); Gustav Renner, Gedichte (Groß-Lichterfelde, Verlag von E. Th. Förster); Paul Remer, Das Ährenfeld (Berlin, Schuster & Löffler); Gustav Schüler, Meine grüne Erde (Dresden, Karl Reisner); Ernst Wachler, Unter der goldenen Brücke (München, Georg Müller); Friedrich Wiegershaus, Ausfahrt (Bremen, Niedersachsen-Verlag). Wir werden auf dies oder jenes zurückkommen.

•

Logaus Sinngedichte. Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, Das Rechte bleibt der Nachwelt unverloren! An diese Verse wird man immer wieder erinnert, wenn man gewahrt, daß einer unserer großen, aber halbvergessenen Schriftsteller aus früheren Jahrhunderten wieder zu verdienten Ehren gelangt. Auch für die Künste, am meisten für die Dichtung, gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Nur durch eine vollkommene Zertrümmerung unserer Kultur kann heute noch ein wirklich bedeutendes Literaturwerk so spurlos verschwinden, wie es mit zahllosen Werken des griechischen und römischen Altertums geschehen ist. Die Buchdruckerkunst hat in diesen Dingen einen durchgreifenden Wandel bewirkt, und keine Änderung der Mode vermag mehr das Echte dauernd in den Schatten zu stellen.

Logaus Sinngedichte gehören zu den wertvollsten Hervorbringungen des traurigsten Jahrhunderts deutscher Literatur: des siebzehnten. Sie haben ein merkwürdiges Schicksal gehabt: immer wieder vergessen und immer aufs neue entdeckt zu werden. Im Jahre 1654 erschien die Sammlung von dreitausend Sinngedichten unter dem Schriftstellernamen „Salomon von Golau", fand einen gewissen Beifall, konnte sich aber doch nicht dauernd im Vordergrunde der Teilnahme behaupten. Schon 1702 mußte eine Art von Auferweckung stattfinden, die aber auch nicht lange vorhielt. Für den deutschen Literaturschatz bleibend gewonnen wurden Logaus Sinngedichte erst durch die von Lessing 1759 bewirkte neue Ausgabe. Seitdem steht Logau in allen Literaturgeschichten, doch kann man nicht sagen, daß er selbst für die literaturfreundlichen Kreise ein fester Besitz geworden wäre. Wohl kennt man das eine oder andere seiner Sinngedichte, denn sie sind ja sogar bis in die Schullesebücher eingedrungen, z. B. das Sprüchlein: „Leichter trägt, was er trägt, Wer Geduld zur Bürde legt", und bekannt ist auch wohl allgemein der liebliche Zweizeiler auf den Monat Mai: „Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde, Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde."

Am bekanntesten ist aber wohl jener allerliebste Spruch Logaus, den Gottfried Keller als Leitsatz — oder um mich gebildet auszudrücken: als Leitmotiv — für seine Novellensammlung „Das Sinngedicht" gewählt hat:

„Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee, sie wird errötet lachen."

Errötet, nicht errötend, steht bei Logau, wie ich der philologischen Treue wegen bemerke.

Der Grund, warum Logaus große Spruchsammlung immer aufs neue vergessen wurde und neu entdeckt werden mußte, liegt eben in ihrer Größe, ich meine ihrem allzu großen Umfang. Selbst der geistreichste Mensch vermag schwerlich dreitausend Aussprüche so zu prägen, daß sie alle oder in der Mehrzahl Beachtung verdienen. Goethes Sprüche in Prosa und in Versen, alles zusammengerechnet, bleiben weit unter der Zahl 3000. Logau war besonders schlecht auf die literarische Vorherrschaft der Franzosen in Deutschland zu seiner Zeit zu sprechen, und gewiß nicht ohne Grund. Eines aber hätte der wackere herzoglich Briegische Rat Friedrich von Logau von den Franzosen lernen können, z. B. von Pascal — Rochefoucaulds Maximen hat er allerdings nicht mehr erlebt —, daß Kürze und Beschränkung nicht nur des Witzes oder des Sinnspruches Würze ist, sondern auch einer Spruchsammlung. Es ist nicht jedermanns Sache, es ist sogar nur sehr weniger Leser Sache, sich durch den dicken Band der vollständigen Ausgabe der Logauschen Sinngedichte hindurchzulesen, zumal da keineswegs alle 3000 Sprüche gelesen zu werden verdienen. Vieles, sogar sehr vieles darin ist herzlich unbedeutend, und man wundert sich, daß einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die damals durch die Kürze jedes ihrer Einzelwerke sich so rühmlich von der Masse der Breitschreiber unterschieden, wie gerade Logau, doch zu wenig Selbstbeurteilung besessen hat, um den Umfang des Gesamtwerkes gleichfalls in zweckdienlichen Grenzen zu halten.

Um so verdienstvoller ist die Sichtung, die soeben Otto Erich Hartleben in seinem Logaubüchlein (München, Verlag von Albert Langen) vorgenommen hat. Er hat aus den 3000 nur 150 auserlesen, und wenn auch bei der Auswahl, wie natürlich, Hartlebens ganz persönlicher Geschmack die Entscheidung getroffen hat, so daß manchem mancher Logausche Spruch fehlen wird, so muß doch von dieser Sammlung gelten, was Logau selbst einmal von der gar zu großen Zahl seiner Sinngedichte gesagt hat:

Ob meine Sinngedichte mit Tausenden gleich gehen,
So denke, wieviel Tausend der Augen gegen stehen!
Ich lasse mir genügen, ob ihrer viel gleich fallen,]
Wo nur noch Platz behalten die tüchtigsten von allen.

Es sind vielleicht nicht alle tüchtigsten, die Hartleben ausgesucht hat, und schon beim flüchtigen Blättern in der Gesamtausgabe von Logaus Sinnsprüchen habe ich mehr als einen gefunden, der mir wertvoller als mancher von Hartleben auserwählte erscheint. Ich führe ihrer nur zwei an:

Wann die Frösch' im Finstern quaken, zünde nur ein Windlicht an,
Ei, wie werden sie bald schweigen: Wahrheit stillt den Lügenmann.

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Tun der Welt, von der Liebe lieblich spricht?

Indessen, Otto Erich Hartleben macht gar nicht den Anspruch, seinen Logau-Geschmack der Welt aufzuzwingen, sondern er will uns ja gerade, wie er

das mit Angelus Silesius schon getan hat, einen Hartlebenschen Logau darbieten. Und da wir Otto Erich als einen Dichter mit feinem Geschmack für Dichtung längst kennen, so darf uns sein Logau willkommen sein als ein Versuch, den größten deutschen Epigrammendichter wirklich zu einem unverlierbaren Besitz unserer Kenntnis guter Literatur zu machen. Logau in weiser Auswahl ist ein sehr tröstliches Lesen. Man staunt über ihn und fragt sich: woher hatte der nicht viel in der Welt herumgekommene, kleine schlesische Edelmann seine außergewöhnliche Begabung für das feinzugespitzte Sprichwort? Von den Franzosen nicht, denn seine ganze Ausdrucksweise ist so unfranzösisch wie möglich. Von deutschen Vorgängern aber auch nicht, denn gerade für die von ihm gewählte Form hatte er keine Vorgänger. Es bleibt eben, wie in allen Fällen einsam dastehender großer Schriftsteller, bei der einfachen Wahrheit, die freilich die alles erklären wollende Philologie nicht gelten läßt: Es wehet der Geist, aber man weiß nicht, von wannen er weht.

Lessings Vorliebe für Logau erklärt sich durch eine ganze Reihe von Sprüchen, in denen sein schlesischer Landsmann hundert Jahre vor ihm der Auffassung vom Wesen der Religion als einer innersten Herzensangelegenheit Ausdruck gegeben, also z. B. durch Sprüche wie:

Wer kann doch durch Gewalt den Sinn zum Glauben zwingen?
Verleugnen kann zwar Zwang, nicht aber Glauben bringen. —

Oder den anderen:

Was geht es Menschen an, was mein Gewissen gläubet?
Wenn sonst nur christlich Ding mein Lauf mit ihnen treibet.
Gott glaub' ich, was ich glaub', — ich glaub' es Menschen nicht.
Wie richtet denn der Mensch, was Gott alleine richt'?

Um aber den Lesern zu zeigen, was für feine altdeutsche Weisheit in diesem Logaubüchlein steckt, ziehe ich, statt länger darüber zu reden, es vor, Logau selbst noch ein wenig sprechen zu lassen:

Ist des Fürsten größte Tugend, daß er die kennt, die sind Seine?
Ist des Fürsten größte Tugend, daß er kennt die wilden Schweine?
Jenes, will ich feste glauben, sei des Fürsten eigne Pflicht;
Dieses, glaub' ich, sei des Försters, sei des Fürsten eigen nicht.

Wann Diener löblich raten, so sind's der Herren Taten;
Wann Herren gröblich fehlen, ist's Dienern zuzuzählen.

Stände soll man unterscheiden! Saufen soll nicht jedermann,
Bauern strafe man für's Saufen, Saufen steht den Edlen an.

Daß man einen Dieb beschenkt, daß man einen andern hängt,
Ist gelegen an der Art, drinnen einer Meister ward.

Wer einen Aal beim Schwanz und Weiber faßt bei Worten,
Wie feste gleich der hält, hält nichts an beiden Orten.

Wer nun einmal soll ertrinken, darf drum nicht ins Wasser sinken,
Alldieweil ein deutscher Mann auch im Glas ersaufen kann.

Die süße Näscherei, ein lieblich Mündleinkuß,
Macht zwar niemanden fett, stillt aber viel Verdruß.

An wird gehen alle Lust, auf wird hören alles Klagen,
Wann die Uhren in der Welt alle werden gleiche schlagen.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben.

Eduard Engel.

*

Der schmale Weg zum Glück. Dieser etwas erbaulich klingende Titel ist dem ersten der hier zu besprechenden Bücher entnommen, paßt aber auch auf die übrigen, wie wir gleich sehen werden. Denn das Gemeinsame an diesen Werken ist das Suchen des Glückes und sittlicher Vollendung in der inneren Welt, in der tätigen Stille. „Der schmale Weg zum Glück" heißt ein Roman von Paul Ernst (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), der jeden Leser von künstlerischem Gefühl festhalten und zur Achtung zwingen wird. Paul Ernst kommt aus jener Literatengruppe, die man etwa als Artisten, Manieristen, Spezialisten bezeichnen könnte: Stil und Kunst sind dieser Geschmacksrichtung die Hauptsache, die Renaissanee ist ihr Lieblingszeitalter, das kühle romanische Formideal ist auch das ihrige. Sie arbeiten mit bedächtiger Künstlerhand, mit bewußtem Kunstverstand; ihre Weltanschauung ist ein kühler Skeptizismus, der sich von den Dingen fernhält, oder auch eine müde Resignation; auch Blasiertheit ist in der Nähe, und Worte wie „reines Künstlertum", „absolute Kunst" nebst etlichem Künstlerhochmut sind nicht weit. Hier aber, in diesem lose gefügten Roman, der eine Lebensentwicklung schildert, ist doch viel Wärme und Erlebnis, und das gibt dem Buch eine eigentümlich zarte, liebevolle Atmosphäre. Ein Försterjunge kommt in die Stadt, studiert und läßt zwanglos Mannigfaltiges auf sich einwirken (der verstorbene Poet und Zigeuner Peter Hille ist einmal leicht zu erkennen), bis er sich zu sich selbst und zu dem ihm bestimmten Maß von Glück und stiller Tätigkeit hindurch findet. Das ist der Inhalt. Leider hat das Werk einige tote, unbeseelte Stellen, und der Schluß mit seinen gehäuften Episoden — die so wie so schon reichlich sind — zerflattert etwas, klingt wenigstens nicht rund genug aus. Auch wirkt der an sich feine, chronikartige Stil mitunter einförmig. Aber viele einfach-warme Darlegungen im einzelnen und der Grundton des Ganzen weisen doch dem Werk eine sehr achtenswerte Stelle an. Hier eine Stilprobe: „... Aber seine wirklichen Gedanken waren ganz anders. Die waren wie die Tannen, die sich den steilen Bergabhang in die Höhe strecken gleich einem Heer, das eine feindliche Befestigung stürmt. Mannhaft stehen sie in Reih und Glied, klammern sich mit ihren Wurzeln über Felsen und Steine. Nach oben streben sie, nach Sonne, Freiheit und Licht; ihre unteren Zweige lassen sie trocken werden, denn sie mögen nichts mehr zu tun haben mit dem Dunkel, wo Ameisen geschäftig laufen. Eilfertig plätschert ein kleines Wässerlein den Berg hinab, aufblitzend in einem verlorenen Sonnenstrahl, das muß ihre Wurzeln tränken. Aber tiefer dringen ihre Wurzeln, sind nicht zufrieden mit des munteren Bächleins klarem Wasser; sie gehen bis zu der Tiefe, von wo die Bergquelle in die Höhe steigt. Die schaut aus der Erde zwischen Moos und Tannennadeln, wie ein dunkles Auge, und kleine Sandkörnchen tanzen in dem quellenden, kristallklaren Dunkel. Rührend ist es, wie diese Sandkörnchen da tanzen, unermüdet. Wenn man ruhig harrt und hört das leise Rauschen und Plätschern, so spürt man, wie der Wald wächst; im Herzen spürt man es, und man weiß, daß man zusammengehört mit dem Wald und aus einem herauswächst mit ihm; und alles ist eins und gehört zu einem, die leise wankenden Tannenwipfel und das dunkle Auge des Bergquells, der moosbewachsene Felsblock und das spritzende Wässerlein und das heimliche Wesen der Wälder mit seiner starken, gesunden Luft. Eine Minute nur währt solche Verzückung; aber für den inneren Menschen bedeutet die Zeit ja nichts, denn Jahre können träge vorübergehen, ohne daß sie uns einen

Eindruck machen, aber der Eindruck jener Minute ist immer noch in unserer Seele" ... Und an anderer Stelle finden wir eine sehr annehmbare Kritik städtischer Verfallsdichtung: „Freilich war seine Dichtung nicht ein Kind der Kraft und Gesundheit und ein freiwilliges Überfließen; sondern wie bei so vielen Menschen unserer heutigen Zeit war sie ein Kind der Schwäche, die hier dem Seelenunkundigen durch scheinbar scharfe Wiedergabe der Natur gerade als Stärke zu erscheinen vermochte. Zu jener Zeit kam aus dem Auslande der Einfluß gleichgestimmter Seelen, und weil der leere Nachton früherer Kunst, der bei uns damals vornehmlich zu hören war, die Ohren und Geister nicht gegen die fremden Klänge einzunehmen vermochte, so geschah es, daß gerade die Dürftigen und Schwächlichen zu einer besonderen Entfaltung kamen und ein seltsames Gaukelspiel vortäuschen konnten. Karls Geschick wollte, daß er mit in diese Bewegung geriet. Aber weil er ein schwacher Mensch war, so hatte er nicht die Liebe zu den Dingen und Menschen, die ein Dichter haben muß, der die Welt in sich aufnimmt in Heiterkeit und Ruhe und sie vergoldet durch seine Freude, Hoffnung und Willen zum Guten und dann wieder aus sich herausstellt in einen Rahmen, damit die Menschen das Bild anschauen und glücklicher und besser werden" ... Dies sind nur Zwischenbetrachtungen, an denen das Buch reich ist; aber auch im reinen Gestalten findet der Verfasser glückliche Worte. —

Die Welt aufnehmen in Heiterkeit und Ruhe und sie vergolden durch eigene Seelenkraft: im Versbuch „Planegg" von Wilhelm Langewiesche (München, K. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, geb. 2.40 Mk.) lebt diese feine Kraft. Es ist ein rechtes Waldbuch; aber ein Mensch durchwandert den Wald.

Vom Wandern.

Der Wald ist weit und aller Wunder voll
Und will, daß ich ihn ganz gewinnen soll.

So hält kein Ziel mich, wenn ich in ihm wandre,
Denn hinter allen Zielen liegen andre ...

Und stets bin ich am weitesten gekommen,
Wenn ich von allen keins mir vorgenommen.

Und stets ist das der beste Weg gewesen,
Den ich von keiner Karte abgelesen ...

Der rechte Weg? Ein jeder führt nach Haus.
Geh ihn nur recht, so wird der rechte draus!

Sind das nicht von vornherein herzgewinnende Worte, schlicht, gut, treu? Aus solchen einfachen Doppelzeilern ist das ganze Buch aufgebaut, mit bewußter Schlichtheit und Herzlichkeit. Es spricht darin eine leise und doch warme, nahe Stimme eines Mannes, der sich — wie etwa Gustav Falke in manchem traulich-herrlichen Gedicht oder wie Ferdinand Avenarius im Zyklus „Lebe!" — zwar nicht so künstlerisch wie jene, aber inniger, tiefer, anschmiegsamer in die Stille des Waldes einlebt, um eigne Stille und verfeinerte Weisheit nach herbem Leid zu gewinnen. Viel gutes Menschentum ist in dem Buche. Es spricht hier ein Gatte und Vater, der unter dem Schmerz um die tote Gattin mit den verwaisten Kindern nun allein im Wald Erholung sucht, scheinbar dem Walde lauschend, in Wirklichkeit aber in sich selbst hineinhorchend. In sich selbst? Nein, durch seine innere Welt hindurch ins Göttliche, das nur auf diesem Wege zuströmen kann. Da wiegt dann naturgemäß das Gedankliche vor und wird mitunter nicht genügend in den vergoldenden Ausdruck eingetaucht; aber auch köstlichste Gestaltungen in schlichten Worten gelingen dem Dichter und könnten leicht noch gewinnen, wenn der Verfasser hie und da kürzen wollte.

Meines Tages Arbeit ist beendet,
Meine Seele steht zum Schlaf gewendet.

Doch bevor ich auf die dunkle Reise
Sie entlasse, tret' ich leise, leise,

Ohne Schuhe — heilig ist der Ort,
Und der liebe Gott ist nahe dort —

An die Betten, drin vor langen Stunden
Meine Kinder schon der Schlaf gefunden.

Fest hält sie der Jugend Schlaf umfangen,
Freude liegt auf den gebräunten Wangen.

Unter Gretchens langer Wimpern Dunkel
Ging zur Ruh' der Augen Lichtgefunkel.

Wie sie lächelt! Welche Träume scherzen
Jetzt wohl mit dem lieben kleinen Herzen?

Ach vielleicht ist leise ihr in ihnen
Noch der Mutter blasses Bild erschienen.

Unbekümmert schlummerst, Kind, du, doch
Heiße Tränen wirst du weinen noch,

Wenn die Jahre dich verstehen lehren,
Was es heißt, die Mutter zu entbehren ...

Täglich seh' ich, und mit Stolz und Sorgen,
Wieviel Leidenschaft in dir verborgen.

Gott im Himmel, nimm du diese Glut,
Die ich hüten soll, in deine Hut,

Daß sie stark und rein dereinst erwacht —
Tochter deiner Mutter, gute Nacht! —

Nun zu dir, du Blonde, schlank und zart,
Die der Mutter letzte Freude ward,

Die der Mutter letzte Kraft zerrieb,
Letzte Blüte, die ihr Leben trieb ...

Süßes Kind der Tränen und der Schmerzen.
Wieviel Freude wohnt in deinem Herzen!

Wieviel Freude lacht aus deinen blauen
Augen, die so keck ins Leben schauen

Und zuweilen doch am Himmel hangen,
Wie mit einem tiefen Heimverlangen ...

Immer wieder, Hanna, muß ich deine
Kinderhand umklammern, denn ich meine,

Halten müßt' ich dich wie einen Gast,
Den ein Reisefieber angefaßt ...

Bleib, o bleib, mein blonder Sonnenschein!
Bleib' bei mir und deinem Schwesterlein!

Deiner Mutter letzter Gruß bist du:
Schließe du einst meine Augen zu!

Sind das nicht wunderliebe Töne? Wir hören hier wieder den Verfasser des Buches „Frauentrost" (in demselben Verlag erschienen), dessen Prosa-Betrachtungen seinerzeit in diesen Blättern empfohlen wurden. Solche Bücher sind Lebensbücher für Leute, die das Stillesein gelernt haben — jenes errungene Stillesein, das zugleich Stärke, Wärme und Stolz bedeutet. —

Es geht jetzt ein Unterstrom durch die Kultur, den man auch aus diesem Werk heraushört. Ich war gar nicht sehr verwundert, als ich am Schlusse dieses Versbuches, das sich schon durch Druck, Format, Ausstattung abhebt, an der Stelle, wo sonst kalte Geschäfts-Anzeigen stehen, folgenden persönlich gefärbten Hinweis fand: „Der Verfasser glaubt eine zweifache Pflicht zu erfüllen, wenn er an dieser Stelle dankbar auf die von Dr. Johannes Müller herausgegebenen ‚Blätter zur Pflege persönlichen Lebens' hinweist, die ihren Lesern zwar keine Verse, wohl aber Lebenswerte und -anregungen bieten. Auf diese Vierteljahrsschrift, in welcher das Suchen unserer Zeit seinen tiefsten und reinsten Ausdruck und den Ausblick auf seine höchsten und sichersten Ziele findet, kann weder beim Buchhandel noch bei der Post abonniert werden, sondern nur direkt beim ‚Verlag der Grünen Blätter' in Leipzig, der auf eine Postkarte hin jedem das Nähere mitteilt." Zwei Sammelbände der lebenstiefen Aufsätze von Johannes Müller (und Lhotzky) sind nun in neuer Ausstattung in den Beckschen Verlag, München, übergegangen (Preis je 4 Mk., gebd. 5 Mk.) und verdienen auch weiterhin ebenso wie Müllers ausgezeichnetes Frauenbuch („Beruf und Stellung der Frau"), die warmherzige Aufnahme, die sie bei ihrem ersten Erscheinen gefunden haben. Solche Bücher bedeuten eine still werbende Kraft; solche Männer gehen unaufgeregt ihren Weg an der herrschenden Ästhetik vorüber — mitten hinein in Menschen, in denen reingestimmtes Herz und feingestimmter Kopf ein empfängliches Ganzes bilden. —

Der Bruder dieses Dichters Langewiesche ist der gleichnamige Düsseldorfer Verleger (Karl Robert Langewiesche), der vor einigen Jahren sehr glücklich und eigenartig mit Carlyles „Arbeiten und nicht verzweifeln“ (einer Aphorismen-Sammlung) auf den Plan getreten ist. Von seiner beachtenswerten Bibliothek „Lebende Worte und Werke“ liegen einige neue Auswahlbände vor: Ernst Moritz Arndt, John Ruskin und eine Auswahl deutscher Volkslieder (je 1.80 Mk. geh., geb. 3 Mk.). Arndt enthält Stellen und Sprüche, über die man erstaunen wird; man glaubt wohl gemeinhin, das sei so ein unverwickelt-grader, aus grobem Holz geschnittener „teutscher Mann“, der unsrer Kultur nichts mehr zu sagen habe; aber man greife zu diesem kleinen Buch, und man wird sehen, was er zu sagen hat. Ruskin hätt' ich manchmal gern anders ausgewählt gesehen, in knappen und plastischer geformten Sätzen; aber dergleichen ist ja subjektiv; ich habe auch prachtvolle Worte genug darin gefunden. Die Volkslieder — mit dem etwas gezierten (Bierbaum!) Titel „von Rosen ein Krentzelein“ — wirken überraschend frisch, obschon man gar zu bekannte Lieder gern entbehren könnte; auch sonst ließe die Auswahl noch genauere Sichtung zu. Im ganzen aber ist auch dies ein erquickendes Buch, wie ja diese Bücher überhaupt Freunde suchen, keine Kritik. Liebevoller Geschmack hat sie gesammelt, ausgestattet, herausgegeben — und so sind sie auch von ihren immer zahlreicheren Lesern aufgenommen worden. Von der „Carlyle-Auswahl“ liegt bereits das achtzehnte Tausend vor. —

In demselben Verlag erscheint, im dritten Jahrgang, der Kalender „Die Freude“ (kart. 1.20 Mk), getragen von derselben verinnerlichten Grundstimmung, die wir soeben gekennzeichnet haben. Von Wilhelm Steinhausen sind darin 20 unveröffentlichte Handzeichnungen (meist Mutter und Kind), nur Skizzen, nur Striche, aber so herzig und seelenvoll in ihrer schlichten Linienführung, daß man sie sofort lieb gewinnt. Sie geben dem hübschen Bändchen den eigentlichen Wert. Eine Auswahl aus Mathias Claudius in Vers und Prosa bildet den Text. —

Nach dieser ethisch-ästhetischen Gattung sei zum Schluß wieder ein Roman genannt, der in dieselbe Richtung deutet, sogar dem Titel nach, wie das eingangs genannte Werk. „Der Weg im Tal“ von Herm. Anders Krüger (Hamburg, Alfred Janssen, geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.) ist gleichfalls das sympathische Werk eines ausreifenden Mannes, der sich nach unruhigen Jahren des Suchens zu sammeln und zu klären beginnt. Die Handlung ist einfach, fesselt aber durch ihr bedeutsames Thema und dessen taktvolle Behandlung: ein Genesender erwacht langsam wieder zum Leben, zur Klärung, zunächst unter der Führung einer älteren, feinen, tiefgebildeten Dame (Witwe eines Professors), von wo aus ihn der nun betretene Weg zu deren anfangs kaum beachteter Tochter führt, die später seine Gattin wird. Drei Menschen also, die in vornehmem Abstand bleiben, die es seelisch mit sich und den andren sehr ernst nehmen, die hinlänglich Stolz besitzen, um sich nicht wegzuwerfen. „Von stiller Wehmut vornehm gemäßigte Glücksstimmung“ — das ist nach langem Zaudern, Ringen, halbem Finden und Wieder-verlieren das Ergebnis. Nelly und der Doktor — in dem der Verfasser offenbar eigene Entwicklung geschildert hat (akademisches Leben, Leipziger Literaturtreiben) — wandern zum Schluß ihren „Weg im Tal“, in den aber überall das Licht hereinscheint, „wie zwei gute Kameraden, der funkelnden Sonne entgegen“ ... Auch hier ist jene liebevolle Wärme, zu der man jetzt in unsrer Literatur glücklicherweise wieder Mut

bekommt. Stilistisch möcht' ich besonders das erste Drittel weit knapper geformt wissen, auch noch mehr Goldschmiedekunst und mehr lebendig-sinnenhafte Vermenschlichung; es wird schon so wie so viel von — an sich ja ganz interessanten — papierenen Dingen verhandelt; ein leiser Hauch davon überweht das Buch, für Gebildete nicht zu dessen Nachteil, aber den dichterischen Lebensodem, die dichterische Unmittelbarkeit belastend. Im übrigen ist die Gesamtkomposition durchaus geschlossen; der Verfasser hat starken Sinn für die Architektur des Romans. F. L.

*

Billige Ausgaben. Der Verlag von Max Hesse, Leipzig, leistet an billigen und guten „Klassikerausgaben" Vortreffliches. In jüngster Zeit hat er uns u. a. sämtliche Werke von Hermann Kurz (3 Leinenbände, 6 Mk.; eingeleitet von Hermann Fischer) zugänglich gemacht, worunter „Schillers Heimatjahre" hervorgehoben seien, die auch in besonderer Ausgabe zu haben sind (geb. 1,80 Mk.). Dies Kulturbild aus der Zeit des jungen Schiller mit seiner Zigeunerromantik, den Karlsschülern, Schubart auf dem Hohenasperg, Herzog Karl, dem Eleven Schiller, der nächtlich im Karzer die „Räuber" vorliest usw., verdient seinen Ruf, obwohl ohne eigentlichen Helden und zu umständlich in Episoden. Die kleineren Geschichten und Humoresken des unbekümmerten Erzählers Friedrich Gerstäcker sind in zwei hübschen Leinenbändchen (3,60 Mk.) zu haben. Ausgewählte Werke von Klemens Brentano (geb. 2 Mk.) sind fachkundig von Dr. Max Morris eingeleitet; zu Droste-Hülshoffs sämtlichen Werken (2 Bände, 3 Mk.) hat Dr. Eduard Arens die einleitende Biographie geschrieben. Diese ausführlichen Einleitungen sind mit Verständnis und Liebe gearbeitet und übrigens auch als Werkchen für sich käuflich (je 50 Pf.), mit Bildnissen und handschriftlichen Proben versehen. Zu erwähnen ist noch Friedrich Halm (4 Bde., in einem Leinenband geb. 2 Mk.); auch eine billige Ausgabe von Hebbels Tagebüchern ist im Erscheinen. — Daneben verdient Hesses „Volksbücherei" unsere Aufmerksamkeit. Mit der Auswahl der „Zehn Novellen" von Liliencron freilich kann ich mich nicht anfreunden. Liliencrons Auffassung von Weib und Liebe ist mir zu flach und nicht immer reinlich. Seine Skizzen halten sprunghaft einzelne Momente fest, sind in dieser Besonderheit stellenweise glänzend geschaut, aber weder vertieft, noch komponiert, noch erzählt. —

Karl Bleibtreus Schlachtengemälde sind ein gut Teil wertvoller, besonders: „Cromwell bei Marston-Moor" (Rich. Eckstein Nachf., Berlin, 1 Mk.; übrigens an allen Bahnhöfen erhältlich), „Wellington bei Talavera" (ebendort, 2 Mk.), „Heroica" (ebendort, 1 Mk.), „Friedrich der Große bei Kollin" (Leipzig, Fr. Luckhardt, 1,50 Mk.). Bleibtreu ist in Einzelheiten nicht so künstlerisch treffsicher wie der nur Teile schauende Liliencron; aber dieser echte Mann von großzügigem Temperament, von weitschauenden und trotzigen Gedanken, von vielseitigsten historisch-philosophischen Kenntnissen hat den heute so seltenen Sinn für das Ganze, für große Zusammenhänge. Unserer entnervten Literaturjugend täte männlicher Geist so not! Die verweichlichende Richtung des „Kunstgenießens" (wie bezeichnend ist der Ausdruck!) hat die Poesie immer mehr von der Geistesgeschichte losgelöst und dem Kunsthandwerk, der Malerei, der Musik genähert. So ist denkenden Dichtern wie Bleibtreu, dessen Grundzug von historischer und philosophischer Bildung bestimmt ist und der für Spiele-

reien ganz und gar kein Organ hat, der Widerhall versagt, und damit Ermunterung und volle Entwicklung. Er hat seine schweren Fehler, das springt in die Augen. Aber ich stehe nicht an, bei dieser Gelegenheit zu betonen, wie sehr es für diese in Kunstweichlichkeit und Halbbildung versunkene Literaturepoche bezeichnend ist, daß sich dieser Heroenverehrer abseits vertrutzen muß. —

Dies bilde den Übergang zu einem mehr berühmten als gelesenen vorsiebziger Einspänner: zu Friedrich Theodor Vischers „Auch Einer". Ein wunderliches Buch! Zumal in seiner zweiten Hälfte strotzend von bedeutenden und eigenartigen Einfällen! Es ist nun in einer billigen Ausgabe zugänglich und sei hiermit bestens empfohlen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Von außen betrachtet ist das nur die Geschichte einer Reisebekanntschaft und setzt barock genug ein. Aber dieser bis zur Verzerrung seltsame Kauz, der von Katarrhen und der Krankheit des Nichts-Findens und Alles-Verlegens — leider auch des Lebensglücks — geplagt ist, läßt Tieferes in sich ahnen. Er hat einen Zug zur Größe, den ihn aber die kleinen Widerstände nicht betätigen lassen. Es steckt ein persönlichstes Bekenntnis des Ästhetikers Vischer in dieser Tragikomödie. Besonders an den Aphorismen der zweiten Hälfte des Buches gehe man nicht vorüber; die Pfahlbaugeschichte kann man überschlagen. Übrigens wäre eine kleine Einleitung über Buch und Verfasser recht wünschenswert.

* * *

Zu Weihnachten sei außer auf die Beilagen und Besprechungen noch ausdrücklich auf die Ankündigungen des Verlages Greiner & Pfeiffer hingewiesen, die diesem Hefte angehängt sind.



Aufschwung.

Ein Wunsch, der still für uns und andre fleht,
Ein Seufzer, der dem Herzen leis entweht,
Den keine Lippe spricht, ist ein Gebet.

Die Freude, die in unsrer Brust erklang,
Die neu sich fühlt mit Jubel, Preis und Dank:
Zum Himmel steigt sie auf und wird Gesang.

Wenn sich dein Sinn im Streben einsam müht,
Verschleiert und umwölkt sich dein Gemüt:
Erheb', entwölk' es durch ein heilig Lied!

Gerührt von Freude, voll von süßem Dank,
Ertöne dann des Herzens Silberklang,
Und all dein Leben werde Lobgesang!

Herder.





Das geistliche Volkslied und das Kirchenlied der Reformation.

Von

Dr. Karl Storck.

Das urgermanische Wort „laikaz" (gotisch laiks, althochdeutsch leich) bedeutet ebensowohl Opfer als Reigen und Lied; gleichzeitig wird es für die feierlichen Umzüge gebraucht, wie sie z. B. Tacitus für die Nerthusfeier erwähnt. Wir haben also in diesem Worte einen Beweis dafür, daß Lied und Gottesdienst bereits in der ältesten Zeit aufs innigste miteinander verbunden sind. Es ergibt sich daraus leicht die Folgerung, daß, solange alle Poesie Volkspoesie ist, wir auch von einem kirchlichen Volksliede sprechen können, und es ließen sich leicht manche Zeugnisse beibringen, daß das heidnische Germanentum diese kirchliche Volksdichtung besessen hat. Aber überhaupt muß ein Volk, das in dem Sinne — wie wir es in unserm vorletzten Aufsatze dargelegt haben — eine eigene Dichtung besitzt, daß diese der Ausdruck des Volkslebens in seiner Gesamtheit ist, auch ein religiöses Lied besitzen, wenn dieses Volk selbst religiös ist. Da das deutsche Volk das Christentum in seiner tiefsten Form ausgebildet hat und während des Mittelalters eigentlich sein ganzes Leben der Durchdringung und Ergänzung dieser Religion widmete, ist es nur natürlich, daß die religiöse Volksdichtung in Deutschland eine höhere Bedeutung hat, als in jedem andern Lande.

Das Problem liegt nur darin, daß religiös hier nicht immer gleichbedeutend ist mit kirchlich. Diese Scheidung oder, wie wir es wohl besser nennen, dieses Nebeneinander war durch das Christentum hervorgerufen worden. Zunächst mußte das Christentum, das in seinem Kultus dem Gesang eine so außerordentlich wichtige Stellung einräumte, ja außerordentlich befruchtend auf die Ausbildung einer religiösen Dichtung wirken. Aber für die germanischen Länder trat hier gleich ein Zwiespalt ein, da die ganze kirchliche Liturgie lateinisch war. Die Priester allerdings, die in dieser Sprache heimisch waren, schufen auch ihre Gesänge in ihr, und selbst ein so urdeutscher Geist wie der gewaltige Notker in St. Gallen fand für die Aussprache des

durchaus persönlichen Erlebnisses, aus dem ihm die Betrachtung unserer steten Lebensbedrohung durch den Tod hervorwuchs, den lateinischen Ausdruck „Media vita nos in morte sumus". War nun auch dem Volk immer die Melodie am wichtigsten und konnte ihm diese auch, sofern es nur eine Ahnung von der Bedeutung des Textes hatte, einen starken Eindruck machen, so befriedigte doch der lateinische Gesang vollständig höchstens in der Kirche.

Man darf allerdings diese Bedeutung des Lateinischen auch für das Volksgefühl nicht unterschätzen. Die Tatsache, daß Gedichte wie „dies irae dies illa" oder das „stabat mater dolorosa" mit dem granitnen Aufbau ihrer Wortquadern sich so in das Sprachgefühl festgesetzt haben, daß auch dem der lateinischen Sprache Unkundigen keine Übersetzung den ungeheuren Eindruck der lateinischen Verse zu ersetzen vermag, gibt hier reichlich zu denken. Und wenn wir noch heute in katholischen Gegenden beobachten können, wie zahlreiche Texte der Liturgie, die zwar nicht dem einzelnen Worte nach, wohl aber in ihrem ganzen Sinne vom Volke verstanden werden, in diesem zu wahrer Volkstümlichkeit gelangen, so wird man für das Mittelalter, in dem die Kirchenfreudigkeit eine viel größere war, dieses Verhältnis des breiten Volks zur Liturgiesprache als noch viel inniger ansehen können. Das beweisen ja auch die zahlreichen gemischtsprachigen Volkslieder, deren eigenartige Freudigkeit und schwungvolle Sangbarkeit außerordentlich einbüßt, sobald wir einen rein deutschen Text an ihre Stelle setzen wollen. Immerhin erstreckt sich dieses Verhältnis nur auf verhältnismäßig sehr wenige Texte und ist letzterdings bloß ein Zeichen dafür, daß das Verlangen des Volkes nach Beteiligung am kirchlichen Gesang so stark ist, daß es selbst die Schwierigkeit der Verschiedenheit der Sprache zu überwinden vermag, um ihm zu genügen. Sobald aber dann das christliche Leben im Volk so erstarkte, daß es über die Kirchenwände hinausgriff, mußte das Verlangen nach der Aussprache dieser religiösen Empfindungen in der Volkssprache lebendig werden. Und so dürfen wir ruhig behaupten, daß das kirchliche deutsche Volkslied ebenso alt ist, wie das weltliche. Und zwar gilt dies gerade vom deutschen Volkslied. Denn bei den romanischen Völkern brauchte dieses Bedürfnis, ganz abgesehen von der geringeren Religiosität, weniger fühlbar zu werden, weil hier der Abstand von der lateinischen Kirchensprache ein viel geringerer war, also auch der lateinische Kirchengesang viel leichter allen religiösen Bedürfnissen genügen konnte.

Geistliche Lieder in der Volkssprache sind in Deutschland denn auch schon im 9. Jahrhundert bezeugt. So heißt es im Ludwigslied, das 881 den deutschen Sieg in der Schlacht bei Saucourt feierte:

Ther kuning reit kuono, Sang lioth frâno
Der König ritt kühn, sang heiliges Lied
Ioh alle saman sungun Kyrrieleison.
Und alle samt sangen, Kyrie eleison.
Sang uuas gisungan, Uuîg uuas bigunnan.
Sang war gesungen, Kampf war begonnen.
Bluot skein in uuangôn: Spilôdun ther urankon.
Blut schien auf den Wangen es kämpften froh da die Franken.

In diesen refrainartigen Antworten des Volkes mit dem Rufe „kyrie eleis“ haben wir ein rührendes Zeugnis dafür, wie gern sich das Volk am Kirchengesang, der in der Form des Chorals alleiniges Eigentum des Klerus oder der berufenen Chorsänger war, beteiligt hätte, und in der Tat wurde das überall erklingende „Kyrie“ zu einer Grundlage für die Neugestaltung des geistlichen Singens. Denn bereits in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts erweiterte man diese Beteiligung des Volks am Gesang dadurch, daß man dem ständig zum Refrain dienenden „kyrie eleison“ kurze deutsche gereimte Strophen voranschickte. Diese Art des religiösen Singens blieb im ganzen Mittelalter weit verbreitet, und man nannte die Lieder Kirleisen oder kurzweg Leisen und sang sie bei Wallfahrten, Bittgängen, Kreuz- und Heerfahrten und auch beim Beginn der Schlacht. Überhaupt versuchte die Volkssprache sehr bald, an allen jenen Orten einzusetzen, die nicht von der Liturgie aus mit lateinischem Gesang besetzt waren, und so blieben denn auch jene Sequenzen, die sich durch Unterlegung von Textworten unter die unendlich langen Alleluja-Melodien des Chorals entwickelt hatten, nicht lange auf die lateinische Sprache beschränkt. Wir haben ein indirektes Zeugnis dafür in der Übereinstimmung ihrer Form mit dem von den Minnesängern mit Vorliebe für Marienlieder verwerteten Leich.

Die erste bedeutsame Stärkung erhielt dann dieser kirchliche Volksgesang in der Zeit der Kreuzzüge, in der das religiöse Gefühl der breitesten Volksschichten so mächtig erregt wurde, daß es zur dichterischen Aussprache drängen mußte. In diese Zeit reichen denn auch die ältesten uns erhaltenen Lieder zurück. Denn wenn die Aufzeichnung des Ostergesanges „Christ ist erstanden“ oder des Kreuzliedes „In Gottes Namen fahren wir“, dessen Melodie in dem evangelischen „Gesang von den zehn Geboten“ lebendig geblieben ist, uns auch erst aus späteren Jahrzehnten überliefert ist, so wird doch ausdrücklich hervorgehoben, daß es sich keineswegs um die Mitteilung eines neuen, sondern eines bereits allverbreiteten Gesanges handelte. Wir haben übrigens aus dieser Zeit auch geschichtliche Zeugnisse für die Beliebtheit des deutschen religiösen Singens. Das eine teilt Hoffmann von Fallersleben in seiner „Geschichte des deutschen Kirchenliedes“ (1854, S. 51) mit, wenn der Reichersberger Probst Gerhoh bekundet: „Die ganze Welt jubelt das Lob des Heilands auch in Liedern der Volkssprache, am meisten ist dies unter den Deutschen der Fall, deren Sprache zu wohltönenden Liedern geeigneter ist.“ Wenn man dieses Lob der deutschen Sprache damit vergleicht, wie die von Karl dem Großen ins Land gerufenen Gesanglehrer es für unmöglich erklärten, aus den rauhen Kehlen der Germanen wohltönenden Gesang hervorzulocken, so wird man sich wohl sagen, daß die deutsche Sprache keineswegs aus sprachlichen Eigenschaften besonders geeignet war, sondern daß sich die Gesangslust in ihr deshalb offenbarte, weil hier die Verschiedenheit vom kirchlichen Gesang besonders deutlich hervortrat; weil ferner ein Bedürfnis nach der Aussprache deshalb besonders vorhanden war, da der lateinische Gesang für diese über die Kirche hinausgreifenden

Lebenserfahrungen nicht ausreichte. Daß die Deutschen sich darin von den anderen Völkern unterschieden, bezeugt ein Mönch Gottfried, der der Begleiter des heiligen Bernhard auf seiner Kreuzzugspredigt war, in einem Brief an den Bischof Hermann von Konstanz mit den Worten: „Als wir die deutschen Gegenden verlassen hatten, hörte euer Gesang ‚Christ uns genade' auf, und niemand war da, der zu Gott gesungen hätte. Das romanische Volk nämlich hat keine eigenen Lieder nach Art eurer Landsleute, in welchen es für jedes einzelne Wunder Gott seinen Dank darbrächte."

Die Blütezeit der Kunstdichtung im ritterlichen Minnesang wirkte auch hier, wie beim weltlichen Volksliede, als eine Unterbrechung. Denn die mancherlei schönen geistlichen Lieder, die wir von Minnesängern, z. B. Walter von der Vogelweide, haben, sind durchaus subjektiver Ausdruck und können nicht zum religiösen Volksgesang gerechnet werden. Dagegen greift dieser früher als das weltliche Volkslied wieder ins öffentliche Leben ein, und zwar auf den Geißlerfahrten des Schreckensjahres 1349. Die Limburger Chronik berichtet uns, daß die Geißler oder Flagellanten auch Loitzenbrüder genannt wurden „von vielen Loitzken (Leisen), die sie sagen". Von diesen Geißelliedern sind uns dreizehn von erschütternder Gewalt und von wahrer religiöser Inbrunst erhalten, von denen wiederum die Limburger Chronik ausdrücklich bezeugt, „daß sie alle wurden gemacht und gedicht auf der Geißelfahrt und war der Weisen keine mehr zuvor gehört worden". Der Eindruck dieser Lieder, der ja schon durch die schauerlichen Umstände, unter denen sie erklangen, besonders tief gehen mußte, wurde noch dadurch bedeutsam, daß hier zum erstenmal bei öffentlichem Gottesdienst der ganze Gesang in der Volkssprache abgehalten wurde. Es ist historisch nachweisbar, daß diese Neuerung mit grundsätzlichem Bewußtsein geschah und daß sie auch von den kirchlichen Kreisen so empfunden wurde. (Vgl. Pfannenschmidt in Runges „Geißlerlieder des Jahres 1349". Leipzig, 1901.)

Doch tritt von jetzt ab auch in der Kirche selbst eine stärkere Begünstigung des volkssprachlichen Liedes hervor, und wir können nun in reicherem Maße als beim weltlichen Volksliede sogar die Namen einiger Dichter solcher religiösen Lieder nennen. Der große Tauler schuf das schöne Adventslied „Es kommt ein Schiff, beladen bis an sein höchstes Bord, Das trägt Gott's Sohn voll Gnaden des Vaters ew'ges Wort". Mit Tauler lebte im gleichen Straßburg Heinrich von Lauffenberg, der in der Umdichtung weltlicher Volkslieder ins Geistliche besonders glücklich war. So hat er nach einem weltlichen Volksliede sein „Heimweh nach der himmlischen Heimat" gedichtet. Der Salzburger Mönch Herman (oder Johann) aber schuf nach lateinischen Hymnen deutsche geistliche Volksgesänge. Wir haben hier zwei Mittel, zu geistlichen Liedern zu kommen, die sich auch nachmals in der Reformationszeit als besonders fruchtbar erwiesen.

Es ist selbstverständlich, daß diese geistlichen Volkslieder sich vorzugsweise an die kirchlichen Feste anschlossen, da diese ja wie in einem schönen

Blumenkranze das ganze Jahr umschlossen, und auch hier zeigt es sich, wie das traute Weihnachtsfest gerade beim deutschen Volke besonders beliebt wurde. Es war schon damals eine rechte Singezeit in deutschen Landen, und gerade hier blühten die köstlichen gemischtsprachigen Lieder, das „quam pastores lauda vero“, das „dies et laetitia“, „in dulce jubilo, nu singet und seid froh, unsres Herzens Wonne leit in praesepio und leuchtet als die Sonne matris in glamio. Alpha est edo.“ Sehr zahlreich sind die Marien- und Heiligenlieder, die aber doch keineswegs, wie manchmal behauptet wurde, die Lieder auf Christus fast völlig verdrängt haben. Hier kam die für unser heutiges Empfinden weniger geschmackvolle Weise, die von den Mystikern eingeführte Auffassung des Sehnens der Seele nach Christus als ihrem Bräutigam, besonders oft zum Ausdruck. Ja, die naive Verbindung von Weltlichem und Geistlichem führte sogar dahin, daß man das Wächterlied ins Geistliche übertrug. So kann Wackernagel, der in seinem monumentalen Werke über „Das deutsche Kirchenlied“ 1448 Lieder aus dem Mittelalter mitteilt, mit Recht rühmen, daß „kein anderes Volk der Christenheit sich eines solchen kirchlichen Liederschatzes, einer solchen poetischen Bezeugung seines Glaubens rühmen könnte, wie das deutsche“.

Gegenüber diesen geschichtlichen Tatsachen wäre es völlig unverständlich, wie man dazu kommen konnte, Luther den Ehrennamen „Vater des Kirchenliedes“ zu erteilen, wenn seine Tätigkeit bloß darin beruht hätte, den Vorrat an deutschen Kirchenliedern um eine nicht einmal besonders große Anzahl (36) zu vermehren. Aber so unumstößlich die Tatsache feststeht, daß es lange vor der Reformation bereits ein deutsches Kirchenlied gegeben hat, so wahr ist es auch, daß dieses durch Luther erst in die Stellung gehoben wurde, in der es seinen wirklichen religiösen Wert offenbaren, in der es für einen großen Teil des deutschen Volks neben der Bibel zur wichtigsten Quelle des religiösen Lebens werden konnte. Ich habe es nie verstehen können, wie sich die Gemüter solchen Fragen gegenüber erhitzen können, weshalb man sich auf katholischer Seite so eifrig bemüht, Luther dieses Verdienst zu verkürzen, weshalb man andererseits auf protestantischer Seite immer wieder behauptet, daß Luther der Schöpfer des deutschen Kirchenliedes sei. Es kommt nämlich keine von beiden Seiten zu kurz, wenn jeder das verbleibt, was ihr gehört; denn da die katholische Kirche in ihrer Liturgie keinen Platz für das volkssprachliche Kirchenlied hat, so ist es doch nur natürlich, daß es in ihr niemals einen offiziellen Charakter bekommen kann, den es andererseits in der evangelischen Kirche haben muß, die ihren ganzen Gottesdienst neben der Predigt auf dieses volkssprachliche Lied aufbaut.

Wenn aber das evangelische Kirchenlied zur Zeit der Reformation von so ungeheurer Bedeutung wurde, daß auch auf katholischer Seite man sich nunmehr aufs eifrigste bemühte, dem volkssprachlichen Liede im Gottesdienst einen breiteren Raum zu gewähren, so hat das seinen tiefsten Grund in den völlig veränderten Zeitverhältnissen, durch die das religiöse Leben aus einer bloß seelischen Angelegenheit, die es im Mittelalter für das Volk ge-

wesen war, zur wichtigsten Frage des geistigen und politischen Lebens wurde. Zu keiner anderen Zeit ist das Volk in dem Maße durch religiöse Fragen erregt gewesen, wie im 16. Jahrhundert. Dieser Kirchenstreit erregte die Gemüter des Volkes in ganz anderer Weise, als jeder frühere, weil er weniger theologisch als psychologisch war, weil er in innigster Verbindung mit dem ganzen Wandel der Weltanschauung stand, der uns eben aus dem Mittelalter in die Neuzeit führte. Da diese Weltanschauung die subjektive Persönlichkeit vor allen Dingen in den Vordergrund rückte, wurde auch die Lösung der aufgeworfenen religiösen Fragen zu einer persönlichen Angelegenheit jedes einzelnen. Wenn nun das Volkslied überhaupt der künstlerische Ausdruck der Volksstimmung ist, so mußte es in diesem Zeitalter einen durchaus religiös-kirchlichen Charakter erhalten. Es ist bezeichnend, wie z. B. das 1548 durch das Interim hervorgerufene „Trutzlied vom sächsischen Mägdlein", das an sich der Gattung der historischen Volkslieder angehört, durchaus religiösen Charakter annimmt.

Also eine außerordentliche Steigerung der Pflege des geistlichen Volksliedes war durchaus notwendig, wenn das Volkslied in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts überhaupt seine Aufgabe erfüllen und der Ausdruck des gleichzeitigen Volkslebens sein sollte. Das Entscheidende nun war, daß Luther aus diesem religiösen Volksliede das evangelische Kirchenlied machte, daß er es damit zum wesentlichen Bestandteil des evangelischen Gottesdienstes erhob. Denn es ist natürlich ein großer Unterschied, ob ein geistliches Lied in der Volkssprache an einem von der sonstigen Liturgie nicht besetzten Plätzchen im Gottesdienst Unterschlupf findet, ob es bei weniger wichtigen kirchlichen Anlässen gesungen werden darf oder ob der ganze Kirchengesang volkssprachlich ist, ob sich also das ganze kirchlich-religiöse Leben in ihm kundgibt. Der größte Bewunderer des römischen Chorals, seiner großartigen Ausbildung in liturgischer Hinsicht muß doch zugeben, daß gerade das Volk von diesem Gesang wohl in scheuer Bewunderung stehen kann, daß es aber unmöglich in ihm beten oder in ihm den Ausdruck seines persönlichen religiösen Fühlens sehen kann. In den romanischen Ländern ist ja gewiß dieser Abstand nicht so schroff, aber in Deutschland vermochten doch die weitesten Volkskreise vom Choral nichts zu verstehen, höchstens einzelnes seiner Bedeutung nach zu erraten. Daraus erklärt sich die ungeheure Wirkung, die die Reformatoren dadurch erzielten, daß sie den deutschen Gesang in die Liturgie einführten, und sie wurde dadurch noch verschärft, daß viele der Lieder dogmatischen Inhalt hatten, also unmittelbar in die Streitfragen eingriffen, die die Gemüter erhitzten.

Man möchte fast meinen, daß die Reformatoren selber von dieser Wirkung überrascht waren, denn sie haben zunächst nicht an Gemeindegesang, sondern an Chorgesang gedacht, wie die Tatsache beweist, daß die neugeschaffenen Reformationslieder zunächst in mehrstimmiger Bearbeitung in die Öffentlichkeit kamen. Aber das Volk bemächtigte sich sofort dieser ihm in vertrauten Lauten und Melodien entgegentretenden Lieder, in denen

es endlich auch sein kirchliches Leben hinaussingen konnte. Die Enchiridien von Straßburg, Nürnberg, Erfurt, Zwickau folgten dem 1524 erschienenen Wittenbergischen Gesangbuch unmittelbar, und Luther gab dann 1529 mit dem sogenannten Klugschen das erste gewissermaßen autorisierte Gemeindegesangbuch.

Nun wäre der Gesang für die evangelische Kirche sicher niemals von dieser Bedeutung geworden, wenn nicht Luther selber ein so begeisterter Freund der Musik und von ihrer tief religiösen Wirkung überzeugt gewesen wäre. „Die Musik ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. So vertreibt sie auch den Teufel und macht die Leute fröhlich. Man vergißt dabei alles Zorns, Unkeuschheit und anderer Laster. Ich gebe nach der Theologie der Musik den höchsten locum und die höchste Ehre." „Die Musik ist eine schöne herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Ich wollte mich meiner geringen Musik nicht um was Großes verzeihen. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, sie machet feine und geschickte Leute." „Musika ist der besten Künste eine, die Noten machen den Text lebendig. Sie verjagt den Geist der Traurigkeit." Man fühlt es, aus diesen wenigen Aussprüchen, die sich weit vermehren ließen, daß Luthers Verhältnis zur Musik nicht auf ästhetischem Genießen, sondern auf innerem Erleben beruht. Er hatte also die Macht, die er ihr nachrühmte, an sich selber erfahren und wollte diese Kraft seiner Kirche auch sichern. Darum gebot er auch: „Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich denn in der Schule wohl versucht und geübt."

Wenn ich oben gesagt habe, daß die Reformatoren durch die Wirkung des Kirchengesangs selber überrascht waren, daß sie zunächst wohl selber nicht an den Gemeindegesang gedacht hatten, so bedarf das einer gewissen Einschränkung. Luther hatte von vorneherein das Gefühl, daß der Gesang das **Werk der Gemeinde** sein sollte, aber er dachte dabei an Chorgesang und stellte sich das Verhältnis so vor, wie es ja beim Kunstgesang heute in jeder Gemeinde zu sein pflegt, daß nämlich die stimmbegabten und sangeskundigen Glieder der Gemeinde die ihnen vom Himmel verliehene Gabe zur Verherrlichung des Gottesdienstes und zur Erbauung der übrigen Gemeindeglieder verwenden sollten. Schon das bedeutete eine große Neuerung gegenüber der vorangehenden Zeit; denn bisher bestanden die Kapellen für den mehrstimmigen Gesang aus besoldeten Berufskünstlern, unter denen die Niederländer der Zahl nach überwogen. Es war dadurch natürlich, daß nur in den Städten oder an Fürstenhöfen und natürlich auch in Klöstern oder wo sonst zahlreiche Geistliche zur Verfügung standen, ein kunstmäßiger Kirchengesang möglich war. In kleineren Gemeinden sangen der oder die dazu Berufenen dann eben den römischen Choral, das Volk als solches, die Gemeinde hatte mit diesem liturgischen Kirchengesang, ob er nun einstimmiger Choral war oder in mehrstimmiger Kunstmusik bestand, nichts zu tun. Luther dagegen machte diesen **kunstmäßigen Chorgesang**

zur Sache der Gemeinde, aus deren Schoße er als freie Übung zur Ehre Gottes hervorgehen sollte. Die äußere Veranlassung gab die 1530 erfolgte Auflösung der Torgauer fürstlichen Kantorei, an deren Spitze Luthers musikalischer Freund Johann Walther stand. Hier zeigte sich eine künstlerische Wirkung des an sich ja wenig künstlerischen Meistergesangs. Denn ohne die Übung durch diesen wären wohl niemals wie jetzt in Torgau einige angesehene Bürger imstande gewesen, sich bereit zu erklären, „freiwillig und unentgeltlich" unter Walthers Leitung die Gesänge einzuüben und auszuführen. Mit dieser „Torgauer Kantoreigesellschaft" war der erste freiwillige kirchliche Gemeindegesangverein gegründet und damit eine für die Pflege der Musik im deutschen Volke unschätzbare Einrichtung getroffen.

Andererseits ist es klar, daß diese Einrichtung auch auf die Komposition Einfluß hat, denn wenn man den geübten Berufssängern der früheren Zeit die größten Schwierigkeiten zumuten konnte, so galt es für den Tonsetzer, der auf die Aufführung seiner Werke durch solche Gemeindechöre rechnete, sich in einfacheren Formen zu bewegen. Die kontrapunktische Kunst wurde dadurch wieder aus der verstiegenen Verkünstelung, die sie durch die Niederländer erfahren hatte, zur Einfachheit zurückgeführt, ja, es wurden für sie sogar andere Grundsätze maßgebend, indem z. B. die Melodie, auf die es dem Volke hauptsächlich ankam, aus dem Tenor in die Oberstimme einrückte. Wichtiger als diese mehr formale Einwirkung war die g e i s t i g e Neuschaffung einer mehr volkstümlichen Kunstmusik gegenüber der höfisch-aristokratischen, wie sie vor allem in der Oper und in den größeren Instrumentalformen gepflegt wurde; denn aus der Verbindung beider Richtungen, aus der Hebung der durch die Volksart gestärkten einfacheren Kunst zur höchsten formalen Vollendung erwuchs erst die wirklich große deutsche Musik eines Johann Sebastian Bach, für dessen Erscheinung diese kleinen Kantoreien mit ihren geistlichen Chorälen und ihrer echt volkstümlichen weltlichen Instrumentalmusik, die sich auf ganz natürliche Weise zur kirchlichen hinzufand, genau so Vorbedingung waren, wie die Entwicklung, die die Instrumentalmusik durch das Virtuosentum und durch die Möglichkeit des Zusammenwirkens zahlreicher Kunstkräfte, wie sie von dem höfischen Musikleben geboten waren, genommen hatte. Doch wir kehren von diesem Ausblick auf die Bedeutung, die der neue Kirchengesang für die Entwicklung gewann, noch einmal zurück, um ihn in dem Wesen zu erkennen, in dem er zuerst in die Welt trat.

Es kam Luther nicht auf neue Melodien an, vielmehr übernahm er die ihm tauglich scheinenden aus dem gregorianischen Hymnenschatz und aus dem geistlichen und weltlichen Volksgesang. Für die ersteren ergab sich mit dem deutschen Text das Gebot einer Rhythmisierung, die von dem cantus planus des römischen Chorals abstach. Gerade in dieser Richtung, wie überhaupt in der Abrundung und Verstärkung der vorhandenen Melodien, wird man Luthers m u s i k a l i s c h e Tätigkeit sehen müssen, während seinen Mitarbeitern, dem greisen Konrad Rupff und Johann Walther, die

fachmusikalische Bearbeitung der mehrstimmigen Choräle zufiel. Man vergleiche in unsern Notenbeispielen mit der ursprünglichen Melodie des „Christ ist erstanden" die Umarbeitung derselben in Luthers „Christ lag in Todesbanden". Sie ist sicher zum größten Teil Luthers Werk, während der Fachmusiker dann die mehrstimmige Bearbeitung gab.

Von älteren geistlichen Volksliedern wurden vor allem zahlreiche Weihnachtslieder übernommen, daneben Ostergesänge, das Pfingstlied „Nun bitten wir den heil'gen Geist", das Himmelfahrtslied „Christus fuhr gen Himmel" u. v. a. Aber die Reformatoren hatten wie die vorangehende Zeit auch den Mut, zu weltlichen Weisen geistliche Texte zu dichten. Auf den alten Lindenschmitt-Ton kam jetzt: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn", nach „Entlaubt ist uns der Walde" — „Ich dank dir lieber Herre" und viele andere mehr. Es kam eben überhaupt mehr auf neue Texte, als auf neue Weisen an. Wenigstens in der ersten Zeit, für die neben den „Kinder- und Hausliedern" des Kantors Nikolaus Hermann (1480—1561) zu Joachimstal eigentlich nur Hans Kugelmanns „Nun lob' mein' Seel' den Herren" als wertvolle Kompositionen zu erwähnen sind.

Auch für die Folgezeit liegt der Schwerpunkt des evangelischen Kirchenliedes, soweit es Gemeindegesang sein soll, in der Dichtung, nicht in der Musik. Das lag schon daran, daß in späterer Zeit die beiden Tätigkeiten des Dichtens und Komponierens nur ausnahmsweise in einer Hand vereinigt waren, wodurch also zweimal die Gefahr zu vermeiden war, daß ein allzu subjektiver Ausdruck das Lied nicht zu dem allgemeinen Charakter des Volksliedes, dessen der Gemeindegesang bedarf, würde gelangen lassen. Freilich dem Pfarrer Philipp Nicolai (1556—1608), dem im entsetzlichen Pestjahre 1597/98 sich ein „Freudenspiegel des ewigen Lebens" auftat, gelang es noch für die zwei herrlichen Lieder: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" und „Wie schön leuchtet der Morgenstern" Wort und Weise in gleich allgemein gültiger Art zu finden. Sonst ist mit dem ständigen Wachsen des Subjektivismus in den Künsten die Zahl der eigentlichen Kirchenlieder immer kleiner geworden. Immerhin kann man sagen, daß das evangelische Kirchenlied, das sich eigentlich im Gegensatz zur übrigen Literatur entwickelte, für das deutsche Volk das Volkslied ablöste, daß es durch die Jammerzeit des 17. Jahrhunderts Herzen und Gemüter empfindungsfähig erhielt für eine neue Zeit. Es wurde dabei aus dem „Bekenntnisliede des christlichen Glaubens", das es bei Luther gewesen, zum „Zeugnisliede des christlichen Lebens", dem „Heiligungsliede des Gefühlschristentums", als das es in idealer Weise im zweiten ragenden Gipfel des evangelischen Kirchenliedes, bei P a u l G e r h a r d t (1607—1676) erscheint. Es ist besonders bemerkenswert, daß auch dieser große Dichter seine Lieder nicht als G e d i c h t e, sondern eben als L i e d e r erscheinen ließ, daß sie also nur m i t den Gesangsweisen vor das Volk traten. Da war denn freilich Goethes Forderung für den rechten Genuß aller Lyrik leichter zu erfüllen, die da heißt: „Nur nicht lesen, immer singen, und ein jedes Blatt ist dein."

Paul Gerhardts Gedichte sind zumeist von Johann Crüger (1598 bis 1662) und Joh. Georg Ebeling (1637—1676) vertont. Der letztere gehört schon zu den Neueren, die nicht mehr im Volkslied und der Meistersingerweise das Vorbild sahen, sondern das Kirchenlied nach der Seite der geistlichen Arie, zum kirchlichen Kunstlied entwickelten. Da wir es hier nicht mit der Dichtung, sondern mit der Musik zu tun haben, gehört die Betrachtung dieser Lieder in einen andern Zusammenhang.

Doch erheischt hier noch eine andere sehr wichtige Frage wenigstens kurze Behandlung, ich meine die neuerdings immer lebhafter werdenden Bestrebungen, den Choralvortrag wieder rhythmisch zu gestalten. Das ist keine Neuerung, sondern nur eine Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes. Nur da seinerzeit die Choräle, der Zeitgewohnheit entsprechend, ohne Taktstriche notiert wurden, konnte der heutige Zustand eines völlig erstarrten und unlebendigen Vortrags entstehen, der die ganze Wirkung dieser Gesänge gefährdet und ein Besitztum zu totem Kapital zu machen droht, das lebenspendendes Volksgut sein könnte. Es handelt sich also um eine Reform des Gemeindegesangs. Endlich scheinen immer weitere Kreise sich davon zu überzeugen, daß diese nur von der Musik aus gelingen kann. In der Tat haben ja auch alle Textrevisionen der evangelischen Gesangbücher nicht dazu verholfen, den Gesang einheitlich zu machen oder eine sichere Handhabe für seine Ausführung zu schaffen. Die ganze Choralfrage ist letzterdings eine rhythmische; „es handelt sich nur um die Taktstriche", wie G. Weimer in seiner Schrift „Über Choralrhythmus" bereits 1899 betont hat. Und H. A. Köstlin schrieb 1900 im „Korrespondenzblatt des evangelischen Kirchengesangvereins für Deutschland": daß es über die Frage, wie die Choräle „rhythmisch auszulegen und in modernen Taktbildern darzustellen seien, zur Verständigung kommen muß im Interesse der einheitlichen Auffassung und Wiedergabe dieser Melodien durch Chor- und Gemeindegesang, versteht sich gewiß für uns alle von selbst. Wenn diese Melodien im Bayerischen, im Großherzoglich Hessischen Choralbuch, im Melodienbuch zu dem Evangelischen Militär-Gesang- und Gebetbuch für das deutsche Kriegsheer und im Festbüchlein des evangelischen Kirchengesangvereins für Deutschland ohne Taktstriche gelassen worden sind, so ist dies zunächst einfach deshalb geschehen, weil die Frage, wie diese Melodien rhythmisch auszulegen und in moderner Taktierung darzustellen seien, ohne daß der ursprüngliche Charakter der Melodie Schaden leide, noch nicht entschieden ist... Wenn es gelänge, bei allen diesen Melodien eine rationelle Taktierung zu Gesicht zu bringen, die sich nicht nur als die relativ beste Form herausstellte, sondern als die adäquate Wiedergabe des ursprünglichen Bewegungsbildes der Melodie erwiese und damit der Diskussion ein Ende machte, dann stände der Fixierung dieser Form auch in offiziellen Büchern wahrlich nicht das Geringste im Wege."
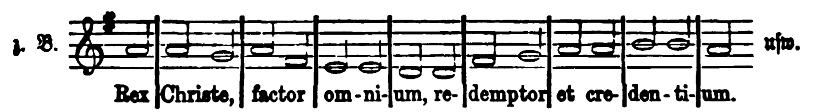
Die Bestrebungen laufen also darauf hinaus, die deutschen evangelischen Kirchenmelodien wieder in ihrer ursprünglichen rhythmischen Form

zum Allgemeingut zu machen. Leider sind diese Bestrebungen nicht frei von großen Fehlern geblieben. Ich freue mich, hier die Zuschrift des Kantors H. Post, des besten Bekämpfers des schlimmsten derselben, des sogenannten „Polyrhythmus", veröffentlichen zu können. Der genannte Kirchenmusiker, der die Frage auch in einer größeren Studie: „Zur Reform des protestantischen Kirchengemeindegesanges in Deutschland" (Berlin 1904) behandelt hat, betont mit Recht, daß dieser „Polyrhythmus" trotz des gelehrten Mantels, in den er sich hüllt, sein Dasein nur einem Mißverständnis verdankt. „Sollen die genannten Bestrebungen zum glücklichen Ende führen, so muß vor allem diesem lächerlichen, aber auch sehr gefährlichen Popanz ein für allemal der Garaus gemacht werden."

Zur Darlegung und Begründung meines Standpunktes diene folgendes:

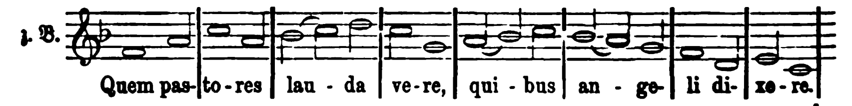
Nachdem das System der Mensuralnoten aufgestellt war, bildeten sich die beiden wichtigsten Rhythmusarten des deutschen Volksliedes aus:

1. der akzentuierende Rhythmus, der jeder Textsilbe eine gleichlange Note zuweist;
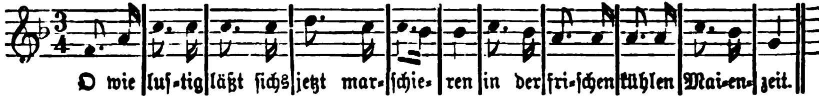


Bem. Die senkrechten Linien grenzen die Versfüße (Trochäen), sowie die zugehörigen Noten ab.

2. der quantitierende Rhythmus, der die Arsis-Silben mit Noten von doppelter Länge, die Thesis-Silben dagegen mit solchen von einfacher Länge bedenkt:
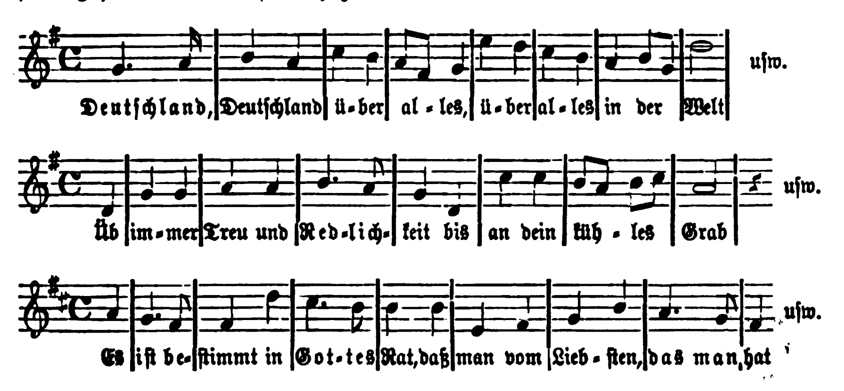


Schon aus diesen angeführten Beispielen geht das Grundgesetz hervor: Die Summe der Notenwerte ist in allen Versfüßen eines Liedes gleich. Freilich erfährt dieses Gesetz eine Erweiterung dahin, daß ein Versfuß (mitunter sogar eine Silbe) zuweilen die doppelte, dreifache Länge erhält, aber nie ist der Multiplikator ein Bruch, wie etwa $1^1/_2$. Im quantitierenden Rhythmus der Alten verhalten sich also die Noten eines Trochäus wie 2 zu 1. In neuerer Zeit tritt neben der vorigen noch eine andere Form des quantitierenden Rhythmus auf, z. B.
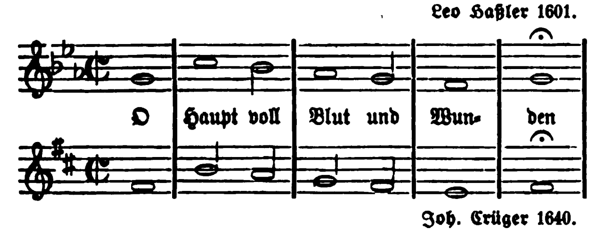


Hier stehen die beiden einem Trochäus zugehörigen Noten im Verhältnis von 3 zu 1. Die letzte Form des quantitierenden Rhythmus findet

besonders dann eine allgemein übliche Anwendung, wenn in einem Liede mit akzentuierendem Rhythmus einzelne Trochäen durch Quantitieren hervorgehoben werden sollen; z. B.:



Die Alten wandten diese Form des Quantitierens einzelner Versfüße nicht an, aus dem einfachen Grunde, weil ihnen in den ersten Zeiten der Mensuralnote der Gebrauch des Verlängerungspunktes unbekannt war. In Fällen wie die eben angeführten griffen sie zu der ihnen geläufigen Form des Quantitierens im Verhältnis von 2 zu 1. Und selbst als sich später der Verlängerungspunkt einführte, blieben sie doch — namentlich bei kirchlichen Liedern — ihrer Gewohnheit treu. Daher erklärt es sich, daß zwei alte Meister von gleich großer Bedeutung, Leo Haßler und Joh. Crüger, ein und dieselbe Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden" verschieden notieren.

Leo Haßler 1601.



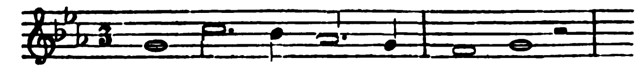
Joh. Crüger 1640.

Das beiden gemeinsame Takt-Vorzeichen ₵ besagt doch augenscheinlich, daß die Notenwerte eines Trochäus eine ganze Note betragen sollen. Der Unterschied ist: Crüger wendet den akzentuierenden, Haßler den teilweise quantitierenden Rhythmus an.

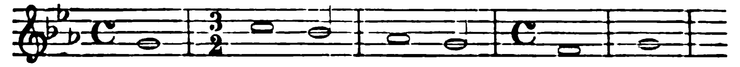
Demnach haben wir Haßlers Tonsatz entweder so: (Verhältnis 2 zu 1)



oder so zu lesen: (Verhältnis 3 zu 1)



Die Polyrhythmus-Anbeter aber verlangen allen Ernstes:



So etwas soll das deutsche Volk sich bieten lassen! Ist das nicht entsetzlich? Was würde Haßler sagen, wenn er sehen könnte, was man aus seinem Werke macht? Wo bleibt das oben angeführte Grundgesetz?"

So weit die Zuschrift. Ich meine, was die Bestrebungen gefährdet, ist wieder einmal unser sogenannter „historischer Sinn", der ja gewiß sehr schön, aber sehr oft gar nicht am Platze ist. Es kommt nach meinem Dafürhalten gar nicht darauf an, ja ich meine, es widerspricht geradezu dem evangelischen Geiste, den Nachdruck so auf das Historisch-Gewesene zu legen; das Lebendig-Gegenwärtige hat recht. Beim römischen Choral, der jenseits aller Zeitlichkeit, aller Nationalität steht, hat die Treue gegen die Geschichte zu entscheiden; beim evangelischen deutschen Kirchenliede gilt es Treue zu wahren gegen den Geist des Volksliedes, der in ihm lebt. Und der verlangt, daß die Lieder den heutigen menschlichen Bedürfnissen entsprechen und auf die heute geltenden musikalischen Vorbedingungen sich aufbauen müssen. Also abgesehen davon, ob der Polyrhythmus sich auf historische Rechte stützt, was ich aus musikalischen Gründen nicht glaube, ein wirkliches Lebendigbleiben des evangelischen Gemeinde-Kirchengesangs ist nur ohne ihn möglich. Und darum muß diese Theorie fallen, denn das Kirchenlied muß ein lebendiges Volksgut bleiben.



Neue Bücher und Musikalien.

Balladen und Lieder von Karl Loewe. Für Pianoforte übertragen von Karl Reinecke. Verlag Gebr. Reinecke, Leipzig. 2 Bde., je 3 Mk.

Ich glaube, es waren erzieherische Gründe, die den Altmeister der Klavierpädagogik, Karl Reinecke, zu dieser Bearbeitung von zwölf der schönsten Kompositionen Karl Loewes bewogen haben. Seitdem Loewe „frei" geworden, finden seine Balladen ihren Weg fast in jedes musikalische Haus. Das ist ein Glück, denn unsere Musikliteratur besitzt nur wenige so edle und kerngesunde Schätze. Aber — und das wird leicht übersehen — Loewes Balladen erheischen, wenn sie künstlerisch wirken sollen, nicht nur einen guten Begleiter, sondern vor allem einen sehr leistungsfähigen Sänger. Wie selten finden sich beide in einem Hause? Wie viel seltener vereinigen sich beide in einer Person? Ich liebe Karl Loewe wie nur ganz wenige Komponisten und werbe für ihn, wo ich kann. Aber wenn ich oft höre, wie ihm beim Gesang im Hause mitgespielt wird, frage ich mich doch: wäre es nicht besser, diese Gesänge wären den wenigen

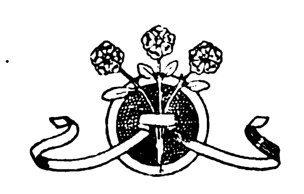
Berufenen überlassen geblieben, und die andern hätten sie nur durch Anhören auf sich wirken lassen? Hier ist nun von Karl Reinecke ein Ausweg gefunden. Die Klavierbegleitungen Loewes sind durchweg von höchster Schönheit. Andererseits sind sie doch immer Klavierbegleitungen geblieben, bedürfen also, um geschlossen zu wirken, der musikalischen Ergänzung durch die Noten der Singstimme. Gelingt es, diese Noten in den Klaviersatz einzufassen, so hat man ein vollkommenes musikalisches Gebilde. Nun, Reinecke ist das hier gelungen. Ohne den Klaviersatz wesentlich zu erschweren, hat er die Singstimme mit der Begleitung vereinigt. Er gibt nichts Paraphrasenähnliches, nichts Willkürliches, sondern nur Loewe. Aber er gibt ihn für Klavier allein. Die Berechtigung dazu gab ihm Loewe selbst, indem dieser bei mehreren Kompositionen das gleiche Verfahren eingeschlagen hat. Indem Reinecke den Text über die Notenzeilen setzt, gibt er nicht nur gewissermaßen die ursprüngliche Bedeutung jedes Taktes, sondern läßt auch den Spieler überall erkennen, was Gesangsmelodie ist. Nach alledem kann ich diese Bearbeitungen allen denen warm empfehlen, die nicht imstande sind, zu eigener Begleitung Loewes Balladen zu singen. **K. St.**

Dr. Wilh. Altmann, Zur Geschichte der königlich preußischen Hofkapelle. Berlin, Schuster und Löffler. 1 Mk.

Diese sehr fleißige, zumeist authentisches Material verarbeitende Studie schildert die Entwicklung der preußischen Hofkapelle von ihren bescheidenen Anfängen unter den brandenburgischen Kurfürsten bis auf den heutigen Tag. Neben dem musikalischen bietet das Büchlein reiches kulturgeschichtliches Interesse. Einundzwanzig Porträts der bedeutendsten Dirigenten und Intendanten schmücken das Heft, das nicht nur den Verehrern, weil glücklichen Genießern der Darbietungen der bedeutendsten deutschen Kapelle willkommen sein wird.

Hugo Riemann, Handbuch der Musikgeschichte. I. Band: Altertum und Mittelalter. Erste Hälfte. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 5 Mk.

Ich brauche an dieser Stelle das neue Werk des bekannten Leipziger Musikgelehrten nur ganz kurz anzuzeigen. Denn für den Musikliebhaber kommt es nicht in Frage. Beschäftigt sich doch dieser erste, über 250 Seiten umfassende Teil ausschließlich mit der griechischen Musik, also mit nur theoretischen Fragen. Daß das ganze einschlägige Material verarbeitet ist, versteht sich bei Riemann von selbst; ebenso freilich, daß eine gewisse Einseitigkeit der theoretischen Betrachtungsweise nicht umgangen ist, die in des Verfassers eigener, ja gewiß sehr bedeutsamer, aber doch nicht allgemein bekannter Theorie ihre Ursache hat. Der Fachmann wird das Buch nicht unbenutzt lassen dürfen, und dankenswert ist in jedem Fall die Zusammenfassung des ganzen Stoffes zu einem übersichtlich geordneten Kompendium. **St.**



Zu unserer Notenbeilage.

Die Notenbeilage ergänzt unsern Leitaufsatz durch Beispiele. Bei den einzelnen Liedern ist das Nötige über Herkunft und Alter gesagt. In einfachen vierstimmigen Sätzen, die auch im Hause ausgeführt werden können, sind Volkskirchenlieder des Mittelalters und der Reformationszeit mitgeteilt. Hierbei sei daran erinnert, daß wir bereits im Dezemberheft 1902 sechs mittelalterliche Weihnachtslieder, dort mit moderner Klavierbegleitung mitgeteilt haben. Von den Kunstsätzen gibt der „Marienruf", dessen Melodie von ganz besonderer Schönheit ist, nochmals ein Beispiel der fast verkünstelten kontrapunktischen Setzweise der niederländischen Schule. Glücklicherweise hält sich gerade dieser Satz von Ausschreitungen fern, so daß seine Ausführung dringend anzuraten ist. In dem „Mahnruf an Deutschland" kommt Luthers tüchtiger Mitarbeiter Johann Walther mit einem kräftigen Tonsatz zu Gehör, bei dem auch der Melodietenor seine Erfindung ist. Den fünfstimmigen Chor von Antonius Scandellus endlich habe ich in der Hoffnung aufgenommen, daß er so bekannter wird und dann sicher auch oft zur Aufführung gelangt. Otto Kade urteilt über ihn im 5. Bande der Musikgeschichte von Ambros (S. L I): „Dieser wunderbar schöne, in knappster Form gehaltene Tonsatz im einfachen Stile ist unstreitig eine der reifsten und vollendetsten Arbeiten dieses Meisters. Edle, ausdrucksvolle, gesangreiche Tonreihe in allen Stimmen, Beschränkung des Melisma auf das äußerste Maß, nervige Harmonieführung, vollendete Klangwirkung erheben diese kleine, aber hohe künstlerische Leistung zu einem Meisterwerke erster Gattung. Dazu schwebt die Choralweise wie ein feiner Saum im Diskant, getragen von vier Unterstimmen in meist tiefer Tonlage über dem in einfacher Bearbeitung (nota contra notam) gehaltenen Kunstbau." Hoffentlich vermag mancher unserer Leser eine Aufführung des gar nicht schwierigen Chores in der Weihnachtszeit herbeizuführen. Dabei empfiehlt sich bei der Ausführung die um einen Ton erhöhte Tonlage in A. **St.**



Zu unseren Kunstbeilagen.

Wir geben heute als Titelbild eine farbige Lithographie von **Paul Mohn**. Brauche ich noch zu sagen, daß der Künstler ein Schüler Ludwig Richters ist? Ein Schüler nicht nur mit Geist und Augen, sondern vor allem mit Herzen. Und darauf kommt es hier an. Die ganze Treuherzigkeit, die gleiche Glaubensinnigkeit, dieselbe zarte Keuschheit des Empfindens, eine ebenso große Liebe zum Kleinen und Kleinsten, und dieselbe Fruchtbarkeit des Erfindens aus Liebe zur Sache, wie bei Ludwig Richter, lebt auch hier. Und auch die gleiche sinnige Verbindung des Menschen mit der Natur. Ein echt deutsches Bild, echt deutsche Weihnachten. Entnommen ist das Bild einem Buche, das in christ-

lichen Häusern, darin Kinder sind, nicht fehlen sollte. „Christkind“ heißt es und enthält dreizehn solcher farbigen Lithographietafeln, in denen des göttlichen Kindes erste Jugend dargestellt ist. Karl Gerok hat Verse dazu geschrieben. Das Buch, das im Verlag von Greiner & Pfeiffer erschienen ist und nur 3 Mk. 50 Pf. kostet, war lange vergriffen. Jetzt ist es mit der reicher entfalteten Lithographietechnik des Karlsruher Künstlerbundes in einem schöneren Neudruck erschienen. —

Zwei weitere Bilder, die wir der an anderer Stelle besprochenen Neuauflage der Lübke-Semrauschen Kunstgeschichte entnehmen, bringen Weihnachtsdarstellungen altniederländischer Meister. Des Genters Hugo van der Goes († 1482) Werk gehört zu den Brüdern van Eyck nicht nur durch die Pracht der Farbe, vielmehr auch durch des Künstlers Streben nach beseeltem Ausdruck, durch die kühne Wahrhaftigkeit in den Charakterköpfen der Hirten, deren eckige und unschöne Gesichter doch den Ausdruck innigen Empfindens tragen. — In seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung fast ebenso hervorragend wie die Brüder van Eyck ist der Begründer der Brabanter Malschule, Rogier van der Weyden (1400—60). In seinen Adern floß französisches Blut, und es kommt ihm auch weniger auf deutsche Wahrhaftigkeit als auf echt französisches Vortragspathos an. In Italien hat er dann noch das Geheimnis edler Formenschönheit und prächtig aufbauender Komposition gelernt.

* * *

Endlich gedenken wir noch Ernst Rietschels, des großen Bildhauers, dessen hundertster Geburtstag auf den 15. Dezember fällt. Im kleinen Pulsnitz in der sächsischen Lausitz geboren, kam er 1820 an die Kunstakademie Dresden, mußte aber doch in fast beispiellos harter Jugend sich meistens autodidaktisch bilden. Besser erging es ihm erst, als er 1826 zum großen Christian Rauch nach Berlin kam, der ihm ein väterlicher Lehrer wurde. Den Lehrer begleitete er als Helfer 1829 nach München zur Arbeit am Denkmal für König Max. Dann kam die Reise nach Italien. 1831 war er wieder in Berlin, von wo ihn im nächsten Jahr ein ehrenvoller Ruf an die Kunstakademie Dresden rief. Hier blieb und arbeitete er, von kurzen Studienreisen abgesehen, bis zu seinem Tode am 21. Februar 1861.

Man kann Rietschels erste Schaffensperiode bis zum Jahre 1847 rechnen. Sie wird charakterisiert durch des Künstlers Ringen um Selbständigkeit gegenüber den Einflüssen Rauchs und der Antike. Die Giebelfelder an der Leipziger Universität, am leider abgebrannten Semperschen Hoftheater in Dresden wie an der Berliner Hofoper zeigen deutlich Rietschels Streben nach lebendiger, wahrer Charakteristik innerhalb der antiken Formensprache. Dieser ausgeprägte Sinn für Wahrhaftigkeit hat ihn zum realistischen Künstler gemacht, wenigstens zum Realisten im Geiste und im Augenfälligsten der äußeren Erscheinung, während er in deren allgmeiner Behandlung wie auch in der allzu ruhigen Komposition den Schüler Rauchs nie verleugnete. Das allbekannte Relief „der Christengel“ weist bereits in die Zukunft, der der geistigen Absicht nach das für Leipzig bestimmte Denkmal Thaers schon angehört. Wohl zeigt diese Statue noch den durch die Überliefernng gebotenen Mantel, aber er ist nicht mehr Deckmantel, sondern Kleidungsstück.

Zum selbständigen Realismus fand sich Rietschel aus der Antike über die Romantik, deren Einflüsse das erste Meisterwerk des Künstlers verrät, die „Pieta“ in der Friedenskirche zu Potsdam. Aber der mittelalterlich-romantische

Einfluß beschränkt sich wohl auf das Äußere des knitterigen Gewandes. Denn für die tiefe Auffassung der Trauer hatte das Leben selber Rietschel die bitterste Erfahrung gegeben. War ihm doch auch die zweite Gattin gleich der ersten im blühendsten Alter durch den Tod entrissen worden. Ganz persönlich ist jedenfalls die Anordnung der Gruppen, die Trennung Christi von Maria, wodurch die künstlerische Bedeutung des toten Heilandes gehoben wird. Überdies aber geschieht dadurch auch dem natürlichen Gefühl Genüge, das sich bei der gewohnten Darstellung, daß der tote Manneskörper von der Mutter im Schoße gehalten wird, sicher nicht beruhigen würde, wenn nicht diese Anordnung einen so wundervollen Fluß der Linien, eine so schöne Ausgleichung der Maße ermöglichte. Rietschel wollte aber lieber auf diese künstlerische Wirkung als auf die Wahrheit verzichten zum Heil des Werkes, das eine der ergreifendsten Darstellungen dieses Vorwurfs ist.

Nun folgen sich die Meisterwerke. Bahnbrechend für eine realistische Haltung der statuarischen Kunst wurde das 1848 im Modell vollendete, 1853 enthüllte Standbild Lessings in Braunschweig. „Ich will ihn ohne Mantel machen. Lessing suchte im Leben nie etwas zu bemänteln, und gerade bei ihm wäre mir der Mantel wie eine rechte Lüge vorgekommen." Wichtiger noch als das äußerlich auffallendere Weglassen des Mantels ist die Charakteristik des Mannes durch die ganze Körpererscheinung. Der Mut dieser realistischen Darstellung erregte ganz Deutschland und verschaffte Rietschel einen Sieg gegenüber seinem Lehrer Rauch, der sich dazu nicht bereitfinden ließ. Als Rietschel nach dem Winter 1851, den er seiner Gesundheit wegen in Palermo verbracht hatte, heimkehrte, fand er in Dresden einen Brief E. Försters: „Das Herrlichste, was Deutschlands Neuzeit der Geschichte dargebracht, ist die Erscheinung Goethes und Schillers. Mit dem Rufe, dieses Herrlichste zu verherrlichen, begrüße ich dich in Deutschland." Rietschel erhielt die anfangs Rauch zugedachte Aufgabe des Doppelstandbildes Goethes und Schillers für Weimar, das, von Ferdinand von Miller gegossen, am 3. September 1857 enthüllt wurde.

Nach seinen eigenen Worten hatte Rietschel in Goethe „die selbstbewußte Größe und klare Weltanschauung in möglichst ruhiger und fester Haltung, hingegen Schillers kühner strebenden, idealen Geist durch mehr vorstrebende Bewegung und etwas gehobenen Blick zu charakterisieren gesucht." Kleidung und Individualität der Erscheinung sind getreu nach dem Leben. Goethe trägt das Hofmannskleid, Schiller das einfache bürgerliche Gewand. Die innige Freundschaft beider Dichter zeigt die körperliche Berührung, indem Goethe die linke Hand auf Schillers Schulter legt. „Goethe als ein Mann von fünfzig Jahren, zehn Jahre älter als Schiller und früher im Besitze des höchsten Ruhmes, hält den Kranz fest, den er als Symbol der Unsterblichkeit errungen. Schiller, seiner hohen Bedeutung durchaus bewußt, faßt zugleich an denselben, aber es ist nur ein flüchtiges Daranrühren dieser feinen Hand, welcher keine Zeit gegeben war zum ruhigen Festhalten des einmal gewordenen und errungenen Glücks, die Hand, die nur kurze Frist den Kranz des Dichterruhms berührte, um sich dann in sehnsüchtiger Bewegung zu den Sternen zu erheben."

Aber auch hier ist die unbedingt überzeugende Wirklichkeit der körperlichen Erscheinung weniger wertvoll, als das wahrhafte Erfassen des geistigen Wesens und die durchaus der psychologischen Erkenntnis dienende Verwertung alles Beiwerks. Dadurch erst wurde dieses Doppelstandbild zu einem der größten plastischen Meisterwerke aller Zeiten.

Nebenbei sei bemerkt, daß das Honorar für dieses Werk 5500 Thaler betrug. Damit vergleiche man die Riesensummen, die heute unsere Modeplastiker erhalten. Und noch eine zweite Zwischenbemerkung. Als König Ludwig von Bayern ihn Mitte der dreißiger Jahre nach München berief, lehnte Rietschel ab. „Das fast dämonische Kunsttreiben dieses Königs", schreibt er an Rauch, „hat mich manchmal nicht zu wahrer Freude daran kommen lassen." So fürchtete er die Hast dieses Monarchen, die auch einem Schwanthaler gefährlich geworden war. Eigentlich sollte unser „historisches" Zeitalter aus der so verehrten Geschichte etwas lernen.

Auch die nächsten Jahre brachten große plastische Werke. So die großen Skulpturen am Dresdener Museum, das Denkmal Karl Maria von Webers in Dresden und die gewaltige Quadrige auf dem Braunschweiger Schloß, die alle zu den Meisterwerken deutscher Plastik zählen. Wenn dasselbe von dem letzten Hauptwerke Rietschels, dem Wormser Reformationsdenkmal, nicht gesagt werden kann, so sieht Reber mit Recht den Grund dafür in der architektonischen Verzettelung. „Denn die Gestalt des großen Reformators selbst ist in jedem Betracht imposant und gelungen, ebenso die Mehrzahl der Laien- und Priestervertreter des Reformationswerkes wie der Städteallegorien, aber die unglückliche Idee der Anspielung auf ‚Unsere feste Burg ...' hat die Versammlung zu einem Aggregat zersplittert, welchem die monumentale Einheit trotz der Zinnenkranzverbindung fehlt, und der wechselseitige Bezug erst aufgedrungen werden muß." (Gesch. d. neueren deutschen Kunst II, 321). Rietschel hat übrigens selbst nur die Statuen Luthers und Wiclefs gestaltet. Ruhe hatte sein sich in rastlosem Streben verzehrender Geist nie gekannt. Zur Erholung von den großen Arbeiten schuf er kleine, aber nicht minder reizvolle Werke, wie die sinnigen Medaillons der Tageszeiten und die humorvollen Amorgruppen.

Die beste Gesamtwürdigung des Meisters gibt Reber an der angegebenen Stelle seines Werkes. „Nicht immer zwar erreicht Rietschel den monumentalen Schwung und die klassische Geschlossenheit seines Meisters Rauch; dafür ist ihm jedoch anmutvolle Empfindung und eine manchmal ans Romantische streifende Poesie im höheren Grade eigen als dem Heros der modernen Plastik in Berlin, eine Gefühlswärme, neben welcher der philosophische Geist Rauchs nicht selten kalt erscheint, wie immer Denken neben Empfinden. Die Gestalten Rauchs, namentlich aus seiner späteren Epoche, erwecken als Charaktere durch und durch Ehrfurcht und Bewunderung, die Rietschels Sympathie, und wo der Gegenstand diese weniger einflösen kann, erscheint der Meister nicht ganz in seiner Sphäre. Daher bewegt sich Rauch am leichtesten im Gebiet des Sieghaften, der Könige, Helden, Viktorien usw., während Rietschel nicht den Königsdenkmälern, sondern dem mehr Pathetischen, den Dichtern und den Gebilden der Dichtung seinen Ruhm verdankt." K. St.



Briefe.

Dr. Sch., B. b. B. — A. B., D. — H. E. (E. v. d. M.), D. — K. E., st. ph., B. — H. S., c. a., N. — E. K., B. — E. W., B. — E. P., B. — F. P., T. — C. L., F. — R. St., M. i. W. — J. A., st. j., M. a. L. — L. E. G., O. — K. E., B. — F. M., S. — Dr. B., P. — P. K. — F. S., C., K. H. — K. O., H. — Olis G. — K. G. — P. Sch., W., R. B. — J. B., W. — L. v. L. — B. A. — R. Z., B. — R. P., B. — T. v. R., G. — E. z. P., B. — A. Z., c. ph., O. b. B., O.-H. — R. M., Gr. L.-O. b. B. — W. K., B. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im Türmer leider nicht geeignet.

X. Y. 1. Die frdl. gesandten Notizen werden bei gegebener Gelegenheit Verwendung finden. Besten Dank!

A. S., O. a. M. „Die Alten“ in die engere Auswahl gestellt.

A. P., R. i. S. Unseres Wissens finden Sie die Übersetzungen in der Hölderlin-Ausgabe von Litzmann (Cottasche Bibliothek); eine direkte Anfrage bei J. G. Cotta Nachf., Stuttgart, wird Ihnen Gewißheit verschaffen. — Die Gedichte sind leider nicht zum Abdruck im Türmer geeignet. Frdl. Gruß!

G. Sch., K. Roseggers „Leben“ ist soeben in Buchform erschienen bei dem Verleger sämtlicher Roseggerschen Bücher, L. Staackmann in Leipzig. — Von den Gedichten hat uns „Waldmorgen“ am meisten angesprochen, entscheiden können haben wir uns aber doch noch für keines. Besten Gruß!

F. E., A. (O.-H.). Mit bestem Dank für Offene Halle angenommen.

A. B., L. b. R. Für Ihre frdl. Zuschrift aufrichtigen Dank und Gruß! Den Jahrbuch-Bestellzettel haben wir an den Verlag weiter gegeben, der Ihnen das Buch inzwischen zugesandt haben dürfte.

W. B., A. Sie haben nur zu sehr recht. Es freut den T. aufrichtig, in Ihnen einen jener leider nicht allzu dicht gesäten Deutschen kennen zu lernen, die sich von den wohlfeilen „patriotischen“ und „staatserhaltenden“ Redensarten, wie sie heutzutage im Schwange sind, nicht einseifen lassen, den Schaumschlägern vielmehr deutlich zu verstehen geben, daß ihr Handwerk richtig erkannt wird. Setzten die Leser gegen die Hurrapresse öfter ihren eigenen Kopf auf, sie würde sich wenigstens vor den äußersten byzantinischen Ausschreitungen in acht nehmen, wobei unter Byzanz der ganze große Wirkungskreis der Schweifwedelei vor den jeweilig „maßgebenden“ Machtfaktoren zu verstehen. Herzlichen Dank für Ihre sympathische Kundgebung.

? P., M.-G. Ihre gefl. Zuschrift wird im T. berücksichtigt werden.

R. B., C. Sie wünschen, „eine gediegene Zeitung zu lesen, die mit gleichem Freimut, reinigender Kritik und in verwandtem Geiste, wie es in Türmers Tagebuch geschieht, die Tagespolitik bespricht, die ferner auf allen Gebieten des Wissens, der Kunst und Literatur stützend unterrichtet und sich dabei grundsätzlich jedes konfessionellen Haders enthält“? — Ja, gibt es eine Tageszeitung, die diesen Wünschen entspricht? Vielleicht täten Sie gut, zwei oder drei oder vier oder auch mehr Blätter zu lesen, die einander ergänzten. Dafür ließe sich vielleicht Rat schaffen. Manches Nichtgewünschte müßten Sie freilich auch dann in den Kauf nehmen. Da Sie einmal die Frage an den T. selbst richten, so kann die Auskunft nur eine subjektive sein. Und da muß er bekennen, daß er mit den ihm bekannten Blättern immer nur ein Stückchen Weges gehen kann und sich von Fall zu Fall sein Urteil vorbehalten muß. Frdl. Gruß!



Dringend gefl. Beachtung empfohlen!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber“** oder **„an die Redaktion des Türmers“** (beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 5**) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ∘ ∘ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen). ∘ ∘ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ∘ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



VII. Jahrg. Dezember 1904. Heft 3.

Geistliche Lieder

des Mittelalters und der Reformationszeit.

1. Quem pastores laudavere.

Melodie aus dem 14. Jhdt.
Harm. v. Prätorius.

Frisch.

Den die Hir-ten lobe-ten seh-re, und die En-gel noch viel mehre, fürcht' euch für-bass nim-mer-meh-re, euch — ist gebor'n ein Kö-nig der Ehr'n.

2. Ave hierarchia.

Aus dem 14. Jhdt.
Neuer Tonsatz.

Gottes Sohn ist kommen, aus Al-len zum frommen, hier auf dieser Er-den in ar-men Ge-ber-den, dass er uns von Sün-de frei-e und ent-bin-de.

3. Ach wir armen Sünder.

(Charfreitsgesang).

Melodie des weltl. „Judasliedes“
aus dem 15 Jhdt. Tonsatz v. Jeep.
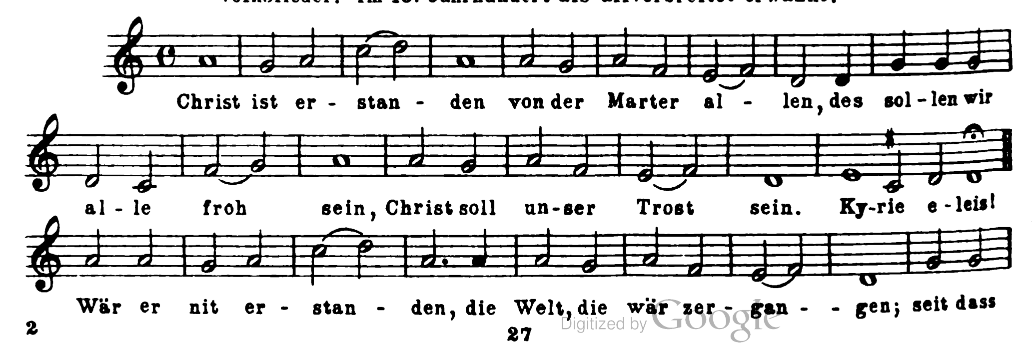
Dank sei dir, lie-ber Her-re, der bit-tern Mar-ter dein, dass du uns hast er-lö-set von der ew'-gen Pein durch dei-ne heil'-gen Wun-den und durch dein Blut so rot hast uns, Herr, er-lö-set von dem ew'gen Tod.
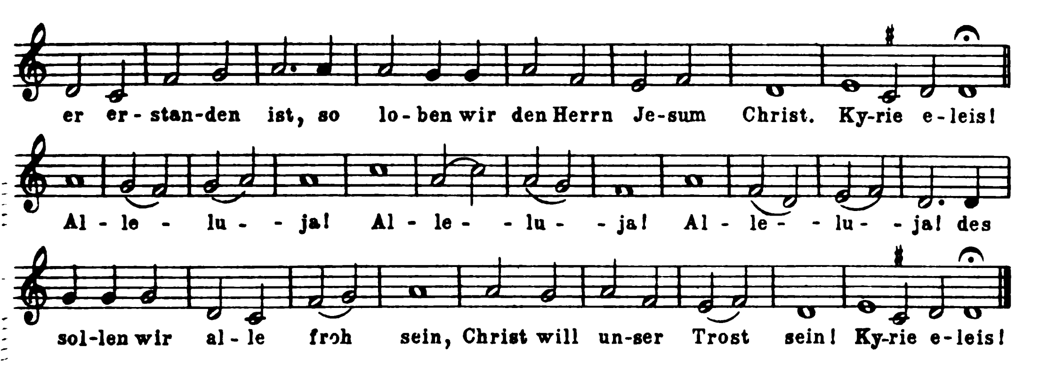
Gemeinde.

Ky-ri-e e-le-i-son, Chri-ste e-le-i-son.

4. Osterlied.

Das älteste der uns bekannt gebliebenen deutschen geistlichen Volkslieder. Im 13. Jahrhundert als allverbreitet erwähnt.





5. Christ lag in Todesbanden.

Umdichtung und melodische Bearbeitung des vorangehenden Liedes
von Martin Luther. (Erfurter Enchiridion 1524).

Vierstimmiger Tonsatz
von Joachim Decker (1604).

Christ lag in To - des-ban - den, für un - - sre Sün - de ge-ge - ben,
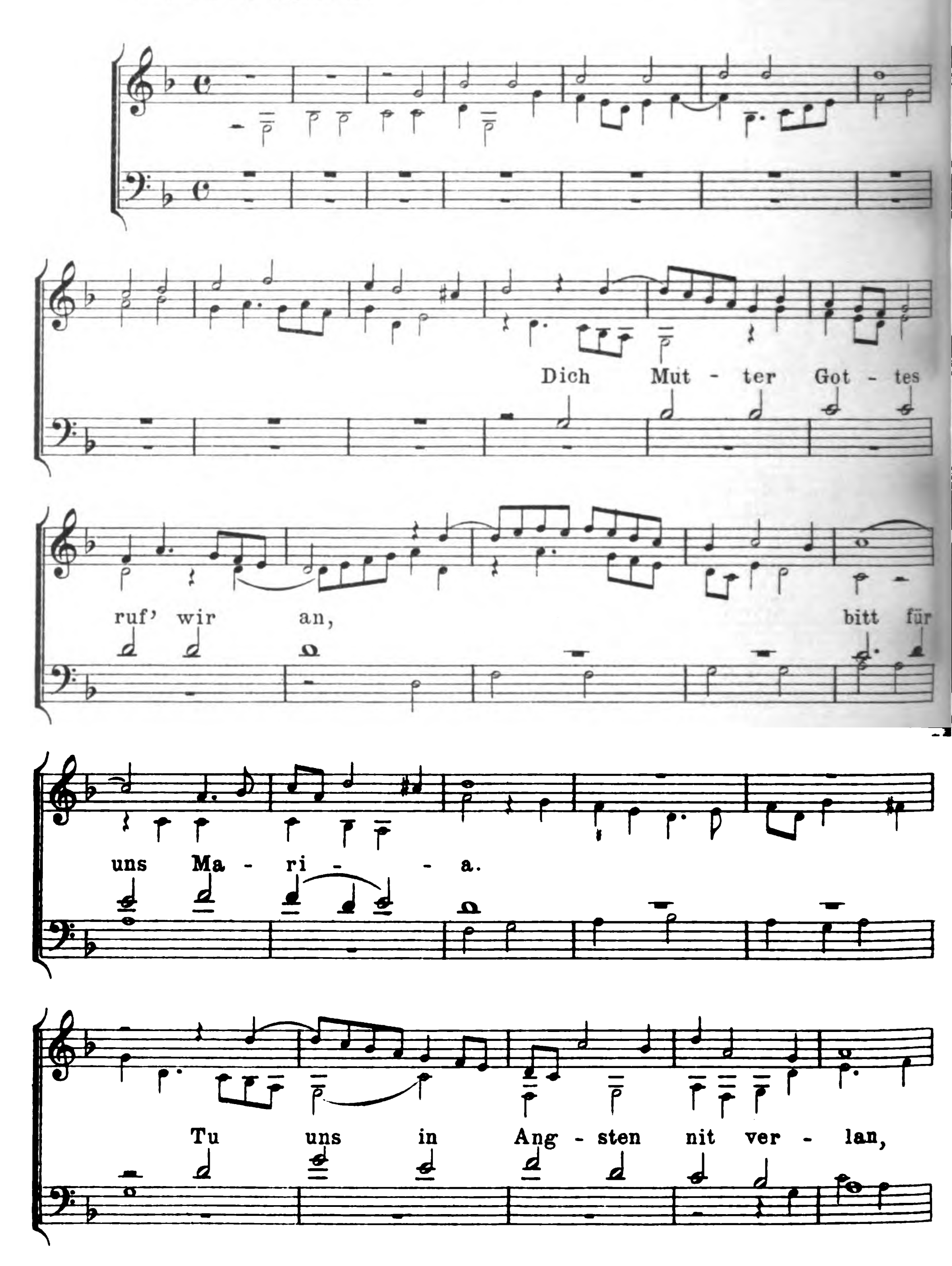
der ist wie der er - stan - - den und hat ___ uns ge - bracht das Le - ben.
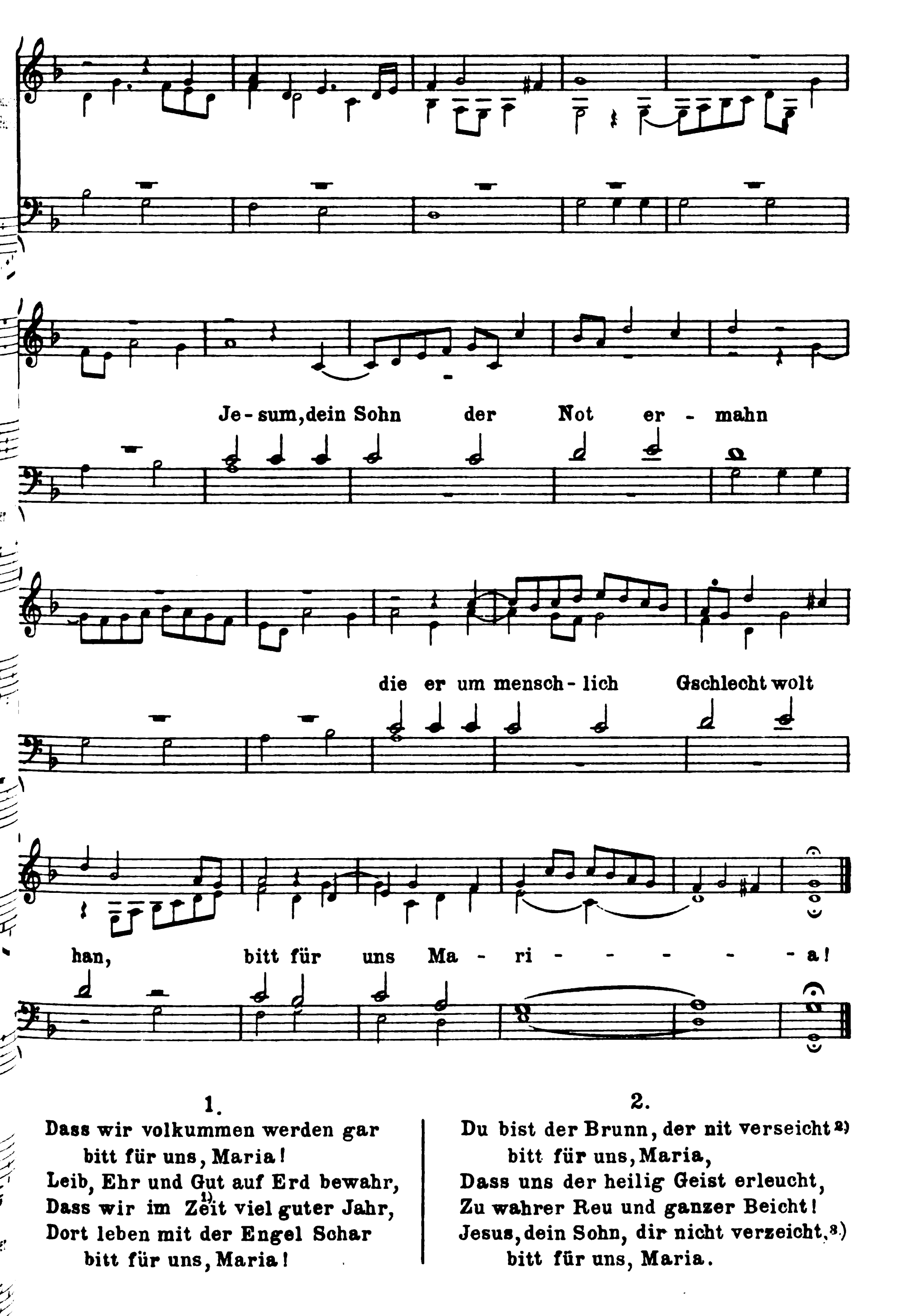
Dess wir sol - len fröh - lich sein, Gott lo - ben und dank - bar

sein und sin - gen: Hal - - le - lu - - - ja, Hal - le - lu - - - - ja!

6. Marienruf.

Aus einem 1512 erschienenen Gesangbuch von Erhart Oeglin in Augsburg. Die im Tenor liegende Melodie ist durch grössere Noten von den Begleit=stimmen hervorgehoben.





1.

Dass wir volkummen werden gar
bitt für uns, Maria!
Leib, Ehr und Gut auf Erd bewahr,
Dass wir im Zeit[1] viel guter Jahr,
Dort leben mit der Engel Schar
bitt für uns, Maria!

2.

Du bist der Brunn, der nit verseicht[2]
bitt für uns, Maria,
Dass uns der heilig Geist erleucht,
Zu wahrer Reu und ganzer Beicht!
Jesus, dein Sohn, dir nicht verzeicht,[3]
bitt für uns, Maria.

Anm. 1.) „im Zeit" von „das Zeit" = Zeitlichkeit. hier: in diesem Leben. 2.) versiegt. 3.) schlägt dir nichts ab.
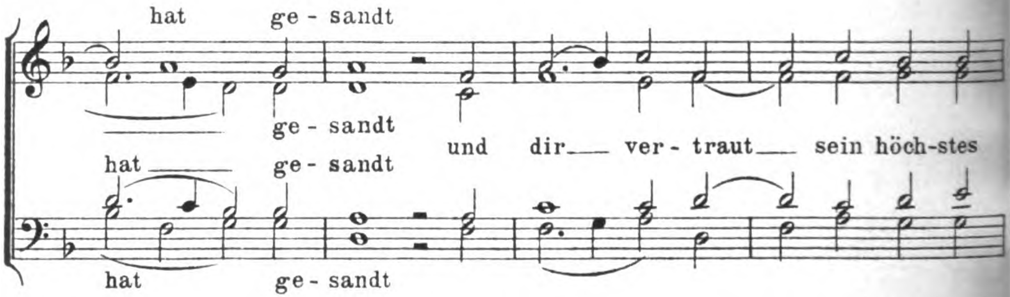
7. Wach auf, du deutsches Land.

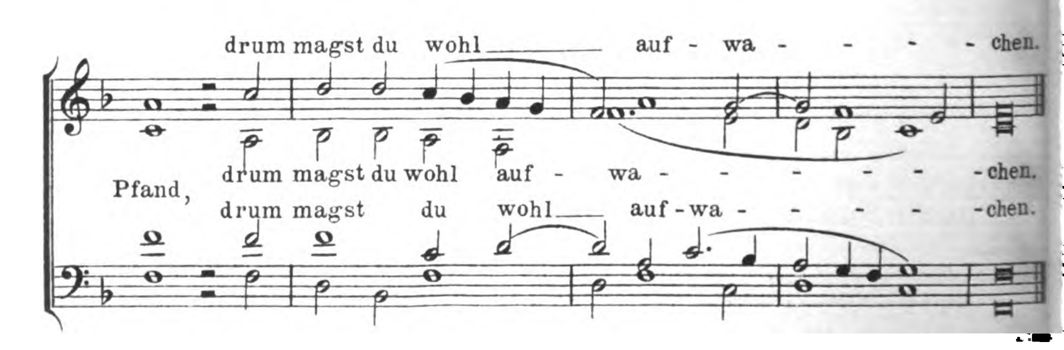
Fliegendes Blatt von 1561.

Johann Walther.

Wach auf, wach auf du deutsches Land, du hast genug ge-
Be-denk was Gott auf dich ge-wandt, wo-zu er dich er-
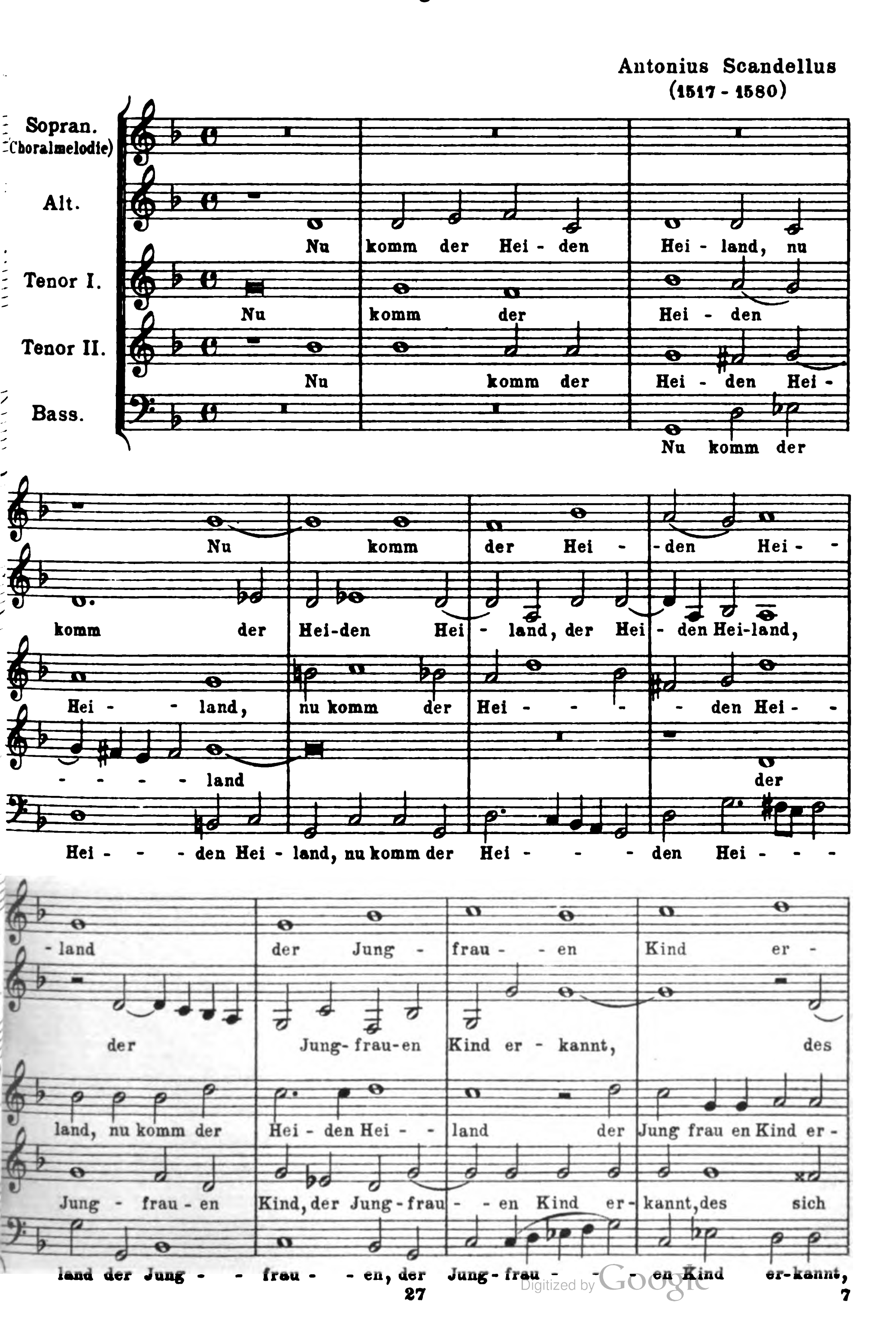
Be-denk was Gott dir
schla - - - fen, Be-denk was Gott dir hat
schaf - - - fen. Be-denk was Gott dir
Be-denk was Gott dir
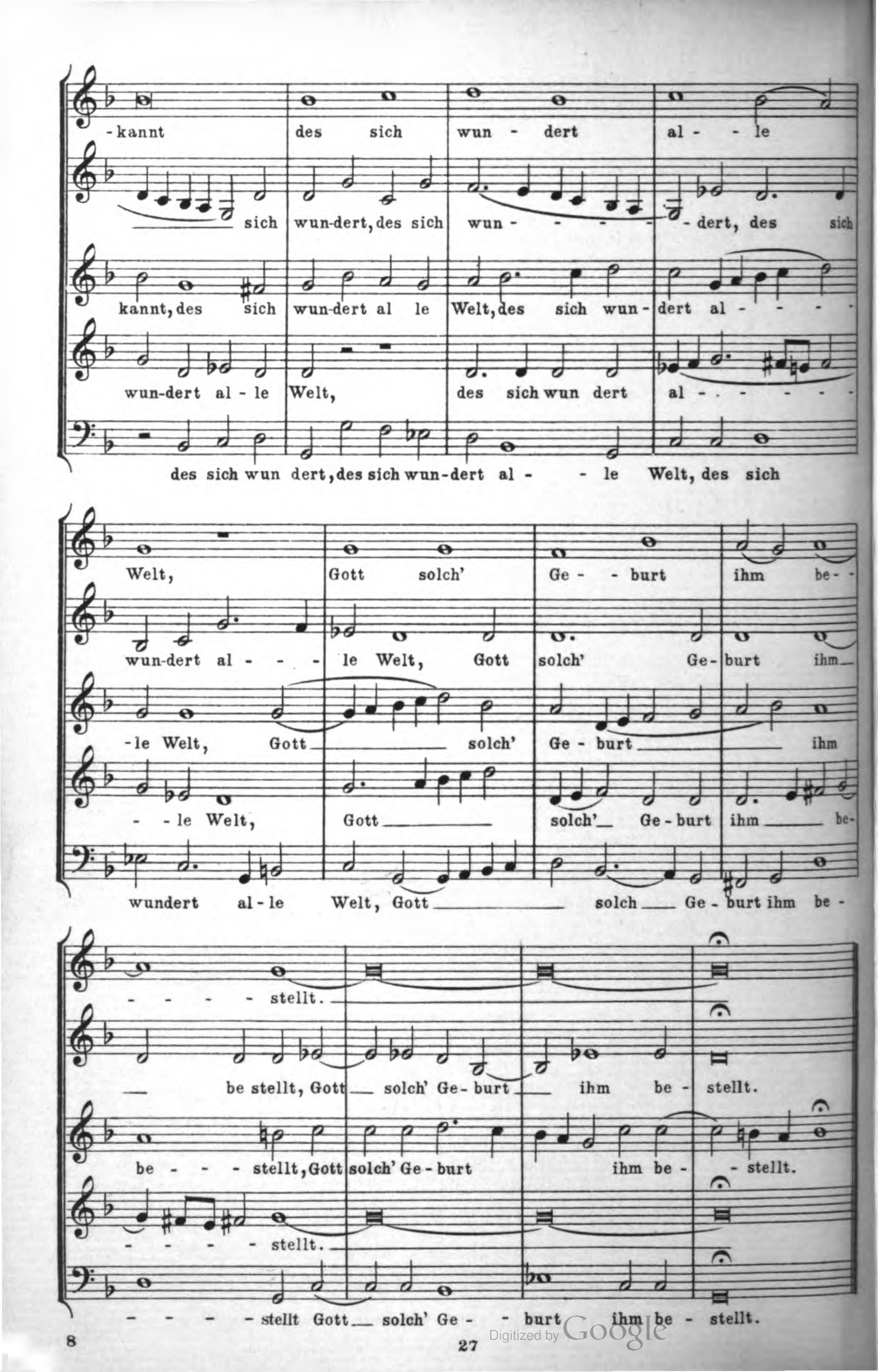




8. Nu komm der Heiden Heiland.

5 stimmiger Tonsatz.




-kannt des sich wun - dert al - - le
sich wun-dert, des sich wun - - - - - dert, des sich
kannt, des sich wun-dert al le Welt, des sich wun - dert al - - - -
wun-dert al - le Welt, des sich wun dert al - - - - - -
des sich wun dert, des sich wun-dert al - - le Welt, des sich
Welt, Gott solch' Ge - - burt ihm be - -
wun-dert al - - - le Welt, Gott solch' Ge - burt ihm
-le Welt, Gott solch' Ge - burt ihm
- - le Welt, Gott solch' Ge - burt ihm be-
wundert al - le Welt, Gott solch Ge - burt ihm be -
- - - - stellt.
be stellt, Gott solch' Ge - burt ihm be - stellt.
be - - - stellt, Gott solch' Ge - burt ihm be - - stellt.
- - - - stellt.
- - - - stellt Gott solch' Ge - - burt ihm be - stellt.



Hans am Ende fec. Photogravure Bruckmann.

ERSTER SCHNEE



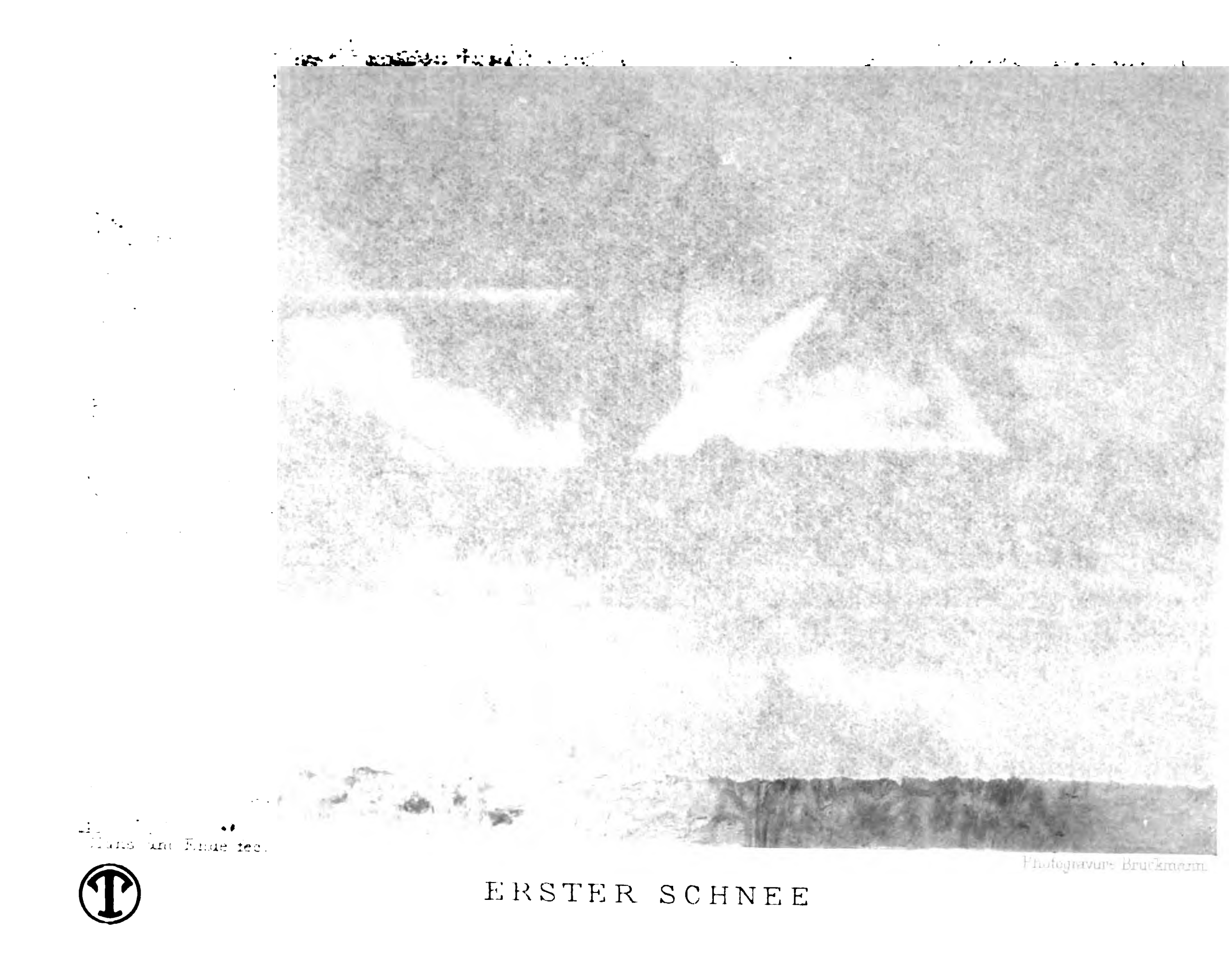
VII. Jahrg. Januar 1905. Heft 4.

Religion und Christentum

in Haeckels „Lebenswundern".

Betrachtungen von Dr. Fr. W. Foerster-Zürich.

Es ist kein Zufall, daß gerade die größten Naturforscher aller Zeiten teils persönlich gläubig, teils voll von tiefster Ehrfurcht und Bescheidenheit gegenüber der religiösen Tradition gewesen sind. Ist es doch eine unerbittliche Konsequenz gerade eines hochentwickelten Wahrhe[illegible]ges, dort mit dem eigenen Urteil zurückzuhalten, wo man nicht kompetent ist, das heißt, wo man sich nicht durch gründliches Studium vor der Möglichkeit der gröbsten Mißverständnisse, Oberflächlichkeiten und Blindheiten geschützt hat. Das, was wir wissenschaftliches Gewissen nennen, und was vielleicht das Beste ist, was die Wissenschaft dem Leben geben kann, das ist ja gerade jener Geist der Vorsicht und Disziplin des Urteils, der die Liebe zur Wahrheit höher stellt als das Verlangen, universell zu sein. Wahrhaft universell gebildet sind nicht diejenigen Naturforscher, welche von den Anschauungen und Gesichtspunkten ihres eigenen Faches aus die ganze Welt begreifen und ihre eigenen Bedürfnisse oder Nichtbedürfnisse zum Maßstab der Vor-[illegible] sondern [illegible] die [illegible] Lebens [illegible] om-



Hans am Ende fec.

Photogravure Bruckmann

ERSTER SCHNEE



VII. Jahrg. Januar 1905. Heft 4.

Religion und Christentum

in Haeckels „Lebenswundern".

Betrachtungen von Dr. Fr. W. Foerster-Zürich.

Es ist kein Zufall, daß gerade die größten Naturforscher aller Zeiten teils persönlich gläubig, teils voll von tiefster Ehrfurcht und Bescheidenheit gegenüber der religiösen Tradition gewesen sind. Ist es doch eine unerbittliche Konsequenz gerade eines hochentwickelten Wahrheitsdranges, dort mit dem eigenen Urteil zurückzuhalten, wo man nicht kompetent ist, das heißt, wo man sich nicht durch gründliches Studium vor der Möglichkeit der gröbsten Mißverständnisse, Oberflächlichkeiten und Blindheiten gesichert hat. Das, was wir wissenschaftliches Gewissen nennen, und was vielleicht das Beste ist, was die Wissenschaft dem Leben geben kann, das ist ja gerade jener Geist der Vorsicht und Disziplin des Urteils, der die Liebe zur Wahrheit höher stellt als das Verlangen, universell zu sein. Wahrhaft universell gebildet sind nicht diejenigen Naturforscher, welche von den Feststellungen und Gesichtspunkten ihres eigenen Faches aus die ganze Welt begreifen und ihre eigenen Bedürfnisse oder Nichtbedürfnisse zum Maßstab des Normalen machen wollen — sondern gerade diejenigen, welche zu lebhaft die Begrenztheit ihres eigenen Schauens und Erlebens und die ungeheure Kom-

plíziertheit der Lebensprobleme empfinden, als daß sie über die jahrhundertelange Überlieferung zahlloser großer und lebenserfahrener Menschen so einfach zur Tagesordnung überzugehen vermöchten.

* * *

Wer in den „Lebenswundern" das Literaturverzeichnis überblickt, welches die Schriften angibt, auf deren Grundlage Haeckel über die Geschichte und die Lehren des Christentums und seiner Institutionen aburteilt und witzelt, und wer dabei bedenkt, daß es sich hier um Dinge handelt, die Millionen von Menschen das Heiligste und Ehrwürdigste sind und darum ganz besonders gewissenhafter Prüfung würdig wären — der muß doch fragen: Wie ist das möglich? Wie ist es vor allem möglich, daß in dem Kampfe zwischen Glauben und Wissenschaft gerade der Mann als Bannerträger gefeiert werden konnte, der durch die Art seiner antireligiösen Polemik das fatalste Beispiel unwissenschaftlicher Voreiligkeit und Unsolidität gegeben? Was würde Haeckel gesagt haben über einen Forscher auf dem Gebiete der religiösen Geschichte und Symbolik, der auf Grund einer ähnlich oberflächlichen Orientierung über Zellentheorien redete?

Richard Wagner hat einmal über einen Aufklärer geäußert: „Der redet über Christus wie ein Quartaner, der eben Tertianer geworden ist." Ein ähnlich peinliches Gefühl hat man gegenüber dem, was Haeckel über die christlichen Dogmen, vor allem über das Dogma der Erlösung von sich gibt. Man lese die betreffenden Kapitel und frage sich, ob diese Art von höhnischen Einwänden nicht auch von jedem leidlich intelligenten Tertianer gemacht werden könnte. Es ist einfach das hervorgehoben, was sich jedem Menschen aufdrängt, der an jene Mysterien vom alleräußerlichsten Standpunkt herantritt: der handgreiflichste Widersinn. Aber welche gewaltige Anmaßung liegt dann doch bei dem erwachsenen Manne darin, daß er sich gar nicht die Frage vorlegt: Wenn das so handgreiflicher Unsinn, so leere Phantasterei, so durchsichtiger Aberglaube, so unvernünftiges Hoffen ist — wie kommt es dann nur, daß erst ich, Ernst Haeckel, das so spielend als Torheit enträtsele, oft auf einer Druckseite mit dem fertig werdend, worüber andere ihr Leben lang nachdachten und schrieben? Ist es wirklich möglich, daß allein ich der Wissende und Sehende bin und daß alle die großen und lebenserfahrenen Persönlichkeiten, die von Paulus bis in unsere Zeit in jenen Lehren die tiefste Deutung des Lebens erblickt und sich mit allen Kräften der Seele dazu bekannt, sie mit allen Gedanken der das Leben durchdringenden Vernunft als wahr erkannt, — ist es möglich, daß sie alle Toren oder betrogene Betrüger sind? Ist es möglich, daß ihnen die Einwände entgangen sein sollten, die ich heute dagegen erhob? Daß diese Frage nicht gestellt wurde, daß sie nicht zur Vorsicht und Bescheidenheit leitete, das kommt wahrlich schon einer krankhaften Entwicklung des Selbstgefühls nahe.

* * *

Schon Tertullian sagte: „Credo quia absurdum est." Ich glaube es gerade, weil es widersinnig ist. Das heißt: Wenn man es buchstäblich und bloß sinnlich-rationalistisch nimmt, ist es so widersinnig, daß man es nicht glauben kann. Es haben aber die größten und reifsten Lebenskenner daran geglaubt. Folglich muß es noch einen tieferen Sinn haben, es muß ein Mysterium darin ausgedrückt sein, das sich eben im Rahmen unserer irdischen Vorstellungswelt nicht anders ausdrücken läßt: „Signa invisibilium" — Symbole für das Unsichtbare und Unaussprechliche — nennen es die Kirchenväter. Hinter diesen tiefen Sinn der christlichen Dogmen zu kommen, dazu gibt es zwei Möglichkeiten: einmal das gründlichste Studium der Bibel und der großen klassischen Autoren der Kirche (die gründlichste Kenntnis von Polypenstöcken kann davon nicht dispensieren); dann aber: man muß ein Organ dafür haben, so wie man für die höhere Musik ein Organ haben muß, und man muß die großen Konflikte des Lebens aus tiefem Erleben oder aus künstlerischer Intuition heraus kennen, dann wird man Religion von innen heraus verstehen. Wer die hier genannten Bedingungen nicht sämtlich erfüllt, der stehe auch davon ab, „Ansichten über Religion" zu haben — denn ein Mensch, der ernst genommen werden will, erlaubt sich überhaupt keine eigene Ansicht über etwas, das er nicht gründlich und allseitig „angesehen" hat.

Niemand wird es heute wagen, zu sagen, Beethovens Musik sei Unsinn und leerer Klingklang, weil gerade er kein Organ für Beethovens Musik und nicht die inneren Erlebnisse und Kämpfe von Beethovens Seele hat. Aber daß das Unsinn und Aberglaube sei, was Jahrhunderte heilig erklärt und hochgehalten, was noch in der Gegenwart täglich von neuem Millionen erschüttert und tröstet, erhebt und beruhigt — das zu behaupten wagt heute der jüngste Student und die jüngste Studentin. Dieser allgemeine Zustand der Ehrfurchtslosigkeit — dieser allgemeine Mangel an wirklicher Bildung (Bildung heißt: „Verstehen"!) mag Haeckel ein wenig entlasten.

Man höre beispielsweise nur, wie Haeckel uns über die gänzliche Gehaltlosigkeit der christlichen Erlösungslehre belehrt: Er knüpft an die Darstellung des betreffenden Glaubensartikels an, in welchem gesagt wird, daß Christus die Erlösung gewirkt hat „nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben". Wir haben hier das Mysterium, das auch Wagner aus tieferlebtem Verständnis heraus in den Mittelpunkt seines „Parsival" gestellt hat, und das ihm die Lösung aller Lebensrätsel enthielt, mit denen er im Nibelungenring, in Tristan und Isolde noch ohne höheren Ausblick kämpfte. Vernehmen wir nun, wie Haeckel sich — auf einer halben Druckseite — mit dem abfindet, was Lebensinhalt von Jahrhunderten war, was einen Michelangelo zu seinen ewigen Schöpfungen inspiriert und was selbst Goethe stets nur mit tiefster Ehrfurcht berührt hat. „Diesen schmerzvollen Tod", so sagt Haeckel, „hat Christus gleich vielen tausend anderen Märtyrern für seine Überzeugung von der Wahrheit seines Glaubens und seiner Lehre erlitten

— einen vernünftigen Kausalzusammenhang desselben mit der angeblichen ‚Erlösung' hat noch keiner von den Millionen Theologen nachzuweisen vermocht, die sonntäglich darüber predigen und gepredigt haben. Dieses ganze Erlösungsgebilde des christlichen Glaubens ist uralten, völlig unklaren ethischen Vorstellungen der Barbarenvölker, insbesondere dem rohen Glauben an die Sühnemacht der Menschenopfer entsprungen." (!!)

Ich glaube, daß die außerordentliche Erbitterung vieler Gläubigen gegenüber Haeckel daher kommt, daß man gegenüber einem derartigen Banausentum völlig ohnmächtig ist. Es ist, als wolle man einen Feuerländer in den Sinn von Goethes Faust einführen. Es ist, als drohe uns eine neue Art von Barbarei, nämlich die wissenschaftliche Barbarei, die daher entsteht, daß in bestimmten Menschen durch eine ausschließlich verstandesmäßige Arbeit und Betrachtungsweise so sehr alles lebendige Erleben ertötet wird, daß in ihnen gar kein Organ mehr vorhanden ist, um die großen Ereignisse des inneren Lebens der Menschheit auch nur von ferne zu verstehen. Daß das Beispiel einer ungeheuren Selbstüberwindung, der vollkommenste Sieg über alles, was sonst den Menschen bindet und unfrei macht, uns von den „dämonischen" Lebensmächten erlösen kann, daß eine unerhörte Willenskraft hilfreich bestimmend auf schwächere Willenskräfte einwirkt — diese einfachste Lebensbeobachtung hätte Haeckel einen Zugang zum Mysterium der „Erlösung" eröffnen können. Aber es scheint, als ob solche Menschen vor lauter Denken entweder überhaupt nicht mehr innerlich leben oder auf diesem Gebiete jede Fähigkeit der Beobachtung und Schlußfolgerung verloren haben — so wie ja andererseits oft Menschen, die innerlich sehr intensiv leben, alle Fähigkeit der äußeren Naturbeobachtung einbüßen.

* * *

Diese merkwürdige Blindheit tritt auch in der oben zitierten einfachen Gleichstellung Christi mit den „tausend anderen Märtyrern" zutage. Gerade ein Bekenner des strengen Kausalzusammenhanges im geschichtlichen Leben müßte doch eine solche Gleichstellung am weitesten ablehnen, und zwar nach dem Satze von der Erhaltung der Kraft, aus dem doch folgt, daß ungeheure Wirkungen nur von ungeheuren Ursachen kommen können. Welcher von allen Märtyrern der Weltgeschichte läßt sich in bezug auf unerschöpfliche geschichtliche und persönliche Wirkung auch nur entfernt mit der Persönlichkeit Christi vergleichen! Es ist ja doch nicht nur die Furcht vor dem Tode, die er überwunden hat, sondern alles, was den sterblichen Menschen in den Banden des Fleisches hält. Hinter jedem seiner Worte liegt ein Golgatha und Gethsemane — und das ist es, was der von einer ehrfurchtslosen Wissenschaft noch nicht Irregeleitete elementar herausfühlt. Napoleon verglich auf St. Helena seine eigene Suggestionskraft, die er nicht einmal auf seine Generale übertragen konnte, mit derjenigen Christi, die er ein „Wunder an Willenskraft" nannte. Und er fand kein anderes Wort, um diese Unvergleichlichkeit zu bezeichnen, als das alte Bekenntnis: Ja, du bist der Sohn

Gottes! Wie billig ist es, über dieses Mysterium zu witzeln und nach der Art solcher Fortpflanzung zu fragen! Gerade um Christi Zusammenhang mit dem höchsten Geheimnis aus jeder Vergleichung mit physiologischen Vorgängen herauszuheben, lehrt das Dogma die Vermittlung des „heiligen Geistes". Und wäre es nicht gerade vom Kausalstandpunkte aus absolut unverständlich, daß eine Erscheinung wie diejenige Christi ohne Mitwirkung eines heiligen Geistes, dessen Realität wir ahnen und fühlen, aber doch nicht „biologisch" beweisen können, hätte in dieses irdische Leben kommen können? Aber da läßt sich nicht rechten. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!"

* * *

Gegenüber dem ersten Artikel des Apostolikums behauptet Haeckel mit größter Sicherheit: „Die moderne Entwicklungslehre hat uns überzeugt, daß eine solche ‚Schöpfung' niemals stattgefunden hat, daß das Universum seit Ewigkeit besteht und daß das Substanzgesetz alles beherrscht. Die Vorstellung, daß der persönliche Gott als denkendes, immaterielles Wesen die materielle Welt auf einmal aus nichts geschaffen habe, ist durchaus unvernünftig und im Grunde nichtssagend." Die ganze Art, wie Haeckel das alles ausdrückt, zeigt schon von vornherein, daß er an derartige Vorstellungen genau so grob-sinnlich herangeht wie etwa der Schwarzwälder Bauer. Wie kann man da noch diskutieren? Das einzige, was sich dem gegenüber hervorheben läßt, ist, daß es neuerdings in wachsender Zahl angesehene und auch von Haeckel anerkannte Biologen gibt (Joh. Reinke u. a.), welche das Dogma von der Welt ohne schöpferischen Geist nicht nur für den inneren Menschen als sinnlos und unbefriedigend, sondern auch als wissenschaftlich unhaltbar erklären. „Der Naturforscher", so sagt Reinke („Die Welt als Tat"), „wird in der Zurückführung der Organismen auf eine schaffende Gottheit nicht nur die begreiflichste, sondern auch die einzig vorstellbare Erklärung finden ... zu sagen: es gibt keinen Gott, ist eine wissenschaftliche Frivolität ... Die Kenntnis der Natur führt unausweichlich zur Gottesidee, und gerade nach dem Gesetz der Kausalität ist nach meinem Dafürhalten das Dasein Gottes so sicher wie das Dasein der Natur ... Der Wunsch nach Einheitlichkeit kann niemals maßgebend für die Weltansicht werden."

Diese Erklärungen sind deshalb besonders zu begrüßen, weil damit der Ansicht ein Ende gemacht wird, als sei Monismus und Wissenschaft identisch und als sei die dualistische Lebensauffassung, in der alle tieferen Religionen wurzeln, nichts als eine unhaltbare und längst gerichtete Phantasie.

* * *

Möchten in wachsender Zahl wieder Naturforscher erstehen wie Newton, der stets sein Haupt entblößte, wenn die höchsten Namen genannt wurden — Naturforscher, die nicht wähnen, daß es zur „Voraussetzungslosigkeit" gehöre, sich bei der Beurteilung der religiösen Lebenserscheinungen von einem gründlichen Studium zu dispensieren, Naturforscher, welche kritisch genug

sind, um die Grenzen bloßer Verstandeserkenntnis nicht zu übersehen, und welche sich in all den Fragen, die nur durch tiefes Erleben und seherische Lebens- und Menschenkenntnis zu erhellen sind, demütig der großen Übereinstimmung aller Weisen unterordnen!

Es gibt keine Freiheit ohne Selbstzucht — und wenn die Freiheit der Wissenschaft angetastet wird, so ist das stets auch ein Zeichen dafür, daß es Vertretern der Wissenschaft an Selbstdisziplin im Urteil und an Selbstbesinnung bezüglich der Tragweite ihrer Methoden gefehlt hat!



Wandrer, Wandrer sind wir alle!

Von
Franz Karl Ginzkey.

Wie nach großem Blätterfalle
Hilflos irrt das Laub im Wind —
Wandrer, Wandrer sind wir alle,
Mann und Weib und Greis und Kind.

Sag, woher bist du gekommen,
Seele? — — Aus der Dunkelheit!
Und welch Ziel hast du genommen,
Seele? — — In die Dunkelheit!

Hört ihr's? — Anfang und das Ende,
Immer war's die Dunkelheit!
Reichen wir uns still die Hände,
Wir verirrten Wandersleut'!





Vor der Sündflut.

Erzählung von Rungholts Ende

von

Johannes Dose.

(Fortsetzung.)

Fünfter Abschnitt.

Sonnwend.

St. Johannes war ein guter und milder Heiliger, der nicht mit strengen Fasten die Menschen beschwerte, sondern das liebliche Mittsommerfest ihnen brachte, und sein Tag war nicht bloß der längste, sondern galt auch als lobesam und lustig vor allen Tagen des Jahres. Der lichtgrünen Erde pflegte er von seinem tiefblauen Himmel heiteres Wetter und hell blinkenden Sonnenschein zu bringen.

Heute aber machte der Sonnenheilige seinem gerühmten Namen keine Ehre. Der Südwestwind strich über das Meerland der Siebenharden und brachte einen lauen, leise rieselnden Regen.

Theodorus Rufus, wie er von den lateinischen Amtsbrüdern zum Unterschied von seinem Vetter Theodorus Albus genannt wurde, machte trotz des Regens seinen gewohnten Morgenspaziergang durch Rungholts Gassen. Röter als je, von Zufriedenheit glänzend und von Gesundheit strotzend war sein breites Antlitz. Hochfahrend höflich erwiderte er die Grüße der Menge, denn er wollte beides, seine Würde herauskehren und die Volksgunst gewinnen. Aber das zwiefache Bestreben mißlang ihm, die Gunst der Rungholter hatte er durch seine erkünstelte Freundlichkeit nicht gewonnen und das Ansehen durch täppische Taktlosigkeit verscherzt.

In der Schusterstraße saßen die Meister Knieriеme vor den Häusern und zogen fleißig den Pechdraht durch das starke Leder. In der Schmiedegasse hämmerten die rußigen Gesellen das rotglühende Eisen und machten einen ohrbetäubenden Lärm. Alle lüpften die Mütze, denn die Rungholter

waren bis in Mark und Knochen kirchliche Leute, und die Priesterverehrung saß ihnen in Fleisch und Blut.

Vor der Gerberstraße, an deren Ende der Turm der Büttelei emporragte, kehrte Theodorus um, von dem bösen Gestank vertrieben, und bog in eine enge Seitengasse, in welcher die Kinder Israel ihren Zwangswohnsitz hatten. Alles, was unter den Lauben hockte, langbärtige Männer, schwarzhaarig schmutzige Weiber und das barfüßige Kindergewimmel, alles wich bei dem Herannahen des Priesters schleunig ins Haus, denn die Juden fürchteten den schwarzen Schergenmeister von Rungholt, wie sie den Hochwürdigen benamsten.

Ein sauber gewaschener und gut gekleideter Jude aber, der seinen Markthandel nicht versäumen wollte und sich verspätet hatte, kam eilfertig aus seiner Haustür gerannt — und hob erschrocken die gebogene Nase, als der geistliche Herr körpergewaltig und breitspurig sich vor ihm aufpflanzte.

„Halt!" schnaubte und schnauzte Theodorus. „Wo ist der gelbe Streifen, das Abzeichen der Judenschaft, das wir dem Volke der Erwählung zu tragen verordnet haben? Ich sehe ihn nicht. Wie heißest du?"

„Zacharias, der Sohn des Joel."

Zitternd schlug der Jude den kostbaren Samtmantel zurück. Am Wams, fast unter dem Ärmel und von demselben verhüllt, war ein kleiner, schmaler Streifen von gelbem Tuch.

Zacharias hatte die Brandmarke seines Volkes möglichst versteckt, und barsch fuhr der Priester ihn an. „Ihr ziert euch mit Barett und langen Samtgewändern, daß Fremde, die nach Rungholt kommen, euch oft durch Kappenabziehen wie Priester oder Ratsherren ehren. Um solcher Ungehörigkeit vorzubeugen, haben wir, Gott zu Lob und der Christenheit zu Ehren, das Judenzeichen eingeführt. Ihr aber verhüllt es und beharret in dem alten Hochmut, um dessen willen ihr verworfen worden seid. O Israel, Israel! Wann wirst du Demut lernen? Zacharias, gehe heim und nähe dir einen fünf Finger breiten Streifen mitten auf die Brust!"

Theodorus warf nach dieser salbungsvollen Judenpredigt den Kopf in den Nacken und wanderte weiter. Sonst liebte er den Ort der Toten nicht, sondern umging ihn in möglichst weitem Bogen und betrat nur den Friedhof, wenn eine sehr große Leiche einzusegnen war. Die kleinen der gemeinen Leute überließ er seinen Vikaren.

Heute jedoch sollte eine große Beerdigung stattfinden, und er ging durch die Kirchhofspforte und fragte die Kulengräber, wo das Grab für die verstorbene Ehefrau des Ratsherrn Ovens hergerichtet sei. Nachdem er es in Augenschein genommen und ausführliche Anweisung gegeben hatte, wie es mit Birkenzweigen inwendig zu bekleiden und zu bekränzen sei, damit nicht das häßliche Erdreich mit den schaurig kriechenden Regenwürmern gesehen werden könne und die Andacht der Leidtragenden störe, gewahrte er an der Kirchhofsmauer einen frischen Grabhügel.

„Wer ist dort versenkt worden?"

Der Kulengräber machte ein pfiffiges Gesicht und räusperte sich:

„Wir hatten eine große Nachtleich mit Litanei und Segen . . . das Weib des Henkermeisters ist gestorben, begraben und niedergefahren . . ."

Er verschluckte das Ende der Rede.

„Wer hat gewagt, die Unehrliche einzusegnen?"

„Der junge Priester, der auf Hans Gierigs Schneidertisch gesessen hat."

Paulinus war verraten.

Sehr rot und erregt von diesem neuen Skandalon des Vikars, fühlte Theodorus in seinem Gewissen, daß er zwei Gänge tun müsse, einen um des Zacharias und einen zweiten um des Paulinus willen, und lenkte zunächst seine Schritte nach dem Hause des Ratsherrn.

Am Markte stand das neue und allzu massige Steinhaus, aus rheinischem Tuff stark und dauerhaft gemauert und wenig mit Gesimsen und Erkern verziert. Der Bauherr hatte mehr den Nutzen als den Schmuck im Auge gehabt. Mitten durch das Haus führte ein breiter Torweg, den Theodorus betrat, und er stand still, das geschäftige Getriebe betrachtend.

Im Unterstock zur Rechten war der Kaufladen, der nach allen möglichen Gerüchen und insonderheit nach Heringen und Stockfischen duftete, denn der Fisch war ein Hauptausfuhrartikel Rungholts. Zur Linken befand sich das ungeheure Warenlager, und der Besucher blickte staunend um sich. Große Kisten, welche zentnerweise die teuren Gewürze des Morgenlandes enthielten, wurden über den Fußboden gerollt. Unscheinbare Leinwandballen, welche jedoch kostbare Teppiche und Tuche, Scharlach und Samt und schwedisches Rauchwerk bargen, waren bis zur Decke aufgestapelt. Von den runden Wachskäsen, die bei dem starken Kerzenverbrauch der Kirche immer zu guten Preisen abgingen, war ein ungeheurer Vorrat vorhanden. Eine eisenbeschlagene Truhe war bis zum Rande angefüllt mit dem viel begehrten Bernstein.

Gewisse Menschen macht der Anblick des Mammons ehrfürchtig. Der gaffende Priester wurde von einem Höhenschwindel und feierlichen Gefühl gepackt und mußte sich über die Stirn streichen und den Wert dieser Reichtümer überrechnen. Er kalkulierte, daß 4000 vollötige Mark Silber den Inhalt des Speichers kaum kaufen könnten.

Himmel! Wer das hätte! Welche Macht doch der elende Mammon gibt! Halb schloß er die blinzelnden Augen, denn es war ihm schon ein Behagen, von solchen Schätzen und Summen nur zu sinnen und zu träumen.

Als er an den Reichtümern des Ratsherrn genug sich geweidet und seinen Traum ausgeträumt hatte, wandte er sich an den Hausmeister, der auf einem Fasse saß und alles überwachte. „Was gilt der Hering jetzt?"

„Zehn Schilling das Faß . . . das ist sehr wenig."

„Aber frommt der Christenheit, die heuer eine billige Fastenspeise hat. Ist nicht ein Taugenichts namens Kurt Widerich in Diensten hier?"

„Kurt ist ein fleißiger Gesell."

„So, so! Hm . . . hm . . ." Der Kloß saß fest, bis die Frage kam: „Ist Herr Heikens zu Hause?"

„Der Ratsherr ist oben in seiner Schreibstube und der Deichschreiber Folkert bei ihm.“

Theodorus schlenderte durch den Torweg und überblickte den Hof, der von zwei riesigen Speichern eingeschlossen war. Er war sehr angenehm berührt von dem Bilde, das sich ihm darbot, und schaute nicht nach den Knechten, die unter einförmigem Singsang an der Krahnwinde ihre Warenballen emporzogen.

Mitten im Hofe stand ein junges Mädchen, und der Taubenschwarm pickte die hingestreute Gerste. Die zahmeren Vögel umflatterten die weißgekleidete Gestalt und ließen auf der Schulter sich nieder, und die zwei zudringlichsten Lieblinge saßen auf dem Arme und fraßen aus der Hand.

„Siehe da! Frau Venus mit ihren Tauben!“ flötete der Priester, lüstern die Augen verkneifend und an dem Anblick des Weibes sich ergötzend.

Es war sehr schön von Antlitz, aber keine üppige Venus, sondern ein süßes, schmächtiges, sinniges Dirnlein mit blonden Locken und tiefbraunen Augen, gleichwie ein aufgesprungenes, unberührtes Röslein, an dem der Tauglanz des Morgens schimmert, und noch vom Schmelz der Kindesunschuld umhaucht.

Die kleine Tauben-Venus war Isa, der Engel am Rungholter Markte, wie Kurt sie genannt.

Theodorus blieb stehen, an die Pforte gelehnt, und seine Äuglein blinzelten beinahe so begehrlich, wie mittags, wenn er ein Lecker- und Lieblingsgericht vor dem Verspeisen betrachtete und beschnüffelte.

Oben in der Schreibstube stand der Deichschreiber vor dem Ratsherrn. Folkert war schmuck und schlicht in seiner äußeren Erscheinung und ein junger Mann mit einem langen, überaus ernsten und grundehrlichen Gesicht, auf das selbst Fedder Heikens ohne Bürgschaft dem Unvermögenden eine bedeutende Summe geliehen hätte.

Folkert wollte Geld haben, viel Geld, aber nicht für sich, sondern für den Deich. Von Natur ein Schüchterner, sprach er, um seine Blödigkeit zu verbergen, in kurzen Sätzen und mit barscher Stimme.

„Die Dünen werden von den Häschen kreuz und quer durchlöchert und haben keinen Halt, wenn der Sandsturm geht. Unheimlich vermehrt sich das Getier und muß vertilgt werden.“

Fedder zuckte die Achseln. „Wenn wir sie mit Fallen oder Gift ausrotten, müssen wir viele Jäger anstellen . . . und wir nehmen den Armen ihr Wildbret.“

Der Wohlwollende dachte an die Bewohner des Dünendorfes, und der letzte Grund, den er stark betonte, schien ihm den Ausschlag zu geben.

„Das gemeine Wohl gehet dem des einzelnen vor.“ Grobhaft stieß Folkert den Gemeinplatz heraus. „Auch habe ich den ganzen Haffdeich besichtigt und dem hohen Rat zu berichten: Die Böschung ist von der Frühjahrsflut an zahllosen Stellen zerrissen und muß mit Soden bestickt werden...

auf weite Strecken ist der Damm, wo er auf schlechtem Grunde steht, um zwei Ellen gesunken."

Fedder Heikens wischte sich unbehaglich am Kinn. „Wie hoch veranschlagt Ihr die Kosten?"

Der Deichschreiber zog sein Wachstäfelchen, in dem er bereits genauen Anschlag gemacht hatte, hervor. „An Steinen und Strauchwerk, welches vom Festlande zu holen ist, werden 533 Mark Silber draufgehen. Dazu kommen noch die Fuhren, die Spann- und Handdienste der Kleibesitzer."

Heikens geriet in Ärger, und mit dem Armenfreunde ging die Zunge durch. „Was die kleilosen Leute? Sie sind nach unserm Deichgesetze zum Handdienst verpflichtet."

„Ja, sie werden ihr Tagwerk tun."

Der Ratsherr und Deichgraf von Rungholt schnitt mit der Hand durch die Luft und die Verhandlung barsch und bündig ab. „Es wird kein Tag-, sondern ein Wochen- und Monatswerk werden und muß bis nach der Ernte hinstehen. Dem Rate habt Ihr nichts zu melden, da ich Euren Bericht entgegengenommen habe." Ein fester und vielsagender Blick der tiefliegenden Augen traf den Schreiber.

Der eintretende Priester unterbrach das Gespräch. Folkert entfernte sich sogleich, und sein langes Gesicht legte sich in finstre Falten. Der Deichkundige, der mit den scharfen Augen alle Schäden sah und einen starken Eifer hatte, konnte nimmer durchsetzen, was Amt und Pflicht so herrisch erheischte.

Und er brummte auf der Treppe: „Sie knappen und kargen am unrechten Ort und wollen nur nutzloses Flickwerk machen. Der Deich ist das Stiefkind des wohlgefüllten Stadtsäckels und sollte das liebe Hätschelkind sein, das bei Tag und Nacht gehütet wird. O, die verschmitzten Rechenmeister, die den Fuchsschwanz teuer bezahlen und den Fuchsbalg fahren lassen ... o, über die kurzsichtige Torheit der Menschen! Schwer wird die Versäumnis an Rungholt sich rächen."

Wenn der wortkarge Folkert mit sich allein war, konnten seine Gedanken lange und verständige Reden halten.

Theodorus verhandelte mit dem Ratsherrn über die Rungholter Juden. Die Hoffart und Frechheit derselben müsse durch verschärfte Maßregeln eingedämmt werden. Und sie beschlossen, schon in der nächsten Ratssitzung diesen Damm zu bauen. —

Isa hatte ihre Gerste verstreut, und ungesättigt umflatterte das gierige Taubenvölkchen die kleine Venus. Darum klomm sie die steile Stiege des Speichers hinan, neues Futter zu holen.

Kurt, der an der großen Wage hantierte und das Gewicht der Säcke aufschrieb, spitzte das Ohr, erkannte den leichten Tritt und steckte sich lächelnd hinter die Falltür des Kornbodens.

Ahnungslos ging Isa an ihm vorüber — und stieß einen gedämpften Schrei aus. Zwei Hände hatten von hinten ihren Gürtel umspannt und sie emporgehoben, daß sie den Grund unter den Füßen verlor.

Sie wußte, wer es sei, und bat leise: „Kurt, laßt mich aus, damit die Sackträger es nicht sehen!"

Er setzte die süße Last auf die Wage nieder und nahm die Hände nicht weg. „Ihr seid wie die Engel und die Elben aus Frühlingszauber, Mondscheinsträumen, Sonnenschein und Rosenduft gewoben. Ihr müßt gewogen werden, Jungfer Isa, damit ich sehe, ob Ihr ein Weiblein von Fleisch und Blut oder ein überirdisches Wesen seid."

Die Errötende schien dem Dreisten zu willfahren. Als er jedoch nach den Gewichten sich bückte, hüpfte sie von der Wagschale herunter, lief zum Gerstenhaufen und fing an, hastig die Schürze zu füllen. Doch der Sausewind flog ihr nach, stieß von unten gegen die halbvolle Schürze, daß um und über beiden ein Regen von goldigen Körnern entstand.

In ihren krausen Locken saßen sie fest, und Isa schüttelte sich und schalt ihn. „Warum treibt Ihr so viel Unfug mit mir? Ich bin kein Spielkind mehr."

Aber sie war nicht böse, sondern eine sanftmütige Dulderin, die es geschehen ließ, daß er mit zarten Fingern die Körner aus ihren Haaren las.

Kurt tat es behutsam und brauchte lange Zeit.

„Macht flugser!" drängte sie.

„Meine Hände zittern," sagte er leise, „ich habe gesehen, wie dem Habgierigen und Geldhungrigen die Finger, wenn sie durchs rote Gold gleiten, vor Lust erbeben ... so geht von Eurem Goldhaar ein zitternder Strom durch meine Hände ... und bis ins Herz. Was ist das? Es brennt und begehrt, gleichwie ein schmachtendes Dürsten und Hungern."

Unter den Händen schlüpfte ihm das Kind hinweg und lachte schelmisch.

„Wenn Euch so sehr hungert, schleicht Euch in die Küche, und ich will, wie in alten Tagen, Euch einen guten Bissen zustecken."

„Nein, es ist ein Herzhunger nach Sang und Sonnenschein ... und Liebe." Bei dem letzten, lang betonten Wort leuchteten seine Augen.

Sie senkte das Antlitz, denn vor dem Wort Liebe, das unnennbar in ihrer Seele träumte, hatte sie eine Bängnis, die wie hohe, heilige Ehrfurcht war, und sie wagte nicht, es auszusprechen noch ausgesprochen zu hören.

Keck erfaßte er die Hand der Keuschen und fragte: „Ich hab' ein Rätsel zum Raten. Acht Monde weilte ich im Dünendorfe und sah Euch nicht, und die Monde waren Jahre ... acht Tage bin ich jetzt im Dienste Eures Vaters, und sie verrannen wie Stunden mir ... woher kommt das?"

Isa hatte sich von ihrer Scheu erholt, und ihre Grübchen krausten sich wieder. „Leicht ist die Lösung. Dem Fleißigen fliegen die Tage wie lustige Vöglein dahin, dem Faulen aber schleichen sie gleich schwarzen Regenschnecken. Macht Euch geschwind an Eure Arbeit!"

Aber die Wage hatte gute Ruhe.

Während diese beiden ihr neckendes, tändelndes Spiel trieben, stieg ein andres Mägdlein aus dem Oberstocke herab und trat zu dem in sein Wachstäfelchen vertieften Deichschreiber, der im Torwege wartete und, nach

seiner beharrlichen Weise, noch einmal dem Ratsherrn Vorhaltung machen wollte.

War das nicht Isa, die doch nicht an zwei Örtern sein konnte? Oder eine Doppelgängerin, die ihr aufs Haar glich? Wunderbar! Dieselbe schlanke, schwebende Gestalt, dasselbe glänzende Blondhaar und dieselben feinen, kindlich süßen Gesichtszüge!

Die Mannigfaltigkeit der schaffenden Natur pflegt niemals völlig gleiche Gebilde hervorzubringen, und doch schien dieses Mägdlein das völlige Ebenbild der andern.

Isa und Inge waren Zwillingsschwestern, und der genaue Beobachter, der sie beieinander sah, unterschied sie wohl. Jene hatte dunkle, große, glänzende Augen, die auf dem Untergrunde des lichten Antlitzes zwiefach leuchteten. Inge aber blickte mit den vergißmeinnichtblauen Augen mehr fröhlich als fromm in die Welt hinein. Insonderheit in ihrem Wesen waren die Schwestern grundverschieden, sintemal Inge keine Träumerin war, sondern als ein kleiner, unruhiger, lustiger Singzeisig durch Haus und Hof sprang.

Sie trat mit tänzelndem Schritt hinter Folkert und zupfte ihn am Arme. Sein langes, grübelndes Rechengesicht klärte sich auf.

„Löblicher Herr Deichschreiber, könnt Ihr im Boot die Segel setzen und mit dem Ruder richtig steuern?"

„Nein, ich kann es nicht", antwortete er kurz und sah sie an. Seine Augen hatten einen Ausdruck, als wenn sie sprechen wollten.

„Haha, Ihr könnt nur als Deichmeister den blanken Hans bekämpfen und wagt Euch nicht auf die Allmende Eures Feindes hinaus."

Kränkte ihn das silberhelle Lachen? Er sagte sehr ernst: „Nein, ich kann auch den blanken Hans nicht bekämpfen, wie ich will ... die Deiche verfallen und versinken, und nimmer ist Geld vorhanden für das, was das Eine und Erste dieses Meerlandes sein sollte."

Mit spaßigem Schauder wehrte sie ab. „O, o! Laßt uns nicht von Geld und so gemeinen Dingen, sondern von dem, was hübsch und höfisch, lustig und lieblich ist, miteinander reden!"

Folkert jedoch schwieg, und sein schüchterner Blick sagte betrübsam: Ich fühle, ein wie linkischer Mann ich bin.

Der Kobold merkte seine Verlegenheit und neckte: „Tuet doch den Mund auf, Herr Deichschreiber! Wenn Ihr auch nichts Angenehmes an mir zu sehen und nichts Höfliches zu sagen vermögt, so rühmet wenigstens mein knisterndes Brokatkleid, das ich zu Ehren des guten Heiligen angelegt... ist es nicht fein und jede Falte mit Geschmack geglättet?" Ihre kleinen Hände strichen gefallsüchtig über das Gewand.

Folkert tat den Mund auf, und demselben entplatzten wider seinen Willen die unhöfischen Worte: „In Rungholt sind genug Gecken, die Euch sagen, wie schön Ihr seid."

Fedder Heikens und der Dompriester kamen langsam die Treppe herunter. Inge hüpfte dem Vater entgegen und schmiegte sich an seine Schulter.

Ein Schein von Vaterfreude flog über das pharaonische Gesicht.

„Wenn das Kätzchen mich umstreicht, will es durch Schmeicheln etwas erlangen.“

„Ja, ich habe eine Bitte. Wir möchten zur Nacht eine Bootfahrt machen und nach der Flathallig hinüberfahren, um die Beeken zu sehen, die auf dem Süd- und Nordstrande abgebrannt werden, und wir wollen auch selber Pech und Reisig mitnehmen, um ein Sonnwendfeuerlein zu entzünden!“

„Wer soll euch fahren?“ fragte der Vater.

Der Priester, der an dem schönen Gottesgeschöpf ein großes und menschliches Wohlgefallen hatte, drängte sich vor und tupfte Inge auf die Wange. „Da könnte ich fast Lust verspüren, mitzutun, um der Jugend als Schutz zu dienen.“

„Hochwürdiger!“ schnippte sie, „es verträgt sich nicht mit Eurer Würde.“

Heikens hatte sich die Sache überlegt. „Wenn das Wetter gut wird, will ich euch ziehen lassen und den Fischer Jap bestellen, daß er euch nach der Flathallig hinübersetze.“

„Jap?“ Das Mägdlein machte ein spaßhaft erschrockenes Gesicht.

„Jap? Wenn er trunken ist, wird er uns auf eine Sandbank festrennen oder das Schiff kentern ... und Ihr habt keine Tochter mehr. Nein, ich weiß einen Schiffer ... unser Kaufgeselle Kurt kennt alle Watten und versteht ein Boot zu steuern vor und gegen den Wind.“

„Doch ist er ein zu großer Windbeutel, als daß ich ihm meine Kinder anvertrauen möchte.“ Der Ratsherr rief seinen Deichschreiber.

„He, Folkert! Wollt Ihr mitgehen? Auf Euch wäre guter und ganzer Verlaß.“

„Ja, ich fahre mit“, war die kurze Antwort, aber der Blick war fröhlich, als wäre ihm große Freude widerfahren.

„Er tut's aus purer Frauenpflicht“, bemerkte Inge traurig und trocken.

Im Torweg kehrte sich der Vater. „Was Ekke? Er wird greinen, wenn er daheim bleiben muß.“

„Nein, er wird himmelhoch heulen,“ lachte die Schwester, „darum mag er als Bootsballast auf einer Bank verstaut werden.“

Theodorus und der Ratsherr schritten über den Hof und nach dem Kornspeicher, und der Sprühregen fiel.

Oben auf dem Boden war merkwürdige Stille. Es ist nicht gut, wenn große Kinder, die ihr lautes, lachendes Spiel getrieben haben, plötzlich verstummen.

Kurt ließ Isas Hände nicht los.

Das Mägdlein atmete tief, suchte nach einer unverfänglichen Rede und sprach — vom Wetter. „Wie kann ein Mittsommertag ohne hellen Himmel und Sonnenschein sein? Wird der Regen bis zum Abend dauern?“

„Der Laubfrosch in meinem Fenster quakt immerzu: Natt — natt! Und er ist ein zuverlässiger Wetterprophet, daß es naß bleibt.“

„O weh, wir wollten gen Abend eine Bootfahrt machen."

„Schlimm, schlimm! Die Fahne steht festgemauert im Südwesten, und Ihr kennt das Sprüchlein: Südwestregen und Weibergreinen hat nimmer ein End."

„Ja, wenn Ihr also mir die Hände zerdrückt, muß ich vor Schmerz weinen."

Da ließ Kurt plötzlich die Hände fahren, hob blitzflink einen Sack auf die Wage und bückte sich nach dem Eisengewicht.

Zwei Schritte knarrten auf der Stiege, und er kannte den einen.

„Geht, Jungfer, sonst könnte es ein fürchterliches Unwetter geben."

Eifrig schaufelte sie Gerste in die Schürze.

Ein roter Kopf mit aufgeblähten Backen und großen, glotzenden Augen kam zum Vorschein. Theodorus meinte zu hören, daß zwei auseinanderstoben. Verächtlich maß er den Gesellen, der sich zum Schein über die trockne Stirn wischte.

„Ist Euch vom Schäkern warm geworden? Hm ... hm ..."

Sein Auge fiel auf Isas Gestalt und hatte auch an diesem Gottesgeschöpf ein groß menschliches Wohlgefallen. Mit der fetten, segnenden Hand streichelte er ihr das Haar. „Der Herr behüte Eure Kindesunschuld!"

So lange fuhr er fort zu streicheln, bis sie den Kopf zurückzog und den Segen abschüttelte.

Heikens nickte Kurt herbei und fragte herrisch: „Verstehst du ein Segelboot zu hantieren und bist du mit den Watten vertraut?"

„Ja, Herr!" Der Kaufgeselle machte ein sehr bescheidenes Gesicht.

„So magst du meine Kinder nach der Insel hinausfahren ... geh an dein Werk!"

Der Rats- und der Kirchherr gingen über alle Böden, um die großen Vorräte in Augenschein zu nehmen. Sie redeten gedämpft und meist in halben Sätzen.

„Ob der Preis nach der Ernte steigen oder fallen wird? St. Johannisregen bringt keinen Segen."

„Ich kalkuliere . . . steigen, steigen . . ." Fedder rechnete eifrig im Kopfe.

„In unserm Dezemspeicher lagern noch 800 Tonnen ..."

„Ich mag das Doppelte haben ..."

„Was, wenn wir den neuen Zehnten dazu legten und alles bis nach Weihnachten hielten?"

„Hm, hm ... ich könnte auf dem Halme kaufen und alles aufspeichern ..."

„Wir müßten aber einig sein ..." Zur Einmütigkeit ermahnte der Priester.

Dem pflichtete der Kaufherr mit Überzeugung bei. „Ja, einig und standhaft halten wir das Korn ..."

„Bis die Tonne Roggen zwölf Schillinge kostet ..."

„Wie Anno 1290 in dem bösen Mäusejahr ...“

Mit leisem Geräusper rieben sie sich die Hände.

Das geschäftliche Gespräch schien zur Zufriedenheit beendet. Aber in einem plötzlichen Drange griff der Priester vertraulich nach dem Arm des andern und setzte eine wahre Unheilsmiene auf.

„Habt Ihr noch ein Bedenken?“ sagte Fedder.

„Herr Heikens ... ich möchte Euch raten, heute abend mitzugehen. Bei den Mittsommerfunken ist es feuergefährlich für unerfahrene Herzen.“

Ein Spottzug zerrte um die schmalen Lippen. „Ich habe keine Zeit zu Narreteidingen ... Isa und Inge wissen, daß sie die Töchter des Rungholter Ratsherrn sind.“ — —

Der rote Theodorus hatte seinen zweiten Vormittagsgang gemacht und war bei dem Domherrn gewesen, welcher sogleich den Vikar Paulinus rufen ließ. Längst war die Morgensprach vorüber, und es mußte eine sehr dringliche Sache sein.

Der Blick der grauen Augen war böse, Paulinus aber zagte nicht, trotzdem die Stimme seines Präpositus gleich zum Anfange schreiend war.

„Es hat meinem Vikar gefallen, ein neues kanonisches Gesetz in diesen Siebenharden zu geben. Ich mahne und moniere zum zweiten und letzten. Wie durch dritte Personen glaubhaft festgestellt worden, habt Ihr die Leiche des Scharfrichterweibes heimlich und nächtlicherweile eingesegnet. Nach den Willküren, die für Rungholts Kirchen gelten, sollen unehrliche Leute ohne das Ehrengeleit der Kirche an ihrem Ort versenkt werden. Warum habt Ihr dawider gehandelt?“

„Als ich gebeten wurde, brannte ein Erbarmen in mir und übermochte mich.“

Das blutlose Gesicht blieb kalt. „Es gibt auch einen sogenannten Armen-Hochmut, wie wir ihn bei den Bettelmönchen nicht selten finden. Müßt Ihr aus geistlicher Hoffart anders handeln, als alle Eure geistlichen Brüder?“

Paulinus gab als Antwort die Frage: „Wird etwa die Hoffart zu Henkersleuten sich setzen?“

Voll Argwohn wurden die grauen Augen. „Oder hat der Büttelmeister Euch bezahlt? ja ... ja ...“

„Bei dem lebendigen Gott! Ich habe keinen Heller erhalten.“ Paulinus, der zurückgeprallt war, trat dicht vor den Domherrn mit festen Füßen. „Ich selbst bin von unehrlicher Geburt und habe keinen Vater, darum ward mir von Gott der Zug zu den Elenden eingepflanzt, und mein Herz muß sich der Ausgestoßenen und Geringsten erbarmen ... ich konnte nicht anders ... Gott helfe mir!“

Theodorus erwog mit schneller Klugheit, daß er durch Worte der Schrift leicht geschlagen und in Nachteil gesetzt werden könne. Schlau vermied er diese Scylla seiner Autorität, ließ auf kein Disput sich ein, sondern sagte maßvoll: „Nein, nein ... ich darf nicht mißbilligen, daß Ihr ein

Armeleute-Herz habt. Aber ich muß den Ungehorsam gegen das kanonische Gesetz strafen. Zum zweiten und letzten will ich eine gelinde Pön verhängen. Ihr sollt vier Wochen lang ins Graukloster gehen und Pönitenz tun mit Fasten und Kasteien. Meine eigne Ledergeißel will ich Euch mitgeben."

Aus dem Schranke nahm er die Geißel. Sie schien noch neu und unbenutzt.

Die Rede dieses Theodorus war nicht ja — ja, noch auch nein — nein, sondern sie war beides und er selber ein kluger, gelehrter und grundsätzlicher Ja- und Nein-Theologe. —

Der Regen hatte aufgehört, und die Mittsommersonne brach durch das Gewölk, als Paulinus ins Kloster ging. Der Priester, der ihm begegnete, grüßte tief, tiefer als je. Es war aber kein gutes Grüßgott.

Über den Markt weiter schreitend, kam er an dem Ratsherrnhause vorüber. Vor der Tür stand Fedder Heikens mit seinen beiden Töchtern und hatte einen vollen Beutel mit Kupfermünzen in der Hand. Um ihn stieß und drängte sich ein Schwarm von privilegierten Bettlern, die das vorgeschriebene Abzeichen, einen roten Tuchlappen auf der Brust, trugen, und hunderte von schmutzigen Fingern streckten sich empor. Es war nämlich der Mittwoch sein ständiger Almosentag, und er teilte jedem einen Blaffert zu.

Schräg und salbungsvoll neigte der vorübergehende Priester das Haupt, segnete mit der Hand und sprach sehr laut über den Markt, so daß alles Volk es hörte. „Ei, welch ein liebliches Bild der wahren Menschen- und Nächstenliebe, das meine Augen schauen!"

Fedder Heikens gab den lahmen Krüppeln, welche erst zuletzt sich vordrängen konnten, zwei Kupfermünzen. — —

Glänzend, groß und goldig waren die Gewässer, leis und langsam sank die Sonne des Mittsommertages. Mählich und unmerklich stieg die Flut der Westsee, gleichwie aus der Tiefe quellend und unhörbar über alle Watten und Sandplatten schwellend.

Vor dem Abendhauche strich ein Boot aus dem Rungholter Hafen und über das Meer, und mit seinen ausgebreiteten Segeln schien es unbeweglich auf den ruhigen Gewässern zu schwimmen. Die in der Fischerquas saßen — zwei Männer, zwei junge Mädchen und ein Knabe — merkten an dem gurgelnden Kielwasser, daß sie nicht stille standen, und immer kleiner wurden die Häuser hinten auf dem Strande.

Kurt saß am Steuerruder, Inge trällerte eine Lenzweise, und Folkert lauschte dem Klang ihrer Stimme, aber sein Auge starrte ernst und tiefsinnig über Bord. Isa ließ liebkosend die Finger durch das lauwarme Wasser gleiten und blickte nach dem Sonnenuntergang.

Die Schwester tauchte lachend die Hand ins Meer und spritzte ihr einige Tropfen ins Antlitz. „Erwache, Traum-Isa! Woran dachtest du?"

„Ich sann darüber, wie wunderlind der Abend dieses Tages geworden ist, der in der Morgenfrühe grau und trübe weinte. Gilt das auch von den Menschen? Nach vielem Morgenregen wird es um den Abend licht?"

Was hatte Folkert wohl geſonnen? Er ſagte barſch: „Die Schiffer ſagen anders ... nach allzu grellem Aufgang geht die Sonne ſchlecht und ſchmutzig unter.“

Aber Kurt fiel ihm in die Rede. „Ein rechtes Menſchenleben muß von ſeinem Auf- bis zu ſeinem Niedergange licht ſein. Iſt heut' nicht Sonnenwende? Laßt uns ſingen und luſtig ſein!“

Er ſtemmte das Ruder gegen den Rücken, um den Kurs zu halten, nahm Ekke auf die Arme und ſchaukelte ihn nach der Melodei:

„Suſe — bruſe!
Wat weiht de Wind!
Wiege dat Kindje,
Dann ſlöppt et geſwind.“

Der Wind aber ſäuſelte nicht, ſondern ſchlief ein, und ſchlaff hingen die Segel.

Darum ſetzten ſich die Männer auf die Ruderbänke und trieben das Boot mit kräftigen Schlägen vorwärts. Schnell näherten ſie ſich dem kleinen, flachen, nur von brütenden Möwen und Wildenten bewohnten Eiland, das wie ein dunkelgrünes, ins Meer geworfenes Raſenſtück auf den dämmerhaften Gewäſſern ſchwamm. Der Kiel ſchurfte auf dem Grunde des weithin ſeichten Ufers, das kein Landen geſtattete.

Kurt entledigte ſich der Schuhe und Strümpfe und blinzelte vergnüglich. „Da hilft kein Staken mehr ... wir müſſen uns alle barfüßig machen und hinüberwaten.“

Die Mädchen ſteckten die Köpfe zuſammen und berieten ſich flüſternd, und Iſa erklärte, daß ſie in dieſem Falle im Boot bleiben werde.

Der Steuermann glitt über Bord, um die Fahrgäſte ans Land zu tragen. Zuerſt kam Folkert an die Reihe, der auf den breiten Rücken kletterte und mit den langen Beinen durch das Waſſer ſchleppte. Dann ward Ekke wie ein Bündel unter den Arm geſchoben, und der bangherzige Knabe heulte laut auf, weil der loſe Witzbold aus dem Dünendorfe tat, als wenn er ihn fallen ließe.

Der Ferge watete hin und zurück, und Iſa blieb die letzte im Boote. Eine ſcheue Furcht überkam ſie, und ihr Herz pochte in heftigen Schlägen.

Die drei ans Land Geſetzten gingen vorauf nach der Höhe der Hallig, ohne zurückzuſchauen. Folkert trug das Reiſigbündel, und Inge rollte das Pechtönnchen vor ſich her. Schwirrender Flügelſchlag und krächzendes Geſchrei ſtörte die tiefe Stille der unbewohnten Inſel. Der Unart von Ekke hatte ſeinen Spaß daran, die ſchlafenden Möwen aus ihren Neſtern aufzuſtören.

Kurt ſtreckte die Arme über den Bootsrand, und das Mägdlein beugte ſich weit zurück.

Er bat: „Komm, komm!“ und zog ſie an den Händen immer näher.

Willenlos ließ ſie den Starken walten, der ſie ſanft und ſittſam emporhob. Doch war der Weg des Watenden weit und groß die Verſuchung,

der er unterlag. Ihm ging der Atem aus, und nicht von der leichten Bürde, die er trug. Er blieb stehen, über den Wassern sie haltend und ihre Gestalt umschlingend.

Isa wehrte und sträubte sich nicht, sondern tat einen tiefen, tiefen Seufzer. „O! Tragt mich ans Land! Mir ist, als müsse ich ertrinken..."

Da gab die Stärke seiner Liebe ihm die Herrschaft seiner selbst und eine plötzliche, die Versuchung überwindende Kraft. Lang ausschreitend, stieg er ans Land und setzte die Erbebende am Ufer nieder.

Vor seinem brennenden Blick sah sie niederwärts und stammelte in ihrer Wirrnis: „Ihr seid schlammschwarz bis zu den Knieen."

„Aber mein Herz ist weiß, sintemal ich heute ein Seelbad genommen habe." Unter Lachen und Geschwätz barg seine Unruhe sich.

„Ein Seelbad? Seid Ihr zur Beicht gewesen?" Sie verstand nicht seinen Witz.

„Als armer Schlucker war ich in dem Freibade, das die fromme Frau Rieverts zum Heil ihrer sündigen Seele gestiftet hat." Er lachte überlaut.

Und Isa hauchte gar leise: „Wie kann Euer Herz gut sein, da Ihr so große Bängnis mir bereitet?"

„O, das Liebste, Süßeste und Schönste, das in aller Welt ist, möchte ich Euch bringen und bereiten ... das wird und kann kein andrer Mensch noch Mann für Isa Heikens tun oder tragen."

„Laßt uns zu den andern eilen!" bat sie.

„Ich heiße Widerich, weil ich immer widersprechen und auch Eurer Meinung zuwider sein muß. Laßt uns am Strande entlang gehen, damit der Weg zur Höhe uns weiter werde!"

Er faßte ihre Hand, und sie mußte ihm folgen.

Nach einer Weile kam furchtsame Frage: „Wohin geht Ihr mit mir?"

„Ich gehe, mein Glück zu suchen ..."

Kaum hatte er den Satz ausgesprochen, als er mit einem jähen Ruck sich niederbückte und aus dem grauen Schlick einen braunen, blitzenden Stein emporhob. Es war ein hell glänzendes Bernsteinstück, größer als ein Taubenei, ein seltener und kostbarer Fund an dieser Bernsteinküste.

Der vor Freude Bestürzte brach in den Jubelruf aus: „Ich habe meinen Glücksstein gefunden ... heute wird mein Glück aufgehen und meine Sonne sich wenden."

Sogleich drückte er den schimmernden Edelglast ihr zwischen die Finger. „Tragt es an einem Kettlein innen auf der Brust ... es ist ein Talisman und macht das Herz gefeit."

„Nehm' ich nicht mit dem Stein Euer Glück?" lächelte sie.

Geheimnisvoll sah er sie an und sagte: „Wir beide haben nur ein Gut und Glück auf Erden."

Da rief Inge von der Höhe herab: „Ihr Nachtfalter, fliegt her zum Feuer, das wir zünden!"

Die Mittsommernacht war wie eine traumhafte Dämmerstunde. Alle Lüfte schliefen, und keine Welle kräuselte sich. Groß und glatt und gleich einem tiefen Märchen lag das Meer rings um Flathallig. Im Osten leuchtete es grellrot auf und wurde zum mächtigen Feuerschein, als sei ein Schiff auf hoher See in Brand geraten.

„Die Rungholter haben unten am Hafen ihr Beekenfeuer entfacht." Inge klatschte in die Hände.

Überall gen Norden und Süden schlugen Flammengarben, als wie auf den Gewässern, wie das getäuschte Auge glaubte, empor. Es waren aber die Strandinger, die auf allen Uferhöhen zu Ehren des St. Johannis ihre Beeken brannten.

Kurt schichtete das Reisig, Folkert schüttete Pech darüber, und Inge schlug aus dem Stahl den springenden Funken, der in das zischende Pech fuhr und blitzgleich zum Flammenmeer wurde.

Inge schwätzte immerzu: „Ei, das werden sie auf dem Lande sehen und verwundert hin und her raten . . ."

„Still, still!" flüsterte die Schwester, „um das Sonnwendfeuer muß man sich ohne Laut stellen und einen leisen Herzenswunsch tun . . . der wird durch St. Johannis Fürbitt' erhört von Gott."

Alle traten in den Ring und schauten tiefsinnig in die Glut. Bis auf den Knaben, der einen Korb voll Honigbretzeln heimlich begehrte, hatten alle nur einen Wunsch, denn eines Glückes begehrt die Jugend.

Bald fand die lose Inge dieses feierliche Schweigen lachhaft und sagte laut ein altes Johannissprüchlein:

„Ich wünsche mir als Heiratsgut:
Marthas Fleiß, Marias Glut,
Schön wie Rahel, klug wie Ruth!"

„Fromm ist die Heiratsbitt'," schmunzelte Kurt, „aber erst muß der Mann erbeten sein."

Inges blaue Augen sprühten vor Lust. „Nach der Sitte der Altvordern muß man dreimal um das Feuer reigen!" Sie haschte nach dem Arm des langen und noch immer tiefsinnigen Deichschreibers.

Unhöfisch zog er den Arm zurück und barg die Blödigkeit unter dem barschen Wort: „Ich kann nicht wie ein Grashüpfer auf dem Rasen springen."

Das Mägdlein tänzelte allein um die Flamme, und die Schleppe ihres Brokatkleides fegte über den Grund — und kam der Scheiter zu nahe.

Folkert, der mit den Augen unverwandt ihr folgte, machte einen langen Schritt, riß sie mit einem festen und fast groben Griff zurück und fing an, mit den geschmierten Stiefeln den Saum ihres feinen Kleides zu zerstampfen.

„Seid Ihr toll und des Teufels?" schrie sie, entsetzt um ihr schönes Gewand.

„Ja, einer von uns beiden ist es," schalt er brummend und stampfte

weiter, „warum tragt Ihr die eitle Schleppe, die man Pfauenschweif nennt? Wollt Ihr bei lebendigem Leibe in Lohe aufgehen?"

Die Übermütige erblaßte, als sie die Gefahr bemerkte, in der sie geschwebt. Treuherzig nahm sie Folkerts Arm und schaute dankbar zu ihm empor. „Mir sind noch alle Glieder und die Zunge von diesem Schreck gelähmt ... ich muß mich ein wenig vertreten und will rings um den Strand gehen. Weil Ihr mit mir zu tanzen verschmähtet, sollt Ihr zur Buße das Geleit mir geben."

Der Deichschreiber lächelte still und stumm. Soviel er auch wußte und sagen wollte, es blieb ihm in der Kehle stecken.

Inge aber erholte sich schnell und spitzte schwermütig den Schelmenmund. „Gute Gottesmutter! Wenn ich zu einem Aschenhäuflein verbrannt wäre ... Folkert ... wäret Ihr nicht vor Leid gestorben?"

Mit einem Ruck des Kopfes sah er sie an und stammelte: „Ja, ich glaube ... daß ich gar elend und gleich wie ein Toter geworden wäre ..." Seine Lippen schlugen zu.

Nachdem beide eine Weile stumm gewandert waren, flötete das Spottvöglein: „Ihr seid ein sehr unterhaltsamer Herr."

Der Deichschreiber zog die Brauen hoch und schwieg.

Inge hob zierlich mit zwei Fingern die Schleppe Pfauenschweif und lispelte: „Ich muß wohl mit Euch vom Deichwerk reden, wenn Ihr drei Sätze hintereinander sprechen sollt. Habt Ihr nicht die Entdeckung gemacht, daß alle Deiche Rungholts viel zu steil stehen und einen Winkel von — Gott weiß wieviel — Graden haben müßten?"

„Ja, ich habe meinen Satz bewährt und bewiesen ... den steilen Damm unterwühlt die Flut, an dem schräg abfallenden aber rollen die Wogen empor. Und sie glauben meiner Deichpredigt, aber sie tun nicht danach um ihres Geizes willen."

„Ich habe meinen Vater sagen hören, daß die Westsee nicht mehr so wild sei als in den Tagen unsrer Altvordern."

Er trat hart auf mit den geschmierten Stiefeln. „Ich aber sage: Wenn eine wirkliche Manndränke kommt, wird der Südstrand im salzen Wasser ersäufen."

Erschaudernd hielt Inge sich den Kopf und mit den Händen die Ohren zu. „O, mir wird so eisig, heiß und angst, wie nachts, wenn ich im Traume vom höchsten Kornboden stürzte. Wie könnt Ihr an dem leuchtenden Mittsommerabend von Manndränke, Tod und Menschensterben reden?"

Folkert verstummte, und das Deichgespräch riß ab.

Bald geriet sie aus dem Erschaudern in die Langeweile. „Ihr seid just kein Redseliger ... wenn ich aber mit mir selber plapperte, würde es unschicklich und wider das schöne Maß der Frauenzuchten sein. Ich muß aber eine Menschenstimme hören und will für mich selber singen ... Ihr mögt Euch gleich dem Ulixes die Ohren mit Wachs verstopfen."

Inge sang hoch und klar, süß und sinnig:

„Lieblich hat sich gesellet
Mein Herz in kurzer Frist
Zu einem, der mir gefället,
Gott weiß wohl, wer er ist.“

Folkert lauschte dem hellen Schall und Schlag. Aber in ihm war das Maß, die Mutter aller Tugenden, und der Pflichttreue fragte nicht, wer es sei, dem ihr Herz sich gesellet, und faßte nicht nach der Hand, die ihm so nahe.

An dem glühenden, niedrig züngelnden Feuer lag der Knabe, den Kopf in den Ärmel gewühlt. Ekke war eingeschlummert und sang mit der Nase eine eintönige Melodei.

Kurt und Isa waren ganz allein und in das Dunkel außerhalb des Scheinkreises, den die Flammen warfen, getreten.

Ist nicht der Mittsommer die Maien- und Minnezeit dieses rauhen Meerlandes? Lau und von Liebesluft geschwängert waren die Lüfte, verschwiegen die Nacht und heiß die Herzen. Hin und herüber, im Hauch der Lippen und Blick der Augen, sprangen die Funken.

Isa hatte, um in des Höchsten Hut zu sein, die Hände gefaltet, aber sie fragte leise: „Kurt, was habt Ihr am heiligen Feuer Euch gewünscht?“

„Ihr wißt es,“ stieß er hervor, „Leben ... Licht ... Liebe, denn ohne Euch ist alles dunkel und tot ... und ich weiß auch, was Ihr vom St. Johannes erbeten habt.“

„Wie könnt Ihr meine geheimen Gedanken lesen?“

Kühn sah er sie an und sagte: „Ich sehe Euch ins Herz hinein ... es möchte eines und nichts anders, als daß ich Euch lieb habe ... und ich habe dich lieb, mein herztrautes Traum-Isalein, sehr lieb. Dich muß ich haben ... du bist es alleine, die ich minne und meine.“

Das Kind erbebte in freudiger Furcht und weher Wonne.

Er nahm den Engel vom Rungholter Markte in die ungestümen Menschenarme. Die gefalteten Hände lösten sich und legten sich um seinen Hals.

War das die kleine, keusche, still verträumte Isa? Just in die ruhig reinen Seelen schlägt's wie Gottes Wetterstrahl.

Sie küßte ihn mit brennenden Lippen.

Wer liebt, der lebt im Nu der Gegenwart das Leben aus. Was war und sein wird, ist vergessen und versunken.

Ein feiner, weißer Nebel zog, gleichwie der Schleier jener Fee, die in Johannisnächten geht, der zaubermächtigen Frau Minne. Sie waren in ihrem Bann gefangen und gefeit und mußten sich liebkosen und küssen ohne Ende.

Durch die Stille der Hallig und zu ihnen herüber drang Inges schmelzende Weise. Klingenden Widerhall fanden die Worte, und dicht an ihrem Munde hauchte er:

„Lieblich hat sich gesellet
Mein Herz in kurzer Frist
Zu einer, die mir gefället,
Ich weiß wohl, wer sie ist.“

Die Tochter des reichen Ratsherrn von Rungholt umschlang den geringen Knecht ihres Vaters, an seine Brust geschmiegt, und er jubelte: „Sonnenwend, Sonnenwend! Das Leben, das in allen Dingen mir zuwider war, hat sich in hohes Freudenheil verwandelt, und meine Sonn' und Wonn' ist aufgegangen, und Kurt Glückselig will ich fortan heißen.“

Die Schritte der andern näherten sich dem Lichtkreise, und man hörte Inges lautes Sprechen: „Nun müßt Ihr den faulen Mund auftun und ein Liedlein singen.“

Folkert fuhr zusammen und sang mit seiner schönen Singstimme, was ihm just einfiel oder in seinem schwermütigen Sinn gelegen, nämlich den alten Reim:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod
Und hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut' wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden —
Hüte dich, schön's Blümelein!“

Durch die süße Nacht voll Lieb und Leben fuhr das traurige Todeslied wie ein schneidender Mißklang. Schreckhaft ließen die Kosenden voneinander.

Inge aber bedräute den Sänger. „Wie könnt Ihr in der fröhlichen Johannisnacht ein schauriges Unkenlied krächzen?“

Alle schwiegen gedankenverloren und gingen zum Strande. Ein feuchter, kühler Nebel stieg und ballte sich wie das Gewand der verrunzelten Schicksalsfrauen, der ewig alten, die nimmer sterben und das verworrene Gespinst des Menschenlebens weben.

Auf der Heimfahrt wurde nicht gesungen. Nur das einförmige Knarren der Ruder und das Plätschern des Wassers unterbrach das Schweigen.

Kein Lichtschein drang über das Meer.

Alle lustigen Beekenfeuer waren graue Asche geworden. — — —

Paulinus lag auf seinem harten Lager im Graubrüderkloster und schlief nicht. Die Geißel des Domherrn, die an der kahlen Wand hing, war nicht mehr neu noch unbenutzt. Er hatte sich lange gekreuzigt und im Gebet gedemütigt. Für Oda und Maike und Nomme und Meinert, für alle Armen und Geringen in Rungholt und dem Dünendorfe tat er Fürbitte bei Gott. Auch für den Domherrn und die Ratsmänner und die Reichen bat er: Vergib uns allen unsre Schuld!

Durch das offne Fenster drang ein heller Schein. Er besann sich, daß es das Beekenleuchten sei.

Heute ist Sonnenwende. Hat auch meine Sonne ihre Höhe überschritten? Und soll ich nimmer ein Priester nach dem Drange meines Herzens und dem Willen meines innersten Wesens, ein Tröster und Helfer der Elenden sein? Oder will Gott, daß ich aus der Sonne an einen Schattenort und in die Stille gehe?

Er rang in Fragen und Zweifeln. Versuchlich trat der Gedanke an sein Lager, Gelübde zu tun und aus der unruhvollen Welt in den Klosterfrieden zu ziehen!

Gen Morgen fiel Paulinus in einen festen Schlummer. In seiner Zelle webte der Geist, der hohe und heilige, der in den demütigen Herzen wohnen und thronen will.

Nach einer Woche erwiesen die Franziskaner ihm hohe und unerwartete Ehre. Sie hatten den stillen, bescheidenen Büßer so lieb gewonnen, daß sie ihn in die Fraternität ihres Klosters aufnahmen.

Es mutete ihn wie ein göttlicher Wink an — und dennoch ist Paulinus kein Barfüßermönch geworden.

(Fortsetzung folgt.)



Grauer Morgen.

(An Anna.)

Von

Börries, Freiherrn von Münchhausen.

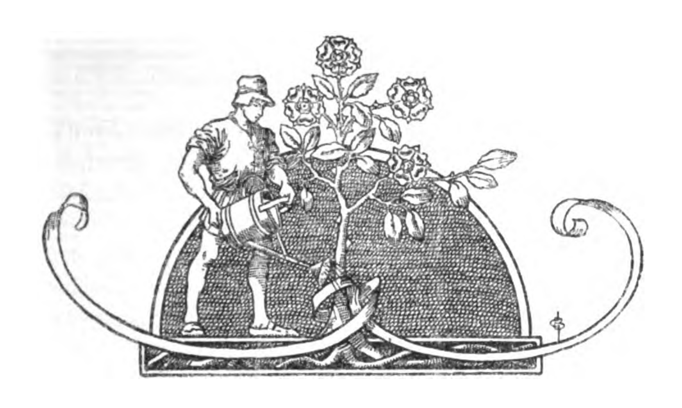
Ein grauer Morgen fröstelte und spann
In engen Gassen graue Nebellaken,
Von allen Dächern lauer Regen rann,
Die Öllaternen löschen aus mit Blaken.

Ich wanderte durch all die Traurigkeit
Zu dir, zu dir, den schwersten Weg auf Erden,
Und eine Frage gab mir das Geleit:
Was willst du tun? Wirst du auch glücklich werden?

Am Bahnhof draußen durch den Nebel brach
Ein Sonnenstrahl mit halbverlegnem Lächeln,
Ein Wind stand auf und schob vom Schuppendach
Die weißen Laken fort mit leisem Fächeln.

Da traf auch mich ein Strahl des Sonnenblicks
Und ich erschrak, — es war wie ein Erwachen,
Ich schämte mich des sichern eignen Glücks
Und dachte nur: Werd ich auch glücklich machen?





Gedanken einer Frau über Frauen.

Von

Augusta Bender.

Im Alter von 84 Jahren ist die ehrwürdige Miß Suzan B. Anthony, die Urheberin und Präsidentin der amerikanischen Frauenstimmrechtsbewegung, noch über den Ozean zum Frauentage nach Berlin gekommen. Ihre nicht lange zuvor verstorbene Freundin und Mitarbeiterin, Mrs. Elisabeth Cady Stanton, hatte bei voller Kraft und Gesundheit sogar das stattliche Alter von 90 Jahren erreicht. Kein Wunder, daß beide, wie alle bahnbrechenden Frauen diesseits und jenseits des Ozeans, in dem fundamentalen Irrtum befangen waren, die andern Frauen für ebenso stark als sich selber zu halten. Da nun aber falsche Voraussetzungen naturgemäß zu falschen Schlüssen führen müssen, hatte man anfangs den Kampf um die Gleichberechtigung der Geschlechter unter den irrigen Gesichtspunkt einer geistigen und physischen Gleichheit gerückt und dadurch viel Zeit und Kraft verloren.

Es ist freilich wahr, daß die meisten Frauen unter dem Sporn der Umstände zeitweilig eine ebenso große, wo nicht größere Kraft und Ausdauer als der Durchschnittsmann entwickeln können, zumal am Krankenbett ihrer Lieben und in Ernährung ihrer Kinder. Der unvermeidliche körperliche Bankerott aber, der sich infolge dieser Überanstrengung einzustellen pflegt, wenn vielleicht auch erst in späteren Jahren, sagt deutlich genug, daß die Frau nicht ununterbrochen so viel wie der Mann leisten kann, daß sie Zeiten der Ruhe und Schonung nötig hat, wenn sie nicht einem dauernden Siechtum und vorzeitigen Altern anheimfallen soll.

Was fruchtete es daher, die ausnahmsweise gesunden Frauen als Paradepferde aufzuführen und sie mit dem Durchschnittsmaße der Männer zu messen? Denn es ist und bleibt eine Tatsache, daß die normale Frau an physischer Leistungskraft gegen den Mann zurücksteht, besonders wegen ihres stärker entwickelten sensiblen Nervensystems. Aber ist sie des-

halb minderwertig? Ganz und gar nicht! Eine größere Feinfühligkeit der Nerven beweist meistens auch eine größere moralische Feinfühligkeit, und dies berechtigt, ja verpflichtet die Frau, in höherem Maße, als es bisher der Fall gewesen ist, an der Kulturentwicklung der Menschheit teilzunehmen, aber nicht nach Männer-, sondern nach Frauenart. Und daß diese besondere Art auch wirklich etwas tauge, müssen Frauen sowohl als Männer sich mehr als bisher verstehen lernen und von ihren einseitigen „snap-judgements“ — wie es der Engländer nennt — zurückzukommen suchen. Denn wie jeder Mensch, der diesen Namen verdient, etwas Ureigenes, durch keinen andern zu Ersetzendes hat, so auch die Geschlechter. — Im großen und ganzen sind ja freilich die Frauen in den höchsten und edelsten Entwicklungsblüten der Menschheit — abstraktes Denkvermögen und abstraktes Gerechtigkeitsgefühl — noch zurückgeblieben. Ihr Denken und Fühlen ist ganz persönlicher Art, weshalb es auch so schwer ist, irgendein objektives Thema mit ihnen zu besprechen, ohne daß sie sofort auf konkrete Dinge überspringen — ob aus Mangel an Schulung, oder vermöge einer Naturanlage, wird erst die Zukunft zu entscheiden haben. Gewiß hat auch die Frau ihre Vorzüge, mit denen sich der Durchschnittsmann nicht messen kann, doch liegen sie nicht auf intellektuellem, sondern auf moralischem Gebiete — und dies auch nur, wo sich keinerlei bewußter oder unbewußter Antagonismus eingeschlichen hat. Was aber auch hier die reine Herzensgüte oft verdunkelt, zumal in Deutschland, ist der große Autoritätsglaube, infolgedessen alles, was an das Gefühl appellieren soll, erst in Szene gesetzt, d. h. durch Rang, Stand, Reichtum, berühmte Namen &c. beglaubigt sein muß.

In Amerika sind die Frauen vermöge ihrer größeren Verstandesbildung viel selbständiger in ihrem Urteile und deshalb auch viel unternehmungsfähiger. Dort aber drehte sich die Frauenfrage auch von vornherein um „die Frauen“ und nicht nur um „die Frau“, worunter man in Deutschland meistens nur die Tochter des gebildeten Mittelstandes versteht. Die unteren Stände kommen vorläufig nur so weit in Betracht, als sie das Kontingent der großstädtischen Arbeiterinnen und — Verlorenen stellen, wie die Fürsorge der Gesellschaft auch für den Mann erst dann beginnt, wenn er zum Verbrecher geworden ist.

So kommt es, daß die große Mehrzahl der Frauen, die außerhalb der städtischen Verkehrsmittelpunkte leben, von einer Frauenfrage noch gar nichts wissen, und ebensowenig von der großen Wichtigkeit etwa eines — Mädchengymnasiums. Ob des Pfarrers oder Amtmanns Töchterchen ins Institut oder ins Mädchengymnasium geschickt wird, was ist der Unterschied? Beides ist eine Sache der Stellung und des Geldes, ohne welches auch die Frauenfrage keinen Sinn und Zweck hat, heute noch so wenig wie vor einem halben Jahrhundert. Der genialen Frau aus dem Volke hat sich immer nur der Mann angenommen, denn nur der Mann hat bis jetzt für angeborenen Geisteshunger, wofern er nur echt und ohne Pose war, Verständnis und Respekt gehabt. Die Frau dagegen pflegt unter einem

Bildungsbedürfnis in der Regel nur den Willen zur Macht, also gesellschaftlichen Ehrgeiz, zu verstehen und von einem ganz objektiven Wissensdrang keine Vorstellung zu haben.

Was soll dies alles jedoch beweisen? Gar nichts! Auch unter den Männern gibt es nur selten einen angebornen Erkenntnishunger. Dagegen hat jeder Mensch, ob Mann oder Frau, das Recht, seine Persönlichkeit zur höchstmöglichen Entfaltung zu bringen und einen dementsprechenden Wirkungskreis zu suchen, ob es sich nun um Ausnahmenaturen, oder um Normalmenschen handelt. Jeder Einwand gegen diese Tatsache ist philisterhaft und veraltet und trägt somit sein Todesurteil in sich selbst. Wahrheiten haben eben das Gute vor den Irrtümern voraus, daß sie warten können und immer wieder auferstehen, so oft sie auch ans Kreuz geschlagen werden. Aber auch in der Aussprache dessen, was ist, liegt schon ein Fortschritt, und so wenig wie den Männern kann es den Frauen schaden, wenn sie an ihre Unzulänglichkeiten erinnert werden; denn diese sind es, aus denen die Männer von jeher das stärkste Rüstzeug zu ihrer Bevormundung geschmiedet haben.

Man wird wohl sagen können, daß die Fehler der Männer mehr auf moralischem, die der Frauen mehr auf intellektuellem Gebiete liegen. Psychische Ausnahmen haben so wenig Beweiskraft wie die physischen. Hat das Weib einmal gelernt, zugleich stark und mild zu sein, auch wo es nicht liebt und bewundert sein will, so wird es auch gerechter und objektiver in seinem Denken sein, nicht immer nur persönliche Fürwörter im Munde führen und bei jedem Wort auf die Umsitzenden und Vorübergehenden schielen. Am meisten aber müssen sie sich vor den starkknochigen und starkverdauenden Mannweibern hüten und sich nicht von ihnen einreden lassen, daß sie körperlich so kräftig wie die Männer sind, oder es wenigstens sein sollten. Wäre dem so, so würden sie ja im Urzustande, wo nur die physische Kraft den Ausschlag gab, in ein Abhängigkeitsverhältnis gegenüber dem Manne nie gekommen sein. Die Kulturmission der Frau bemißt sich nicht nach Pferdekräften, sie liegt, wie gesagt, auf ethischem Gebiete. Die größere körperliche Unempfindlichkeit des Mannes greift auch ins Moralische über. Der Starke kann mit dem besten Willen nicht begreifen, wie dem Schwächeren zumute ist, selbst wenn er — Arzt sein sollte.

Hier müßte vor allem die Frau zur Geltung kommen, die *sensible* Frau, deren Beobachtungsgabe betreffs seelischer und körperlicher Zustände so viel stärker als die des Mannes entwickelt ist. Diese Beobachtungsgabe, die sich in Dingen, die sie geistig übersehen kann, oft bis zur Hellsicht steigert, war in primitiven Zeiten ja die einzige Schutzwehr zur Erhaltung ihrer selbst und ihrer Kinder gegenüber dem unberechenbaren Jähzorn des barbarischen Mannes. Daraus jedoch auf fundamentale Geschlechtsmerkmale zu schließen, würde ebenso unrichtig sein, als dem Manne von Haus aus eine besondere Brutalität zuzuschreiben, weil sich diese von Urbeginn an dem physisch Schwächeren gegenüber ungestraft betätigen konnte. Eigenschaften, die sich in der Barbarei entwickelt haben, werden auf einer

höheren Kulturstufe auch wieder verschwinden, und man muß sich daher vor allem gegen vorzeitige Verallgemeinerungen in acht nehmen. Es ist gar nicht nötig, daß die Frauen es mit den Männern an quantitativer Leistungsfähigkeit aufnehmen, um ihr Anrecht auf eine menschenwürdigere Stellung zu beweisen; denn dies würde den häßlichen Konkurrenzkampf zwischen ihnen ja noch höher steigern, und zwar zum größten Nachteile beider Geschlechter.

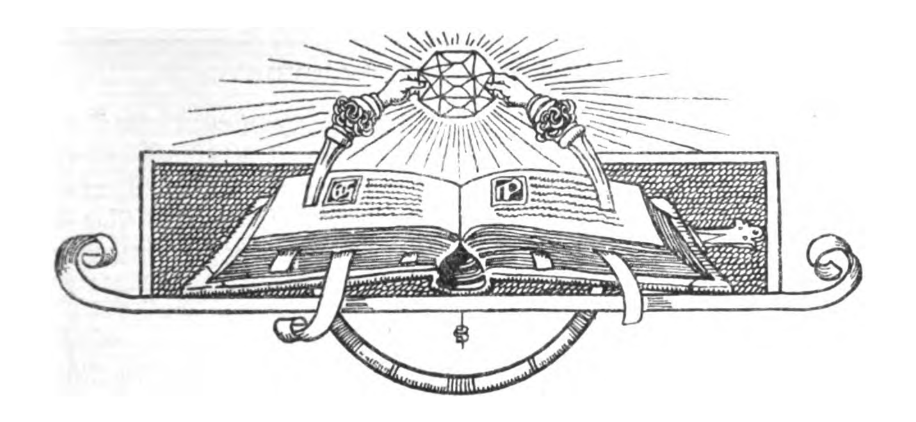
Dagegen sollen die Frauen ihre qualitativen Leistungen zu steigern suchen, vor allem also noch weiblicher, d. h. zartfühlender, zartdenkender und dabei gerechter werden, besonders ihrem eigenen Geschlechte gegenüber. Sie müssen mit einem Worte den Beweis zu erbringen suchen, daß sie im Kulturhaushalte einer Nation so unentbehrlich wie als Familienmütter sind, auch wenn sie keine Nerven von Stahl und Eisen haben, oder vielleicht gerade aus diesem Grunde; denn wer gar zu grobe Nerven hat, hat in der Regel auch grobe Gefühle und Lebensanschauungen; und wer gegen Witterungseinflüsse gänzlich unempfindlich ist, ist es nur zu häufig auch gegen geistige Imponderabilien.

Kurz, mögen einzelne Frauen so kräftig sein, als sie wollen, und in voller geistiger Frische 80 und 90 Jahre alt werden, für die Mehrzahl beweist dies so wenig, wie ein sieben Fuß großer Mann für das Durchschnittsmaß der Männer beweist. Je mehr die Menschheit sich geistig verfeinert, je weniger bedarf sie der Athleten, um ihre Schlachten zu kämpfen und die großen Fragen der Zivilisation zu lösen. Was den Frauen vor allem not tut, ist eine Entwickelung ihres Denk- und Urteilsvermögens. Und wenn es einmal eine größere Anzahl von Frauen gibt, die imstande sind, den Schein von dem Sein zu trennen und das Gute und Wahre auch da zu erkennen, wo es nicht mit dem Pomp der Autorität auftritt, dann wird man bei den Parlamentsberichten der Zeitungen auch nicht mehr so häufig einem eingeklammerten „Heiterkeit" begegnen, sobald einmal von den Frauen und ihren Angelegenheiten die Rede ist. Denn die Männer urteilen zunächst nach ihren eigenen Frauen, und wenn diese nichts als „Damen" sind, d. h. hohle und gedankenlose Gesellschaftspuppen, so werden sie auch von den übrigen Frauen nur selten eine würdige Anschauung haben.

Ob die weiblichen Hochschulen viel an der Sache ändern werden, mag dahingestellt bleiben. Im besten Falle werden diese nur einer verschwindenden Minderheit erreichbar sein, solange die Bildungsmöglichkeit in erster Linie an den Besitz gebunden bleibt.

Doch mögen höhere Unterrichtsanstalten für eine besondere Fachbildung auch unerläßlich sein, zur Hervorbringung eines edleren Menschentums sind sie es nicht; denn Charakter mit allem, was darum und daran hängt, also ethische Bildung überhaupt, hat noch nie ein Mensch in der Schule geholt und wird es auch in Zukunft nicht — am wenigsten aber in unserer Zeit, wo die einseitige Überschätzung der formalen Bildung auch in Hinsicht der Männer schon zum Übel geworden ist.





Pastor Jespersens Weihnachtsabend.

Erzählung von Carl Ewald.

I.

Pastor Jespersen saß in seiner Studierstube, in Gedanken versunken die eine Hand über die Augen gedeckt, die andere schwer auf die Heilige Schrift gestützt, die aufgeschlagen auf dem Tisch vor ihm lag.

Seine Frau trat ein, ohne daß er es bemerkte, und blieb mit seinem Morgenkaffee auf einem kleinen Teebrett neben ihm stehen. Sie zog die Bibel unter seiner Hand heraus und stellte das Teebrett auf den Tisch.

„Trink den Kaffee nun, während er warm ist“, sagte sie.

Er erwachte aus seiner tiefen Versunkenheit, faßte die Tasse mit beiden Händen und schlürfte das heiße Getränk. Die Pastorsfrau kniete vor dem Ofen nieder, füllte ihn mit Torf, hielt die geschwollenen Hände vor den Mund und blies ins Feuer. Dann setzte sie sich auf die Kante eines Stuhles, wandte dem Pastor den Rücken zu und wickelte die Schürze um ihre Hände.

Pastor Jespersen trat ans Fenster und hauchte ein Loch in die gefrorene Scheibe.

Draußen schleppten die Büsche des Gartens schwer an der Erde mit ihren vom Westwind gekrümmten und zerzausten Zweigen. Hinter dem Garten ein schmaler Streifen schneebedeckter Felder und dahinter wieder das Meer, das sich grau und düster unter einem schweren grauen Himmel ausbreitete.

„Ich liebe das Meer“, sagte er. „Gott der Herr hat das Band des Meeres um die Länder geschlungen, damit sein Dröhnen und Brausen die Sünder an Tod und Gericht erinnern möge.“

Sie antwortete nicht, sondern rückte nur zusammenschaudernd näher an den Ofen.

„Sieh den alten Holunderbaum draußen im Garten“, sagte er. „Sturm und Unwetter haben ihn beinah vernichtet. Nur oben in der Spitze

ist noch Leben, verzweifelt streckt er seine Zweige nach Osten ... der Sonne entgegen ... Gott entgegen ... flehentlich bittend, er möge so barmherzig sein, ihn noch einmal mit Blättern und Blüten zu schmücken. Wenn der Sommer kommt, ist der Holunderbaum ebenso kahl und tot. Nur die Zweige, die sich am weitesten streckten und am tiefsten beugten in ihrer Angst und ihrer Hoffnung ... nur die erhört Gott und schenkt ihnen Blüten und Blätter im Überfluß ... den wenigen ... auserwählten ..."

Sie nickte stumm, ohne ihre Stellung zu verändern.

Die Tür ging langsam auf. Beide blickten in die Höhe. Ihr kleines Mädchen trat ein.

Sie blieb einen Augenblick stehen, schmal und engbrüstig in ihrem kurzen Röckchen, und wandte ihr großes, blasses Gesicht den Eltern abwechselnd zu. Der Pastor sah wieder zum Fenster hinaus.

„Wolltest du etwas, Elisa?" fragte die Pastorin.

Das Kind machte einige Schritte vorwärts. Ihre Arme hingen schlaff herab, sie öffnete und schloß unaufhörlich die geballten Hände.

„Stine aus dem Fischerdorf ist draußen", sagte sie.

„Gut, ich komme gleich", sagte die Pastorin.

„Sie sagt, Hans Andersen sei heut nacht auf dem Meer verunglückt."

Pastor Jespersen wandte sich hastig um.

„Hans Andersen?"

„Er ist heut nacht ertrunken, sagt Stine."

Der Pastor faltete stille seine Hände.

„Der Teufel hat sich sein Eigentum geholt", sagte er.

„Ich will für ihn beten", sagte Elisa.

Er faltete die Arme über der Brust und sah sie ernsthaft an:

„Wie oft habe ich dir gesagt, daß es nichts nützt, für Tote zu beten?"

„Ja", sagte Elisa.

Die Pastorin schloß die Ofentür auf und stieß mit der Fußspitze den Torf zurecht.

„Wenn ein Mensch sich nicht bekehrt, bevor sein Stündlein schlägt, so ist er der Hölle verfallen. Das ist Gottes unerforschlicher Ratschluß, und daran kann Elisa nichts ändern. Hans Andersen war ein Säufer. Er war auch gestern betrunken, als er in sein Boot stieg, ich habe es selbst gesehen. Und alle Säufer sind ewig, ewig verloren."

„Ja", sagte Elisa.

Sie stand mit gesenkten Augen mitten im Zimmer. Dann trat sie an den Stuhl der Mutter und fragte leise:

„Ist Hans Andersen in der Hölle?"

Die Pastorin strich ihr über das Haar, aber sie sah sie nicht an und antwortete nicht. Elisa wartete einen Augenblick, dann ging sie an das Fenster, wo ihr Vater stand.

„Ist Hans Andersen in der Hölle?"

„Ja."

Das Kind nickte ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, als habe sie sich das schon selbst gedacht.

„Es ist Zeit zur Morgenandacht", sagte Pastor Jespersen.

Die Pastorin erhob sich hastig, so daß der Stuhl gegen den kahlen Fußboden schlug. Sie nahm das Teebrett mit den Tassen vom Schreibtisch.

„Du hast deine Zwieback schon wieder vergessen", sagte sie.

Aber Pastor Jespersen hatte schon Elisa an die Hand gefaßt und mit ihr das Zimmer verlassen.

Im Wohngemach warteten die Leute; der Knecht, zwei Mädchen und ein halbwüchsiger Junge, dazu noch Stine aus dem Fischerdorf. Der Pastor gab Stine die Hand und nickte den anderen zu. Die Pastorin setzte das Teebrett auf den Tisch, öffnete das Harmonium und nahm davor Platz.

„Heute darf Ole wählen, welches Lied wir singen", sagte der Pastor.

Der Knecht blätterte im Liederbuch, feuchtete seinen Finger an und blätterte weiter.

„No. 283", sagte er dann.

„Eine gute Wahl", sagte Pastor Jespersen.

Sie blätterten jetzt alle in ihren Büchern. Die Pastorin schlug einen Akkord an, und dann sangen sie:

„Es glänzet der Christen inwendiges Leben,
Wenn auch hier von außen nicht glänzet ihr Stand;
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Ist keinem, als ihnen nur selber bekannt.
Was niemand verspüret,
Was niemand berühret,
Hat ihre erleuchteten Sinne gezieret
Und sie zu der göttlichen Würde geführet."

Sie sangen alle acht Verse. Des Pastors Stimme war tief und stark, die Mädchen sangen aus einem Gesangbuch, und Hanne erhob die gesenkten Augen nicht davon, während Frine gen Himmel sah und tapfer mitsang, Ole brummte eintönig, mit finsterem Ausdruck, und der halbwüchsige Junge schielte nach seinem Dienstherrn, brachte keinen Laut heraus, bewegte aber beständig die Lippen. Stine aus dem Fischerdorf kam immer ein paar Takte zu spät, und der Pastor versuchte vergeblich, sich nach ihr zu richten. Elisas Stimme hörte man deutlich aus allen übrigen heraus.

Dann schloß man die Gesangbücher und stand mit gefalteten Händen und gesenkten Augen, nur Elisa sah unverwandt den Vater an, der mit lauter Stimme ein kurzes Gebet sprach. Die Pastorin lehnte die Stirne gegen das Notenpult.

„Amen", sagte Pastor Jespersen.

Alle wiederholten das Wort. Stine weinte laut.

„Und nun frage ich, wie ich zu tun pflege, ob einer oder der andere von euch eine Bitte, ein Geständnis oder ein besonderes Wort an euren Gott oder euren Prediger zu richten hat?"

Er sah sich im Kreise um. Alle standen mit niedergeschlagenen Augen da. Dann trat Elisa einen Schritt vor, kniete auf den Fußboden nieder und sprach mit gefalteten Händen:

„Ich danke dir, Jesus, daß ich in einem christlichen Hause geboren bin, wo ich meine kleinen Knie an der Seite meiner Eltern beugen und ihnen nachbeten kann, bis ich groß genug bin, um es selbst zu tun und aus Gnaden ein glückliches und seliges Gotteskind zu werden."

„Amen", sagte Pastor Jespersen und legte die Hand segnend auf Elisas Haupt.

Stine aus dem Fischerdorf schluchzte laut, die Pastorin wandte den Kopf dem Fenster zu.

„So wollen wir denn an unser Tagewerk gehen", sagte der Pastor, „und wollen bedenken, daß es besser ist, die Weihnachtsgrütze anbrennen zu lassen, als nur für einen Augenblick Jesum zu vergessen."

Er ging ins Wohnzimmer, zog seinen Mantel an und nahm die wollene Mütze zur Hand.

„Du vergißt dein Halstuch", sagte die Pastorin.

„Wo gehst du hin, Vater?" fragte Elisa.

Pastor Jespersen nahm das Tuch und band es um seinen Hals. Dann beugte er sich nieder und küßte Elisa auf die Stirn.

„Ich weiß es nicht", sagte er. „Gott der Herr hat mir heute morgen kundgetan, daß er etwas für mich zu tun habe, aber das Nähere weiß ich nicht. Ich gehe jetzt, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben, er wird meine Schritte leiten."

Er ging in den Schnee hinaus. Elisa sah ihm mit leuchtenden Augen nach.

„Du wirst dich erkälten, Elisa", sagte die Pastorin, zog sie herein und schloß die Tür hinter ihr zu.

* * *

Pastor Jespersen ging einen steilen abschüssigen Weg entlang, der im Schnee kaum zu finden war. Jeden Augenblick sank sein Fuß tief ein, dann arbeitete er sich hastig wieder in die Höhe und ging eilig weiter. Der Schnee ging über seine langen Stiefel und näßte seine Beinkleider und das untere Ende seines Mantels, der aufgesprungen war und vom Winde hin und her geweht wurde, ohne daß er es bemerkte. Die Enden des gestrickten Halstuches flatterten ihm um die Schultern.

Es hatte angefangen zu schneien und zu wehen; auf den Feldern flog der Schnee schon vor dem Winde her. Das Meer lag wie in einem dichten Nebel da, und in der von einem dumpfen Grollen erfüllten Luft kündete sich schon der beginnende Schneesturm an. Unten am Strand lagen die Hütten des Fischerdorfes mit ihren schwach rauchenden Schornsteinen. Zwei Männer schleppten einen schwer beladenen Schlitten mühsam gegen den Wind an.



J. van Ruysdael
Winterlandschaft

Als der Pastor an den Stegel kam, wo der Fußsteig zum Dorf hinunterführte, stand Doktor Lund da, dick und fest zugeknöpft, ganz atemlos nach dem mühsamen Wege. Er stützte die Ellbogen gegen den Stegel und nickte nachlässig.

„Es gibt noch ein gottsjämmerliches Unwetter heut abend, Pastor Jespersen.“

„Sie sollten des Herrn Namen nicht in Ihren Mund nehmen, und am allerwenigsten heute.“

„Das hat man für seine Höflichkeit“, sagte der Doktor, klopfte die Asche aus seiner Pfeife und nahm seine Zigarrentasche zur Hand. „Wollen Sie eine Zigarre haben?“

Pastor Jespersen kreuzte die Arme über der Brust und warf einen mißbilligenden Blick auf seinen Feind.

„Sie sollten eine versuchen. Ich stehe dafür ein, daß sie gut sind. Sie sind eingeschmuggelt und durchaus zu empfehlen.“

„Mein Herr hat mich heute ausgesandt, seinen Willen auszurichten ... ob es seine Absicht war, daß ich mich von Ihnen verspotten lassen sollte?“

„Das wage ich nicht zu entscheiden“, sagte der Doktor; er setzte sich mit einiger Mühe oben auf den Stegel und schlug seinen Pelzkragen in die Höhe. „Aber ich sehe nicht ein, warum man ein Wunder voraussetzen sollte. Seit sieben Jahren, wo Sie das Evangelium der Liebe in der hiesigen Gemeinde predigen, sind wir doch beständig aneinander geraten.“

„Und immer als Feinde.“

Der Doktor steckte vorsichtig, im Schutze seines Handschuhs, seine Zigarre an.

„Noch neulich war's,“ sagte er und zeigte über seine Schulter ins Fischerdorf hinunter, „Sie ließen mich bei Jens Nielsens herausschmeißen, als der Junge an Diphteritis krank lag.“

„Starb der Junge?“

„Nein, er erholte sich. Aber seine Schwester starb, und zwei von Hans Andersens Kindern.“

„Sie s o l l t e n sterben“, sagte Pastor Jespersen.

Der Doktor nickte mit einem höhnischen Lächeln.

„Sie taten es auch, Pastor Jespersen. Sie taten es auch. Gottes Wille geschah. Aber wären Sie und ich an jenem Tage nicht bei Hans Andersen zusammengetroffen, würden einige von ihnen noch am Leben sein.“

„Es war Gottes Wille, daß wir uns an jenem Tage dort trafen.“

„Verschießen Sie Ihr Pulver nicht!“ sagte der Doktor rauh. „Jetzt ist Hans Andersen selbst tot. Er ist gestern abend ertrunken. Heut morgen ist seine Leiche ans Land gespült. Ich komme eben daher.“

„Ich weiß es. Ich sprach ihn gestern noch, ehe er ausfuhr. Er war betrunken.“

„Mag sein“, sagte der Doktor und rieb sich die Hände, um sie zu erwärmen. „In der Tasche stak noch eine leere Schnapsflasche. Hans Andersen hat einen leichten Tod gehabt.“

„Und so leichtfertig sprechen Sie von einer Seele, die in diesem Augenblick vor dem Richterstuhl Gottes steht?"

Der Doktor ließ gleichgültig seine Blicke über den Pastor weg auf die Felder schweifen.

„Hans Andersens Seele ..."

„Glauben Sie an eine Seele, Doktor Lund?"

„Bisweilen. Aber von Hans Andersens Seele war nicht viel mehr übrig, wenn er überhaupt je eine gehabt hat."

„Er hat sie totgetrunken, meinen Sie wohl?"

„Vielleicht."

Pastor Jespersen trat dicht an den Doktor heran und sah ihm scharf ins Gesicht. Der Doktor rückte ein wenig zur Seite.

„Es sind viele Säufer hier in der Gegend", sagte der Pastor.

„Natürlich. Die elenden Geschöpfe müssen ja auf eine oder die andere Weise Trost suchen für das jammervolle Leben an dieser trostlosen Küste. Und da liegt die Flasche ja am nächsten."

„Sie trinken selbst, Doktor?"

Der Doktor glitt von seinem Sitz herab und klopfte den Schnee von seinem Pelz.

„Das weiß Gott", sagte er dann. „Und ich trinke nicht nur selbst, — ich kann in den Tod die Menschen nicht ausstehen, die nicht trinken."

Pastor Jespersen schloß den obersten Knopf an seinem Überzieher und drückte seine Mütze fester ins Gesicht.

„Sie sind entweder Duckmäuser oder Heuchler", fuhr der Doktor fort.

Der Pastor schickte sich an weiterzugehen.

„He, Herr Pastor ..."

Der Pastor blieb stehen und wandte sich halb um. Der Doktor trat dicht an ihn heran. Sein Gesicht hatte sich ganz verändert; er sah verlegen aus und schien nach Worten zu suchen.

„Sie gehen wohl heute zur Witwe?" fragte er dann.

„Gewiß, das tue ich."

Der Doktor bohrte seinen Stock in den Schnee und sah vor sich hin.

„Ich bin heute ungezogen gegen Sie gewesen, Pastor Jespersen. Sind Sie mir böse?"

„Ich bin traurig über Sie."

Der Doktor schnitt eine Grimasse, aber er bezwang sich.

„Seien Sie barmherzig gegen das arme Geschöpf, Pastor Jespersen. Sie ist ganz außer sich ... schreit und jammert ... sie hielt so viel von dem versoffenen Taugenichts. Er ist auch gegen sie nicht schlecht gewesen ... hat sie nicht geschlagen ... sie ist ein braves Weib ..."

„Gewiß werde ich gut gegen sie sein."

„Ihr Vorgänger im Amt, Herr Pastor ... er war ja ein alter Mann und hatte natürlich seine Schwächen. Aber wenn so etwas vorfiel ... er war engelsgut und milde, Pastor Jespersen. Er verstand es, die Unglücklichen zu trösten."

„Ich weiß es wohl“, sagte der Pastor. „Er schwatzte und klatschte mit ihnen, klopfte ihnen auf die Schulter und gab ihnen eine warme Suppe. Aber was ist menschliche Barmherzigkeit im Vergleich mit göttlicher Gnade?“

„Er half ihnen, Pastor Jespersen.“

„Was wissen Sie davon, Doktor Lund? ... ein Spötter, ein Freigeist ... nach Ihrem eigenen Zeugnis ein Trinker?“

Der Doktor bohrte eifrig mit seinem Stock im Schnee. Er sah beinah aus, als schämte er sich über das, was er gesagt hatte, oder als denke er darüber nach, wie er den Eindruck seiner Worte noch verstärken könne.

„Hans Andersens Frau ist gänzlich ungläubig“, sagte der Pastor. „Vielleicht sendet mich Gott gerade heute zu ihr, um sie zu bekehren. Ich bin Arzt für die Seele, wie Sie für den Körper. Wenn Sie ein Geschwür schneiden sollen, bohren Sie tapfer Ihr Messer in die schmerzende Stelle. Und nun verlangen Sie von mir, daß ich sie mit zarter Hand streicheln soll und das Grauen über ihres Mannes schreckliches Ende in ihrer Seele verwische.“

„Warten Sie wenigstens, bis der Mann begraben ist“, sagte der Doktor.

Hoch aufgerichtet und unbeweglich stand der Pastor vor ihm und sah ihn mit unerbittlichem Ausdruck an. Dann hob er die rechte Hand zum Himmel.

„Ich werde ihr die Hölle heiß machen!“ rief er.

Doktor Lund richtete sich nun auch seinerseits auf und heftete seine Augen durchbohrend auf den Pastor. Er setzte ihm die Spitze seines Stockes auf die Brust und sagte langsam mit tiefer Stimme und eigentümlich scharfer Betonung:

„Wenn du einmal krank werden solltest, Pastor, so rufe einen andren Arzt! Ich fürchte, ich wäre versucht, dich mittelst einiger Tropfen vor den Richterstuhl Gottes zu stellen.“

Dann wandte er sich kurz um und ging.

* * *

Pastor Jespersen schritt durch den wachsenden Schneesturm, der ihm grade ins Gesicht schlug. Er mußte ganz krumm gehen, um vorwärts zu kommen.

Ein einziges Mal blieb er stehen und sah sich nach dem Doktor um, der, den Wind im Rücken, heimwärts ging. Er lächelte, matt und traurig. Und dann ermannte er sich und wanderte weiter, indem er mit lauter Stimme sang:

„Steht auf, steht auf zum Streite,
Ihr Gotteskinder all!
Wohlan, wohlan, noch heute
Folgt dem Posaunenschall!
Des Königs Fahnen wehen,
Nun geht's zum heil'gen Krieg;
Zu Jesu laßt uns stehen!
Er führt von Sieg zu Sieg.“

Zur Sommerszeit führte ein Fußsteig über die Felder nach Hellerup-hof. Diesen schlug er ein und wanderte darauf weiter, ohne recht unterscheiden zu können, wo er sich eigentlich befand. Auf einmal entdeckte er, daß er vor der Gartenmauer des Hofes stand. Die großen, alten Bäume des Gartens, die einzigen in der Gegend, schwankten, krachten und stöhnten im Sturm. Die Pforte war aus ihrer einen Angel gehoben und schlug haltlos gegen den steinernen Wall. Durch die kahlen Büsche konnte er die mit Stroh bewickelten Rosenbüsche an der Gartentreppe und die weißen Mauern des Wohnhauses sehen.

„In Gottes Namen“, sagte er.

Der Gutsbesitzer stand eben in seinem Kontor und öffnete eine Kiste mit Wein. Seine Frau in Morgenrock und Küchenschürze saß dabei und sah zu. Sie wechselten einen verlegenen Blick, als der Pastor eintrat. Er bemerkte es wohl, setzte sich aber ruhig auf den Stuhl, den sie ihm anboten.

„Lassen Sie sich nicht durch mich in Ihrer Arbeit stören!“ sagte er. „Es sind wohl schon Vorbereitungen zum Weihnachtsfest?“

„Ach ja. Wir erwarten meinen Bruder aus Kopenhagen. Und der Doktor pflegt ja auch gewöhnlich zu kommen.“

„Legen Sie ab, Herr Pastor, und nehmen Sie einen kleinen Imbiß!“ sagte die Frau.

„Danke. Ich muß weiter. Ich war in Gedanken und stand plötzlich, ohne es selbst zu wissen, vor Ihrer Gartenpforte. Da wollte ich doch bei Ihnen einsehen.“

„Das war sehr freundlich von Ihnen“, sagte die Frau.

Pastor Jespersen sah sie mit durchdringenden Augen an, und sie schlug die ihren nieder.

„Am Weihnachtsabend dürfte der Pastor doch eigentlich in keinem Hause fehlen“, sagte er.

„Sie sind willkommen, Herr Pastor“, sagte der Hausherr etwas steif.

Pastor Jespersen neigte dankend den Kopf.

„Ich bin übrigens auf dem Wege zu Hans Andersen im Fischerdorf.“

„Ach ja . . . er ist ja ertrunken. . . . Die arme Frau!“

„Er ist wohl wieder betrunken gewesen“, sagte der Gutsbesitzer.

„Das war er. Er ist mit einem Rausch in die Hölle gefahren. — Sie vergessen Ihre Arbeit, Freund.“

„Es eilt nicht . . . ich brauche nur noch eine Flasche Wein für heute abend.“

Der Hausherr war etwas rot im Kopf geworden und schielte nach seiner Frau. Sie hatte instinktmäßig die Hände im Schoß gefaltet.

„Ja . . . Hans Andersen war betrunken, als er an Bord ging“, sagte der Pastor. „Und er hatte Branntwein bei sich. Sie fanden eine leere Schnapsflasche in seiner Tasche, als er ans Land trieb. Ihr Freund, der Doktor, mit dem Sie den heiligen Weihnachtsabend feiern wollen, sagte mir noch eben, er habe einen leichten Tod gehabt.“

„Ich bin nicht immer einverstanden mit dem, was Doktor Lund sagt", warf der Gutsbesitzer ein.

„Nein. Nicht immer. Sie sind ja, was man einen Christen nennt. Sie und Ihr Haus. Jeden zweiten Sonntag oder so sehe ich Sie in der Kirche, wenn nicht die Ernte oder irgend etwas anderes Sie verhindert. Einmal im Jahr gehen Sie zu Gottes Tisch. Aber der Unterschied zwischen Ihnen und dem Gottesleugner ist nicht groß genug, um Sie zu verhindern, ihn in der Nacht, wo unser Herr und Heiland Jesus Christus geboren wurde, zu Gast zu laden."

Der Gutsbesitzer wand seine Uhrkette um die Finger und sah mit einem hilflosen Ausdruck zu Boden. Die Frau saß stumm, ihr Mund zuckte nervös, die Augen ruhten starr auf der kleinen Pfütze, die sich unter den Stiefeln des Pastors gebildet hatte. Jetzt lief das Wasser über den Fußboden ... jetzt kam es an den Teppich unter dem Schreibtisch. ...

„Sie haben gebacken und gebraten," sagte Pastor Jespersen, zur Frau gewandt, „tagelang haben Sie sich mit Vorbereitungen zum Weihnachtsfest beschäftigt. Ihr Haus ist rein und blank, vom Keller bis zum Dach, Ihre Speisekammer wohlgefüllt ... Sie sind auf viele Gäste in der Weihnachtszeit eingerichtet und brauchen sich vor keinem zu schämen. — Haben Sie bei allen diesen Vorbereitungen denn auch nicht vergessen, sich auf Jesu Kommen zum heiligen Weihnachtsfest einzurichten?"

Die Frau zuckte zusammen. Ihr Mann setzte sich neben sie und legte seine Hand auf die ihre.

„Meine Frau ist sehr ... sehr ergriffen von Ihren Predigten, Pastor Jespersen", sagte er mit einem flehenden Blick auf den Pastor. „Aber sie ist nicht stark ... sie ist etwas nervös ..."

„Ihre Frau ist stärker als Sie. Mein Auge ist dem ihren oft in der Kirche begegnet ..."

„Wir freuen uns darauf, Sie heute nachmittag zu hören", sagte der Gutsbesitzer hastig. „Wir hatten uns gerade entschlossen, trotz des Wetters hinzugehen."

„Und wenn Sie dann in der Kirche gewesen sind — trotz des Wetters — und wenn Sie morgen früh wieder in der Kirche gewesen sind ... dann haben Sie Gott gegeben, was Gottes ist, nicht wahr? Dann können Sie ruhig Ihr gutes Essen verzehren, Ihren Weihnachtsbaum anzünden, Ihren Tabak rauchen und über die lustigen Geschichten des Doktors lachen, nicht wahr?"

Pastor Jespersen lehnte sich in seinem Stuhl zurück und faltete die Hände unterm Kinn.

„Es ist schrecklich zu denken, wie viele sogenannte Christen Jesu Geburtsfest dazu mißbrauchen, ein teuflisches Gelage zu feiern", sagte er mit starker Stimme. „Sie feiern Weihnachten mit Weihnachtsbaum und Geschenken, mit süßen Kindern und lieblichen Liedern, aber wahrlich nicht mit Jesus. Sie gehen von einer Gesellschaft in die andere, sie setzen sich mit anerkannten Gottesleugnern und Ehebrechern zu Tisch ..."

Der Hausherr erhob sich mit einem Ruck. Das Blut stieg ihm zu Kopf, er preßte die Lippen fest aufeinander. Die Frau senkte den Kopf und bedeckte die Augen mit der Hand.

Pastor Jespersen hatte sich ebenfalls erhoben.

„Jetzt zürnen Sie mir", sagte er sanft. „Aber ich bin nicht gekommen, um meine eigene Sache zu verfechten, und bitte nicht für mich selbst. Der Herr, dem ich diene, gebot mir heute morgen, auf den Acker hinauszugehen, den er mir anvertraut hat, und sein Werk auszurichten. Und weder Gunst noch Gaben, weder Menschenfurcht noch Bequemlichkeit sollen mich daran verhindern. Er hat mich in Ihr Haus geführt, um sein Wort zu verkünden. Sie können mir die Tür weisen, wenn Sie wollen, aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit."

Die Frau weinte. Der Gutsbesitzer setzte sich wieder neben sie, streichelte ihre Hand und sah sie voller Besorgnis an.

„Ich weise Ihnen nicht die Tür", sagte er.

Pastor Jespersen legte seine Hand auf die Schulter der schluchzenden Frau. Sie fuhr zusammen und neigte den Kopf noch tiefer.

„Was würden Sie tun, wenn der Heiland noch diese Nacht an Ihre Türe klopfte?" fragte er milde. „Wo würden Sie ihn unterbringen in Ihrem reichen Hause? Würden Sie ihn neben den Spötter Doktor Lund an Ihren Tisch setzen ... oder neben Ihren Schwager, der leichtfertige Romane schreibt ... neben seine Frau, die halbnackt auf dem Theater in Kopenhagen tanzt ... die das heilige Band der Ehe zerrissen und sich wieder mit einem anderen Manne verheiratet hat ... wie die Tiere ohne Scham und ohne Scheu ..?"

„Sie sprechen von meinen Nächsten, Pastor Jespersen."

Der Hausherr hatte sich aufgerichtet. Seine Faust war geballt, seine Lippen bebten.

„Steht Jesus Ihnen nicht näher? Sie glauben doch an Jesum? Sie beten Ihr Vaterunser?"

Er legte die andere Hand auf die Schulter des Mannes und fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Würden Sie den Heiland bitten können, sich an Ihre Seite zu setzen, wenn er heute nacht nach Helleruphof käme? Dürften Sie es wagen? Sie sind ja kein Säufer, kein Dieb ... kein Ehebrecher ... Sie fluchen und schwören nicht ... Sie gehen auch mitunter einmal in die Kirche, wenn Sie Zeit haben ... Sie lieben Ihre Frau ... Sie fürchten, daß die Unruhe und Angst, die ihre Seele ergriffen hat, ihr schaden könnte ... Sie wissen nicht, daß es Jesus ist, der nach ihr ruft, der um ihre Seele wirbt ..."

Er ließ die Arme sinken und blickte von einem zum andern. Die Frau weinte laut. Der Gutsbesitzer sah sich ratlos im Zimmer um, als erwarte er, daß ihm jemand zu Hilfe käme. Er war verwirrt und zornig.

„Ach nein, ihr Kleingläubigen", sagte der Pastor. „Wenn ein Hund in dieser kalten Nacht vor eurer Tür heulte, würdet ihr ihn hören

und hereinlassen. Aber von Jesus von Nazareth wollt ihr nichts wissen. Ihr würdet ihn am Hause vorbeigehen lassen, wo die Kerzen schimmern und die Gläser klingen und die Festmahlzeit aufgetragen wird. In diesem großen, reichen Hause gibt es nur eine Seele, die nach ihm fragt. Zu ihr würde er gehen ... zur alten Stine in ihrem dürftigen Stübchen. Für sie würde er seinen Stern leuchten lassen, wie für die Hirten auf dem Felde. Ihr würde er seinen Frieden schenken."

Es war ganz still im Zimmer geworden.

„Amen", sagte Pastor Jespersen laut und feierlich.

Er nahm seine Mütze und seinen Stock und ging mit einem leisen Abschiedswort, das keiner hörte.

Der Gutsbesitzer stand am Fenster und sah hinaus.

„Der Sturm nimmt noch immer zu", sagte er. „Sie werden nicht durchkommen können, selbst wenn sie sich auf den Weg gemacht haben sollten."

Er sah über die Schulter zurück nach seiner Frau. Sie saß noch immer mit den Händen vor'm Gesicht.

Dann seufzte er und sah von neuem hinaus.

„Da fiel der alte Apfelbaum", sagte er. „Mein Gott, was für ein unheimliches Wetter! Gott helfe den armen Menschen, die auf der See sind."

Er ging zu seiner Frau und nahm ihre beiden Hände.

„Mütterchen," sagte er zärtlich, „wir wollen uns nicht einschüchtern lassen ... wir sind nicht schlechter als andere Menschen ... manch einen fröhlichen Weihnachtsabend haben wir doch schon hier auf Helleruphof verlebt ..."

Und nach einer kurzen Pause begann er von neuem:

„Mütterchen ... ist es dir lieber, so lasse ich dem Doktor noch absagen ... er ist freilich noch jeden Weihnachtsabend bei uns gewesen ... ein einsamer alter Mann ... du weißt ja selbst, wie gut er zu den Armen und Kranken ist ..."

Sie trat dicht an ihn heran, nahm seine Hand und drückte ihre Wange darauf.

„Ich muß mich ein wenig hinlegen", sagte sie.

Der Gutsbesitzer stieß das Fenster auf und rief etwas auf den Hof hinaus. Dann ging er an den Schreibtisch und stieß unterwegs mit dem Fuß gegen die Weinkiste, die noch halb ausgepackt dastand.

Ein Dienstjunge schob sich linkisch zur Tür herein und blieb, die Mütze in der Hand, bescheiden auf der Matte stehen.

„Lauf zum Doktor hinüber und bring ihm diesen Brief. Sofort."

Der Junge nahm den Brief mit zwei Fingern und fragte, ob er auf Antwort zu warten habe. Sein Herr starrte vor sich hin, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch und hörte nicht, was er sagte.

„Zum Teufel, worauf wartest du noch?"

Der Junge wiederholte seine Frage.

„Nein!" rief der Gutsbesitzer, sprang auf und schlug die Tür hinter ihm zu.





Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter.

Als man im 18. Jahrhundert sich im Spott auf alle Gemeindewürden erging, traf dieser zuletzt auch die unterste Stufe, den Nachtwächter. „Es ist unter dem Nachtwächter“ — damit wollte man das bezeichnen, was einfältiger als einfältig ist, als ob dieser von Amts wegen der einfältigste, dümmste Mann im Orte sei. Und doch ist unter den Ständen, welche sich um das deutsche Volk und Land durch viele Jahrhunderte hindurch verdient gemacht haben, der Stand der Nachtwächter nicht der letzte. Heutzutage, wo er auf den Aussterbeetat gesetzt ist, indem er der Polizei das Feld räumen muß, die nach der Kontrolluhr mechanisch ihren Dienst versieht, geziemt es uns um so mehr, des Nachtwächters dankbar zu gedenken, der sonst durch seine Stundenrufe und Lieder nicht nur warnte und gar manche Gefahr abwehrte, sondern auch einen nicht zu verachtenden Schatz volkstümlicher, ernster wie heiterer Poesie ins Land und in die Herzen unseres Volks trug. Schon als ein Stammhalter dieser Volkspoesie soll er unvergessen bleiben. Und dazu können uns aufs beste die von Joseph Wichner gesammelten „Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter“ (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, G. J. Manz, Preis 4 Mk., 314 S., mit Originalmelodien und Originalbildern einiger Vertreter dieses hochverdienten Standes) dienen, eine Sammlung, die uns u. a. auch zeigt, wie es zu allen Zeiten nicht an Nachtwächtern fehlte, die ihren Beruf gar ernst, ja als eine heilige Sache nahmen und sich der Verantwortlichkeit ihres Berufs tief bewußt waren. Wie uns auch das Nachtwächterbüchlein des Pfarrers M. Christian Burk (Stuttgart 1834) zeigt, welches die im genannten Jahr in Süddeutschlend, sowie in der evang. Brüdergemeinde üblichen Nachtwächterrufe enthält, hat in vielen Fällen die Kirche den Nachtwächter in ihren Dienst gestellt, so daß oft der Pastor als Hirte und Wächter der Seelen ihn zu einem Prediger, zu einem Amtsbruder machte, der auch in dunkler Nacht das Heil verkündet und nicht nur im allgemeinen vor dem Bösen warnt, sondern auch wie jener Gesetz und Evangelium predigt. Oft hat auch ein

Nachtwächter selbst sein Lied gedichtet, oder sich wenigstens selbst eine Sammlung von Nachtwächterliedern angelegt. Eine derartige mustergültige Sammlung ist z. B. das Werk des Nachtwächters Friedrich Bock aus Altensteig in Württemberg, mit welchem Wichner in schriftliche Verbindung trat und dessen Originalbild samt Auszügen aus seinen Briefen er mitteilt. Fr. Bock war bei aller Einfalt, ja gerade vermöge seiner Kindeseinfalt eine poetisch veranlagte Natur und wußte auch sein Amt hochpoetisch zu gestalten. In den Briefen heißt es: „Sie haben sich dem löblichen Werke unterzogen, das Andenken des beinahe ausgestorbenen Nachtwächterinstituts zu verewigen. Nun möchte ich auch mein Scherflein dazu beitragen, obwohl ich weder Schriftsteller noch guter Schreiber bin. Nur bitte ich, mit dem vorlieb zu nehmen, wie es von einem Nachtwächter erwartet werden kann. Weil ich wohl der letzte bin, der seine Rufe erschallen läßt, so sollen dieselben wenigstens ein Andenken bleiben, da es ohnedies meine einzige Freude bei einem Dienste ist, welcher sonst nichts Angenehmes mit sich bringt als Ärger, Spott und schlechten Gehalt, welcher zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ist. Diese Rufe nun, die mir zum Troste gereichen, habe ich teils aus unserm Gesangbuch, teils sonstwo aufgefischt und nach der Nachtstunde oder Festen geordnet. Einige habe ich auch selbst gemacht. Die Verfasser der Lieder sind, soweit ich sie kenne, die Dichter Gerok, Gerhard, Stilling, Sturm, Schubart, v. Kanitz.... Ihr werter Brief hat mich mit neuem Mute beseelt, und freudiger lasse ich wieder meine Rufe erschallen. Es gibt auch hier Leute, die mich gern hören, aber mit Ausnahme eines einzigen Herrn ist's bisher noch niemand eingefallen, mich beim Jahreswechsel mit einer Kleinigkeit zu erfreuen. Mein Gehalt beträgt von der Nacht 22 Pfennige... das gibt gerade ein Vesper. Doch die beste Belohnung ist die, daß ich meine Lieder in die Nacht hinausrufen kann; gehört werde ich fast überall, weil ich meinen Dienst in der Höhe hab, und wenn ich nur eine Seele retten kann, so bin ich zufrieden." Welch ein echtes pastorales Wächterherz spricht aus diesen Worten des Wächters in der Höhe, Worte, die uns an die eines andern treuen Wächters der Gemeinden, des seligen Vilmar gemahnen: „Und hättest du auch nur eine Seele gerettet, die da bekennet, daß Jesus Christus sei ihr lieber Herr und Heiland, so bist du ein treuer Verwalter des dir anvertrauten Pfundes gewesen."

Ein andermal schreibt der Nachtwächter von Altensteig: „Ihr schönes Buch freut mich immer mehr. Es zeigt dem Leser, wie auch der Ärmste das wahre Glück erreichen kann, obgleich es nicht an goldenen Wänden hängt, sondern sich im Herzen ausbildet, wenn sich der Mensch nur mit zufriedenem und gelassenem Sinne, ja mit Leib und Seele seinem Schöpfer überläßt..., auch nicht mürrisch und ungeduldig wird, wenn Kreuz und Leiden über ihn hereinbrechen. Dies alles ist auch mein Wunsch und Bestreben; aber je mehr ich darauf hinstrebe, desto mehr muß ich meine Ohnmacht einsehen, ja ich würde mich für den unglücklichsten Menschen halten, wenn wir keinen Heiland und Erlöser hätten."

Was nun die Form der Nachtwächterlieder betrifft, so ist auch hier gerade eine gewisse Formlosigkeit das Merkzeichen des Volkstümlichen. Das Volk hat eben keine Poetik studiert, daher wird sein Gewissen durch eine Silbe mehr oder weniger im Verse nicht beschwert, und oft ersetzen ähnliche Anklänge (Assonanzen) den Reim. J. Wichner scheidet die Form in Ruf, Lied und Kehrreim. Das Lied ist älter als der Stundenruf. Schon in der

höfischen Poesie des Mittelalters spielt das sog. Tagelied des Wächters eine Hauptrolle. Von großer dichterischer Schönheit ist besonders das von Wolfram von Eschenbach († um 1220), in welchem der aufsteigende Tag als Falke erscheint, der seine Klauen durch die Wolken schlägt:

Sine klâwen durch die wolken sind geslagen,
er stîget ûf mit grôzer kraft, ich sih in grâwen
tägelich als er wil tagen usw.

Das Wolframsche Lied erinnert an das Goethesche mit demselben und einem zweiten prachtvollen Naturbild:

Tat und Leben mir die Brust durchdringen, Wieder auf den Füßen steh' ich fest,
Denn der goldne Falke breiter Schwingen Überflieget sein azurnes Nest.
Morgendämmrung wandte sich ins Helle, Herz und Geist auf einmal wurden froh,
Als die Nacht, die schüchterne Gazelle, Vor dem Dräun des Morgenlöwen floh.

Neben diesen Liedern unsrer beiden Dichterfürsten stehe das des Marners, eines Zeitgenossen Walters von der Vogelweide. Er läßt den Wächter singen:

Ich künde mit Getöne Der Tag, der viel schöne,
Will auf sein. — Wer heimlich minne, Der beginne Zu wachen. Es ist Zeit.
Ich höre auf den Zweien Singen und schreien Die Vögelein.

Dies Wächterlied gehört auch zu jenen „Tageliedern", die »morgensanc, wahters liet, warnesanc, taghorn« hießen, welche den Schmerz der Scheidenden zum Ausdruck bringen, Lieder von naiv poetischem Ausdruck, deren letzter Nachklang ein noch besonders in Österreich viel gesungenes Nachtwächterlied ist:

Hausdirn steh auf, es ist schon Zeit, Die Vögelein singen auf grüner Heid'!

Solche Tagelieder erscheinen noch auf fliegenden Blättern des 16. Jahrhunderts mit groben Holzschnitten, welche den Wächter mit Horn und Hellebarde darstellen. Deutsche Wächterlieder hat nicht nur Shakespeare zur hochpoetischen Abschiedsszene zwischen Romeo und Julie benützt, sondern sie sind sogar zu deutschen Kirchenliedern umgearbeitet, wie z. B. das allbekannte Lied Ph. Nicolais: „Wachet auf, ruft uns die Stimme der Wächter sehr hoch auf der Zinne" sich an ein solches anlehnt. Sind hier die Propheten und Apostel die Wächter, so erscheint Christus selbst als Wächter in dem Liede:

„Gott ist der Christen Hilf' und Macht' Ein' feste Zitadelle.
Er wacht und schildert Tag und Nacht, Tut Rond' und Sentinelle."

Seit der Einführung der Turmuhren in der Mitte des 14. Jahrhunderts — die erste wurde anno 1364 in Augsburg aufgestellt — muß der Wächter die Stunden ausrufen, während er früher zumeist nur sein Abendlied sang und betete, daß Gott den Bewohnern der Burg oder der Stadt eine gute Nacht geben wolle und Gefahren aller Art, vor allem Brand und Feuersgefahr, kündete:

„Des morgens, do es tagete, Der wechter maere sagete,
Er rief von den zinnen: Ich sehe daz lant brinnen."

Nun aber kamen die Stundenrufe auf. Der Stundenruf ist, wie die Anrede: „Hört, ihr Herren" bezeugt, zunächst an die Ratsherren gerichtet. Diese Stundenrufe sind von tiefer Bedeutung für unser Volksleben. Sie erfolgen oft mit kurzer Hinweisung auf Ereignisse der Heiligen Schrift und der Heilsgeschichte, die sich um die nämliche Stunde zutrugen, und es schließen sich daran wohl auch Lieder, bzw. biblische Mahnungen und Warnungen. Man sollte sie um so mehr beachten, als man aus ihnen den Einfluß der Predigt erkennen kann. Gerade der naiv volksmäßige Ausdruck des Inhalts evangelischer Heilsverkündigung liegt hier zutage. Freilich muß man auch auf dem

Gebiet der Nachtwächterrufe und -lieder eine Volks- und eine Kunstdichtung unterscheiden. Die letztere verrät sich alsbald durch Redewendungen und Bilder, wie sie wohl den gelehrten Dichtern der Kirchenlieder, aber nicht dem Volksleben geläufig sind. Daß aber die Poesie, wie Herder sagt, nicht das Vorrecht eines Standes (der sog. Gebildeten), sondern eine Völkergabe ist, zeigen auch die Rufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Jene volksmäßigen Nachtwächterlieder sollte man auch in der protestantischen Kirche und Schule mehr pflegen, so wie es die katholische tut, welche z. B. in dem 1862 zu Freiburg i. B. bei Herder erschienenen Lesebuch für Volksschulen u. a. auch den alten badischen Nachtwächterruf bietet, der genau jene oben genannte Dreiteiligkeit: Ruf, Lied und Kehrreim enthält:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen, Unsre Glock' hat zehn geschlagen.
Zehn sind der heiligen Gebot, Die uns gab der liebe Gott.

:|: Menschenwachen kann nichts nützen, Gott wird wachen, Gott wird schützen,
Er durch seine große Macht Geb' uns eine gute Nacht. :|:
(Nach Ps. 127, 1, dem schönsten Vertrauensliede des Volkes Gottes.)

Elf Jünger folgten Jesu nach, Litten mit ihm alle Schmach. Menschenwachen usw.
Zwölf ist der Apostel Zahl, Die da lehrten überall. Menschenwachen usw.
Eins ist allein der ew'ge Gott, Der uns trägt aus aller Not. Menschenwachen usw.
Zwei Wege hat der Mensch vor sich, Mensch, den besten wähl für dich!
Dreifach ist, was heilig heißt, Vater, Sohn und heiliger Geist.
Vierfach ist das Ackerfeld. Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

In manchen Orten, wie z. B. in Beuren bei Meersburg und in Weilersbach, schließt jeder Stundenruf mit dem: „Gelobt sei Jesus Christus", einem huldigenden Bekenntnis, in welches wohl mancher Gesunde und Kranke auf seinem Lager einstimmte mit der Antwort: „In Ewigkeit. Amen."

Wie sehr sich oft die Nachtwächterrufe an die Heilsgeschichte und Heilslehre anschließen, zeigen u. a. folgende:

Nur acht Seelen waren dort, Die da glaubten Gottes Wort. (1 Mos. 7, 13.)
Neun undankbar blieben sind, Fleuch den Undank, Menschenkind! (Luk. 17, 11 fg.)
Zehen Fromme waren nicht Dort vor Sodoms Strafgericht. (1 Mos. 18, 20—32.)
Um elf Uhr sprach der Herr das Wort: „Geht ihr auch in den Weinberg fort". (Matth. 20, 1—16.)
Zwölf Stunden hat ein jeder Tag. Wer weiß, in welcher man sterben mag?
Eins ist not, Herr Jesu Christ, Laß dich finden, wo du bist! (Luk. 10, 38—42.)
Zwei Wege hat der Mensch vor sich. Herr, den schmalen führe mich! (Matth. 7, 13 u. 14.)
Drei Personen ehren wir In der Gottheit für und für.

Oder:

Dreimal heilig, heilig heißt Gott der Vater, Sohn und Geist.
Vierfach ist das Ackerfeld. Mensch, wie ist dein Herz bestellt? (Matth. 13, 3—9.)
Die fünf Wunden bringen euch, Wenn ihr's glaubt, ins Himmelreich.

In Wangen ruft oder singt der Wächter folgende Stundenrufe:

Acht Gerechte Noah zählt, Die der Herr zur Rettung wählt.
Neun Uhr war's, da Jesus spricht: Gott und Herr, verlaß mich nicht!
Zehn Gebote schärft Gott ein, Laßt uns ihm gehorsam sein!
Elfe blieben treu dem Herrn. Ein Verräter schlich von fern.
Zwölf Apostel wählte Gott, Die verkünden sein Gebot.
In Einigkeit ist Gott allein, Einig sollen die Menschen sein.
Zweifach ist die Lebensbahn. Herr, zur bessern treib uns an!
Drei sind, die mein Loblied preist: Vater, Sohn und heil'ger Geist.
Vierfach ist das Ackerfeld. Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Um vier Uhr findet sich auch (wie z. B. in Onstmettingen in Württemberg) der bedeutsame Ruf:

„Wecken euch die viere nicht: Himmel, Höll', Tod und Gericht?"

Oder:

„Die Glock ist vier.
Wo drei eins sind auf Erden, Verheißt der Herr der vierte Mann zu werden."
(Burks Nachtwächterbüchlein.)

Insbesondere wird unserm Volk das Bewußtsein der Dankespflicht lebendig erhalten durch den oft wiederkehrenden Ruf:

„Neun versäumten Dankespflicht. Mensch vergiß der Wohltat nicht",

sowie das vierfache Ackerfeld mit der ernsten Frage und Aufforderung zur Selbstprüfung: Mensch, wie ist dein Herz bestellt? Denn zu einer der vier Bodenarten gehört jedes Menschenherz. Ebenso kehrt die Warnung vor Abfall immer wieder in den Ruf:

Elf Apostel blieben treu. Gib, daß doch kein Abfall sei,

worauf dann z. B. zu Altensteig in Württemberg um 12 Uhr nach der Warnung vor Abfall die schöne lockende Mahnung folgte:

Zwölf Tore hat die goldne Stadt. Selig, wer den Eingang hat! (Offenb. 21, 12.)

In Stuttgart:

Bist du müd der Eitelkeiten Und der Leiden dieser Zeiten,
Schau dort auf die neue Stadt, Die zwölf Perlentore hat.

Daneben hören wir singen:

Zwölf Apostel hat der Herr Ausgerüst't mit seiner Lehr,
Ausgebreitet in der Welt. Selig, wer daran sich hält!

Oder:

Zwölf Stunden sind so schnell vorbei, Bedenk, wie kurz das Leben sei,
Damit dich jeder Stundenschlag An deinen Tod erinnern mag.

Und um ein Uhr:

Ein Gott und ein Mittler ist, Welcher heißet Jesus Christ.
Wie ruft er uns so freundlich zu: Nur eins ist not, was säumest du?

Oder:

Nur eine Liebe stillt das Herz, Nur eine Tür steht immer offen.
Ein Arzt nur heilet jeden Schmerz Und täuschet nie mit leerem Hoffen.

Um zwei Uhr kehrt in verschiedener Form die Mahnung zum Wandel auf dem schmalen Weg wieder.

Zwei Wege gehn zur Ewigkeit, Der ein' ist schmal, der andre breit.
Willst du erretten deine Seel', O Christ, den schmalen Pfad erwähl.

Oder:

Zwei Schächer hängen mit am Kreuz. Der eine spott't, den andern reut's.

Wo schon um 7 Uhr die Nachtwache beginnt, da hören wir wohl, wie in Crailsheim, den Ruf:

Siebenzigmal siebenmal Sollet ihr verzeihen all. (Matth. 18, 22.)

Oder auch:

„Pilger auf Erden, laßt euch sagen, Die Glockenstund' hat sieben geschlagen.
Vergeßt der sieben Worte nicht, Die euer Herr am Kreuze spricht,
Sie geben Kraft und Leben."

Und um 9 Uhr erscheint neben der oft wiederkehrenden Hinweisung auf die neun Undankbaren, Luk. 17, 11, wohl auch der Ruf:

Neunundneunzig ließ der Hirt, Sucht das Schäflein, das verirrt.

Um 10 Uhr neben der Hinweisung auf die zehn Gebote:

Ägyptens Plagen waren zehn, Der Herr lass' euch der keine sehn.

Oder:

Zehn Jungfrauen gingen aus, Fünfe nur ins Hochzeitshaus.

Um 11 Uhr z. B. in Ravensburg:

Elf der Jünger waren treu. Judas' Kuß war Heuchelei.

Rief und sang der Nachtwächter so schon allabendlich dem Volk die biblische Heilsgeschichte und Heilslehre in Ohr und Herz, so geschah dies in sonderlicher Weise an den kirchlichen Festtagen. Zunächst wurde der Sonntag ausgezeichnet, an dessen frühem Morgen der Nachtwächter sang:

„Auf, ermuntert euch, ihr Brüder, Feiert heut' den Sonntag wieder,
Preist und lobet Gott den Herrn, Wie der helle Morgenstern."

Oder (zu Kirchberg a. Murr):

Feiert nun den Sonntag wieder Mit Gebet und Dankesliedern.
Feiert doch den Tag des Herrn Schon beim frühen Morgenstern. —
Dann wird's erst recht Sonntag werden, Wenn wir scheiden von der Erden,
Droben in der goldnen Stadt, Selig wer den Eingang hat.

Oder:

„Gottlob! Der Sonntag kommt herbei, Die Woche wird heut' wieder neu.
Heut' hat mein Gott das Licht gemacht Und Jesus uns das Heil gebracht.
Preis, Preis, Preis sei gebracht Dem Herrn, der uns den Sonntag gemacht."

Solche Sonntagsgrüße der Nachtwächter lehnen sich an die kirchlichen Gesangbücher an, aus denen ganze Strophen genommen werden. So ertönt zu Weihnachten Luthers Lied, an welchem Goethe seine Freude hatte: „Der Türmer hat sein Lied geblasen, ich wachte drüber auf: ‚Gelobet seist du, Jesus Christ'." Mitunter sind es sogar uralte christliche Hymnen, welche im Gesang des Nachtwächters fortleben, wie z. B. in dem Gesang des zu Altensteig am heiligen Abend:

„Komm Himmelsfürst, komm Wunderheld. Du Jakobsstern, du Licht der Welt,
Laß abwärts flammen deinen Schein, Der du willst Mensch geboren sein."

Oder:

„Werde Licht, du Volk der Heiden, Werde Licht, Jerusalem,
Dir geht auf ein Glanz der Freuden Vom geringen Bethlehem.
Er, das Licht und Heil der Welt, Christus hat sich eingestellt."

In Haringsee und sonst in Österreich singt der Wächter um 6 Uhr:

Freuet euch, ihr Christen, heut' Und seid bereit Zu dieser heiligen Weihnachtszeit!
Er steigt herab vom Himmelsthron Der allmächtige Gottessohn.
Als armes Kind ist er geboren, Zu suchen, was in der Welt verloren.
Drum danket Gott mit Herz und Sinn Und eilet zu der Krippe hin.
Dort werdet ihr Jesum finden. Gelobt sei Jesus Christus!

Um 11 Uhr:

Liebe Christen, jetzt kommt unser Verlangen, Was Maria vom heiligen Geist hat empfangen,
Da ihr der Engel den Gruß hat gebracht, Sie soll es gebären in heutiger Nacht.
Sie soll heut' gebären das göttliche Kind, Das auf sich nimmt all unsre Sünd.

Um 3 Uhr:

Nun stehet auf, es ist schon Zeit, Tut Jesum umarmen mit großer Freud'.
Legt ihn in euer Herz hinein Und saget: Jesus, du bist mein!
Küsset ihn mit Herz und Mund Bis auf eure letzte Stund'.

Zu Neujahr erklang (z. B. in Elgersburg, Stützerbach und sonst in Thüringen) des Wächters Wunsch:

„Wünsch' euch Glück zum neuen Jahr, Heil und Frieden immerdar,
Daß der Herrgott unsern Ort Vor allem Unglück schütz' hinfort.
Er bewahr' vor jedem Leid, Krankheit, Brand und teurer Zeit.
Gebt unserm Gott die Ehre!"

In Geislingen und sonst in Württemberg singen die Wächter:

„Ein neues Jahr kommt wieder, Drum freut euch, Schwestern und Brüder.
Es bringe Glück und Segen euch Und Gottes Gnad' zum Himmelreich."

Wo in einem Ort mehrere Nachtwächter sind, treten sie zusammen zum schönsten Neujahrswunsch:

„Wir Diener der Gemeinde der heutigen Nacht,
Wir wünschen euch Jesum zum Neuenjahrstag."

Zu Heiligenstadt im Eichsfeld singt der Wächter:

„Ich wünsch' euch das neugeborne Jesulein, Das soll euch zum neuen Jahr geschenket sein."

Den Pfarrern wird mitunter insonderheit gewünscht, „daß sie ihre Schäflein führen, damit sich keines mög' verlieren! Dem Ehestand ein Blümelein, das soll heißen Vergißnichtmein."

Am heiligen Dreikönigstag sang der Wächter:

Der Könige kamen drei Zum Königskind herbei.
Heilig, heilig, heilig ist Unser lieber Herr Jesus Christ.

In der Passionszeit wurde die sog. „geistliche Wacht" gesungen; so um 9 Uhr:

„Neune! — Alleine die Keuschheit behüte Und nicht gleich der Venus Nur Laster ausbrüte!
Jesus wird gefangen Mit Spießen und Stangen. Drum meide die Sünd', Mein Kind." —

Um 10 Uhr:

„Zehn hat es geschlagen. Der Wächter tut sprechen: Betrachte, Pilatus das Stäblein tut brechen,
Tut Jesum verdammen, Der vom Höchsten tut stammen,
Zum schmählichen Tod . . . O Gott!" —

Um 11 Uhr:

„Um elf Uhr betrachtet, Daß Jesus dermaßen Von Juden gegeißelt Auf offener Straßen
Mit Ketten und Geißel, Das schuldlose Waisel, Die Ursach allein — Wir sein." —

Um 12 Uhr:

„Ach Christen, betrachtet, Gott wird gar gekrönt
Mit Dornen und gleich einem Narren verhöhnt.

Und so begleitet des Wächters „geistliche Wacht" das Leiden des Herrn von Stunde zu Stunde, bis es um 3 Uhr heißt:

„Nun tut Jesus das Zeitliche enden, Seine Seele dem himmlischen Vater zusenden.
Des Teufels Ketten sind völlig zertreten. Nun ist es vollbracht. Betracht!"

Am Ostersonnabend:

Amen! Jesu Grabesfriede Wird auch unser Grab durchwehen,
Wenn wir von der Wallfahrt müde Ruhn, um fröhlich aufzustehen.

Bedeutungsvoll und lehrreich ist auch der von J. Wichner nicht erwähnte Wächter in den geistlichen Osterspielen, die in der Nacht von Ostersamstag auf Ostern aufgeführt wurden und in denen der Nachtwächter die von den Juden bestellten, in tiefen Schlaf gesunkenen Hüter am Grabe des Herrn, welche seine Auferstehung verschlafen haben, aufweckt; so im niederdeutschen Redentiner Osterspiel vom Jahre 1464 (vgl. meine Behandlung desselben, Bremen 1874, S. 205). Hier treibt der Nachtwächter mit den vier zur Wache bestellten „stolzen Rittern" seinen Spott; er zeigt uns die vorher prahlenden Grabeshüter als Helden im Schlafen, als rechte Schlafmützen (V. 205 ff. Wake ritter kone . . . ritter ghemeyt, nu ware dy).

Zu Ostern aber erklang der Freudenruf der Kirche auch aus des Wächters Mund als jauchzender Morgengruß:

„Willkommen, Held im Streite, Aus deiner Grabesgruft!
Wir triumphieren heute Um deine leere Gruft."

Oder:

„Ich sag' es jedem, daß er lebt Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt Und ewig bei uns ist.

So sang z. B. jener Schreiner und Nachtwächter Fr. Bock in Altensteig in Württemberg. Der fromme Wächter von Wiggensbach aber, der sein höchstes Glück in der „holdseligen Kunst des Wächtergesangs" fand, rief der Gemeinde zu: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Laßt uns für die trostreiche Auferstehung des Fleisches Gott loben und Dank sagen, so oft der Hammer tut 3 Uhr schlagen."

Während die kirchlichen Festzeiten im deutschen Wächterlied in mancherlei Weise gefeiert werden, so je und je auch Ereignisse der deutschen Geschichte, die dem Volk ans Herz griffen. Dazu zwei Belege. In der Zeit der französischen Fremdherrschaft entstand zu Jever in Oldenburg das Wächterlied:

Hört, ihr Deutschen, und laßt euch sagen: Die Russen haben die Franzosen geschlagen,
Sie haben sie geschlagen in Moskau fein, Dies lasset euch gesaget sein
Und lobet Gott den Herrn. —
Einhunderttausend Mann sechs oder sieben, Die sind durch die Kälte aufgerieben,
Der Prinz Vizekönig ist auch dahin, Das macht der tapfre Rostopschin
Und die gerechte Sache. —
Napoleon ist nun der Kopf geschoren, Seitdem er die große Schlacht verloren.
Der Tag vertreibt die finstre Nacht, Ihr lieben Deutschen, seid munter und wacht.
Vivat der russische Kaiser! —
Wer's mit den Russen nicht redlich tut halten, Dem muß das Herz im Leibe erkalten.
Der Deutsche müßte ein Esel sein, Der's mit den Russen nicht redlich meint.
Der T . . . . . hol' die Franzosen!" —

Zu Erfurt aber wurde im Jahr 1817 zur Jubelfeier der Reformation das Wächterlied gesungen:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen: Der Geist ist nicht mehr in Fesseln geschlagen.
Gedenket an Luther, den Ehrenmann, Der solche Freiheit euch wiedergewann!
Bewahret das Licht, der Wahrheit Licht, Bewahrt das Feuer, entweihet es nicht!
Vor allem aber, ihr Frauen und Herrn, Lobt im Jahr 17 Gott den Herrn!

Indessen sind derartige Lieder dem Nachtwächter nur in den Mund gelegt, dessen eigene Lieder schlichter und formloser, aber volksmäßig tiefer sind. Sie haben mit dazu beigetragen, daß die wahre Frömmigkeit schlichter Einfalt in unserm Volke auch im Winter kalter „Aufklärung" nicht ausstarb. Sehr bezeichnend ist die vom Verfasser der Stundenrufe und Nachtwächterlieder gemachte Mitteilung aus dem österreichischen Universalkalender „Austria" vom Jahr 1846. Er behandelt in einem Aufsatze die im josephinischen Zeitalter angestrebte Reform des Nachtwächterliedes. Dieser Zeit der Aufklärung war der herkömmliche Text viel zu katholisch, und das „Patriotische Blatt" vom Jahr 1788 forderte daher im übertriebenen Zartgefühl gegen Andersgläubige und Ungläubige, daß auch das Nachtwächterlied alles Konfessionelle abstreife und — sehr bezeichnend für diese aufgeklärten Herren! — sich auf den Stundenruf, sowie auf die Ermahnung zur Vorsicht wegen Feuersgefahr beschränke. Daß solche Verwässerung nicht gelungen ist, bezeugt am besten Wichners Sammlung.

Das Buch bietet übrigens neben dem Ernste auch manch heiteres Stück aus dem Nachtwächterleben, mitunter beides zusammen, wie die folgende Geschichte zeigt. Der Wächter auf dem Frauenberge zu Stein an der Donau rief jede Viertelstunde (!) in der Nacht jahrein, jahraus: „Wart, wart, ich sieh dich schon!" Dadurch sollen nicht nur oft Diebe und unsauberes Gelichter verscheucht, sondern einmal sogar ein Mann vom Selbstmorde abgeschreckt sein.

Schon hatte er sich auf das Geländer der einsamen Holzbrücke zwischen Stein und Mautern geschwungen, um sich in die Donau zu stürzen, da ertönte wie aus den Wolken der warnende Ruf, und der Mann stieg vom Geländer herunter und stand von seinem unseligen Entschluß ab. Zu den Nachtwächter-Scherzliedern gehört das von Binsdorf in Württemberg. Wenn der Mesner daselbst zu faul war, die Turmuhr aufzuziehen und die Uhr stehen blieb, sang der Wächter in stiller Mitternacht:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen: Unsre Uhr hat gar nichts g'schlagen!
Der Mesner geht nit nauf, die Uhr geht nit ra' . . .
Gelobt sei Jesus Christus und Maria."

Auch die Turmuhr von Dingsda war einmal nicht aufgezogen. Da sang der schwäbische Wächter:

„Hört, ihr Leut', und laßt euch sage: Unser Glock hat gar nix g'schlage!
's woiß koi Sau, wie d' Zeit daß ischt, Standet uf, wenn's Tag ischt!"

Als in Kaiserslautern eine Zechgesellschaft trotz Mitternacht nicht heimgehen wollte, drehte der Wächter den Gashahn zu, so daß die Gäste im Finstern sich trollen mußten, und sang:

„Hört, ihr Leut, und laßt euch sagen: Der Hammer hat schon zwölf Uhr geschlagen.
Geht heim und leget euch zur Ruh', Der Wächter dreht den Hahnen zu!"

In einem steiermarkschen Ort hatte der Nachtwächter sich für eine Nacht einen Stellvertreter gewonnen. Dieser sang nun:

„Alle meine lieben Herren und Frauen, laßt's enk sag'n:
Der Hammer, der hat zwölf Uhr g'schlag'n.
Der eigene Wachter ist nit zu Haus,
Er sticht beim Bräuer die Göbel (Krautköpfe) aus."

„Herren und Frauen" wurde sonst nicht gerufen, da der Ruf, wie oben bemerkt, ursprünglich den Herren vom Rat galt. Einen andern Grund für die Übergehung der Frauen nannte einst ein Nachtwächter auf die Frage, warum er seinen Ruf immer nur an die Herren richte: „Weil sich die Frauen überhaupt nichts sagen lassen." — Als die Depesche vom Siege bei Sedan 1870 in Thieringen in Württemberg eintraf, sang der Nachtwächter:

„Loset, was ich euch will saga: Der Franzos ischt in Hintern nei g'schlaga."

Der Wächter Stummel in Öhringen war ein sehr origineller Mann, der zwar gewöhnlich seine ernsten biblischen Mahnungen sang, mitunter aber auch zur gewohnten Melodie humorvolle Verse erfand. So sang er einmal einem alten Zecher, der Stadtrat war, zu:

„Eh die Glocke zwölfe schlug, Hat der Stadtrat nie genug",

und einem Studenten, der nicht von der Bierbank kommen wollte:

„Zwei Uhr schlug es, — hört' ich recht? Wilhelm, 's ist genug gezecht."

Einer alten Jungfer aber gratulierte er zu ihrem 40. Geburtstage um 4 Uhr:

„Vier Jahrzehnte sind jetzt rum. Gott geb', daß bald einer kumm."

Und als einmal der Turmwächter Schmohl vergessen hatte, die Uhr des Stiftskirchturms aufzuziehen, so ließ der Stummel sich gleich dem Wächter von Binsdorf das nicht entgehen und sang von Stunde zu Stunde durch die ganze Stadt:

„Hört, ihr Leut, und laßt euch sagen: Heut hat die Uhr gar nicht geschlagen!
Der Schmohl hat heut sei' Uhr nit g'richt. Welle Zeit es ist, das weiß man nicht.
Bewahret euer Feuer und Licht! Daß euch Gott der Herr behüt!
Schmohl, richt die Uhr noch!"

Ein andrer Wächter rief den Junggesellen im Ort die Mahnung zu:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Beugt des alten Adams Stolz Unter das Pantoffelholz!

Auch längere Geschichten vom Nachtwächter hat der Verfasser im dritten Teil seines Buchs „Heiteres aus dem Leben und Singen der Nachtwächter“ geboten. Von diesen sei nur die vom „alten Reichstagsbrummer“ hier mitgeteilt. „Eine alte Nürnberger Chronik meldet von einem eigentümlichen Gebrauche, der sich sehr nützlich erwies und von dem praktischen Sinne unserer Vorfahren und von dem Bewußtsein ihrer Pflichten ein schönes Zeugnis gibt. Als nämlich Kaiser Friedrich III. (1439—93) zum Reichstage nach Nürnberg kam, ließ er daselbst auf dem hohen, runden Turme der Feste, Luginsland genannt, ein großes Horn aus Zinn errichten, welches mit einem großen Blasebalge versehen wurde, so daß es mit fürchterlichem Gebrülle über die ganze Stadt hinbrauste. Mit diesem Horn nun mußten die Wächter bei Tag und Nacht, solange der Reichstag dauerte, mittels des Blasebalgs die Stunden blasen, damit die Herren im Reichstag erinnert und gemahnt würden, die kostbare Zeit nicht zu vergeuden, sondern sie fruchtbar auszukaufen. Solch ein Reichstagsbrummer“, meint der Verfasser, „wäre auch jetzt noch bei manchem Landtagsplauderer und Reichstagsredner von großem Nutzen, auf daß sie daran dächten, das saure Geld des Volks, ihre Tagegelder, nicht für leeres Wortgezänk einzustreichen und die kostbare Zeit nicht ihrer Eitelkeit und Beifallshascherei zum Opfer zu bringen.“

Die alten kurzen Kernsprüche und Volksreime unserer Nachtwächter übten gleich den Predigten der Pfarrer nicht selten den tiefsten Einfluß auf die Gesinnungen und Handlungen der Gemeinde aus. Was einmal ein Kenner alter Kernsprüche, Arthur Kopp (in Weinholds Zeitschrift für die Volkskunde XII, 38) von diesen sagt, das gilt auch von den deutschen Nachtwächtersprüchen: Wenn ein abgespannter, müder, oder auch ein unausgebildeter und vielleicht stumpfer Geist vor schwierige Lebensfragen oder sittliche Kämpfe gestellt wird und zur Entscheidung aus eigner Kraft zu schwach, den von andrer Seite vorgebrachten Vernunftgründen zu folgen unfähig ist, so wird er dennoch einen kurz gefaßten treffenden Spruch aufzunehmen imstande sein. In wenigen Worten pflegt der Volksgeist den Niederschlag wahrer, tiefer Lebensweisheit, scharfer Beobachtung und mannigfaltiger Erfahrung kurz und bündig zu verdichten. Als untrügliche Weisung fürs Leben spendete jahrhundertelang unsern Altvordern in allen Lebenslagen geeignete Sprüche die Heilige Schrift, das uralte und ewig neue Buch der Bücher, mit unerreichter Hoheit, Kraft und Fülle jener unerschöpflichen Weisheit, wie sie auch in den Nachtwächtersprüchen, die sich so oft an die Heilsgeschichte und Heilslehre der Heiligen Schrift anlehnen, sich bezeugt. Ungezählten Geschlechtern boten Bibelsprüche und biblische Lebensweisheit, volksmäßig geformt, auch im Munde des Wächters in stiller Nacht, Halt, Erbauung und Trost, und es ist kein Wunder, wenn selbst geistig über das Maß hinausragende Männer, wie z. B. Goethe, bezeugen, daß sie fast ihre ganze sittliche Bildung und Entwicklung der Bibel zu verdanken haben. Aber abgesehen von den uralten und ewig neuen Sprüchen der Heiligen Schrift und von so manchen geweihten Worten unserer herrlichen, zumeist aus dem Worte Gottes geschöpften evang. Kirchenlieder, die zum tiefsten Grunde des Herzens dringen, gibt es in großer Zahl anspruchslose, einfache Sprüchlein und Reime, die nicht so hoch entsprungen, nur volksmäßigen Ursprung bezeugend, dennoch,

ja eben darum unsere liebevolle Beachtung in Anspruch nehmen. Diese von Mund zu Mund oder in geschriebenen Heften von Hand zu Hand weitergegebenen Reimsprüche verdienen es, den kostbarsten Naturerzeugnissen auf geistigem Gebiet zugezählt zu werden; sie stellen echte Goldkörner unverfälschten Volkslebens und echter Volksweisheit dar. Und zu ihnen gehören auch die deutschen Nachtwächtersprüche:

Wenig große Lieder bleiben, Mag ihr Ruhm auch stolzer sein;
Doch die kleinen Sprüche schreiben Sich ins Herz des Volkes ein,
Fassen Wurzel, treiben Blüte, Schaffen Frucht und leben fort;
Wunder wirkt oft im Gemüte Altgeweihtes Wächterwort.

D. Dr. K. Freybe.



Vollkommene und unvollkommene Maschinisten.

Es ist das Wesen dichterischer Werke, daß sie an ihren Personen organische Entwicklungs- und Wandlungsprozesse sichtbar machen, daß sie in die inneren Werkstätten, in denen sich, uns selbst unbewußt, unsere Charakterbildung mit Wachstum und Verästung vollzieht, einen Blick gewähren.

Häufiger aber als solch' schöpferische Kunst, in der wir gewissermaßen „das Gras wachsen hören", häufiger als solche organische Psychologie ist die mechanische Behandlung innerer Vorgänge. Bei den Schöpferischen sieht man eine Welt, in der sich mit Notwendigkeit, aus den Bedingungen der Naturen, ohne Eingriff, die Geschehnisse vollziehen, bei den Mechanikern sieht man ein Automatenkabinett voll manchmal sehr komplizierter Taschenspielerapparate mit Hebeln und Taster, alles scheint hier einen doppelten Boden zu haben, und der geschickte Eskamoteur schaltet ein und aus, schaltet um, läßt die Federn spielen, und statt der Seelenvorgänge sieht man Maschinerien.

Es gibt sehr geistreiche Maschinerien mit Präzisionsfunktionen, vor denen man, wenn sich natürlich auch kein innigerer Gefühlsanteil regt, immer ein Intelligenz-Vergnügen haben kann. Ein Virtuose in solchen Menschen-Eskamotagen, der „vollkommene Maschinist", um ein E. Th. A. Hoffmannsches Wort zu brauchen, ist der Ire Bernard Shaw. Mit spürender, mephistophelischer Witterung ist er immer hinter den konventionellen Meinungen, den Unbedingtheiten, den Endgültigkeiten her, er wetzt daran seinen Scharfsinn und zeigt, wie viel verschiedene Seiten die Dinge haben können. Dies dichterische Thema führt Shaw aber nicht an Menschen aus, sondern an ausdrücklich zum Experimentieren konstruierten Objekten. Auf alle die Shawschen Personen paßt der Brentano-Vers:

Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.

Diese Kunstfiguren in der Hand eines ironisch-skeptischen und dabei wissenden Regisseurs sind oft eine interessantere Gesellschaft als die mit arbeitsamem Realismus zusammengestoppelten anspruchsvollen Wirklichkeitspräparate mancher modernen Stücke.

Wir lernten in diesem Monat im Berliner Theater den „Teufelskerl" Shaws kennen. Es ist an diesem Stück auffallend, wie die Erkenntnistheorien, die sich aus Shaws Arbeiten immer herausheben lassen, eingekleidet sind.

Es amüsierte Shaw hier, die äußere Form eines bunten Spektakeldramas mit Spannung und abenteuerlicher Handlung anzunehmen und ihr einen psychologischen Kern zu geben.

Ein Doppelspaß war das für ihn. Einmal spielte er übermütig mit dem bekannten groben englischen Tagesgeschmack für die grelle Sensationsdramatik und zeigte, daß man auch einen Stoff, der kolportagemäßig scheint, besonders ansehen kann, andererseits zeigte er den spinnwebfeinen, subtilen Gefühlsspintisierern und Seelenriechern, daß man komplizierte innere Geschehnisse ganz gut in einen farbigen Handlungsrahmen stellen kann. Dieser Handlungsrahmen faßt nun bunte Bilder genug, äußerlich angesehen scheinen sie wirklich wie Ausschnitte aus einem Schaubudenprospekt.

Da sieht man eine Testamentseröffnungsszene. Eine sehr ehrbare Gesellschaft sitzt beisammen, und in sie platzt ein wilder Bursche hinein, der Schrecken seiner Familie. Eben haben die Engländer — die Handlung spielt in bewegter Kriegszeit, während des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes 1777 — seinen Onkel gehängt, und ihm wird von seinen Verwandten herzlichst das gleiche gewünscht.

Im zweiten Akt kommt dieser Wunsch der Erfüllung nahe. Denn die Engländer rücken an, und um ein Beispiel zu statuieren, wollen sie einen aus der aufrührerischen Stadt hängen. Es soll der Pfarrer sein, sie ergreifen aber einen Falschen. Und das ist jener wilde Bursche, der Teufelskerl Richard.

Dann sieht man ein Kriegsgericht, halb possenhaft und grausam, und schließlich steht der Galgen da und Richard darunter mit dem Strick um den Hals. Da aber kommt im letzten Moment der flüchtige Pastor zurück, er hat die ganze Umgebung aufgewiegelt. Die englische Besatzung ist in der Minderzahl, sie muß abziehen, und Richard ist befreit.

Solch bunten Guckkasten hat man lange nicht auf der Bühne gesehen. Die Art der Beleuchtung bringt nun mit einem Male diese Bilderbogengruppe in eine ganz andere Sphäre. Worauf es Shaw hier ankommt, ist zu demonstrieren, wie die meisten Menschen in ihrer Gesellschaft und vor sich selbst mit dem Etikett einer bestimmten Charakterform, einer festgelegten Rolle herumlaufen und wie durch gewisse kritische und fruchtbare Situationen mit einemmal unter dieser Maske etwas ganz anderes herauskommt. An ein Wort Otto Ludwigs ist dabei zu denken: „Die Gelegenheit ist unsere Verräterin, sie macht aus uns, was wir nie zu werden gedachten." Und das bedeutet nicht, daß die Gelegenheit oder die Situation etwa die Menschen umwandelt, sondern es bedeutet, daß die Gelegenheit die verborgenen, sonst nicht berührten schlafenden Eigenschaften weckt, entbindet, auslöst. Und daraus ergibt sich die Erkenntnis, daß man Menschen, die man immer im gleichen Kreis, in den gleichen Situationen sieht, nicht kennen lernt; erst im bewegten Wirbel aller Möglichkeiten entfaltet sich die Wesenheit.

Solche Erkenntnis führt nun Shaw experimentell an seinem Teufelskerl Richard und an seinem Pastor Anderson vor.

Und das Resultat ist, daß der wilde, ungefüge Bursche, der als Nichtsnutz und Gewaltmensch gilt, im Grunde das Gegenteil ist, nämlich opfermutig, duldend und treu, und daß in dem milden, sanften Pastor ein entschlossener Mann der Tat, eine Kriegsnatur schlummert, die nur entfesselt zu werden braucht.

Bei dieser menschlichen Experimentalphysik glückt es Shaw mehr als sonst, die Teufelskerl-Metamorphose menschlich-organisch zu entwickeln. Hier schaltet er nicht nur an der Charaktermaschinerie die Hebel um, sondern er leitet vor unseren Augen Richard aus der einen Form in die andere. Und es ist psychologisch richtig und fein, daß Richard in seine neue Phase hinein durch seine alten Eigenschaften des Trotzes und einer gewissen, an Verblüffungen sich ergötzenden spleenigen Laune getrieben wird.

Das bereitet sich in einem (natürlich motivierten) Gespräch zwischen Richard und Pastor Andersons zarter Frau vor. Sie zeigt ihm unverhohlen ihr Entsetzen vor seinem verruchten Ruf und schwärmerisch spricht sie von dem eigenen edlen Gatten. Das reizt den andern, und als die englischen Soldaten eindringen, den Pastor gefangen zu nehmen, und ihn für den Gesuchten halten, nimmt er instinktiv die Rolle an. Ihn bestimmt in diesem Moment nicht Edelmut und Opferfreudigkeit, sondern Überlegenheitstrieb, er findet eine Genugtuung darin, die engen Begriffe des vorschnellen Frauenwesens über den Haufen zu werfen. Es ist zunächst nur ein toller Streich momentaner Laune.

Doch allmählich gewinnt die Tat Macht über ihn, er wundert sich selbst, er muß über sich selbst den Kopf schütteln: „Ist er ein Held oder Narr“? Und bitter meint er: „Vielleicht beides.“ Unentrinnbar kommt über ihn ein innerer Zwang, eine Notwendigkeit, das, was er aus Laune angefangen, ernst zu vollenden, und vor dem Kriegsgericht spricht er gefaßt und todesgewiß als Blutzeuge und Märtyrer der Freiheit.

Eine ganz andere Menschlichkeit, die verschüttet war und unterdrückt durch den Wildlingstrotz gegen die puritanische, erstarrte, lieblose und heuchlerische Familie, ist jetzt frei geworden, und er muß ihr gehorchen, ohne sich selbst darüber so klar zu werden, wie es uns, dem Zuschauer des Charakters, durch die von Shaw gegebene Einstellung möglich ist.

Auch in der Psychologie der Frau Anderson hat Shaw feine, sicher gefühlte Züge. Frauenpsychologie ist das: es ist die Frau, die alles nur mit dem Gefühl ansieht, die nur gewöhnt ist, mit festen, abgestempelten Meinungsbegriffen zu operieren. Verwirrt und entwurzelt ist sie, wenn sie vor Zwiespältigkeiten, vor schillernd Vielseitigem steht. Ihr innerer Haushalt ist so sauber und ordentlich eingeteilt wie ihre Wirtschaftskammer: Richard ist der Böse, ihn muß sie also verabscheuen, ihr Mann ist der Gute, ihn muß sie lieben. Nichts ist einfacher. Nun aber verschieben sich ihr die vermeintlichen Einfachheiten und die ganze Ordnung wird gestört. Der „Böse“ scheint mit einem Male edel zu handeln, und der Gute scheint feige zu fliehen und seinen Retter in Stich zu lassen. Und nun, da diese Frau die Welt nicht mehr versteht, bleibt ihr — das ist frauenpsychologisch wieder fein — nur Romantik übrig. Sie erklärt sich Richards Handeln aus einer heimlichen, schweigenden Leidenschaft für sie.

Shaw hat in dieser Charakteristik auf die naheliegende und seinen Mephistophelismen sehr entsprechende Gefühlsironie verzichtet, er mokiert sich nicht über diese mit etwas kurzen Flügeln schlagende Seele, sondern zeigt sie nur, wie sie ist, in ihrer lieben und holden Ängstlichkeit, ein Kind ohne Wissen vom Leben.

Und fein ist auch, wie Richard das Klagen dieser Frau und ihre schwärmerische Gefühlsausdeutung seines instinktiven Handelns, das ihm selbst genug Kopfzerbrechen macht, peinlich und hemmend empfindet.

Shawsche Espritbelustigung skizzierte dazu noch den Generel Bourgoyne als einen fabelhaft gelungenen Typus des weltmännisch-skeptischen und mit

Grazie zynischen Philosophen und benutzt dabei die Gelegenheit, bitterböse Scherze gegen englische Kriegsspielerei zu schleifen. Zur Zeit des Burenkampfes hätten diese Pfeile noch schärfer gesessen.

Aber restlos ist Shaw nie. Im letzten Grunde sieht hinter der Gestaltung doch immer die Reflexion, der im Gehirn gefaßte Plan des Ganzen hervor. Nur halb geriet dies menschliche Verwechslungsspiel. Für den Teufelskerl hatte Shaw verwandelnde Naturkraft, für den Pastor, der wie auf Kommando aus den milden Schuhen in die kriegerischen Stulpenstiefel fährt und im Nu als ein kräftiglich-fluchender Bramarbas die Bretter stampft, konnte er nur eine mechanische Umschaltung vornehmen: der vollkommene Maschinist, der zur Verwandlung auf den Knopf drückt.

* * *

Es gibt aber auch sehr unvollkommene Maschinisten, bei denen nicht einmal die handwerkliche Technik der Verwandlungen klappt.

Als ein solcher unvollkommener Maschinist produzierte sich Joseph Ruederer in seiner Münchner Komödie „Die Morgenröte“ (Neues Theater). Ruederer versprach früher Besseres. Seine dramatische Burleske, Die Fahnenweihe, mit seiner kecken und saftigen Ironisierung des Hurrapatriotismus und der Brusttonphrase war aus einem Gusse und voll überlegenen Lebensspiels. Und seine Novellen, die mit der Groteske das Grausige einten, zeigten, daß dieser Künstler auf allen Grenzgebieten des Schauerlichen wie des Komischen heimisch war, daß er mit unerschrockenem Blick Kobolde und Dämonen zu bannen wisse, nicht aus Willkür und Spieltrieb, sondern aus einer tieferen Kenntnis der verstrickten Pfade der Menschenherzen.

Peinlich enttäuschte nun diese neue Arbeit, die nach langen Jahren des Schweigens herauskam. Gerade das, was früher auch bei der kleinsten Schnurre merkbar wurde, die geistige Distanz, der ironische Weltblick, der aus dem Alltagsereignis sich eine närrisch-weise Erkenntnis einfängt, das fehlte hier. Äußerliche Späße, aber kein überschwebendes Lächeln. Ein etwas kleinliches Puppentheater tut sich auf, es wird auf ihm im Wurstelprater-Duodezformat ein Stück Weltgeschichtstragikomik agiert. Ruederer nahm sich zum Stoff die Münchner Revolution von 1848 und die Vertreibung der Lola Montez. Das ist wohl ein Thema voll Ironien und satirischer Möglichkeiten. Schon die Gestalt der tollen Spanierin, die den Teufel im Leibe hatte, die als Königsliebchen von oben revolutioniert und den Zwang des Klerus sprengen will, so daß die Klerikalen sich diesmal mit dem Volk verbinden und die Revolution von unten unterstützen müssen — das ergibt ein witziges Durcheinander, einen Mummenschanz voll wechselnder Formen. Aber ein sicherer, den ganzen Trubel unbeirrt überblickender Regisseur gehört dazu. Ruederer jedoch glitten die Zügel aus der Hand, und es ergab sich das peinliche Resultat, daß auf dem ziemlich engen Puppentheater Anarchie ausbrach und die Puppen über ihren atemlosen, hilflosen Direktor hinweg einen wilden Galopp verübten. Der unvollkommene Maschinist hatte wohl an einen falschen Hebel gerührt.

Ruederer begann, als wollte er ein Gegenbild zur Fahnenweihe geben. Dort hatte er die Wohlgesinntheitsphrase verspottet, nun schien die Freiheitsphrase an die Reihe zu kommen.

In ganz ergötzlichen Ausschnitten, mehr genrehaft, anekdotisch allerdings als charakteristisch, zeichnet er Münchner Spießertum, die Radi- und Maßkrugbeschaulichkeit, die gern beim Bier ihr Skandaliervergnüglein an dem Lola-

Rummel hat, im übrigen aber am liebsten „ihr Ruh'" haben und von gefährlichen, aufregenden Dingen nichts wissen will.

Satirisch will Ruederer spiegeln, wie die braven Bürger aus ihrer harmlosen Stammtisch-Opposition ganz wider ihren Willen in die Revolution hineingehetzt werden.

Ihnen gegenüber malt er die Lola als ein überlegenes Rassegeschöpf, das mit der Gefahr spielt.

Das wird nun in allerlei Szenen bunt variiert, aber es ist eigentlich immer nur Vordergrund, man bekommt nie Zusammenhangseindruck.

Wenn nun Ruederer wenigstens bei der Farce bliebe, es wäre zwar kleinlich, aber immerhin könnte es rund werden. Ruederer fällt aber aus der Rolle. In seiner Darstellung müßte die Verführung des Studenten, des Führers der Lola-feindlichen Partei durch Lola ironisch dargestellt sein; Ruederer wird plötzlich ernsthaft und macht aus dem sittsamen und dabei so schnell gestrauchelten Jüngling eine tragische Figur, einen zerrissenen Tannhäuser mit irrem Blick und wirrem Sinn.

Die fatalste Entgleisung kommt im letzten Akt, wo die willfährigen Puppen sich gegen ihren schwachen Herrn und Meister empören. Ruederer kommt nämlich (aus einer historisch sehr unbequemen Gewissenhaftigkeit) in die peinliche Zwangslage, zeigen zu müssen, wie diese Revolution dieser Spießer, die vorher als Burleske behandelt worden ist, nun doch zum Erfolg führt und ihr Ziel, die Vertreibung der Lola, erreicht. Ruederer merkt offenbar nicht, wie er seinen eigenen Witz kompromittiert, als er die souveräne Person des Stücks, die von ihm mit Überlegenheit ausgestattete dämonische Spanierin, durch eine Hintertür vor denen fliehen läßt, die er vorher lächerlich gemacht hat.

Es ist sehr nachdenklich, daß die Volksmeinung der 48er Zeit mehr Stil hatte und dichterischer war als der Dichter. Denn sie ließ Lola auf schwarzen Rossen verschwinden, und auch jene infernalische Apotheose auf der anonymen Zeichnungsparodie des „Engelssturzes" entspricht mehr der dämonisch-babylonischen Spanierin als der kleinbürgerliche Ausgang bei Ruederer.

Er versucht noch die Spöttermiene zu retten und läßt, als Lola entweicht, einen Priester erscheinen, der die Versammelten mit Weihrauch und Weihwasser von dem Teufelswerk reinigt. Das soll bedeuten: die Lola seid ihr los, die Schwarzen sind geblieben. Diese Pointe verpufft jedoch, denn das Motiv, daß außer dem Lola-Terrorismus noch der Priester-Terrorismus dem Volke auf dem Nacken sitzt, ist nicht genügend vorbereitet, um diesem Schlußeffekt einen satirischen Sinn zu geben.

* * *

Auch in dem neuen Stück Max Dreyers, „Die Siebzehnjährige", sind die Charaktermaschinerien arg verschraubt.

Die Grimasse herrscht statt der Charakteristik, und alle Kombinationen und Verbindungen haben nur den einen Zweck, Greuelkatastrophen zu erzeugen.

Dreyer baut sein ganzes Stück, das ungewöhnlich gräßlich endet, auf einer Grundlage auf, die, wie er sie anlegt, unmöglich wirkt, und die daher auch nicht imstande ist, überzeugend den tragischen Ausgang zu tragen.

Diese Grundlage ist die Charakterdisposition eines jungen Mädchens, der Erika. Sie sollte als ein Triebgeschöpf von unbewußter und daher anreizender Verderbtheit unheilvoll in eine Familie hineinfahren und ihr Verhängnis werden. Der Mann, ein vordem raffinierter Lebenskünstler, der an der Seite seiner

alternden Frau ein etwas monotones Landdasein führt, sollte ihr verfallen, der Sohn, Frieder, der natürlich diese Erika auch liebt, sollte es merken. Frieder nimmt sich das Leben, die Schuld und die Katastrophe wirft den Vater um. Die Aufregung tötet sein schon gefährdetes Augenlicht.

Diese schauervollen Ereignisse verfehlen ihren Eindruck, da die Erika von Dreyer ganz ungeeignet zu solcher Unheilsrolle angelegt ist. Sie hat nicht das Gefährlich-Unbewußte, sie ist hier eine derbe und plumpe Kokette, die auf einen älteren Herrn etwas lächerlich wirkende Attaken macht.

Ob es solche Siebzehnjährige gibt, darum handelt es sich hier nicht, sondern darum, ob die verfeinerte künstlerische Natur dieses Herrn v. Schlettow auf solch monströsen Backfisch hineinfallen würde. Das ist bei der Zeichnung dieser Männergestalt durchaus unüberzeugend. Und damit fällt die Vorbedingung und der zureichende Grund für die dickaufgetragene Unglücksentwicklung.

Schwächlich-grausame Willkür statt konsequenter menschenerkennender Führung tummelt sich hier, und diese Willkür bekommt es schließlich fertig, eine gerührte Gruppe zu stellen: der Blinde mit der verzeihenden Frau und — man hält es nicht für möglich — mit Erika, die, ein Mädchen für alles, in dieser Dreyerdramatik plötzlich eine büßende, schuldig-unschuldige Magdalena wird: dies Kind, kein Engel ist so rein ...

Dieser unvollkommene Maschinist bedient eine Höllenmaschine, die erst Tod und Verderben speit und nachher linderndes Öl spritzen will. Aber das Öl ist ranzig.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Michel, wo ist dein Bruder?

„Soll ich meines Bruders Hüter sein?" So möchte vielleicht der deutsche Reichsmichel antworten, wenn er dermaleinst gefragt würde: Michel, wo ist dein Bruder? Ich meine unsere Brüder im Auslande, insbesondere in Österreich, die einen verzweifelten und, wie es scheint, auf die Dauer aussichtslosen Kampf um ihr nationales Dasein führen. Wenn sich die Dinge so weiter entwickeln, wie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das deutsche Volkstum Schritt für Schritt von den nur im Hasse gegen unsere Nation einmütigen Magyaren, Slawen, Romanen 2c. zurückgedrängt wird, dann kann der Tag nicht ausbleiben, wo erschütternde Wahrheit die Frage stellt: Michel, wo ist dein Bruder?

Auch die jüngsten Ereignisse in Innsbruck hat der deutsche Reichsmichel mit einer stupiden Gleichgültigkeit über sich ergehen lassen, die jeden, dem die

Begriffe Nation und national nicht bloße Fest- und Zeitungsphrasen sind, geradezu jammern muß und wahrlich nicht geeignet ist, die Achtung auch vor dem Reiche als einer nationalen Macht im Auslande zu erhöhen oder den deutschen Bürger außerhalb der engen Grenzen Kleindeutschlands als besonders respektwürdig erscheinen zu lassen. Man höre, was das „Deutschtum im Auslande", das Monatsblatt des Allgem. Deutschen Schulvereins, darüber sagt:

„Die Nacht vom 3. auf den 4. November 1904 wird man lange nicht vergessen. Sie bedeutet in dem nationalen Kampf um Tirol einen Wendepunkt, in dem langen, heftigen Streit um die Tiroler Universitätsfrage eine blutige Entscheidung. Am 3. November war in der Innsbrucker Vorstadt Wilten die von der deutschen Universität losgelöste italienische Rechtsfakultät eröffnet worden. Der Eröffnung folgte eine Feier im Hotel ‚Zum weißen Kreuz', bei der es so laut und lebhaft zuging, daß dadurch die Aufmerksamkeit vorübergehender Deutscher erregt ward. Als kurz nach 10 Uhr abends die italienischen Abgeordneten und Professoren, die an der Feier teilgenommen hatten, das Hotel verließen, blieben sie jedoch völlig unbehelligt. Bald darauf verließen aber die italienischen Studenten in geschlossenem Zuge das Hotel, und zwar unter herausforderndem Geschrei und in der unverkennbaren Absicht, Händel zu suchen. Wachleute forderten die Italiener auf, ruhig zu sein und sich zu zerstreuen. Lauter Hohn war die Antwort. Daß eine Anzahl deutscher Studenten in derselben Straße promenierte, durch die sie ihren Demonstrationszug hielten, erklärten die Italiener für eine Herausforderung. Ein Wachmann machte in höflicher Weise darauf aufmerksam, daß unmöglich eine Beleidigung darin liegen könne, wenn deutsche Studenten im deutschen Innsbruck in aller Ruhe eine Straße passierten. Auch darauf hatte der inzwischen immer mehr verstärkte Haufe der italienischen Studenten nur lautes Gebrüll zur Antwort. Als der erneuten Aufforderung der Wache, sich zu zerstreuen, die Italiener in keiner Weise Folge leisteten, schlug eine inzwischen versammelte Anzahl deutscher Studenten und Bürger sich auf die Seite der Wache und stellte sich den an Zahl überlegenen Italienern in den Weg. Da drohten einzelne von diesen mit Schußwaffen. Der Versuch aber, ihnen diese zu entreißen, ward, ohne daß die Italiener in Bedrängnis geraten wären, mit einer förmlichen Salve erwidert. Damit war natürlich die letzte Schranke der Disziplin niedergerissen. Schuß fiel auf Schuß. Die ganze Stadt war im Nu auf den Beinen. Die Bevölkerung rottete sich gegen die Italiener zusammen, die trotz des Schutzes, den die Polizei ihnen angedeihen ließ, fortfuhren, auf die Deutschen zu feuern, und eine Anzahl von ihnen verletzten. Um der Unbill die Krone aufzusetzen, rückten gegen die in gerechter Empörung zusammengescharten Deutschen Truppen italienischer Nationalität an, die unter dem niederträchtigen Kampfruf: ‚Vorwärts, deutsche Schweine!' einen Bajonettangriff machten, bei dem ein Deutscher, der Maler Pezzei, von einem Hauptschreier durch einen Stich in den Rücken getötet, ermordet ward. Die italienischen Studenten wurden in Sicherheit gebracht und inhaftiert. Die deutsche Bevölkerung befand sich noch tagelang und befindet sich noch heute in tiefster Erregung. Weit über die Grenzen Tirols, in ganz Österreich, im Deutschen Reich und in Italien fanden die Ereignisse dieser blutigen Nacht einen langen, lauten Widerhall.

„Blut ist geflossen, deutsches Blut, auf deutscher Erde, vergossen von fremden Gästen. Das Unerhörteste aber ist, daß diese es jetzt wagen, die Schuld von sich abzuwälzen auf die deutsche Bevölkerung. Während diese in Inns-

bruck einen Blutzeugen der deutschen Sache zu Grabe trugen, fanden in allen italienischen Gemeinden Kundgebungen gegen angebliche deutsche Gewalttat statt. Die italienische Presse zieh in heftigster Sprache die Deutschen mörderischen Überfalles. Selbst das gemäßigte ‚Giornale d'Italia' sprach von Bedrohung der italienischen Sprache und Kultur, ja die ‚Tribuna', deren amtliche Beziehungen bekannt sind, macht nicht nur die Deutschen Innsbrucks, nicht nur das österreichische Deutschtum verantwortlich für das geflossene Blut, sondern die gesamte deutsche Nation ohne Ansehung politischer Grenzen. Man steht starr vor dem Mute solcher Entstellung. Unter den Deutschen Innsbrucks war für den Eröffnungstag der Fakultät in Wilten die Parole ausgegeben, Ruhe zu bewahren. Die Italiener hatten im geraden Gegensatz hierzu längst vorher ihre Absicht, die Deutschen zu reizen und herauszufordern, offenkundig gemacht. Sie hatten von allen Seiten her Verstärkungen bestellt. Von Wien und Graz trafen italienische Studenten ein, aus Trient und Triest kampflustige Irredentisten. Was in ihren Kräften stand, taten die Italiener, um die Deutschen in ihrem eigensten Gebiet herausfordern zu können. Nur der Mangel an den nötigen Mitteln, so erklärte eine Abordnung der italienischen Studenten in Wien dem Rektor der dortigen Universität, sei Grund dafür, daß nicht auch der letzte italienische Student aus Wien den Innsbrucker Demonstranten Zuzug leistete. So waren die Italiener für ihre Innsbrucker Heldentaten wohl vorbereitet. Wie sich herausstellte, waren sogar Waffen in gewünschter Anzahl vorher beschafft, nach Innsbruck gesandt und dort verteilt worden. Nur aus italienischen Waffen ward in der verhängnisvollen Nacht des 3. November gefeuert, von deutscher Seite fiel kein Schuß; nur Deutsche wurden verwundet, ein Deutscher ließ sein Leben, und dennoch wagen es jetzt die Italiener, von einem deutschen Überfall zu sprechen, von deutscher Gewalttat. Und fast noch empörender: in blindem Deutschenhaß fallen ihnen die Slowenen und Tschechen zu; sie, die sonst in ewigem Hader leben, finden sich in diesem gemeinsamen Haß brüderlich zusammen. Es gibt bei unseren nationalen Gegnern keinerlei trennenden Streit, wenn das Kriegsbeil gegen den Deutschen ausgegraben ist. Von Neapel bis Prag stehen sie zusammen, Studenten, Vereine, Gemeindevertretungen, Italiener, Slowenen und Tschechen, keine Partei schließt sich aus, selbst die Sozialdemokraten nehmen rücksichtslos Stellung zur nationalen Fahne ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht.

„Wie aber steht es auf deutscher Seite aus? Wohl sind in Österreich allenthalben Sympathiekundgebungen für die Innsbrucker Deutschen erfolgt. Aber schon hier sind auch im Augenblick der höchsten nationalen Erregung die trennenden Schranken zwischen den hadernden Parteien nicht gefallen. Und gar bei uns in Deutschland? Kaum, daß man heute in der reichsdeutschen Presse noch von Innsbruck spricht und liest. Und die wenigsten Blätter haben in entschiedener Weise die Sache der Innsbrucker Deutschen geführt. Wo sind bei uns die hundertfachen Kundgebungen, wo die Sammlungen für Innsbruck, wo das unbedingte Zusammenstehen, das wir mit Neid bei unseren Gegnern sehen müssen, die doch hier wahrlich für die schlechtere Sache einstehen? Der italienische Verein Dante Alighieri, das Gegenstück zu unserem Schulverein, freilich weniger friedlich als dieser und mehr auf den Angriff als auf die Verteidigung gerichtet — dieser Verein Dante Alighieri hat einen Aufruf erlassen, in dem es heißt: ‚Ihr wißt, daß unser

Verein die italienische Sprache und Kultur an den Grenzen verteidigt und in aller Welt verbreitet. Leihet jetzt mit stürmischer Hingebung euren Namen, euren Beistand her als gesittete Antwort der Italiener auf die barbarischen Überfälle.' Und in Scharen sind die Italiener dieser Aufforderung gefolgt. Wo ist bei uns dieser willige Resonanzboden zur nationalen Pflichterfüllung? Wenn endlich, endlich wir Deutsche hierin von unseren Gegnern lernen möchten, das Blut in Innsbruck wäre nicht vergeblich geflossen ..."

Es ist das alte Elend, der alte Jammer und nimmt kein Ende und wird nur um so erbärmlicher, je mehr in unserem Zeitungswalde die Blätter von „nationalen" Phrasen triefen, je üppiger der „Patriotismus", die Kaiser- und Reichsverherrlichungen ins Kraut oder richtiger ins Unkraut schießen. Reichs- und Staatstreue sind billig wie Brombeeren, was uns bitter not tut, ist Volkstreue. Aber da könnte man ja „oben" anstoßen, die zarten Gefühle unserer so empfindsamen Freund-Nachbarn verletzen, die doch so gar keine Empfindung für unsere Gefühle haben, weil — wir selber sie nicht haben. Wir sind und bleiben ein nationales Neutrum, um nicht ein noch drastischeres Bild zu gebrauchen.

Schon der alte Schubart schrieb in seine Deutsche Chronik, und es ist, Gott sei's geklagt, immer noch wahr:

„Zur Zeit Hermans erregen wir Erstaunen durch unseren Heroismus und unsere rauhen Tugenden. Dann geht viele Jahrhunderte hindurch unsere Geschichte wieder einen gar schläfrigen Gang. Das ewige Ringen zwischen Finsternis und Licht; das stiermäßige Beugen unseres Nackens unter das Joch der Despotie und Hierarchie; unser dummes Schweigen unter dem greulichsten Drucke; so viele stolze Ausländer, die mit unseren Gütern wie mit den ihrigen hausten; das allmähliche Herabsinken vom Freiheitssinn zum Sklavensinn, von hoher Tapferkeit zum Soldknechtsgehorsam, so viel Phlegma und so wenig Tatendrang ... Ein Volk, dessen Hauptcharakter darin besteht, im stillen Genusse des häuslichen Glückes sein Leben zu veratmen und nicht zu trachten nach hohen Dingen, die mit Unruhe erkämpft werden müssen: ein solches Volk hat eine gar einförmige Geschichte — narkotisch für den Schreiber, wie für den Leser."

Auf gut grob deutsch: „einschläfernde". Schlaf, Michel, schlaf ...

G.



Pharisäertum.

„Vor einigen Jahren", so erzählt jemand in einem Berliner Blatt, „hatte ich bei meinen morgendlichen Wanderungen durch die Straßen der Stadt Gelegenheit, Zeuge eines Vorganges zu sein, der sich meinem Gedächtnisse für immer fest eingeprägt hat. Als ich mich auf dem Gendarmenmarkte befand, ging ein Mann in reinlicher Arbeiterkleidung, in grauem Jackett und aufgekrempelter Hose, rüstigen Schrittes eine kleine Strecke vor mir her. Augenscheinlich war er auf dem Wege nach seiner Arbeitsstelle. An der Bedürfnis-

anstalt, die sich an der Ecke der Charlotten- und Französischen Straße befindet, wendet er sich plötzlich links, geht auf einen dort ruhig stehenden Mann in Arbeiterkleidung zu, faßt, ohne ein Wort zu sagen, in die Seitentasche seines Jacketts und reicht ihm die von Muttern in Zeitungspapier eingewickelten Stullen. Mechanisch streckt der andere die Hand aus, ergreift das kleine Paket und sieht dem ohne Aufenthalt Weitergehenden in stummer und gleichsam erstarrter Haltung nach. Denn genau so wie er die Stullen mit der ausgestreckten Hand genommen hatte, blieb er stehen, offenbar von der unerwarteten Wohltat aufs höchste überrascht.

„‚Aha,' dacht' ich, ‚arbeitslos; aber das hättest du dem Manne nicht angesehen.' Denn aus der Kleidung und dem Schuhzeug, die sauber und ganz waren, konnte man das nicht schließen, auch nicht daraus, daß er zufällig müßig an der Straßenecke stand. Und doch mußte der unbekannte Wohltäter aus den Mienen und der ganzen Haltung des Dastehenden mit Sicherheit wahrgenommen haben, daß es so war. Vielleicht schärfen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Standesgenossenschaft, auch wohl die eigenen bitteren Erfahrungen den Blick für die Not des darbenden Bruders. Wie dem auch sei, zerbrechen wir uns den Kopf nicht darüber, sondern würdigen wir vor allem die Größe und die Art der Gabe. Wahrscheinlich hat der Brave, ohne darum gebeten worden zu sein, alles, was er hatte, weggegeben, in dem Bewußtsein, daß er, da er doch noch sein Mittagsbrot vor sich habe, auch einmal des leidenden Bruders wegen sein Frühstück aussetzen könne.

„Und wie gibt er? Er gibt ohne Kränkung, er fragt nicht, wer der Notleidende ist, ob er auch der Wohltat würdig ist, er wartet nicht den Dank ab, schimpft nicht, wenn ihm mit dem Munde keine Dankesworte gesagt werden, sondern geht ruhig seines Weges, in dem Bewußtsein, als Mensch mehr als seine Pflicht getan zu haben. Und gern gibt er, denn wäre es nicht so, so würde er nicht das einzige geben, was er mit sich führt und was er sich selbst so schwer durch seiner Hände Arbeit verdienen muß.

„Hiermit vergleiche man die widerwillige bürgerliche und offizielle Wohltätigkeit, wie sie sich bald wieder beim Herannahen des Winters breitmachen wird. Man geht ins Konzert, in den Bazar, auf den Ball, veranstaltet eine Verlosung, um dem unangenehmen Geschäft wenigstens eine kleine Würze zu geben. Außerdem merkt man es so am wenigsten. Denn es ist sehr schmerzlich, von dem das ganze Jahr hindurch mühsam zusammengestohlenen Gewinn auch nur den kleinsten Teil abgeben zu müssen. ‚Dafür könnte man sich lieber eine bunte Schleife oder eine neue Hutfeder zulegen. Und dazu bekommen es gewöhnlich nur Unwürdige: die Leute haben es ja gar nicht verdient, sie sind ja selbst schuld an ihrer schlimmen Lage.'"

So weit so gut. Und doch — Pharisäertum. Weiß man erst, welches Blatt die Geschichte zum besten gibt, so merkt man die Absicht und wird verstimmt. Es ist die Unterhaltungsbeilage zum „Vorwärts", und da kann man sich des fatalen Eindrucks nicht erwehren, daß hier den Lesern aus den ärmeren Klassen nach dem Munde geredet werden soll. Wie herzlos und niederträchtig die höheren Stände! Aber wie edel und vornehm einzig und allein die Proletarier, die Leute mit der „schwieligen Faust", im „fadenscheinigen Rock", mit der rauhen Außenseite, aber dem goldenen, unendlich weichen Herzen darunter. Gewiß, es gibt solche Leute in den ärmeren Klassen, es gibt ihrer viele dort und vielleicht mehr als in den oberen. Denn eigene Not erweicht

die Herzen, wer selbst Leid erfahren, kann tiefer mitleiden, als wem es erspart geblieben. Aber findet sich in den unteren Klassen nicht wiederum viel Roheit und Stumpfheit dem Elend gegenüber? Und in den oberen Schichten? Gibt's da wirklich keine wahren Wohltäter, die aus innerstem Bedürfnis heraus Opfer tragen und reichlich Opfer tragen? Ohne daß die Rechte wüßte, was die Linke tut?

Der „Vorwärts" ist hier in die eigene Grube geglitten. Indem er das — gewiß nicht zu leugnende — Pharisäertum der oberen Klassen geißeln wollte, machte er sich desselben Fehlers schuldig. Es scheint, daß es im lieben deutschen Vaterlande ohne Kriecherei nun einmal nicht gehen will. Geht's beim besten Willen nicht nach oben, dann nach unten. Gekrochen muß werden. Und welche Kriecherei die häßlichere ist, die nach oben oder die nach unten — wer möchte das entscheiden? Mich will bedünken, sie duften alle beide.

Schlimm genug ist's ja, daß die Sozialdemokratie auch dort, wo sie die Kritik bewußt oder unbewußt in den Dienst einseitiger und darum ungerechter Parteitendenz stellt, immer noch gerade genug wunde Punkte trifft, um ihres Eindrucks nicht zu verfehlen. Und sie wird sich so lange dieser außerordentlich günstigen Stellung mit Erfolg bedienen, als ihr von der bürgerlichen Gesellschaft und Presse das politisch und agitatorisch unschätzbare ausschließliche Privilegium der offenen und rückhaltlosen sozialen Kritik freiwillig eingeräumt wird. Die Partei wäre ja auch von allen guten und bösen Geistern verlassen, wollte sie diese unsäglich kurzgestirnte Staatsweisheit einer in Bierbankpatriotismus dahinduselnden Bourgeoisie nicht gebührend ausschlachten und sich daraus ein „Großes Wurstessen" machen. Der „frisch geschlachtet" ankündigende weißbehangene Stuhl steht noch alleweil freundlich einladend vor der Parteibude. G.



Mildernde Umstände für das „deutsche Nationalgefühl".

Als eine der Ursachen für das „Zurückweichen des Deutschtums", die so beklagenswerte wie leider nicht nur für das Ausland geltende Tatsache, hatte der „Hammer" die „Schwerfälligkeit" und „Klanglosigkeit" der deutschen Sprache zum Amboß genommen. Die „Wartburgstimmen" wollen nun nicht einmal diesen „mildernden Umstand" gelten lassen. Sie sind im Gegenteil der Meinung, daß die deutsche Sprache eine der wenigst schwerfälligen sei, die es überhaupt gibt:

„Sie ist so wenig schwerfällig, daß sie von allen lebenden Sprachen vielleicht die größte Geschmeidigkeit infolge ihres Reichtums besitzt, weshalb sie sich auch zu Übersetzungen aus anderen Sprachen so vorzüglich eignet. Mir sagte jemand, der die Verhältnisse in Japan sehr gut kennt, daß dort von den Leuten, die sich mit der europäischen Literatur bekannt machen wollen, zu allererst nach Kenntnis des Deutschen gestrebt würde, aus Nützlichkeitsgründen. Das Deutsche übermittelte ihnen nämlich die gesamte Literatur in den vorzüglichsten Übersetzungen. Und noch eins. Die

englische Sprache ist nämlich ungeheuer schwerfällig, ja eine beinahe ärmliche Sprache, und trotzdem wird die Sprache von den Engländern mit einer Zähigkeit sondergleichen selbst unter den sonst ungünstigsten Verhältnissen bewahrt im Auslande. Sie bleibt ihm immer Mutterlaut. Es ist ganz undenkbar, daß ein Kind englischer Eltern, die in Deutschland leben und das in Deutschland erzogen wird, nicht stets das Bewußtsein behält, daß Englisch seine Muttersprache sei, deren Beherrschung ihm sicher von den Eltern zur Pflicht gemacht wird. Was erlebt man dagegen in England? Die Kinder rein deutscher Eltern, die erst in England einwanderten, können meistens die Muttersprache ihrer Eltern kaum noch radebrechen. Diese Kinder würden uns fassungslos und begriffslos anstarren, wenn man ihnen versicherte, daß Deutsch ihre Muttersprache oder daß Deutschland ihre Heimat sei. Ich habe da sehr, sehr trübe, ja geradezu verzweifelt betrübende Erfahrungen in England gemacht, Erfahrungen, die einen mit Verachtung und Empörung gegen das eigene Volk erfüllen könnten. Man braucht nur den Durchschnitt der Deutschen im Auslande zu betrachten, besonders unter den sog. Gebildeten, und man könnte Tränen weinen oder mit der Faust dareinschlagen über diese Charakterlosigkeit unserer Landsleute. Und daher stammt auch zum guten Teil die vollberechtigte Verachtung, die dem Deutschen ganz besonders von seiten des Engländers zuteil wird. Denn dieser Engländer kennt gar nichts Verächtlicheres, als Mangel an Heimatliebe; er fühlt instinktiv, daß das Aufgeben der Muttersprache und der nationalen Eigenart auch eine Verminderung und Schwächung der Persönlichkeit bedeutet. Wann das besser werden wird, wer kann das sagen? Manchmal könnte man schier verzweifeln! Aber wir haben ja noch gar kein wirkliches Nationalbewußtsein, wir sind ja noch gar keine Nation; die deutschen Stämme untereinander betrachten sich gegenseitig noch fast als Ausländer. Der furchtbare Vorwurf, ‚deutsche Bedientenseele' ist noch immer leider voll gerechtfertigt. Da ist es nun merkwürdig: Gerade die Deutschen im Auslande, die am stärksten schimpfen auf die deutschen Zustände, besonders darauf, daß in Deutschland ein freies, stolzes Bürgertum nach ihrer Ansicht, gemessen am Engländer als Staatsbürger, noch gar nicht existierte, gerade diese Leute eignen sich im Auslande mit wundervoll eifriger Bedientenhaftigkeit Gewohnheiten und Sprache ihres Gastvolkes an und enteignen sich jedes völkischen Stolzes. Dieselben Leute, die in England uns darauf hinweisen, daß die englische Nation in nationalen Fragen wie ein Mann empfände, ergehen sich in maßloser Entrüstung, wenn die öffentliche Meinung in Deutschland sich erlaubt, in großen Fragen auch nur den Versuch der Einheitlichkeit erkennen zu lassen. Dann geht das Schimpfen los, gerade bei den Ausland-Deutschen, auf ihre chauvinistischen Volksgenossen..."

Ich habe Ähnliches erfahren, in anderen Ländern. Man ahnt es z. B. in Deutschland kaum, wie sehr der gebildete, vornehme Russe — es gibt auch solcher ein ganz Teil — die Servilität des Deutschen, dessen nationale Selbstpreisgabe verachtet, wie übel ihm bei den deutschen Liebesdiensten wird, trotzdem er sie sich aus politischer Klugheit gefallen läßt. Bei aller Bekämpfung des zähen, niedersächsischen Stammes achtet doch der Russe den sein Volks-

tum nicht verleugnenden Balten, den deutschen Kur-, Liv- und Estländer, persönlich höher als den nach Rußland eingewanderten Reichsdeutschen, besonders Preußen. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der „freien“ Reichsangehörigen in den baltischen Provinzen verkehrte — und durfte verkehren mit den dort seit mehr als sieben Jahrhunderten ansässigen Nachkommen der deutschen Hanseaten und Ritter. Warum wohl? Weil sich jenes reichsdeutsche Element durch seine Schweifwedelei vor den gegebenen Machthabern außerhalb der deutschen eingeborenen Gesellschaft stellte. Es erniedrigte sich öfter bis zur völligen nationalen Selbstentmannung, bis zur Bekämpfung, moralischen und praktischen Denunziation der dortigen Volksgenossen, die — wohlgemerkt: als abhängige russische Untertanen — an ihrem Volkstum festhielten. Es gäbe da manchen tief beschämenden Fall zu erzählen ...

Aber der Mann der Wartburgstimmen scheint mir doch einen wirklich mildernden Umstand zu übersehen. Nach den heute russischen Ostseeprovinzen, früheren deutschen Ordenslanden, sind im Laufe der letzten Jahrhunderte nicht gerade die volk- und freiheitliebenden Deutschen ausgewandert, wohl aber viele solche nach England und Amerika — geflüchtet. War es da ein psychologisches Rätsel, daß sie, die doch um ihrer nationalen und freiheitlichen Gesinnung den Staub des alten Vaterlandes von ihren Pantoffeln schütteln mußten, sich dem neuen anschlossen, dem selbstverständliches Recht war, was sie sich daheim erst erkämpfen, vergeblich erkämpfen wollten, und wofür sie die Heimat, wo nicht zu Todes- und Gefängnisstrafen, doch zur „freiwilligen“ Verbannung verurteilte? Ist es ein psychologisches Rätsel, daß Männer mit starken nationalen Sehnsüchten, mit dem Bedürfnis, einer freien, selbstbewußten Volksgemeinschaft anzugehören, sich einer solchen, dazu noch blutsverwandten, auch heute anschließen? Man braucht das nicht zu rechtfertigen, man kann es beklagen, ein Wunder ist's nicht!

Sollte man auch diesen Dingen nicht mehr auf den Grund gehen, statt sich in nutzlosen Jeremiaden und Vorwürfen zu erschöpfen, die doch zu einem wesentlichen Teile an ganz andere Adressen gerichtet sein müßten? G.



Ästhetische Erziehung.

Fern liegt es mir, Personen Vorwürfe zu machen, sehr fern, meinen alten Lehrern, deren ich mit Achtung und Erkenntlichkeit gedenke. Geduldig und gewissenhaft erfüllten sie die harte Pflicht, uns höheren Pennälern das vorgeschriebene Pensum einzuverleiben. Fielen Lichtstrahlen in die Wüste und Leere der Geist und Gemüt verödenden Bildungsfabrik, so war's dem Lehrer, nicht dem System zu danken. Denn das System war das allgemein übliche, und das — sagt alles.

Oder muß ich's erst erklären? Ist es nicht in die Augen springender Widersinn, daß ganze junge Geschlechter nach einem allgemein üblichen System unterrichtet und „erzogen“ werden? Daß, was der größte Deutsche „höchstes Glück der Erdenkinder“ nennt, also doch auch höchstes Ziel, von Kindes-

beinen an zermürbt und zerfasert wird? Nur der gesunde Naturinstinkt, nur ihr passiver Widerstand verhütet die schlimmsten Folgen.

Schlimm genug sind sie. Wenn ein Detlev von Liliencron noch im reifen Alter nur mit Ingrimm seiner Homerstunden gedenken kann, die ihm, dem Dichter, die herrliche Dichtung derart verekelt haben, daß er sie Jahrzehnte nicht mehr in die Hand nehmen mochte, so ist das ein Beweis für viele. Mir ist es ähnlich gegangen. Wenn die Anhänger des Systems immer wieder den bildenden Wert der alten Klassiker ausspielen, so entgeht ihnen völlig, daß deren Lektüre in der Ursprache ganz zuletzt ästhetischen oder ethischen Zwecken dient, sondern fast ausschließlich philologisch-grammatischen. Diese könnten ebenso gut oder schlecht ohne — sagen wir es rund heraus — Verpöbelung der höchsten ästhetischen Werte erzielt werden, durch irgend ein beliebiges, zu solchen Zwecken hergerichtetes Lesebuch oder dergleichen. Es waren ja doch nur grammatische Übungen, in denen jeder einzelne Vers bis auf seine philologischen Atome zerkleinert wurde. Daß man Homer las, kam einem kaum zum Bewußtsein.

Wird einem Kunstwerk nicht schon Gewalt angetan, wenn es andern als ästhetischen Zwecken fronen soll? Und welche Art Erziehung ergibt sich denn da für die Schule, wenn nicht die durch das Schöne zum Guten, also die ästhetische?

Es sind nicht die alten Klassiker allein, die unter solcher Vergewaltigung zu leiden haben. Im Marbacher Schillerbuch (I. Band der Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Otto Güntter. Stuttgart, Cotta, 1905. Preis Mk. 7.50) fühlt sich der bekannte Literarhistoriker Professor Bertold Litzmann gedrungen, nachdrücklich auf den heutzutage keineswegs genügend anerkannten Wert der Schillerschen Balladen als Kunstwerk an sich hinzuweisen:

„Dank der unseligen Einrichtung, daß die Schillerschen Balladen um ihres sittlichen Gehaltes willen auf der Schule als Lehrstoff verarbeitet werden, besteht die dringende Gefahr, daß das Bewußtsein, mit welchen Kunstwerken allerersten Ranges wir es bei den Schillerschen Balladen zu tun haben, mehr und mehr bei uns schwindet. Keinem Zeichenlehrer fällt es ein, stümperhafte Anfänger sich am Apoll von Belvedere oder der Juno Ludovisi versündigen zu lassen; dafür sind einfache, gute Vorlagen da, die der Schüler auch in diesem Anfangsstadium verstehen und nachbilden kann. Aber für unseren ästhetischen Unterricht oder für die paar Brocken, die davon im deutschen Schulunterricht abfallen, da sind uns unsere Klassiker, und Schiller vor allen Dingen, gerade gut genug, um von Quartanern und Tertianern in schauerlichen Deklamationen und stümperhaften Stilübungen mißhandelt zu werden. Die Folge ist, daß die Jungen alle Freude und allen Respekt vor dem Kunstwerk verlieren und mit Schillerschen Balladen den Begriff und die Vorstellung von unerträglicher, moralisierender Pedanterie und höchstens von einer Reihe schönklingender Verse verbinden lernen. Die Menschen sind zu zählen, die heute noch eine Schillersche Ballade ganz rein als Kunstwerk auf sich wirken lassen und genießen können. Und wenn sie es können, so haben sie, ich spreche aus eigenster Erfahrung, sich die Unbefangenheit in reiferen Jahren selbst erwerben müssen, trotz der Schule, die alles getan hat, ihnen für immer die reine Freude daran zu verderben. Wenn wir so wie bisher fortfahren, so werden wir Schiller

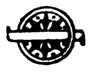
uns und unseren Kindern bald völlig verleidet haben. Hier wäre ein Warnungsruf videant consules am Platz. Denn es handelt sich um einen geistigen Raubbau, der uns unermeßlichen Schaden tut." S.



Selbstverständlich oder wunderbar?

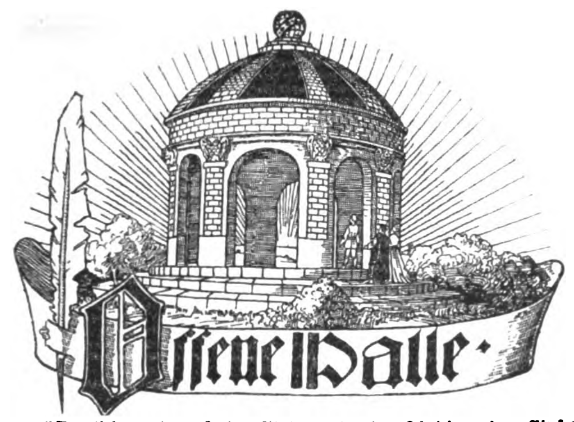
Was dünkt den biedern Philister nicht alles „selbstverständlich"? Und was nicht alles „wunderbar"? Sehen wir aber näher zu, so sind sämtliche Erscheinungen — ebenso selbstverständlich wie wunderbar. Aus einem Vortrag von Dr. F. Meisel über Naturwissenschaft und Schule hebt die „Technische Rundschau" die entschiedene Betonung der ungerechten Wertung heraus, die wir auf die mannigfachen Beobachtungen der Naturerscheinungen anzuwenden pflegen, je nachdem sie uns vertraut oder neu sind. Wir halten den Fall eines nichtbefestigten Körpers, der schwerer als die Luft ist, für „selbstverständlich", weil er ja von der Erde „angezogen" wird. Daß diese „Anziehung" aber keine Erklärung, sondern nur ein Wort zur Bezeichnung der Tatsache des Fallens ist, wird den meisten nicht klar. In der Tat bezeichnen wir — und darauf kann gar nicht eindringlich genug hingewiesen werden — die Vorgänge und Erscheinungen als selbstverständlich, die wir von Kindesbeinen an wahrzunehmen gewöhnt sind, jene aber als wunderbar, die wir zum ersten Male wahrnehmen. Es sei erinnert an die Entdeckung der Röntgenstrahlen. Ein ungeheures Erstaunen durchlief die ganze Menschheit; Strahlen, die durch Papier, Holz, Leder usw. hindurchgehen! Unglaublich! Unfaßbar! Wunderbar! — Daß aber die gewöhnlichen Strahlen durch Glas, Gelatine, hunderterlei Kristalle hindurchgehen — nein, das ist nicht wunderbar; das ist ja ganz selbstverständlich! Und worin liegt, wenn wir genauer zusehen, der ganze Unterschied zwischen beiden Erscheinungen? Doch nur darin, daß wir an die eine gewöhnt sind, an die andere nicht. Erklärt ist die eine so wenig wie die andere. Stellen wir uns einmal vor, von einem neugeborenen Kinde würden alle im gewöhnlichen Sinne des Wortes durchsichtigen, festen Körper sorgfältig ferngehalten! Dann würde sich in der Vorstellung des zum Bewußtsein erwachsenden Kindes der Begriff der Festigkeit mit dem der Undurchsichtigkeit so fest verbinden, daß ihm die eine Eigenschaft als durch die andere bedingt erscheinen würde. Wenn nun jemand dem Erwachsenen ein Stück gewöhnlichen Glases zeigen würde, so wäre sein Erstaunen über den festen Körper, der für Lichtstrahlen durchlässig ist, sicherlich ein unbegrenztes. Kaum geringer ist das Erstaunen des Schülers, der in der Chemiestunde zum ersten Male farbige Gase sieht; durch seine bisherigen Erfahrungen hatte sich eben der Begriff der Luftförmigkeit mit dem der Unsichtbarkeit fest verbunden. Nichts in der Natur ist eben wunderbarer als etwas anderes!

Und, fügen wir hinzu: — nichts selbstverständlicher als etwas anderes. Bescheiden wir uns also mit der Erkenntnis, daß für uns alles wunderbar ist, für den Schöpfer aber alles selbstverständlich. S.





Ernst Müller-Braunschweig
Wilhelm Raabe



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Die angebliche Unvermeidlichkeit des Kriegs.

Es war einmal ein Mann mit Namen Galilei, der wagte es, nach der Meinung seiner Zeitgenossen, die Welt auf den Kopf zu stellen; in Wahrheit hat er sie erst auf die Füße gestellt, oder vielmehr erklärt, daß auch sie wie andere Dinge auf den Füßen laufe und nicht auf dem Kopf. Dafür haben sie ihn eingesperrt und haben ihn zum Widerruf genötigt. Es war ein anderer Mann, der hat die Briefmarken erfunden. Als er seiner Meinung Ausdruck gab, da sagte die Welt, er sei reif fürs Narrenhaus. Als die Eisenbahnen in Deutschland eingeführt werden sollten, da erklärten die Professoren: die Schnelligkeit der Bewegung sei schädlich für die Augen; man müßte daher die ganze Eisenbahnlinie mit einem undurchsichtigen Bretterzaun umgeben, damit die Vorübergehenden nicht geblendet würden. Das gehört nun einmal zum Begrüßungszeremoniell, mit dem die neuen Erscheinungen in der Welt begrüßt werden, daß man sie zunächst für Unsinn erklärt, bis sie auch den blödesten Verstand von ihrer Nützlichkeit und ihrem Werte überzeugen. Wir Friedensfreunde dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch uns noch immer die Berge der Vorurteile entgegenstarren. Die Zukunft ist unser, daran zweifeln wir nicht, aber heute sieht's noch traurig aus. Heute werden wir noch wie Leute angesehen, die das Perpetuum mobile oder die Quadratur des Zirkels erfinden wollen. Mit dem *einen* Worte Utopie meint man uns totzuschlagen, obwohl Frédéric Passy recht behalten wird mit seinem kühnen Satz: Der Fortschritt besteht darin, daß die Utopien verwirklicht werden; die allerpraktischste Arbeit ist es daher, Utopien verwirklichen zu wollen.

Die Leute, die uns unsre Hoffnung rauben wollen, das sind dieselben, die überhaupt keinen Fortschritt sehen wollen, weil er so langsam vor sich geht; dieselben, die im Mittelalter erklärt hätten: „Wie kann man Prozesse führen ohne Folter? Die Übeltäter werden einfach leugnen; wie könnt ihr sie zu einem Geständnis bringen ohne Anwendung des hochnotpeinlichen Prozeßverfahrens?" — Dieselben, die zur Zeit des Faustrechts gesagt hätten: „Wie kann man sich sein Recht verschaffen, wenn man seine Faust nicht braucht?" So fragen sie heute: Wie kann man die Existenz, die Größe, die Ehre des

Volks erhalten, wenn dies Volk nicht bereit ist, zuzuschlagen? Die Antwort liegt ja nahe. So gut der einzelne heute zu seinem Recht kommen kann, wenn er es vor Gericht vertritt, ebensogut könnten die Völker zu ihrem Recht kommen, wenn sie ihre Streitfragen einem über ihnen stehenden Tribunal unterwerfen würden. Aber während auf unsrer Seite der Glaube ist, so ist auf der andern Seite der Unglaube; hier scheiden sich die Wege.

Einiges wird uns ja wohl zugegeben. Es ist ganz wahr, so sagt man uns, daß der Krieg etwas Entsetzliches ist. Niemand will sich gern die Eingeweide aus dem Leibe reißen lassen, niemand will gern in der Blüte seiner Jahre sterben; niemand will, daß die Häuser angezündet, die Fluren verwüstet, Frauen und Töchter mißhandelt werden. Aber, sagt man, der Krieg ist unvermeidlich, wie das Gewitter, wenn es schwül ist, wie das Hagelwetter, wenn plötzliche Abkühlung kommt. Es sind verschiedene Gründe, die zur Stütze dieser Ansicht ins Feld geführt zu werden pflegen. Die politische Begründung geht von dem Gedanken aus, daß sich zu viel Brennstoff zwischen den Nationen angesammelt habe, als daß er ohne Explosion beseitigt werden könnte, — als ob man nicht auch einmal Wasser über das Pulver schütten könnte, statt die Zündschnur anzulegen. Oder es wird gesagt: der Krieg sei unvermeidlich, weil die ganze äußere Politik darin bestehe, daß ein Volk sich auf Kosten der andern zu entfalten strebe, — als ob die Diplomaten nicht endlich einmal lernen könnten, daß die Völker weiter kommen, wenn sie sich unter fortwährender Rücksichtnahme auf die Lebensinteressen der andern Völker auszubreiten suchen. Aber auch eine philosophische Begründung wird ins Feld geführt: Der Krieg sei unvermeidlich, wird gesagt, um der streitsüchtigen Natur der Menschen willen, — als ob diese sich nicht ebensogut vor Gericht äußern könnte, als ob die Menschheit immer und ewig als die Horde von Barbaren sich fühlen müßte, die dem Grundsatz huldigt, daß man im Kampf ums Dasein seine eigene Haut zu Markte tragen müsse. Von historischem Standpunkt aus wird uns entgegengehalten: alle großen weltgeschichtlichen Entscheidungen seien bisher auf kriegerischem Wege erfolgt, werden also auch in Zukunft auf diesem Wege erfolgen müssen. Das ist gerade so, wie wenn man sagen wollte: alle großen Reisen wurden bisher mit der Postkutsche gemacht, werden also auch künftig damit gemacht werden müssen. Einige unsrer Gegner setzen sich sogar uns gegenüber auf das hohe moralische Pferd, um von ihm herabzudekretieren: der Krieg ist unvermeidlich, weil sonst das Versinken in den krassesten Materialismus die Folge wäre. Derselbe Krieg also, der nach der Ansicht dieser Moralisten aus dem bodenlosen Abgrund des radikalen Bösen hervorgeht, soll doch wieder die Kraft haben, luftreinigend, moralisch hebend und erneuernd zu wirken. Daß das nicht der Fall ist, das geht klar hervor aus dem statistisch nachzuweisenden moralischen Niedergang in Deutschland seit dem Siebzigerkrieg. Man vergleiche dagegen den moralischen Aufschwung in Norwegen, das seit 100 Jahren keinen Krieg mehr gesehen hat, und das so gut wie keine Trunkenheit und keine Prostitution mehr kennt. Endlich der kritische Einwand, der vielleicht am schwersten wiegt! Kleinigkeiten, sagt man uns, und juristische Spitzfindigkeiten lassen sich auf dem Wege des Schiedsgerichts entscheiden, aber nicht große Lebens- und Ehrenfragen. Dem gegenüber muß jedoch von unsrer Seite daran festgehalten werden, daß die Ehre ein viel zu schwankender Begriff ist, als daß darauf das Gebäude der äußeren Politik errichtet werden könnte. Leute wie Brüsewitz und Hüssener

mögen ihre Ehre für tangiert betrachten, wenn sie nicht vorschriftsmäßig gegrüßt werden. Ein normal bürgerlich denkender Mensch hält einen derartigen Verstoß nicht für der Rede wert. Eine Sudermannsche Magda mag sich einbilden, ihre Ehre sei durch alle Seitensprünge, die sie im Garten der freien Liebe mache, nicht befleckt, während ihre Schwester Marie durch den kleinsten Fehltritt *ihre* Ehre unrettbar verlieren würde. In Wahrheit besteht die Ehre einer Person wie einer Nation darin, daß sie diejenige Stellung tatsächlich einnimmt, die sie ihrer Bedeutung und ihrem Verhalten nach beanspruchen kann. Wenn die Engländer die Buren vergewaltigen, so beflecken sie dadurch mit eigener Hand ihren Ehrenschild; das Urteil aber, das die anderen Nationen über sie fällen, und das bald zu scharf sein kann, bald aber auch die nötige Schärfe vermissen lassen mag, ändert nichts an dieser Tatsache. Was aber die Lebensfragen anbelangt, so ist nicht einzusehen, warum eine Nation, die, wenn geringere Güter angefochten werden, diese Güter unter den Schutz des Rechtes stellt, diesen Schutz sollte entbehren können, wenn es sich um ihr höchstes Gut, um ihr Leben handelt. Wenn ich aber einsehe, daß der Richter besser imstande ist, meine Habe zu schützen, als ich selber, warum soll ich dann nicht auch zugeben, daß er besser als ich dazu befähigt sein dürfte, mein Leben zu schützen? Mit anderen Worten: *Die Staatenordnung, die wir Friedensfreunde erstreben, wird ein Schutz sein nicht bloß für die einzelnen nationalen Güter, sondern auch für das nationale Leben, und das ein besserer Schutz als derjenige, den die einzelne Nation sich selber angedeihen lassen kann.*

Dem Dogma von der Unvermeidlichkeit des Kriegs gegenüber muß nun aber mit aller Energie der neue Glauben verfochten werden, daß der Krieg *vermeidlich* ist. Was wollen wir damit sagen? Wir sagen nicht, daß der Krieg jetzt schon ein Ding der Unmöglichkeit sei. Bekanntlich hat *Staatsrat von Bloch* in seinem großen Werk „Der Krieg" die Sache so dargestellt, daß man auf den Gedanken kommen könnte, ein Krieg zwischen Großmächten sei schon aus technischen Gründen so gut wie ausgeschlossen. Seine Grundgedanken sind kurz diese: Die Rüstungen der europäischen Großstaaten befinden sich auf gleicher Höhe; die Gewehre sind seit dem Jahre 1870 13 mal, die französischen Kanonen sogar 130 mal wirksamer geworden; die Frontalangriffe sind ein Unsinn, wie aus dem Burenkrieg zur Evidenz erhellte; die Umgehungsbewegungen sind nur möglich bei ganz bedeutender numerischer Überlegenheit. Tatsächlich ist eine solche Überlegenheit nirgends zu finden; denn wenn der Dreibund 8½ Millionen Streiter auf die Beine stellen kann, so stellt der Zweibund flugs ebensoviele, wenn nicht mehr, ins Feld. Wenn schließlich die flüssige Luft, die Elektrizität zu Kriegszwecken angewendet würden — ein paar Wagenladungen der komprimierten Luft würden genügen, um alle Flotten in die Luft zu sprengen, — so würde die Kriegführung zur physischen Unmöglichkeit. So weit der russische Staatsrat. Seine Prophezeiungen werden durch den russisch-japanischen Krieg in der Hauptsache bestätigt. Die Verluste übersteigen zwar trotz der besseren Gewehre, die in diesem Kriege gegen früher zur Anwendung kommen, keineswegs diejenigen der blutigeren Schlachten vom Jahre 1870. Aber die unentschiedenen Schlachten bei Liayong und am Schaho beweisen, daß auch ein militärisch überlegenes Volk wie die Japaner keinen entscheidenden Schlag führen kann, wenn es nicht auch über die numerische Überlegenheit verfügt. Jedenfalls wird das dem russischen Gelehrten nicht bestritten werden können, daß ein euro-

päischer Krieg bei der Kompliziertheit unsrer Verhältnisse ein das Leben der Gesellschaft gefährdendes Risiko in sich schließt. Die Regierungen sind sich auch der Gefahr bewußt; aber ein wahnsinniger Sturz in den Abgrund ist nichtsdestoweniger möglich, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich.

Was wir nun aber behaupten wollen, ist ganz einfach das: Man könnte auf den Krieg verzichten, wenn man seine Streitigkeiten auf dem Wege des Rechtes schlichten lassen wollte. Dazu gehören selbstverständlich zwei. Es ist uns Friedensfreunden nichts Neues, wenn man uns das Wort Schillers entgegenhält: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Es ist ja scheinbar ganz richtig, zu sagen: „Was hilft es, wenn die Buren nach dem Schiedsgericht schreien, während die Engländer beschlossen haben, sie zu vergewaltigen?" Oder was hilft es, wenn wir etwa in Europa einen Rechtszustand haben, aber die Türken oder Chinesen oder Japaner oder irgendwelche andere Hunnen fallen über uns her, um uns ein Stück Land „abzupachten", und erklären: „Was fragen wir nach eurem Recht? Unser Recht steht auf der Spitze unsres Schwerts." Oder was hilft es, wenn wir Deutsche mit unserm Los zufrieden sind und die Franzosen schreien nach Revanche für Sedan und wollen mit des Teufels Gewalt die Reichslande wieder haben? Und doch, so einleuchtend das alles zu sein scheint, so müßte man — kein Friedensfreund sein, wenn man nicht darauf zu antworten wüßte. Wir pflegen aber folgendes darauf zu sagen: Wenn die von uns erstrebte Ordnung vorhanden wäre, so hätte das verbündete Europa die Engländer an dem Raubzug nach Transvaal gehindert. Der Schutz der Schwachen, das ist ja der größte Vorzug von der Installation des Rechts. Heute schreien die Kleinen vergeblich nach ihrem Recht; einst aber werden es die Großen als Ehrensache, ja als Rechtspflicht anzusehen haben, daß sie dazu berufen seien, den Bestand der Kleinen zu erhalten. Mit welcher Kühnheit übrigens die Oppositionspartei in England selber gegen das Gewaltsystem sich aufzulehnen pflegt, das zeigte sich auf dem Friedenskongreß in Rouen, wo der Engländer Hodgson Pratt unter dem Beifall seiner Landsleute die Annexion von Transvaal und vom Oranjestaat als einen dem Menschenrecht schnurstracks widersprechenden Akt aufs schärfste verurteilte. — Wenn aber etwaige „Hunnen" sich nach unsern Ländern gelüsten lassen sollten, so wäre wieder das verbündete Europa stark genug, um jeden Angriff von außen als völlig aussichtslos erscheinen zu lassen. Die ohnedies unkriegerischen Chinesen denken übrigens nicht daran, uns anzugreifen; sie sind froh, wenn wir sie in Ruhe lassen. Ein Angriff von türkischer oder japanischer Seite aber auf unsern zu einem Staatenbund zusammengefaßten Weltteil wäre ebenso wahnsinnig wie ein Angriff der Schweiz auf Deutschland. So wenig an das eine zu denken ist, so wenig an das andere. Selbstverständlich hätten auch die Russen das Unglück, das sie gegenwärtig erleiden, nicht erlebt, wenn jene neue Staatenordnung schon bestanden hätte, deren schwache Umrisse der Zar schon vor sich gesehen haben muß, als er seine Friedenskundgebung vom Jahre 1899 vom Stapel ließ. Was endlich das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich betrifft, so ist ja nicht zu leugnen, daß die Mehrzahl der Franzosen die Reichslande lieber heute als morgen wieder haben möchten, daß sie insbesondere die Annexion von 170000 Franzosen um Metz her bitter empfinden; daß sie überhaupt von dem Standpunkt ausgehen: „Menschen sind keine Viehherden, die man von einem Stall in den andern stellen könnte"; daß sie wenigstens mit Bezug auf Elsaß-Lothringen

kein Recht der Eroberung gelten lassen wollen. Andrerseits ist doch ein ganz bedeutender Fortschritt wahrzunehmen. Früher hieß das Feldgeschrei revanche, jetzt heißt es arbitrage — Schiedsspruch! Früher pflegte man zu schreien: Vive la gloire, jetzt ruft man vive la paix; früher: à bas la Prusse, jetzt à bas la guerre. Ein neues Geschlecht kommt auf, das keinen Grund hat, Deutschland zu hassen; das eigentliche Volk in Frankreich will so wenig vom Kriege wissen als unsere Bauern, Handwerker und Fabrikarbeiter. Am raschesten würde sich die so sehr wünschenswerte Annäherung vollziehen, wenn alle Zollschranken fielen und etwa ein mitteleuropäisches Wirtschaftsgebiet mit Einschluß von Frankreich sich bildete. Frankreich kann übrigens gar nicht daran denken, einen Krieg zu führen. Der Mangel an Bevölkerungszunahme nötigt die französischen Politiker zu großer Zurückhaltung. Die Not lehrt eben nicht bloß beten, sondern auch denken. In Wirklichkeit stellen die Franzosen jährlich nur noch 196000 Mann ein, statt wie früher 232000, während wir immer noch 229000 jährlich unter die Fahnen rufen und trotz der französischen Minderrüstung fortfahren, dem Reichstag neue Rüstungsvorlagen zu unterbreiten.

Der richtige Weg aber führt durch die Schiedsgerichtsverträge zum Ziel des europäischen Staatenbundes. Durch diese Verträge ist tatsächlich ein neues System in die Politik eingeführt worden. Die Einzelstaaten erklären nicht mehr ihren Eigenwillen für das höchste Gesetz, sie unterwerfen wenigstens eine Klasse von Streitfragen, die spezifisch juristischen, der Jurisdiktion einer außer ihnen stehenden Behörde. An Stelle der Autonomie tritt also wenigstens auf einem, wenn auch kleineren, Gebiet die sogenannte Heteronomie. Die letztere wird sich aber immer mehr ausbilden; man wird dazu fortschreiten, auch die sogenannten Lebens- und Ehrenfragen dem höchsten Gerichtshof zu unterbreiten; man wird den Grundsatz, daß niemand in eigener Sache Richter sein könne, auch auf die Staaten anwenden. Und die Zeit wird kommen, da man sich unter dem Schutze des internationalen, von allen zivilisierten Staaten anerkannten Rechts sicherer fühlen wird als unter dem Schutze der Kanonen. Welchen Schaden kann eine schiedsrichterliche Entscheidung bringen? Wir können verurteilt oder mit einer Klage abgewiesen werden: also vielleicht etwas Geld zahlen müssen oder nicht so viel Geld bekommen, als wir meinen beanspruchen zu können. Je nachdem müßten wir vielleicht auch einmal auf einen Fetzen einer Kolonie verzichten, auf dem wir unsre Flagge gehißt hatten. Das alles aber kommt gar nicht in Betracht gegenüber dem furchtbaren Unglück eines Kriegs, der unter Umständen auch einmal mit einer Niederlage, mit der Verwüstung des Landes, mit dem nationalen Ruin oder wenigstens mit völliger Erschöpfung enden könnte.

Wann aber wird man auf den Krieg verzichten? Er wird vermieden werden, wenn die Menschen vernünftig genug sind, um einzusehen, daß der Gegenstand, um den sie sich streiten, den Einsatz des ganzen Volkslebens nicht wert ist; wenn sie egoistisch genug sind, um ihr Leben mehr zu lieben als irgendwelche Phantome nationaler Größe und Weltherrschaft; wenn sie praktisch genug sind, um ihre Streitfragen auf rechtlichem Weg entscheiden zu lassen.

*

Die Menschheit gleicht einer Karawane, welche durch die Wüste zieht. Von Zeit zu Zeit erscheint am Horizont ein farbenprächtig Bild: Palmen und Quellen und friedliche Hütten. Die Wandrer spornen die Schritte, um bald am Brunnen zu ruhen und den brennenden Durst zu stillen. Da verflüchtigt sich das Bild. „Fata Morgana“, sagt traurig der Führer. Aber nun am

Ende der Wanderschaft wieder Palmen und Hütten und Brunnen, und alles sieht sich so nüchtern und wirklich an. Aber „Fata Morgana“ sagen die Wandrer und senken die Köpfe und sitzen zu Boden im heißen Sand, um dort zu verschmachten, und die Rettung wäre doch so nahe gewesen, wenn — sie geglaubt hätten. B. Amfrid.

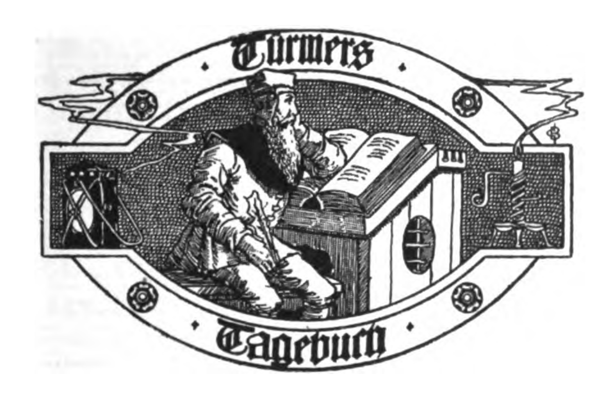


Zur Frage des Kreisblattwesens.

Ihre Tagebuch-Ausführungen über die Kreisblätter (Heft 2, S. 241) veranlassen mich, einen Kreisblatt-Redakteur und -Besitzer, zu freudiger Zustimmung. Auch ich habe die Abhängigkeit von der Behörde oft drückend empfunden und mit Freuden erwarte ich das Ende des unwürdigen Zustandes. Dieses Ende scheint in Hessen nahe bevorzustehen. Hessen, das sich eines vorurteilsfreien, volkstümlichen jungen Fürsten und einer liberalen Regierung erfreut, zeigt in sozialpolitischer Hinsicht eine freudig zu begrüßende lebhafte Initiative. So geht unser Land auch mit der Remedur des unhaltbaren Kreisblattwesens voran. Wenn auch die Verhältnisse bezüglich der Knechtung der Kreisblatt-Redakteure bei uns nicht so schlimm liegen wie in Preußen, da wir weder eine amtliche Nachrichten-Korrespondenz à la Schweinburg kennen, noch Maßregelungen so beschämender Art erdulden, wie die im „Türmer“ geschilderten — so empfinden wir den gegenwärtigen Zustand doch nichts weniger als angenehm. Der Vorschlag des Herrn von Gerlach, den Kreisblättern zu verbieten, daß sie außer den amtlichen Verfügungen und Anzeigen redaktionellen Text bringen, scheint in Hessen seiner Verwirklichung entgegenzugehen, wie aus folgendem parlamentarischen Bericht über Verhandlungen des Vierten Ausschusses der Zweiten Kammer hervorgeht: Der Antrag Ulrich und Gen., betr. die Abschaffung der Privilegien, welche die amtlichen Kreisblätter besitzen, veranlaßte eine längere lebhafte Debatte mit der Regierung, da die Abgeordneten Damm, Pennrich und Gen. einen Gesetzentwurf vorgelegt haben, welcher der Regierung zur Meinungsäußerung überwiesen wurde. Der Entwurf ist einem in der badischen Kammer verhandelten Entwurf analog, der bestimmt, daß die einzelnen Kreisämter (oder mehrere zusammen) ein eigenes Verkündigungsorgan herausgeben, das gegen Vergütung des Selbstkostenpreises allen im Kreise erscheinenden Blättern als Beilage zur Verfügung gestellt werden soll. Die Herstellung erfolgt zunächst auf Staatskosten, wird ausgeschrieben, und das Blatt darf keinen redaktionellen rc. Inhalt besitzen. Die „Darmstädter Zeitung“ bleibt hiervon als Amtsverkündigungsblatt unberührt. Nach der Rückäußerung der Regierung soll Abgeordneter Adelung über den Antrag Ulrich Bericht erstatten.

Hoffen wir im Interesse des Ansehens und der Würde der Presse, daß die Beseitigung des Kreisblattwesens in Hessen bald zur Tatsache wird und somit unser Land auch auf diesem Gebiet vorbildlich und bahnbrechend für ganz Deutschland, speziell aber für Preußen werde. Ein Stein des Anstoßes auf dem Wege einer gedeihlichen Entwicklung der Presse würde dann aus dem Wege geräumt, ein bedeutender Schritt zur Gesundung des politischen Lebens zum Heil des Vaterlands getan sein. Hassiacus.





Ereignisse und Begeisterungen. — Deutschland, ein Rechtsstaat? — Militärjustiz. — Luther.

Wer aber nun noch an der Begeisterungsfähigkeit des modernen Deutschen zu zweifeln die Stirne hat, der muß schon ein unverbesserlicher Nörgler sein, ein hartgesottener Pessimist, ein vaterlandsloser Geselle, nicht wert, den Namen Deutscher zu tragen. Welche Opferfreudigkeit für das Gute und Schöne in diesen Tagen eines poesielosen Materialismus, welcher Überschwang der Gefühle in der als nüchtern verschrienen Bevölkerung unserer Reichshauptstadt! Brachte es doch schöne Selbstverleugnung edler Frauen — oder auch edle Selbstverleugnung schöner Frauen — über sich, die sonst so heilig gehaltenen und eifersüchtig gehüteten Empfindungen zarter Scham und keuscher Sitte auf dem Altare des Vaterlandes und der Kunst zentimeterweise abzulegen. Es war aber auch ein Ereignis, gegen das selbst die blutigen Völkerschlachten in Ostasien und unsere eigenen Kämpfe in Südwestafrika mit Recht verblassen mußten; es war ein Markstein in der deutschen Kulturgeschichte; es war die Erfüllung eines unendlich süßen Traumes und einer inbrünstigen Sehnsucht Tausender deutscher Herzen, die hier in dem einen Schlage, in dem einen heißen Wunsche, in der einen lodernden Begeisterung zusammenpochten und so den Tag zu einem nationalen Gedenktag erhoben. Es war — nur mit klopfenden Pulsen und zitternder Hand kann ich das Unbeschreibliche, das hier Ereignis ward, über das profanierende Papier gleiten lassen — es war die Erstaufführung von Leoncavallos „Roland von Berlin“ im königlichen Opernhause.

Was ist dem Berliner Leoncavallo, was ist ihm der Roland von Berlin? „Hekuba!“ müßte sich selber antworten, wer so fragte. An sich sind beide dem Berliner — berlinisch gesprochen — so „janz ejal“, so völlig „schnuppe“ wie nur möglich. Was das Ereignis machte, das lag natürlich außerhalb der Kunst oder gar der brandenburgischen Geschichte. Zum Markstein im Kultur- und Gesellschaftsleben der borussischen Reichs-

hauptstadt und des Klein- und Großpreußentums wurde es erst durch die Tatsache, daß die Oper im allerhöchsten Auftrage gefertigt und aufgeführt wurde und daß allerhöchste, höchste, höhere und hohe Herrschaften der Erstaufführung durch ihre Anwesenheit jene Weihe gaben, ohne die sie auf den Kältegrad eines nur künstlerischen Interesses herabgesunken wäre.

Schon am Morgen des Aufführungstages, am Sonntag früh, standen Hunderte von Menschen, junge Kaufleute, Studenten, Musikbeflissene, Dienstmänner, Hoteljungen, auch Damen, in zwei langen Doppelreihen und erwarteten die Eröffnung der Vorverkaufskasse. Sorglich waren sie behütet von etwa einem Dutzend Schutzleuten; ein Polizeileutnant und ein Wachtmeister führten die Oberaufsicht. Und viele standen — noch. Bereits am Sonnabend abend um 9 Uhr sollen sich etwa 150 Personen dort eingefunden haben, und sie hielten sich wacker bis zum Morgen. Freilich haben sie ihre „Kunstbegeisterung" bitter büßen müssen und boten ein trauriges Bild. Bleich, übernächtig, hungrig und durstig standen sie da, meist kaum mehr fähig, sich auf den Beinen zu halten. Aber ganz war ihr Humor doch nicht verschwunden. Ab und zu feuerten sie sich auch durch einen Trunk aus dem sorglich mitgebrachten „Fläschchen" an. Endlich um 9 Uhr wurde der erste Schub in das Vestibül hineingelassen, wo die Armen wenigstens Wärme empfing. Die Kasse wurde erst um 10¼ geöffnet. Aber nur die allerersten konnten die Früchte ihres Harrens einheimsen. Denn über einen großen Teil der Billette war schon vorher verfügt, wie das stets bei Théâtre-paré-Vorstellungen geschieht. Etwas abseits stand die Billetthändlergilde. Für Parkettsitze wurden 100 bis 150 Mk. gefordert und bezahlt, für eine Loge bis zu 3000 Mk. und vielleicht noch darüber. Wo es sich um die Pflege der wahren Kunst und des wahren Patriotismus handelt, da kann es auf ein paar blaue oder graue Lappen mehr oder weniger ja nicht ankommen. Welche erfreuliche Aussicht auf die Steuerkraft gewisser Kreise, die angeblich schwer unter den staatlichen Lasten „seufzen", müßte sich hier dem preußischen Finanzminister eröffnen. Wenn er bisher noch nicht gewußt haben sollte, woher Geld nehmen und nicht stehlen, hier konnte er's erfahren. Er brauchte sich nur die Leute näher anzusehen, die tausend Taler für einen einzigen Unterhaltungsabend übrig haben. Für die wichtigsten Kultur- und Bildungsaufgaben, die dringendsten Forderungen der Armenpflege ist bekanntlich nie Geld da. Merkwürdig, wo doch Figura zeigt, wie locker manches wohlgefüllte Portemonnaie in mancher Tasche sitzt, wenn sich's um Schaulust, Neugier und ein paar Atemzüge Hofluft handelt. Solche Seligkeit kann nicht teuer genug erkauft werden, kein Preis ist zu hoch dafür. Ja, nur einen solchen langen Zug aus verdursteten Lungen jappen und dann mit dem Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem in seligen Devotionsschauern „ersterben". Ein Augenblick, gelebt im Paradiese . . .

Unzählige Male wurde der landfremde Mann und Künstler von den beifallrasenden Statisten in den Logen und den Parketts vor die Rampe

gerufen. Der Kaiser zeichnete ihn natürlich besonders aus. Nach der Aufführung überreichte er ihm den Kronenorden II. Güte, unterhielt sich noch längere Zeit über den Erfolg des Stückes und sagte bei der Verabschiedung: „Sehen Sie, war ich nicht ein Prophet, als ich Ihnen einen großen Erfolg voraussagte!" Vom Prinzen Joachim Albrecht erhielt Leoncavallo einen großartigen Lorbeerkranz, einen zweiten vom gesamten Orchester des Opernhauses. Als Leoncavallo mit seiner Frau das Opernhaus verließ und in eine Droschke stieg, wurde ihm vom Publikum eine große Huldigung bereitet. Viele Herren und Damen eilten herbei, um dem Maestro die Hand zu drücken. Daß ihm die Pferde ausgespannt und durch Enthusiasten ersetzt wurden, wird befremdenderweise nicht berichtet.

Große Prophetengabe gehörte für den Kaiser wohl kaum dazu, dem von ihm beauftragten Komponisten einen großen äußeren Erfolg vorauszusagen. Denn nur von einem solchen kann die Rede sein. Die Frage nach dem inneren steht auf einem ganz anderen Blatt. Und daß die Hofgesellschaft mit ihren Anhängseln ein Stück ablehnen würde, das im Auftrage von Majestät gefertigt war und von Majestät als erstem mit Beifall begrüßt wurde, wird wohl auch der größte — Optimist nicht erwartet haben. Sind doch selbst Damen aus der ländlich-sittlichen Provinz vor keinem Opfer zurückgeschreckt, nur um an der doppelten Huldigung teilzunehmen.

Ich sage: vor keinem Opfer, denn kann es für eine Frau, die nach eigenem ehrlichen Bekenntnis schon „längst aus dem Schneider heraus" ist, ein größeres Opfer geben, als sich — seien wir galant — in unvorteilhaftem Lichte zu zeigen? Womit ich natürlich nur sagen will, daß die Beleuchtung schuld ist. Doch lassen wir die Dame selbst erzählen:

„Zu vorübergehendem Aufenthalt in Berlin war ich durch einen besonderen Glücksumstand in den Besitz eines Parkettplatzes zu der mit allgemeiner Spannung erwarteten Erstaufführung des ‚Roland von Berlin' gelangt. Um den mir bekannt gewordenen Bestimmungen betreffs der ‚Dekolletage' möglichst entgegenzukommen, erweiterte und vertiefte ich den bescheidenen herzförmigen Ausschnitt an meiner nilgrünen Seidenrobe, soweit ich dies mit meinen Jahren — ich bin nämlich längst aus dem Schneider — irgend für vereinbar hielt, und war nun überzeugt, auch weitgehenden Ansprüchen zu genügen. Diese Überzeugung indes geriet doch mehr oder weniger ins Wanken, als ich in den Garderobenräumen fast ausschließlich rund und sehr tief ausgeschnittenen Miedern und entblößten Armen begegnete. Ich pries deshalb mein Geschick, daß sich just in dem Augenblick, als ich mich dem ‚fürchterlich Musterung' haltenden Logenschließer näherte, zwischen diesem und zwei Einlaß heischenden Engländerinnen ein lebhafter Wortstreit über ihre nicht vorschriftsmäßigen Toiletten entspann. Durch diesen Umstand entging ich einer tiefer gehenden Kritik des pflichttreuen Beamten und gelangte ohne weiteren Zwischenfall zu meinem

Parkettsitz. Erleichtert atmete ich auf und konnte mich nun an dem Anblick des vielgerühmten Berliner Opernhauses berauschen. Wundervoll, in der Tat! Und für eine Provinzlerin ein unvergeßlicher Eindruck. *Die vielen, berückend schönen Frauengestalten, deren wie Atlas und Alabaster schimmernde, schneeige Schultern und Arme, vom Glanz funkelnder Juwelen bestrahlt,* sich *ohne jede Umhüllung den bewundernden Blicken darboten,* bildeten zweifellos den Grundakkord zu dem vornehm-festlichen Bilde. Jetzt ging ein Flüstern, Raunen und Hälserecken durch das bis in den letzten Winkel besetzte Haus, welches wohl das Erscheinen der Majestäten und hohen Fürstlichkeiten andeuten sollte. Da fühle ich mich plötzlich von rückwärts *auf die Schulter getippt.* Ich wende mich um und gewahre zu meiner nicht geringen Bestürzung den Musterungsbeamten von vorhin, der mich zwar höflich, aber durchaus energisch ersucht, ihm schnellstens für einige Minuten zu folgen. Draußen wird mir die Eröffnung gemacht, daß es wohl übersehen sein müsse, daß mein Kleid im Rücken bis zum Halse geschlossen und es auf Grund der getroffenen Bestimmungen durchaus unstatthaft sei, in ‚dieser Verfassung' der Vorstellung beizuwohnen. Die Lage war außerordentlich und löste einen tiefen Seelenschmerz in mir aus, der glücklicherweise bald einer neu belebenden Hoffnung wich, als die Garderobenfrau mich mit den tröstenden Worten: ‚Beruhigen sich die gnädige Frau nur, das werden wir gleich haben' in ihr provisorisch aufgeschlagenes Schneideratelier führte. Hier wurde mit schnellem Schnitt die Rückennaht meines Nilgrünen aufgetrennt, der Stoff nach innen umgekippt und eine weiße Spitze, die die Edle für derartige Fälle vorrätig hält, mußte gnädig die also entstandenen Blößen bedecken. Nach diesem ‚operativen Eingriff' durfte ich, wenn auch mit Versäumnis des ersten Aktes, so doch in dem erhebenden Bewußtsein, jetzt entsprechend an- oder *richtiger ausgezogen* zu sein, meinen Parkettplatz wieder einnehmen und mich unangefochten den weiteren Genüssen des Abends hingeben."

Ernster faßt die „Zeit am Montag" die Sache an:

„Den Sittlichkeitsfexen böte sich jetzt eine schöne Gelegenheit, ihren lobenswerten Eifer zu betätigen. Es sind in letzter Zeit wiederholt aus den ‚allerbesten' Kreisen heraus Klagen darüber laut geworden, daß bei Théâtre paré in königlichen Kunstinstituten die Damen gezwungen würden, mit vorne und hinten tief ausgeschnittenen Kleidern zu erscheinen. Denjenigen Damen, denen die Vorschrift nicht bekannt war, und die daher in geschlossenen Kleidern gekommen sind, wurde die Wahl gelassen, sich entweder an Ort und Stelle von hilfsbereiten Garderobieren die Kleider vorschriftsmäßig herrichten zu lassen, oder wieder nach Hause zu gehen. Daß viele von ihnen über diesen peinlichen Zwang äußerst empört waren, ist durchaus begreiflich. Schließlich gibt es selbst unter denjenigen weiblichen Wesen, die sich eigentlich nicht zu scheuen brauchten, ihre Reize offen zur Schau zu stellen, doch auch solche, denen ein verfeinertes Anstands- und

Sittlichkeitsgefühl dies untersagt. Nicht alle sind bereits so abgebrüht, wie die Halbweltlerinnen und die weiblichen Stars der hohen Finanz- und Geldaristokratie. Die entblößten Schultern und Busen bieten übrigens in ihrer Massenhaftigkeit keineswegs einen ästhetischen Anblick dar. Was im Einzelfalle noch schön ist und beim Beschauer künstlerische Wirkungen auszulösen vermag, denen jede Beimischung von Sinnlichkeit abgeht — hier in der massenhaften Ausstellung warmen Menschenfleisches geht es jeglichen ästhetischen Reizes verlustig und wirkt nur noch auf die Sinnlichkeit. Die lüsternen Blicke der Herren, ihr faunisch-behagliches Grinsen sind dessen beredte Zeugen.

„In der Premiere des ‚Roland von Berlin' lagerte der brünstige Atem ... männlicher Begierden über dem Zuschauerraum, und der Gesamtanblick bot eine verfängliche Ähnlichkeit dar mit demjenigen des Konversationssaales der Maison Fredy in Budapest.

„Der königliche Polizeikommissar, Herr Hans v. Treskow, der erst kürzlich in Sachen des internationalen Mädchenhandels eine Informationsreise unternommen hat, die ihn auch nach Budapest führte und der darüber seiner vorgesetzten Behörde berichtete, weiß, was es mit der Maison Fredy für eine Bewandtnis hat. Aber auch andere Leute noch werden dies wissen, und für diejenigen, die ganz ohne alle Ahnung sind, möge ausdrücklich gesagt sein, daß es ein Freudenhaus ist, in dem die raffiniertesten Orgien an der Tagesordnung sind. Mit diesem berüchtigten Lupanar haben an hochfestlichen Tagen die königlichen Schauspielhäuser eine bedenkliche Ähnlichkeit.

„Selbst ohne auch nur im geringsten Mucker zu sein, kann man sich zu der Ansicht bekennen, daß eine derartige Schaustellung des tief entblößten weiblichen Körpers nicht nur unästhetisch wirkt, sondern auch direkt unzüchtig ist. Wie wäre es, wenn die Mitglieder der unterschiedlichen Sittlichkeitsvereine, die erst jüngst in Köln so bewegliche Klagen über den durch die ‚unzüchtige Literatur und Kunst' herbeigeführten Verfall der Sittlichkeit anstimmten, sich einmal mit diesen heillosen Zuständen befassen wollten? Auch für den Verein fürstlicher Damen zur Hebung der Sittlichkeit würde sich hier ein weites Arbeitsfeld bieten. Und von den frommen Synodalen sollte man doch erst recht erwarten können, daß sie laut und vernehmlich ihre Stimmen gegen einen Unfug erhöben, der in den Wirkungen, die er auslöst, einfach ekelhaft ist. Doch nichts rührt sich in diesen Kreisen. Niemand wagt es, ein Wort der Entrüstung zu sprechen. Es ist ja auch kein Grund dazu vorhanden. Die ‚Sittlichkeit' soll nämlich, ebenso wie die Religion, nur dem Volke erhalten bleiben. In der Gesellschaftsschicht, deren Angehörige die durch das Agio der Zwischenhändler hochgetriebenen Preise für Galavorstellungen erschwingen können, ist sie schon lange nicht mehr vonnöten."

So sehr ich auch geneigt bin, jedem Tierchen sein Pläsierchen zu gönnen, also auch der Hofgesellschaft das ihre, so wenig kann ich mich gewisser Vergleiche erwehren, die sich bei solchen Blicken in eine sonst recht

schroff und hart urteilende Welt unwillkürlich aufdrängen. In einem öffentlichen Ballokal würde eine so weit und tiefgehende „Dekolletage“ kaum geduldet werden, würde die Polizei nicht nur leise „auf die Schulter tippen“, sondern mit nerviger Faust zupacken. Dort wäre unzüchtig, was hier unumgängliches Gebot einer königlichen Behörde ist. Auf solche Widersprüche hinzuweisen, ist keine dankbare Aufgabe, und so entziehen sich denn auch die von der „guten Gesellschaft“ gelesenen Blätter und sonstige Sittlichkeitswächter in Stadt und Land mit Vorliebe dieser peinlichen Gewissenspflicht. Aber es ist doch nicht überflüssig, daran zu erinnern, schon um dem landesüblichen Pharisäertum einen kleinen Schabernack zu spielen und die gar zu einseitige Mobilisierung der Moral in etwas geradere Bahnen zu lenken. Offen gesagt, ist es mir nicht recht verständlich, wie durchaus ehrbare, sonst auch in Äußerlichkeiten sehr zurückhaltende Frauen und Mädchen der „besten Kreise“ um eines kurzen Vergnügens willen sich öffentlich derart entblößen können, wie sie es zu Hause in Gegenwart von Herren nie und nimmer tun würden. Bei deutschen Frauen und Mädchen muß das um so mehr auffallen, als doch die deutsche „Zucht“ nach Walter von der Vogelweide „über alle“ geht und dem unbefangenen gesellschaftlichen Verkehr der Geschlechter viel engere und manche unbegründete Schranken aufrichtet als bei anderen Völkern. Erzieht sie doch geradezu eine Prüderie, eine ungesunde Befangenheit, die letzte Ursache so mancher sittlichen Übel und Notstände. —

Doch zu solcher Selbsteinkehr haben wir heutzutage wirklich keine Zeit. Begeisterung brauchen wir, Begeisterung des ganzen Volkes, so meint auch ein Mitarbeiter der „Zukunft“. Und an Begeisterung fehle es auch nicht, die werde an allen Biertischen und in den meisten Redaktionen Tag für Tag fabriziert: „für die Flotte, das Heer, den Kanzler und besonders für die Person des Monarchen. Hier ist das Loben fast schon loyale Pflicht; trotzdem es doch auch eine Form der Kritik ist. Verboten ist nur der Tadel; streng verpönt. Die Leute sogar, die mit sorgenvoller Miene den ‚neuen Kurs‘ unheilvoll nennen, preisen gleich danach mit schönen Reden den Kaiser. Eine bequeme Fiktion, die leider nur nicht recht haltbar ist. Hat die ‚Öffentlichkeit‘, an die sich der Kaiser so oft, in politischen und unpolitischen Angelegenheiten, wendet, nicht das Recht, nicht die Pflicht, ihm selbst deutliche Antwort zu geben, statt mit allerlei Handlangern zu hadern? Manches Beispiel hat gelehrt, daß er mit Volksstimmungen, die wirkliche Willenskraft verraten, auch dann zu rechnen weiß, wenn sie ihm nicht willkommen sind. Was aber sieht und hört er meist? ‚Begeisterung.‘ Ob diese Begeisterung immer ganz echt ist? Ob es nicht Zeit wäre, in unsere Byzantinersprache das gute alte Wort Proskynesis wieder einzuführen? Anhündeln: das wäre vielleicht die beste Übersetzung.“

Ja, wie soll man es denn sonst noch nennen? Man lese, was ein Bezieher der „Welt am Montag“ seinem Blatte schreibt:

„Ein Bekannter von mir, ein junger Kaufmann, ging durch die Straße Unter den Linden. Spalierbildende Volksmengen deuteten das Nahen des Monarchen an. Dies veranlaßte den jungen Kaufmann, stehen zu bleiben und auch seinerseits, als aufrichtiger Patriot, der Majestät seinen Gruß zu entbieten. Da wollte es der Zufall, daß Majestät im Vorüberfahren eine lange Zigarette fortwarf. Eiligst bückte sich der junge Kaufmann darnach, um sie als ein teures Andenken an seinen Kaiser aufzubewahren. Doch schon nahte die Nemesis in Gestalt eines Schutzmannes, und es entspann sich folgender Dialog:

Schutzmann: Was haben Sie dort eben aufgehoben?

Kaufmann: Eine Zigarette, die Majestät wegwarf.

Schutzmann: Was wollen Sie damit?

Kaufmann: Als Andenken an Majestät bewahren.

Schutzmann: Geben Sie sofort die Zigarette her, Sie wollen nur Unfug damit treiben!

Sprach's und steckte die Zigarette zu sich."

Der Schreiber dieses Briefes schließt entrüstet: „Ist eine derartige Beschränkung der öffentlichen Freiheit nicht unerhört?" Die „Welt am Montag" kann seine Entrüstung nicht teilen: „Das Verfahren des jungen Patrioten — Schreiber betont, daß er die Qualifikation als Reserveoffizier hat — erscheint uns in solchem Grade lächerlich, daß die Handlungsweise des Schutzmannes alles Interesse verliert. Es leben also tatsächlich Leute, die ihrem Patriotismus dadurch Ausdruck geben, daß sie den abgekauten und verächtlich weggeworfenen Zigarettenstummel ihres Kaisers wie ein Kleinod zu erhaschen suchen, und zu weinen anfangen, wenn ihnen die Beute streitig gemacht wird. Es gibt wirklich erstrebenswertere Freiheiten. Und ich könnte mir wohl einen Idealstaat vorstellen, in dem alles erlaubt ist, nur nicht das Speichellecken."

Im „Berliner Tageblatt" konnte man lesen:

„Gelegentlich des Jagdaufenthaltes des Kaisers in Oberschlesien dürfte die Mitteilung interessant sein, daß der Monarch bereits am 2. Dezember 1902 bei seinem Besuch in Groß-Strelitz auf 50 000 von ihm erlegte Kreaturen zurückblicken konnte. Aus diesem Anlasse ließ der Schloßherr, Graf Tschirschky-Renard, gegenüber dem Standorte des Kaisers einen zwei Meter hohen Malhügel aus roten erratischen Blöcken errichten, deren oberster, ein schön gekörnter Porphyr, gespalten ist. Die Spaltfläche trägt unter der Kaiserkrone die nachstehende Inschrift: ‚Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II. erlegte an dieser Stelle am 2. Dezember 1902 allerhöchst seine 50 000. Kreatur, einen weißen Fasanenhahn.'"

„Allerhöchst seine 50 000. Kreatur!" Ist das schon der Rekord? Wie viele „Kreaturen" mögen wohl in Deutschland herumkriechen, deren „Abschuß" vielleicht weniger zu bedauern wäre, als der unschuldiger armer

Tiere? Man setzt also in Deutschland auch schon erlegtem Wilde Denkmäler! Denn der Vorgang wird sicher Nachahmer finden. — Nicht? Abwarten!

Wo sich noch Kritik — auch dann nur im engsten Kreise — herauswagt, entspringt sie nicht einmal immer lauteren Quellen. So sollen die schärfsten Witze über die Marmor-Glanzperiode von Porträtmalern gerissen werden. Der Herausgeber der „Zeit am Montag“ hat das in einer Gesellschaft von Künstlern gehört. Es kam ihm auch kein Zweifel daran, da es ja doch in diesen Kreisen, namentlich in der jüngeren Generation, geistreiche und auch schadenfröhliche Köpfe gebe. Aber er wurde eines Besseren belehrt:

„Nicht die Schadenfreude, sondern der Neid hat die Witze geboren, der Neid auf die Strahlen der Gunst, in der die aushauenden Kollegen sich sonnen dürfen, die Wut darüber, daß die pinselnde Kunst durch einflußreiches Mäcenatentum nicht ebenso gefördert werde, wie die meißelnde. Als ob sie sich nicht ebenso fügen, nicht ebenso das rein Künstlerische von sich abstreifen könnte, wie diese. Es gibt ja wohl noch einige steifnackige, widerborstige, in sogenannte ‚Ideale‘ verrannte und selbst durch die Aussicht auf Fleischtöpfe und Ordenspielzeug nicht einmal auf den rechten Weg zu bringende Künstler, die die schlechteste Flatterkrawatte dem steifsten modernen Schlips vorziehen; aber ihnen stehen doch sehr viele ‚Moderne‘ gegenüber, denen es nicht darauf ankommt, die gelungenste Photographie in einen kunterbunten ‚Schinken‘ zu verwandeln, wenn es gefordert wird. Publikum ist ein großes Kind und verlangt hübsche Bilderbogen — und die Kunst geht nach Brot!“

Dann sollte sie es wenigstens ehrlich sagen.

* * *

Wirkliche Ereignisse, soweit sie nicht das Sensationsbedürfnis, die Parteileidenschaften oder die Klasseninteressen aufregen, gehen fast spurlos an uns vorüber. Nichtigkeiten, sobald der Schatten hoher Persönlichkeiten nur von ferne in sie hineinragt, finden ein groß Publikum und werden Ereignisse. Die „Zukunft“ erinnert an die Kieler Woche: „Sie brachte ein weltgeschichtliches Tennistournier; und ein entschlossener Seeoffizier bediente sich des elektrischen Funkens, um der lechzenden Volksseele das Tenniskostüm des Kronprinzen ausführlich zu beschreiben. Die Schilderung dieser Feste nahm in fast allen Blättern einen viel größeren Raum ein als die Ereignisse des afrikanischen Krieges; sie wurde auch mit unvergleichlich größerem Interesse gelesen. Schon die Abonnentenzahl des von dem Seeoffizier aus Kiel telegraphisch bedienten Blattes zeigt, daß es für die Bedürfnisse der Volksseele ein feines Verständnis hat. Sein Besitzer weiß, wofür er hohe Depeschenkosten aufzuwenden hat, weiß ganz genau, welcher Schmaus dem Gaumen der Kundschaft behagt.“

Was Wunder da, daß der Horizont immer beschränkter wird, daß, wie aus dem politischen, so aus dem privaten Leben alles Großzügige ver-

schwindet und lächerliche soziale und persönliche Kleinlichkeiten schließlich noch allen Ernstes die Gerichte, ja die Öffentlichkeit beschäftigen! Es ist eine merkwürdige mikroskopische Interessen- und Gedankenwelt, in der sich das Dichten und Trachten so manches modernen Deutschen bewegt.

Einem preußischen Hauptmanm a. D., der irgendwo in Baden die gewiß nur achtbaren Gewerbe der Gärtnerei und Schweinezucht betreibt, hatte eines Tages ein Herr, mit dem er einen Beleidigungsprozeß gehabt, einen Brief mit der Adresse „Herrn H., Gärtnerei und Schweinezucht" gesandt. Daran wäre nun eigentlich nichts Besonderes noch Erwähnenswertes. So sollte man meinen. Anders der Herr Hauptmann. Er fühlte sich — im Heiligsten und Tiefsten beleidigt, reichte gegen den Briefschreiber eine Klage ein und erzielte auch tatsächlich, daß dieser wegen der Adressierung zu 60 Mark Geldstrafe verurteilt wurde. In den Entscheidungsgründen des Schöffengerichts heißt es, wie der Landtagsabgeordnete Muser in der „Frankfurter Zeitung" mitteilt, u. a.:

„Eine Beleidigung sah Privatkläger einmal in der Bezeichnung „Gärtnerei und Schweinezucht", die, wenn er auch als Offizier außer Diensten sich der Landwirtschaft und hauptsächlich den bezeichneten Betrieben gewidmet hätte, doch eine Herabsetzung seiner Person bedeute. (!) Die Privatklage wird weiter darauf gestützt, daß der Angeklagte es geflissentlich unterlassen habe, den ihm zukommenden Titel eines Hauptmanns a. D. auf die Aufschrift des Kuverts und der Postanweisung zu setzen. ... Sowohl die gewählte Bezeichnung: ‚Gärtnerei und Schweinezucht', wie der Nichtgebrauch des Titels sind an sich keine Beleidigungen, aus den konkreten Umständen jedoch ... muß sich die Weglassung des Titels und die an dessen Stelle gesetzte Bezeichnung ‚Gärtnerei und Schweinezucht' als vorsätzliche rechtswidrige Bezeugung von Mißachtung darstellen, die darauf abzielt, die soziale Stellung des Privatklägers, soweit sie auf der Achtung der Mitmenschen (!) beruht, zu gefährden. Dazu kommt, daß wie dem Angeklagten sehr wohl bekannt ist, der Privatkläger peinlich darauf sieht, daß ihm die gebührende Achtung gezollt werde, und daß er sich durch irgendwelche Vernachlässigung in dieser Beziehung getroffen und gekränkt fühle."

„Daß manche Leute", philosophiert die „Berl. Ztg.", „sich gekränkt fühlen, wenn man ihrer albernen Titelsucht nicht nachgibt, ist richtig. Aber wenn die Frau Geheime Rechnungsrätin X. sich darüber aufregt, daß jemand sie nicht mit dem ihr ‚zustehenden' Titel als Frau Geheimrat, sondern einfach als Frau X. anredet, so ist das doch wahrhaftig noch kein Grund, diesem vernünftigen Jemand nun eine Geldstrafe aufzubrummen. Und wenn ein Hauptmann a. D., den Spuren Exzellenz Podbielskis folgend, den sehr ehrenwerten Beruf eines Schweinezüchters ausübt, so sollte er sich doch wahrlich nicht gekränkt fühlen, wenn man seinem Namen auch seinen Beruf hinzufügt. Oder ist es zwar ‚standesgemäß', Schweinezucht zu treiben, aber unstandesgemäß, Schweinezüchter zu heißen?"

Was alles in Deutschland strafbar ist, und das „von Rechtes wegen"! Man möchte bald fragen, was eigentlich **nicht** strafbar ist? Es wäre vielleicht zeit- und zweckgemäß, das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich in diesem Sinne umzuarbeiten und statt der unzähligen Fälle, in welchen Bestrafung eintreten kann, die Ausnahmen zu verzeichnen, in denen sie ausgeschlossen ist. Sogar — **Lächeln** kann strafbar sein, wobei es objektiv noch keineswegs **feststehen** braucht, **daß** Inkulpat auch **wirklich** gelächelt **hat**. Schnurrig? Aber wahr.

Ein Schuhmachermeister in Marggrabowa hatte wegen Abhaltung einer nicht gemeldeten öffentlichen Versammlung ein Strafmandat über 15 Mark erhalten. Er erhob Widerspruch und wurde vom Schöffengericht zu Marggrabowa freigesprochen. Da der Amtsanwalt Berufung einlegte, beschäftigte die Sache auch die **Strafkammer** in Lyck, die das polizeiliche Strafmandat aufrecht erhielt. Das Kammergericht hob das Urteil auf und verwies die Sache zur nochmaligen Beweiserhebung an das Landgericht in Lyck zurück. Dort sollte nun festgestellt werden, ob in jener Zusammenkunft politische Fragen erörtert worden seien. Bei der Befragung des Angeklagten äußerte der Staatsanwalt dem Sinne nach: „Daß der nicht die Wahrheit sagt, ist doch klar, das sieht man ihm doch schon an." Bei diesen Worten will der Staatsanwalt bemerkt haben, daß der Angeklagte **höhnisch gelächelt** habe. Er stellte den Antrag, den Angeklagten wegen Ungebühr vor Gericht mit 24stündiger, sofort zu vollstreckender Haft zu bestrafen.

Der **Vorsitzende** des Gerichtshofes **sowie die anderen Richter erklärten**, von einem Lächeln des Angeklagten **nichts bemerkt** zu haben. Der Vorsitzende meinte, der Staatsanwalt müsse dann wohl als **Zeuge** gegen den Angeklagten auftreten.

Darauf erhob sich der Staatsanwalt und bot sein **Ehrenwort** (!) für seine Behauptung an. Das Gericht **verurteilte** nun den Schuhmachermeister wegen Ungebühr vor Gericht zu einer **Haft von 24 Stunden**. Die Verhandlung selbst wurde vertagt. Der Verurteilte wurde **sofort von der Anklagebank in eine Zelle des Gerichtsgebäudes geführt**. Hier blieb er bis 1 Uhr mittags. Dann wurde er **von einem Aufseher durch die Stadt nach dem Gerichtsgefängnis gebracht**!

„Der Ausgang, den das Intermezzo bei dieser Sachlage genommen, ist", wie mit der „Volkszeitung" wohl alle unbefangenen Leser urteilen werden, „erstaunlich. Der Staatsanwalt gibt sein Ehrenwort, daß er das höhnische Lächeln gesehen hat, und der Schuhmachermeister fliegt 24 Stunden in den Kasten. Selbstverständlich hätte der Staatsanwalt sein Ehrenwort nicht gegeben, wenn er nicht fest davon überzeugt gewesen wäre, ein Lächeln, das ihm als höhnisch erschien, gesehen zu haben. Daß bei aller subjektiven Überzeugtheit eine **objektive Sinnestäuschung** vorgelegen haben konnte, ist trotz alledem **nicht** ausgeschlossen. Jedenfalls **haben die Richter**

das, was der Staatsanwalt gesehen hat, nicht gesehen. Und eben deshalb muß man fragen: Wenn der Staatsanwalt ehrenwörtlich versicherte, das höhnische Lächeln bemerkt zu haben, hätte es da nicht nahe gelegen, die Herren am Richtertische hätten ihrerseits ihre negative Wahrnehmung unter ihr Ehrenwort gestellt? Und wie, wenn der Beschuldigte auch seinerseits sein Ehrenwort gegeben hätte, daß er nicht bewußt und mit Willen höhnisch gelacht habe? Wir denken, das Ehrenwort eines unbescholtenen, anständigen Menschen wiegt gleich schwer, ob es ein Schuhmachermeister oder ein beamteter Jurist gibt. Und wenn das Ehrenwort eines Staatsanwalts vor Gericht als vollgültiger Ersatz für den Zeugeneid angesehen worden ist, zu dessen Ablegung man es in diesem Falle nicht hat kommen lassen, so muß dem Ehrenworte der Richter und eines nicht beamteten Bürgers durchaus derselbe Wert beigemessen werden. Hatten nun die Richter ehrenwörtlich versichert, daß sie nicht ein höhnisches Lächeln bemerkt hätten, so wäre etwas eingetreten, was vor Gericht unendlich oft eintritt: es hätte Aussage gegen Aussage gestanden. Jede Aussage wäre subjektiv nach bestem Wissen abgegeben worden, und doch hätte eine die andere aufgehoben. Das Resultat wäre gewesen, daß die Sache nicht genügend geklärt erschien; fünf Ehrenwörter hätten gegen eins gestanden und dem Beschuldigten wäre wahrscheinlich die Haft wegen Ungebühr erspart geblieben.

„Wäre der Staatsanwalt als Zeuge vernommen und vereidigt worden und hätten die Richter gleichfalls Gelegenheit gefunden, ihre gegenteilige Wahrnehmung zeugeneidlich zu erhärten, so wäre der Effekt sicherlich derselbe geblieben. Man darf also erstaunt sein, daß die Angelegenheit den Verlauf genommen hat, wie er in dem Gerichtsbericht geschildert worden ist ...

„Unseres Wissens ist die Abgabe eines Ehrenworts als Ersatz für einen Zeugeneid an Gerichtsstelle etwas Neues. Vielleicht öffnet sich hier von Lyck aus ein Weg, wie man den Klagen der Juristen über allzu häufige Eide begegnen kann. Was einem Staatsanwalt recht ist, muß jeder anderen Partei billig sein. Wir empfehlen den berufenen Instanzen die Frage, ob nicht 99 Prozent aller Eide durch ehrenwörtliche Erklärungen überflüssig gemacht werden können, zur ernsten Erwägung ..."

Der Beschluß der Strafkammer in Lyck gibt einem Mitarbeiter der „Z. a. M." Veranlassung, auf die „ganz unerträglichen" Vorschriften über die Sitzungspolizei hinzuweisen:

„Diese Vorschriften finden sich in den §§ 177—184 des Gerichtsverfassungsgesetzes in Verbindung mit den Vorschriften der Strafprozeßordnung über die Hauptverhandlung. Darnach hat jedes Gericht, bis zum einzeln urteilenden Amtsrichter in Zivilprozessen hinunter, die Befugnis, nicht nur Angeklagte, sondern auch Zeugen, Sachverständige, Zuhörer, Parteien sofort aus der Verhandlung heraus bis zu drei Tagen in Haft abführen zu lassen und Anwälte in Geldstrafen bis zu 100 Mark zu nehmen,

während der Staatsanwalt der Polizei durch den Vorsitzenden nicht unterliegt. Diese Vorschriften bedürfen sehr dringend einer Abänderung. Sie befördern die ‚Anmaßung der Ämter', die Shakespeare zu den Erfahrungen zählt, die einem die Welt verleiden können. Sie sind eins der Mittel, welche einen vor Gericht gebrachten Menschen um sein Selbstbewußtsein bringen, ihn in Angst und Unklarheit versetzen, ihn verwirren, so daß er kaum weiß, was er sagt ...

„Gewiß muß jedes Gericht in den Stand gesetzt werden, die Ordnung seiner Verhandlungen zu beschützen und ihre Störung zu ahnden. Aber dazu sind nicht Bestimmungen von solcher Vieldeutigkeit nötig, die es ermöglichen, daß ein Angeklagter wegen ‚Ungebühr' eingesperrt wird, der gelächelt haben soll, als ihn der Staatsanwalt in einer Weise behandelt hatte, die der Angeklagte als eine beleidigende Ungebühr empfinden mußte. Wir kommen hier gleich zum springenden Punkte der Angelegenheit: es wird ganz erheblich mehr ‚Ungebühr' gegen Angeklagte, Parteien, Zeugen von Staatsanwälten, Richtern und auch von Rechtsanwälten verübt, als umgekehrt. Selten ist es, wie die Erfahrung lehrt, nötig, Angeklagte oder andere Personen wegen ungebührlichen Betragens einzusperren, aber wo findet man ein (? D. T.) Gericht, von dem nicht tagaus, tagein Angeklagte und andere vor Gericht geladene Menschen angefahren, beleidigt, nicht selten sogar beschimpft werden? Ich habe es erlebt, daß in einem mündlich verkündeten Strafurteile gegen einen Redakteur der Vorsitzende die zur Anklage gestellten Artikel als ‚boshaft und niederträchtig' bezeichnete; ‚niederträchtig' ist ein Schimpfwort, eine Verbalinjurie, mit der der Richter seine gesetzlichen Befugnisse überschritt und sich der Beleidigung des Angeklagten schuldig machte. Beleidigungen dürfen ‚auf der Stelle' sogar mit Tätlichkeiten erwidert werden. Der Angeklagte wäre im Rechte gewesen, wenn er dies getan hätte. Der Richter aber würde ihn ohne Zweifel sofort auf Grund des § 179 des Gerichtsverfassungsgesetzes drei Tage eingesperrt haben. Vor einigen Jahren entschied das Reichsgericht, daß ein Dorfschulze, der wegen Störung des Gottesdienstes angeklagt war, in berechtigter Notwehr gehandelt habe, weil der predigende Geistliche den Schulzen in der Predigt beleidigt hatte. Wenn mich ein Richter beleidigt, muß ich mir's gefallen lassen, sonst sperrt er mich ein, obwohl er in der Sache Partei ist. Er darf unmittelbar aus der Erregung heraus, die er als Partei empfinden muß, mich abführen lassen. Beschweren kann ich mich hinterher, wenn ich die Haft verbüßt habe. Dieses Mißverhältnis der vollkommenen Rechtlosigkeit der Angeklagten und Zeugen gegen Ungebühr, die ihnen widerfährt, und der absoluten Macht und Willkür des Richters, der als ‚Ungebühr' selbst ein Lächeln deuten kann, — dieses Mißverhältnis ist so schreiend, daß man sich über die hergebrachte Geduld unserer Landsleute wundern muß, die es sich gefallen

lassen. Wenn auch der ‚Bauer' und ‚kleine Mann' in den meisten Gegenden Deutschlands es noch gewöhnt ist, barsch behandelt zu werden, so haben doch auch empfindlichere Kreise der Bevölkerung nicht selten unter jenem Mißverhältnis zu leiden. Ich kenne Männer, die zur äußersten Wut aufgereizt worden sind durch die Behandlung, die ihnen vor Gericht widerfuhr, ohne daß sie sich wehren konnten. Man muß ja befürchten, daß man ‚abgeführt' wird, wenn man sich eine beleidigende Kritik durch Staatsanwaltschaft oder Richter auch nur energisch verbittet.

„In einem Prozesse, dem ich beigewohnt habe, konferierte der Staatsanwalt während der Verhandlungstage in seinem Amtszimmer mit einem Belastungszeugen, der ihm Material zu neuen Beweisanträgen zutrug. Der Staatsanwalt stellte einen so zustande gekommenen Antrag — der nebenbei eine unwahre Behauptung aufstellte — unter Anwendung eines Ausdrucks, der so gemein war, daß ich Bedenken trage, ihn hier wiederzugeben; eine sprachliche Notwendigkeit, sich so auszudrücken, bestand nicht. Der Verteidiger erhob sich und protestierte gegen den ‚zynischen' Ausdruck. Was geschah? Der Vorsitzende rief den Verteidiger zur Ordnung und drohte ihm eine Ungebührstrafe an. Tatsächlich war lediglich der Staatsanwalt ungebührlich verfahren, der Verteidiger dagegen hatte die Würde der Verhandlung gewahrt, als er den Ausdruck kennzeichnete als das, was er war, als einen ‚zynischen'. Wie sehr verbildet, mißbildet das Ohr von Richtern ist, wenn sie bei solchen Anlässen die Verhandlung zu führen haben, zeigt sich an diesem Beispiele, das keineswegs vereinzelt dasteht: die Gewohnheit, alle Kritik gegen den Angeklagten und seine Verteidigung zu richten, ja die gesetzliche Vorschrift und das Reichsgerichtsurteil vom 2. März 1881, das den Staatsanwalt jeder Anordnung des Vorsitzenden entzieht, haben es bewirkt, daß das Recht des Angeklagten, sich nicht nur gegen die Anklage, sondern auch gegen Beleidigungen zu wehren, als eine Chimäre erscheint — ähnlich wie das Notwehrrecht von Militärs gegen Vorgesetzte — und daß dagegen Richter und Staatsanwalt sich das Recht zu beleidigenden Kritiken und schlimmeren Dingen gegen Angeklagte und Zeugen ebenso herausnehmen, wie viele Rechtsanwälte dies in Zivil- und Strafprozessen gegen Zeugen und Parteien tun.

„Selbstverständlich muß auch in dieser Hinsicht der Kritik ein gewisser Spielraum gelassen werden. Aber jetzt ist das Verhältnis zwischen den Rechten des Publikums und den Gerichtspersonen ein so unerträgliches, daß die Empörung gegen dies Mißverhältnis geweckt werden muß. Wie auf allen Gebieten bedarf auch auf diesem die Verteilung der Rechte zwischen Publikum und Amtspersonen einer gründlichen Revision zugunsten des Publikums. Der alte Polizeistaat, der in so vielen geltenden Vorschriften und leider auch vielen von uns noch ‚im Blute' steckt, wirkt in seinem Gegensatz zu unseren ökonomischen

und geistigen Fortschritten und zur Bildung großer Schichten des Privatlebens, die unseren Amtspersonen vielfach weit überlegen sind, wie ein Atavismus ..."

„Vor Jahren", so erzählt dasselbe Blatt an anderer Stelle, „war die unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Brausewetter tagende Strafkammer des Kgl. Landgerichts I zu Berlin als ‚Blut- und Schreckenskammer' unter oppositionellen Politikern und Journalisten verschrien und gefürchtet. Die Urteile, die diese Kammer fällte, und ihre Begründung durch Herrn Brausewetter, sowie die giftigen und gehässigen Sentiments, zu denen dieser merkwürdige Richter sich durch sein zügelloses Naturell hinreißen ließ, haben mehr als einmal lodernde Entrüstung wachgerufen, die sich keineswegs auf den Umkreis der Presse beschränkte. Herr Brausewetter ist wegen seiner offensichtlichen und allzuoft betätigten politischen Voreingenommenheit häufig von Angeklagten als befangen abgelehnt worden. Das hat auf ihn aber nicht den mindesten Eindruck gemacht. Er erklärte stets mit großer Treuherzigkeit, daß er nicht befangen sei. Wenn er aber hinterher das unter seinem mächtigen Einfluß zustande gekommene Urteil verkündete, wollten doch manchmal die zu schwerer Strafe verurteilten politischen Sünder aus dem Klang seiner Stimme den Unterton einer gewissen gehässigen Befriedigung herausgehört haben.

„Die Brausewetter-Kammer genoß, wie gesagt, eines sehr schlimmen Leumundes, und den Rechtsanwälten war es keineswegs lieb, wenn sie in einem politischen Prozeß vor ihr plädieren mußten. Die Voreingenommenheit des Richters war mit Händen zu greifen, aber es gab keinen wirksamen Schutz gegen die Rechtsbeugungen, die er sich zuschulden kommen ließ. Die Vorgesetzten des Herrn Brausewetter, denen sein wüstes Treiben längst hätte auffallen müssen, fanden keine Veranlassung, gegen ihn einzuschreiten. Es war dies selbst damals nicht der Fall, als schon längst ausreichende Verdachtsmomente gegen seine geistige Zurechnungsfähigkeit vorlagen.

„Eines Tages erfuhr man dann, daß Landgerichtsdirektor Brausewetter irrsinnig geworden sei und in eine Anstalt habe gebracht werden müssen, wo er bald nach seiner Einlieferung einem Tobsuchtsanfall erlag. Nun nahmen optimistisch veranlagte Zeitgenossen an, daß die Urteile, die der geisteskranke Richter gefällt hatte, wenigstens nachträglich einer Revision unterzogen und, soweit sie juristisch nicht durchaus haltbar seien, auf dem Wege des Wiederaufnahmeverfahrens reformiert würden. Doch nichts dergleichen geschah. Statt dessen wurde der Versuch gemacht, die große Erregung, die im Publikum herrschte, durch die in die Presse gebrachte Behauptung zu beschwichtigen, daß die Geistesstörung, der der Richter zum Opfer gefallen sei, eine ganz plötzliche (! D. T.) und daß somit Herr Brausewetter, solange er richterliche Funktionen versah, durchaus geistesklar gewesen wäre ..."

Man braucht nicht Arzt zu sein, um diese Fiktion nach ihrem wahren

Werte zu würdigen. Da es sich bei Brausewetter offenbar um einen Schulfall von progressiver Paralyse (fortschreitender Gehirnerweichung) handelte, so greift man nicht zu weit zurück, wenn man den Beginn seiner geistigen Erkrankung um Jahrzehnte vor den eigentlichen Ausbruch zurücksetzt. Muß also seine richterliche Tätigkeit schon seit einem solchen Zeitraume bis zu einem gewissen Grade unter dem Einflusse der sehr allmählich sich vollziehenden Krankheit gestanden haben, so war die der letzten Jahre unbedingt von einem zum größten Teile zerrütteten Gehirn bestimmt. Einem solchen unzurechnungsfähigen Kranken hat man die Macht über bürgerliches und physisches Sein oder Nichtsein vieler Menschen eingeräumt und seine Urteile nicht einmal der Nachprüfung für bedürftig gehalten, nachdem der geistige Zustand, in welchem sie gefällt worden, zur Evidenz erwiesen war. So sehr der bedauernswerte Kranke durch eben diese Krankheit entlastet werden kann, eine um so schwerere Anklage erhebt sich gegen Zustände, bei denen solche Fälle überhaupt nur denkbar sind! Alle Versuche, den immer größeres Staunen und Grausen erregenden Richter als befangen abzulehnen, erwiesen sich als eitel. Hatte er doch selbst darüber zu bestimmen, ob er sich befangen fühle oder nicht. Sehr richtig, obwohl es doch eine ungewöhnlich banale Wahrheit ist, bemerkt der Herausgeber der „Z. a. M.": „Damit, daß die Abgelehnten selbst behaupten, nicht befangen zu sein, ist doch schließlich nicht das Geringste bewiesen. Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß ein Richter, der sich seiner Befangenheit bewußt geworden ist, es mit Pflicht und Ehre nicht wird vereinbaren können, an dem Zustandekommen eines Urteilsspruches mitzuwirken. Für böswillig, verworfen und ruchlos darf man deutsche Richter nicht halten. Dennoch aber können sie befangen sein, und dennoch sind sie oft genug tatsächlich befangen..."

Wenn es schon überhaupt keinen Menschen gibt, noch geben kann, der nicht in der einen oder andern Richtung „befangen" wäre, durch Geburt, Erziehung, Umwelt, besondere Lebensumstände, — um wieviel mehr sollte sich der Richter prüfen, den der von ihm Abzuurteilende mit auch nur subjektiv guten Gründen für befangen hält und darum ablehnt?

Von solchen Skrupeln und Zweifeln wurden, wie es scheint, die Richter, die im Oldenburger Ruhstratprozeß Recht zu sprechen hatten, nicht geplagt. Es zeugt das mindestens für ein außergewöhnliches Vertrauen in die absolut unbeirrbare Objektivität des eigenen Urteils und die unerschütterliche Festigkeit des eigenen Charakters, ein Vertrauen, wie es wohl nur wenige Sterbliche in gleicher Lage hätten behaupten können und wollen. Ich für meine bescheidene Person jedenfalls nicht. Hätte ich über einen alten, vertrauten Freund, mit dem mich manche gemeinsame Erinnerung verbindet, urteilen müssen — es handelte sich ja in erster Reihe um Freund Ruhstrat —, ich hätte mir, auch wenn ich subjektiv von meiner Unbefangenheit

überzeugt gewesen wäre, objektiv doch sagen müssen, daß ich mich in dieser Überzeugung irren könne. Es wäre ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ich mich selbst täuschte. Und nun war es auch noch ein Vorgesetzter, nächst dem Fürsten der höchste Vorgesetzte, um dessen bürgerliche Ehre es sich handelte. Mein Richterspruch mußte einem Manne nützen oder schaden, von dem vielleicht meine Stellung, meine ganze Existenz, mindestens aber meine nächste Zukunft abhing. Nun, auch dann hätte ich mir persönlich ein objektives Urteil wohl zugetraut, nie aber hätte ich es auf mich genommen, mich auch nur dem Schein auszusetzen, als könnte ich mich durch Rücksichten auf mein persönliches Fortkommen in meinem unter Amtseid abgegebenen Urteile beeinflussen lassen. Und daß ich mich einem solchen Scheine aussetzte, darauf mußte ich gefaßt sein, wenn ich annahm, daß mein Urteil zugunsten meines Vorgesetzten ausfallen müsse. Daß aber die Richter einen solchen Ausgang des Prozesses von vornherein mindestens vermutet haben, unterliegt wohl kaum einem Zweifel und wird überdies durch den ganzen Verlauf der Verhandlungen ad oculos demonstriert. So denke ich, es ist meine ganz persönliche Ansicht. Andere können ja vielleicht anders denken, ohne daß ich einen Stein auf sie werfen oder ihnen auch nur den Vorwurf subjektiver Pflichtverletzung machen will. Der Begriff subjektiv ist ja sehr weit und dehnt sich ausgerechnet je nach den Grenzen des „desfallsigen" Individuums. Nur das kann ich beim besten Willen nicht verhehlen, daß es mir persönlich, mir eben nur ganz persönlich, unverständlich ist, wie man sich als Richter unter sotanen Umständen für „unbefangen" erklären kann. Es geht das halt über mein Begriffsvermögen, und ich gebe ja recht gerne zu, daß ich in manchen Vorurteilen befangen bin. Ohne überflüssige Selbstüberschätzung, aber — Gott sei Dank! Es ist immerhin ein gefährlich Ding, gänzlich frei von Vorurteilen zu sein. Ich ziehe diese bescheidene Selbsterkenntnis einem noch so großen subjektiv begründeten und daher auch nur in diesem Sinne berechtigten Selbstbewußtsein bis zum Beweise des Gegenteiles vor.

Zum Verständnis der „Handlung" wird eine gewisse Kenntnis gewisser Oldenburger „Lokal"-Verhältnisse beitragen. Mir ist eine Nummer des „Gießener Anzeigers" (zugleich Amtsblatt für den Kreis Gießen) zugegangen, die manches Bemerkenswerte darüber mitteilt.

Der Verfasser schreibt über jene Verhältnisse, jedenfalls auf Grund eigener Studien:

„Wohl keine deutsche Stadt von der Größe Oldenburgs hat eine so große Anzahl schöner und elegant ausgestatteter Restaurants und vornehmer Cafés, wie diese Residenz eines deutschen Großherzogs, und alle diese Lokale gedeihen auf das allerbeste, denn der Wirtshausbesuch ist so ziemlich das einzige, was die Bewohner Oldenburgs an ‚Genüssen' kennen. Der Wirtshausbesuch und — das Spiel. In Oldenburg spielt eigentlich jeder, der ‚ein bißchen was ist'. Das hat uns ja jetzt wieder der Ruhstrat-

prozeß gezeigt. Der Herr Justiz- und Kultusminister Ruhstrat spielte, die Oberregierungsräte und Regierungsräte spielen, die Offiziere spielen, die Juristen spielen — alle aber in streng nach Ständen und Rängen getrennten Lokalen, die viel zu geheiligt sind, als daß andere Sterbliche als Standesgenossen sie zu betreten würdig wären. Und der frühere Oldenburger Oberlehrer Dr. Ries, der durch seine anonymen Anschuldigungen bekanntlich die Veranlassung zu dem ganzen Ruhstrat-skandal gegeben hat, spielte auch. Neben den reinen Hasardiers, die ‚Meine Tante, deine Tante', ‚Tempel' und ‚Lustige Sieben' forcieren, gibt es solche, die ‚nur' pokern, also nach reichsgerichtlicher Entscheidung an der Grenze von gut und böse stehen und nicht strafbar (? vgl. unten. D. T.) sind, und schließlich noch solidere, die lediglich Skat spielen! Wie hoch diese Poker- und Skatspieler, zu denen auch Minister Ruhstrat gehörte, seitdem er aus Rücksicht auf sein Amt und seine Würde dem eigentlichen strafbaren Hasardspiel entsagt hatte, pointiert haben, wird allerdings nicht gesagt. Nach den Aussagen der Zeugen müssen aber auch bei diesen Spielen ganz hübsche Sümmchen umgesetzt worden sein.

„Einen klassischen Ausspruch, der ein prächtiges Exemplum dazu bietet, wie man in Oldenburger Beamtenkreisen über das Hasardieren heute wie einst denkt, tat Staatsanwalt Dr. Fimmen. Er vertrat im jüngsten Prozeß gegen den stellvertretenden Redakteur des ‚Residenzboten' Schweynert, der dem Minister Ruhstrat vorwarf, er habe im Prozeß gegen Biermann einen Meineid geleistet, die Anklage. Als der im Verlauf der Verhandlung unter der Beschuldigung des Meineids verhaftete Kellner Meyer aussagte, auch Staatsanwalt Dr. Fimmen habe selbst im Oldenburger Zivilkasino ‚Lustige Sieben' gespielt, da rief der Staatsanwalt aus: ‚Ach Gott, das war in meiner Referendarzeit!' Also, so folgert man notwendigerweise allenthalben außerhalb des Landes Oldenburg: für einen Referendar (Akzessist) hat es nichts Bedenkliches an sich, durch Hasardspiel gegen die Gesetze zu verstoßen; erst wenn man Staatsanwalt, Oberstaatsanwalt oder Minister wird, muß man aus Rücksichten der Klugheit das ‚Jeuen' aufgeben, weil es sich doch nicht schickt, selbst gegen das Strafgesetzbuch zu verstoßen, das man anderen gegenüber als schreckliche Waffe handhabt. Es macht sich eben nicht gut, einen Bauernfänger einsperren zu lassen, der einem Gimpel mit Kümmelblättchenspielen 100 oder 200 Mark ablockt, und dabei selbst einem Spielklub anzugehören, in dem ein Spieler, der zur Zahlung von 300 Mark Spielschulden gedrängt wird, die Worte ausstößt: ‚Ja, lieber Freund, wenn das dein letztes Wort ist, findest du mich morgen im Huntefluß! ...

„Dabei bleibt der Minister Ruhstrat ... nach wie vor ruhig in seinem Amte als Justiz- und Kultusminister. ... Allerdings ist es auch fraglich, ob es — wie die Verhältnisse in Oldenburg nun einmal liegen — so einfach ist, für den Justiz- und Kultusminister einen geeigneten

Ersatzmann zu finden, der nicht selbst zur ‚Lustigen Sieben'-Gesellschaft gehört oder irgend einmal gehört hat. Diese unangenehme Situation erklärt wohl auch die Nervosität des Gerichtshofes gegenüber den Verteidigern des Angeklagten Schweynert, die schließlich die Verteidigung niederlegten. ..."

Gibt es nicht zu denken, daß der „Vorwärts" sich in der Lage fühlt, verhältnismäßig ruhig über den Fall zu schreiben, daß er sich im ganzen darauf beschränken kann, die Tatsachen reden zu lassen? Es bedarf hier eben keiner weitern agitatorischen Beredsamkeit:

„Der Fall Ruhstrat selbst liegt einfach. Dieser Justizminister hatte in dem früheren Prozeß wie auch im Oldenburger Landtag es so dargestellt, als ob er nur in grauer Vorzeit Hasard gespielt habe. Inzwischen stellt sich heraus, daß der Minister damit nur hat sagen wollen, daß er nicht die ‚Lustige Sieben' noch als Minister gespielt habe, dagegen habe er aber (— D. T.) gepokert. ... Von jedem anderen Zeugen würde man verlangen, daß er, unter dem Eide gefragt, ob er hasardiert, nicht nur zugäbe, in früheren Zeiten einmal der ‚Lustigen Sieben' gefrönt, sondern auch in neuerer Zeit gepokert zu haben. ...

„Der ‚Residenzbote', dessen Redakteur diese Behauptung jetzt mit einem Jahr büßen muß, hat darin einen Meineid gesehen, daß der Minister von seinem Hasardspiel in neuerer Zeit nicht geredet hatte; denn tatsächlich hat der Minister in neuerer Zeit hasardiert, das hat er selbst zugegeben. Der Irrtum des Redakteurs bestünde höchstens darin, daß er im Pokern ein Hasardspiel wie alle Welt sieht, deshalb konnte er von seinem Standpunkt aus mit Recht den Vorwurf erheben.

„Die Verteidiger haben zunächst das Oldenburger Gericht als befangen abzulehnen versucht. Die Richter aber erklärten, daß sie nicht befangen seien, obwohl es sich um die Ehre und die Existenz ihres Chefs handelte, obwohl sie mit ihm persönlich verbunden waren und bei den engen Verhältnissen der kleinen Residenz in steten Beziehungen zu ihm standen. Es ist unerklärlich, daß das Gericht nicht so viel Feingefühl gehabt hat, unter solchen Umständen sich für befangen zu erklären. Wollte man die Wahrheit ermitteln, so mußte man auch den Verdacht vermeiden, daß auch hier, in der Arena des Rechts, gepokert werden könnte, daß es nur gelte, die Öffentlichkeit darüber im ungewissen zu lassen, welche Karten man in der Hand halte.

„Während der ganzen Verhandlung wurden die Verteidiger in der verletzendsten Weise behandelt. Der Hauptverteidiger wurde zum Zeugen gemacht und damit für längere Zeit der Verhandlung entzogen. Seine Bitte, sofort vernommen zu werden, um wieder als Verteidiger in Funktion treten zu können, wurde nicht erfüllt. Umgekehrt gestattete man sofort dem Staatsanwalt, der auch zu den harmlosen Anhängern des Pokerns gehört hat, sofort als Zeuge sich zu reinigen, um dann als-

bald wieder die Robe des Staatsanwalts anzuziehen! (D. T.). In diesem Kostümwechsel fand man bei dem Staatsanwalt gar nichts Anstößiges, während bei dem Verteidiger erwogen wurde, ob er wohl nach seiner Zeugenschaft noch berechtigt sei, die Verteidigung zu führen.

„Die Dinge spitzten sich schließlich so zu, daß die Verteidigung ihr Mandat niederlegte und der Angeklagte auf jede weitere Bekundung verzichtete. Daß nebenher der Angeklagte durch den Strafvollzug gesundheitlich schwer geschädigt worden ist, daß er kaum noch vernehmungsfähig war, bildet ein besonders erregendes Moment dieses unerhörten Verfahrens."

Mittlerweile hat der eine der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Herz-Altona, selbst das Wort zu einer öffentlichen Erklärung genommen, die wohl das Äußerste ist, was unser „Rechtsstaat" einem gewiß vorsichtigen und seiner Verantwortlichkeit voll bewußten Juristen abpressen konnte. Ich sage nicht: kann. Es kann ja noch — besser werden.

„In den wiederholten Besprechungen, die ich mit Herrn Dr. Sprenger", so Rechtsanwalt Dr. Herz, „über die Führung der Verteidigung gehabt, habe ich die Wahrnehmung gemacht, daß Herr Dr. Sprenger die Artikel des ‚Residenzboten', insbesondere die inkriminierten, wegen der seiner Ansicht nach die zulässigen Grenzen überschreitenden Form und des ihm nicht zusagenden radikalen Inhalts stets abfällig beurteilt hat. Er sprach auch wiederholt von der Erwägung, deswegen von der Vertretung der Angeklagten Abstand zu nehmen. Als ich ihn über seine rein juristische Ansicht befragte, gab er der Ansicht Ausdruck, daß auch gegen die Angeklagten sehr stark gesündigt sei und daß erhebliche objektive Rechtswidrigkeiten augenscheinlich infolge der hohen Stellung des Verletzten und sonstiger lokaler Einflüsse vorgekommen seien. Dies veranlasse ihn als Juristen, der Sache sein Interesse nicht abzuwenden ...

„Ich sprach dem gegenüber meine Ansicht aus, daß für die Stellungnahme zur literarischen und politischen Haltung des ‚Residenzboten' die Weltanschauung des Kritikers wesentlich von Einfluß sei und daß die ablehnende Auffassung meines Kollegen zurückzuführen sei auf seine mehr konservativ gerichtete Lebensauffassung. Ich selbst sei Sozialdemokrat und hielte daher die formellen Überschreitungen der Residenzbotenleute für psychologisch verzeihlicher als die offensichtlichen, die Rechtssicherheit gefährdenden Mißgriffe einer in den logischen und gesellschaftlichen Formen geschulten, die Staatsmacht besitzenden Beamtenschaft.

„Ich machte Herrn Dr. Sprenger auch darauf aufmerksam, daß die Technik der Verteidigung es vielleicht nicht empfehlenswert erscheinen lasse, sein persönliches Mißfallen besonders scharf zu betonen. ...

„Herr Dr. Sprenger erklärte demgegenüber: ... Er hoffe, durch die von ihm hervorgehobene scharfe Scheidung die störenden Einflüsse des Oldenburger Milieu zu beseitigen und eine rein juristische Behandlung des Straffalls zu ermöglichen.

„Die Ereignisse haben gezeigt, daß die örtlichen Einflüsse übermächtig waren und eine objektive Beurteilung des Falles nicht zuließen. Das erst im vorbereitenden Verfahren (!) abgegebene Zugeständnis des Ministers, er habe noch in den letzten Jahren Poker — ein weltbekanntes englisch-amerikanisches Hasardspiel — gespielt, während doch gerade den Angeklagten vorgeworfen wurde, sie hätten zu Unrecht behauptet, der Minister habe entgegen seinem Eide und entgegen seiner feierlichen Bekundung im Landtag noch in den jüngsten Jahren hasardiert, fand von Amts wegen keine Berücksichtigung. Die Tatsache selbst wurde als harmloser, kaum erwähnenswerter Vorfall (!) behandelt. Dagegen stützt man sich darauf, daß ein anderes, in früheren Prozessen erwähntes Glücksspiel (‚Lustige Sieben') nicht gespielt sei, und verhaftete auf Gerichtsstelle den nicht vorbestraften, völlig unbeteiligten Kellner Meyer, der letzteres doch bekundete, sich möglicherweise irrte und trotz offen drohender Verhaftung und trotz Vorhalt der abweichenden Aussage dritter Personen bei der Beteuerung der Wahrheit seiner Aussage blieb, wiewohl er darauf hingewiesen wurde, daß er sie noch ungestraft widerrufen könne. Dadurch wurde, wenn auch unbeabsichtigt, seitens des Gerichts der falsche Anschein erweckt, als ob das gesamte Belastungsmaterial auf den Angaben unzuverlässiger Personen beruhe.

„Die Handhabung der Sitzungspolizei, die Einrichtung des Verhandlungsplans, die ungewöhnliche Behandlung der Verteidigung illustrieren und ergänzen das Bild.

„Die Verteidigung verzichtete darauf, ein Amt zu bekleiden, dessen gesetzliche Funktionen tatsächlich objektiv rechtswidrig außer Kraft gesetzt waren."

Unbegreiflich bleibt es, wie ein unbefangenes Gericht zu der Verhaftung des Zeugen Meyer wegen Meineids schreiten konnte. Wäre dieser Kellner in die Finessen juristischer Haarspalterei und besonders des Jeus so tief eingeweiht gewesen wie Exzellenz Ruhstrat, so hätte er gewiß jeglichem Mißverständnis durch genaue juristische Präzisierung seiner Ausdrücke vorgebeugt. Ihm als Laien kam es aber nur auf die Bekundung der Tatsache an, daß Herr Ruhstrat noch in den letzten Jahren hasardiert hat. In welchem Glücksspiel er Erholung von seiner amtlichen Tätigkeit suchte, ist für die Sache völlig gleichgültig. Nur in Oldenburg wird man das Pokern nicht als Hasard, nicht als Glücksspiel betrachten, und selbst dort hat man schon anders gedacht und — geurteilt. Da soll es sich freilich nur um gewöhnliche Gastwirte, nicht um hohe Staatsbeamte gehandelt haben. Die „Braker Zeitung" erinnert daran, daß vor einigen Jahren mehrere dortige Wirte mit einer hohen Geldstrafe belegt und ihre Lokale längere Zeit einer strengen polizeilichen Überwachung unterzogen wurden, weil sie in ihren Lokalen das als Glücks-

spiel bezeichnete Pokern geduldet haben. Nach der Auffassung des Oldenburger Landgerichts würden nun die Wirte von Brake seinerzeit die Strafgelder zu Unrecht bezahlt haben. Das genannte Blatt gibt ihnen deshalb anheim, sich mit einem Gesuch um Rückzahlung der Gelder an den Justizminister zu wenden.

Das „Pokern" scheint aber noch schlimmer als manche andere Glücksspiele: „Um Poker dauernd mit Erfolg zu spielen," unterrichtet die „Berl. Ztg.", „dazu ist freilich dreierlei nötig: Glück, gefülltes Portemonnaie und eine eiserne Stirn. Namentlich die eiserne Stirn ist von Wichtigkeit. Wer zu schüchtern oder zu aufgeregt ist, wird wenig Chancen haben. Es kommt alles darauf an, daß die Mitspieler einem nicht anmerken, was für Karten man hat. Wer es fertig bringt, sie darüber im unklaren zu lassen oder gar zu täuschen, der ist der Oberste im Poker. Hat man schlecht ‚gekauft' und versteht es, die Mitspieler durch einen Rieseneinsatz zu ‚bluffen', so ist man fein heraus. Hat man gut gekauft und versteht es, den Anschein zu erwecken, als sei man hereingefallen, um die anderen zu hohen Sätzen zu veranlassen, so ist man wieder fein heraus. In Schlesien sprach man jahrelang von einem routinierten Pokerspieler, der so gut gekauft hatte, daß er es riskierte, mit verzweifelter Miene seine goldene Uhr an die Wand zu werfen. Natürlich setzten die andern wie toll, und er tat einen ‚Schlag', von dem er sich 100 goldene Uhren kaufen konnte . . .

„Herr Ruhstrat hat gepokert, weil er glaubte, damit nicht zu jeuen. Früher war ihm das echte und rechte Jeu, das er selber als solches anerkennt, die Lustige Sieben, ans Herz gewachsen. Als er die Zeit herannahen sah, wo er Oberstaatsanwalt werden sollte, da hielt er mit sich moralische Rücksprache und sagte sich: Das Jeu ist zwar ein süßes Laster, aber immerhin doch ein Laster. Als Staatsanwalt darf man ihm vielleicht noch frönen. Als Oberstaatsanwalt — niemals! Würde bringt Bürde. Der ‚Ober' verpflichtet. In die Ecke mit dem Knobelbecher! Gejeut wird nicht mehr. Ein kleines Poker freilich, zum Abgewöhnen, darin kann der strengste Sittenrichter nichts finden. Das ist ja kein Glücksspiel, nur ein Unterhaltungsspiel, wie der Staatsanwalt so nett und liebevoll suggerierte.

„Es gibt freilich Leute, die gerade Poker für das allergefährlichste Glücksspiel halten, eben weil außer dem Glück, das wahllos entscheidet, auch noch das große Portemonnaie und die große Frechheit eine so große Rolle spielen. Aber Herr Ruhstrat ist da eben anderer Ansicht . . .

„Was an dem Ruhstratprozesse als peinlich empfunden wird, das ist der Versuch des Ministers, dem Poker die Eigenschaft des Jeu abzustreiten. Das ist die furchtbar harte Behandlung, die Biermann und Schweynert im Gefängnis, in dem sie um Ruhstrats willen saßen, und das Ruhstrats Oberaufsicht untersteht, erdulden

mußten. Das ist vor allem die Tatsache, daß sich oldenburgische Richter in einer Sache, in der ihr höchster Vorgesetzter und zugleich guter Freund als der moralisch Angeklagte erschien, für unbefangen erklären konnten. Die Leitung der Verhandlung des Prozesses, die Brüskierung der Verteidiger, das eigenartige Auftreten des Staatsanwalts, all das läßt diesen letzten Ruhstratprozeß als eines der traurigsten Kapitel deutscher Strafrechtspflege erscheinen ...

„Mag man zu seinem (Ruhstrats) Lobe sagen, was man will, eins fehlt ihm jedenfalls: der Sinn dafür, daß seine Prozesse um keinen Preis von oldenburgischen Richtern entschieden werden durften. Er hätte seinen ganzen Einfluß dafür einsetzen müssen, daß ein fremdes Gericht mit der Enscheidung betraut werde. Solange eine solche Entscheidung nicht vorliegt, wird man mit dem äußersten Skeptizismus jedem Urteil gegenüberstehen, das Herrn Ruhstrat weißwäscht."

Ein seltsamer Zufall will es, daß der schwedische Dichter August Strindberg in seinem neuesten Werke („Die gotischen Zimmer") das Pokerspiel kennzeichnet:

„Und dann kam das Pokerspiel,
Das Diebsspiel um Geld ohne Nachdenken."

Auch die „W. a. M." erklärt für das Peinlichste an der ganzen Sache, daß der angeklagte Redakteur Schweynert im Gefängnis „durch 11—12stündige körperliche Zwangsarbeit, Schweigegebot und Hungerkost systematisch zum Idioten dressiert" werde. Wenn das Recht sei und nicht leidenschaftliche Rache von Gegnern im Namen des Rechts, „dann wehe der deutschen Rechtspflege, deren Schild ohnehin neuerdings so viele Flecken aufweist".

Als ein erfreuliches Zeichen möchte man es auffassen, daß selbst die halboffiziöse „Kölnische Zeitung" sich zu dem Fall in einer Sprache äußert, die sachlich den „Vorwärts" an Schärfe übertrifft:

„Wenn irgend ein Privatmann X. oder Y. nichts Besseres zu tun hat, als sein mehr oder weniger ehrlich verdientes Geld am Spieltische zu vergeuden, so ist das sein Privatvergnügen, und die Öffentlichkeit braucht sich schließlich nicht weiter darüber aufzuregen. Anders aber, wenn es sich um die Träger der staatlichen Autorität handelt. Der Staat muß von seinen Beamten verlangen und verlangt es auch in allen Disziplinargesetzen, daß sie nicht nur im Dienste ihre Schuldigkeit tun, sondern sich auch außerdienstlich eines Verhaltens befleißigen, das der Würde und dem Ansehen des Standes entspricht. Das heißt, daß sie nicht nur, wie sich von selbst versteht, alles Unehrenhafte zu vermeiden haben, sondern auch alles, was, ohne geradezu unehrenhaft zu sein, moralisch anstößig, mit einer levis notæ macula behaftet ist, diesen Begriff selbstverständlich cum grano salis und ohne quäkerhafte Strenge aufgefaßt. Dazu gehört aber un-

bedingt das Glücksspiel, sobald es über einen hier und da einmal geübten Zeitvertreib hinausgeht; man braucht durchaus kein Puritaner zu sein, um das gewerbsmäßige Spiel einfach unehrenhaft, das gewohnheitsmäßige zum mindesten sehr anstößig in dem erwähnten Sinne zu finden. Und was von der Zulässigkeit des Hasardspielens für alle Träger staatlicher Autorität gilt, das findet ganz besonders Anwendung auf die richterlichen Beamten. Wer das vornehmste Amt bekleidet, das der Staat zu vergeben hat, dessen Privatleben muß in jeder Beziehung makellos sein; an der Hand, die das Schwert der Themis führt, darf auch nicht der leiseste Flecken haften. Dessen muß sich der jüngste Referendar bewußt sein, und wenn er dieser Erkenntnis nicht von selbst zugänglich ist, dann muß sie ihm von höherer Stelle rücksichtslos beigebracht werden. Das setzt allerdings voraus, daß die Betroffenen sich nicht auf das Beispiel ihres höchsten Chefs berufen und einwenden können, wer noch so toll als Referendar oder Assessor spiele, könne immer noch Justizminister werden ..."

Ja, und wenn man einmal Justizminister ist, dann kann einem, wie der Berliner sagt, keiner so leicht „an die Wimpern klimpern" ...

Während des Ruhstrat-Prozesses ist eine Briefstelle von F. A. Lange vom 15. November 1867 ausgegraben worden. Sie ist an Kambli gerichtet und in Ellissens Biographie Langes abgedruckt:

„Die alte, mit Ausnahme von England in ganz Europa zurzeit noch herrschende Schule setzt die Würde und Autorität der Behörden und der Besitzenden und Angesehenen aus Rücksicht auf den Bestand der Gesellschaft so hoch, daß der Versuch, ein in solchen Stellungen befindliches Individuum anzutasten, als das schlimmste Vergehen angesehen wird. Ich habe sehr häufig erlebt — in früheren Jahren mit moralischem Entsetzen, später ohne solches —, daß man ein von solchen Personen erwiesenermaßen begangenes Verbrechen mit ruhigem Achselzucken verurteilt, während man den nicht erwiesenen Vorwurf eines Verbrechens mit gärender Galle und kochendem Blut als ein scheußliches Attentat verurteilt, selbst dann, wenn die Verdachtsgründe nicht unerheblich sind. Einzelne Erlebnisse dieser Art haben in mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Als ich noch in Bonn Privatdozent war, wurde gegen einen, seitdem verstorbenen, Professor der Verdacht eines schweren und gemeinen Verbrechens ruchbar. Zufällige Verbindung mit einem Zeugen, mit welchem ich intim war, brachte in mir einen solchen Grad von Überzeugung von der Begründung der Anschuldigung hervor, wie ich ihn später als Geschworener nie wieder gehabt habe, wo arme Teufel munter ins Zuchthaus geschickt wurden. Der Staatsanwalt jedoch fand die Zeugenaussagen nicht bestimmt genug und weigerte sich, Klage zu erheben, was er um so leichter durchsetzen konnte, da niemand ein besonderes Interesse an der Entdeckung des Verbrechens hatte. Um diese Zeit hörte ich von einem angesehenen rheinischen Juristen in einer sehr respektablen Gesellschaft unangefochten den Grundsatz aus-

sprechen, daß ein Staatsanwalt aus Rücksicht auf die Gesellschaft wohl tue, die Spur eines Verbrechens in höheren Gesellschaftskreisen nur dann zu verfolgen, wenn er wegen zu großer Publizität nicht mehr anders könne. Das sei gerade der Vorzug der Einrichtung der Staatsanwaltschaft, daß der öffentliche Ankläger auch ein Verbrechen ignorieren könne, wenn ihm dies zur Vermeidung von Aufregung nützlich schiene. Es sei wichtiger, die Autorität von Beamten und Notablen ungeschwächt zu erhalten, als eine Tat ans Licht zu bringen, über die vielleicht schon Gras gewachsen sei. Später habe ich, da mir mein wechselvolles Leben manchen Blick in die Verhältnisse der Gesellschaft gestattete, den nicht jeder tun kann, eine ganze Reihe von Fällen erlebt, in welchen Verbrecher, die, wenn sie arm und ohne Einfluß und Verbindungen wären, im Zuchthause säßen, unangefochten in der Gesellschaft verkehrten, in Ehrenämter gewählt wurden und eine glänzende Rolle spielten. Ich habe in solchen Fällen immer gefunden, daß auch diejenigen, welche ganz genau um die Sache wußten, sich dem Eindruck der äußeren Respektabilität solcher Personen nicht entziehen konnten. Der konservative Teil der Gesellschaft aber (und die meisten sogenannten Liberalen gehören mit dazu) verhält sich nicht nur tatsächlich so, sondern grundsätzlich, wenn man auch diese Grundsätze nicht immer offen ausspricht. Denjenigen Privatmann, der es wagen wollte, einen solchen angesehenen Verbrecher zu entlarven, würden die meisten mit wahrer Gehässigkeit anfeinden. In einer Verleumdungsklage würde der Entlarvungsversuch unter zehn Fällen gewiß neunmal mit der Verurteilung des ‚Verleumders' enden, wenn derselbe auch nichts als die reine Wahrheit behauptet hat." — —

Auch in unseren Tagen wird fast regelmäßig der Spieß umgekehrt, so jemand sich erdreistet, Mißbräuche und Übergriffe höhergestellter, namentlich beamteter Personen aufzudecken, über von ihnen erlittene Unbill bei der vorgesetzten Behörde oder gar vor der Öffentlichkeit Beschwerde zu führen. Da wird aus dem Kläger flugs der Angeklagte, aus dem Schuldigen der — „Beleidigte". Kommt noch die famose Einrichtung hinzu, daß der von Rechts wegen auf die Anklagebank Gehörende als Zeuge gegen den Ankläger auftreten darf, da die Anklage nicht von dem Beamten, sondern von seiner „vorgesetzten Behörde" erhoben wird.

Bei Beschwerden gegen Polizeiwillkür kann man dieses Verfahren öfter beobachten, als sich mit dem Vertrauen zu unseren „Autoritäten" vereinbaren läßt. Das mag wohl manchen veranlassen, lieber die erlittene Unbill einzustecken, als noch dazu auf der Anklagebank Platz nehmen zu müssen. Die Häufigkeit der Beschwerden, so groß sie ist, darf also noch lange nicht als Maßstab für die Zahl solcher Fälle gelten. Günstigsten Falls verschafft einem die Anklage nur eine dem Strafmaß entsprechende sehr gemäßigte Befriedigung des verletzten und empörten Rechtsgefühls. Man vergegenwärtige sich z. B. folgenden Fall, der vor dem Schöffengericht II zu Berlin verhandelt wurde:

Die in dem 42. Polizeirevier angestellten Schutzleute Adolf Wuthe, Gustav Warnick und Otto Osterland wurden beschuldigt, am 29. März 1903 zu Treptow den Arbeiter Max Troppens gemeinschaftlich mißhandelt zu haben, Wuthe und Warnick auch mittels gefährlicher Werkzeuge; ferner Warnick allein den Nachtwächter Juds. Außerdem waren Osterland und Warnick des Widerstandes gegen die Staatsgewalt angeklagt. Die Anklage wurde auf Grund folgenden Sachverhalts erhoben: Am 29. März 1903 hatten die drei Angeklagten, welche miteinander näher bekannt sind, ihren dienstfreien Tag. Es wurde eine kleine Landpartie mit anschließender Bierreise unternommen. Gegen Abend landeten alle drei in Treptow. Als sie in fidelster Stimmung die Kiefholzstraße entlang gingen, rempelte einer von ihnen den Arbeiter Troppens an, welcher beschäftigt war, Möbel abzuladen. Als er sich dies verbat, erhielt er von Wuthe mit den Worten: ‚Du hast wohl lange keins in die Schnauze bekommen!' einen Schlag mit einem Schirm auf den Kopf. Gleichzeitig erhielt er von Warnick einen Schlag, der ihn zu Boden streckte, auch Osterland gab sein Teil zu, indem er den T. mit Fäusten bearbeitete. Der hinzueilende Bruder des T. erhielt ebenfalls einen Stockschlag über den Arm und von Wuthe Schläge mit einem Schirm. Durch den Lärm wurde der Nachtwächter Juds herbeigerufen. Als er die Personalien des Angeklagten feststellen wollte, erhielt er zur Antwort: ‚Du willst ein Beamter sein, du Plunder, wir sind nur Beamte." Zugleich wurde er von Warnick angespien und mit einem zerbrochenen Stock geschlagen. Es kam so weit, daß der Nachtwächter seine Waffe ziehen wollte; hieran wurde er indessen von den Angeklagten behindert. Mittlerweile hatten sich zirka 50 Personen angesammelt, die später den Zug unter lautem Hallo zur Wache begleiteten. Der Transport gestaltete sich zu einem nicht sehr leichten, da seitens der Angeklagten dem Nachtwächter ziemlicher Widerstand entgegengesetzt wurde, auch vor der Polizeiwache skandalierten die Drei noch weiter. Die Folge dieses Exzesses war eine Anklage wegen gefährlicher Körperverletzung und Widerstandes, der gegen Warnick gestellte Strafantrag wegen Beleidigung ist von dem Beleidigten zurückgenommen worden. Von seiten des verletzten Troppens wurden unter Vermittlung des Amtsvorstehers Vergleichsversuche eingeleitet, welche jedoch durch Schuld der Angeklagten scheiterten. — Der Antrag des Staatsanwalts lautete gegen Wuthe auf 200 Mk., gegen Warnick auf 300 Mk. und gegen Osterland auf 150 Mk. Geldstrafe. Das Schöffengericht erkannte gegen Wuthe auf nur 40 Mk., gegen Osterland gar auf 30 Mk. Geldstrafe unter Freisprechung von der Anklage des Widerstands. Der Haupterzedent Warnick wurde zu 100 Mk. Geldstrafe verurteilt."

„Wenn Arbeiter so davonkämen!" ruft der „Vorwärts" aus. Man erwäge aber, daß es nicht Arbeiter waren, sondern zum Schutze des Publikums bestellte Sicherheitsbeamte, die solche Exzesse ohne

jeden mildernden Grund, außer etwa ihrer trunkenen Roheit, und dazu noch zum Teil vor der Polizeiwache verübten!

Ein Gegenstück hiezu, das sich vor der Strafkammer zu Königsberg entrollte:

Ein Scharwerker, der auf dem Lande bei dem Instmann eines Gutsbesitzers im Kreise Fischhausen im Dienst stand, war angeklagt wegen Diebstahls im wiederholten Rückfalle. Er sollte ein Paar alte Hosen, eine Axt und zwei Paar alte Stiefel gestohlen haben. Der etwa 30 Jahre alte, etwas blöde aussehende Angeklagte, dessen Körper durch schwere Arbeit ruiniert ist, gab ohne weiteres zu, sich die Sachen angeeignet zu haben. Seine Hosen und Stiefel waren zerrissen, und da er sich keine neuen kaufen konnte, zog er eines Tages die des Instmannes, bei dem er als Scharwerker wohnte, an. Ein anderes Paar alte, dem Besitzer gehörende Stiefel eignete er sich an, weil er glaubte, dieser würde sie nicht mehr brauchen. Wo die Axt geblieben sei, wisse er nicht.

Dieses offenen Geständnisses wegen verurteilte das Gericht den Angeklagten unter Zubilligung mildernder Umstände zu vier Monaten Gefängnis. Bei der Verkündigung des Urteils vermahnte der Vorsitzende den Angeklagten in dieser Weise: „Jetzt hören Sie aber auf mit der Stehlerei, das nächste Mal gibt es Zuchthaus. Sie hatten Ihren guten Verdienst und Arbeit, und da bestahlen Sie Ihren Dienstherrn?"

Draußen auf dem Korridor des Gerichtsgebäudes empfing die alte Mutter des Verurteilten ihren Sohn und forschte nach dem Urteil. „Vier Monate Gefängnis!" rief sie aus, „mein Gott! mein Gott! Und er konnte sich wirklich keine Kleider kaufen, denn er erhielt neben schlechtem Essen monatlich nur 4 Mk. (vier Mark) Lohn"; also kaum 13 Pfennige pro Tag. Die entwendeten Sachen hatte der Scharwerker wieder zurückgegeben.

Dort persönliche Ehr- und Körperverletzung, brutale Mißhandlung durch staatlich bestellte Sicherheitsbeamte, hier ein lächerlich geringfügiges Eigentumsvergehen an abgelegten Hosen und Stiefeln. Dort eine kleine Geldbuße, hier vier Monate Gefängnis. Gewiß, der arme Teufel machte sich im Rückfall strafbar, und die Richter mußten mit der Schärfe der gesetzlichen Bestimmungen rechnen. Aber sie selbst verkannten nicht, daß der Fall sehr milde lag. Die so hohe Bewertung des Eigentums im Vergleich zu der so dürftigen der persönlichen Ehre und körperlichen Unantastbarkeit ist einer der wundesten Punkte nicht nur in unserer Rechtsprechung, sondern auch in unserer Gesetzgebung. Wenn die Sozialdemokratie diese eine kapitalistische nennt, so ist der Vorwurf im gegebenen Falle mehr als zutreffend.

Wie der Mechanismus des toten Buchstabens, auch ohne daß irgend jemand juristisch dafür verantwortlich gemacht werden könnte, durch seinen bloßen automatenhaften Charakter töten kann, lehrt ein Fall aus Lüneburg. Ein noch nicht aus der Schule entlassenes Mädchen erhielt folgendes Schreiben:

Die mittels rechtskräftigen Erkenntnisses der unterzeichneten Polizeidirektion vom 14. Oktober 1904 wegen Übertretung der Paragraphen 8 und 23 der Straßenordnung vom 10. Juni 1864, § 366, 10 des Strafgesetzbuches zu einer Haftstrafe auf die Dauer von einem Tage verurteilte Haustochter F. M. hier, im Wendischen Dorfe wohnhaft, wird bei Strafe des Holens hiermit angewiesen, am Sonnabend, den 10. Dezember 1904, sich mittags 12 Uhr präzise am hiesigen Gefangenenhause zur Antretung der Strafe in sauberer und ordentlicher Kleidung zu stellen.

Lüneburg, den 7. Dez. 1904.

Die Polizeidirektion.
Scholtz.

Dieser Strafverfügung liegt nach dem „Hannoverschen Volkswillen" folgender Tatbestand zugrunde: Die Beschuldigte hat einen Kinderwagen, in dem statt eines Kindes sich einige Körbe befanden, auf dem Fußsteig in der Lünertorstraße vor sich her geschoben. Für dieses Staatsverbrechen erhielt das noch nicht 14 Jahre alte Kind einen polizeilichen Strafbefehl von 3 Mk. Da die Pflegemutter nicht in der Lage war, diese Summe zu bezahlen, soll das Kind die 24 Stunden im Gefängnis absitzen. Fiat justitia, pereat mundus! Hier kommt's wirklich mehr auf das letzte hinaus. —

Ein Institut, das in der Presse immer wieder peinlichstes Aufsehen erregt, ist die sogenannte Sittenpolizei. Lange nicht alles aus ihrer verschwiegenen Tätigkeit dringt in die Öffentlichkeit ...

Vor einiger Zeit wurde dem „Berliner Tageblatt" von einem seiner Provinzleser, einem „angesehenen Rentier", berichtet:

„Am 28. November nachmittags kam ich in Berlin an und stieg in einem am Gendarmenmarkt belegenen Hotel ab, in dem ich vor etwa 35 Jahren mitunter gewohnt hatte. Ich erhielt ein Zimmer drei Treppen hoch, nach dem Hofe belegen. Am Tage meiner Abreise, den 1. Dezember, wurde ich früh um 6³/₄ Uhr durch lautes Pochen auf dem Korridor geweckt. In der Meinung, daß abreisende Fremde die Ursache der Störung seien, wurde ich schnell eines anderen belehrt, als laut an meine Zimmertür geklopft wurde und die Worte ertönten: ‚Öffnen Sie sofort, die Polizei ist da!' Als ich, nur noch dürftig bekleidet, die Zimmertür aufgeschlossen, trat ein großer Mann in Zivil in mein Zimmer und herrschte mich, selbstverständlich ohne zu grüßen, an: ‚Wie heißen Sie? Was sind Sie? Wie lange wohnen Sie schon hier?' Als ich die gestellten Fragen beantwortet hatte, leuchtete der Mann mit einem mitgebrachten Lichte unter das Sofa und unter das Bett. Auf meine bestürzte Frage, was denn das Ganze zu bedeuten habe, fand sich der Herr nicht bemüßigt zu antworten, sondern bemerkte bloß, daß die Sache für mich weiter keine unangenehmen Folgen haben würde. Sich in irgend einer Weise zu legitimieren oder für das Eindringen in meine Wohnung zu entschuldigen, fiel dem hohen Herrn nicht ein. Die Art und

Weise mir gegenüber hätte, wenn ich eines schweren Verbrechens mich schuldig gemacht, nicht brutaler und verletzender sein können. Auch die gestellten Fragen scheinen mir nach meinem simplen Verständnis nur demjenigen gegenüber berechtigt, gegen den sich irgend etwas Strafbares ergeben hat, nicht aber einem beliebigen Hotelgast."

„Der aufsehenerregende Fall," ergänzt die „Z. a. M.", „der damals ziemlich unbegreiflich erschien, ist inzwischen unserm Verständnis wesentlich näher gerückt worden. Wir haben in ihm eine Probe von dem gemeinnützigen Walten des Sittenschutzmanns zu erblicken, der nach längerer Pause wieder einmal von sich reden machen mußte. Ein Skandal dieser Art war längst schon fällig, nun haben wir ihn endlich. Jenes nächtliche Ereignis steht nämlich nicht vereinzelt da. Es ist das Glied eines polizeilichen Systems, das neuerdings wiederholt zur Anwendung gelangte. In der erwähnten Nacht wenigstens wurden, wie mir von durchaus zuverlässiger Seite gemeldet wird, auch in einem in der Charlottenstr. 56 gelegenen Hotel Reisende in der gleichen unangenehmen Weise belästigt. Die Sittenbeamten Lüdicke und Bachmann waren in das Hotel eingedrungen und hatten es unter lautem Lärmen durchsucht. Sie gingen von Zimmer zu Zimmer und klopften die Insassen heraus. In einem dieser Räume befand sich ein einzelner Herr, der erkrankt und in ärztlicher Behandlung war. Er sollte das Bett nicht verlassen. Die Beamten aber heischten mit herrischen Worten von ihm, daß er das Zimmer öffne. Dann unterzogen sie den Raum einer genauen Durchsuchung, wobei sie auch unter das Bett leuchteten, und entfernten sich endlich, ohne ein Wort der Aufklärung oder Entschuldigung gesprochen zu haben.

„In einem anderen Zimmer logierte eine einzelne Dame, die ebenfalls aufgefordert wurde, zu öffnen. Auf ihren Einwand, daß sie bereits ausgekleidet sei, erhielt sie die Antwort: ‚Ob Sie im Hemde oder nackend sind, ist mir ganz egal, machen Sie uff!' Nachdem dieser Aufforderung Folge geleistet worden war, drangen die Beamten ein und verlangten, die Dame solle Licht machen. Als sie erklärte, das könne sie nicht, sie sei im Hemd, meinten die Herren, das schade nichts, sie solle trotzdem Licht anzünden. Erst nach dreimaliger Aufforderung bequemten sich Lüdicke und Bachmann endlich dazu, sich zu legitimieren. Nachdem dies geschehen war, behaupteten sie, die Dame müsse einen Herrn bei sich haben. Sie verlangten, daß sie sich anziehe und mit zur Wache gehe. Erst nachdem die Frau sich ausreichend legitimiert hatte, entfernten sich die Hüter der Ordnung, und zwar auch diesmal, ohne sich zu einer Entschuldigung herabzulassen.

„Daß diesem Vorgehen ein mit großer Beharrlichkeit durchgeführtes System zugrunde liegt, geht aus Nachstehendem hervor: Herr Th. Jäckel aus Schöneberg hat in demselben Hotel sein Musterlager in Teppichen usw.

und schläft auch öfter daselbst, wenn es ihm zu spät geworden ist, noch nach Schöneberg zu fahren. Gegen Ende Oktober kam er etwas spät die Charlottenburgerstraße entlang, um sich in das Hotel zu begeben. Plötzlich kam ein großer Mann auf ihn zugestürzt und sagte: ‚Sie sind mit einer Dame im Hotel gewesen, was haben Sie dort gemacht, streiten Sie nicht, wie heißen Sie?‘ Trotz der energischen Zurückweisung blieb dieser Mann, der sich schließlich als Kriminalbeamter legitimierte, bei seiner Behauptung, weigerte sich aber, seinen Namen zu nennen. Mit einemmal kam ein kleinerer Herr hinzu und rief: ‚Du, laß den gehen, das ist der Falsche!‘ und beide liefen nun ohne jede Entschuldigung davon.

„Einige Tage darauf stand Herr Jäckel im Flur des Hotels und unterhielt sich mit dem Portier des Restaurants. Plötzlich kamen die beiden Beamten und drangen in das Hotel ein. Der Portier des Hotels, der sich einen Augenblick in ein nahegelegenes Restaurant begeben hatte, bat, bevor er sich entfernte, Herrn Jäckel, ihn zu rufen, falls jemand käme. Herr Jäckel ging daher, als die Beamten kamen, sofort den Portier benachrichtigen, weil er glaubte, diese wollten ihn sprechen. Der Portier begab sich alsbald in das Hotel zurück.

„Die Beamten fragten inzwischen den Portier des Restaurants von Lanzsch' Weinstuben sowie den Portier des Hotels, ob der Herr auch tatsächlich Herr Jäckel sei, was ihnen durchaus bestätigt wurde mit der Angabe, daß Herr Jäckel in Schöneberg wohne. Als Jäckel kurze Zeit darauf sich in das Hotel zurückbegeben wollte, wurde er von den Beamten festgenommen und arretiert. Herr Rechtsanwalt Wurzel, der gleichfalls Charlottenstraße 56 wohnte, kam dazu und legitimierte Herrn Jäckel ebenfalls. Trotzdem wurde diesem nicht Zeit gelassen, seinen Überzieher aus dem Hotel zu holen, obwohl man sich vor der Tür befand, sondern er mußte, wie er ging und stand, mit zur Wache. Hier wurde er, obwohl der Leutnant geweckt wurde, der ihn persönlich kannte, festgehalten, bis die telegraphischen Informationen eintrafen. Herr Jäckel, der sich beschwerdeführend an den Polizeipräsidenten wandte, erhielt nachstehenden Bescheid:

Berlin, 18. November 1904.

Der Kgl. Polizeipräsident
Abteilung IV
Tgeb.-No. 134. S. P. Gen. 04.

Die Beschwerde vom 29. Oktober bietet mir keine Veranlassung, im Wege der Dienstaufsicht einzuschreiten. Nach den getroffenen Feststellungen haben Sie den Leiter des Hotels Charlottenstraße 56 bei seinen Bemühungen unterstützt, die das Hotel beobachtenden Beamten zu entdecken und in ihren Amtshandlungen zu stören. Sie haben hierdurch die vorgefallene Feststellung Ihrer Person selbst veranlaßt.

von Borries.“



In der letzten Nummer seiner Wochenschrift wird Karl Schneidt schon wieder durch einen Gewährsmann in die Lage versetzt, neues Material beizubringen. Besonders eklatant ist ein Fall, der sich abends 8 Uhr in einem anständigen Hause der Charlottenstraße in der Nähe der Leipziger Straße zutrug:

„Der schrille Ton der Entreeklingel schreckte die Besitzerin der im 3. Stockwerk belegenen Wohnung, eine junge Frau, auf, die, eben nach Hause gekommen, im Begriffe war, sich umzukleiden. Als sie öffnete, stand sie zwei Männern gegenüber, die ohne zu grüßen oder sich vorzustellen, eintraten. Der eine ging sogar ohne weiteres ins Wohnzimmer und sagte: ‚Bei Ihnen ist doch ein Frauenzimmer!‘ Als die Dame dies verneinte und den Mann aufforderte, ihre Wohnung zu verlassen, meinte er, sie seien Kriminalbeamte und müßten die Wohnung durchsuchen. Sie hätten einen Kerl mit einem Weib hinaufgehen sehen. Das Frauenzimmer müsse hier sein! Auf dem Tische lag der Hut, den die Dame eben abgelegt hatte. Der Sittenschutzmann rief hierauf: ‚Herr Kollege, kennen Sie den Hut?‘ Alsdann behauptete er, im Nebenzimmer, das an einen Herrn, der nicht anwesend war, vermietet ist, müsse das Frauenzimmer stecken. Die Wirtin erklärte, der Herr habe ihr verboten, während seiner Abwesenheit fremde Personen einzulassen, und verweigerte den Beamten den Eintritt. Einer der Schutzleute aber sagte mit barscher Stimme: ‚Ich aber sage Ihnen, schließen Sie das Zimmer auf, oder ich hole den Schlosser, ich habe das Rauschen eines Frauenkleides gehört!‘ Hierauf wurde die ganze Wohnung durchsucht. In einem Zimmer öffnete man nicht nur die Schränke, sondern auch ein kleines Vertikow, um — nach dem ‚Frauenzimmer‘ zu suchen. Das Vertikow wurde von der Wand abgerückt, vielleicht weil der Sittenschutzmann dahinter eine Geheimtüre witterte. Dabei wurde eine Standuhr zu Boden geworfen — und zertrümmert liegen gelassen. Auf die Frage der Frau, wer für den Schaden aufkomme, wurde geantwortet: ‚Das wird Ihnen schon alles ersetzt werden!‘ Erst nachdem auch die Küche und die Kinderstube erfolglos abgesucht waren, zogen die Männer der guten Sitte, ohne Gruß und Entschuldigung, ab.

„Als später der Chambregarnist die Spuren sittenschutzmännischer Arbeit entdeckte und sich bei der Behörde darüber beschwerte, daß man in sein Zimmer eingedrungen sei und sein Eigentum beschädigt habe, wurde ihm der Bescheid zuteil, die Beamten hätten nur zwei Fehler begangen: Erstens, daß sie die Uhr zertrümmert, und zweitens, daß sie das Frauenzimmer nicht gefunden hätten. Ihr Vorgehen sei im übrigen durchaus korrekt gewesen; denn ‚wenn ein Beamter Verdacht habe, mache er vor nichts Halt‘!!! — — —

„Ein Verfahren, das mit demjenigen in der Charlottenstraße auffallende Ähnlichkeit hat, wurde in einer Privatwohnung in der Mohrenstraße beliebt. Dort gingen die Sittenschutzleute sogar so weit, eine Tür zu erbrechen, hinter der sie die Diva einer hiesigen Bühne noch vor dem Ankleiden überraschten.

„Am 15. d. M. wurde in einem Hause der Charlottenstraße ein Dienstmädchen auf der Treppe angehalten. Ein Mann, der sich als Sittenbeamter legitimierte, behauptete, kurz vor ihr sei ein Mann in das Haus eingetreten, der in ihrer Begleitung gekommen sein müsse! Was sie sei und was sie im Hause wolle? Das Mädchen beteuerte seine Unschuld und wies nach, daß es Dienstmädchen bei einem der Hausbewohner sei. Der Mann habe wahrscheinlich das Restaurant im 1. Stock betreten, sie habe jedenfalls nichts mit ihm zu tun und bitte deshalb die löbliche Polizei, sie nicht weiter zu belästigen.

„Doch nun zu einem andern Fall, der beweist, daß der Sittenschutzmann bereits eine Gefahr für die Sicherheit auf der Berliner Straße geworden ist. Nachdem schon wiederholt Herren der sogenannten Gesellschaft von Sittenbeamten angehalten worden waren, nur weil sie sich in die Nähe der Hotels wagten, die sich des liebevollen sittenpolizeilichen Schutzes zu erfreuen haben — ist kürzlich ein junger Herr, der ruhig seines Weges ging, von einem Beamten behelligt worden, der ihm ‚frecher Bengel' nachrief. Bei einem auf der Straße postierten Schutzmann, von dem er forderte, daß er seinen Beleidiger feststelle, kam der junge Herr übel an. Der Sittenschutzmann Lüdecke nämlich und sein Kollege Bachmann, der sich inzwischen eingefunden hatte, witterten Gefahr und drehten daher den Spieß um. Sie verlangten, daß der junge Mann seine Angaben sofort widerrufe, wenn er nicht arretiert werden wolle.

„Nunmehr wurde er auf die Wache geschleppt, nachdem Lüdecke und Bachmann dem Schutzmann eingeschärft hatten: ‚Herr Kollege, stellen Sie seine Personalien fest. Kann er seine Wohnung nachweisen, so lassen Sie ihn laufen (!), wenn nicht, behalten Sie ihn auf der Wache!'

„Glücklicherweise war der junge Herr im Besitz von Legitimationspapieren, die er, beiläufig bemerkt, schon vor seiner Verhaftung dem Schutzmann angeboten hatte, und so entging er dem wenig angenehmen Geschick, über die Nacht eingesperrt zu werden. Der Herr gehört übrigens, was als besonders pikantes Detail nicht unerwähnt bleiben möge, einem altadligen Geschlecht an und wird die Wahrheit der hier gemachten Mitteilungen jederzeit und an jedem Orte gern bestätigen." —

Ob ein solches Verfahren wirklich notwendig ist? Ob es zur „Hebung der Sittlichkeit" beiträgt? Dürfen Unbeteiligte in dieser Weise behandelt werden, nur weil die Polizei vielleicht auf einen Schuldigen fahndet? Wenn das einem unerkannten hohen Staatsbeamten oder Mitgliede eines regierenden Hauses geschähe! Dann —! Ja, aber auch nur dann. —

Was soll man auch zu den fortgesetzten Zuwiderhandlungen der Polizei gegen gerichtliche Urteile noch sagen? Die Richter wissen es nachgerade wohl selbst nicht. Immer wieder sprechen sie die wegen sogenannten „Streikpostenvergehens" ohne gesetzlichen Grund Verhafteten und Angeklagten frei, immer wieder, trotz der vielfach

erwiesenen Aussichtslosigkeit des gerichtlichen Verfahrens, verhaftet die Polizei die Streikposten und beschäftigt damit aufs neue die Gerichte, die doch wirklich nicht vor Langerweile sterben. Das Ansehen der Gerichte wird dadurch ebensowenig gehoben, wie das der Polizei. Und auch ihren Zweck, auf ungesetzliche Weise den Arbeitern die gesetzlich erlaubte Vertretung ihrer Berufsinteressen zu verleiden, erreicht sie nicht. Das beweisen ja schon die immer wiederkehrenden Fälle, trotz aller polizeilichen Maßregelungen, die nicht mit Glacéhandschuhen ausgeführt werden.

Hausfriedensbruch sollte der Metallformer H. bei der Firma Arndt & Marcus verübt haben, indem er während des jetzigen Gürtler- und Drückerstreiks als Streikposten auf den Hof des Fabrikgebäudes gegangen war und dort einen Arbeitswilligen zur Teilnahme am Streik zu überreden versucht hatte. Die Firma hatte wegen widerrechtlichen Eindringens in ihr Gebäude Strafantrag gestellt. Im Termin vor dem Moabiter Schöffengericht bekundete der als Zeuge geladene Portier, daß er den Streikposten vom Hofe fortgewiesen habe und dieser auch sogleich gegangen sei. Der Staatsanwalt beantragte 20 Mk. Geldstrafe. Das Gericht erkannte auf Freisprechung. —

Vor dem Charlottenburger Schöffengericht hatten sich die Arbeiterinnen Z. und R. wegen groben Unfugs zu verantworten. Ihnen wurde zur Last gelegt, beim letzten Streik gegen die Firma Siemens & Halske als Streikposten arbeitswillige Passanten in einer das öffentliche Ärgernis erregenden Weise belästigt zu haben. Die Beweisaufnahme ergab, daß die Angeklagten nichts weiter getan hatten, als arbeitswillige Mädchen in durchaus höflicher Weise von dem Streik in Kenntnis zu setzen und sie zu ersuchen, zugunsten der Ausständigen keine Arbeit in der Fabrik anzunehmen. Auch die Angesprochenen bezeugten vor Gericht selbst, daß sie sich von den Angeklagten in keiner Weise belästigt gefühlt hätten. Auf Antrag der Verteidigung erkannte das Gericht in beiden Fällen auf Freisprechung. Bei der Arbeiterin Z. wurden außer den ihr erwachsenen Unkosten zur Wahrnehmung des Termins auch die Kosten der Verteidigung der Staatskasse auferlegt. Einen gleichen Antrag hatte die Verteidigung auch im Falle der Arbeiterin R. gestellt, doch wurde er vom Gericht mit der Begründung abgelehnt: Bei der ganzen Sachlage, aus der die Unhaltbarkeit des Antrages ohne weiteres ersichtlich war, hätte die Angeklagte ihre Freisprechung bestimmt voraussehen müssen, so daß sie also auch des Beistandes eines Verteidigers nicht bedurft hätte.

„Obige Begründung“, bemerkt der „Vorwärts“, „mutet der angeklagten Arbeiterin denn doch ein etwas zu großes Vertrauen in unsere Rechtsprechung zu. Ganz besonders im Hinblick auf die leider noch so zahlreichen Verurteilungen von Streikposten, bei denen die verschiedensten Gerichte Deutschlands schon ganz exorbitante Strafen selbst in solchen Fällen verhängten, in denen der gewöhnliche Laienverstand tat-

sächlich eine Freisprechung ‚bestimmt voraussehen‘ konnte, erweist sich die Hinzuziehung eines Rechtsbeistandes für streikende Arbeiter und Arbeiterinnen geradezu als eine Notwendigkeit. Es ist ja gerade das Unglück unserer heutigen Rechtsprechung, daß kein Angeklagter auch nur mit einiger Bestimmtheit voraussehen kann, ob selbst den Gerichten die Unhaltbarkeit eines Strafantrages ohne weiteres ersichtlich ist. Wie soll aber der Laie die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit eines Strafantrages beurteilen können, wenn die juristisch gebildeten Personen der Anklagebehörden fortgesetzt derartige unhaltbare Strafanträge stellen!“

Weiter wurden von Berliner und Charlottenburger Gerichten freigesprochen der Glasschleifer Sch., der Glaspolierer P., der Gürtler Z., der Dreher G. und die Arbeiterin Z. Die Sachen spielen sich mit längst gewohnter Regelmäßigkeit stets nach ein und derselben Schablone ab. In Ausübung ihres gesetzlich gewährleisteten Rechtes stehen die Leute Streikposten. Da kommen die Polizeibeamten und verbieten das Streikpostenstehen unter irgend einem Vorwande, der ihnen von ihren Vorgesetzten eininstruiert worden ist. Natürlich weigern sich die Streikposten, der unberechtigten Aufforderung der Beamten, fortzugehen oder sich „wegzuscheren“, wie der polizeitechnische Ausdruck häufig lautet, nachzukommen. Es erfolgt die Sistierung mit all ihren ebenfalls polizeitechnischen „Annehmlichkeiten“ und schließlich die Zustellung des Strafmandats. Auch in obigen Fällen mußten die als Belastungszeugen geladenen Schutzleute einfach zugeben, daß sich die angeklagten Streikposten keinerlei Gesetzwidrigkeiten hatten zuschulden kommen lassen und auch keine Besorgnis irgendwelcher Ausschreitungen vorlag. Wiederum nahmen die Gerichte an, daß die Angeklagten lediglich deshalb fortgewiesen waren, weil sie Streikposten gestanden hatten, eine Tätigkeit, die, als Ausfluß des Koalitionsrechtes, nicht verboten werden könne.

Weiter wurden freigesprochen die in der üblichen Weise von der Polizei angefahrenen, zur Wache sistierten und mit dem obligaten Strafmandat von 30 Mk. bedachten Schlosser F., Dreher D., B. und L. und Glasschleifer F. und E. In allen Fällen mußten die als Zeugen geladenen Schutzleute bekunden, daß die Streikposten sich keinerlei Ordnungswidrigkeiten zuschulden kommen ließen, auch kein ordnungspolizeiliches Interesse ihre Fortweisung und Sistierung notwendig machte. Das Gericht nahm daher an, daß die Angeklagten lediglich wegen ihrer Tätigkeit als Streikposten und nicht wegen irgendwelcher gesetzwidriger Handlungen sistiert und mit Strafmandaten bedacht worden waren.

Weiter sprach das Charlottenburger Gericht frei die Arbeiterin B. W., die beschuldigt war, anläßlich des Streiks bei Siemens & Halske eine Arbeitswillige durch Anwendung körperlichen Zwanges zur Teil-

nahme am Streik bewogen zu haben. Die Beweisaufnahme ergab die völlige Haltlosigkeit der Anklage. Nicht nur eine als Zeugin auftretende Buchhalterin der Firma, sondern auch die Arbeitswillige selbst sagte aus, daß die Angeklagte sie nur in höflicher Weise auf den Streik aufmerksam gemacht, sie dabei allerdings an den Arm gefaßt hatte. Die Berührung sei aber eine vertrauliche gewesen und habe nur Sekunden gedauert; von Anwendung irgendwelcher Gewalt könne keine Rede sein. Trotzdem war die Anklage wegen Vergehens gegen § 153 der Gewerbeordnung erhoben worden.

So erfreulich solche unparteiische Rechtsprechung, so wunderlich für den juristisch nicht verseuchten Menschenverstand die „Berichtigung", die ihr zuweilen durch eine höhere Instanz zuteil werden kann.

Zwei Fälle. K. steht auf dem Fußsteig und unterhält sich mit einem anderen Bauarbeiter. Fortgewiesen, geht er auf den Fahrdamm und setzt dort die Unterhaltung fort. Geht dann auf und ab. Als die arbeitswilligen italienischen Bauarbeiter Feierabend machen, sucht er mit einem zu reden. Ein Schutzmann hält ihn davon ab. Nach gerichtlicher Feststellung erfolgt ein „unbedeutender" Wortwechsel mit dem Beamten, was einen anderen Schutzmann veranlaßt, K. „festzustellen", mit anderen Worten, ihm sein „gesetzlich gewährleistetes" Recht als Streikposten ganz zu nehmen. — Das Landgericht spricht frei und sagt: Durch zeitweiliges Stehenbleiben habe K. nicht die freie Passage gehindert. Er habe sich auch durchaus ruhig verhalten. Der Versuch, mit italienischen Maurern zu sprechen, stelle auch keine Belästigung des Publikums dar. Die Aufforderung zum Weggehen des Angeklagten sei unberechtigt. Eine Übertretung der Straßenpolizei-Verordnung liege nicht vor. —

Sch. steht auf dem Bürgersteig und unterhält sich mit einem Kollegen. Der Schutzmann kommt und findet das „unpassend". Sch. geht auf den Damm, auf dem er auf und ab geht. Der Schutzmann fordert ihn auf, ganz wegzugehen. Sch. beachtet das nicht; er wird festgestellt. — Auch ihn spricht das Landgericht frei und erklärt: Keine Belästigung des Publikums, keine Behinderung der freien Passage, keine sonstige Störung der öffentlichen Ordnung, die Wegweisung deshalb nicht begründet.

Das Kammergericht hebt auf die Revision der Staatsanwaltschaft beide Urteile auf und verweist die Sachen zu nochmaliger Verhandlung und Entscheidung an das Landgericht zurück. Gründe: Unrichtig sei die Ansicht des Landgerichts, daß die Aufforderung zum Weggehen unberechtigt sei, weil eine Verkehrsstörung nicht vorliege. Es komme gar nicht darauf an, ob schon zurzeit eine Störung bestehe; die Aufforderung wäre schon dann berechtigt, wenn die Polizei die Besorgnis hege, daß eine Verkehrsstörung drohe. Dem könne die Polizei entgegentreten. Ob die Aufforderung des Beamten zweckmäßig sei, habe der Richter nicht nachzuprüfen. Aus diesen Gründen müsse sich das Landgericht in beiden Fällen noch einmal mit der Sache beschäftigen.

In dem dritten Falle war der Streikposten freigesprochen worden, weil er der Aufforderung, weiterzugehen, gleich gefolgt war. Hier nahm das Kammergericht Anstoß an der Äußerung im Urteil: „wenn auch D. nachher auf dem Damm wieder stehen blieb und sich mit jemand unterhielt". Deswegen wurde auch dieses Urteil aufgehoben und auch diese Sache an das Landgericht zurückgewiesen. Ein Weitergehen, bei dem der Streikposten nach ein paar Schritten wieder stehen bleibe, sei kein „Befolgen" der Aufforderung.

Daß damit der polizistischen Willkür Tür und Tor geöffnet werden, unterliegt wohl keinem Zweifel. Welche „Besorgnisse" könnte ein treues Polizeigemüt nicht hegen, wenn sie seinen Zwecken dient. Das bloße Vorgeben der Befürchtung einer möglicherweise drohenden Gefahr ohne irgendwelche triftigen Gründe kann doch unmöglich genügen, die gesetzlich verbürgte Freiheit und Unantastbarkeit der Person auf Gnade und Ungnade der Polizei auszuliefern.

Noch wunderlicher ist die Anwendung eines Paragraphen, dem die ganz unersetzliche Eigenschaft mangelt — überhaupt da zu sein, der eingestandenermaßen nicht ein Gesetz, sondern „eine — Lücke des Gesetzes" bildet.

Die Firma Behnisch in Luckenwalde hatte mit einem Vertreter des Metallarbeiterverbandes das Abkommen getroffen, ausgelernte Arbeiter nicht unter 15 Mark pro Woche zu entlohnen. Sie stellte aber dennoch einen jungen Mann mit 12 Mark Wochenlohn ein. Als er die ihm laut Abmachung mit dem Verband zustehenden 15 Mark verlangte, wurde er entlassen. Hierauf traten die übrigen Arbeiter in den Streik mit der Forderung, den Entlassenen wieder einzustellen. Bei dieser Gelegenheit gab nun der Werkmeister des Betriebes dem einen Schlosser die Erlaubnis, sein Werkzeug aus den Geschäftsräumen zu holen. Dieser machte von der Erlaubnis Gebrauch und erhielt darauf die Anklage wegen Hausfriedensbruchs, die indessen mit Freisprechung endete. Anders faßte das Gericht dagegen die Beleidigung des Arbeitswilligen auf. Der Verteidiger Dr. Heinemann-Berlin hatte zwar darum ersucht, nicht etwa auf Umwegen die Beleidigung in Verbindung mit § 153 der Gewerbeordnung zu bringen, weil der Streik nicht eine Erlangung günstigerer Lohn- und Arbeitsbedingungen, sondern nur die Wiedereinstellung des Entlassenen bezweckt habe, mithin nur eine einfache Beleidigung vorliege. Es sei dies einer jener Fälle, den die sog. Zuchthausvorlage im Auge gehabt habe, nämlich auch solche Vergehen gegen Arbeitswillige schwerer als gewöhnlich zu bestrafen, die mit dem § 153 an sich nichts zu tun hätten. Da die Zuchthausvorlage nun aber nicht Gesetz geworden sei, so könne auch eine Bestrafung in diesem Sinne nicht erfolgen. Das Gericht erkannte ebenfalls an, daß dieser Streik nicht unter den § 153 falle, meinte indessen, das sei für die Höhe des Strafmaßes gleichgültig. Es handle sich hier um eine

Lücke des Gesetzes, die jedenfalls bald ausgefüllt werden dürfte (!!) Im vorliegenden Falle komme zwar nur eine einfache Beleidigung in Betracht; immerhin aber sei es die Beleidigung eines Arbeitswilligen; daher (!) und mit Rücksicht auf die Vorstrafen des Angeklagten habe das Gericht auf eine Gefängnisstrafe von zwei Wochen erkannt.

Die durch keinerlei Wahrscheinlichkeitsgründe gerechtfertigte subjektive Annahme der bloßen Möglichkeit einer erhofften Ausfüllung vermeintlicher Lücken im Gesetz kann also einen Richter veranlassen, Urteile zu fällen, die nicht anders lauten würden, wenn die Lücken keine Lücken, sondern Gesetz wären.

Angesichts solcher Fälle ist die Frage berechtigt, ob wir denn in der Tat in einem Rechtsstaate leben? Insbesondere aber auch die, ob die Polizei über dem Gesetz steht oder unter ihm? Auf diese Frage sollte man im Reichstag energisch Antwort verlangen, nachdem sich sogar die Gerichte gegen die fortgesetzten Ungesetzlichkeiten von Polizeiorganen als ohnmächtig erwiesen haben. Die Sache beginnt sich allmählich zu einem öffentlichen Skandal auszuwachsen und kommt in der Volksauffassung einer fortgesetzten Verhöhnung der Gerichte gleich. Wo bleiben die patentierten Kämpen gegen den Umsturz, für Religion, Sitte und — Ordnung? Oder haben sie eine andere Ordnung im Sinne als die durch das Gesetz verbürgte? Wären sie dann aber nicht selber Umstürzler?

* * *

Wachsendes Grausen verbreiten einzelne Urteile unserer Militärjustiz. Es ist ausgeschlossen, daß ein Kulturvolk wie das deutsche, das sich zudem noch auf sein Christentum was zugute tut, ein System, das solche Zustände züchtet, dauernd ertragen könnte, ohne daran moralisch aber auch politisch und sozial zugrunde zu gehen. Das Dessauer „Bluturteil" ist noch in aller Munde! Wehe dem deutschen Volke, wenn es diese ihm angetane moralische Mißhandlung vergessen sollte und könnte, wenn es nicht mit aller Entschlossenheit, mit leidenschaftlichem Eifer einem Zustand Bahn bräche, der die Wiederholung solcher Fälle für allezeit unmöglich macht!

An einem Sonntag hielten sich in einem Tanzsaal in Ziebigk bei Dessau eine Anzahl Infanteristen auf. Es war auch in äußerst angetrunkenem Zustande der damalige, jetzt vom Militär entlassene Unteroffizier Heine anwesend. Er geriet am Büffett des Saales mit mehreren Soldaten in Wortwechsel, der fast zu Tätlichkeiten auszuarten schien, so daß der anwesende Hornist Wagner den Unteroffizier durch den Saal nach dem Hofe hinausführte. Abseits von diesem Vorgange hatten die beiden Hauptangeklagten, der Gefreite Günther und der Musketier Voigt, mit einigen Mädchen am Tische gesessen. Als die Mädchen zum Heimgang das Lokal verließen, traf der Unteroffizier Heine im Hausflur auf

sie, rempelte sie an und schlug sie. Als die Mädchen dem Angeklagten Günther hiervon Mitteilung machten, holte er den Heine ein und stellte ihn zur Rede. Nach der vorliegenden Darstellung hat nun der Unteroffizier mit seinem Seitengewehr blindlings um sich geschlagen, so daß der hinzugekommene Voigt es ihm entriß. Zugleich aber hatte Heine dem Voigt das Seitengewehr aus der Scheide genommen und lief davon. Voigt und Günther setzten ihm nach, und Voigt entwand ihm, nachdem Günther ihn gepackt hatte, das Seitengewehr wieder. Nach der Anklage sollen nach diesem Vorgange Günther den Heine zu Boden geworfen und beide Angeklagte ihn geschlagen haben. Danach gingen Günther und Voigt in eine andere Gastwirtschaft, um sich zu reinigen; hierher wurde ihnen auch das Seitengewehr Heines, der ohne Mütze nach Hause gegangen war, gebracht. Voigt nahm das Seitengewehr mit nach der Kaserne und gab es dort ab. Günther und Voigt wurden verhaftet und wegen Aufruhr in Anklage gesetzt. Wagner wurde angeklagt wegen Achtungsverletzung, der Unteroffizier wegen Körperverletzung und Mißhandlung.

In der Beweisaufnahme haben die meisten Zeugen zugunsten der Angeklagten ausgesagt. Nur ein 18jähriger, geistig beschränkter Mensch wollte gesehen haben, daß Günther den Heine angefaßt und Voigt auf ihn, der am Boden lag, geschlagen habe. Eine andere Zeugin wachte von dem Lärm auf der dunklen Straße auf und sah durch das Fenster ihres Zimmers einen auf der Erde liegenden Soldaten, der von anderen geschlagen wurde. Der Anklagevertreter hielt für erwiesen, daß sich die beiden Soldaten gemeinschaftlich an einem Vorgesetzten tätlich vergriffen (§ 97 Mil.-Str.-G.-B.), sich zusammengerottet (§ 106) und durch Anwendung von Gewalttätigkeiten Aufruhr begangen haben (§ 107). Er bedauerte selbst, daß er gegen zwei Soldaten, die sich des besten Leumunds erfreuten und in keiner Weise vorbestraft waren, auf Grund der bezeichneten Gesetzesbestimmungen die Gesamtstrafe von 5 Jahren 3 Monaten Zuchthaus gegen Günther und 5 Jahren Zuchthaus gegen Voigt beantragen müsse. Das Gesetz müsse erfüllt werden. Die beantragte Strafe sei das Mindestmaß für die Vergehen, deren sie sich schuldig gemacht hätten. Gegen den Unteroffizier Heine beantragte er 6 Monate Gefängnis. Die Verteidiger versuchten, die Hinfälligkeit der Anklage nachzuweisen. Sie wiesen darauf hin, daß das Vergehen der Angeschuldigten im Zivilverhältnis überhaupt nicht beachtet worden, daß es selbst auf eine Anzeige hin nicht einmal zur Anklage gekommen wäre. Man hätte den schweren Aufruhrparagraphen der Anklage nicht zugrunde legen sollen. Auch hätten die Angeklagten in den entscheidenden Momenten doch nur in Notwehr gehandelt.

Dem Anklagevertreter erschien der Hinweis auf die Notwehr so ungeheuerlich für militärische Verhältnisse, daß er die denkwürdige Erklärung abgab:

Im Militärverhältnis gibt es keine Notwehr des Untergebenen dem Vorgesetzten gegenüber. Nur der Weg der Beschwerde sei dem Untergebenen offen.

Als dann der Verteidiger die Frage stellte, ob der Untergebene dann auch die Pflicht habe, sich von dem Vorgesetzten mit der rechtswidrig gebrauchten Waffe ruhig abschlachten zu lassen, ohne sich dabei zur Wehr setzen zu dürfen, bejahte der Anklagevertreter diese äußerste Folge seiner vorherigen Erklärung!

Der Gerichtshof hat nach vierstündiger Beratung das furchtbare Urteil gesprochen. Der Unteroffizier Heine wurde wegen Körperverletzung zu 3 Monaten Gefängnis, der Gefreite Günther wegen tätlicher Beleidigung eines Vorgesetzten, der Musketier Voigt wegen tätlichen Angriffes auf ihn und beide wegen Aufruhrs in Verbindung mit Gewalttätigkeiten zu je 5 Jahren und 1 Tag Zuchthaus und Entfernung aus dem Heere verurteilt. Der Gerichtshof behandelte in der Begründung des Urteils auch die Frage der Notwehr. Er erklärte, daß es für die Untergebenen dem Vorgesetzten gegenüber allerdings eine Notwehr gebe, die sich aber nur als Abwehr, nicht als Gegenwehr äußern dürfe. (? Wenn aber, wie meist, Gegenwehr die einzige gegebene Abwehr ist? D. T.)

Der wirkliche Urheber der Vorgänge ist ohne Zweifel der Unteroffizier, der in der Trunkenheit den Zwischenfall herbeiführte. Er hatte schon im Tanzsaale allerlei Wortwechsel gehabt, er hat die Mädchen im Hausflur gestoßen, er hat das Seitengewehr gezogen und um sich geschlagen. Wenn diese Tatsachen richtig sind, so ist es, wie nicht nur der „Vorwärts" ausführt, unbegreiflich, daß das Verhalten der Angeklagten als ein gewalttätiger Angriff und als Zusammenrottung gegen den Vorgesetzten aufgefaßt werden konnte. Daß das Gericht zur Verurteilung gelangte, läßt sich dann nur daraus verstehen, daß Anschauungen, wie sie der Anklagevertreter zutage förderte, indem er den Soldaten das Recht der Notwehr absprach, auch in den Kriegsrichtern stark wurzeln. Notwehr muß sich bekanntlich nicht nur auf die Abwehr eines rechtswidrigen Angriffes beschränken, sondern auch die Überschreitung der Notwehr ist nicht strafbar, wenn der Täter in Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen.

„Weit hinaus über das Schicksal der beiden Soldaten", resümiert der „Vorwärts", „geht die Lehre dieses Prozesses. Entsetzen erregt es, daß Militärrichter im militaristischen Eifer einen mindestens zweifelhaften Tatbestand so ungünstig auffassen, wie es geschah. Unendlich furchtbarer ist es, daß das Militärgesetz, sofern solcher Tatbestand, wie das Gericht ihn annahm, wirklich gegeben ist, die ungeheuerlichen Zuchthausstrafen gebietet. Der Vertreter der Anklage hat selbst das Bedauern ausgesprochen, daß er, da im vorliegenden Tatbestand die Merkmale des Aufruhrs gegeben seien, so harte Strafen beantragen müsse. Und

das Gericht war nicht grausam, es war — milde! Es hat nicht ein hohes Strafmaß gewählt, es hat die Mindeststrafe, die das Gesetz gestattet, verhängt.

„Gesetzt, der Vorgang habe sich so zugetragen, wie das Kriegsgericht annahm; gesetzt, die Angeklagten haben im Verlauf des Zusammenstoßes den Unteroffizier zu Boden geworfen und geschlagen; gesetzt, sie haben es getan, ohne daß der Unteroffizier durch blindes Umsichschlagen mit dem Seitengewehr zwingende Veranlassung zu den Handlungen der Angeschuldigten und somit das Recht der Notwehr gab; gesetzt, der Tatbestand läge durchaus ungünstig für die beiden Soldaten. Was aber war denn dieser Tatbestand? Lag eine brutale Gewalttätigkeit vor? Wurde ein hinterlistiger Überfall geplant und ausgeführt? Wurde böswillige Auflehnung gegen den Vorgesetzten und die militärische Disziplin verübt? Nichts von alledem, nichts, was selbst der Befürworter strengster Militärdisziplin für bedenklich und gefährlich erachten könnte. Es gab einen Wirtshausstreit, eine Rauferei unter jungen Leuten. Ein angetrunkener Unteroffizier kränkt die Mädchen, die den Soldaten befreundet, sie nehmen sich ihrer Schützlinge an, und es kommt zur Prügelei. Irgendwie erhebliche Verletzungen kommen nicht vor. Es ist der typische Fall eines Tanzsaalstreites, wie er in Stadt und Land an Sonntagen, wenn die Leute durch Trunk und Tanz erregt sind, sich leider allzu häufig abspielt. Aber den nächsten Tag wäre alles vergessen gewesen. Der Unteroffizier hätte seinen Rausch ausgeschlafen, und die Soldaten sind brave Leute wie bisher.

„Jedoch ein grausiges Militärgesetz macht aus der Wirtshausszene, die in keiner Weise die öffentliche Sicherheit oder die militärische Disziplin stört, die niemand schädigt, die schwersten Vergehen: Gewalttätigkeit gegen einen Vorgesetzten, Zusammenrottung, Aufruhr! Eine fürchterliche Bestimmung des Militär-Strafgesetzbuchs reckt sich empor über die Ahnungslosen, die in den Streit gerieten:

„‚Wenn mehrere sich zusammenrotten und mit vereinten Kräften es unternehmen, dem Vorgesetzten den Gehorsam zu verweigern, sich ihm zu widersetzen oder eine Tätlichkeit gegen denselben zu begehen, so wird jeder, welcher an der Zusammenrottung teilnimmt, wegen militärischen Aufruhrs mit Gefängnis nicht unter fünf Jahren bestraft.

„‚Die Rädelsführer und Anstifter des militärischen Aufruhrs, sowie diejenigen Aufrührer, welche eine Gewalttätigkeit gegen den Vorgesetzten begehen, werden mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus ... bestraft.‘

„Auf Grund solcher Bestimmungen werden blühende Menschenleben dahingeopfert. Ein unmenschliches System der Gewalt wirft junge Soldaten, die schlimmstenfalls einen unbedachten Streich begingen, auf fünf Jahre in Kerkernacht.

Vernichtete, verlorene Menschenleben! Aber dasselbe Gesetz, das so unerbittlich grausam Menschenleben zerstört, es ist sanft und milde gegen die Klasse der Vorgesetzten: den Vorgesetzten, der den Fall verschuldet, der durch Trunkenheit das schlechte Beispiel gab, treffen drei Monate Gefängnis! Der schrillste Hohn auf Recht und Gerechtigkeit! Wie lange noch will das deutsche Volk diese Gesetze der Justiz ertragen?

„Es ist das erste Urteil nicht, durch welches die Militärjustiz junge Menschenleben in sinnloser Grausamkeit zerstört. Es ist auch nicht ein ganz außergewöhnliches Vorkommnis, das sich in Dessau abgespielt. Es ist die herrliche Ordnung des heutigen Militärstaates, die in einem neuen Fall sich schreckensvoll offenbart. Man erinnere sich jener Landwehrleute, die man im Viehwagen transportieren wollte und die sich beschwerdeführend in einer Depesche an ihren höchsten Kriegsherrn wendeten; sie wurden darob auf ein Jahrzehnt ins Zuchthaus geworfen. Man erinnere sich des furchtbaren Urteils des Heidelberger Kriegsgerichts, das vor etwa Jahresfrist gleichfalls wegen ‚Aufruhrs' mehrere Soldaten auf viele Jahre dem Zuchthaus überlieferte. Man erinnere sich aber umgekehrt auch des Falles Hüssener, des Seefähnrichs, der den Einjährig-Freiwilligen, von dem er sich gekränkt glaubte, verfolgte und hinterrücks erdolchte. Ihm wurde Notwehr zugebilligt, und er verbüßt milde Festungshaft in Ehrenbreitenstein.

„In allen diesen Tatsachen zeigt sich auch für den Verhärtetsten die Unmöglichkeit, ein Strafgesetz länger zu erhalten, das solche Ungleichheiten ermöglicht und solche Grausamkeiten befiehlt.

„Im letzten Frühjahr wurde im Reichstage dieses Problem gestreift. Während seit jeher die Sozialdemokratie die Ungerechtigkeiten der Militärjustiz aufgedeckt hat, haben auch andere Parteien endlich ein wenig Widerstand gegen die schlimmsten Auswüchse dieser Militärjustiz begonnen. Der Abgeordnete Gröber hatte bei der Beratung des Marine-Etats in zweiter Lesung eine Resolution beantragt, in der die Regierungen um Vorlegung eines Gesetzentwurfs ersucht wurden, ‚welcher das heutige Verhältnis der Bestimmungen des Militär-Strafgesetzbuches über Verfehlungen von Untergebenen gegen Vorgesetzte im Vergleich zu dessen Bestimmungen über Verfehlungen der Vorgesetzten gegen Untergebene dadurch beseitigt, daß die gegen Verfehlungen der Untergebenen gegen Vorgesetzte angedrohten Mindeststrafen herabgesetzt werden'. Diese Resolution wurde einer besonderen Kommission überwiesen. Als dann der Abg. Gröber in der dritten Lesung des Etats das Ergebnis dieser Kommissionsberatung mitteilte, da zeigte sich von neuem die Unzuverlässigkeit der Zentrumspartei. Jene Resolution, die keineswegs die Ungerechtigkeit der Militärjustiz beseitigt, sondern nur gewisse Milderungen den Militärrichtern ermöglicht hätte, war verschwunden und ließ nur ein überaus winziges Überbleibsel zurück. Die Kommissionsmehrheit beantragte

nunmehr lediglich die Vorlegung eines Gesetzentwurfes, durch welchen die in § 97 Abs. 1 des Militär-Strafgesetzbuches (tätlicher Angriff auf einen Vorgesetzten) verhängten Mindeststrafen herabgesetzt werden sollen. Diese Resolution fand unter Widerspruch der Konservativen sowie des Vertreters des Reichs-Marineamtes die Zustimmung der großen Mehrheit des Reichstages. Die Regierungen haben es bisher nicht für nötig befunden, diese Angelegenheit zu beraten. Es eilt nicht, zu prüfen, ob Söhne des Volkes, die ihre schwere Waffenpflicht üben, durch barbarische Gesetze zugrunde gehen.

„Der Fall in Dessau zeigt die von der Sozialdemokratie im Reichstage sofort nachdrücklichst betonte vollständige Unzulänglichkeit der auf Veranlassung des Zentrums angenommenen Resolution. Es war ein überaus bedauerliches Entgegenkommen an die konservative Phrase von der ‚gefährdeten Disziplin', daß das Zentrum die zuerst vorgeschlagene Resolution aufgab. Denn der § 97 Abs. 1 ist nur einer von den vielen des Militär-Strafgesetzbuches, in denen Mindeststrafen festgesetzt sind, durch welche die militärischen Richter zu den grausamsten Ungerechtigkeiten verpflichtet werden. Der gesamte sechste Abschnitt des Militär-Strafgesetzbuches, der von den ‚strafbaren Handlungen gegen die Pflichten der militärischen Unterordnung' handelt, zeigt durchgehend drakonische Gewaltsamkeit gegen die geringsten Verstöße, sofern sie von den Soldaten gegen Vorgesetzte geübt werden. Die in Dessau zur Anwendung gekommenen Aufruhrparagraphen führen noch weit mehr als der in der Resolution bezeichnete § 97 zu entsetzlichen Urteilen ...

„Es erscheint ... fast unglaublich, daß der Vertreter der Anklage vor einem Kriegsgericht, ein Kriegsgerichtsrat, der die juristischen Prüfungen bestanden hat, derartige Anschauungen äußern kann, die auf einer unübertrefflichen Unkenntnis des Gesetzes beruhen. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß diese märchenhafte Unkenntnis des Gesetzes in der Armee außerordentlich verbreitet ist. Es herrscht in den weitesten Militärkreisen tatsächlich die tolle Auffassung, die der Vertreter der Anklage in Dessau äußerte. Man huldigt wirklich der unglaublichen Vorstellung, als sei der ‚gemeine Mann' gegenüber rechtswidrigen Angriffen von Vorgesetzten zu völliger Rechtlosigkeit verdammt. Der Begriff des unbedingten Gehorsams ist so tief eingewurzelt, daß es unmöglich erscheint, ein Soldat könne unter irgendwelchen Umständen das Recht haben, gegenüber Vorgesetzten Selbsthilfe anzuwenden.

„In Wahrheit beruht diese Vorstellung auf gänzlich falschem Vorurteil. Jeder Zweifel ist ausgeschlossen darüber, daß dem Soldaten wie jedem anderen Staatsbürger der Schutz des § 53 des Strafgesetzbuches zusteht. Das Militär-Strafgesetzbuch ist lediglich eine Ergänzung des Bürgerlichen Strafgesetzbuches, und alle Bestimmungen des letzteren, welche nicht durch das Militär-Strafgesetzbuch ausdrücklich abgeändert oder aufgehoben sind, haben Kraft für alle Angehörigen

des Soldatenstandes. Das Kriegsgericht selbst hat ja denn auch in bezug auf die Notwehr die unglaubliche Äußerung des Anklagevertreters einer Korrektur unterzogen. Es sei zudem erinnert, daß beispielsweise v. Koppmann, der Präsident des bayerischen Senats beim Reichs-Militärgericht und der angesehenste Kommentator des Militär-Strafrechts, sagt: ‚§ 53 des Reichs-Strafgesetzbuchs über die Notwehr hat auch nach dem Militär-Strafgesetzbuch Anwendung.' Ähnlich sagt Hecker, früherer Auditeur der 1. Garde-Infanterie-Division in Berlin im Lehrbuch des deutschen Militär-Strafrechts: ‚Diese Grundsätze (§ 53) sind auch für das Militär-Strafrecht maßgebend, nur wird unter Umständen zu prüfen sein, ob nicht die Pflicht der Subordination überwiegt ... Ist der Angriff seitens eines Vorgesetzten ein rechtswidriger, so ist dem Untergebenen das Recht der Notwehr nicht versagt.

„Wenn gleichwohl ein Kriegsgerichtsrat dieses gesetzliche Recht des Soldaten nicht kennt und verleugnet, wenn er erklärt, der Soldat müsse sich vom Vorgesetzten mißhandeln, ja abschlachten lassen, ohne sich wehren zu dürfen, so ist eine überaus dringende Aufgabe, daß in der Armee Klarheit über die Bestimmungen geschafft wird, die dem Soldaten gegen Willkür der Vorgesetzten einigermaßen Recht zu schaffen geeignet sind. Es ist im höchsten Maße erstaunlich, daß die Ausübung der Notwehr in der Armee kaum je stattfindet. Die Soldaten lassen sich alle Schikanen, fortgesetzte Mißhandlungen, schwere Körperverletzungen widerstandslos gefallen, als müßte es so sein. Sie wissen nichts von dem ihnen zustehenden Recht der Notwehr, und ihre Unwissenheit wird sorgsam erhalten, indem keinerlei Belehrung über dieses Recht stattfindet. Wenn man dazu bedenkt, daß den Vorgesetzten in der Armee ein Maß der Notwehr zusteht, das noch weit hinausgeht über die Notwehr des bürgerlichen Strafgesetzes, indem die Vorgesetzten, auch nur um den Gehorsam zu erhalten, das Recht haben, von der Waffe Gebrauch zu machen und unter Umständen den Nichtgehorchenden zu töten; wenn man dieses militärgesetzliche Privilegium der Vorgesetzten, von dem häufig genug Gebrauch gemacht wird, beachtet, so ist es um so dringlicher, daß auch die Mannschaften über das ihnen zustehende Recht gründlich belehrt werden.

„Die Gesetzesunkenntnis des Anklagevertreters in Dessau macht die Forderung notwendig, daß die Soldaten in den Instruktionsstunden ausdrücklich und eingehend auf das ihnen zustehende Recht der Notwehr gewiesen werden. Auch die Aufnahme dieser Gesetzesbestimmung in die Kriegsartikel ist geboten.

„Die Heeresleitung erklärt fort und fort, daß sie mit allen Kräften gegen die Soldatenmißhandlungen vorgehen wolle. Der preußische

Kriegsminister General v. Einem erklärte im Reichstage, daß er dafür sorgen werde, daß die Soldatenmißhandlungen aus der Armee verschwinden. Jedoch alle Bemühungen sind bisher erfolglos geblieben. Immer von neuem werden die fürchterlichsten Fälle von Soldatenmißhandlungen berichtet. Hier ist das beste Mittel der Abhilfe gegeben. Man zeige den Vorgesetzten, Offizieren und Unteroffizieren, daß sie sich in schwerem Irrtum befinden, wenn sie glauben, der Soldat müsse die Überschreitungen der Dienstgewalt sich in stummem Gehorsam gefallen lassen. Man belehre die Soldaten, daß es ihr gutes Recht ist und daß es ihre Ehre erfordert, sich gegen ungesetzliche Vergewaltigungen und Mißhandlungen zur Abwehr zu setzen. Wenn die Soldaten dieses Recht kennen, werden sie nicht in stummer Verzweiflung die Ungesetzlichkeiten von Vorgesetzten ertragen zu müssen glauben. Und die Vorgesetzten werden sich hüten, Mißhandlungen zu begehen, wenn sie wissen, daß die Untergebenen durch das Gesetz berechtigt sind, sich ihnen zu widersetzen und rechtswidrige Angriffe durch die Kraft der Faust oder jedes andere zur Notwehr gegebene Mittel zurückzuweisen.

„Wenn hierüber in der Armee Aufklärung geschaffen wird, wenn nicht nur Kriegsgerichtsräte von ihrer Unwissenheit über grundlegende Bestimmungen des Gesetzes geheilt werden, wenn die gesamte Armee das Recht der Notwehr des Soldaten kennt, dann ist Hoffnung gegeben, daß der Schimpf der Soldatenmißhandlungen endlich gelöscht wird."

Wir stehen hier vor einem der leider nicht mehr vereinzelten Fälle, wo die Sozialdemokratie zum Anwalt des gesamten deutschen Volkes wird, mit Ausnahme weniger, ganz in ihren Vorurteilen erstarrter mumifizierter Kastendiener. Berichtet doch die „Kölnische Zeitung", daß ihr aus militärischen Kreisen „die schärfsten Äußerungen" zugingen; die „Kölnische Volkszeitung" mahnt, den Fall „nicht versumpfen zu lassen", und die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" schreibt:

„Es ist schwer zu begreifen, wie ein Kollegium von Männern, denen man doch gewiß nicht juristisches Verständnis oder wenigstens einigen gesunden Menschenverstand absprechen darf, gerade den § 107 zur Anwendung bringen konnte. Vor allen Dingen gehört doch zu dem Begriff des Aufruhrs die strafbare böse Absicht, der dolus, die Disziplin zu verletzen. War dieser dolus vorhanden? Die Antwort muß Nein lauten. Aus dem ganzen Paragraphen paßt nur das Wort ‚Gewalttätigkeit'. Gewiß, es war gewalttätig von dem Kameraden des Angegriffenen, dem Angreifer die lebengefährdende Waffe aus der Hand zu reißen, aber mußte er nicht so handeln? Befand er sich nicht vielmehr im Zustand der Notwehr? Sollten er und sein Kamerad vielleicht stramm stehen, bis der seiner Sinne nicht mächtige Vorgesetzte sein Mütchen gekühlt hatte?

„Der § 53 des Reichsstrafgesetzbuches lautet wörtlich:

‚Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung durch Notwehr geboten war. Notwehr ist diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem anderen abzuwenden.‘

„Man sieht, sämtliche Merkmale der Notwehr sind in dem vorliegenden Falle vorhanden. Von einem Unterschied zwischen Not- und Abwehr weiß der Gesetzgeber nichts. Von einem Zivilgerichtshof hätte er also gar nicht gemacht werden können. Nun könnte man aber einwenden, die juristischen Begriffe des Reichsstrafgesetzbuchs hätten auf die Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuchs keinen Einfluß. Aber auch dieser Einwand wird ausdrücklich durch den § 2 der einleitenden Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuchs widerlegt. In diesem heißt es:

‚Diejenigen Bestimmungen, welche nach den Vorschriften des Deutschen (d. h. Reichs-) Strafgesetzbuchs in Beziehung auf Verbrechen und Vergehen allgemein gelten, finden auf militärische Verbrechen und Vergehen entsprechende Anwendung.‘

„Nun gehört aber der Notwehrparagraph dem allgemeinen Teil des Strafgesetzbuchs an. Aber wo bleibt die vom Militärstrafgesetzbuch ausdrücklich verlangte Anwendung dieser allgemeinen Bestimmungen? Wenn irgendwo, so mußte man in dem vorliegenden Fall den § 2 berücksichtigen. Es hätte dann lediglich die Zurechtweisung des Unteroffiziers durch den Untergebenen, die — wir geben es zu — die Disziplin verletzt hat, Gegenstand der Anklage und Aburteilung sein können. Leider war das nicht der Fall. Ob nun das Urteil in einer Berufungsinstanz wieder umgestoßen wird oder nicht, ist prinzipiell gleichgültig. Die Hauptsache bleibt: man hat in Dessau einen dem Ansehen der militärischen Gerichtsbarkeit in der Folge außerordentlich schädlichen Grundsatz aufgestellt und damit Wasser auf die Mühlen der grimmigsten Militärgegner, der Sozialdemokratie, gegossen.

„Was nützen bei einem solchen prinzipiellen Standpunkt die schönsten Revisionen? Um jenes drakonische Urteil zu verhüten, reichten ja die Bestimmungen des vorhandenen Gesetzbuchs vollkommen aus.

„Der Standpunkt, den das Dessauer Kriegsgericht einnahm, läßt sich von dem militärfrommsten Menschen nicht entschuldigen, aber er läßt sich erklären.

„Man hatte vergessen, daß wir ein Volksheer besitzen, man dachte wohl noch an die aus aller Herren Ländern zusammengelaufenen Abenteurer, mit denen zwar der alte Fritz seine Schlachten gewonnen, die aber nur mit den härtesten Strafen zu bändigen waren. Man vergaß, daß man mit einem so übertrieben harten Urteil das Rechtsempfinden des ganzen deutschen Volkes verletzte. Nicht die Kluft zwischen dem Volk und seiner Armee, auf die es stolz ist, zu erweitern, sondern

sie zu überbrücken muß das Ziel einer verständigen Militärgesetzgebung sein, und man setzt sich dabei keineswegs in Widerspruch mit dem Allerhöchsten Kriegsherrn, der schon oft betont hat, daß er eine innigere Annäherung zwischen Militär und Zivil wünsche. Werden aber so prinzipielle Gegensätze aufgestellt, wie in Dessau, dann ist das gute Verhältnis zwischen Heer- und Volk gefährdet."

In welchem Lichte muß das Dessauer Urteil erst erscheinen, wenn man ihm ein anderes an die Seite stellt, das am 30. November vom Kriegsgericht Nürnberg gefällt wurde. Die Soldaten Trösch, Wagner und Hofmaier vom 14. Infanterie-Regiment waren der Meuterei und anderer Vergehen angeschuldigt.

Im Manöver erschienen sie eines Tages zu spät beim Appell, und als sie endlich ankamen, wurde ihnen mitgeteilt, daß sie vom Hauptmann je einige Tage Mittelarrest zudiktiert bekommen hätten, außerdem wurde ihnen befohlen, sich nachmittags um ein und drei Uhr zum Appell einzufinden, damit sie keine Gelegenheit zum Trinken hätten. Sie kamen jedoch nicht und auch zum Hauptappell um 5 Uhr erschienen sie viel später und in total betrunkenem Zustande. Als sie der Hauptmann von weitem kommen sah, befahl er dem Vizefeldwebel, ihnen entgegen zu gehen und sie in ihre Quartiere abzuführen. Dem Befehle des Feldwebels, mit ihm zu gehen, leisteten sie keine Folge, und als er sie aufmerksam machte, daß es Befehl des Hauptmanns sei, erklärte Trösch: „Das ist mir Wurst." Trösch stieß auch mit seinem Gewehre wiederholt heftig auf den Boden, und Hofmaier erhob drohend die Hand. Der Feldwebel wurde als „Kohldampfschieber" tituliert.

Die Zeugen bekundeten, daß die Angeklagten sich schon in ihrem Quartier verabredet hätten, dem Befehle, zum Appell zu gehen, nicht nachzukommen.

Das Gericht konnte sich aber nicht davon überzeugen, daß hier Meuterei vorliege, und verurteilte jeden von den dreien lediglich wegen Ungehorsam, Achtungsverletzung, Beleidigung, Trunkenheit im Dienst und unerlaubter Entfernung zu 42 Tagen Mittelarrest.

Die Verfehlung der drei jungen Leute ist kaum geringer, als diejenige der in Dessau zu Zuchthaus Verurteilten. Von dieser Grundlage aus vergleiche man das Strafmaß in beiden Fällen!

* *
*

Es gibt leider sogenannte patriotische und nationale Blätter, die auch an den schlimmsten Auswüchsen unseres sozialen und politischen Lebens nicht nur selbst keinerlei Anstoß nehmen — das würde man in Würdigung ihrer publizistischen Verfassung vielleicht noch begreiflich finden, sondern an diesen Erscheinungen auch noch eifrige Mohrenwäsche vornehmen und sich darüber entrüsten, daß andern Leuten empfindlichere Geruchsnerven und

größerer Reinlichkeitssinn eigen sind. So ist kein Übel schlimm genug: wuchert es auf dem Boden, den man nach Abonnenten absucht, so ist es, vorausgesetzt, daß man es nicht unterschlagen kann, immer ganz fürchterlich von der bösen Presse zu Zwecken der „Verhetzung" „aufgebauscht". Wie die lieben Leutchen da an dem abgenagten Knochen knabbern, dem doch auf keine Weise noch irgendwelches Fett abzulösen ist! Wie sie sich im Schweiße ihres Angesichts abmühen, durch irgendwelche Nebensächlichkeiten den Leser von der Hauptsache abzulenken und damit seine Entrüstung im Keime zu ersticken. Der Ruhstrat-Prozeß, das Dessauer Urteil haben da schöne Früchte gezeitigt. Es war zum Erbarmen, wie die Guten sich drehten und krümmten, um sich und ihre freiwillig erkorenen Herren und Meister aus der Affäre zu ziehen. Man weiß nicht, welcher von den Tugenden, die sich dabei gar herrlich offenbaren, der Preis gebührt: der Dreistigkeit, mit der sie ihr Handwerk betreiben, oder der Stumpfheit ihres rechtlichen Empfindens, die ihnen nicht einmal zum Bewußtsein kommt.

Endlich scheint doch hie und da die Erkenntnis dessen, was uns zuallererst not tut, aufzudämmern. Erfreulich ist, was die „Kölnische Zeitung" in ihrem schon angezogenen Aufsatz (über die Ruhstrat-Affäre) weiter unten schreibt. Möchte doch das vielgelesene und nicht einflußlose Blatt zunächst seiner Erkenntnis treu bleiben und diese in immer weitere Kreise dringen, bis die publizistischen „Hehler" dieselbe Würdigung finden, wie die ihnen geistverwandten „Stehler":

„Da werden Tag für Tag die beweglichsten Klagelieder laut, daß die Achtung vor der Autorität immer mehr sinke und das Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege immer mehr schwinde, und Fall um Fall ... werden von der Sozialdemokratie mit großem Geschick für ihre Zwecke ausgebeutet. Wer also dazu beiträgt, die Zahl dieser Fälle zu mehren, braucht sich nicht zu wundern, wenn auch die Zahl derer wächst, die bei den nächsten Wahlen durch Abgabe sozialdemokratischer Stimmzettel ihrer Unzufriedenheit Ausdruck geben. Wahrhaftig, die Sozialdemokratie ist in einer beneidenswerten Lage, die bürgerliche Gesellschaft selbst, die sie bis aufs Messer bekämpft, wirft ihr die Früchte in den Schoß. Das wird nicht eher besser werden, als bis man sich entschließt, anstatt ewig zu vertuschen, zu beschönigen und zu beschwichtigen, frei und frank zuzugeben, wo etwas faul ist, und es rücksichtslos mit fester Hand zu beseitigen."

Was hat denn der Türmer in den sechs und ein viertel Jahren seines Bestehens gepredigt, wenn nicht diese doch mit Händen zu greifende Wahrheit, deren geflissentliche Verkennung und Verfälschung geradezu unsittlich ist und an Vaterlandsverrat grenzt? Und, soweit gewisse „maßgebende" Kreise in Gesellschaft, Politik und namentlich Presse in Betracht kommen, hat er oft tauben Ohren gepredigt, ist er auf das gehässigste angefeindet, in seinen Absichten verleumdet, als Umstürzler und wer weiß was noch der ahnungs-

los hinter ihren Leibblättern dahertrottenden Herde hingestellt worden. Hat man doch von mehreren Seiten den schäbigen Versuch gemacht, ihm die wirtschaftliche Grundlage durch Abgraben des Abonnentenstandes zu entziehen. Evangelische Christen haben ihm ohne irgendwelche begründete Widerlegung, einfach um der christlichen Wahrheit willen, die er aussprach, und die sie selbst von Amts wegen zu vertreten berufen wären, das Abonnement gekündigt. Um aber keine vorzeitige Schadenfreude bei gewissen Totengräbern aufkommen zu lassen und zur Ehre der Kreise, in denen der Türmer gelesen wird, sei vorweg bemerkt, daß solche Fälle eines mit der christlichen Liebes- und Kampffreudigkeit kaum noch zu vereinbarenden Quietismus im Verhältnis vereinzelt geblieben sind. Der Türmer steht heute, auch dem äußeren Erfolge nach, fester da denn je. Das dankt er seinen Freunden, die ebenso wie er unbeirrt zur gemeinsamen Fahne gestanden haben, weil sie die Überzeugung hatten und ja auch haben mußten, daß bei allem möglichen menschlichen Irren diesen Blättern doch kein anderes Ziel winkt, als nach bestem Wissen und Gewissen der erkannten Wahrheit und dem erkannten Rechte, dem christlichen und dem nationalen Gedanken zu dienen. Wer von einer Sache ganz erfaßt und durchdrungen ist, steht unter dem Gesetz, für diese Sache auch kämpfen zu müssen, ohne Ansehen der Partei oder Person, der Kaste oder Klasse. Die kraftstrotzenden Phrasen unserer Patentpatrioten geben ein schlechtes Bild von der wahren Beschaffenheit unserer Zeit. Es ist doch wahr: wir sind von den Errungenschaften, dem reichen Erbe der Väter verwöhnt und verweichlicht. Wir gehen dem Widrigen und Peinlichen am liebsten aus dem Wege, statt es aus unserem Wege zu schaffen. Wir tun zu viel „obenhin“ und „verschonen“ zu viel.

Wie sagt doch Martin Luther?

„Ich hab wohl scharf angegriffen, doch im allgemeinen etliche unchristliche Lehren und bin auf meine Widersacher bissig gewesen nicht um ihres bösen Lebens, sondern um ihrer unchristlichen Lehre und Schutzes willen; welches mich sogar nicht reuet, daß ich mir's auch in den Sinn genommen hab, in solcher Emsigkeit und Schärfe zu bleiben, unangesehen wie mir dasselbe etliche auslegen, da ich hier Christi Exempel hab, der auch seine Widersacher aus scharfer Emsigkeit nennet Schlangenkinder, Gleisner, Blinde, des Teufels Kinder, und St. Paulus den Magier heißet ein Kind des Teufels und der voll Bosheit und Trügerei sei, und etliche falsche Apostel schilt er Hunde, Betrüger und Gotteswortsverkehrer: wenn die weichen, zarten Ohren solches hätten gehöret, möchten sie auch wohl sagen: es wäre niemand so bissig und ungeduldig als St. Paulus. Und wer ist bissiger denn die Propheten? Aber zu unsern Zeiten sind unsere Ohren so gar zart und weich worden durch die Menge der schädlichen Schmeichler, daß, sobald wir nicht in allen Dingen gelobt werden, wir schreien, man sei bissig, und dieweil wir uns sonst der Wahrheit nicht zu erwehren vermögen, entschlagen wir

uns doch derselben durch erdichtete Ursach der Bissigkeit, der Ungeduldigkeit und Unbescheidenheit. Was soll aber das Salz, wenn es nicht scharf beißet? Was soll die Schneide am Schwert, wenn sie nicht scharf ist zu schneiden? Sagt doch der Prophet: ‚Der Mann sei vermaledeiet, der Gottes Gebot obenhin tut und zu sehr verschonet!‘...

„Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen noch reizen, ich will aber auch ungereizet sein; werde ich gereizt, will ich, so Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos sein.“





Die homerische Welt.

Die Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung in München läßt eine „Weltgeschichte in Charakterbildern" erscheinen, die von den Professoren Kampers, Merkle, Spahn in Verbindung mit zahlreichen Gelehrten herausgegeben wird. Bisher sind erschienen: Christus, Homer, Cyrus, König Asoka, Augustin, der Große Kurfürst, Napoleon I., Chateaubriand, Cavour, Mohammed und Richard Wagner. Vorgesehen sind: Das deutsche Volk und die Weltwirtschaft, Kaiser Maximilian I., Joseph Görres, Karl der Große, Goethe, Origenes, Justinian, Philipp I., Napoleon III., Franz von Assisi. Das Unternehmen wendet sich an die Gebildeten aller Art, an den Studenten wie an den Mann im Berufsleben, und will einen Überblick über den gesamten Werdegang unserer arischen Völkerschaften in knappen, markigen Zügen, in anschaulicher, schöner Form, in strenger Sachlichkeit und von praktischen Gesichtspunkten aus geben.

Vor mir liegt ein Heft der ersten Abteilung, die das Altertum behandeln wird, nämlich das Heft „Homer", „Die Anfänge der hellenischen Kultur" dargestellt von Dr. Engelbert Drerup, Privatdozent an der Universität in München. In drei Abschnitten behandelt er: 1. die homerische Frage, 2. die mykenische Kultur, 3. Ilias und Odyssee. In den Text sind 105 Abbildungen eingeflochten, die allein schon dem Buche vollen Wert geben. Mit gründlichem Gelehrtenfleiße wird die unermeßlich schwierige und weitschichtige homerische Frage mit allem, was drum und dran hängt, dargelegt und kritisch erörtert. Wir erhalten also nicht fertige Ergebnisse in bequemer Fassung, sondern müssen alle Wege der Forschung an der Hand des kundigen Führers noch einmal durchwandern, selbst sehen und prüfen und uns womöglich ein eigenes Urteil erarbeiten. Der Verfasser setzt dabei die Kenntnis der homerischen Dichtungen voraus und verweist auf sie, statt ihre Worte anzuführen. In einem Anhange wird die reiche Literatur aufgeführt, wodurch jedem die Möglichkeit gegeben ist, der Sache noch näher zu Leibe zu gehen. Kurz, eine sehr reiche Kost, freilich etwas schwer verdaulich für Leute, die nicht gewohnt sind, zu ihrer Erholung wissenschaftliche Werke zu lesen.

In den letzten 30 Jahren ist für die Erforschung der homerischen Welt mehr geleistet worden, als in der vorausgehenden Arbeit vieler Jahrhunderte. Wir kennen heute jene um 3000—4000 Jahre zurückliegende Kultur sogar besser, als die Griechen zur Zeit ihrer höchsten Blüte, der des Sokrates und Plato. Das verdanken wir in erster Linie einem Laien, nämlich Heinrich Schliemann, der im Jahre 1870 damit begann, seinen Jugendtraum auszuführen: die alten Stätten aufzusuchen und aufzudecken, die ihm mit ihren Helden Priamus und Hektor, Agamemnon und Odysseus lieb geworden waren. Ehe er in Troja, Mykene, Ithaka und Orchomenos den Spaten angesetzt und aus dem Schutte von mehr als drei Jahrtausenden die längst verschollenen alten Kulturstätten ans Licht gezogen hatte, glaubten die Gelehrten zumeist nicht an den realen Hintergrund der homerischen Gesänge, hielten den trojanischen Krieg für eine mythische Dichtung, worin Helena den Mond, die streitenden Heere den Widerstreit von Wolken und Stürmen bedeuten sollten. Als aber die riesigen Burgmauern und die Fundamente gewaltiger Königspaläste mit stattlichen Festsälen und säulenumgebenen Höfen freigelegt waren, als Waffen und Geräte aller Art, silberne und selbst goldene Schmuckstücke, Becher, Totenmasken, Prachtwaffen mit bronzenen Klingen, die kunstvoll mit Gold und Silber ausgelegt sind, zutage traten, da mußte jeder Zweifel verstummen, und es begann nun ein edler Wetteifer der Altertumsgelehrten, jene neuentdeckte Welt zu erforschen.

Was Schliemann begonnen hatte, setzte seine wackere, treue Gattin fort, in deren Auftrage die Ausgrabungen auf der Stätte des alten Troja zum Abschluß kamen. Man fand sieben übereinander liegende Kulturschichten, durch sieben Ansiedlungen vertreten, darunter die homerische Stadt mit ihren riesigen Befestigungswerken, ihrem Königspalaste und heiligen Anlagen. Es ergab sich, daß der Dichter der Ilias den Platz der Kämpfe aus eigener Anschauung gekannt haben muß, so gut stimmten seine Angaben mit den Ergebnissen der Ausgrabungen überein.

Auf Ithaka hatte Schliemann keinen Erfolg gehabt: Ein alter Königspalast des Odysseus wollte sich da nicht finden lassen. Das brachte Professor Dörpfeld, den hervorragenden Kenner Griechenlands und jetzigen Leiter des deutschen archäologischen Institutes in Athen, auf den Gedanken, daß nicht Ithaka, sondern die dem Festlande näher liegende, größere Insel Leukas der Wohnsitz des Odysseus, der Schauplatz der Odyssee gewesen sei. Er begründete diese überraschende Hypothese mit bekanntem Scharfsinne und überzeugte sich selbst, je tiefer er in die Frage eindrang, um so lebhafter von der Richtigkeit seines Einfalles. Privater Beistand ermöglichte ihm auch, auf Leukas Ausgrabungen ins Werk zu setzen, die allerdings bisher zum Ziele noch nicht führen konnten. In Deutschland betrachtet man dieses Unternehmen vielfach mit Mißtrauen. „Die Wissenschaft des Spatens", ruft der bekannte Philologe Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff aus, „wollen wir hochhalten, auch wenn sie sich vermißt, den Monotheismus oder die Schweineställe des Eumäus auszubuddeln." Aber Dörpfeld läßt sich durch keinen Spott beirren, und wir anderen werden gut tun, uns daran zu erinnern, wie viel die Wissenschaft schon an überraschenden Entdeckungen dem ruhig klaren, praktischen Blicke und der besonnenen Tatkraft dieses Mannes verdankt. Auch Schliemanns „dilettantische Unternehmungen" waren anfangs von dem Spotte der besten Homerkenner begleitet.

Es stellte sich aber bald heraus, daß Schliemann eine völlig vergessene Kulturperiode entdeckt hatte. Man nannte sie zunächst die mykenische, weil sie in Mykene zuerst und besonders deutlich vertreten war. Jetzt weiß man, daß nicht Mykene, sondern Kreta den Mittelpunkt jener alten Kultur gebildet hat. Das hatte zuerst in aller Bestimmtheit der leider jüngst verstorbene bedeutende Archäologe Prof. Dr. Arthur Milchhöfer im Jahre 1883 vorahnend ausgesprochen (Die Anfänge der Kunst in Griechenland, Kap. IV.): „Obgleich", sagte er, „zunächst auf Kreta systematische Ausgrabungen niemals vorgenommen wurden, so sind doch bereits nicht wenige Tongefäße der ‚mykenischen Gattung' (von dort) in die europäischen Museen gelangt. Eine noch größere Rolle spielen die unvergänglichsten Denkmäler aus Kretas Vorzeit, die zahlreichen Burgmauern ältesten ‚kyklopischen' und ‚pelasgischen' Stils, welche, wie nirgends anders, eine förmliche Mustersammlung aller Entwicklungsstadien aufweisen. Es sind die einzigen Zeugen einer für uns verschollenen Urgeschichte von intensiver Mannigfaltigkeit der inneren Entwicklung. — Es fehlt somit nicht an monumentalen Belegen, welche in Kreta den reichgegliederten Schauplatz einer hochaltertümlichen Kultur von ähnlicher Beschaffenheit wie die des übrigen Griechenlands erkennen lassen. Kreta war, wir können wohl sagen, bereits zur Zeit der homerischen Gesänge ein altertümliches und ehrwürdiges Land." So sagte auch Hoeck (Kreta I, S. V): „Kretas Geschichte beginnt in so ferner Zeit, seine Glanzperiode gehört so hohem Alter an, daß es bereits sank, als das übrige Hellas erst aufblühte." Homer weist der weiten, fruchtbaren, hundertstädtigen Insel, deren Führer nächst Agamemnon und Nestor die meisten Schiffe vor Ilios führten, einen weitreichenden politischen und kulturellen Einfluß zu. Unvergessen blieb auch späteren Jahrhunderten die machtvolle Kulturmission Kretas, welche es einst vermöge seiner Lage und seiner durch besondere Mischungsverhältnisse bedingten Entwicklung weithin ausgeübt hatte: die älteste Tatsache nationaler Geschichte auf griechischem Boden ist, wie bereits Thukydides (I, 4) mit richtigem Blick hervorhob, und wie neuere Forscher, besonders E. Curtius (Griech. Gesch. I[4], S. 61 f.), in überzeugender Weise ausgeführt haben, die Machtentfaltung Kretas, repräsentiert durch den Namen und das Reich des Minos. „Ich glaube nun in der Tat," sagt deshalb Milchhöfer, „daß wir in den Grundlagen, auf denen die minoische Herrschaft erwuchs, diejenigen Elemente und Beziehungen wiederfinden, aus denen sich uns schon auf anderem Wege auch die Gesamterscheinung der ältesten Kunst und Kultur in Griechenland und namentlich auf Mykene ergab." Was Milchhöfer vermutete, das haben jetzt in den letzten Jahren von englischen und italienischen Gelehrten durchgeführte Ausgrabungen auf Kreta vollauf bestätigt. Denn Erzeugnisse der großen Kunst, der mykenischen Malerei und Skulptur, sind uns in größerer Zahl erst durch diese Ausgrabung auf Kreta, besonders in dem Minospalast von Knosos, geschenkt worden. Es ist jetzt die Aufgabe gelehrter Forschung, festzustellen, wie weit das Bild, das wir durch die homerischen Gesänge erhalten, übereinstimmt mit der neugefundenen kretisch-mykenischen Kultur, und diese Kultur selbst in ihrer Entwicklung und ihren Gliederungen weiter aufzuklären.

Diese Frage steht gegenwärtig im Brennpunkte des Interesses. Sie wird behandelt z. B. von Ferdinand Noack: „Homerische Paläste, eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos" (Leipzig, B. G. Teubner). Dort wird behauptet, daß zwischen den großartigen Palastanlagen von Knosos und Phaistos, beide

auf Kreta, und den Anaktenwohnungen in Tiryns, Mykene, Arne sich fundamentale Unterschiede erkennen lassen. Die griechischen Paläste sind nach Noack das Resultat einer eigenen baugeschichtlichen Entwicklung, die sich uns besonders aus der Analyse des Palastes von Arne und den primitiven Häusern von Trojas zweiter Kulturschicht erschließt, und in der sich kein Stadium zeigt, das gleichzeitig auch als eine Vorstufe der kretischen Palastanlage zu bezeichnen wäre, die ihrerseits wichtige Eigentümlichkeiten altorientalischer und ägyptischer Baukunst teilt. Beide Gruppen gleichermaßen als originale Schöpfungen der „mykenischen" Kultur anzusehen, scheint ihm unmöglich. Er versucht zu zeigen, daß es die troisch-griechische Gruppe ist, die, im wesentlichen unmykenisch, nur einen ganz bedingten und begrenzten Einfluß dieser „mykenischen" oder richtiger kretischen Kultur erfahren hat. Er versucht sodann, das Bild des homerischen Hauses lediglich aus dem Epos selbst zu gewinnen. Er kommt zu dem Schlusse, daß das Haus, das die homerischen Dichter meinen (eine überraschend einfache Anlage, ohne Ehegemach und, für die größte Zeit der epischen Dichtung, ohne Obergemach), weder in den griechischen, noch in den kretischen Palästen wiederzuerkennen sei.

Diese Untersuchungen sind also gerade jetzt im Fluß und daher kann darüber Abschließendes auch nicht berichtet werden. Mir persönlich will scheinen, als ob die homerischen Dichtungen der kretisch-mykenischen Kultur doch wesentlich näher stehen, als Noack annimmt, daß die homerischen Sänger jedenfalls noch hier und dort die Denkmäler jener älteren Kultur in wohlerhaltenem Zustande kennen lernten und daraus zum Teil ihre Kenntnis schöpften. Wir müssen uns daran gewöhnen, in den homerischen Gesängen nicht den Anfang, sondern eher den Abschluß, oder besser gesagt, den Nachklang einer reichen Kultur zu erkennen. Manches erhielt sich in Sitten und Gebräuchen bis in die Zeit der Dichter selbst lebendig, anderes lebte noch in der Sage weiter und im Liede, anderes schuf die Dichterkraft der Sänger hinzu, indem sie alte Stoffe ausgestaltete, Fernerliegendes mit heranzog und alles den wechselnden Bedürfnissen der Hörer anpaßte. Wie so im Laufe der Jahrhunderte die beiden großen griechischen Nationalepen zu dem geworden sind, was wir jetzt an ihnen besitzen, darüber gehen die Ansichten der Gelehrten bis heute noch stark auseinander, und darüber wird ein allseits befriedigendes Urteil gewiß auch niemals gewonnen werden. Von dem bedeutenden bisherigen Kampfe der Geister über diese Frage aller Fragen auf philologischem Gebiete sei hier nicht weiter die Rede. Darüber mag man sich eben bei Drerup Belehrung suchen.

Den Schluß seiner Darstellung bildet eine Vergleichung der Ilias und Odyssee. Beide Dichtungen sind ihm aus jonischer Sangesübung hervorgewachsen, die den Stoff der Heldensage und das kretische Schiffermärchen von Odysseus mit der jonischen Wanderung aus dem Peloponnes empfangen hat. Dort vermischten sich die Märchen von den Irrfahrten des Odysseus nach Westen mit den Schiffersagen, die jonische Seefahrer aus dem fernen Osten heimbrachten, und so hat sich über den alten kretischen Kern der Sage eine jüngere jonische Schicht gelegt.

Zersetzende Kritik, die den Glauben an die Einheit der beiden Dichtungen zerstört hatte, führte zu Ergebnissen, die selbst unbefriedigend waren. Das Mißtrauen gegen die Richtigkeit dieser hyperkritischen Methode wurde immer lebhafter. Künstler freilich und Laien hatten sich von den Fachgelehrten den Glauben niemals rauben lassen, daß die kunstvollen, einheitlichen Kompositionen

beider Epen nur aus dem Walten eines überlegenen Dichtergenius zu erklären seien. Jetzt gewinnt dieser Glaube an die Einheit der Dichtungen auch bei den Spezialgelehrten der Homerforschung wieder mehr und mehr an Boden. Der Franzose Perrot z. B. möchte in seinem großen Werke Homère (Paris 1899) die ganze kritische Arbeit der vergangenen zwei Jahrhunderte, soweit sie sich auf die Entstehung der homerischen Gedichte erstreckte, für so gut wie wertlos und die Einheit der Gedichte als eine unerschütterte und unerschütterliche Wahrheit erweisen. Dies scheint uns übertrieben: Gewisse „Schichten“ und „Fugen“, Unebenheiten und Widersprüche sind in beiden Epen unverkennbar, aber wir werden sie lieber den poetischen Quellen des Dichters, als diesem selbst zur Last legen, der aus Einzelliedern, die schon im Volke lebten, seine großen Werke komponierte. Aber auch deutsche Gelehrte stellen sich jetzt auf Seiten des einen, wahrhaftigen Sängers Homer. So sagt der bekannte Philologe W. Christ: „Der Dichter der Ilias und ebenso der der Odyssee hat den Plan zu der Dichtung selbständig entworfen, bei der Ausführung aber den im Liede vorhandenen Sagenstoff und wahrscheinlich auch schon größere zusammenhängende Liederreihen in freier, nicht sklavischer Weise benutzt. Dieses Ganze hat später einzelne kleine, den Plan des Ganzen nicht beeinflussende Zusätze und Erweiterungen erfahren.“ Daß aber die Einheit der homerischen Gedichte nicht das stümperhafte Ungeschick eines geistlosen Redaktors oder Flickpoeten geschaffen habe, sondern ein wirklicher Dichter, davon überzeugt uns mehr und mehr eine ästhetische Betrachtung der Werke, die des Dichters Kunst selbst zum Ausgangspunkt nimmt. Der Philologe Th. Zielinski konnte sogar in einer kurzen, aber höchst lehrreichen Abhandlung eine unanfechtbare Charakteristik der homerischen Kompositionsgesetze geben und selbst an solchen Stellen die gewissenhafte Befolgung bestimmter technischer Grundgesetze nachweisen, die den Kritikern vordem besonders anstößig waren. So kommt die Wissenschaft auf unendlich weitem und mühsamem Umwege schließlich wieder auf dem Punkte an, wo der vorurteilslos genießende, durch des Gedankens Blässe nicht angekränkelte Leser, dem es um den Genuß der herrlichen Dichtungen und um nichts anderes zu tun ist, zu allen Zeiten gestanden hat. Freilich alle kritischen Bemühungen um Homer deshalb geringschätzig abweisen zu wollen, das würde wenig Sachkenntnis und wenig Urteil verraten. Keine ernste geistige Arbeit ist nutzlos, und der Weg zur Wahrheit führt oft durch Irrtümer. Viele gute Erkenntnis ist durch den Kampf der Geister nebenbei zutage gefördert worden, und wer etwa glaubt, die homerische Frage sei jetzt endlich gelöst, der lebt im größten Irrtum. Die Fragen: Was fand der Dichter vor? Woher nahm er seinen Stoff? Was ist daran mythisch, was sagenhaft, was einheimisch, was importiert, wo lebte der Dichter, welchen Dialekt sprach er, wie behandelte er sprachlich und sachlich die älteren Dichtungen? — diese und hundert andere Fragen werden den Gelehrten noch bis in ferne Tage zu denken geben.

Der Laie aber genieße sorglos die Kunstwerke und kümmere sich um all diese Fragen möglichst wenig!

Der poetische Charakter der Odyssee steht unserem Empfinden näher als der der Ilias. Ihre Menschen fühlen, denken und handeln, wie in gleichen Lagen auch der moderne Mensch denken, fühlen und handeln würde, und die Darstellung bekundet einen solchen Reichtum der Erfindungen, eine solche Treffsicherheit der Lebensbeobachtungen, daß auch die modernsten Bewunderer des Milieu das ursprüngliche dichterische Genie in der Odyssee anerkennen müssen.

Wie kräftiger Erdgeruch, wie ein Hauch der Heimat weht es uns aus dem zweiten Teile der Dichtung entgegen, der auf griechischem Boden, auf Ithaka spielt. Hier ist in Wahrheit Homer zum ersten Wirklichkeitsdichter geworden. Und so hoch wir den poetischen Wert der Dichtung in der dramatisch verschlungenen Komposition, in der psychologisch feinen Charakterschilderung anschlagen mögen: den höchsten Ruhmestitel verleiht dem Odysseusepos seine Art als erstes, echtestes und ursprünglichstes Werk bewußter Heimatkunst.

Andere Zeiten ließen sich mehr durch andere Seiten der homerischen Dichtung begeistern, wie etwa durch das darin hervortretende „Heroische". Darin zeigt sich gerade der unvergängliche Wert dieser Dichtung, daß sie jedes Lebensalter und jeden Kulturzustand der Hörer zufriedenstellt. Und wie erreicht sie das? Durch dieselben Mittel, welche nach Viktor Hehns treffendem Urteile auch einigen Goetheschen Dichtungen Ewigkeitswert verleihen, nämlich dadurch, „daß sie in idealen Umrissen die beharrenden Naturformen des Menschenlebens, die substanziellen Lebensgestaltungen festhält, in deren Schoße das Subjekt noch unerschlossen ruht. Diese Formen sind einfach und unmittelbar, ebenso heiter als ernst, weder komisch noch tragisch; sie verbinden das fernste Altertum mit der nächsten Gegenwart, ja sie sind der höhern Tierwelt mit der Menschenwelt gemeinsam. Alles Besondere, so und auf diesem Grunde betrachtet, geht leicht und ohne Hemmung in das Allgemeine auf, es wird von diesem immer wieder zurückgezogen; die Forderungen der Sitte und geselligen Ordnung erscheinen nur als natürliche Lebensprozesse; ihre Herrschaft ist nicht eingesetzt, sie wird nicht empfunden, sie umfängt alles so ruhig, als könnte es nicht anders sein, und ihr entgegenzustreben wäre sinnlos. Geburt und Tod, die Lebensalter und ihre Eigenheiten, der Ahnherr mit spärlichem bleichen Haare und das zu seinen Füßen spielende Kind, die aus der Familie werdende Familie, der Zug der Geschlechter zueinander, Vater und Mutter, der Jüngling und das Mädchen, Werbung und die sich knüpfende Ehe, die Flamme des Herdes und der steingefaßte Brunnen, die Urbeschäftigung auf der Weide und dem Acker, auch mit Spindel und Nadel, die begleitenden Tiere, Rind und Schaf, Hund und Roß, Ruder und Schaufel und Pflug, ... alles dies und was sich sonst noch anfügen lassen mag, ist Geist in Notwendigkeit gebunden, so unbewußt tätig und dunkel schaffend, wie das Tier sich gebärdet und die Pflanze treibt und wächst, Naturform, deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlorenen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Tränen rührt." Kurz, Homer ist durchaus Natur, darum wirkt er auch wie die Natur selbst, von der Schiller singt:

„Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter."

— Drum, wer etwa glaubt, seinen Homer von Prima her zu kennen, der lese ihn noch einmal im reiferen Alter und lese ihn später wieder und immer wieder, er wird auch ihn zu jeder Zeit als „jugendlich immer, in immer veränderter Schöne" anerkennen müssen.

Wem es aber nicht genug ist, sich von Homer erschüttern und rühren zu lassen, wer dem Wunder nachgehen und Antworten finden will auf die Fragen nach dem Woher und Wie, dem sei Drerups gediegene Arbeit als Wegweiser empfohlen. Prof. Dr. L. Gurlitt.

Helen Keller.

Ein frohmachendes Buch liegt vor mir: die Lebensgeschichte der blinden und tauben Amerikanerin Helen Keller („Helen Keller. Die Geschichte meines Lebens“, deutsch von P. Seliger, mit Vorwort von Felix Holländer; Stuttgart, Robert Lutz, geh. 5,50 Mk., geb. 6,50 Mk.). Solche Tatsachenbücher sind wissenschaftlich wertvoll und sittlich eine Wohltat. Denn dieses Mädchen ist blind und taub, besitzt aber gleichwohl einen so starken Willen und so reiche Geistesgaben, daß es sich eine ungewöhnliche Innenwelt aufgebaut hat. Das allein zu verfolgen, bietet schon höhere Genüsse. Dazu kommt dann ein Zweites: nicht minder muß man die unermüdliche Liebe und Tatkraft der Lehrerin (Fräulein Sullivan) bewundern, die das vorher dumpf und verbittert dahinvegetierende Mädchen vom siebenten Lebensjahre ab recht eigentlich erst zu einem Menschen geformt hat.

Gleich der Tag der Ankunft dieser Lichtbringerin, und dieses psychologisch sehr anziehende Erwachen der Seele überhaupt, ist in Fräulein Kellers Buch rührend schön von der jungen Blinden selber erzählt:

„Am Nachmittage jenes folgenreichen Tages stand ich in dumpfer Erwartung an der Haustür. Da ich infolge der Zeichen meiner Mutter und des Hin- und Herlaufens im Hause eine unbestimmte Ahnung von dem Bevorstehen eines außergewöhnlichen Ereignisses hatte, ging ich vor die Tür und wartete auf der Treppe. Die Nachmittagssonne drang durch das dichte Geißblattgebüsch, das die Tür umrahmte, und fiel auf mein emporgerichtetes Gesicht. Meine Finger spielten fast unbewußt mit den wohlbekannten Blättern und Blüten, die eben hervorgekommen waren, um den holden südlichen Lenz zu begrüßen. Ich wußte nicht, was für Wunder und Überraschungen die Zukunft für mich in ihrem Schoße barg. Zorn und Verbitterung waren seit Wochen unausgesetzt auf mich eingestürmt. Dieser verzweifelte Kampf hatte eine tiefe Ermattung bei mir zurückgelassen.

„Lieber Leser, hast du dich je bei einer Seefahrt in dichtem Nebel befunden, der dich wie eine greifbare weiße Finsternis einzuschließen schien, während das große Schiff seinen Kurs längs der Küste mit Hilfe von Senkblei und Notleine zagend und ängstlich verfolgte, und du mit klopfendem Herzen irgendein Ereignis erwartetest? Jenem Schiffe glich ich vor Beginn meiner Erziehung, nur fehlten mir Kompaß und Notleine, und ich hatte keine Ahnung davon, wie nahe der Hafen war. Licht! gebt mir Licht! lautete der wortlose Aufschrei meiner Seele, und das Licht der Liebe erhellte bereits in dieser Stunde meinen Pfad.

„Ich fühlte sich nähernde Schritte. Ich streckte meine Hand aus, wie ich glaubte, meiner Mutter entgegen. Irgend jemand ergriff sie, ich ward von der emporgehoben und fest in die Arme geschlossen, die gekommen war, den Schleier, der mir die Welt verbarg, zu lüften und, was mehr als dies bedeutete, mich zu lieben.

„Am Morgen nach ihrer Ankunft führte mich meine Lehrerin in ihr Zimmer und gab mir eine Puppe. Die kleinen blinden Mädchen aus dem Perkinsschen Institute hatten sie mir geschickt, und Laura Bridgman hatte sie angezogen; dies erfuhr ich jedoch erst später. Als ich ein Weilchen mit ihr gespielt hatte, buchstabierte Fräulein Sullivan langsam das Wort d—o—l—l in meine Hand.

Dieses Fingerspiel interessierte mich sofort, und ich begann es nachzumachen. Als es mir endlich gelungen war, die Buchstaben genau nachzuahmen, errötete ich vor kindlicher Freude und kindlichem Stolz. Ich lief die Treppe hinunter zu meiner Mutter, streckte meine Hand aus und machte ihr die eben erlernten Buchstaben vor. Ich wußte damals noch nicht, daß ich ein Wort buchstabierte, ja nicht einmal, daß es überhaupt Wörter gab; ich bewegte einfach meine Finger in affenartiger Nachahmung. Während der folgenden Tage lernte ich auf diese verständnislose Art eine große Menge Wörter buchstabieren, unter ihnen pin, hat, cup, und ein paar Verben wie sit, stand und walk. Aber meine Lehrerin weilte schon mehrere Wochen bei mir, ehe ich begriff, daß jedes Ding seine Bezeichnung habe.

„Als ich eines Tages mit meiner neuen Puppe spielte, legte mir Fräulein Sullivan auch meine große zerlumpte Puppe in den Schoß, buchstabierte d—o—l—l und suchte mir verständlich zu machen, daß sich d—o—l—l auf beide Puppen beziehe. Vorher hatten wir ein Renkontre über die Wörter m—u—g und w—a—t—e—r gehabt. Fräulein Sullivan hatte mir einzuprägen versucht daß m—u—g mug und daß w—a—t—e—r water sei, aber ich blieb beharrlich dabei, beides zu verwechseln. Verzweifelt hatte sie das Thema einstweilen fallen gelassen, aber nur, um es bei nächster Gelegenheit wieder aufzunehmen. Bei ihren wiederholten Versuchen wurde ich ungeduldig, ergriff die neue Puppe und schleuderte sie zu Boden. Ich empfand eine lebhafte Schadenfreude, als ich die Bruchstücke der zertrümmerten Puppe zu meinen Füßen liegen fühlte. Weder Schmerz noch Reue folgten diesem Ausbruch von Leidenschaft. Ich hatte die Puppe nicht geliebt. In der stillen, dunklen Welt, in der ich lebte, war für starke Zuneigung oder Zärtlichkeit kein Raum. Ich fühlte, wie meine Lehrerin die Bruchstücke auf die eine Seite des Kamins fegte, und empfand eine Art von Genugtuung darüber, daß die Ursache meines Unbehagens beseitigt war. Fräulein Sullivan brachte mir meinen Hut, und ich wußte, daß es jetzt in den warmen Sonnenschein hinausging. Dieser Gedanke, wenn eine nicht in Worte gefaßte Empfindung ein Gedanke genannt werden kann, ließ mich vor Freude springen und hüpfen.

„Wir schlugen den Weg zum Brunnen ein, geleitet durch den Duft des ihn umrankenden Geißblattstrauches. Es pumpte jemand Wasser, und meine Lehrerin hielt mir die Hand unter das Rohr. Während der kühle Strom über die eine meiner Hände sprudelte, buchstabierte sie mir in die andere das Wort water, zuerst langsam, dann schnell. Ich stand still, mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegung ihrer Finger verfolgend. Mit einem Male durchzuckte mich eine nebelhaft verschwommene Erinnerung an etwas Vergessenes, ein Blitz des zurückkehrenden Denkens, und einigermaßen offen lag das Geheimnis der Sprache vor mir. Ich wußte jetzt, daß water jenes wundervolle kühle Etwas bedeutete, das über meine Hand hinströmte. Dieses lebendige Wort erweckte meine Seele zum Leben, spendete ihr Licht, Hoffnung, Freude, befreite sie von ihren Fesseln! Zwar waren ihr immer noch Schranken gesetzt, aber Schranken, die mit der Zeit hinweggeräumt werden konnten.

„Ich verließ den Brunnen voller Lernbegier. Jedes Ding hatte eine Bezeichnung, und jede Bezeichnung erzeugte einen neuen Gedanken. Als wir in das Haus zurückkehrten, schien mir jeder Gegenstand, den ich berührte, vor verhaltenem Leben zu zittern. Dies kam daher, daß ich alles mit dem seltsamen neuen Gesicht, das ich erhalten hatte, betrachtete. Beim Betreten des Zim-

mers erinnerte ich mich der Puppe, die ich zertrümmert hatte. Ich tastete mich bis zum Kamin, hob die Stücke auf und suchte sie vergeblich wieder zusammenzufügen. Dann füllten sich meine Augen mit Tränen; ich erkannte, was ich getan hatte, und zum erstenmal in meinem Leben empfand ich Reue und Schmerz."

So weit Helen Keller. Und nun ist es eine hübsche Ergänzung, denselben Bericht in den Briefen von Fräulein Sullivan nachzulesen; man wird daraus sehen, wie schöpferisch diese denkende Lehrerin zu Werke ging:

„5. April 1887.

„Ich muß Ihnen heut' morgen eine Zeile schreiben, denn es hat sich etwas sehr Wichtiges zugetragen. Helen hat den zweiten großen Schritt in ihrer Erziehung getan. Sie hat gelernt, daß jedes Ding einen Namen hat und daß das Fingeralphabet der Schlüssel zu allem ist, was sie zu wissen verlangt.

„Die Wörter mug und milk machten Helen mehr Mühe als alle übrigen. Sie verwechselte die Substantiva mit dem Verbum drink. Sie kannte das Wort für trinken nicht, sondern half sich damit, daß sie die Pantomime des Trinkens machte, so oft sie mug oder milk buchstabierte. Als sie sich heute früh wusch, wünschte sie die Bezeichnung für Wasser zu erfahren. Wenn sie die Bezeichnung für etwas zu wissen wünscht, so deutet sie darauf und streichelt mir die Hand. Ich buchstabierte ihr w—a—t—e—r in die Hand und dachte bis nach Beendigung des Frühstücks nicht mehr daran. Dann fiel es mir ein, daß ich ihr vielleicht mit Hilfe dieses neuen Wortes den Unterschied zwischen mug und milk ein- für allemal klarmachen könnte. Wir gingen zu der Pumpe, wo ich Helen ihren Becher unter die Öffnung halten ließ, während ich pumpte. Als das kalte Wasser hervorschoß und den Becher füllte, buchstabierte ich ihr w—a—t—e—r in die freie Hand. Das Wort, das so unmittelbar auf die Empfindung des kalten über ihre Hand strömenden Wassers folgte, schien sie stutzig zu machen. Sie ließ den Becher fallen und stand wie angewurzelt da. Ein ganz neuer Lichtschein verklärte ihre Züge. Sie buchstabierte das Wort water zu verschiedenen Malen. Dann kauerte sie nieder, berührte die Erde und fragte nach deren Namen, ebenso deutete sie auf die Pumpe und das Gitter. Dann wandte sie sich plötzlich um und fragte nach meinem Namen. Ich buchstabierte ihr ‚teacher' in die Hand. In diesem Augenblick brachte die Amme Helens kleine Schwester an die Pumpe; Helen buchstabierte ‚baby' und deutete auf die Amme. Auf dem ganzen Rückwege war sie im höchsten Grade aufgeregt und erkundigte sich nach dem Namen jedes Gegenstandes, den sie berührte, so daß sie im Laufe weniger Stunden dreißig neue Wörter ihrem Wortschatz einverleibt hatte.

„P. S. Ich konnte meinen Brief gestern abend nicht mehr zur Post geben und will daher noch eine Zeile hinzufügen. Helen stand heute früh wie eine strahlende Fee auf. Sie flog von einem Gegenstande zum anderen, fragte nach der Bezeichnung jedes Dinges und küßte mich vor lauter Freude. Als ich gestern abend zu Bett ging, warf sich Helen aus eigenem Antrieb in meine Arme und küßte mich zum ersten Male, und ich glaubte, mein Herz müsse springen, so voll war es vor Freude."

Und nun trank die erwachte Schülerin mit vollen Zügen das Neue ein. Sie wuchs von Tag zu Tag, sie tastete sich immer mehr in der geistigen Welt der normalen Menschen zurecht. Sie lernte Blindenschrift lesen — bekanntlich erhöhte Punkte, von der Kehrseite des Blattes her eingestochen — und nahm so von den Fingern her den Strom menschlicher Errungenschaften

in sich auf: Sprachen (Deutsch, Französisch, Lateinisch), Geschichte, Literatur; wobei ihre früher stumpfen Züge immer ausdrucksvoller wurden. Die ganze Außenwelt drang durch ihre sensitiven Hände in ihr Inneres ein. „Die Hände der Menschen führen für mich eine beredte Sprache. Die Berührung mancher Hände ist eine Beleidigung. Ich bin Leuten begegnet, die so bar aller Lebensfreude waren, daß, wenn ich ihre eisigen Fingerspitzen berührte, es mir vorkam, als reiche ich einem Nordoststurm die Hand. Es gibt andere, deren Hände gleichsam Sonnenstrahlen an sich tragen, so daß mir ihre Berührung das Herz erwärmt. Es braucht nur der Druck einer Kinderhand zu sein; aber für mich liegt darin ebensoviel erquickender Sonnenstrahl wie für andere in einem Liebesblicke. Ein herzlicher Händedruck oder ein freundlicher Brief macht mir stets Freude."

Überhaupt ist Güte und Dankbarkeit ein wesentlicher Zug in diesem gefangenen Geschöpf. Als sie einst über die große Menge der Religionen verwirrt war, wurde sie von Bischof Brooks durch ein ebenso einfaches, wie warmes Wort beruhigt: „Es gibt nur eine Weltreligion, Helen — die Religion der Liebe. Liebe deinen himmlischen Vater von ganzem Herzen und mit ganzer Seele, liebe jedes Kind Gottes, so innig du es nur kannst, und erinnere dich daran, daß das Gute eher Aussicht auf Verwirklichung besitzt als das Böse, und du hast den Schlüssel zum Himmelreich." Und Helen selbst fügt hinzu: „Bischof Brooks lehrte mich kein besonderes Glaubensbekenntnis oder Dogma; allein er prägte meinem Geiste zwei große Ideen ein — die Eigenschaft Gottes als Vater und die der Menschen als Brüder — und setzte mir auseinander, daß diese Wahrheiten allen Glaubensbekenntnissen und Kulturformen zugrunde liegen. Gott ist die Liebe, Gott ist unser Vater, wir sind seine Kinder; daher werden sich die dunkelsten Wolken dereinst zerteilen, und obgleich das Recht mit Füßen getreten werden kann, so soll das Unrecht doch nicht triumphieren. Ich bin hier auf Erden zu glücklich, um viel an das Jenseits zu denken, abgesehen davon, daß ich mich erinnere, daß geliebte Freunde im Himmelreich meiner warten. Trotz der Reihe von Jahren scheinen sie mir doch so nahe zu sein, daß ich mich keinen Augenblick wundern würde, wenn sie meine Hand ergriffen und zärtliche Worte sprächen, wie sie dies vor ihrem Hinscheiden zu tun pflegten. Seit Bischof Brooks' Tode habe ich die Bibel von Anfang bis zu Ende gelesen, ebenso einige philosophische Werke über Religion, unter ihnen Swedenborgs Himmel und Hölle und Drummonds ‚Ascent of Man'; ich habe jedoch kein Glaubensbekenntnis oder System gefunden, das mich mehr befriedigt hätte als Bischof Brooks' Religion der Liebe."

Hieher gehören noch einige merkwürdige und unbewußt sehr tiefe Sätze, die man nicht ohne Rührung lesen kann: „Die Bekanntschaft mit Shylock und Satan muß ich ungefähr um dieselbe Zeit gemacht haben, denn die beiden Charaktere waren lange in meinem Geiste miteinander verbunden. Ich erinnere mich, daß sie mir leid taten. Ich hatte die unbestimmte Empfindung, daß sie nicht gut sein konnten, selbst wenn sie gewollt hätten, weil niemand bereit schien, ihnen zu helfen oder Gelegenheit zu bieten, ihre Güte zu betätigen. Selbst jetzt kann ich es nicht über mein Herz bringen, sie gänzlich zu verurteilen. Es gibt Augenblicke, in denen ich die Empfindung habe, Männer wie Shylock, wie Judas und selbst der Teufel seien zerbrochene Speichen in dem großen Rade des Guten, die der Meister zu gehöriger Zeit schon wieder ausbessern wird."

Die äußere Erziehung ging mit diesem inneren Wachstum Hand in Hand. Helen Keller lernte laut sprechen, wenn auch nur jedenfalls unvollkommen, wie

eben Taubstumme zu sprechen pflegen; sie lernte mit der Hand von den Lippen der Sprechenden ablesen; sie besuchte mit Fräulein Sullivan Schauspiele und Konzerte, wobei sie durch eine Art suggestiver Übertragung durch feinfühlendes Erraten und phantasievolles Ergänzen leidenschaftlich Anteil nimmt. Die nunmehr 24jährige junge Dame hat ihre Schulprüfungen gut bestanden, hat mancherlei Reisen gemacht und schreibt, wie man aus den mitgeteilten Proben sieht, einen vortrefflichen Stil.

So ist diese Leidens- aber auch Siegesgeschichte seltsamerweise kein niederdrückendes, sondern vielmehr ein erhebendes Schauspiel. Und wer sich von hier aus an Nietzsches mitleidloses Wort erinnert, daß man das Gebrechliche nicht aufrichten, sondern vollends umstoßen und zerbrechen solle, der spürt sofort, wo die Schwäche von Nietzsches Ethik liegt. Nietzsche wollte, wie so oft, einen Mißbrauch treffen: Aufpäppelung des Kränkelnden auf Kosten des inzwischen verkommenden Gesunden. Er bedachte aber nicht, er, der Prophet des bejahenden Willens, welche Willenskraft sich im Kampf wider das Kranke erst recht zu entfalten vermag. Er betonte nicht genügend, daß das Kränkelnde eins der Mittel des Allgeistes ist, uns „zu tapfrer Gegenwehr des Geistes" (Schiller) zu stählen und zu vertiefen. Andeutungen finden sich dazu in seinen Werken, und sein Leben und Leiden konnte ihm als Beispiel dienen; aber es hat sich nicht zu einer führenden Stärke herausgearbeitet. Wenn der Kern eines Menschen gesund ist, das feinfühlende Gewissen und der einsichtige Willen, dann in Gottes Namen nur her mit den Widerständen in uns und um uns! Sie sind ja der Rohstoff, aus dem wir das Kunstwerk Mensch kneten! Sind jene inneren Kräfte freilich gebrochen, dann allerdings gibt's der Wehleidigkeit kein Ende.

Und so sei dies tapfre und frohmachende Buch — das uns Deutschen insofern nichts Neues bietet, als wir ja im Dichter Hieronymus Lorm ein ganz ähnliches Beispiel besaßen, wenn auch nicht von dieser freudigen Art — Eltern und Erziehern ganz besonders empfohlen. Wer jemals kränkelnde Blinde oder überhaupt unter erschwerten Umständen unterrichtet hat, der weiß, welche Spannkraft hierbei erforderlich ist, um den gesunden Tag, den man in sich und um sich spürt, auch noch in den manchmal so teilnahmlosen Kranken hineinzutragen. Aber ich meine, in unsrem gesellschaftlich so flüchtigen und gemütlosen Zeitalter lernt man grade bei solchen, die still halten müssen, die seelischen Kräfte des Menschen erst recht kennen und achten. L.



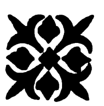
In Schweigen versunken.

Da ich in Schweigen versunken
Auf meine Dichtung zurücksah, lang überlegend und zögernd,
Stieg ein Phantom vor mir auf, mißtrauisch, fragwürdiger Art,
Schrecklich in Schönheit, Alter und Kraft,
Der Genius der Dichter aller Länder,
Richtete seine Augen wie Flammen auf mich,

Wies mit dem Finger auf manche unsterbliche Lieder
Und sprach mit drohender Stimme: Was singest du?
Weißt du nicht, daß es nur einen Stoff für unsterbliche Sänger gibt?
Und das ist der Krieg, das Schicksal der Schlachten,
Das Züchten vollkommener Krieger!

So sei es, erwiderte ich;
Auch ich, hochmütiger Schatten, auch ich singe den Krieg, länger und gewaltiger denn je,
Mit wechselndem Glück in meinem Buche — Flucht, Angriff und Rückzug — der Sieg ungewiß und verzögert — (und doch scheint er mir sicher am Ende),
Das Schlachtfeld die Welt, für Leben und Tod, für den Leib und für die unsterbliche Seele.
Ja! Auch ich bin gekommen zu singen den Sang der Schlachten,
Ich züchte vor allem tapfere Krieger.

Walt Whitman (übersetzt von Schölermann).



Umschau.

Auch Einer. Von Fr. Th. Vischers „Auch Einer," auf das im Dezemberheft des Türmers kurz hingewiesen worden, erschien bereits das 25. Tausend. Das ist eine sehr erfreuliche Tatsache, die vor dem lesenden Publikum in Deutschland Respekt einflößt. Es dürfte sich also eigentlich erübrigen, noch für ein Werk das Wort zu nehmen, das sich selber — zwar nicht mit verblüffender Plötzlichkeit, wie etwa Jörn Uhl, aber wohl eben darum um so nachhaltiger durchgesetzt hat. Wenn ich dennoch glaube, noch einmal mit einigen Worten auf den „A. E." hinweisen zu dürfen, so geschieht es nicht, weil ich fürchtete, dem Buche könnten die Leser fehlen, sondern weil es mir leid tut, daß noch vielen Lesern dieses Buch fehlt.

Der „Auch Einer" wirkt heute, 26 Jahre nach seinem ersten Erscheinen auf dem Büchermarkt (im Oktober 1878), in so unverwüstlicher Kraft und Frische auf uns, wie er nur je auf einen unserer Väter gewirkt haben kann. Seine Gemeinde aber dürfte ohne Frage heute eine unvergleichlich breitere sein, als es die gewesen sein wird, die in dem Roman des schwäbischen Ästhetikers den kraftvollen, grundehrlichen Menschen suchte, dessen Vortragskunst sie bewunderte, dessen unbestechlichen Charakter sie verehrte, durch dessen Hingabe an seine Lehrtätigkeit sowohl, wie an seine Überzeugung und an alles Schöne und Große sie sich getrieben fühlte, nach jedem seiner Werke zu greifen. Denn allzu geräuschvoll scheint dieser gehaltvolle Männerroman nicht ins Leben eingeführt worden zu sein. Es gehört mit — ich möchte sagen: zum Wesen solcher Werke, daß sie von der Presse nicht auf dem Markte oder da, wo der Andrang der Neuigkeitsdurstigen groß ist, ausgeklingelt werden können. Ihr Wert kann durch keine Kritik erschöpfend klar gemacht werden, am wenigsten

durch eine, die für die größte Anzahl von Köpfen geschickt ist. So hat der „A. E." dann den schwereren und stilleren Weg gemacht, der von Einem zu Zweien oder Dreien, von diesen wieder zu anderen führt, an die der Name wie ein glückbringendes Wort weitergegeben wurde. Was auf diesem Wege des Sichherumsprechens im Schwall der Tagesneuigkeiten und unter den großen Ereignissen von 26 Jahren nicht untergehen konnte, das mußte wohl von starker Güte und ganz besonderer Eigenart sein.

Das Folgende soll nur in Kürze hinweisen auf das, was den Vogt Albert Einhart zur Persönlichkeit stempelt und zugleich sein Tun und Lassen aus dem Zufälligen heraus ins Allgemeingültige erhebt und ihm Ewigkeitswert gibt.

Die Philosophie ist nicht entthront; ihren Sitz haben nicht die Naturwissenschaften und nicht die Sozialwissenschaften eingenommen, wie man behauptet hat. Wo das geschehen ist — bei Spezialisten aller Art — da ist das Entthronen, wie das Auf-den-Thron-setzen von geringer Bedeutung. Was dem einen seine Eule ist, das ist dem andern seine Nachtigall: was für den einen beschränkten Horizont als höchster Gipfel gilt, das ist für einen andern ein winziger Hügel, für einen dritten gar nicht vorhanden. Nur wer alles überschaut, weiß einem Berge, einem Menschen, einem Wissensgebiet seine richtige Bedeutung im ganzen zuzumessen. Alles aber überschaut die Philosophie. Sie vermag den Disziplinen, nicht diese ihr den Platz zuzuweisen, und wer sich ihren Jünger nennt, oder auch nur einen Kenner ihrer Schätze und sie „entthront", der war ihr Jünger nie und hat sie nie gekannt.

Einzigwerden. Selbstwerden. Menschwerden. Darin liegt der Schwerpunkt des Lebens. Nach ihm zielt alles Streben und Ringen wirklich Lebender. Er bestimmt all ihr Sinnen und Sichausleben. Die Weltanschauung aber ist der sich immer weiternde feste Besitz. Und in den Taten wird sie offenbar.

In dieser Erkenntnis schuf Vischer die Persönlichkeit des Albert Einhart.

Freilich sind es hier oft recht sonderliche Taten, die wir begreifen müssen, um den Menschen zu besitzen; doch heißt dies eben nur, es sind nicht Alltagstaten — selbst im Alltagsleben nicht; und Eigenartiges, Einzigartiges wird hier erlebt — selbst im Alltage. Gerade auf dem Gebiete des Alltäglichen tummelt sich hier das Genie. Das Unzulängliche nimmt der fertige Mann mit dem Humor dessen in Arbeit, der das Klägliche seiner Abhängigkeit von der kleinen Misère recht gründlich erfahren hat. Er tut es aber zugleich mit dem Behagen spendenden Wissen, daß er sich nur auf den Oberflächen mit ihr herumzubalgen hat, und daß seine heiligsten Güter von ihr nicht berührt werden können.

Diese heiligsten Güter sind ihm über Erlebnissen geworden, die es vermocht hatten, sein Innerstes aufzuwühlen. Solch ein Gut ist in erster Linie das Bewußtsein — das aus einer düstern, aber befreienden Schuld errungen wurde —, unzulänglich, aber vor niemandem als sich verantwortlich zu sein: vor niemandem, als sich und dem, was er selbst als völlig rein und gütig erfand. So rein und gütig aber erfand er eine Frau, die im Heimlichsten seines Herzens wohnt, im Heiligtum, zu dem er sich in Stunden der Andacht und der Demut zurückzieht. Denn dort, wo Reinheit und Güte sind, „verzeiht" man nicht, weil man „versteht", — wie viel Anmaßung steckt doch hinter diesen milden Richterworten! — sondern man lindert und entsühnt durch ein Dennoch-Nahebleiben. Und das ist es, was ihm Stolz und Rückgrat für das Leben gibt, ihm diese fürsorgliche Reserviertheit und Unantastbarkeit des wahren modernen Aristokraten zu eigen macht, mit der er von Anfang an vor uns hin-

tritt. Die Seele dem Hohen zugewandt, aber die Sinne geschärft für alle Dinge der Erde -- das wird seine Art. Nichts ist ihm zu klein, er kann es beachten; nichts als das Nicht-Aufwärts-Wollen zu töricht, er kann es lieben. Er wird der mitfühlende Helfer der Bedrückten. Unbekümmert um Gesetze, Rechte, Bräuche, die für hohe Triebe zu eng und zu weit für die niedrigen Gelüste sind, wird er der immer angriffsfertige Feind des Konventionellen, der Roheit, einer bureaukratischen Automatenwirtschaft und kurzsichtiger Pfahlbürgerinteressen. Und tief aus seiner Erkenntnis von der Unzulänglichkeit alles Lebens und seiner dennoch freudigen und stolzen Hingabe an dieses Leben quillt alle seine Lebensweisheit.

Wir haben in dieser Figur ein Bild rastlos lebendiger Mannheit vor uns, verläßlich bei allen Seltsamkeiten, durch Konsequenz und Beständigkeit das erquickliche Gefühl der Sicherheit um sich verbreitend und, wie wenig er auch auf ausgetretenen Wegen geht, keineswegs unberechenbar. A. E. hat etwas von den mannhaften Gestalten des großen Männerbildners Shakespeare, von einem Petruchio, Prinz Heinz, Percy, die, sich am Leben zu enthüllen, als ihre fröhliche Lebensaufgabe ansehen. In ihrer Brust sind ihres Schicksals Sterne; kein Vorbild beirrt sie. Nie auch kümmert es Albert Einhart, was „man" zu tun pflegt, und nie auch, was „man" von ihm denken könnte, und wenn Vischer, der ja zuzeiten sogar „das gründliche Erschöpfen alles göttlich Schönen, das im reinen Blödsinn liegt", zu schätzen weiß, uns das vor Augen führt, indem er A. E. sich mit kleinen Kindereien wie dem „Tetem" amüsieren und in großen Verrücktheiten wie der „Exekution" von Göschenen offenbaren läßt, so nicken wir ihm zu: Recht so! Besser verrückt, als Schablone!

Im übrigen gestehen wir uns gern ein: Auch A. E. übertreibt sich, steigert seine Eigenart wie alle diese objektiven Humoristen, die doch auch wieder alle subjektiv ein Gefühl von ihrer Wirkung haben, wie die Jean Paulschen Figuren, Schoppe, Leibgeber, Vult, wie Onkel Bräsig, Mr. Macauber. Sie setzen sich Lichter auf, ohne daß ihnen dies zumeist recht bewußt wird, aus einer Weltüberlegenheit und damit Selbstüberlegenheit — aus einem ursprünglichsten künstlerischen Drange heraus. Die Gottheit schafft in ihnen. Himmelweit verschieden ist dies Sichherausarbeiten von dem Sichselbstimitieren fader Witzereißer oder „Komiker", die aus einer zufälligen Wirkung unter gefälligen Zuhörern auf Talente in sich schließen, die nicht vorhanden sind, und die, weil sie so ganz und gar kein Gefühl von ihrer wirklichen Wirkung haben, — bloß widerlich wirken. Auch ist zu bemerken, daß für A. E. selbst sein eigentümlichstes Gebaren eine ernste Sache bleibt. Seine komische Eigentümlichkeit wird nirgends zum bloßen Spiel, zur Kinderei, kann es nicht werden, denn ihre Wurzelfasern reichen bis ins innerste Herz, zum Heiligtum hinab. Wie närrisch sie oben erscheinen mögen, in ihren Ursprüngen zittert eine Menschenseele mit all ihrem Jubel, ihrer furchtbaren Qual, ihrem heißen Lebens- und Erkenntnisdrange und ihren dunklen, todessehnsüchtigen Fragen.

In diesem Sinne wollen seine Tabellen von den „inneren und äußeren Teufeln", in diesem Sinne will auch seine „Katarrh- und Schnupfennovelle" aus dem Pfahldorfe aufgefaßt werden.

Wie er dann übrigens wirklich im Kleinen und Unzulänglichen die Werte zu finden und für sie sich und sein Leben einzusetzen vermag, das erhellt aus seinen liebevollen Beziehungen zu den Tieren, vor allem aber aus seinem schönen Tod für ein armes hilfloses mißhandeltes Tier.

Es war ein Bedürfnis, daß man diese „Reisebekanntschaft" nunmehr für ein Billiges machen kann, so daß sich auch Minderbegüterte dieses Buch, das nicht nur einmal überlesen sein will, anschaffen können. Die freisten und tiefsten Menschen wachsen ja nicht eben da empor, wo man nicht zu rechnen braucht. Diesem Bedürfnis hat der Stuttgarter Verlag (Deutsche Verlagsanstalt) durch die billige Volks-Ausgabe des „Auch Einer" vor kurzem abgeholfen.

Julius Havemann.

*

Wieder einmal: Oberflächenkultur. Unter dieser Überschrift lesen wir im Kunstwart (Jahrgang 18, Heft 3) folgendes:

„Fritz Lienhard kommt im ersten Oktoberhefte des ‚Türmers' endlich auf die zwei Fragen zu sprechen, die ich nun bald vor einem Jahre an ihn gerichtet und vor einem halben Jahre (Kw. XVII, 16, S. 182) wiederholt habe. Auf die erste druckt er aus Ruskin und Goethe einige Stellen ab, die man immer wieder" [! „man" und „immer wieder"! als wären das allbekannte Dinge!] „gerne liest, die aber mit dieser Frage nichts zu tun haben. Denn auf den Vorwurf hin, ich vernachlässige die Persönlichkeitskultur, hatte ich mich danach erkundigt, wie anders denn Lienhard sich das Eindringen auch in die höchsten Persönlichkeitswerte von Kunstwerken denke, als durch das Nachgestalten dessen, was sie vorgestaltet haben und was nun diese Persönlichkeitswerte trägt. Ein Beispiel: wer die Anschauungen von Mörikes ‚Um Mitternacht' so wenig nachbilden kann, daß er's wie Lienhard bei seiner von uns im Mörikeheft (Kw. XVII, 24, S. 295) wiedergegebenen Besprechung ‚voll grober Anschauungsfehler' findet, wie soll in dem all das Unsägliche, das hier auftönt, mitschwingen, wie soll er die Persönlichkeit, die hier spricht, erfassen können?" [! Das Mißverständnis, das diesem Ausfall zugrunde liegt, ist inzwischen im „Türmer" und schon vor längeren Monaten in Wachlers Zeitschrift klargestellt worden.] „Fühlt er sich trotzdem berechtigt, darüber und über den Persönlichkeitswert des Dichters zu urteilen, so liegt vor, was mir als Oberflächenkultur erscheint. Vielleicht belehrt mich mein Herr Gegner doch noch einmal, wie er sich die geheimnisvolle Übertragung sozusagen: durch Kunst, aber nicht durch Kunst nun eigentlich denkt." [Auch hier wieder werden die Begriffe „Kunst" und „Poesie" schlechtweg zusammengeworfen.] „Auch dieses Mal sagt er's nämlich noch nicht. Oder glaubt er mit dem ‚Motto' ‚Innere Wärme! Seelenwärme! Mittelpunkt!', das er mir jetzt ‚anrät', wirklich mehr kundzutun, als früher mit ‚Durchsonnungskraft', ‚zentraler Ästhetik' und ähnlich wohlklingenden Ausrufen? ‚Durchsonnungskraft', gewiß, die hat jeder Große, aber wir redeten davon, wie sie wirkt, wie sie erfaßt werden und wie man bei diesem Erfassen helfen, wie man es fördern kann. Da liegen die Aufgaben des Kunstwarts." [Ja, da liegen sie in der Tat — der Lösung harrend. Behaglichkeit ist der Tod alles Großen.] „Es stammt aus einem Mangel an ästhetischem Verständnis, wenn Lienhard das ‚Schauen' ‚einen Teil des Ganzen' nennt. Es ist weder das Ganze noch ein Teil davon, (!) es ist die Form, in der ein Stück Welt dem Künstler erscheint, wenn er's mit seiner Seele aufnimmt und wiedergibt." [Ich bekenne, daß ich diesen Gedanken nicht entziffern kann. Ich hatte gesagt: Schauen ist nur eine der Möglichkeiten,

die Welt künstlerisch zu erfassen, da ich auch das Hören, Fühlen usw. mit eingeschlossen wissen möchte. Avenarius scheint hier seine alte Einseitigkeit einfach zu wiederholen: das Schauen sei *die* Form schlechthin, wobei „Schauen" aber nicht dämonisch-visionär, sondern mehr in malerischem, gegenständlichem Sinne gemeint ist, und etwa auf das „kümmerliche Anschauen" (Goethes Tadel) herauskommt.] „Und so gewiß man in das ‚Zentrum', in das ‚Ganze' einer andern Menschenseele, die in einem noch fremden Kunstwerke lebt, *erst von außen hineinkommen muß*, so gewiß wird wohl auch ‚zentrale Ästhetik' die sein, die nach dem Zentrum strebt." [Nein, die sich selbst als Zentrum fühlt. Aber wenn Sie den empirischen und analytischen Weg vorziehen — gut, warum nicht? Wenn uns nur *beiden* das Zentrum die *Hauptsache* ist!]

„Lienhards Antwort auf meine zweite Frage ist *allerhand neues Schelten* auf den Kunstwart, das für die *geringe Meinung, die ich von meines Herrn Gegners Bedürfnis nach strenger Wahrhaftigkeit schon früher bekennen mußte*, leider neue Unterlagen bringt. Wünscht Lienhard für diese Bemerkung die öffentliche Begründung, dann verlangt die Billigkeit, daß ich sie erbringe. Setzt er überhaupt diese Art von *Angriffen* (?) fort, dann verlangt die Sache des Kunstwarts, darauf einzugehen, des aliquid hæret wegen. Sonst nicht. Daß und weshalb wir vom Kunstwart in Lienhards Tätigkeit weder eine Höhen-, noch eine Tiefen-, sondern eine *Höhendunstkultur* sehen, die *das Denken in Phraserei und das Fühlen in Geschwärm auflöst*, das wissen die Leser aus Webers und meinen Aufsätzen" [soll heißen: Behauptungen. Siehe unten!] „über ihn. Daß er seinerseits *uns ganz außerordentlich geringschätzt*, dessen *versichern* wir sie hierdurch ein für allemal. Wir möchten gern Raum und Zeit für die allerhand Dinge sparen, *die ihnen und uns merkwürdiger sind*. A."

Zu dieser Antwort, in der ich nun zum drittenmal der Unwahrhaftigkeit geziehen werde, ist folgendes zu bemerken:

1. Wieder ist hier ästhetische Bekämpfung eines gegnerischen *Standpunktes* mit sittlicher Beschimpfung einer gegnerischen *Person* vermischt.

2. Wieder wird den Kunstwartlesern von meinen Ausführungen kein Wort mitgeteilt. Dafür werden sie suggestiv immer wieder mit Verächtlichkeitsworten bearbeitet, wie „allerhand neues Schelten", „Angriff", „Höhendunstkultur", „Phraserei", „Geschwärm". Und es genügt ihnen, wenn ihnen der Herausgeber „ein für allemal *versichert*", daß sein „Herr Gegner" den Kunstwart „ganz außerordentlich geringschätze", was sachlich schief ist und logisch nicht hieher gehört.

3. Zum einzig sachlichen Punkt in dieser Entgegnung — wie ein Kunstwerk vermittelt werden könne — sei folgendes erwidert: Es ist Irreführung, die Begriffe „Kunstwerk" und „Dichtung", Kunst und Poesie, einfach zusammenzuwerfen; die Begriffe *können* sich decken, *müssen* sich aber nicht decken. Ein Werk kann künstlerisch anfechtbar sein — und doch geladen mit Poesie. Dichtung ist zwar ihren Ausdrucksmitteln nach ein Teil der Kunst; ist aber ihrem Gehalt nach ein Teil der *Geistes- und Herzensgeschichte* der Menschheit. Diese Geistes- und Herzensgeschichte ist zum größeren Teil Kampf- und Leidensgeschichte. Gott gab dem Dichter die Fähigkeit, „*zu sagen, was er leide*". Diese Kämpfe, Seufzer und Entschlüsse der Seele, geadelt durch

ein feines Sprachgefühl, mittels dessen der Dichter unmittelbar seiner Zeitgenossen Ohr und Herz findet — sie sind die wesentliche Wirkung der Poesie. „Reines Schauen" reicht also für einen von Empfindung bebenden Organismus einfach nicht aus, paßt nur auf Idyll und Kleinmalerei.

Wie nun Poesie vermittelt wird? Der Kunstwart schreibt bei seinen methodischen „Übungen im Gedichtelesen" mehrfach vor, man möge ein Gedicht (z. B. eine Strophe von Claudius) „langsam und laut ein-, zwei-, dreimal vor sich hin lesen" (Jahrgang 16, Heft 13); oder er ersucht die Leser, „ein jedes Stück langsam und mehrmals zu lesen und dann zu pausieren" (Jahrgang 17, Heft 13). Ich bekenne, daß mir diese bedächtige und äußerliche Art von Nachhilfe einfach wider mein Gefühl geht. Alle Poesie, die einigermaßen mit Temperament und Empfindung geladen — Ossian, Messias, Götz, Werther, Räuber, Schillers Bühnenstücke, Burns, Byron, die besten Faust-Szenen, der ganze Shakespeare — spottet dieser Vorschrift, die auf die Bänke eines Meistersänger-Saales gehört. Ein Pedant kann zwar trefflich „Kunst" vermitteln, wie's gemacht wird und dergleichen Bewußtheit des Kunst-Verstandes, nicht aber fein vibrierende Poesie, die nur durch suggestive Ausströmung von Herz zu Herzen möglich wird, sofern der Vermittler — ob nach induktiver oder deduktiver Methode verfahrend — selber mit Poesie gefüllt ist.

Man lasse im allgemeinen Poesie sich selber vermitteln! Man vertraue der instinktiven sprachlichen Kraft des Dichters, die entweder sofort wärmt und zündet — und dann liest man sein Werk von selber „ein-, zwei-, dreimal", wenn auch nicht „langsam und laut" — oder nicht zündet, und dann nützt höchstens eine allgemeine Zubereitung der Atmosphäre für einen später zu erneuernden Versuch. Und hier liegt in der Tat die bescheidene Arbeit nicht nur des Kunstwarts, sondern jeder literarischen Zeitschrift oder Gruppe. Der Kunstwart wählte die Betrachtungsweise, Dichtung und Literatur als Kunst zwischen Künste zu stellen, und unter den letzteren ganz besonders Malerei und Kunsthandwerke zu bevorzugen. Das färbte auf die Betrachtung der Poesie ab, die nun mehr als „Kunstwerk", mehr von der malerischen als von der seelisch-geistigen Seite gewertet wurde. Als Ergänzung wäre das alles billigenswert — aber der Kunstwart zeichnet sich leider aus durch eine nichts weniger als Stärke verratende Unduldsamkeit.

Man weiß, mit welcher unmittelbaren Wirkung Bürger im Freundeskreise zum ersten Male seine „Lenore" vorgetragen hat: als er an der Stelle „mit schwanker Gert' ein Schlag davor zersprengte Roß und Riegel" mit der Reitpeitsche an die Tür schlug, sprangen die Zuhörer entsetzt von ihren Stühlen auf, so lebten sie mit Lenore, so ritten sie selber mit dem dämonischen Reiter auf den mitternächtigen Kirchhof. Ähnlich war es in Straßburg im Hause des Maire Dietrich, als Rouget de Lisle die Marseillaise vortrug. Nicht nur hier, bei diesen absichtlich gewählten starken Beispielen, sondern überall, wo Unmittelbarkeit des seelischen Erlebens eine Dichtung auszeichnet und die bewußte Kunst überragt, sind Vermittler nur störende Zwischenpersonen. Und hier liegt der tiefste Grund meines Unbehagens: diese Kunsterzieher von heute, ob sie nun Bilder, Poesie, Jugendschriften oder kunstgewerbliche Dinge vermitteln, haben sich einen so gewichtigen Ton angewöhnt, so einen Protektorton, daß sie in unsrer jetzigen Kultur wuchtiger und sichtbarer auf ihren Abonnentenhügeln sitzen als die zu Vermittelnden selber.

Dies ist meine unbefangene Meinung und notgedrungen deutliche Antwort. Über andere ästhetische Punkte wird die zweite Auflage meiner Broschüre „Oberflächenkultur" Auskunft geben. — — — — — — — — — — — —

Und nun bleibt mir noch die sehr peinliche Aufgabe, unsere persönlichen Prozeßakten zu revidieren und nach so langer Zurückhaltung meinerseits „meines Herrn Gegners Bedürfnis nach strenger Wahrhaftigkeit" umfassend und sachlich zu untersuchen. Ich bitte die Leser von vornherein wegen dieses unschönen Schauspiels um Verzeihung; ich muß leider weit ausholen. Wem es zu lang scheint, der lese bloß die wichtigen Schlußsätze.

„Wie's gemacht wird."

Im „Kunstwart" (Jahrgang 16, Heft 22, 23) erschien im Sommer 1903 ein langer Artikel über mein Wollen und Schaffen (von Leopold Weber), dessen Sachlichkeit sich durch folgende Stilproben kennzeichnen läßt: „Festgelegte Papiertypen" — „verbildete Literatensprache" — „Baumbachsche Schreibstubenpoesie" — „farblos pathetische Papierliteratur" — „überaus plumpes inneres Sehen" — „wohin wir halt schauen bei Lienhard: Papier und immer wieder Papier" — „in der trostlosesten Weise bis zum Überdruß von jedem Bänkelsänger abgeleierte Melodien" — „Gouvernantenpoesie" — „burschenmäßiges Wackertum" — „pathetisch geläufiger Schriftstellerjargon" — — „Literatenpathos" — „Papierraserei" — — so charakterisiert sich diese Sachlichkeit schon in der ersten Hälfte. Der Kunstwartleitung und mehr als einem ihrer Leser war das nun aber selber zu stark aufgetragen; sie ließ daher einen anderen Mitarbeiter (Adolf Bartels) so etwas wie einen Ausgleichartikel versuchen, gestattete aber danach dem ersten Kritiker, in einer abermaligen Entgegnung seinen Ton noch zu vergröbern. Auf die Vorhaltung von Bartels, daß Webers Ton als gereizt auffalle, entgegnete dieser: „Wenn meine Kritik praktisch schließlich einem Totschlag ähnlich geworden sein sollte, so wäre es Feigheit von mir, mich zu einem Totschlagenwollen in diesem Sinne nicht zu bekennen."]Man merke sich dieses öffentliche Geständnis eines modernen Kritikers! Man vergleiche dazu die zum Schlusse mitzuteilende Briefstelle von Avenarius!] „Weil ich mit meiner Kritik einem unklaren Schwärmer und damit seinem Anhang zu Leib rücken mußte: die aber fühlen sich bekanntlich meist persönlich angegriffen, wenn man ihren Leistungen scharf zu Leibe geht, eine Annahme, die Lienhards Verhalten ja auch bestätigt hat." ... „Lienhards Teutschsein" ... „das wenige Gute auch bei ihm" ... „kleine Vorzüge angesichts der großen Gebrechen" ... „schon in sich kleinliche Elemente genug" ... So klang es abermals durch den Kunstwart.

Zu diesen beiden gesellte sich als Dritter der Herausgeber des Kunstwarts, Ferdinand Avenarius, persönlich. Und nur mit ihm hab' ich hier zu sprechen.

Avenarius schrieb: „Ich persönlich habe von Lienhards Leistungen von seinem ersten Auftreten an nicht viel gehalten, weil mir's seinem Denken im Widerspruch mit dem großen Tone des Vortrages an eigenem Wuchs wie an Klarheit und Ordnung und seinem Gestalten an Kraft, überhaupt gerade an dem zu fehlen schien, worauf Lienhards Reden immer wieder Anspruch (?) erheben: an eigenem, echtem, aus den Tiefen schöpfendem Leben. In nationalen Kreisen aber nahm man sein Papier für Gold ... Ich selbst durchschaute die Gefahren des Höhendunstes noch nicht wie jetzt; so schwieg ich, um nicht gegen

ihn reden zu müssen. Lienhard nahm mir das Schweigen übel (!): in der ‚Deutschen Welt' kamen Angriffe*) (!!) ... „Die Gefahren dieser Begeisterungsreden-Schriftstellerei wuchsen; es wurde klarer und klarer, daß Lienhard in vielem nur ‚Blender' war; schwieg der Kunstwart dauernd, so durfte man von ihm sagen: Du bist unsachlich und parteiisch, denn du sprichst gegen denselben Unfug aus deiner Parteinähe nicht, gegen den du sprechen würdest, wenn er irgendwo anders geschähe. So mußte ich sprechen." Man behalte das im Gedächtnis!

Und nun kam das Schwerste: Da ich gleichzeitig mit der Weberschen Kritik — man lese die Begründung weiter unten! — in der „Täglichen Rundschau" meine Bedenken wider des Kunstwarts Literaturästhetik (bei aller Anerkennung seiner sonstigen Tätigkeit) veröffentlichte, mit deutlicher Fußnote über unsere Spannung, teilte der Kunstwartleiter seinen Lesern mit, dies sei ein „Racheaufsatz", wie schon meine ersten Bedenken (1900) wider die Ästhetik des Kunstwarts ein Racheaufsatz gewesen sein sollen! Und Ferdinand Avenarius faßt, ohne mit einer Silbe seinen Lesern die ganze wichtige Vorgeschichte zu erwähnen, sein Urteil über meinen sittlichen Charakter dahin zusammen: „Ich glaube nicht, daß Lienhards Verfahren der weiteren Kennzeichnung bedarf ... Ein Schriftsteller ist seiner Meinung nach (?) ungünstig besprochen worden. Darauf (!) erklärt er dem betreffenden Blatt, er werde von nun an sein Feind sein." (S. unten!) „Dann (!) schickt er einer Zeitung einen langen Artikel, der die Form sachlich großzügiger Erörterung annimmt, um die sechzehnjährige Arbeit (!) der betreffenden Zeitschrift um Verinnerlichung mit einem Auf-den-Kopf-stellen aller Tatsachen als ‚Oberflächenkultur' hinzustellen. An ein anderes ihm befreundetes Blatt schickt er gleichzeitig einen persönlichen Erguß" (! sachliche Darlegung der Vorgeschichte) „der über Verdächtigungen (?) bis zu Beschimpfungen (?) geht auf Grund eines Aufsatzes, den er mit demselben Atem gar nicht gelesen zu haben erklärt" ... „Und so muß in Widerlegung neuer Verdrehungen und Verschleierungen gesagt werden, was, kleinlich an sich und an sich ohne jedes öffentliche Interesse, höchstens eine allgemeine Bedeutung hat: es zeigt, wie ein Mann bei uns ausschauen kann, den eine Anzahl von Gutgläubigen jahrelang nur großer Worte wegen als ‚Führer' betrachtet hat ..."

In diesem Ton bewegen sich die Ausführungen.

Nun frag' ich mich zunächst, ob jemand, der im Angesicht von Tausenden von Abonnenten gegen einen mehr oder minder bekannten Schriftsteller den

*) Unerhört! Also 1900 schon soll ich einen „Rache-Aufsatz" geschrieben haben! Auf meinen einfachen Hinweis darauf, daß ja damals meine „in Frage stehenden Bücher noch gar nicht oder eben erst erschienen waren", entgegnete Avenarius mit behaglichem Hohn folgendes: „Ich habe doch lieber" [! welche Verachtung in diesen vier Worten!] „in Kürschners Literaturkalender nachgesehen. Und ich fand in dem für dieses laufende Jahr 1903 ein denn doch auch mich selber auf das höchste überraschendes Ergebnis (!): von den insgesamt siebzehn Lienhardschen Schriften, die bis zu seinem Redaktionsschluß erschienen waren, trugen nach Lienhards eigenen Angaben eine frühere Jahreszahl als 1900 oder diese selbst fünfzehn." ... So schreibt Avenarius. Und durch diese Zahlen glaubt er auch die Tatsache des Rache-Aufsatzes nachgewiesen zu haben! Dabei ist nur ein kleiner Umstand geflissentlich übersehen: die „in Frage stehenden" Bücher, d. h. die von Weber besprochenen! Und von diesen gilt, wie ein Blick in die Bücher selbst beweist, wörtlich, was ich sagte: Gedichte 1902, Neue Ideale 1901, Till Eulenspiegel 1901, Arthur, Sommer oder Herbst 1900, Vorherrschaft Berlins und Schildbürger, Sommer oder Herbst 1900. Und schon am 5. November 1900 soll ich mich „wegen Nichtbesprechung dieser Bücher" am Kunstwart „gerächt„ haben! Ist das nicht eine würdige Art von Polemik?! L.

Vorwurf ausspricht, dieser habe seinen Beruf entwürdigt und „aus Rache" geschrieben statt aus Überzeugung, wirklich eine Empfindung dafür hat, was er damit ausspricht? Und wenn er zu so schwersten Anschuldigungen nicht einmal das geringste sachliche Dokument beibringen kann? Wenn er vielmehr die Dokumente, die jenen rechtfertigen können, seinen Lesern geflissentlich verschweigt? —

Die gesamte Vorgeschichte, die mein Verhalten allein erklären kann, verschweigt Avenarius den Lesern des Kunstwarts. Ich muß daher diese einzigartige Vergewaltigung aufdecken und durch Dokumente den Zusammenhang so sachlich wie nur möglich darlegen.

Dabei füge ich hinzu, daß ich inzwischen durch die Tat bewiesen habe, wie sehr ich gesonnen wäre, den Streit auf das Sachliche zu beschränken; ich habe zu den letzten und schwersten Beschuldigungen des Kunstwarts („Noch einmal Lienhard") mit bitterem Entschluß geschwiegen; ich bin ferner in meiner Broschüre mit keinem Wort weiter darauf eingegangen. Der Kunstwart aber verweist in einer verächtlich-kurzen „Kritik" meiner Schrift einfach auf jene Hefte zurück und wiederholt seine Beschimpfung. Also! —

Ich hatte im Herbst 1900 einen Artikel des Kunstwarts (überschwengliche Verherrlichung des Witzblattes „Simplizissimus") scharf getadelt und war dabei zu einer Kritik der Kunstwartästhetik übergegangen. Der empörte Kunstwartherausgeber gedachte zu antworten; ich ließ ihm durch den mich hierüber unterrichtenden Mittelsmann (Bartels) sagen, ich sei bereit: weiteres Material wider Einseitigkeiten der Kunstwartästhetik wäre gesammelt. Seine Antwort unterblieb; der früher unbefangene Kunstwart schwieg fortan gründlich — auch über meine sämtlichen Bücher.

Dies war der Anfang. Als der dadurch geschaffene peinliche Zustand — Adolf Bartels kann ihn bezeugen — zwei bis drei Jahre gedauert hatte, kamen wir (Frühjahr 1903) in einen ausführlichen und höflichen Briefwechsel. Bartels, ein damals gemeinsamer Bekannter, hatte in der Zwischenzeit eine Annäherung zwischen uns beiden versucht. In diesem Briefwechsel stellt' ich den obigen Tatbestand des Totschweigeverfahrens fest; Avenarius gab ihn zu. [Man beachte: Keine Silbe in diesem Briefwechsel deutete darauf hin, daß Avenarius jenen ersten Artikel als „Racheaufsatz" empfunden habe.] Beide kamen wir deutlich und ausdrücklich überein: wir haben wider einander ästhetische Bedenken, wollen sie aber aus literaturpolitischen Gründen nicht öffentlich aussprechen, sondern zurücklegen, „um unserer vielen gemeinsamen Ziele willen" (Worte von Avenarius), da „Gesinnungsverwandte nur im äußersten Notfalle gegeneinander auftreten sollten" (Worte von Avenarius). Die ausführlichen Briefstellen über das alles sind in der „Deutschen Welt" (1903, Nr. 50) mitgeteilt.

Um aber aus diesem natürlich nicht durchzuführenden und für eine Zeitschrift nahezu unredlichen Totschweigeverhältnis herauszukommen, schlug ich — mit deutlicher Begründung — Avenarius einen Mittelweg vor: Teilen Sie einfach Proben aus meinen Dichtungen und ebenso als Probe einen ästhetischen Aufsatz Ihren Lesern mit, sachlich eingeleitet, wie Sie das in den „Losen Blättern" regelmäßig zu tun pflegen — und die Frage ist gelöst. Dies war das „Angebot meiner Mitarbeiterschaft". Avenarius ging darauf ein, bat zweimal um den dazu vorgeschlagenen „Ahasver" — und die ungesunde Spannung schien sich zu lösen.

Plötzlich — und hier liegt nun das Rätsel — erhielt ich, gleichzeitig mit Abdruck des „Ahasver“, die briefliche Mitteilung vom Kunstwartleiter, daß nunmehr im nächsten Heft eine „sachliche Abgrenzung“ erscheinen werde. Es war zwar im Lauf der vielen Briefe, ganz zu Anfang, dunkel angedeutet worden, daß eine solche Abgrenzung kommen könnte; aber Avenarius hatte schon damals wörtlich und geflissentlich betont: „Wenn wir jetzt wirklich einmal im Kunstwart auf Ihr Schaffen und Denken zu sprechen kommen sollten, so würde sich's einfach um eine Grenzregulierung handeln, um die Feststellung: Hier gehn wir mit den Lienhardianern (!) zusammen und dort nicht. Aus Inhalt und Ton“ (! siehe den Ton oben!) „würden Sie da sehen, daß von irgendwelcher Gehässigkeit oder Voreingenommenheit bei uns, überhaupt von einem anderen Interesse als dem rein sachlichen, wirklich keine Rede sein könnte.“ ... Inzwischen war nun aber der Vorschlag bezüglich „Ahasver“ verwirklicht worden; ich hielt also die Sache für besprochen und geordnet und war über die plötzliche Frontänderung demgemäß äußerst überrascht, schrieb aber sofort eine völlig unbittere, frisch die Auseinandersetzung aufnehmende Karte zurück: „Ihr Brief hat mich aufs äußerste überrascht; denn ich glaubte, wir hätten eine Art Waffenstillstand geschlossen. Aber sei es denn! Also offene Fehde! Großzügige und sachliche Auseinandersetzung kann nur nützen!“ ...

Als diese Karte abging, war die Webersche Kritik überhaupt noch nicht erschienen.

Dies ist die entscheidende Tatsache.

Und nun meine „Mitarbeiterschaft!“ Ich glaube, ich habe ihr Zustandekommen oben deutlich erklärt. Avenarius aber verheimlicht den Zusammenhang, schreibt vielmehr: „Lienhard hat gerade zu dieser Zeit so wenig an eine Polemik gegen den Kunstwart gedacht“ (sehr wahr!), „daß er mir noch am 27. Juli schriftlich seine Mitarbeit an eben diesem Kunstwart angeboten hat.“ (! Siehe oben!) „Erst als ich ihn ersuchte, doch erst einmal Webers Aufsatz und damit unsere Meinung über ihn abzuwarten, verstand er und nun auf seine Art“ (!) ... Wirklich? Den Brief, den Sie meinen, hab' ich hier vor mir liegen (5. August 1903). Von „Ersuchen, doch erst einmal Webers Aufsatz und damit unsere Meinung über ihn abzuwarten“, ist darin kein Wort zu finden; wohl aber sprechen Sie mir Ihr Bedauern aus, daß Sie „leider Gottes“ (!) selber keine Zeit dazu hätten, und der Schluß lautet: „Daß den Aufsatz über Sie kein feindseliger Geist diktiert hat, werden Sie aber sehr bald sehen.“ So lautete Ihre bestürzte und beruhigende Antwort auf meine oben mitgeteilte „Kriegserklärung“ (Karte), die ich jetzt erst recht verschärfte; denn ich, der ich sachliche Fehde über unsren Standpunkt erwartete, war dieser wunderlichen „Diplomatie satt“. Und ich habe meinen Standpunkt aufs strengste innegehalten und mir kein Wort erlaubt über meines Gegners poetische Leistungen.

Und jetzt der Hauptpunkt! Denn über Nebensachen eile ich hinweg. Nebensache ist z. B. der Vorwurf, daß ich „in schärfsten Ausdrücken einen Aufsatz verurteile, den ich nicht gelesen zu haben erkläre“: — ich bin auf Webers Aufsatz nicht mit einer Silbe eingegangen, ich sprach nur von seinem „Ton, der allgemein auffällt, wie ich aus verwunderten und empörten Zuschriften entnehme“. Nebensache ist ferner die Zurechtweisung, daß ich „vertrauliche Privatbriefe“ veröffentliche, was „außerordentlich unanständig“ sei: — Briefe

zwischen Männern, die in der Öffentlichkeit wirken und sich noch dazu gespannt gegenüber stehen, sind keine Privatbriefe, sofern sie ihr beiderseitiges Verhältnis beleuchten; dies ist vielmehr nur unöffentliche Fortführung einer Spannung, die jeden Augenblick wieder eine „offene Fehde“ werden kann, wie unser Beispiel beweist; und dann — in Heft 17 finden wir Spalten lang vertrauliche Privatbriefe von Pudor abgedruckt! Aber Hauptfrage bleibt nun diese: Wozu war dies alles nötig? War denn der „äußerste Notfall“ eingetreten, so daß nun Avenarius „gegen den Gesinnungsverwandten vorgehen“ mußte?

Hier liegt der Punkt. Was hatte sich in jenen kurzen Wochen geändert?

Nur eine, allerdings äußerliche, aber belangreiche Sache hatte sich verändert, was mir erst nachträglich zum Bewußtsein gekommen ist: Meine Bücher waren während dieses Briefwechsels, am 1. Mai 1903, in den Verlag von Greiner & Pfeiffer übergegangen, mit dem — bzw. dem Türmerherausgeber — der Kunstwart ein Jahr zuvor eine weithin bemerkte, außerordentlich scharfe Fehde gehabt hatte. Besorgte nun der Kunstwart, daß durch diesen bedeutenden Verlag meine ja so schlechten Bücher nun erst recht verbreitet würden? Ich könnte diesen Grund verstehen; könnt' es sogar psychologisch entschuldbar finden, wenn da etwas Bitterkeit nachgeschwungen hätte. Aber nein — wie sagt doch Avenarius ausdrücklich? „Schwieg der Kunstwart dauernd, so durfte man von ihm sagen: Du bist unsachlich und parteiisch, denn du sprichst gegen denselben Unfug aus deiner Parteinähe nicht, gegen den du sprechen würdest, wenn er irgendwo anders geschähe. So mußte ich sprechen.“ ...

Also „Unfug“! Nun bin ich in der Lage, eine Briefstelle von Ferdinand Avenarius mitzuteilen, die dieses ganze Verhalten mir gegenüber vollends entscheidend bloßstellt. Noch am 28. März 1903 schrieb mir nämlich Avenarius: „Schade ist es, daß ich von Ihren Verlagswechselabsichten nicht früher gewußt habe. Ich hätte Ihnen empfohlen, zu Callwey zu gehen, und der hätte unzweifelhaft Ihre Bücher ohne weiteres und gern unter ebenso günstigen Bedingungen für Sie verlegt.“

Ich bitte die Leser, genau zu lesen: Callwey ist der Verleger des Kunstwarts! Der Kunstwartherausgeber hätte mir also den Verlag des Kunstwarts und der Werke von Ferdinand Avenarius „empfohlen“!

Ich frage nun: Wäre dann der Kunstwart mit derselben Totschlagekritik über mich hergefallen?

Ich frage ferner: Wie können Sie so schlechte Schriften eines Mannes, der „Racheaufsätze“ schreibt (Unfug, Blender, Höhendunst, Papier für Gold, Gouvernantenpoesie, unklarer Schwärmer, abgeleierte Melodien, Papierraserei usw.) und von dem Sie „seit seinem ersten Auftreten nicht viel gehalten“ haben: — wie können Sie dies schlechte Zeug in den Verlag Ihres Kunstwarts und Ihrer eigenen Werke wünschen?! — —

Dies sind die Tatsachen. Ich enthalte mich der Schlußfolgerungen. Und ich enthalte mich erst recht der Scheltworte, die der „Kunst“-Wart so geschmackvoll über den „Gesinnungsverwandten“ ausschüttet. Wo in diesem denkwürdigen Zusammenstoß das „geringe Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit“ stecke, das möge der Zuhörer entscheiden.

Fritz Lienhard.



Aus „Auch Einer“.

Zu meiner armen Seele Stärkung einmal wieder im Äschylos gelesen. Agamemnon! Wie Klytämnestra vom Mord herauskommt, die Axt auf der Schulter, den Blutstropfen auf der Stirn — wie grausig groß! — Plötzlich weggeworfen, weil mir — ein Weib einfiel, das ich mir so denken könnte. Mich ermannt, wieder gelesen und nun frei im Elemente des Großen. —

Möchtest du es zum großen Stil bringen in der Kunst, in der Dichtung? Ich weiß dir ein Rezept dazu: Habe eine große Seele! Wenn man's nur in der Apotheke bestellen könnte! . . . Übrigens führt das zu schweren Fragen. Die Journalisten werden sagen: Gut, so kommt bei den Künstlern, die Größe haben, zum ästhetischen Wert ein zweiter, ein ethischer, hinzu. Aber ich bitte! Die innere Wucht in der Seele der großen Künstler hat ja doch eben die Formen selbst gestreckt! Das Große ist doch nicht neben den Formen! Also handelt es sich doch um eine völlige Einheit zweier Dinge. —

Nennt mich neulich ein junger Fant liebenswürdig. Dieser, Männern gegenüber von Männern gebraucht, unverschämte Ausdruck kommt immer mehr auf. Ich habe dem naseweisen Geck gesagt: Danke, bin nicht liebenswürdig, bin zufrieden, wenn man Respekt vor mir hat. —

Ihr verlacht, verachtet mich wegen meines Grimmes über die Kreuzung durch das Kleine. Ihr würdet mich verstehen, wenn Größe in euch wäre. Ich will gar nicht stolz reden; ich meine darum nicht, ich sei Alexander der Große, Karl, Friedrich der Große, oder Plato, Aristoteles, Spinoza, Kant, oder ihr solltet so etwas sein. Aber etwas von Größe, ein Ansatz dazu ist doch in jedem rechten Kerl. Großen Übeln begegnet das Große in ihm groß, der Schund mit dem Kleinen, dem Winzigen muß ihn empören.

Fr. Th. Vischer.



Beruf des Dichters.

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen,
Herrscher in der Phantasien Himmelsräumen.

Kaiserkron' und Königskerze mir zu Füßen
Blühen auf, mich, ihren Oberherrn, zu grüßen.

Gegen Nacht und Finsternis in Kampfesschranken
Führ' ich eine Schar von leuchtenden Gedanken.

Kommt und helft den Himmel auf der Erde stiften,
Helft den Tod mir töten und das Gift entgiften!

Jeden Baum des Lebens soll mein Hauch beblättern,
Und die Schlang' am Stamme soll mein Arm zerschmettern.

Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden!

Rückert.





Die Vorherrschaft der Fremde im deutschen Liede.

Von

Dr. Karl Storck.

Die Geschichte des deutschen Liedes zerfällt in zwei große Hälften. In der ersten, die man etwa bis ans Ende des 16. Jahrhunderts rechnen kann, ist das Kunstlied eigentlich nur mehrstimmiger Gesang. Erst im 17. Jahrhundert verdrängt das einstimmige, begleitete Lied allmählich den mehrstimmigen Gesang aus seiner Vormachtstellung, erst von da ab gewinnt der Begriff „Kunstlied" die Bedeutung, die wir heute von selbst damit verbinden. Das Kunstlied ist also neben der Oper die wichtigste Neuschöpfung des monodischen Stils, der um 1600 in Italien aufkam und von dort aus seinen Siegeszug durch die Welt antrat. Daß diese aber der Neuerung eine so günstige Aufnahme bereitete, dazu mußte sie eine ähnliche Vorbereitung erfahren, wie sie auch Italien zuteil geworden war, d. h. das Wesen der Mehrstimmigkeit mußte verändert werden. In Deutschland, das sei hier gleich vorweggenommen, hat dazu das evangelische Kirchenlied wesentlich beigetragen, wobei wir allerdings berücksichtigen müssen, daß, wie Spitta überzeugend nachgewiesen hat, die musikalische Entwicklung des evangelischen Kirchengesangs von der italienischen Musik sehr stark beeinflußt worden ist.

Wir haben in früheren Abschnitten erfahren, daß die mehrstimmigen kontrapunktischen Bearbeitungen deutscher Volkslieder als die weltliche Volksmusik des späteren Mittelalters zu gelten haben, und haben auch dort bemerkt, daß der Höhepunkt dieser Liederkunst in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts gestellt werden muß. Aber unmittelbar auf diese Höhe folgt auch der Verfall. Von etwa 1550 ab verlieren diese mehrstimmigen Volkslieder oder, wie man sie lieber nennen sollte, diese mehrstimmigen kontrapunktischen Sätze zu Volksliedmelodien, an Beliebtheit. Damit gerät das Volkslied selber in Verachtung und in Vergessenheit, aus der erst die Romantik im Beginn des 19. Jahrhunderts es wieder erlöst. So leicht im Grunde das Aufgeben der kontrapunktischen Bearbeitungsweise der Volksliedmelodien für ein Gefühl, das in der Musik vor allem Seelen-

sprache sieht, zu ertragen ist, so schwer wiegt die Tatsache, daß mit dem Aufgeben des Volksliedes auch der nationale Charakter der Liedkomposition preisgegeben wurde. Wie in der deutschen Dichtung wurde jetzt auch in der Musik der fremde Einfluß vorherrschend, und Jahrzehnte, bevor Italien durch die Oper zur musikalischen Weltherrschaft gelangt, erzieht es schon durch seine Kirchenmusik und die dieser immer bedeutsamer zur Seite tretende weltliche Musik die Komponisten Deutschlands. Immer mehr verlieren sich die Bearbeitungen deutscher Volkslieder, und es beginnen jetzt jene zahlreichen „neuen teutschen Lieder nach Art der Madrigale, Villanellen und Canzonen". Diese italienische Madrigalkomposition gewinnt auch in Deutschland einen solchen Einfluß und erzeugt auch hier eine so große Zahl an sich sehr lieblicher Gebilde, daß auch in einer Geschichte des deutschen Liedes das Wesen dieser südländischen Liedform etwas ausführlicher und über die Grenzen ihrer Pflege in Deutschland hinaus behandelt werden muß.

Wir müssen das Madrigal als den Gipfelpunkt der gesamten weltlichen Chormusik des Mittelalters betrachten, als feinste Blüte der weltlich-gesellschaftlichen Ausübung der Musik. Mochte auch in seiner Blütezeit das einstimmige Volkslied allen Schichten der Bevölkerung Genüge tun, so war es doch gerade in seiner natürlichen einstimmigen Gestalt nicht geeignet zu einer künstlerischen Pflege der Musik im Hause, was für das Mittelalter gleichbedeutend war mit in der Gesellschaft. Denn das Mittelalter kannte das, was wir unter Häuslichkeit verstehen, nicht. Der tiefste und innerste Wert der Häuslichkeit beruht darauf, daß das Individuum, daß der einzelne Mensch sich seiner Bedeutung bewußt wird, daß er sich als ein dem gesamten Makrokosmos gegenüberstehender Mikrokosmos seiner Sonderrechte bewußt wird und demgemäß sich seine eigene Welt baut. Langsam entwickelt sich unter jenen zahllosen Einflüssen, die wir in das leicht zu eng verstandene Wort „Renaissance" zusammenfassen, dieser neue Geist, der eine neue Kunst bedingt, die nirgendwo so stark als etwas völlig Neues erscheint, wie gerade in der Musik. Denn diese hatte für die neue Sprache keine Vorbilder und konnte, ja mußte sich deshalb ganz selbständig entwickeln. Darum freilich entstand die musikalische Renaissance auch viel später als die der bildenden Künste oder der mit humanistischen Strömungen durchtränkten Literatur. Und die frohe Weltlichkeit, die auch eine Folge dieses Wandels der Weltauffassung war, fand zunächst ihren Ausdruck in den alten Formen der Musik, begnügte sich zunächst damit, diese mit dem neuen Geiste zu erfüllen, bis zu einer Zeit, als der Höhepunkt der Renaissance für die andern Künste längst vorbei war, die Musik dazu führte, die dem neuen Geiste entsprechenden Formen zu schaffen, in der sie dann zu der der Neuzeit in dieser Art allein gehörigen Kunst wurde. Von diesem Wandel wird das nächstemal zu sprechen sein, heute haben wir noch zu bemerken, wie in den alten Formen sich die neue Lebensfreude kundtat.

In Italien, wo diese neue heitere — die strengeren Zeitgenossen nannten sie gerne heidnische Weltauffassung — zuerst weitere Volkskreise ergriff, ist auch die neue Singweise entstanden. Auch Italien hatte natürlich sein Volkslied besessen. Neben der Frottole, dem reichlich derben Gassenhauer, der eine gewisse Verwandtschaft mit unserem Schnadahüpfl hat, gab es die Villanellen, Schilderungen des Dorf- und Bauernlebens und eine Unzahl von Standesliedern und Stimmungsbildern der verschiedenen Jahreszeiten, Tanzliedern, Maskenliedern u. dgl. Diese italienischen Volkslieder wurden von den Komponisten genau so behandelt wie die deutschen Volkslieder, sie dienten also zu Tenören für mehrstimmige kontrapunktische Gesänge und unterscheiden sich von den derartigen deutschen Bearbeitungen nur dadurch, daß sie, weil ihr Text mehr auf Witz und Pointen gestellt ist als das deutsche Volkslied, zur Wirkung der Verständlichkeit dieses Textes bedurften. Diese Verständlichkeit war bei der Mehrstimmigkeit dadurch zu erreichen, daß die Satzweise einfach war und sich von den kontrapunktischen Spielereien und Künsteleien möglichst fernhielt. Während also in Deutschland die einfachen mehrstimmigen Volksliedbearbeitungen die Ausnahme bilden, sind sie in Italien die Regel, und es entwickelt sich also hier ein einfaches kontrapunktisches mehrstimmiges Lied. Wir haben hier einen Faden, an den das evangelische deutsche Kirchenlied anknüpfte. Denn um es hier noch einmal zu wiederholen: das evangelische Kirchenlied war zunächst nicht einstimmiger Gemeindegesang, sondern mehrstimmiger Chorgesang, der sich von der übrigen Satzweise der Kontrapunktiker nicht grundsätzlich unterschied; aber da es der evangelischen Kirche bei ihrem Gesang ebenfalls besonders auf Verständlichkeit des Textes ankam, mußte auch sie auf eine einfachere Satzweise bedacht sein, für die sich das Vorbild in diesen italienischen Volksliedbearbeitungen bot.

Freilich, so schroff, wie es sich hier anhört, waren die Unterschiede in Wirklichkeit nicht, und wir müssen immer bedenken, daß auch die Liturgen in der katholischen Kirche immer auf eine höhere Verständlichkeit des Wortes hingearbeitet hatten, daß sie sich hierin mit den Humanisten begegneten und so auf katholischer Seite ganz ähnliche Strömungen die Vertreibung der in Künstelei aufgegangenen niederländischen Kontrapunktik durch den Stil eines Palestrina herbeigeführt haben.

Dagegen gelang in Italien der weltlichen Musik etwas, was sie in Deutschland nicht zu erreichen vermochte und worin doch die Entwicklungsmöglichkeit wesentlich beruhte: nämlich die Verbindung des musikalischen Geistes des Volksliedes mit der Kunstpoesie, und diese Verbindung ist eben das Madrigal.

Als Dichtungsart reicht das Madrigal ziemlich weit zurück; es wird vielleicht sogar gelingen, es an die provenzalische Troubadourlyrik anzuschließen. Die Heimat scheint jedenfalls die Provence gewesen zu sein und der Name wird am besten von Mandra, die Herde, abgeleitet, wonach also das Madrigal Schäferlied bedeuten würde. Es ist ein feines Liebeslied von 4 bis 16 durch den Reim kunstvoll ineinandergeschlungenen Zeilen und singt

vom cor gentile, dem von edler Liebe erfüllten Herzen. Es betont also dichterisch den Gegensatz des fein gesellschaftlich gebildeten Liebesgesanges gegenüber dem derb sinnlichen Begehren, wie es im Volkslied zumeist zum Ausdruck kam. Nach Italien ist das Madrigal sehr früh gekommen, schon Petrarca und Tasso gelten als Meister dieser Form. In musikalischer Hinsicht erhielt das Madrigal seine Ausbildung in Venedig, das ja überhaupt für musikalische Neuerungen ein besonders günstiger Boden war. Die älteste uns erhaltene Sammlung stammt aus dem Jahre 1533. Der wirkliche Bahnbrecher der Form aber wurde Jakob Arkadelt, ein Niederländer, der seit 1536 in Italien wirkte. Unter seinen Kompositionen nehmen die 1539 in mehreren Bänden veröffentlichten Madrigale den ersten Platz ein.

Man vermag sich heute kaum eine Vorstellung von dem Umfange zu machen, den die Madrigalkomposition nunmehr annahm. Es erschienen bändeweise Tausende von Madrigalen. Am berühmtesten wurde der Italiener Marenzio (etwa 1516—99), der von den Zeitgenossen als „el piu dolce cigno", als allersüßester Schwan gefeiert wurde. Er ist in der Tat ein echter Lyriker von etwas weichlich schwärmerischem Ausdruck, in dessen Liedern eigentlich schon der bel canto der späteren italienischen Musik vorweggenommen wurde.

Und worin beruht nun der Wert dieser Madrigalkomposition? Denn es ist ja klar, daß diese außerordentliche Beliebtheit bei Komponisten und Publikum einen inneren Grund haben mußte. Wertvoll war einmal, daß vom italienischen Volkslied die einfachere Setzweise übernommen wurde, sodann aber die Tatsache, daß für diese Kunstgedichte zunächst keine Melodie vorhanden war, diese vielmehr erfunden werden mußte. Nun auf einmal bekommt der Begriff Komponist die Bedeutung, die wir damit verbinden. Er ist nicht mehr Tonsetzer, seine Aufgabe besteht nicht mehr darin, daß er zu einer gegebenen Weise andere Stimmen hinzusetzt, sondern er ist Tonfinder, das heißt er erfindet zu einer Dichtung die ihr entsprechende Melodie. Daß er zu dieser Melodie dann noch andere Stimmen hinzusetzt, daß er diese von ihm erfundene Melodie also in der bisherigen Weise kontrapunktiert, das weist diese Kompositionsart noch der alten Zeit zu. Aber es ist klar, daß trotzdem der neue Geist hier aufleben konnte, denn einmal strebte der Komponist schon bei der Erfindung der Melodie nach einer möglichst charakteristischen Vertonung des Textes, andererseits wurde ihm diese Melodie dann auch so wertvoll, daß es sein Trachten blieb, sie durch die kontrapunktische Bearbeitung nicht zu verdecken, sondern womöglich noch zu heben. Auf diese Weise kam es nun, daß im Madrigal die Melodie bald aus dem Tenor in den Sopran verlegt wurde, daß ferner hier auch das Bestreben nach instrumental begleiteter Einstimmigkeit einsetzte, allerdings in einer innerlich unfruchtbaren und nicht entwicklungsfähigen Weise, indem man einfach eine Stimme singen ließ, wogegen die andern von Instrumenten ausgeführt wurden.

Das Madrigal nun eroberte sich schnell die damalige musikalische

Welt, vor allem auch Deutschland, das durch die zahlreichen Beziehungen seiner Musiker zu Italien sofort die dortigen Errungenschaften in die heimatliche Musik übertragen zu sehen gewohnt war. Wir wundern uns darum nicht, daß der größte in Deutschland wirkende Musiker des ausgehenden Mittelalters, Orlandus Lassus, für seine weltlichen Lieder zu allen möglichen Vorbildern griff, nur nicht zum deutschen Volkslied; und für die nächsten Jahrzehnte bleibt es denn auch das Bestreben unserer deutschen Komponisten, in ihren deutschen Liedern die Art der Madrigale, Canzonen und Villanellen genau zu bewahren. Wenn bei einzelnen von ihnen trotzdem ein deutscher Charakter vorhanden ist, so liegt das eben daran, daß sich die heimische Art doch nicht vollständig verleugnen ließ, ferner auch daran, daß nunmehr das Textwort ja immer im Vordergrunde blieb. Aber so hoch wir einzelne dieser fremdartigen Kunstgebilde vom rein musikalischen Standpunkte aus schätzen mögen, als Ganzes können wir diese Zeit nur als die eines wenig wertvollen Übergangs betrachten. Erst als das einstimmige Lied sich Geltung schaffte, beginnt die deutsche Musik sich auf ihr eigenes Wesen zu besinnen, trotzdem ja auch die Anregung zu einstimmigem Gesang von Italien ausging. Unser Vaterland war eben durch die schweren Glaubenskämpfe zu sehr in Anspruch genommen, als daß es auf dem Gebiete der künstlerischen Kultur von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab noch viel hätte hervorbringen können, und als gar der Dreißigjährige Krieg kam, da schien die Kraft überhaupt für immer ertötet zu sein.

Daran müssen wir denken, wenn wir die historische Bedeutung dieser künstlerischen Fremdherrschaft würdigen wollen. Dadurch, daß wir so gute Nachahmer waren, so sehr empfänglich für fremde Herrschaft, dadurch, daß wir uns so gar nicht bemühten, unser eigenes Wesen zur Geltung zu bringen, gelang es in dieser traurigen Zeit, als die eigene Art der völligen Vernichtung nahe und jedenfalls zu schwach war, sich schöpferisch zu betätigen, wenigstens die Formen der Kunst uns zu erhalten und auszubilden. Als dann allmählich der deutsche Geist wieder erstarkte und sich die Schätze des Gemütslebens und die seelische Kraft wieder angehäuft hatten, da fanden die schöpferischen Geister wenigstens bereits Material vor, mit dem sie arbeiten konnten. Das ist in der Musik mehr, als bei den anderen Künsten. Bedenken wir, daß noch in unserer Zeit ein Hanslick die Musik als „tönend bewegte Form" bezeichnen konnte. Und wenn wir diese Definition als außerordentlich eng und äußerlich ablehnen, so erkennen wir doch den Wert, den auch die bloße musikalische Form bereits haben kann. An dieser Form hatten wir aber auch während des niedrigsten Kulturzustandes zu arbeiten vermocht, und darum offenbarte sich auch die neue Schöpferkraft des deutschen Volkes zuallererst auf dem Gebiete der Musik. Händel und Joh. Seb. Bach sind mehr als ein Menschenalter älter als Klopstock, und als der „Messias" den neuen Frühling der deutschen Dichtung ankündigte, lag die Riesenarbeit dieser gewaltigen Musiker bereits abgeschlossen vor.

* *
*

Nur noch weniger Worte bedarf es über die Komponisten, die in dieser Gattung des deutschen Liedes Bedeutung haben. Obenan steht Hans Leo Haßler (1564—1612), weil sein Gemüt so echt deutsch war, daß es auch durch das fremde Gewand durchleuchtet. In seinem „Lustgarten neuer teutscher Gesänge" (1601) ist gut wandeln. Manche seiner Melodien zeugen dafür, wie nah man vor dem Dreißigjährigen Kriege dem echten deutschen Kunstliede war, wäre nur die Entwicklung nicht so jäh unterbrochen worden. Haßler brauchte in seinen „Teutschen Kirchengesängen zu vier Stimmen" (1608) als einer der ersten an Stelle des kontrapunktischen einen einfachen harmonischen Satz und als allererster gab er dem Sopran, also der natürlichen Oberstimme, die eigentliche Melodie, so daß also die andern Stimmen nur begleiten.

Die Stärke des italienischen Einflusses zeigt sich in der Tatsache, daß die beiden an sich sehr bedeutenden Komponisten Joh. Herm. Schein (1586—1630) und Heinrich Schütz (1585—1672) völlig in seinem Banne standen, der letztere sogar in ganz bewußter Weise. Aus der großen Zahl der übrigen sei nur noch Melchior Frank (etwa 1580—1639) genannt, dessen „Tanzlieder" zwar ebenfalls reichlich italienische Einflüsse zeigen, andererseits aber doch auch mit der Kürze der melodischen Phrase ein für den sinngemäßen Ausdruck sehr wertvolles Ausdrucksmittel gewinnen. Hier sehen wir doch ein lebhaftes Streben nach Charakteristik und damit eine hervorragende Eigenschaft deutscher Musik, die nun bald sich siegreich durchrang und damit die Weltherrschaft antrat.



Leoncavallos „Roland von Berlin".

Es sind ziemlich genau zehn Jahre her, seitdem im Königlichen Opernhause eine Oper „Die Medici" von Leoncavallo aufgeführt wurde. Ich entsinne mich noch sehr genau des Drumunddran der Première, während das Werk selbst mir völlig verblaßt ist. Es war einer jener Erfolge, denen der erfahrene Premièrenbesucher sofort die Äußerlichkeit anmerkt. Ich war damals noch unerfahren und befürchtete darum ein dauerndes Beharren des Werkes auf der Bühne. Ich befürchtete es; denn das war ja ganz und gar jene „große" Oper im Stile Meyerbeers, deren Überwindung eines der herrlichsten Verdienste Richard Wagners ist. Inzwischen bekamen wir vom Komponisten der „Bajazzi" noch „Die Bohême" zu hören. Wieder eine andere Art, aber wieder kein eigener Stil, so wenig dieser in jener erfolgreichen Erstlingsoper vorhanden war. Für mich stand danach und nach der Kenntnisnahme der Klavierauszüge zu „Chatterton" und „Zaza" das Urteil über Leoncavallo fest: „Trotz der ‚Bajazzi' ist Leoncavallo keine eigenartige oder selbständige Erscheinung, hat über-

haupt nichts von echter schöpferischer Künstlerschaft. Er ist nicht mehr als ein geschickter Macher, der die groben Akzente des italienischen Verismo durch einen reichlichen Einschuß von Sentimentalität genießbarer zu machen weiß. Am ehesten hätte er noch in leichtem, spielerigem Charakter bei durchaus geschlossenen Formen Brauchbares zu geben."

Man wird danach mir gern glauben, daß ich mit sehr geringen Erwartungen in die erste Aufführung des „Roland von Berlin" ging, zu dem Leoncavallo nach der oben erwähnten Aufführung der „Medici" vom deutschen Kaiser den Auftrag erhalten und angenommen hatte. Sehr viele Leute haben sich über diese ganze Entstehungsgeschichte der Oper mit bösen Worten aufgehalten. Das geschah, weil wir heute diese früher allgemein übliche Form nicht mehr gewohnt sind. Aber warum soll nicht eine Oper ebenso auf Bestellung geliefert werden wie ein Denkmal? Ich würde es an sich sogar recht schön finden, wenn häufiger Opern bestellt würden. Es käme bei der Vielartigkeit des Geschmacks an jeder deutschen Bühne dann wahrscheinlich in jedem Winter wenigstens ein neues Werk zur Aufführung, und das wäre ein viel besserer Zustand als der jetzige, wo unsere sämtlichen Bühnen zusammen knapp ein halbes Dutzend neuer Werke herausbringen, während Hunderte von Partituren vergeblich der Belebung harren.

Aber man hat sich wohl weniger über die Tatsache aufgehalten, daß der deutsche Kaiser einen solchen Auftrag erteilte, als daß er ihn einem Italiener gab. Mit einem gewissen Recht, obwohl damals der Kaiser von keinem deutschen Komponisten eine solche historische Oper sehen konnte, und doch natürlicherweise den Erfolg der „Medici" in seinem Opernhause für ehrlich halten mußte. Gewiß, wenn es galt, im „Roland von Berlin" so etwas wie eine preußisch-brandenburgische Oper zu schreiben, so war ein Ausländer der denkbar ungünstigste Mann. Wenn es aber nur darauf ankam, aus dem Roman von Willibald Alexis den Stoff für ein Textbuch zu gewinnen, so hätte an sich ein Italiener die Aufgabe ebensogut lösen können, wie der deutsche Richard Wagner einen „Rienzi" zu schaffen vermochte. Oder sollen wir gar auf die dramatische Dichtung hinweisen? Haben sich Shakespeare, Goethe oder Schiller bei der Wahl ihrer Stoffe von nationalgeographischen Rücksichten leiten lassen?

Nein, nein. Wenn Leoncavallos „Roland von Berlin" versagte, so ist die Ursache nicht, daß Leoncavallo ein Italiener, sondern daß er eben Leoncavallo ist. Nachzurühmen ist ihm nur, daß er darauf verzichtet hat, eine historisch-politische Oper zu schreiben. Denn in diesen Schilderungen der historischen und sozialen Verhältnisse beruht der Wert des Romans von Alexis. Für ein Drama waren sie nicht zu gebrauchen, weil diese Kämpfe und Streitereien um Güter gehen, die uns heute gleichgültig lassen, weil ihnen alle Größe, aller Dauerwert abgeht. Streitereien zweier Städte um allerlei Nichtigkeiten, eifersüchtige und kurzsichtige Wahrung veralteter städtischer Gerechtsame, Ständekämpfe — das alles kann uns in einem Roman fesseln, in dem der Dichter es versteht, uns durch seine Schilderung so in die betreffende Zeit zurückzuversetzen, daß wir selber gewissermaßen darin leben und für ihre kleinen Nöte Verständnis gewinnen. Außerdem kommt dem Roman unsere Teilnahme für die geschichtliche Vergangenheit und ihre Kulturzustände zugute. Im Drama aber wollen wir Leben sehen. Jene geschichtlichen Verhältnisse dürfen dem Bilde nur den Rahmen oder allenfalls den Hintergrund geben. Mehr nicht. Man denke an Shakespeares „Romeo und Julie" mit den Streitigkeiten der

Montecchi und Capuletti. Gewiß, auch historische Kämpfe können an sich dramatisch sein. Schillers „Tell" und Goethes „Egmont" beweisen es. Aber nur, wo unvergleichliche Volksgüter den Einsatz bilden, für die auch unser Herz noch schlägt. Sonst aber nicht. Darum hat Shakespeare in seinen Historien den Schwerpunkt aus dem historischen Geschehen in die Entwicklung menschlicher Charaktere verlegt, und der Fettwanst Fallstaff gilt uns mehr, als alle Schlachten um die englische Königskrone.

Der Roman von Willibald Alexis enthält keinen großen historischen Stoff, wohl aber genug menschlich Packendes. Um aus der Liebe des Tuchwirkers Henning zur Patrizierstochter Elsbeth einen wirksamen Operntext zu machen, dazu bedurfte es keines Dichters, sondern nur eines geschickten Theatermanns. Leoncavallo ist nicht einmal das. Mit einer strafwürdigen Gleichgültigkeit hat er für sein Textbuch einige Szenen und Personen des Romans zu gemeinsamem Wirken zusammengezwungen. Seine ganze Oberflächlichkeit aber offenbart er darin, daß er seine Oper entgegen dem Roman tragisch endigen läßt. Ohne jede innere Begründung, nur aus der rohen Überzeugung, daß heute tragische Ausgänge Mode sind, wird dieser lächerliche Totschlag auf der Bühne vollzogen. — So haben wir also hier, unter besonderem Schutze des deutschen Kaisers herangereift, mit den besten Kräften aufgeführt, mit den reichsten Mitteln ausgestattet, zwei Menschenalter nach Richard Wagners ersten entscheidenden Werken wieder eine „große" Oper allerschlimmster Sorte, ohne dramatische Wahrheit, ohne innere Notwendigkeit. Aneinander gereihte Szenen, Aufzüge der verschiedensten Art, auf daß nur immer für den Stoffhunger und die oberflächlichste Schaulust gesorgt sei.

Die Musik Leoncavallos hat keine Werte einzusetzen, die für den verfehlten Text entschädigen können. Im allgemeinen klingt sie gut, das ist alles. Eigenartig persönlich, charakteristisch, wirklich dramatisch ist sie nirgends. Aber auch an ausgesprochener, packender Melodik ist dieser Komponist so arm, daß er für sein wichtigstes Liebesmotiv eine Anleihe bei der Operette gemacht hat, die dem Werk leicht verhängnisvoll werden kann. Die Oper hatte natürlich bei der ersten Aufführung einen lauten Erfolg, und die aufgestachelte Neugier wird eine größere Zahl von Aufführungen ermöglichen. Von langer Dauer wird der Erfolg nicht sein. Dann wird der Roland in der Theaterversenkung verschwinden, die damit wieder einmal eine ihrer guten Eigenschaften bewährt.

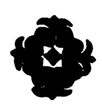
St.



Neue Musikalien.

Zwei neue Bände der Volksausgabe von Breitkopf & Härtel in Leipzig bieten als beste Illustration zu unserem heutigen Aufsatz „Madrigale berühmter Meister des 16.—17. Jahrhunderts", herausgegeben von W. Barclay Squire. Daß ein Engländer Herausgeber ist, überrascht den nicht, der bedenkt, daß in England das Madrigal bis auf den heutigen Tag sich einer großen Beliebtheit erfreut, daß die Engländer auch auf diesem Gebiete der Musik, die ihnen sonst ja als Schaffensgebiet fast völlig verschlossen

ist, wirklich Gutes geleistet haben. Der erste Band enthält denn auch zwölf Madrigale der Engländer Bateson, Byrd, Dowland, Gibbons, Morley, Tomkins, Ward und Wilbye aus den Jahren 1589 bis 1622. Im zweiten Band, der fünfzehn Stücke enthält, ist die Gesellschaft internationaler. Archadelt, Gastoldi, Marenzio, Vecchi sind Italiener, der erstere freilich in den Niederlanden geboren. Orlandus Lassus, Haiden, Haßler vertreten Deutschland, Jannequin Frankreich, Sweelinck und Waelraut die Niederlande. Der Herausgeber hat klugerweise die Lieder in den heutigen Schlüsseln notiert und einen Klavierauszug beigefügt, wodurch auch dem weniger Geübten das Studium erleichtert wird. St.

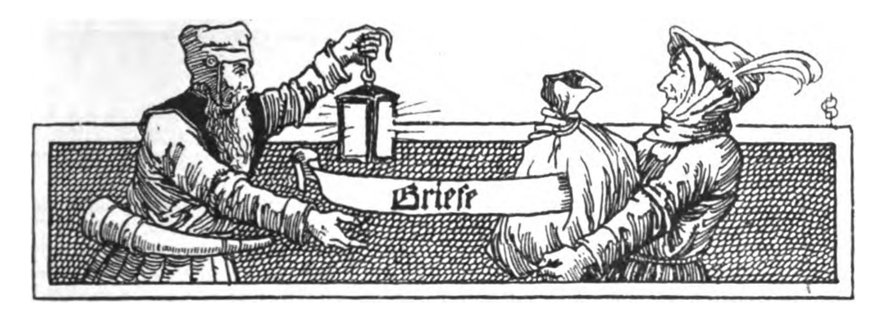


Zu unseren Kunstbeilagen.

Es bedarf heute kaum eines Hinweises auf die beigegebenen Kunstblätter, die alle für sich selber sprechen. In der Photogravüre lernen unsere Leser wieder einen der Worpsweder näher kennen, über die ihnen im Juniheft des letzten Jahrgangs eingehender gesprochen wurde. Hans am Ende ist ausschließlich Landschafter, eine feine lyrische Natur mit zarter Empfindsamkeit für Stimmungsreize. Die weiche Schwermut eines jungen Wintertages gibt auch das heute mitgeteilte Bild. Als Seitenstück dazu geben wir eine Winterlandschaft von Ruisdael, fast die einzige dieses so fruchtbaren Meisters. Es ist eine auffällige und einer besonderen Betrachtung werte Erscheinung, daß das Malerische der Winterlandschaft so spät erkannt wurde. Breughel ist wohl überhaupt der erste, der Winterlandschaften gemalt hat, und da geschah es zumeist als Hintergrund für eine der Winterzeit angehörige Begebenheit (Anbetung der drei Könige oder Eissport), nicht aus Hochschätzung der eigentlichen landschaftlichen Reize. Diese liegt dagegen in diesem Ruisdael vor, der eine Zierde des Amsterdamer Reichsmuseums ist.

Und nun Ernst Müllers Büste des Dichters Wilhelm Raabe, den zahlreichen Verehrern des Dichters zur Freude, diesem selber eine bescheidene Huldigung zum fünfzigjährigen Schriftstellerjubiläum. Man darf dieses Werk kühn als eine der höchsten Leistungen der Porträtkunst aller Zeiten preisen. Was Plastik im Porträt geben kann, ist hier erreicht, erreicht unter besonders erschwerenden Umständen. Denn das zuckende und doch halb versteckte Leben in diesem bis in die letzte Falte bewegten und durchseelten — man verzeihe das Wort — Gesicht war nach landläufiger Ansicht so unplastisch wie möglich. Ja, wenn dieser Künstler eben ein bloßer Plastiker wäre, hätte er die Aufgabe sicher nie gelöst. Aber er ist der sichere Künder innersten Seelenlebens, und das Material, mit dem er arbeitet, muß sich fügen. Und es fügt sich, denn der Geist ist Herrscher in der Kunst und gibt der Form die Gesetze. St.





B. L., St. — M. H. N. — A. F. in R. — E. S., O. i. B. — H. B., A. a. R. — Th. D., G. — Felix B., H. a. S. — J. W., K. b. B. (H.) — M. W., K. — K. K., O. a. H. — G. D., G. — Fr. B., G., P. W., B. — E. P. B.-E. — F. S., C. — F. G., St. i. E. — F. Frfr. v. B., D., B. — K. L. P. — M. B., Schl. — G. A. R., E., N. Y. — M. G., c. th., L. — O. F. (Treuhold), S., P. G. — A. H., Z. — R. H., B. — E. H., H. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

T. W. in S. „Warum" kommt wohl für uns in Betracht. Definitiver Bescheid geht Ihnen nach erfolgter Entscheidung schriftlich zu. Frdl. Gruß!

K. C., D. — F. E., A., H. — H.-B., E.-R. Verbindl. Dank für die Zeitungsausschnitte.

J. M., J. Wir haben Ihren Brief dem Dichter selber eingesandt, der Ihnen ja am besten die gewünschte Aufklärung zu geben imstande ist.

Dr. D., B. — G. W., T. — Dr. E., B. — R. St., T. Der T. muß Sie bitten, sich frdl. bis zum nächsten Hefte gedulden zu wollen.

R. G., T. a. M. Betreffs Ihres Studienganges wenden Sie sich am besten mit einer schriftlichen Anfrage an die eben eröffnete „Akademische Auskunftsstelle an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität" zu Berlin (Berlin C. 2, Platz am Opernhause). Diese will eine Zentralstelle für alle Auskünfte bilden, die geeignet erscheinen, den Studierenden für ihre Studienzwecke förderlich zu sein und besonders auch den ausländischen Studierenden ihren Studienaufenthalt in Berlin zu einem nutzbringenden zu gestalten. Außerdem wird sie gern bereit sein, auch anderen Personen, in erster Linie solchen, welche Berlin zu wissenschaftlichen Zwecken besuchen, zur Erreichung ihrer Ziele die erforderlichen Auskünfte zu gewähren. Die Auskunftsstelle befindet sich im Universitätsgebäude zu ebener Erde gegenüber der Pförtnerwohnung und ist an den Wochentagen von 10—1½ Uhr vormittags und von 6½—7½ Uhr nachmittags geöffnet. In der Zeit der gesetzlichen Universitätsferien fällt der Nachmittagsdienst fort. Die Auskunftsstelle erteilt Auskünfte sowohl auf mündliche wie auf schriftliche Anfragen. Für schriftliche Anfragen ist ein Briefkasten angebracht, der um 10 Uhr morgens und um 6 Uhr abends geleert wird. — Zur Einführung in die Philosophie Kants sei Ihnen das Werk von Dr. M. Kronenberg, „Kant, sein Leben und seine Lehre" empfohlen (München, C. H. Beck. 4 Mk.). Auch die kleine Schrift von Ludw. Goldschmidt: „Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. Gemeinverständliche Würdigung". (Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 80 Pf.). Vielleicht wagen Sie sich auch an die Kantwerke von Kuno Fischer. Wollen Sie Kant selbst lesen, so greifen Sie erst einmal zu dem Kant-Bande der soeben bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, erschienenen Sammlung: „Bücher der Weisheit und Schönheit" (2,50 Mk.).

M. H. N. Wie hunderttausend andere gemütbegabte Menschen haben Sie die Fähigkeit, sinnige Gedanken in mehr oder weniger glatte Reime zu bringen. Wenn nur jene Tausende nicht den falschen Ehrgeiz haben wollten, derartige Stimmungsniederschläge, selbst wenn der wohlwollende Kritiker sie vielleicht noch mit dem Prädikate „ganz nett" zensieren würde, nun auch gedruckt zu sehen! Was so im vertrauten Kreise Nächststehender mit Recht als schöne, auszeichnende Gabe bemerkt und dankbar anerkannt wird, muß doch nicht gleich als weltbewegende Künstlerleistung gewertet und an die breite Öffentlichkeit getragen zu werden den Anspruch erheben. Frdl. Gruß!

K., Pf., K. Mit größtem Interesse hat der T. Ihre Ausführungen gelesen und wird sie gern verwenden, sobald Sie ihn dazu autorisieren werden. Herzlichen Dank und Gruß!

E. S., N. Sie suchen nach einem Gedicht, dessen Inhalt folgender: Ein Vater gibt seinem Sohne, der zum Studium auszieht, die letzten Mahnungen: „Vor allem, mein Sohn, hüte dich vor Jena! Da gibt es Mensuren und Lichtenhainer und Mädels in Menge!" Als der Vater an der Gartentür das letzte Wort sagen will, da spricht aus ihm die schöne Erinnerung an sonnige Studentenzeiten in Jena, und sein letztes Wort von all den letzten ist: „Ich würde doch nach Jena gehn." In Erinnerung ist uns das Gedicht wohl, doch haben wir es bisher nicht wiederzufinden vermocht. Vielleicht sagt uns ein frdl. Leser, wo es zu finden und wer der Verfasser ist.

A. B., W. Vielen Dank für die Adressen. Der Verlag dürfte inzwischen den Genannten Probenummern zugesandt haben. Auch die Türmerpostkarten werden Ihnen zugehn. — Leider hat sich der T. für die frdl. mitgesandten Gedichte nicht entscheiden können. Vielleicht trifft sich's bei nächster Gelegenheit besser.

Frau E. R. Herzlichen Dank für den frdl. Weihnachts- und Neujahrswunsch und Gruß!

Dr. E. K., C. Besten Dank! Für die Off. Halle in Aussicht genommen.

Mahlis. Über Joh. Doses Lebens- und Bildungsgang können wir Ihnen folgendes mitteilen: Geboren ist Dose am 23. August 1860 zu Öddis im nördlichen Schleswig, das infolge des Wiener Friedens an Dänemark abgetreten wurde. Die Eltern siedelten nun nach Hadersleben über. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe von der Mutter. 1868 kam er aufs Gymnasium, das er 1880 mit dem Zeugnis der Reife verließ. In Kiel und Leipzig studierte er Theologie. 1883 bestand er das erste Examen und ein Jahr später die Staatsprüfung, die ihm den „2. Charakter mit rühmlicher Auszeichnung" eintrug. Auf Veranlassung des Generalsuperintendenten D. Gott, der ihm wohlwollte, trat er in das Predigerseminar zu Hadersleben ein, wo er anderthalb Jahre verblieb. In diese Zeit fällt die Verlobung mit einem Mädchen aus Nordschleswig, das in die Werbung für Dänemark verwickelt war. Dose verlor darüber, trotzdem er zweimal Prädikant gewesen, die Hoffnung auf Anstellung in der Heimat. Und auch als die Verlobung sich löste, wollte sich ihm die Zukunft nicht hoffnungsvoller gestalten, so daß er sich zur Auswanderung nach Amerika entschloß. 1889—1893 versuchte er sich dort mit wechselndem Glück in verschiedenen Stellungen, zuerst anderthalb Jahre zu Oto in Nebraska als Pastor einer Gemeinde von 30 deutschen Familien ostfriesischer Abstammung. In einer Stadt in Jowa fand er dann Unterkunft bei einem Eisenwarenhändler, einem Hessen, dem er dafür die Geschäftsbücher führte. In Philadelphia erhielt er dann wieder eine Anstellung von längerer Dauer: an einem dortigen Waisenhause wirkte er anderthalb Jahre. Herbst 1893 trieb ihn das Heimweh nach Deutschland zurück, in Schleswig bei der Mutter, der er in seinem „Muttersohn" ein Denkmal dankbarer Kindesliebe gesetzt, fand er Zuflucht bis 1900, zuerst mit Privatunterricht beschäftigt, dann mit wachsendem Erfolge schriftstellerisch tätig. Seine Erzählungen „Magister Vogelius" und der „Kirchherr von Westerwohld" lenkten gleich den Blick auf ihn, und mit „Frau Treue" war sein Ruf fest gegründet. Er durfte an die Gründung eines eigenen Herdes denken. Seit 1902 lebt er mit seiner Gattin, die er sich aus Binz auf Rügen geholt, in Lübeck, wo er sich in der Fackenburger Allee ein trauliches, schlicht-vornehmes, lindenüberschattetes Heim geschaffen hat. — Für Ihre frdl. Worte aufrichtigen Dank! Die Studie würden wir gern lesen. Ihrem „Türmerabend" herzlichen Gruß!

G. M., Aurora, Illinois, U. S. A. Herzlichen Dank für Ihre freundliche Zuschrift!

N. B., O. — O. Sch., B. — A. G., W. Besten Dank für Ihre freundlichen Angebote. Aber die Musikbeilagen im nächsten Jahrgang des Türmers dienen zur Erläuterung für die darin erscheinende Geschichte des deutschen Liedes. Sie sind deshalb schon bestimmt.

Organist B., D. Ferdinand Hummels „Halleluja" in der Bearbeitung für vierstimmigen gemischten Chor eignet sich gut für ein Kirchweihfest. Verlag E. Eulenburg, Leipzig. Partitur und Stimmen je 80 Pf.

Hugo-Wolf-Verehrer. Ein solcher bin ich auch. Aber so geärgert habe ich mich über die Anrempeleien des Verstorbenen durch Max Kalbeck nicht. Über diesen Herrn ärgere ich mich ebensowenig, wie in den letzten Jahren über Hanslick. Warum? Sie sprechen sich ihr Urteil ja selbst. Und nicht nur als Künstler, sondern, wo die Beschimpfung so aus Sensationssucht und persönlicher Eifersüchtelei erfolgt, wie im Fall Kalbeck, auch als Menschen. Also ruhig Blut. Übrigens hat Herr K. ja auch bereits eine gewundene Entschuldigung veröffentlicht. Wozu für ihn weiter Reklame machen?

Dringend gefl. Beachtung empfohlen!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber" oder „an die Redaktion des Türmers" (beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 5) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ◦ ◦ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen). ◦ ◦ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ◦ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



„Luce negl' occhi."

„Hütet euch, Männer!"

Fünfstimmiges Madrigal

aus „Madrigali a 5, 6, 7 und 8 voci." (Augsburg 1596.)

Deutscher Text von John Bernhoff.

Hans Leo Hassler.
Herausgegeben von W. Barclay Squire.

Allegretto.

Soprano I.

Soprano II.

Alto.

Tenore. (8va più basso).

Basso.
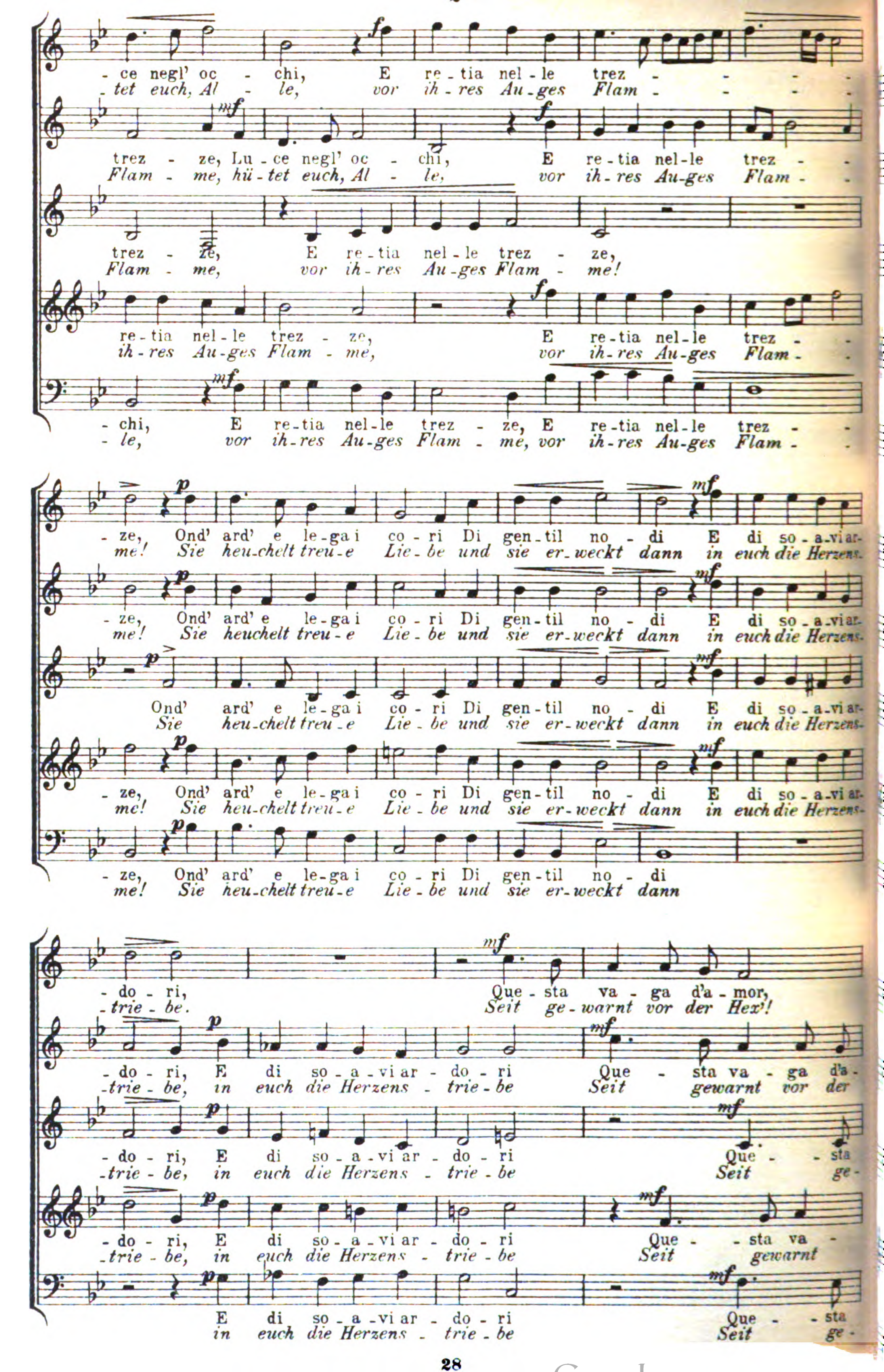
Soprano I: Lu - ce negl' oc - chi, E re - tia nel - le trez - - - - - - - - ze, Lu -
Hü - tet euch, Al - le, vor ih - res Au - ges Flam - - - - - - - - me! Hü -
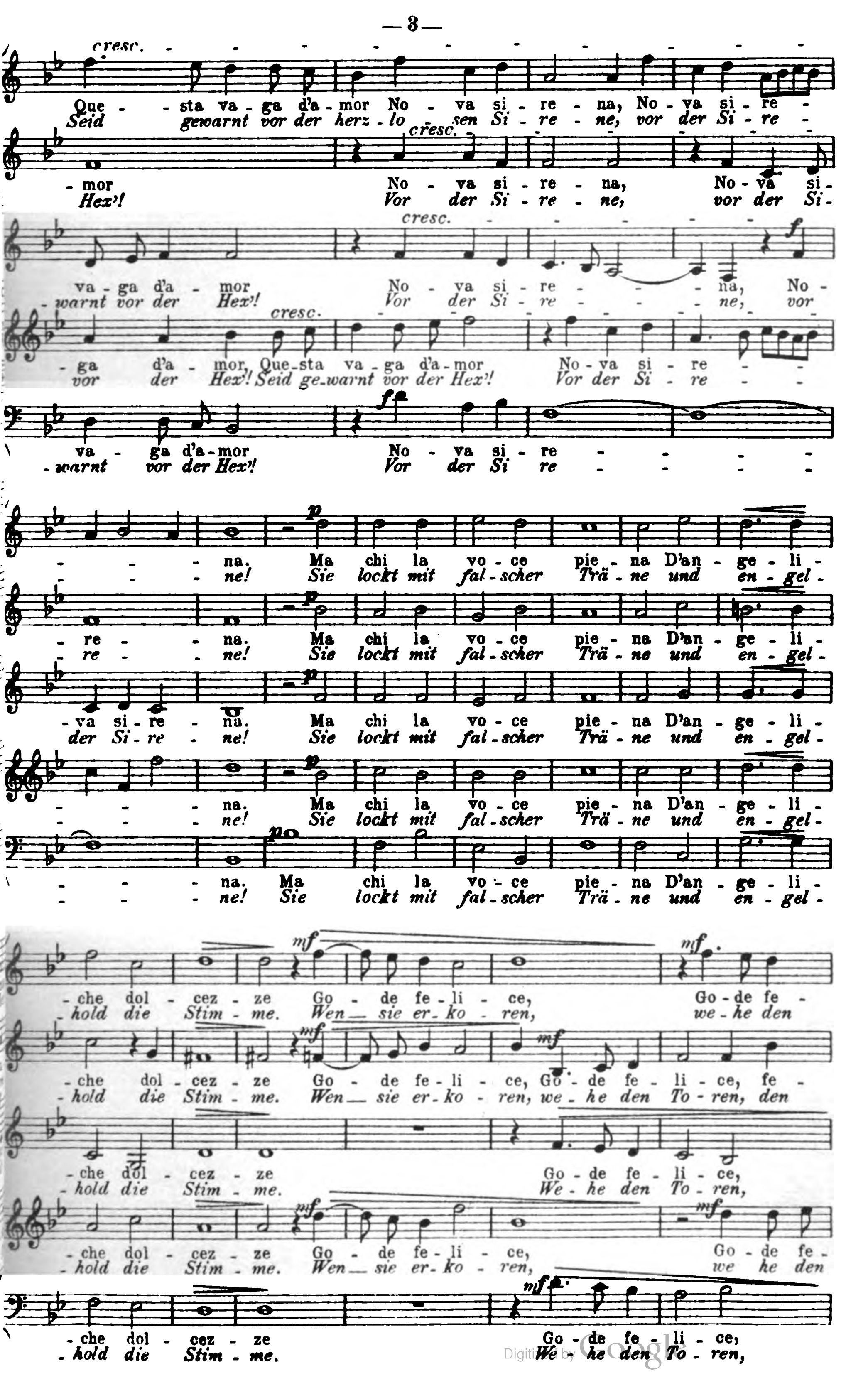
Soprano II: Lu - ce negl' oc - chi, E re - tia nel - le trez - - - - - - ze, E re - tia nel - le
Hü - tet euch, Al - le, vor ih - res Au - ges Flam - - - - - - me! Vor ih - res Au - ges
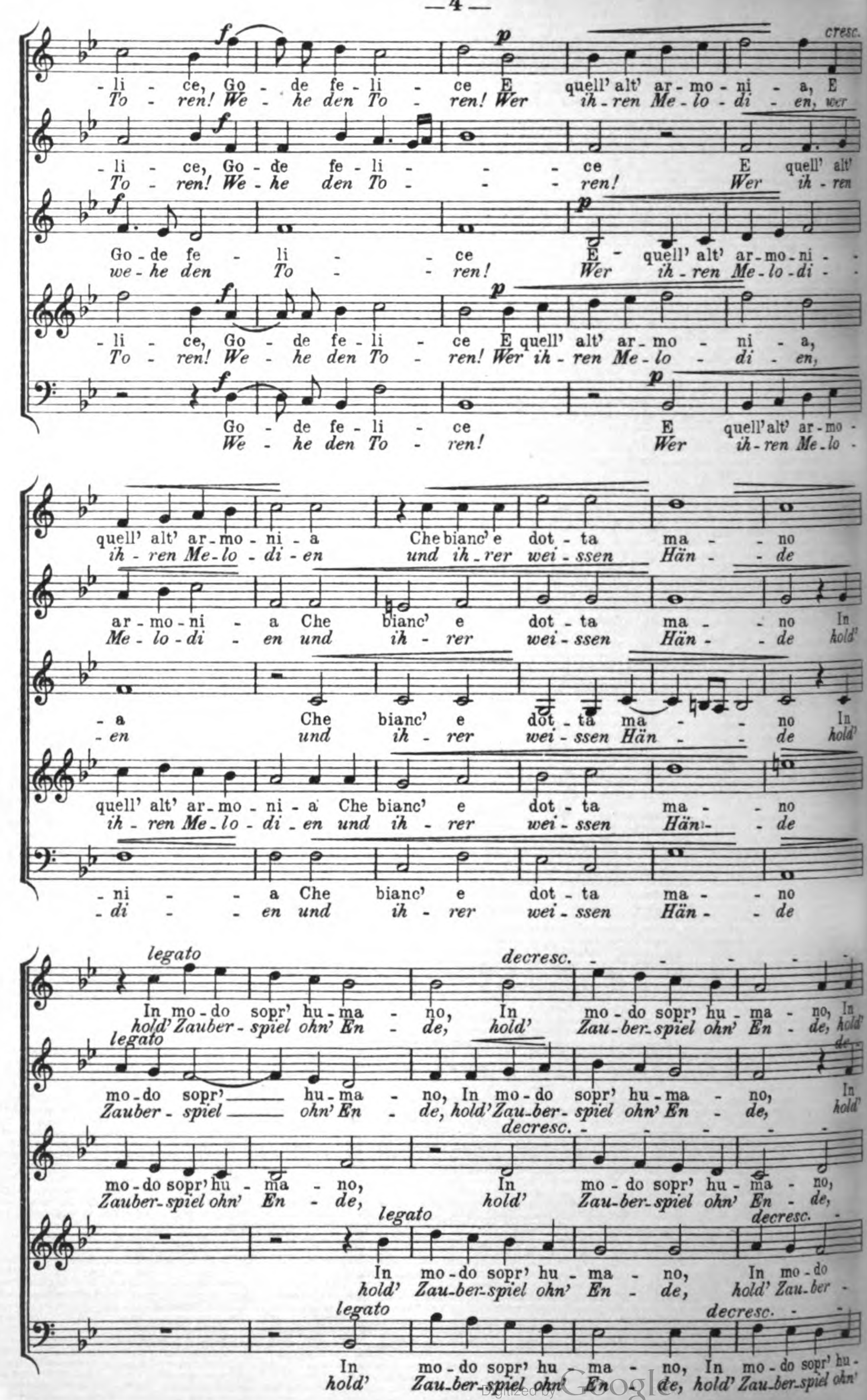
Alto: Lu - ce negl' oc - chi, E re - tia nel - le
Hü - tet euch, Al - le vor ih - res Auges

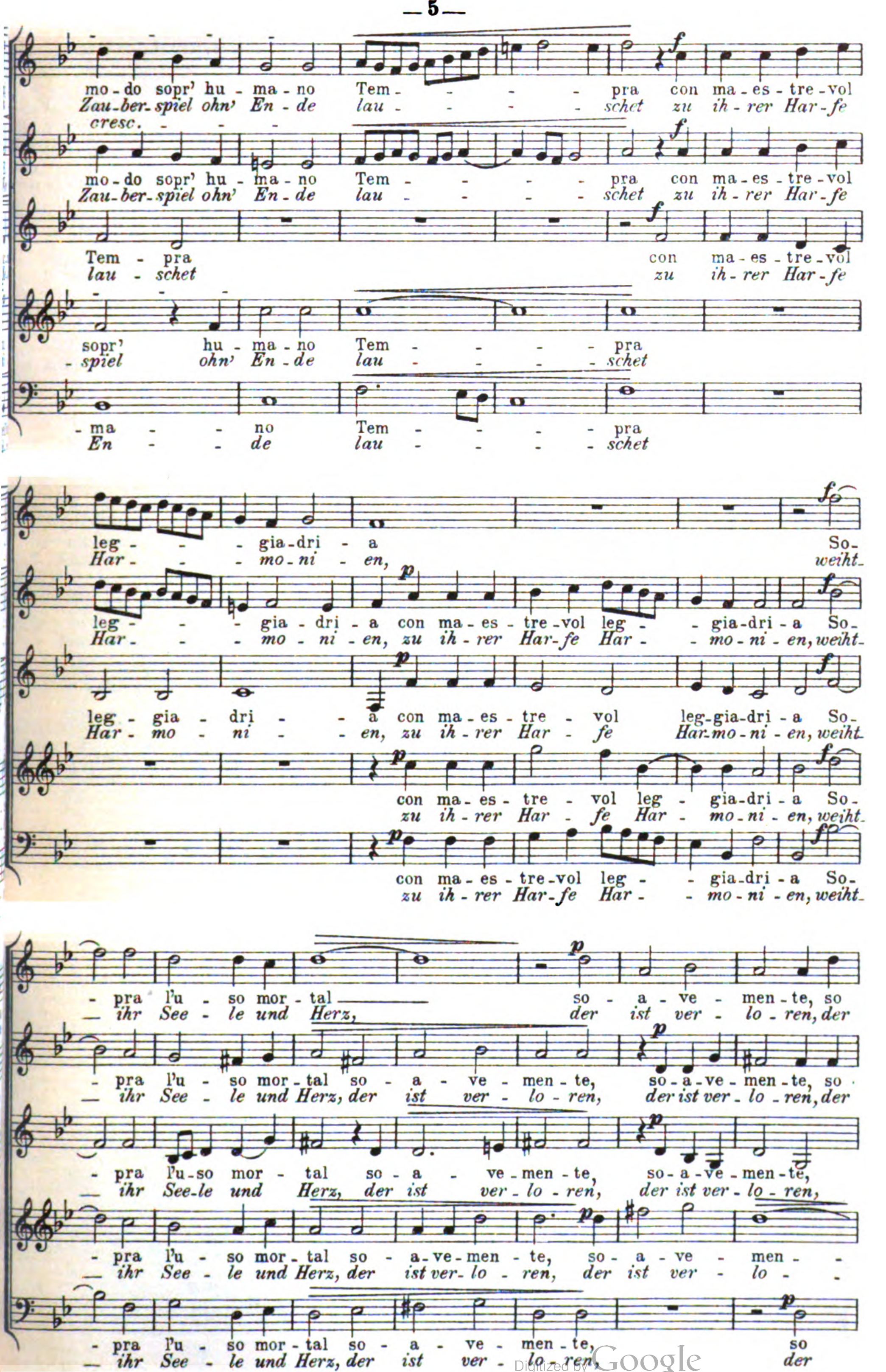
Tenore: Lu - ce negl' oc - chi, E
Hü - tet euch, Al - le, vor

Basso: Lu - ce negl' oc -
Hü - tet euch, Al -
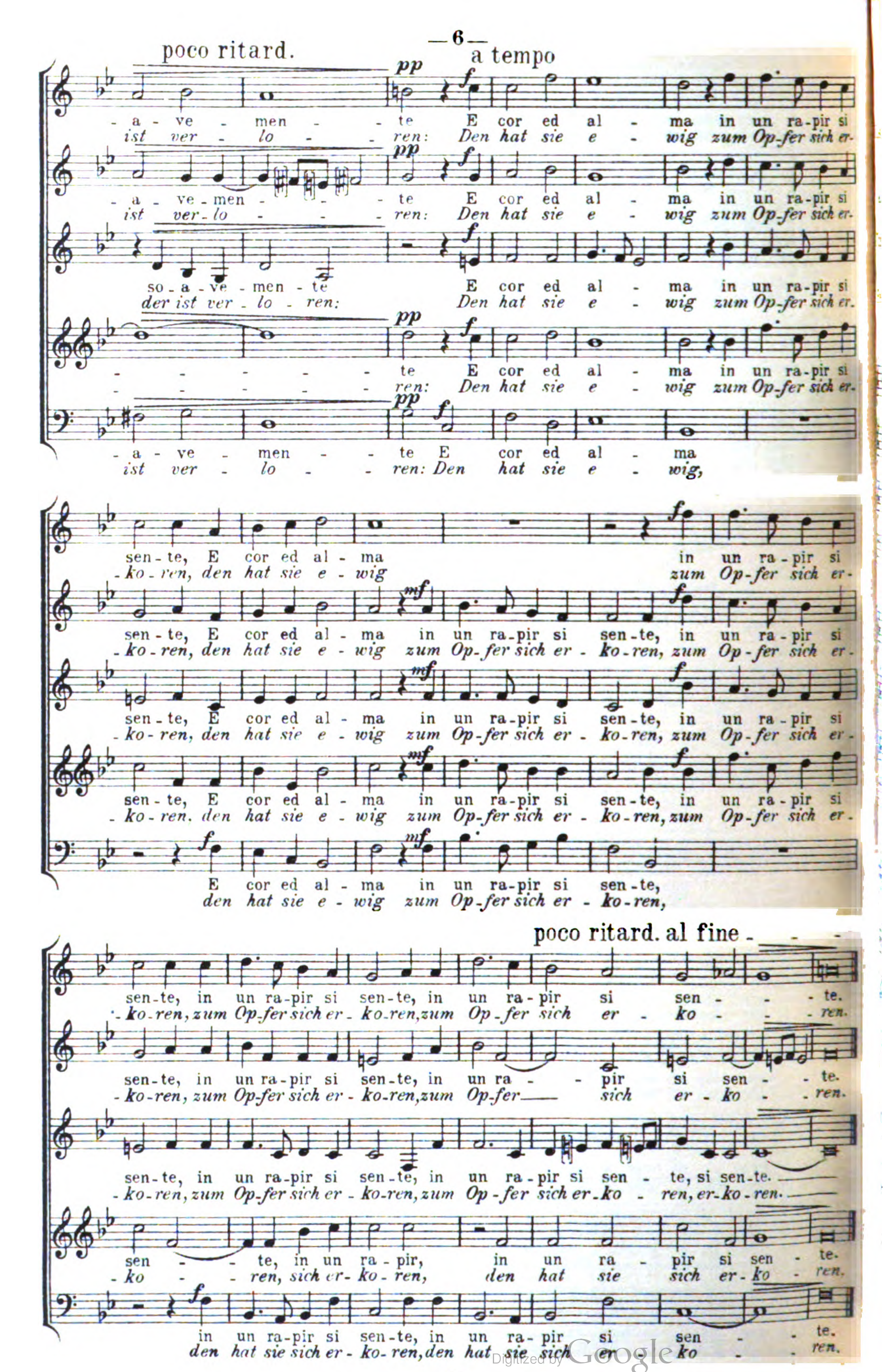

ce negl' oc - chi, E re-tia nel-le trez
tet euch, Al - le, vor ih-res Au-ges Flam
trez - ze, Lu-ce negl' oc - chi, E re-tia nel-le trez
Flam - me, hü-tet euch, Al - le, vor ih-res Au-ges Flam
trez - ze, E re-tia nel-le trez - ze,
Flam - me, vor ih-res Au-ges Flam - me!
re-tia nel-le trez - ze, E re-tia nel-le trez
ih-res Au-ges Flam - me, vor ih-res Au-ges Flam
chi, E re-tia nel-le trez - ze, E re-tia nel-le trez
le, vor ih-res Au-ges Flam - me, vor ih-res Au-ges Flam
ze, Ond' ard' e le-ga i co-ri Di gen-til no - di E di so-a-vi ar-
me! Sie heu-chelt treu-e Lie-be und sie er-weckt dann in euch die Herzens-
ze, Ond' ard' e le-ga i co-ri Di gen-til no - di E di so-a-vi ar-
me! Sie heuchelt treu-e Lie-be und sie er-weckt dann in euch die Herzens-
Ond' ard' e le-ga i co-ri Di gen-til no - di E di so-a-vi ar-
Sie heu-chelt treu-e Lie-be und sie er-weckt dann in euch die Herzens-
ze, Ond' ard' e le-ga i co-ri Di gen-til no - di E di so-a-vi ar-
me! Sie heu-chelt treu-e Lie-be und sie er-weckt dann in euch die Herzens-
ze, Ond' ard' e le-ga i co-ri Di gen-til no - di
me! Sie heu-chelt treu-e Lie-be und sie er-weckt dann
do - ri, Que-sta va-ga d'a-mor,
trie - be. Seit ge-warnt vor der Hex'!
do - ri, E di so-a-vi ar - do - ri Que - sta va - ga d'a-
trie - be, in euch die Herzens - trie-be Seit gewarnt vor der
do - ri, E di so-a-vi ar - do - ri Que - sta
trie - be, in euch die Herzens - trie-be Seit ge-
do - ri, E di so-a-vi ar - do - ri Que - sta va -
trie - be, in euch die Herzens - trie-be Seit gewarnt
E di so-a-vi ar - do - ri Que - sta
in euch die Herzens - trie-be Seit ge-


cresc.
Que - sta va - ga d'a - mor No - va si - re - na, No - va si - re -
Seid gewarnt vor der herz - lo - sen Si - re - ne, vor der Si - re -
cresc.
- mor No - va si - re - na, No - va si -
Hex'! Vor der Si - re - ne, vor der Si -
cresc.
va - ga d'a - mor No - va si - re - na, No -
- warnt vor der Hex'! Vor der Si - re - ne, vor
cresc.
- ga d'a - mor, Que - sta va - ga d'a - mor No - va si - re
vor der Hex'! Seid ge - warnt vor der Hex'! Vor der Si - re
fp
va - ga d'a - mor No - va si - re
- warnt vor der Hex'! Vor der Si re
p
- na. Ma chi la vo - ce pie - na D'an - ge - li -
- ne! Sie lockt mit fal - scher Trä - ne und en - gel -
p
- re - na. Ma chi la vo - ce pie - na D'an - ge - li -
- re - ne! Sie lockt mit fal - scher Trä - ne und en - gel -
p
- va si - re - na. Ma chi la vo - ce pie - na D'an - ge - li -
der Si - re - ne! Sie lockt mit fal - scher Trä - ne und en - gel -
p
- na. Ma chi la vo - ce pie - na D'an - ge - li -
- ne! Sie lockt mit fal - scher Trä - ne und en - gel -
p
- na. Ma chi la vo - ce pie - na D'an - ge - li -
- ne! Sie lockt mit fal - scher Trä - ne und en - gel -
mf mf
- che dol - cez - ze Go - de fe - li - ce, Go - de fe -
- hold die Stim - me. Wen sie er - ko - ren, we - he den
mf mf
- che dol - cez - ze Go - de fe - li - ce, Go - de fe - li - ce, fe -
- hold die Stim - me. Wen sie er - ko - ren, we - he den To - ren, den
- che dol - cez - ze Go - de fe - li - ce,
- hold die Stim - me. We - he den To - ren,
mf mf
- che dol - cez - ze Go - de fe - li - ce, Go - de fe -
- hold die Stim - me. Wen sie er - ko - ren, we he den
mf
- che dol - cez - ze Go - de fe - li - ce,
- hold die Stim - me. We - he den To - ren,


cresc.
- li - ce, Go - de fe - li - ce E quell' alt' ar - mo - ni - a, E
To - ren! We - he den To - ren! Wer ih - ren Me - lo - di - en, wer
- li - ce, Go - de fe - li - ce E quell' alt'
To - ren! We - he den To - ren! Wer ih - ren
Go - de fe - li - ce E - quell' alt' ar - mo - ni -
we - he den To - ren! Wer ih - ren Me - lo - di -
- li - ce, Go - de fe - li - ce E quell' alt' ar - mo - ni - a,
To - ren! We - he den To - ren! Wer ih - ren Me - lo - di - en,
Go - de fe - li - ce E quell' alt' ar - mo -
We - he den To - ren! Wer ih - ren Me - lo -
quell' alt' ar - mo - ni - a Che bianc' e dot - ta ma - no
ih - ren Me - lo - di - en und ih - rer wei - ssen Hän - de
ar - mo - ni - a Che bianc' e dot - ta ma - no In
Me - lo - di - en und ih - rer wei - ssen Hän - de hold'
- a Che bianc' e dot - ta ma - no In
- en und ih - rer wei - ssen Hän - de hold'
quell' alt' ar - mo - ni - a Che bianc' e dot - ta ma - no
ih - ren Me - lo - di - en und ih - rer wei - ssen Hän - de
- ni - a Che bianc' e dot - ta ma - no
- di - en und ih - rer wei - ssen Hän - de
legato
decresc.
In mo - do sopr' hu - ma - no, In mo - do sopr' hu - ma - no, In
hold' Zauber - spiel ohn' En - de, hold' Zau - ber - spiel ohn' En - de, hold'
legato
mo - do sopr' hu - ma - no, In mo - do sopr' hu - ma - no, In
Zauber - spiel ohn' En - de, hold' Zau - ber - spiel ohn' En - de, hold'
decresc.
mo - do sopr' hu - ma - no, In mo - do sopr' hu - ma - no,
Zauber - spiel ohn' En - de, hold' Zau - ber - spiel ohn' En - de,
legato
decresc.
In mo - do sopr' hu - ma - no, In mo - do
hold' Zau - ber - spiel ohn' En - de, hold' Zau - ber -
legato
decresc.
In mo - do sopr' hu - ma - no, In mo - do sopr' hu -
hold' Zau - ber - spiel ohn' En - de, hold' Zau - ber - spiel ohn'



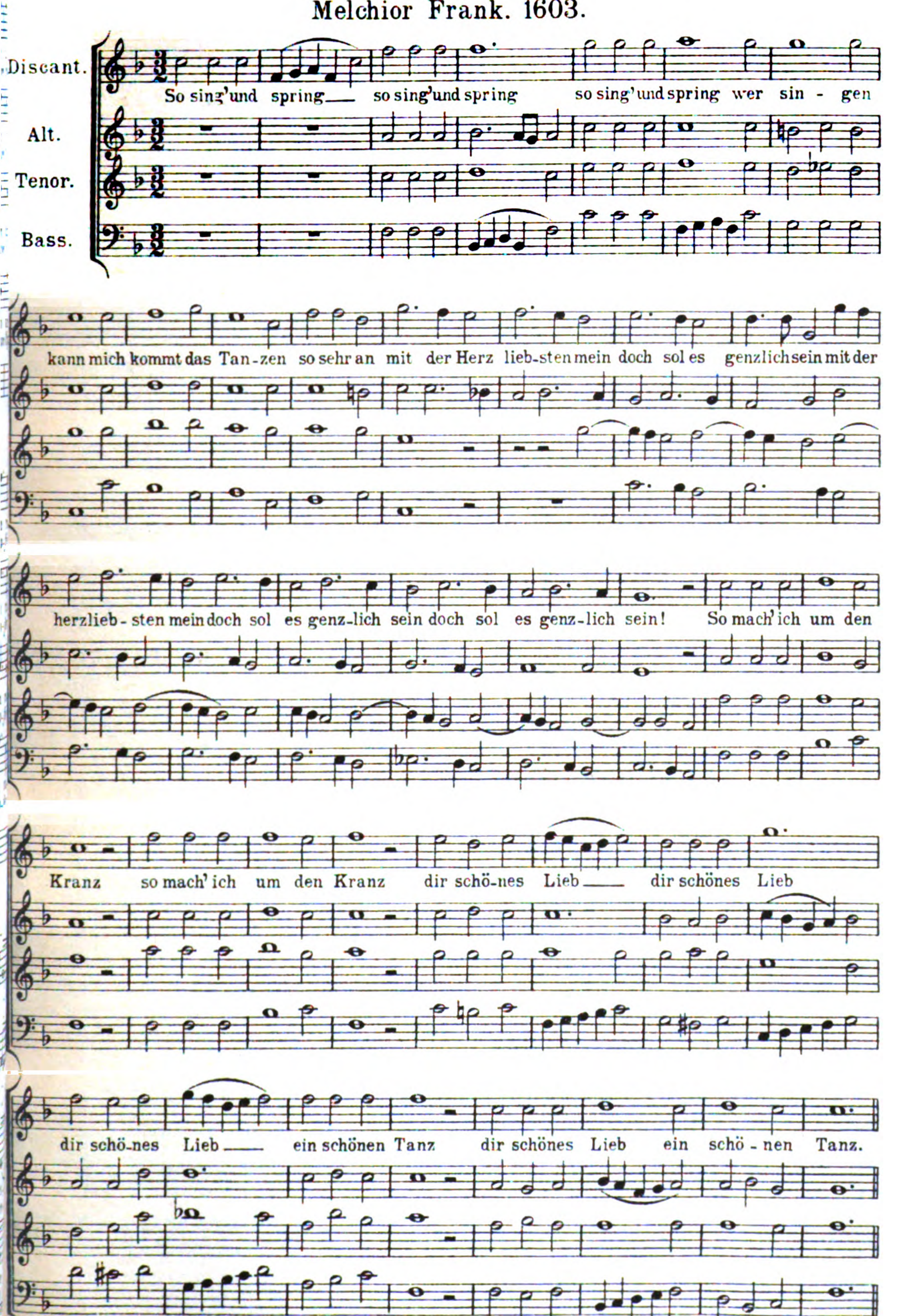
cresc.
mo-do sopr' hu-ma-no Tem - - - - pra con ma-es-tre-vol
Zau-ber-spiel ohn' En-de lau - - - - schet zu ih-rer Har-fe
mo-do sopr' hu-ma-no Tem - - - - pra con ma-es-tre-vol
Zau-ber-spiel ohn' En-de lau - - - - schet zu ih-rer Har-fe
Tem - pra con ma-es-tre-vol
lau - schet zu ih-rer Har-fe
sopr' hu-ma-no Tem - - - - pra
-spiel ohn' En-de lau - - - - schet
-ma - - no Tem - - - - pra
En - - de lau - - - - schet
leg - - - gia-dri - a So-
Har - - - mo-ni - en, weiht-
leg - - - gia-dri-a con ma-es-tre-vol leg - - gia-dri-a So-
Har - - - mo-ni-en, zu ih-rer Har-fe Har - - mo-ni-en, weiht-
leg-gia-dri - - a con ma-es-tre - vol leg-gia-dri-a So-
Har-mo-ni - - en, zu ih-rer Har - fe Har-mo-ni-en, weiht-
con ma-es-tre - vol leg - gia-dri-a So-
zu ih-rer Har - fe Har - mo-ni-en, weiht-
con ma-es-tre-vol leg - - gia-dri-a So-
zu ih-rer Har-fe Har - - mo-ni-en, weiht-
-pra l'u-so mor-tal so-a-ve-men-te, so
— ihr See-le und Herz, der ist ver-lo-ren, der
-pra l'u-so mor-tal so-a-ve-men-te, so-a-ve-men-te, so
— ihr See-le und Herz, der ist ver-lo-ren, der ist ver-lo-ren, der
-pra l'u-so mor-tal so-a-ve-men-te, so-a-ve-men-te,
— ihr See-le und Herz, der ist ver-lo-ren, der ist ver-lo-ren,
-pra l'u-so mor-tal so-a-ve-men-te, so-a-ve-men-
— ihr See-le und Herz, der ist ver-lo-ren, der ist ver-lo-
-pra l'u-so mor-tal so-a-ve-men-te, so
— ihr See-le und Herz, der ist ver-lo-ren, der
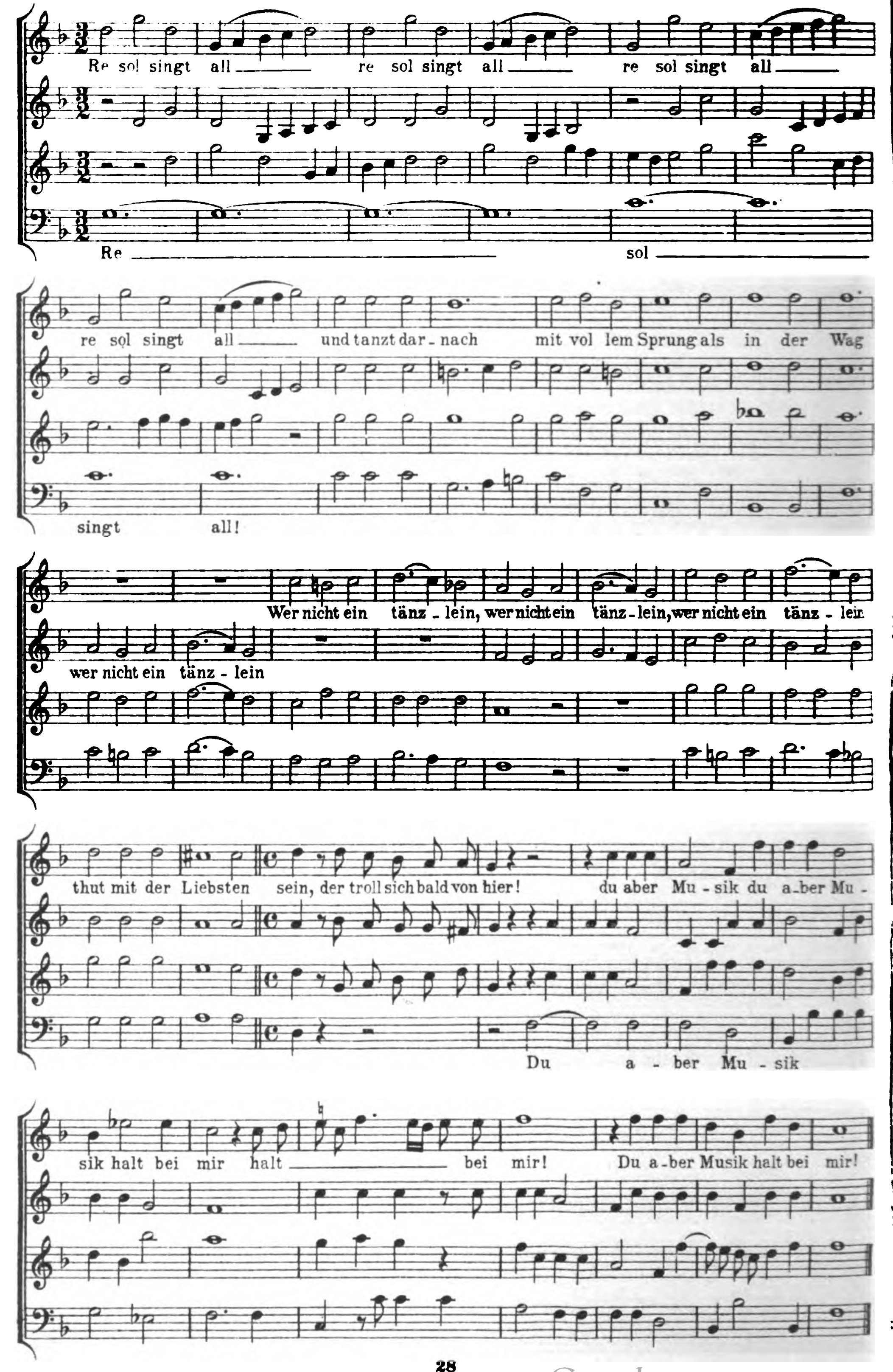

poco ritard.
a tempo
pp
f
-a - ve - men - te E cor ed al - ma in un ra-pir si
ist ver - lo - ren: Den hat sie e - wig zum Op-fer sich er-
-a - ve-men - te E cor ed al - ma in un ra-pir si
ist ver-lo - ren: Den hat sie e - wig zum Op-fer sich er-
so-a-ve-men-te E cor ed al - ma in un ra-pir si
der ist ver-lo-ren: Den hat sie e - wig zum Op-fer sich er-
- te E cor ed al - ma in un ra-pir si
- ren: Den hat sie e - wig zum Op-fer sich er-
-a - ve men - te E cor ed al - ma
ist ver - lo - ren: Den hat sie e - wig,
mf
sen-te, E cor ed al-ma in un ra-pir si
-ko-ren, den hat sie e-wig zum Op-fer sich er-
sen-te, E cor ed al-ma in un ra-pir si sen-te, in un ra-pir si
-ko-ren, den hat sie e-wig zum Op-fer sich er-ko-ren, zum Op-fer sich er-
sen-te, E cor ed al-ma in un ra-pir si sen-te, in un ra-pir si
-ko-ren, den hat sie e-wig zum Op-fer sich er-ko-ren, zum Op-fer sich er-
sen-te, E cor ed al-ma in un ra-pir si sen-te, in un ra-pir si
-ko-ren, den hat sie e-wig zum Op-fer sich er-ko-ren, zum Op-fer sich er-
E cor ed al-ma in un ra-pir si sen-te,
den hat sie e-wig zum Op-fer sich er-ko-ren,
poco ritard. al fine
sen-te, in un ra-pir si sen-te, in un ra-pir si sen - te.
-ko-ren, zum Op-fer sich er-ko-ren, zum Op-fer sich er-ko - ren.
sen-te, in un ra-pir si sen-te, in un ra - pir si sen - te.
-ko-ren, zum Op-fer sich er-ko-ren, zum Op-fer sich er-ko - ren.
sen-te, in un ra-pir si sen-te, in un ra-pir si sen - te, si sen-te.
-ko-ren, zum Op-fer sich er-ko-ren, zum Op-fer sich er-ko - ren, er-ko-ren.
sen - te, in un ra-pir, in un ra - pir si sen te.
-ko - ren, sich er-ko-ren, den hat sie sich er-ko ren.
in un ra-pir si sen-te, in un ra-pir si sen - te.
den hat sie sich er-ko-ren, den hat sie sich er ko - ren.

Tanzlied.

von

Melchior Frank. 1603.




Re sol singt all re sol singt all re sol singt all
Re sol
re sol singt all und tanzt dar-nach mit vol lem Sprung als in der Wag
singt all!
Wer nicht ein tänz-lein, wer nicht ein tänz-lein, wer nicht ein tänz-lein
wer nicht ein tänz-lein
thut mit der Liebsten sein, der troll sich bald von hier! du aber Mu-sik du a-ber Mu-
Du a-ber Mu-sik
sik halt bei mir halt bei mir! Du a-ber Musik halt bei mir!



Victor Müller pinx. Photogravure Bruckmann.

ROMEO UND JULIA



[illegible] Jahrg. Februar 1905. Heft 5.

Die gelbe Gefahr.

Von

Paul Dehn.

[illegible] Zeitungsleser. Ein Industrieller. Ein Seeoffizier.

[illegible] zehn Jahren [illegible] ihr [illegible] einen Schwarzseher, als ich euch [illegible] von der nordamerik[illegible] Gefahr sprach. Sie ist da, sie war kein [illegible]. Was meint ihr [illegible] zu der gelben Gefahr?

[illegible] bist und bleibst ein Schwarzseher. Du stehst immer im Banne [illegible] Schlagworte. Warum [illegible] du nicht gleich auch noch eine [illegible] Gefahr in Afrika [illegible] es soll ja schon unter den Schwarzen eine [illegible] im Gange sein mit der [illegible]: Afrika den Afrikanern, aber [illegible] Schwarzen! Hat doch ein [illegible] Neger uns [illegible], [illegible] farbigen Rassen, nicht nur die gelbe, sondern auch die [illegible] die Inder und die Afrikaner, deshalb über die weiße Rasse [illegible] werden, weil sie sich stärker vermehren, weil die größere [illegible] Wort spricht. Mit einer Sinne [illegible] künftige [illegible]. Du meinteſt, die [illegible] Gefahr sei [illegible]? Mit den Nordamerikanern [illegible] den Engländern, Belgiern [illegible]





VII. Jahrg. Februar 1905. Heft 5.

Die gelbe Gefahr.

Von

Paul Dehn.

Ein Zeitungsleser. Ein Industrieller. Ein Seeoffizier.

Vor zehn Jahren nanntet ihr mich einen Schwarzseher, als ich euch von der nordamerikanischen Gefahr sprach. Sie ist da, sie war kein Gespenst. Was meint ihr nun jetzt zu der gelben Gefahr?

Du bist und bleibst ein Theoretiker. Du stehst immer im Banne moderner Schlagworte. Warum witterst du nicht gleich auch noch eine schwarze Gefahr in Afrika? Es soll ja schon unter den Schwarzen eine Bewegung im Gange sein mit der Losung: Afrika den Afrikanern, aber nur den schwarzen! Hat doch ein gelehrter Neger uns kürzlich verkündet, daß die farbigen Rassen, nicht nur die gelbe, sondern auch die braune und schwarze, die Inder und die Afrikaner, deshalb über die weiße Rasse triumphieren werden, weil sie sich stärker vermehren, weil die größere Zahl immer das letzte Wort spricht. Mit dieser Sorge mögen sich künftige Jahrhunderte beschäftigen. Du meintest, die nordamerikanische Gefahr sei da. Wo ist sie denn? Mit den Nordamerikanern werden und müssen wir konkurrieren wie mit den Engländern, Belgiern, Schweizern u. a. Wir Industrielle fühlen

uns durch die nordamerikanische Konkurrenz noch lange nicht gefährdet. Wir wissen, was wir leisten und was die drüben leisten können. In mancher Hinsicht sind sie uns ja überlegen. Die Nordamerikaner haben viele brauchbare Maschinen zur Ersparnis von Arbeitskräften erfunden, vorzügliche landwirtschaftliche Maschinen, Werkzeugmaschinen, Nähmaschinen, Schuhfabriksmaschinen, Schreibmaschinen, Haarschneidemaschinen usw. Diese Maschinen können wir aber auch anfertigen, oft besser und billiger. Was von den Nordamerikanern zu lernen ist, lernen wir gern und eifrig. In verschiedenen Richtungen sind wir aber ihnen voraus, vor allem in der elektrotechnischen und in der chemischen Industrie. Glaubt ihr denn, weil die Nordamerikaner Maschinen, Schuhe und andere Dinge nach Deutschland, Europa und Asien schicken, sie werden uns vom Weltmarkt abdrängen und schließlich noch gar von unserem eigenen deutschen Absatzgebiet? In Wirklichkeit gestalten sich denn doch die Dinge anders als auf dem geduldigen Papier.

Auch vom militärischen Standpunkt aus ist eine nordamerikanische Gefahr weder da noch in Sicht. Gewiß, diese nordamerikanischen Imperialisten, die sich Republikaner nennen, sind mit ihren weltpolitischen Träumen auf dem besten Wege, die Union zu einem Militärstaat zu machen. Trotz ihrer Monroelehre, mit der sie jedes Eingreifen europäischer Staaten in amerikanische Verhältnisse ablehnen, möchten sie sich überall auf Grund ihrer wirtschaftlichen Kräfte und Reichtümer einmischen. Diese Reichtümer sind nicht zu leugnen, aber wo ist die Macht, wo ist das Landheer, das da sein muß, um den Forderungen oder Drohungen Ansehen und Geltung zu verschaffen? Auch die Kriegsflotte steckt drüben noch in den ersten Anfängen. Sollten die leitenden Politiker der Union die Kühnheit haben, mit einer europäischen Macht anzubinden, so würden sie bald ihre militärische Rückständigkeit empfinden, und zerstieben müßte das ganze Gerede von der Überlegenheit der nordamerikanischen Union, von ihrer angeblich göttlichen Mission, überall auf der Erde Ordnung zu schaffen, um die wilden wie die greisenhaften Völker, diese letzteren sind wir Europäer, zu beherrschen. Vor allem fehlt der Republik die Stetigkeit der Entwickelung. Die Republikaner können alle vier Jahre gestürzt werden, und dann heißt es: „Fort mit diesem gefährlichen Imperialismus, der das Geschäft beeinträchtigt!“

Hoffentlich habt ihr recht, wenn ihr euch über die nordamerikanische Gefahr hinwegsetzt. Ihr seid ja Fachmänner und müßtet sie wenigstens fühlen, wenn sie da wäre. Aber wie ist es mit der gelben Gefahr?

Was verstehst du eigentlich unter der gelben Gefahr?

Nennt mich immerhin einen eifrigen Zeitungsleser, wenn ich euch sage, daß die gelbe Gefahr nach drei Richtungen hin in den Bereich der Möglichkeit tritt. Es könnte der billige chinesische und japanische Arbeiter noch massenhafter als bisher auswandern, bis zu uns nach Europa, und die europäischen Arbeiter niederkonkurrieren, d. h. ihre Löhne und Lebensführung herabdrücken. Ferner wäre es möglich, daß die Chinesen und Japaner sich

eigene Industrien schaffen und mit ihren zahllosen billigeren Arbeitskräften die europäische Industrie unterbieten und verdrängen, zuerst in Ostasien, dann auf den übrigen Teilen des Weltmarktes und zuletzt in Europa selbst. Endlich wird befürchtet, daß für den Fall eines Sieges der Japaner die gelbe Rasse sich aufrichten, nach ihrer militärischen Erstarkung alle Europäer aus Ostasien vertreiben, die europäischen Kolonien besetzen und sich womöglich unter Heranziehung Chinas und seiner Hinterlande, Indiens, Afghanistans, Persiens usw., zu einer neuen Weltmacht organisieren könnte, von der Europa mit allen Völkern der weißen Rasse nichts Gutes zu erwarten hätte.

Mir scheint, du siehst Gespenster. Nur nicht ängstlich. Wir Industrielle wären doch die Nächstbetroffenen, und gerade wir sehen keine Gefahr.

Keinerlei Gefahr? Ist das nicht zu viel gesagt? Alle meine Kameraden, die Ostasien kennen gelernt haben wie ich selbst, wir sind nicht ohne Sorge um das Schicksal der europäischen Ansiedler und Besitzungen, falls die Japaner obsiegen sollten.

Also besteht mindestens nach dieser Richtung hin eine gelbe Gefahr, wenn sie uns auch nicht unmittelbar berührt. Am wenigsten zu fürchten ist sicherlich eine Massenauswanderung chinesischer und japanischer Arbeiter bis nach Europa. An diese Seite der gelben Gefahr glaube ich selbst nicht. China ist allerdings das volkreichste Land der Erde, es wird von ungezählten Millionen bewohnt, von 330, nach anderen Angaben sogar von 426 Millionen, Japan von 50 Millionen Menschen. In beiden Reichen vermehrt sich die Bevölkerung viel rascher als in Europa, weil bei dem herrschenden Ahnenkultus für unwürdig gilt, wer stirbt, ohne Kinder zu hinterlassen. Man glaubt, daß in einem Menschenalter China 400 bis 500, Japan 100 Millionen Bewohner zählen wird. Europa hat nur 392 Millionen Bewohner, ohne Rußland nur 289 Millionen. Nordamerika 85 Millionen. Dabei ist die chinesische Auswanderung bisher verhältnismäßig noch nicht groß gewesen. Nicht erheblich mehr als 3 Millionen Chinesen leben im Auslande, Formosa nicht gerechnet, das japanisch geworden ist. Am meisten finden sie sich in den tropischen Gegenden Südostasiens und der Inseln. Dort haben sie sich unentbehrlich gemacht und in Handel und Wandel vielfach erstaunliches Übergewicht erlangt. Als Arbeiter sind sie rastlos fleißig, beispiellos genügsam, dabei bescheiden, geduldig, friedlich und politisch harmlos. Als Unternehmer und Händler trachten sie rücksichtslos nach Gelderwerb und kommen oft zu Reichtum. Aus Nordamerika, wo nur noch 120000, und aus Australien, wo kaum 30000 Chinesen verblieben sind, hat man sie verdrängt, weil sie durch ihre Eigenschaften der weißen Rasse teils unbequem, teils widerwärtig geworden waren. Ob und wie sie sich in Transvaal bewähren werden, bleibt abzuwarten. Die gelbe Rasse kann jedenfalls noch Millionen von Arbeitskräften abgeben, und in China ist man dazu auch bereit, denn die Auswanderer kehren zumeist immer wieder zurück, schicken oder bringen alle ihre Ersparnisse, die auf 90 Millionen Mark jährlich berechnet worden sind, in die Heimat, sind ihr also nicht von

Nachteil, sondern von Nutzen. Andererseits wird in den vorgeschrittenen europäischen Staaten fortwährend, namentlich von der Landwirtschaft, über Mangel an Arbeitskräften geklagt. Hundertausende italienische und belgische Arbeitskräfte finden in Frankreich Beschäftigung, Italiener zu Tausenden in Deutschland und in der Schweiz. Polen und Russen kommen in großer Zahl alljährlich nach Deutschland, um vorübergehend beschäftigt zu werden, und vor Jahren ist sogar einmal allen Ernstes die Einführung chinesischer Arbeiter nach Deutschland in Anregung gebracht worden. Trotzdem glaube ich in dieser Hinsicht an keine gelbe Gefahr, weil die europäischen Länder schon aus sozialen Gründen ihre heimischen Arbeiter gegen die Konkurrenz der gelben Arbeiter mit ihrer kulturwidrig tief stehenden Lebensführung schützen werden. Eine so anders geartete Rasse wie die gelben Arbeiter mit ihrer Abgeschlossenheit kann in erheblicher Zahl von keinem Kulturstaat ertragen werden. Ohnehin läßt sich ihre Zuwanderung leicht verhindern, die gelben Arbeiter sind sofort erkennbar. Außerdem ist der Weg weit und kostspielig. Möglich wäre noch eine Massenzuwanderung chinesischer Arbeiter nach Rußland. Dadurch könnte dieses Reich wirtschaftlich gekräftigt und in den Stand gesetzt werden, slavische Arbeiter in größerer Zahl an Mittel- und Westeuropa abzugeben. Auf diese Gefahr ist von japanischer Seite hingewiesen worden, aber sie steht in weiter Ferne und wird im Falle eines russischen Sieges von den Russifizierungsbestrebungen, die dann stärker als je hervortreten dürften, niedergehalten.

Diese Seite der gelben Gefahr ist also nicht besorgniserregend. Wir Industrielle erschrecken aber auch nicht, wenn man uns darauf hinweist, daß die gelbe Rasse mit ihren zahllosen, billigen, genügsamen und anstelligen Arbeitskräften sich eine eigene Industrie schaffen und die Industrie der weißen Rasse ernstlich bedrängen wird. Als Großindustrieller bin ich allerdings nicht ganz unbefangen, und ich will euch sagen, weshalb. Wenn in einem Staate Industrien herangebildet und Fabrikate hergestellt werden, die bis dahin vom Auslande bezogen werden mußten, dann hat die Erfahrung noch immer gezeigt, daß zwar die Einfuhr dieser Fabrikate fortfällt, daß aber alsbald neuer und größerer Bedarf an anderen Waren der Einfuhr entsteht. Ja man kann sagen: Je mehr die Industrie eines Staates sich entwickelt, desto größer wird sein Bedarf an ausländischen Waren, desto stärker wird seine Einfuhr, desto ausgiebiger das Geschäft mit ihm. Entstehen also in China Industrien, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Chinas Bedarf an fremden Waren, zunächst an Maschinen und Halbfabrikaten, aber auch an anderen Erzeugnissen, nicht kleiner, sondern größer werden wird, daß also die Industrialisierung Chinas der europäischen Industrie im großen und ganzen Vorteil und größeren Absatz bringen muß. In manchen Fabrikaten wird China seinen Bedarf selbst decken, in einigen Waren vielleicht ausfuhrfähig werden. Allein das macht nichts. Die Industrialisierung ist für die Menschheit und für die europäische Industrie nicht eine Gefahr, sondern ein Vorteil. Deshalb sollen wir die Chinesen nicht daran hindern, sich eine

Industrie zu schaffen, sondern ihnen dazu behilflich sein. Das haben die Industriestaaten bereits getan und das werden sie in Zukunft noch mehr tun. Alle waren sie eifrig darauf bedacht, zugunsten ihrer Angehörigen von der chinesischen Regierung Konzessionen zu erlangen für den Betrieb von Eisenbahnen, die Ausbeutung von Kohlen- und Erzlagern, für die Errichtung von Fabriken usw., natürlich zunächst nicht im Interesse Chinas, sondern um für ihre nationalen Kapitalien gewinnverheißende Anlage und zugleich politische Stützpunkte zu erlangen. Nicht wenige Unternehmer werden dabei Lehrgeld zahlen müssen. Die Verwaltung in China ist verderbt, die Rechtssicherheit ungenügend, jede wirtschaftliche Tätigkeit erschwert. Vorderhand werden nur die gröberen Industrien betrieben werden können, und auch diese nur in beschränktem Maße, denn die Arbeiter müssen erst angelernt werden, sie sind in der Bedienung von Maschinen noch gänzlich ungeübt, sie besitzen nicht die erforderliche Intelligenz und Ausdauer. Das lernt sich nicht von heut auf morgen. Noch sind ja die Löhne in China wie in Japan sehr niedrig und halten sich für ungelernte Arbeiter unter 60 Pfennig, für gelernte Arbeiter unter 1 Mark täglich. Allein mit der steigenden Nachfrage werden auch die Löhne in die Höhe gehen. Schließlich ist nicht die Höhe des Lohnes für die Konkurrenzfähigkeit maßgebend, sondern der Anteil des Lohnes an dem Wert der erzeugten Waren, und in dieser Hinsicht wird die weiße Rasse noch lange ihre Überlegenheit bewahren. Das gilt vor allem von der ganzen feineren Industrie mit weitgehender Arbeitsteilung unter Verwendung verwickelter Maschinen und mit wissenschaftlichen Voraussetzungen, wie für die chemische und elektrotechnische Industrie. Genug, auch diese Seite der gelben Gefahr darf nicht zu pessimistisch angesehen werden. Wir Großindustrielle hegen keine Furcht, hoffen vielmehr von einer künftigen Konkurrenz der gelben Rasse günstigere Rückwirkungen auf unsere Arbeiter. Beteiligt sich auch die gelbe Rasse an der Versorgung des Weltmarktes mit Fabrikaten und unterbietet sie uns, so müssen unsere Arbeiter zu der Erkenntnis gedrängt werden, daß größer als die widerstreitenden die gemeinsamen Interessen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind. Diese Erkenntnis ist eine Vorbedingung der Wiederherstellung des sozialen Friedens.

So würde die Not wieder einmal zur strengen Lehrmeisterin werden. Ich sage: die Not. Denn mir erscheint die Auffassung des industriellen Interessenten über die künftige Entwickelung zu optimistisch. Bedenkt: Im fernen Osten ist der Goldwert hoch, der Lohn niedrig, die Arbeit billig, bei uns dagegen der Goldwert niedrig, der Lohn hoch, die Arbeit teuer. Tritt einmal mit seiner Überlegenheit der ferne Osten in die Konkurrenz des Weltmarktes ein, dann müßte eine furchtbare wirtschaftliche Revolution über die alte Welt und auch über Amerika hereinbrechen. Ein Preissturz aller Waren müßte eintreten, jedermann sich empfindlich einschränken, alle Kaufkraft sinken, bis ein Ausgleich in bezug auf Geldwert und Arbeitslohn erfolgt ist. An einem industriellen Aufschwung Chinas zweifle ich nicht. Besitzt China ein-

mal ein Eisenbahnnetz und wird auch seine Bevölkerung durch dieses gewaltige Verkehrsmittel mobilisiert, so werden zahllose Kräfte, die bisher im Verkehrskleingewerbe beschäftigt waren, frei und zu anderweitiger, zu industrieller Arbeit geradezu gedrängt. Für die Entwickelung industrieller Arbeit finden sich aber gerade in China die günstigsten Voraussetzungen, nicht nur billige Arbeitskräfte, weitverzweigte Wasserstraßen, zahlreiche Häfen am Seewege, sondern vor allem auch Rohstoffe, Baumwolle und Seide, besonders aber Kohlen und Erze in solchem Umfange und so glücklich gelagert, daß von fachmännischer Seite die Provinz Schansi als Mittelpunkt einer künftigen Welteisenindustrie betrachtet wird. Und trotz alledem sollte keine gelbe Gefahr in wirtschaftlicher Hinsicht bestehen?

Mag sein. Als praktischer Geschäftsmann denke ich nur an die nächste Zeit, an die kommenden Jahrzehnte. Vorläufig werden wir Großindustrielle von der wirtschaftlichen Entwickelung Chinas nicht Nachteile zu befürchten, sondern Vorteile zu erwarten haben. Was später kommt nach Geschlechtern oder nach Jahrhunderten, das ist eine Sorge, die wir wohl der Zukunft überlassen können, ja überlassen müssen.

Von den Wanderungen der gelben Rasse hätten wir also **nichts** zu fürchten und von ihrem Eintritt in den industriellen Wettbewerb auf dem Weltmarkt wenigstens in absehbarer Zeit keine erschütternden Umwälzungen. Dagegen will es mir doch scheinen, als ob in politischer und militärischer Hinsicht die Aufrichtung der gelben Rasse bedenkliche Folgen mit sich führen könnte, vielleicht schon in nächster Zukunft, falls die Japaner das Feld behaupten sollten. Schon vor Jahren gaben sie ein hochgespanntes politisches Selbstbewußtsein zu erkennen und beschäftigten sich mit weltpolitischen Träumen. Von Europa sagten sie, daß es seinen Höhepunkt an Reichtum, Kultur und Macht erreicht habe, verwiesen auf das wirtschaftliche und politische Hervortreten der nordamerikanischen Republik und setzten sich auch ihrerseits ein weltpolitisches Ziel: Ostasien den Ostasiaten unter japanischer Führung! Durch eine Organisation ihres Heeres und durch eine kostspielige Verstärkung ihrer Flotte bereiteten sie sich für künftige Kämpfe vor. Schon Ende der neunziger Jahre erklärten japanische Politiker einen Krieg mit Rußland für unvermeidlich. In diesem Kriege haben sie eine bewunderungswürdige Überlegenheit bekundet, zunächst über die größte Landmacht der Erde und ihre tapferen Truppen. Für die Kriegsführung haben sie sich alle technischen Fortschritte angeeignet und kämpfen mit den Errungenschaften der modernen Zivilisation. Dagegen haben sie die Vorzüge ihrer überlieferten Kultur sich bewahrt, eine fanatische, fatalistische Vaterlandsliebe, die sich in unvergleichlicher Hingebung und Opferwilligkeit des einzelnen für die Gesamtheit bekundet. Dabei ihre fast unbegreifliche Lebens- und Todesverachtung! Mit dieser ihrer eigenartigen Kultur stehen die Japaner als ein kriegstüchtiges Volk ersten Ranges da, und nicht unerreichbar scheint ihnen, was sie zunächst anstreben, die politische und zugleich die kommerzielle Vorherrschaft in Ostasien mit freier Bahn für ihre Expansions- und

Kolonisationsgedanken. Von ihrem Fremdenhaß ist unter Umständen das Schlimmste zu besorgen. Außerordentlich gesteigert hat sich ihr Nationalbewußtsein, und machen sie sich zum Schützer und Leiter des chinesischen Reiches, so wird das Rassengefühl auch in diesem Reiche zum Rassenbewußtsein erwachen, das durch Umfang, Volkskraft und Lage alle Bedingungen einer Großmacht besitzt. Ob Japan erreichen wird, was es anstrebt, China unter seine Gefolgschaft zu bringen, es wirtschaftlich aufzuschließen und militärisch zu organisieren, ist zu bezweifeln. Ehrgeizige Japaner träumen von einer Vereinigung der ostasiatischen Völker zu einem großen Reiche der gelben Rasse. Allein zwischen Japanern und Chinesen bestehen von alters her Verschiedenheiten und Reibungen, die auf die Dauer nicht zu überbrücken sind. Ist China einigermaßen erstarkt, so wird es die Vormundschaft und Vorherrschaft Japans nachdrücklich von sich weisen. Schon aus diesem Grunde können die Staaten der weißen Rasse nicht daran denken, Chinas militärische Entwickelung niederzuhalten, da sie sonst von Japan ins Werk gesetzt werden würde. Vielmehr müssen die Staaten der weißen Rasse darauf bedacht sein, China nach jeder Richtung hin zu kräftigen, sie müssen ihm auch bei der militärischen Organisation behilflich sein, um dauernd friedliche Zustände in Ostasien zu schaffen. Ein schwaches China würde ein Herd fremder politischer Interessenkämpfe sein, was einst Deutschland und Italien waren, als sie noch ungeeint und machtlos dastanden. Gleichwie aber Deutschland und Italien nach ihrer Einigung feste Stützen des europäischen Friedens geworden sind, gleichwie sie wirtschaftlich erstarkten und zu dem Aufschwung des internationalen Handels gewaltig beitrugen, so wird auch ein militärisch starkes China der beste Bürge für den ostasiatischen Frieden sein und ein wirtschaftlich kräftiges China die glücklichste Voraussetzung für den so viel erhofften Aufschwung des Handelsverkehres mit Ostasien. An der Aufrichtung Chinas soll sich daher auch Deutschland beteiligen, und zwar infolge der besonderen Vorzüge deutschen Geistes und der Uninteressiertheit seiner Politik in hervorragendem Maße. Trotz alledem läßt sich die Möglichkeit einer gelben Gefahr in politischer und militärischer Hinsicht nicht leugnen, falls Japan siegreich bleibt und seine hochfliegenden Großmachtsträume der Verwirklichung näher führen sollte. Laßt euch nicht unnötig in Angst versetzen durch die Pessimisten, die schon einen neuen Mongolensturm kommen sehen, wie er die allzu anspruchsvoll gewordenen und angeblich verweichlichten Völker Europas niederwirft und ihre Kultur vernichtet. Verweichlicht sind wir nicht, und mit neuen mongolischen Scharen würden wir es aufnehmen. So weit aber eine gelbe Gefahr besteht, ist sie für die Mächte der weißen Rasse eine gemeinsame und drängt zu gemeinsamen Abwehrmaßregeln. Auf die Solidarität der Kulturvölker auch gegenüber der gelben Rasse hat Kaiser Wilhelm wiederholt hingewiesen. Diese Solidarität wird nicht mehr eine bloße Redensart bleiben, sondern betätigt werden müssen, wenn die gelbe Gefahr militärisch oder politisch hervortreten sollte. Zunächst besteht sie für alle europäischen Mächte, die in Ostasien

Besitzungen haben, also auch für Deutschland. In dieser Hinsicht ist eine gelbe Gefahr da, sie wird nirgends verkannt, sie beschäftigt die diplomatischen und politischen Kreise der weißen Rasse; aber es läßt sich ihr wirksam begegnen, und deshalb erscheint auch ihr gegenüber der Optimismus berechtigt, von dem Kaiser Wilhelm erfüllt ist. Wer pessimistisch denkt, gibt sich selbst auf, nur der Optimist kommt vorwärts. Das gilt von dem einzelnen wie von ganzen Völkern. Deshalb müssen wir Optimisten sein. Gleichzeitig müssen wir aber an uns selbst arbeiten nach allen Richtungen hin gerade gegenüber drohenden Gefahren der Zukunft, daß wir von keiner Seite her überflügelt werden, sondern jeden Wettkampf und jede Gefahr, auch die gelbe, siegreich bestehen.

Nun, die Industrie ist schon ihrer Natur nach optimistisch. An sich selbst arbeitet sie unausgesetzt, weil sie im beständigen Konkurrenzkampfe steht, und hoffentlich wird sie immer neue Erfolge erzielen.

Die gelbe Gefahr ist also im Anzuge, wenn schon vorläufig noch fern. Nicht fürchten wollen wir sie, aber auch nicht leugnen. Fest ins Auge wollen wir sie fassen, um bereit zu sein, wenn sie sich nähern sollte.



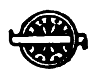
Genesung.

Von

J. J. Horschick.

Nun hebst du doch die stillen Augen wieder
Zu mir empor, mein Kind,
Senkst deinen Blick in meine Seele nieder,
Mildlächelnd, wie durch einen Flor, mein Kind;
Hebst leis dein Händchen und zerwühlst wohl gar
Im losen Spiel
Der Mutter Haar,
Das über Nacht ein Reif befiel.

Das war ein schwerer, langer Schlaf, mein Kind!
Nun bist du doch gesundet!
Sei still! Sei still! Hörst du den Frühlingswind?
Er sagt und klagt, daß ihn der Frost verwundet.
So klagtest du noch gestern nachts, mein Kind,
In schwerem Traum, — — —
O weine nicht, nun ist's ja nur der Wind
Im Weidenbaum.





Vor der Sündflut.

Erzählung von Rungholts Ende
von
Johannes Dose.

(Fortsetzung.)

Sechster Abschnitt.

Die verlorene Beichtschrift.

Im Schwale des Doms stand ein Knabe, die lateinische Grammatik und die Wachstafel unter dem Arm, und wischte sich an den Augen. Sonst kein Tränenkrüglein, war er heute dem Weinen sehr nahe, denn an vielen Tagen hatte er den Lehrer vergebens gesucht und stets die Schwalkammer leer gefunden.

Bei dem trüben Wetter und den dunkel drohenden Regenwolken wollte der immer fröstelnde Domherr im Schwale sich ergehen und kam den langen Gang hinauf, halblaut aus seinem Breviarium vor sich hinbetend. Seine Augen glitten über das Buch hinweg, warfen einen Schrägblick nach dem Knaben und erkannten den einstigen Domschüler, der so gar viel gefabelt von Frieslands Fluten und von den Predigern und Pröpsten, die mit auf die Sturmfahrt gemußt.

Barsch nahm er ihn ins Verhör. „Bursche, warum flennst du?"

„Seit Wochen suche ich den Herrn Vikar und fürchte, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist." Das ehrliche Kindergesicht sah betrüblich empor.

„Was hat der Vikar noch mit dir zu schaffen, und was willst du von ihm?"

„Ich will . . . ich will etwas lernen," stotterte Meinert, „alle Tage hat er mir ein paar Freistunden erteilt."

„So, so!" Theodorus Albus verzog den großen Mund und sagte: „Geh nur flink heim zu deinem Vater! Der Vikar tut im Graukloster Pönitenz und darf nicht gestört werden."

Der kleine Webersohn, dessen betrübliche Miene sich erhellte, stapfte gehorsam über den Estrich, und die bloßen Füße patschten und klatschten eilig.

Aber Theodorus rief ihn zurück. „He! Du Knirpslein! Was willst du lernen?"

„Latein und Logika und die Historie der Römer, Germanen und Friesen," lautete die wackre und etwas selbstbewußte Antwort.

Darauf gehörte ein Dämpfer, und der Domherr räusperte sich hämisch.

„Hö, hö! Du wirst trotz Latein und Logik ein Illiteratus bleiben und es nur zu einem Halbwissen bringen, welches bekanntlich aufbläht. Höre, mein Kleinling! Knochenstarke Arme, die tüchtig schaffen können, sind die Kenntnisse, die du dir erwerben mußt ... und du tätest besser daran, deinem verarmten Vater, der knapp sich und dich ernähren kann, zur Hand zu gehen."

„Das tue ich auch. Während mein Vater am Webstuhl sitzt, lese ich Holz und koche den Brei, suche Eier in den Dünen und füttere das Ferkel ... auch das Garn hole ich aus den Häusern und trage das fertige Gespinst zurück."

„Recht lobesam!" murmelte der Domherr und legte nicht die Hand auf das Haupt des flinken und vielseitigen Burschen, der sich eilig entfernte.

Meinert wußte, wo er seinen Lehrer suchen müsse, und machte sich auf den Weg nach dem Franziskanerkloster. Auf der Straße, dicht an der Schwalmauer, stand ein Weib in einem schmucken Kleid, das vorne am Brustlatze mit Silberstücken behängt war; aber der Kopf war vom Schleiertuche umwunden und bis auf Augen und Nase verhüllt.

Es winkte dem Knaben. „Kennst du mich?"

Meinert sah etwas befangen zu ihr empor. „Ja, Ihr waret im Dome gewesen — und seid des Büttels Tochter."

„Ich bin's," sagte Oda, „seit Mittsommer habe ich den Priester Paulinus nicht mehr gesehen ... ob er die Stadt Rungholt verlassen hat?"

Der Knabe machte eine schlaue Miene. „Ich weiß, wo er ist, und was gebt Ihr mir, wenn ich's verrate?"

„Drei Blaffert geb' ich dir." Oda langte in die Tasche und hielt ihm die Kupfermünzen hin.

Aber der Knabe sprach: „Lege sie auf den Prellstein dort, denn ich darf nichts aus deiner Hand nehmen."

Schamröte stieg ihr in die Wangen — auch die Kinder grauten sich vor ihr — aber sie tat, wie er wollte.

Der Kleine, der einen guten Handel gemacht hatte, lachte. „Paulinus ist im Graukloster, allwo er Buße tut."

„Buße?" sagte Oda zu sich selber, und der Knabe lief davon. „Müssen auch die Guten und Gerechten büßen? Die Menschen sagen: Wer Schweres erduldet, hat Schweres verschuldet. Aber mein Vater sprach, nachdem mein Mütterchen gestorben: Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Gewißlich muß Paulinus so viel leiden, weil er ein Gottesliebling ist."

Oda war auf dem Wege zum Strande, wo die Marsch- und Meerblumen blühten. An der Sumpfwehle rupfte sie gelbe Wasserlilien, auf dem Deiche zweifarbigen Frauenschuh, hinter demselben weißen Klee und rote Strandnelken. Auch Rispengras und grünen Wegerich wand sie hinein und steckte zuletzt ein paar Stranddisteln in den Strauß, sintemal auch das Schönste im Leben nicht ohne Dörnlein sei. —

Sehr bescheiden zog Meinert an der Klosterglocke — ein leises Klingling — und keiner kam. Er wurde von Beklommenheit befallen und machte in seiner Zagnis schnell ein Gelübde und einen Handel mit Gott. Das machte ihm Mut, stärker zu läuten — und ein Schritt schlurfte.

Der milde Franziskaner kneipte dem Knirps die Backen und ließ ihn hinein, um ihn zur Zelle des stillen Büßers zu führen. Im Flur hing eine eiserne Büchse an der Wand. Dahinein warf der Knabe seine drei Kupferblafferte und bezahlte sein Gelöbnis.

Nach dem Wurfe tat's ihm fast leid, aber er tröstete sich, daß es unehrliches Geld gewesen.

Paulinus Freude war groß und viel seiner Fragen nach allen im Dünendorfe, und ob sie ihre Abendsprache fleißig hielten.

Als Meinert ausführlichen und altklugen Bescheid gegeben, nickte er. „Morgen ist meine Bußzeit zu Ende, und du bringst mir einen Gruß aus der Welt, die ich verlassen möchte."

„Noch einen Gruß hab' ich . . ." Der Knabe fürchtete, eine Unschicklichkeit zu begehen, und zögerte.

„Von wem?"

„Von Hennekes Tochter, die nicht weiß, wo Ihr geblieben."

„Von Oda? Und sie hat sich gesorgt?"

Der junge Vikar blickte durch das enge Fenster in die Welt hinaus. Sein Geist ging über den Markt und den Friedhof und allen Spuren nach, die das Scharfrichterkind hinterlassen.

Plötzlich sah er auf den Tisch und schlug das Buch auf. Der Schüler wurde zwei Stunden lang unterrichtet, und es war ein gründliches Ausbessern und Ausfüllen der inzwischen entstandenen Lücken in Latein und Logika.

Als Meinert aus der Klosterpforte trat, stand Oda mit ihrem Strauße auf der Gasse, als habe sie auf ihn gewartet.

„Willst du noch drei Blaffert verdienen?"

„Ja ... auch sechs, wenn es sein muß," sang der fröhliche Schüler.

„So nimm dieses Sträußlein und bringe es dem einsamen Büßer, denn Paulinus, der nur die Zellenwände und nicht die Sommerschöne sieht, hat die Blumen sehr lieb."

Meinert ergriff den Strauß und lachte sie an. „Nein . . . das tue ich nicht für Geld" — die Unehrliche erschrak ohne Grund — „sondern gratis und umsonst, weil es dem Lehrer eine große Freude bereiten wird."

Er läutete und lief zurück in die Zelle.

Der junge Vikar beugte sich über die Blümlein, als gehe von den geruchlosen Feldgewächsen ein Wohlduft aus, und steckte das Angesicht immer tiefer in den Strauß hinein, fast als küsse er die Blumen, die unehrliche Finger gepflückt.

Ein plötzliches Glücksgefühl, das er nicht verstand, überkam ihn, und er sah aus dem Fenster mit überaus blanken Augen. Wie lustig die blühende Linde im Hofe, wie rot die Rosen, die an der Mauer hingen, wie groß und grün und gottesschön die Welt war!

Leise mit seiner Seele sprach Paulinus. Warum hat der Schöpfer die Sonnenschöne geschaffen? Damit ich davor mich verschließe und versperre? Oder fordert der Himmel von mir, daß ich ein Mönch werde? Nein, nein! Ich will aus der Klosterhaft gehen und in dem Stande bleiben, darinnen ich berufen bin, ein Mensch unter Menschen, ein Freund der Geringen und ein Bruder den Brüdern.

Paulinus Frisius ist ein Plebanus und Weltpriester geblieben. — —

Es wehte kein Südwest und war ein rechtes Hochsommerwetter. Alle Morgen stand die Tagkönigin frühe auf, und vor ihr wurde der Purpurbaldachin der Morgenröte ausgebreitet. Abend um Abend ging die Sonne goldig unter, und die schwül warme, dunkelnde Sommernacht kam. Alle Sterne standen am Himmel und lugten durch die Blätter der Büsche, und die leuchtende Venus blickte nach der grünen, verschwiegenen Rasenbank. Jeder Vogel saß bei seiner Vogelinne und schlief und gurrte im Traume. Unter jedem Gras und Blatt und in allen Lüften war ein Schwirren und Zirpen. Wenn die Menschen ihre Nachtruhe halten, erwacht viel kleines geflügeltes Getier zu seinem Tagwerk.

Es gibt auch unter den Menschen Schlaflose, welche die Nacht in Tag verwandeln, etliche aus Leid und etliche aus Lust.

Spät abends war der Ratsherr, wie immer, durch Haus und Hof gegangen und hatte die vielen Türen seines Geweses verriegelt und verschlossen. Schwer schleppte er an dem Bund der großen Schlüssel, das er neben sein Kopfpfühl hängte, und glaubte alles wohl verwahrt und wohl versichert, sowohl seine Schätze als auch sein Gesinde.

Heikens nämlich war ein strenger und frommer Hausherr, der für den sittsamen Wandel seiner Leute sich verantwortlich erachtete. Nach neun Uhr konnte kein Knecht mehr aus der Speicherkammer heraus, weil die Tür von außen verschlossen war.

Trotzdem und dennoch saßen selbzweie auf der Rasenbank und kosten, und in dem Lusthag hinter dem Hause wurden frohe Nächte gefeiert.

Im Unterstock des Kornspeichers hatte Kurt Widerich seinen elenden, mit einem winzigen Fensterladen versehenen Schlafraum. Die Tür hatte der vorsichtige Hausherr gegen Aus- und Einbruch verriegelt.

Aber die Liebe, wie groß sie auch sei, schlüpft durch ein Nadelöhr. Kurt nahm die Bettstatt als Leiter und zwängte sich, wie ein Marder, der in den Taubenstall schleicht, durch das enge Loch des Fensters.

Das Täubchen aber hatte vorne im Oberſtocke ſeinen Verſchlag und war mit der Zwillingſchweſter in gutem Einvernehmen. Iſa ſtieg, die Schuhe zwar nicht an den Füßen, ſondern in den Händen, die Treppe hinunter und blieb vor dem Riegel der Hoftür ſtehen.

Ihr Herz klopfte zum Zerſpringen, und ſie ſprach: „Ich darf nicht gehen." Aber ihre Finger gehorchten nicht dem Befehl des Mundes, ſondern rückten an dem Riegel. Heftiger pochte der Mahner, und ſie ſeufzte noch einmal: „Ich darf nicht." Zwiſchen ihrem Herzen und ihrer Hand war Streit, und die Hand war ſtärker.

Unhörbar flog der Riegel zurück, und ſie huſchte in den Garten.

Dort ſtand bereits Kurt mit ausgeſtreckten Armen, in die ſie fiel. Verjagt war der Mahner aus der Bruſt, verſchwunden die unſägliche Angſt, die ſie am Tage erlitt.

„Bei dir, Kurt, iſt ſtille Ruhe und fehdeloſer Friede."

Er ſtreichelte ſie. „Auch ich habe viel Leid und Langen und Bangen gehabt."

„Was hat dir ſolche Not bereitet?"

„Deine Schöne und Sänftigkeit und Scheu, mein Herztrautelein, hat mir viel ſüße Not gemacht."

Ihre Blicke gingen ineinander — o, das war ein Augenleuchten in der dunkelnden Sommernacht.

Und er ſang leiſe:

„Wer nie Leid durch Liebe gewann,
Weiß nicht, wie Herzliebe lohnen kann."

Iſa, das verträumte Kind, war durch die neu ſchaffende Macht der Minne ein Weib geworden, das ſich an ſeine Bruſt ſchmiegte. „Kurt, ich muß dich lieben, ob ich auch davon verginge und verſtürbe ... iſt das nicht Sünde?"

„Nein," ſagte er, „die Liebe iſt das Leben und iſt allenthalben, im Himmel und auf Erden, nur nicht in der Hölle ... wie kann ſie Sünde ſein und ſündhaft machen?"

Auf der Raſenbank hielten ſie ſich umſchlungen, und die Venus ſtrahlte zu ihnen herab. Haſt du mich lieb? Das iſt die eine und ewige Flüſterfrage derer, die ſich lieb haben. Und Iſa fragte immer wieder: „Haſt du mich in Wahrheit lieb?"

Er antwortete ohne Maß: „Wenn ich meine Liebe ausredete, käme ich zu keinem Ende des Lobes. Um dich zu gewinnen, könnte ich alle Länder und Wüſten durchwandern und über das gefrorene Meer hinaus fahren. Um dich zu erſtreiten, vermöchte ich die Erde zu erſtürmen."

„Du redeſt im Überſchwange, mein Geliebter," hauchte ſie. Aber die Worte waren ihr ein herrliches Hohelied.

„Nein, Iſa, wenn du mir genommen würdeſt durch böſe Gewalt Gottes oder der Menſchen ... ich weiß nicht, was aus mir werden würde ...

ein Weltzerstörer, der alles Sein vernichtet ... zum Feuer würde ich, das alles frißt, zum salzen, ersäufenden Wasser der Sturmflut, zum Schwert und kalten Eisen, das alles tötet."

Ihr grausete vor diesem titanenhaften Gesange, und er dämpfte die Stimme.

„Kennst du die Mär von der Königin Garlitt von Engelland? Sie liebte Ubbo, den König von Thule, der über alle Küsten dieses Nebelmeers herrschte, und gab ihm, dem starken, schönen und goldhaarigen Mann, Herz und Treue. Aber Ubbo verließ und verriet sie in den Armen einer andern Buhlin. Nach dem Maß ihrer Liebe wurde ihr Haß, der sieben Jahre lang Drachensaat säete, und keine Rast hatte ihre Rache. 7000 Sklaven ließ sie sieben Jahre lang schaufeln und karren und knechten, bis die schmale Landenge zwischen den Häuptern von England und Frankreich durchstochen war. In einer Nacht fiel der letzte Damm, und der Wasserschwall der Weltozeane stürzte sich in die Bucht des Nebelmeers ... das sagenhafte Thule mit seinem König und Volk war verschwunden in den Fluten und hinweggetilgt von der Erde."

Isa entsetzte sich. „Die grausame Garlitt war eine Teufelinne ..."

„Sie wäre an Ubbos Herzen ein Engel gewesen."

„Was redest du so furchtbare Mär?"

Er preßte sie an sich. „So gewaltig und grenzenlos meine Liebe ist, so feurig und fressend würde mein Haß sein, wenn du, meine Welt, mein Sein und meine Seligkeit, mir geraubt würdest."

Ihr zarter Leib erzitterte an seiner Brust. „O, mein Geliebter ... sieben Jahre lang wühlte Garlitts Haß, und sieben Jahre lang währte Jakobs Treue ... könntest du nicht warten wie jener? Nicht harren, bis der Herr und die heilige Mutter Erhörung unsrer Wünsche gibt?"

„Nein, Warten ist Weibertugend und Wehzeit mir. Ich muß flugs zum Ziele und habe nicht das schläfrig stumpfe Sklavenherz des Friesenbauers."

„Weh mir! Wie soll das enden?" Das war die zweite Frage, die immer wieder sich ihr entrang. „Wie soll das enden?"

„Dein Vater wird eher dich verderben lassen als gestatten, daß du seinen Knecht ehelichst."

Schmerzhaft nickte sie. „Mein Vater ist ein harter Mann und wird es tun."

„Ja, ich kenne den Pharao und Armenbedrücker von Rungholt, aber ich weiß auch das Ende von dem allen ... du wirst mit mir fliehen."

Verschüchtert sah sie ihn an. „Wie soll ich fliehen, da ich nur den Glücksstein habe, den du mir gabst?"

In Kurt Widerich war ein arger Schelm, der schon in seiner Kindheit böse Späße getrieben. „Hast du nicht deine Patengaben, die dir gehören? Auch sind die Kisten deines Vaters zum Überlaufen voll ... dürftest du nicht von dem Erbe, das dir zusteht, einen kleinen Teil vorwegnehmen?"

Die sanft schüchterne Stimme wurde scharf. „Nein, es wäre Stehlen, denn mein Vater wird mich erblos machen und verstoßen. Soll ich denn alle Gebote, das vierte und das siebente, übertreten? Und wohin wollen wir fliehen?"

„Groß und weit ist die Welt," erwiderte er. „In Wendenland ist Wald und Weide die Fülle, und neue Friesendörfer sind dort gebaut ... auch kann ich viele Künste, um Weib und — Kind zu ernähren ..."

Das glutrote Dirnlein verschloß ihm den Mund und mahnte: „Es müssen aber gute Künste sein."

Auf der Rasenbank wurden zahllose Pläne gemacht und verworfen. Und Isa kehrte zurück zu der Frage: „Hast du mich lieb?"

Die Frage wurde mit hundert heißen Küssen beantwortet und versiegelt. — — —

Durch das Rautenfensterlein schien die helle Sonne und betupfte mit den Strahlenfingern ein Mädchenantlitz in weißen Kissen. Im Schlafe zeigt ein schönes Gesicht alle Feinheit seiner Züge, die rein und ruhig und weder von Schmerz noch Leidenschaft entstellt sind.

Die Schlummernde erwachte und richtete sich auf, und das Antlitz war verwandelt. Angst stand in den Augen und Bleiche auf den Wangen. Nicht in der Nacht, in der Morgenfrühe setzte sich der Alb auf Isas Brust. Eine unsägliche Furcht vor einem Ungemach, einem Ungewissen und Ungeheuren verschnürte ihr die Seele, und sie meinte, daß sie sterben müsse vor Pein.

Die Schwester sah sie an und sagte: „Wie blaß du bist! Willst du nicht beten?"

„Ja," seufzte Isa, „ich will für dich beten: Der Herr behüte dich vor einer großen Leidenschaft!"

In Seelennöten ging das Mägdlein aus dem Hause und umschritt den Priel, in dem das ekle, grau schmutzige Schlickwasser stand. Willenlos von ihrem Weh getrieben, lief Isa durch die Tür der Domkirche, um zu beten, und fand im Beichtstuhl sich sitzend.

Jenseits des Vorhangs legte Theodorus das große Ohr ans Gatter — und gähnte morgenmürrisch.

Die Beichtende sank auf die Kniee und stöhnte: „Erlöse, erlöse mich von Sünd' und Schwermut!"

Der Priester, der die Stimme kannte, blieb im Gähnen stecken und horchte mit offnem Munde.

Von drüben kam nur ein banges, blödes und unverständliches Gestammel.

Theodorus war nicht mehr gelangweilt, sondern brannte vor Ungeduld. „Redet lauter, denn Ihr stehet hier vor dem Antlitz des Allsehenden und Allwissenden. Es wird besser mit Euch, wenn Ihr Eure Sünden bekennet."

Sie erschauerte. „Eine große, schwere, schwarze Sünde ist es ... ich kann's nicht sagen."

„In der Priesterbrust bleibt das Beichtgeheimnis verschlossen, gleichwie ein Toter in seinem Grabe, der nicht mehr spricht."

„Ich kann, ich kann nicht," stöhnte es hinter dem Gatter.

„Ihr sollt und müßt bekennen," befahl der Beichtiger, und in dem roten Gesicht glotzten böslich die Augen.

Die arme Büßerin hatte nur Weinen und keine Worte.

„Hm, hm!" Mit kräftigem Räuspern stieß er den Kloß herunter, bedachte den schwierigen Beichtkasus und sprach: „Ihr vermögt in Eurer Schwermütigkeit nicht, es zu sagen ... darum geht in die Sakristei und schreibt Eure Sünde auf einen Beichtzettel, wie viele Frauen tun, so will ich Euch Gottes Vergebung erteilen."

Das bedrückte Weib schleppte sich in die Sakristei und schrieb mit zitternden Fingern.

Im Beichtstuhl saß der rote Theodorus, wie ein Fuchs auf der Lauer, und schob an dem Vorhange, durch dessen Spalt seine Blicke schielten.

Endlich kam sie mit dem Geschriebenen. Die fette Hand reckte hinüber und riß förmlich den Beichtzettel an sich, und gierig durchflog sein Auge die Zeilen, die aus der Feder gestürzt schienen.

Der Hochwürdige war übermäßig erschüttert. O, die Weiber der frommen und ehrbaren Stadt Rungholt — es war zum Furioswerden; denn hier stand: Ich bekenne, daß ich gegen meinen Vater Sünde getan, und daß Kurt Widerich, der Kaufgeselle, mein heimlicher Liebster ist, mit dem ich zur Mitternacht im Garten ein Stelldichein habe. Die gnadenreiche Gottesmutter erbarme sich unser, denn wir müssen uns lieben.

Der Priester räusperte sich und spuckte dreimal aus, faltete die Hände und himmelte mit den Augen und sagte mit süßlicher Stimme: „Im Namen des Dreieinigen vergebe ich dir deine Schuld ... sündige nicht mehr! Zur Buße sollst du vor dem Zubettgehen zwölf Paternoster sprechen ... wenn dennoch die Versuchung zu mächtig wird, komme zu mir ... zur Zeit und Unzeit, bei Tag und bei Nacht steht mein Beichtzimmer dir offen."

Obgleich die Pönitenz klein und leicht war, ging das Mägdlein ungetröstet von dannen.

Aber wetterwendisch, wie ein Apriltag, ist das Weib, und Regen und Sonnenschein wechseln im Nu auf seinem Angesicht. Als Isa im Torwege des Hauses Kurt begegnete, war ihre Gewissensnot vergessen, und sie lächelte und warf noch von der Treppe einen Blick voll Glückseligkeit ihm zu. —

Theodorus suchte den Domherrn allerwegen, fand ihn im Schwale und hatte ein langes Amtsgespräch mit seinem Präpositus. Der Dicke beugte sich devot, und die Herren tuschelten mit zusammengesteckten Köpfen.

„Gestern hat Paulinus seine Buß beendet."

„Man muß auf den Armenanwalt einreden, daß er ein Mönchlein wird ... so sind wir seiner los und ledig." Das sagte Theodorus Rufus.

Der Herr Vetter machte eine spöttische Miene. „Ecce! Ist das nicht der kleine Barfüßer aus dem Dünendorfe, den er zum großen Scholastikus machen will?"

Meinert, mit den Büchern unter dem Arme, wollte vorbeitraben, aber die Herren hielten ihn an, und der Domherr streichelte ihm sogar leutselig den Kopf. Fein und teilnehmend fingen sie an, den Webersohn auszufragen.

Zuerst Theodorus Albus. „Was hast du denn heute gelesen?"

„Im Cäsar de bello Gallico vom Vercingetorix."

„Ei Wetter! Das verstehest du? Bei des Aristoteles Schädel! Du wirst noch ein zweiter Albertus Magnus. Gehest du aber auch deinem Vater artig zur Hand, wie ich dich vermahnte?"

„Ja, ich spule das meiste Garn auf die Weberschifflein."

„Ei, ei, Meinertus muß mir auf die hohe Schule."

Kindlich treuherzige und gerührte Augen sahen zu dem Geistlichen empor. „Alle Bücher, die geschrieben worden sind, möchte ich lesen und die Historie aller Völker lernen."

Der Priester betupfte mit dem Zeigefinger den Kopf des Knaben und setzte plumper das Verhör fort. „Nicht wahr, dein Vater schläft bis zum hellen Mittag?"

„Nein, er steht mit den Hühnern des Nachbars auf."

„Was treibt er denn vor Tag und Tau?"

„Er setzt sich an den Webstuhl und sitzt dort, bis es dunkel wird."

„Dann macht er sich auf nach der Schenke, um sein Maß zu trinken?"

„Nein, nein ... nachdem wir unsern Brei gegessen haben, gehen wir nach Maikes Hütte."

„Ist auch dein Lehrer Paulinus dabei?"

Vier Augen gaben lauernd acht.

„Ja, heute wird er zur Abendsprach kommen."

„Hm, hm!" Das Geräusper war wie grollendes Gedonner. „Und der Vikar hält euch allen eine Predigt?"

„Nein, mein Vater liest vor," sprach Meinert stolz, „und wir andern alle hören zu."

„Was liest er?"

„Aus der Schrift eines Straßburger Mönchs."

„Wie heißt der Mönch?"

„Das weiß ich nicht."

Die beiden Theodore sahen sich mit hochgezogenen Brauen vielsagend und verständnisvoll an und wußten, was sie wissen wollten.

Der Priester gab dem Knaben einen kleinen Stoß und sagte kurz: „Mein Sohn, mach dich in Gottes Namen aus dem Staube!" Er blickte dem Barfüßler nach und lachte in den rötlichen Bart.

Aber das grauweiße Gesicht des Domherrn legte sich in tiefernste Falten. „Es ist zum Lamentieren und nicht zum Lachen. Dort in den Dünen wird eine Ketzerei ausgeheckt, die im Keime erstickt werden muß ... aber wie?"

„Ich bin ganz Eurer Meinung, Herr Vetter, wofern Ihr das Wie mir sagen wollt."

Der diplomatische Domherr geriet in Hitze. „Wir wollen sie zur Nacht überraschen, vor dem Fenster horchen und die ganze Rotte Korah in flagranti ertappen." Des Bischofs Offizial warf mutig die Brust heraus.

Aber der dicke Theodorus wisperte vorsichtig: „Es möchte ein Tumult und Aufruhr entstehen, wenn wir in Mündigkeit unsres Amtes eingreifen ... auch könnte uns Gewalt angetan werden, denn Maike ist ein bösartiges Mannweib und die Fischer sind verwegene Gesellen, die ihren Weberkumpan nicht im Stich lassen werden."

Der kleine Theodorus, der einen gelinden Schreck bekam, erkannte das Berechtigte dieser Befürchtungen an. „Wir müssen das brachium sæculare, den weltlichen Arm, anrufen und vom Rat zwei handfeste Stadtknechte erbitten zu Schutz und Sicherheit unsrer Person."

Um das gewissenhaft zu besorgen, begab sich der Dompriester zu Fedder Heikens. Unterwegs glitt seine Hand von ungefähr in die Tasche und fühlte, daß ein Pergamentstück darin lag.

„Haben Sie nicht Gottes Wort in der Kirche?" sagte der Ratsherr von Rungholt, der alles unordentliche und überschwengliche Wesen haßte. „Der Hochmut juckt sie und die Laiengelehrsamkeit, die nicht mehr arbeiten will . . . ich halte dafür, daß dem unnützen Weber das Handwerk gelegt werden muß."

Sehr willig wurden die Stadtknechte gewährt.

Da kam den Priester plötzlich ein heftiges Niesen an. „Psti—sti—sti!" Drei sind der guten Dinge, und das Tintenhorn auf dem Eichentische zitterte.

„Prosit!" schmunzelte Heikens, „das bedeutet Glück für die Nachtfahrt."

Hastig zog Theodorus das Tuch aus der Tasche und putzte sich die Nase. Sah sein schräger Blick nicht, daß der Beichtzettel mit dem Tuche herausgerissen wurde und auf den Estrich fiel? War oder sollte das ein Zufall — oder eine Gottesfügung sein?

Fedder bemerkte sehr wohl das Stücklein Pergament, das auf dem Fußboden liegen blieb, aber er war ein wißbegieriger Herr, der für sein Leben gern Geschriebenes las. Er wollte beileibe nicht fremdes Gut unterschlagen, sondern nur die Schrift flüchtig durchlaufen, ehe er sie dem rechtmäßigen Eigentümer zurückgab.

Fedders Augen flogen — und sogleich fingen alle Glieder seines robusten Körpers an zu fliegen, als wenn ihm schwach und elend würde. Der selbstherrliche, pharaonische Mann wurde grau wie Asche und biß die Lippen blutig.

Auf seinem Schreibsessel saß er starr vor Schreck und Zorn und winkte wütend ab, als Inge ihn zum Essen rief. An dem Tage genoß er keine Speise, sondern blieb in seiner Schreibstube, anscheinend über seine Bücher gebückt, aber nur in finstres Brüten versunken. Buchstaben und Zahlen tanzten vor seinem Blick — es war zum Tollwerden — aber seine tief verletzte Ehrbarkeit durfte nicht rasen.

Der kluge, kaufmännische Kopf konnte diesen unvorhergesehenen und unerhörten Fall nicht durchkalkulieren und zu keinem Fazit kommen, dieweil sein sonst kühles Blut schäumte und der eine Gedanke sein Gehirn durchkreiste: Es ist wider die Natur ... meine sanfte, stille, sittsame Isa ist die Liebste meines Knechts geworden.

Die Sonne sank und ging unter — er hatte sich auf seinem Sessel kaum geregt.

Es dunkelte um ihn — noch immer war sein Haupt auf die Hand gestützt.

Der Mond ging auf und erhellte das Zimmer — da hatte Fedder Heikens seinen Entschluß gefaßt.

Jählings und steil sprang er auf die Füße, schnallte den langen Stoßdegen, der an der Wand hing, um und setzte sich an das Fenster, das auf den Hof hinausging. Die tiefliegenden Augen waren auf einen Punkt gerichtet, und sein Ohr horchte auf jeden Laut.

Das letzte Abendgeräusch, das Knarren des Schinderwagens, der die Kloaken entleerte, erstarb.

Der Ratsherr murmelte: „Hab' ich nicht Rungholt zu der sauberen Stadt gemacht, die keinen Unrat auf den Gassen duldet? Und mir ist, als wäre ich und meine Sippe mit Kot beworfen."

Der Ratsherr horchte — schwere Schritte hallten, aber nicht vom Hofe, sondern vom Markte her — und öffnete die verbissenen Lippen zu einem harten Lachen. „Es sind die Stadtknechte ... das gemeine Dünenvolk, das sich zu unsersgleichen machen möchte, muß gedämpft werden."

Mit ihren Morgensternen stellten sich zwei Knechte unter die Treppe des Domherrenhauses und warteten. Bald stießen die beiden Theodore, den Hut in die Stirn gedrückt und ins Pluviale gehüllt, zu ihnen und zogen zum Tore hinaus, die bewaffneten Schergen folgteu. Ihr Gang war rüstig, weil sie eines heiligen Schlüsselamtes zu walten hatten, und kraft der Morgensterne betraten sie mit einem guten Mut das Dunkel der unheimlichen Dünen.

Fedder hielt den Kopf an das aufgestoßene Hoffenster. Ein Riegel wurde leise verrückt. Die lauernden Augen waren auf den Punkt gerichtet, wo zwischen den hohen Speichern das Gartenpförtchen war. Die Pforte wurde von einem Weibe geöffnet und blieb in ihren Angeln offen stehen. Das war Isa oder Inge — er konnte es nicht unterscheiden.

Fedder zwang den aufbrausenden Zorn zur Ruhe und wartete. Bald schlüpfte auch ein Nachtwandler über den Hof.

Auf den Degen gestemmt, wartete der Ratsherr noch ein Weilchen, bis das sündhafte Liebesspiel in Gang gekommen. Dann stand er auf und schlich sich in den Garten.

Hell leuchtete der Mond, und der Sand knirschte. Darum streifte er die Schuhe ab und ging in den bloßen Füßlingen.

Auf seinem eisharten Gesicht war nicht zu lesen, was er dachte oder wollte. Im Gehen zog er den langen, rostigen Degen aus der Scheide.

Ein Flüstern führte ihn recht. Durch das Gebüsch stachen seine Augen.

Sie saßen auf der Rasenbank und hielten sich umschlungen. Verliebt sprach Isa: „Mein Kurt, ich bin gebannt und tue nicht mehr, was ich will, sondern was du willst.“

Das Liebesgeflüster wurde zum gellenden Angstschrei.

„Ehrlose Dirne, du wirst tun, was dein Vater will,“ donnerte Heikens, der mit einem langen Schritte vortrat und die Degenspitze durch das hängende Blattwerk stieß. Entsetzt sprangen beide empor.

Fedder, ganz furios und zu allem fähig, brüllte: „Verruchter und verfluchter Verführer der Unschuld! Du sollst von meiner Hand sterben.“

Er fiel mit dem Fuße aus und wollte Kurt durchstechen.

Aber Isa warf sich vor den Geliebten — und die Degenspitze sank, zwei Zoll vor ihrem Ziele.

„Fliehe, fliehe!“ kreischte sie und brach ohnmächtig zusammen.

Kurt Widerich taumelte ein paar Schritte zurück und rief: „Ich würde auch waffenlos mit Euch kämpfen, aber um dieser willen darf ich Euch nicht erschlagen.“

Und er entlief durch den Garten und nach dem Dünendorfe.

Fedder Heikens nahm seine Tochter in die Arme und trug sie ins Haus.

Als sie erwachte, stand er kalt und aufrecht, und seine Worte fielen härter als Rutenschläge. „Isa, du bist mein Kind nicht mehr ... doch will ich mein Fleisch und Blut nicht ganz verwerfen, sondern von meinem Angesicht verbannen, denn ich vertrage nicht, die Entartete und Ehrlose zu sehen. Rüste dich sogleich zur Reise!“

Eine Stunde nach Mitternacht ließ er den Deichschreiber Folkert aus seiner nahen Wohnung herbeirufen.

Der stürzte erschrocken ins Gemach. „Es wehet doch kein Sturm und gehet keine Springflut ... wo ist der Deich geborsten?“

Fedder sprach dumpf: „Das vierte Gottesgebot ist gebrochen und geborsten, und unter einem Sturme wankt mein Haus. Ihr, Folkert, seid ein verläßlicher und verschwiegener Mann und sollt mir retten helfen. Schwer hat meine Tochter sich vergangen ...“

„In—ge?“ stieß der bestürzte Deichschreiber hervor.

„Nein, Isa ... doch fraget nichts, sondern führet sie heimlich vor dem Morgengrauen in einem Boote nach Everschop hinüber, wo Ihr sie mit einem Briefe von mir in die Hut meines Schwähers geben werdet. Ich will Euch durch keinen Eid binden, weil ich weiß, daß Euer Wort wie ein Schwur ist.“

Folkert fühlte sich von diesem bösen Auftrage bedrückt, aber der Pflichttreue eilte nach dem Bollwerk und suchte eine Schmacke.

In dem Achtersteven eines Fischerbootes legte sich ein Mann zum Schlafen nieder, und Folkert schrie ihn an: „He, ich will Euch für kleine Fahrt um großen Lohn heuern.“

Jap, der zwar aus der Schenke gekommen, aber ziemlich nüchtern war,

sprang flink auf die Füße und machte die Segel klar, denn der Bierschlund hatte einen Grundsatz: Geringe Arbeit und großer Gewinn!

Im Schein des Vollmonds fuhr das Boot mit drei Insassen ins Wattenmeer hinaus. Ringsum war tiefes Nachtschweigen. Nur das Knarren des Steuerruders und ein ins Herz zurückgedrängtes Schluchzen unterbrachen die Stille. —

Kurt Widerich lief quer durch die Dünen, bergauf und -ab im tiefen Sande, und das tolle Rennen tat dem Aufruhr seiner Seele gut. Vor Maikes Hütte sah er vier Gestalten, die lauschend an dem offenen Fensterladen standen, und im Mondlicht blinkten die Morgensterne. Das war ihm sehr verdächtig — ob sie mich wohl meinen? Gebückt kroch er durch eine Dünenschlucht und erklomm die Sandwand hinter der Hütte. Dort legte er sich auf den Bauch nieder, in stiller Beobachtung, wie das ablaufen werde, und zum etwaigen Sprunge bereit.

Der kleinste von den vier Männern reckte den Hals und vermochte nicht durch das hochliegende Fenster zu sehen; aber sein scharfes Ohr fing jeden Satz auf, den der Weber vorlas.

Hinter ihm stand der rote Theodorus, die Backen aufgebläht, und überschaute den ganzen Hüttenraum. Rings im Kreise auf allen möglichen Geräten, die zu Stühlen gemacht waren, saßen Männer und Frauen. Zwischen zwei Fischern hockte der Vikar Paulinus auf dem Herdrande. Nomme stand unter dem Kienspane und las laut aus dem Buche vor.

Immer tiefer runzelte sich die Stirn des Domherrn. Was waren das für sakrilegische Worte, die sein Ohr hören mußte? Arg wetterte der Straßburger Mönch wider die heilige Messe.

„Die Seelenmesse der Priester kommt keiner Seele 'zugute, und tausend Requiems sind einem Toten nichts nütze, sintemal es für die Verstorbenen zwei Orte gibt und das Fegfeuer eine teuflische Erfindung des Widerchristen ist. Nur der Geiz der Geistlichen hat die Seelenmessen erdacht und erdichtet, um die Güter dieser Welt an sich zu bringen."

„Es gibt starkes Bier," grunzte der rote Theodorus.

„O, welch ein Krebsgeschwür der Ketzerei gehet in meinem Sprengel auf!" zischte der weiße, der in hohepriesterlichen Grimm geriet und schon seinen Schergen winken wollte.

Da schlug der Weber das Buch zu und fing an zu beten. Demütig sprach er das Sündenbekenntnis und flehte brünstig um Gnade und geistliche Güter, als da sind Erbarmen und Liebe, Geduld und Langmut.

Immer unduldsamer und erboster wurden die geistlichen Gemüter während des Gebets. Der bischöfliche Offizial ertrug es nicht länger und befahl den Knechten, mit ihren weltlichen Armen einzuschreiten.

Die Schergen stürmten ins Haus — mitten im Amen riß die Beterstimme ab — der Weber wurde am Kragen gepackt und gezerrt.

Vorsichtig steckten die Priester die Köpfe durch die Tür, um das Schauspiel zu sehen.

Theodorus Albus war feuerrot vom heiligen Zorn und fuhr den Verhafteten an: „Wie darfst du, ein schlechter und unehrlicher Weber, dich unterstehen, deine Laienmesse zu halten, wie ein Priester zu lesen und zu beten und den Geweihten zu spielen! Bald wirst du die Absolution erteilen, auch die Hostie spenden und das Allerheiligste schänden."

Das Mannweib Maike ermannte sich zuerst und faßte den einen Stadtknecht mit ihren Fäusten. „Warte, dich will ich lehren, in meiner Hütte den Hausfrieden zu brechen."

Die Priesterköpfe in der Tür bekamen von hinten einen so starken Stoß, daß sie mit der Stirn aufeinanderplatzten und Beulen sich schlugen.

Kurt war von der Höhe herabgesprungen, stürzte ins Haus, ergriff den andern Stadtknecht, ihn von hinten umschlingend, und warf ihn mitsamt seinem Morgenstern auf die Straße hinaus, allwo er platt auf Hände und Nase hinpurzelte.

Gleich stand Paulinus vom Herde auf und rief: „Friede, Friede! Diese kommen als Diener des Rats, und wir müssen der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, Gehorsam beweisen." Er zerrte Maikes Fäuste hinweg und befreite den Knecht.

Der rote Theodorus, der sich vom Schreck erholt hatte, prustete und schrie, stotterte und schalt. „Aufruhr, Aufruhr! Alle, die hier höllische Ketzerei getrieben haben, in den Turm der Fronerei! Nehmt das Wespennest aus! Dawider muß die Inquisition errichtet werden."

Der Domherr, welcher das Kritische der Lage erkannte, wurde maßvoll und sagte mündig: „Seid still, Konfrater! Ich als das Oberhaupt der Kirche Rungholts habe allein zu reden. Ihr guten Leute des Dünendorfes, gehet in Ruhe auseinander! Weder Zwang noch Faustgewalt wollen wir gebrauchen, sondern mit gütlichen Worten unsre geistliche Pflicht tun, und die Knechte sollen stracks hinausgehen."

Der eine lag schon draußen und wischte sich die blutende Nase, und der andre, der ängstlich nach Maike hinschielte, verschwand mit großer Geschwindigkeit.

Des Bischofs Offizial fuhr fort: „Mein Vikar folge mir! Auch der Weber soll eine Strecke das Geleit uns geben, ohne Verhaft und mit freiem Willen, denn wir wollen ein Religionsgespräch mit ihm halten und ihn zum Rechten belehren."

Paulinus gehorchte sogleich, und der Weber ging unerschrocken mit den geistlichen Herren.

Als sie außer Hörweite der Hütte waren, gewann der dicke Theodorus die Sprache wieder und schnob furios. „Du elender Leinweber und Gotteslästerer! Für deine Ketzermesse bring' ich dich vor das geistliche Gericht, und du wirst eingeäschert werden."

Der Domherr aber zog seinen Vetter abseits und kniff ihn mit den mageren Krallenfingern. Mit diesem kräftigen Argument brachte er den Schwätzer zum Schweigen und raunte: „Wir dürfen beileibe keinen Rumor

davon machen und keinen Märtyrer schaffen, welches Aufsehen erregt und den Zulauf fördert."

Sehr laut setzte er hinzu: „Uns als Dienern Christi geziemt es, gegen diese irre geleiteten Seelen mit Lindigkeit zu verfahren."

Mit beinahe freundlichen Gebärden wandte er sich an den Weber. „Ich stehe an des Bischofs Statt und muß, wie wehe es mir tut, Euch ins Stockhaus schaffen ... nicht jetzt, aber morgen oder übermorgen ... und dann vor geistliche Jurisdiktion Euch stellen ... ich darf es kraft meines Amtes nicht unterlassen."

Mit einem Seitenblick überzeugte er sich von der Wirkung dieser Worte, die eine furchtbare war. Der biedere Leinweber, dem das Stockhaus ein Ort der Entehrung und aller Schrecknisse war, wurde todblaß.

„Gern gäbe ich Euch Frist ... zum Entrinnen ... aber Ihr müßtet vor Sonnenuntergang des nächsten Tages Rungholt und die sieben Harden für immer verlassen haben. Jetzt habt Ihr die Wahl ... entweder — oder! Tertium non dat."

Die grauen Priesteraugen glitten lauernd über das schmale Webergesicht.

Romme, der noch nicht den Mut des Martyriums hatte, wählte das letztere und wollte den Staub dieser Stätte von seinen Füßen schütteln.

Der Vikar wanderte mitten zwischen seinen Vorgesetzten durch die Dünen.

Vorwurfsvoll, aber väterlich sah der Domherr ihn an. „Pauline, Pauline, war das die Seelsorge, die Ihr im Dünendorfe treiben wolltet?"

Der Vikar schwieg und trieb im Strudel des Zweifels, ob er recht oder unrecht getan.

Noch einmal, noch fester und väterlicher sah der Oberhirte ihn an und sagte feierlich: „Gehet heim in Eure Zelle und betet! Das Gebet sei Euch ein Gericht, ob der Geist mit Eurem Geiste zeugen wird."

Paulinus ging in seine Kammer und rang mit Gott in großen Seelenkämpfen.

Als die Morgenröte hereinbrach, zeugte der Geist mit seinem Geiste, daß er nach dem Gesetz des Gewissens gehandelt und nach dem Gebot der Liebe getan. —

Die Mondscheinnacht war vergangen, und die Morgenröte brach über das Westmeer. Den Heverstrom durchkreuzte ein Boot und näherte sich dem Lande Eiderstedt, das dazumal noch aus drei Inseln bestand. Isa sah mit den trocknen, brennenden Augen in das aufgehende Taglicht hinein, ohne mit den Wimpern zu zucken, und in ihrem Blick stand die Frage: Sieht denn Gottes Auge nichts von meiner Menschennot?

Der schweigsame Folkert hatte während der langen Nacht keine Silbe gesprochen. Wider solches Weh wußte er kein armseliges Tröstlein zu sagen.

Plötzlich blickte sie ihn mit hellen Augen an und sagte leise: „Ich weiß, daß Ihr meine Schwester Inge liebt."

Der Deichschreiber zuckte zusammen und rührte dann kein Glied. Sprach- und maßlos ist das Erstaunen des Menschen, dem eine Offenbarung zuteil wird.

„Ja, ich weiß es, Folkert . . . und um dieser Liebe willen flehe ich Euch an, daß Ihr Kurt Widerich meinen letzten Gruß bestellt. Ich lasse ihn nicht und nie und werde ihn lieb behalten bis zum Tode.“

„Das Wort will ich ausrichten,“ nickte er.

Und Isa hob das verweinte, schmerzverklärte Antlitz zu ihm empor. „Um deswillen und zum Danke will ich reden und Euch raten . . . heget allerdinge keine Liebe, denn sie, die seligmachende, macht leidvoll und unselig, wie sonst kein Leid auf Erden.“

Der Schiffer Jap blieb im Boote und legte sich schlafen. Folkert und Isa stiegen ans Land und dangen den Leiterwagen eines Bauern, der sie nach Everschop brachte. Hier wohnte einer von der Heikenschen Sippe auf seinem burgartigen, von Wassergräben umschlossenen Bauernhofe.

An der Pforte wurde Isa schwach und bat: „Saget Kurt, wo ich geblieben!“ und ihr Geflüster erstarb. — —

Hinter der Düne tagte der helle Morgen. Aber trübe war Nommes Sinn, denn er schied von seiner Heimat und schaute nach dem Winde, welcher gut war für die Fahrt, die so böse ihm dünkte. Viel schauerliche Mär hatte er von der fernen Inquisition und ihren rauchenden Scheiterhaufen vernommen, und seine Seele war geängstet von den häßlichen Nachtträumen, die ihn geplagt.

Ein Seufzer entrang sich ihm. „O Herr, ich bin nicht der Mann, der sich verfolgen und töten läßt um deinetwillen.“ Traurig ging er ins Haus, schnürte seine Habseligkeiten in ein Bündel, nahm den Webstuhl auseinander und verpackte ihn in der Truhe.

Meinert aber lief mit Grammatik und Wachstafel herbei und schob sie sorgsam unter und legte Heu ringsum, bis er seine Schätze sicher geborgen glaubte.

„Wo wollen wir der Katze ein Lager bereiten?“ fragte er den Vater, „hier ist noch Raum im Kasten.“

„Der Katze?“ sagte dieser, und seine Wimpern zuckten sonderbar.

Hastig ging Nomme in den Holzstall hinaus, wo das Ferkelchen grunzte und grüßte. Es war an seinen Nachbar, den Wattenfischer Tedje, verkauft worden, und er kraute und liebkoste das Tierchen, als er es aus dem Stalle nahm.

„Warum läßt du den Ringelschwanz so trübselig hängen? Viel gute Fische wirst du zu fressen bekommen und bessere Tage haben als bei mir.“

Dieweil versuchte Meinert, der großen, grauen Katze in der Truhe ein bequemes Bett zu bereiten. Aber sie mißverstand völlig seine Liebe und entsprang ihm, fauchend vor Angst. Mißtrauisch hockte sie auf dem Herde und fing erst an zu schnurren, als der Weber zurückkam.

„Schweres Werk will schnelle getan sein,“ sagte Nomme und biß die

Lippen zusammen, während er den Kater auf den Arm nahm und eilig zur Maike trug, der er seinen Liebling schenken wollte. Hinterdrein lief Meinert, bittre Tränen vergießend.

Maike streichelte das Tier, und Rommes Augen waren feucht. „Hütet mir den Kater Mauns wohl, denn er ist ohne Katzenfalsch und Diebsgelüste, auch anhänglich an seinen Herrn und treu wie ein Hündchen."

Des Knaben Weinen wurde zum Jammergeheul, und der Vater zog ihn hinweg.

Auf einem Schiffe, das nach Holland befrachtet war, verließen der Leinweber und sein Sohn die Stadt Rungholt und die Marschheimat.

Wer aber seine Heimat liebt und von ihr scheiden muß, dem ist's, als stürbe in ihm ein Stück von seinem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)



Wanderglück.

Von

Theodor Robert Grosewsky.

Der Meister schlug aufs Eisen,
Das glühend vor ihm lag,
Und sang bekannte Weisen
Bei jedem kräft'gen Schlag:

„Das war ein fröhlich Wandern
Und Jubeln allzumal,
Von einer Stadt zur andern
Ging's über Berg und Tal!"

„Wo Mädchenaugen winkten,
Da blieben gern wir stehn,
Wo helle Becher blinkten,
Da konnten wir nicht gehn!"

„Wo laute Lieder klangen,
Da stimmten wir mit an!
Wo lust'ge Tänzer sprangen,
Da sprangen wir voran!"

„Das war ein lustig Wandern,
War eine schöne Zeit,
Von einer Stadt zur andern,
Heisa, in alle Weit'!"

Und wie der Meister sungen,
Da ist der Altgesell
Vom Amboß aufgesprungen,
Im Aug' ein Tränlein hell.

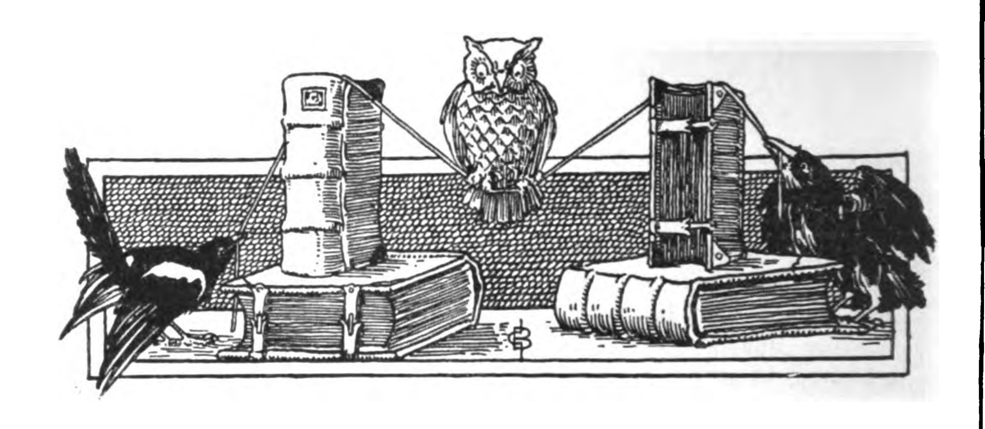
Und Hammer, Feil' und Zangen,
Die warf er auf den Block,
Tät nach dem Ranzen langen
Und nach dem Wanderstock:

„Habt Dank für alles Gute,
Halt's hier nicht länger aus!"
Er grüßte mit dem Hute
Und wanderte hinaus.

Und draußen vor dem Tore
Und draußen in dem Wald,
Da ist zum Lerchenchore
Sein Wanderlied erschallt.

Der Meister schlug aufs Eisen
Und dacht' an Weib und Kind.
Gedacht' der alten Reisen,
Und seufzte in den Wind!





Montesquieu.

(gest. 10. Februar 1755)

von

Eduard Engel.

Es gibt eine immer noch wachsende Zahl von Weltberühmtheiten auf allen Gebieten der Literatur, die mit Ehrfurcht von jedermann genannt werden, deren Werke man mit einer der unzähligen Kulturlügen, oder sagen wir Kulturheucheleien der modernen Menschheit als bekannt voraussetzt, und die tatsächlich von den allerwenigsten, selbst unter den Hochgebildeten, wirklich gelesen werden. Man erinnert sich ihrer für einen Tag, für zwei Tage bei Gelegenheit eines mehrhundertjährigen Gedenktages ihrer Geburt oder ihres Todes; gleich darauf wieder tiefes Schweigen völlige Unwissenheit, aber wenn möglich noch gesteigerte Ehrfurcht. Nichts wird ja so sehr verehrt wie das Unbekannte.

Daß Montesquieus Werke zu dem ungeheuren Schatz unbekannter Weisheit gehören, das darf ich, ohne Widerspruch zu erfahren, auch ohne deshalb einen Vorwurf zu erheben, ruhig aussprechen. Wie sollte es auch anders sein? In allem Wandel menschlicher Zustände bleibt doch ein Naturgesetz unverändert: daß der Tag auch für den Lernbegierigsten und Fleißigsten, für den Vielwisser und Alleswisser, für den berufsmäßigen Bücherverschlinger und Zeitschriftentiger doch eben nur 24 Stunden hat, von denen immerhin einige dem Schlafen, Essen und Trinken, vielleicht sogar dem Spazierengehen und der Pflege rein menschlicher Beziehungen geopfert bleiben müssen. Höher und höher schwillt die Literatur des Tages, der gegenüber man doch nicht völlig stumpf bleiben kann, aus der man sich nicht einmal bloß die allersüßesten Rosinen auslesen darf, denn man lebt als Mensch mit Menschen, man soll und man will wissen, wovon die Freunde sprechen, und man kann nicht immer auf den allerhöchsten Höhen der Menschheit wandeln. Wie soll da Zeit bleiben für die Kenntnis des ungeheuren Vorrats klassischer Literatur aller Völker und aller Zungen? Ich habe den Versuch gemacht, in meinen zwei Geschichtewerken über die

französische und über die englische Literatur im Anhang ein möglichst knappes Verzeichnis der lesenswertesten Bücher jeder der beiden Literaturen zu geben, und dabei sind doch je drei enggedruckte Seiten mit bloßen Büchertiteln herausgekommen, die zusammen etwa 6—700 Bände ergeben. Nun rechne man dazu die reichlich 500 Bände der lesenswertesten Bücher aus der deutschen Literatur der Vergangenheit, einige hundert Bände aus allen übrigen Literaturen zusammen, und dann fehlen immer noch die Hunderte von Bänden aus der Literatur der allgemeinen Bildung, deren Kenntnis zur stillschweigenden Freimauerei der obersten Kulturschicht gehört, — und man kommt zu Gesamtzahlen, die unheimlich sind, die uns erschrecken lassen über die immer erdrückendere Anhäufung des für notwendig geltenden Bücherwissens der Menschheit.

Gibt es eine Rettung aus diesem zu Verzweiflung an wahrer Allgemeinbildung treibenden Zustande? Es hat schon einmal eine der unsrigen sehr ähnliche Zeit gegeben, als die Jahrhunderte der griechischen Kultur gleichfalls solche Berge der Bücherweisheit aufgetürmt hatten, daß die Menschheit, die doch nicht bloß zum Bücherlesen da war, entweder geistig verdorren oder irgend ein Rettungsmittel finden mußte. Ein Zufall, eine geschichtlich berühmte oder berüchtigte Wahnsinnstat, hat die damalige Menschheit von dem Alp der Büchergelehrsamkeit in wenigen Tagen erlöst. Die Bibliothek in Alexandria, damals etwas dem heutigen Britischen Museum mit seinen zwei Millionen Bänden sehr Ähnliches, wurde von einem halbverrückten Sultan verbrannt, und es wurde wieder Luft für die griechische Welt, die sich im gelehrten Alexandrinertum philologisch vertrottelt hatte. Der Gedanke, alle Schätze der Alexandrinischen Bibliothek wären auf die Nachwelt, bis auf uns, gerettet worden, und nun arbeiteten zehntausend, hunderttausend Philologen ihr Leben lang an der Erläuterung, an der möglichst wissenschaftlichen Feststellung der Tausende von griechischen Texten, mit dem wohlbekannten „kritischen Apparat" zu jedem, hat etwas so Fürchterliches, daß ich ihn nicht weiter ausmalen will.

Aber noch einmal: gibt es eine Rettung aus unserm mehr oder weniger alexandrinischen Zustande der Überfütterung mit Bücherwissen? Ich brauche das Heilmittel nicht zu ersinnen, denn es ist schon gefunden: das Bedürfnis der geistigen Entwicklung hat sich Befriedigung verschafft, und ganz von selbst bereitet sich ein Umschwung in den Anforderungen an die allgemeine Bildung vor. Ich meine damit das Hilfsmittel der Auszüge aus umfangreichen Werken der Vergangenheit. Man sage dagegen, was man wolle, man rümpfe die Nase über die Leute, die einen großen Schriftsteller des 17. oder des 18. Jahrhunderts zu kennen glauben, wenn sie einen mäßigen Band mit dem Besten aus seinen Werken gelesen haben; aber bei der Wahl zwischen dem Durchlesen von sieben dicken Bänden der sämtlichen Werke eines Klassikers der Vorzeit, und einem gut gemachten Bande Auswahl, entscheide ich mich für den einen Band Auswahl einfach darum, weil die sieben Bände der Gesamtwerke eben nicht gelesen werden.

Ich wähle das Beispiel der sieben Bände von der großen Gesamtausgabe der Werke Montesquieus, die Eduard Laboulaye in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts veranstaltet hatte. Wer Montesquieu genau kennen will, der muß selbstverständlich diese sieben Bände mit allem Zubehör gelesen haben, und es gibt unter den zahlreichen Käufern der schönen Ausgabe sicherlich auch einige Dutzend, die jede Zeile wirklich gelesen haben. Wie fangen es aber die noch viel zahlreicheren bildungslustigen Menschen an, die da wissen, daß unsere heutige politische Entwicklung auf Montesquieu als auf einen der großen Begründer der Politik des 18. und 19. Jahrhunderts zurückführt; die auch gehört haben, daß er zu den französischen Klassikern nach Inhalt und Stil zählt, die ihn also gern kennen möchten, aber beim besten Willen nicht über die doch reichlich drei Wochen Muße gebieten, um die Gesamtausgabe zu verschlucken? Da kommt gerade zur rechten Zeit als einer der Bände der Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit" (Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) eine Auswahl aus den Schriften Montesquieus, herausgegeben von Dr. E. Meyer, die auf weniger als 300 Seiten in vortrefflicher Übersetzung genug aus den Hauptwerken des großen alten Franzosen bietet, um den Kern seiner Lehre zu verstehen und sich zur genaueren Kenntnis der sämtlichen Werke Montesquieus anregen zu lassen. Ich wüßte für deutsche Leser, die sich zum Gedenktage des Todes Montesquieus liebevoll mit ihm beschäftigen wollen, kein besser unterrichtendes Hilfsmittel als diese geschmackvolle Auswahl. Sie enthält außer einer Einleitung fast alle wertvollsten Stellen aus den Persischen Briefen, den Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalles, sowie aus Montesquieus Hauptwerk Von dem Geist der Gesetze, und zwar nicht in der Form einzelner loser Geistesperlen, sondern in gutgewählten größeren, zusammenhängenden Auszügen, die zusammen ein brauchbares Ganzes darstellen und gerade das geben, was dem allgemein gebildeten Leser nottut: einen deutlichen Begriff von den politischen Anschauungen und Zielen des großen französischen Umwälzers.

Die Auswahl enthält keine eingehende Lebensgeschichte Montesquieus, sondern sie begnügt sich mit der Lebensgeschichte seiner Hauptwerke. Über den Menschen und Schriftsteller Montesquieu trage ich deshalb noch einiges nach, um das Blättern in irgendwelchen Hilfsbüchern überflüssig zu machen. Der im Jahre 1689 geborene Landedelmann Montesquieu aus Bordeaux war einer jener wenigen unabhängigen Männer der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die sich nicht dem Zwange des Hoflebens in Paris unterwarfen, sondern sich ihre stolze Unabhängigkeit als gebildete Provinzmenschen bewahrten. Bedenkt man, daß beinahe die ganze französische Literatur eine parisische Literatur war und ist, so bekommt Montesquieus Leben und Wirken in der Provinz eine besondere Bedeutung. Er hat sich gehütet, es mit der Hofgesellschaft zu verderben, aber er ist nie allzu vertraut mit ihr geworden. Ganz zu seinem Charakter stimmt die Anekdote, die darum doch wahr sein

könnte: er habe einen ihm angetragenen höfischen Gnadensold mit den männlichen Worten abgelehnt: „Ich habe keine Gemeinheiten begangen, bedarf also auch nicht des Trostes einer Gnadenbezeugung.“ Mit 25 Jahren war er richterliches Mitglied des „Parlaments“ zu Bordeaux geworden, führte den Ratstitel und waltete seines Amtes mit Gerechtigkeit, aber ohne Begeisterung. Nebenher trieb er allerlei literarische Liebhabereien, beschäftigte sich eingehend mit Naturwissenschaft, sogar mit Anatomie, mit Geschichte und Geographie, las die französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts, aber auch noch früherer Zeiten, las immer wieder Montaigne, seinen Lieblingsschriftsteller, den er aber doch nicht nachgeahmt hat. Er zeigte einen gewissen Adelstolz, keinen gemeinen, vielmehr den auf seine „germanischen Ahnherrn“, deren kriegerischen und freien Sinn er bewunderte. Montesquieu hat sich nie für einen Gallier, sondern für einen Abkömmling der Franken gehalten. In den Jahren 1728 und 1729 durchreiste er, nachdem er Mitglied der Akademie geworden war — nicht ohne höfische Widerstände —, Deutschland, Italien, die Schweiz und Holland und begab sich dann für nahezu zwei Jahre nach England. Er eröffnet den Reigen der französischen Schriftsteller, die aus dem französischen Despotismus sich in das einzige Land europäischer Freiheit zu damaliger Zeit flüchteten, gewissermaßen, um die Freiheit an der Quelle zu studieren. Fast alles, was in Montesquieus „Geist der Gesetze“ fruchtbringend geworden, hat er aus seinem Aufenthalt in England mitgebracht. Nach ihm hat Voltaire, der noch länger als Montesquieu in England verweilt hatte, von dort die Kenntnis der englischen freidenkerischen Philosophen und Shakespeares nach Frankreich geholt und über die gesamte damalige Kulturwelt verbreitet.

Zwischen Montesquieus äußerem, nach der Rückkehr von England sehr ruhigem und gleichförmigem Leben und seinen Schriften besteht kein sichtbarer Zusammenhang. Die eine Zeitlang modisch gewesene Erklärerei jedes bedeutenden Schriftstellers aus dem, was man mit einem ganz überflüssigen Fremdwort Milieu nannte, also schlicht gesprochen aus seinen äußeren Lebensbedingungen, steht vor Montesquieu ratlos da. Zur Not läßt sich, wenn man durchaus will, die einigermaßen spaßhafte Einkleidung, das lüsterne Beiwerk der persischen Briefe „erklären“ durch Montesquieus Gascognertum; nur daß auch die meisten französischen nichtgascognischen Schriftsteller jener Zeit dieselben Mittel lüsterner Spielerei gebrauchten, um die höheren Leserschichten zu fesseln. Wie aber will man den würdevollen Ernst in Montesquieus Geschichtewerk über die Größe und den Verfall der Römer, wie die Strenge und Tiefe seines großen Buches Vom Geist der Gesetze „erklären“ aus seiner gascognischen Herkunft?

Montesquieu hat seine letzten Lebensjahre in körperlicher Blindheit verlebt, die er mit der erhabenen Heiterkeit des wahren Philosophen ertrug: „Es scheint mir,“ soll er gesagt haben, „daß die Spur von Licht, die mir noch bleibt, nur das Morgenrot des Tages ist, an dem sich meine Augen für immer schließen werden.“ Er ist am 10. Februar 1755, 66 Jahre

alt, in Paris gestorben. — Für etwaige Symbolisten unter den Lesern stehe hier noch nachträglich eine Anekdote, die, obgleich geschichtlich, doch wahr sein könnte; gleich nach Montesquieus Geburt, am 18. Januar 1689, habe sich ein Bettler am Schloßtor seines Vaters gemeldet, und dieser habe den armen Teufel als einen der Paten geladen, „damit der Bettler meinen Sohn zeitlebens daran erinnere, daß die Armen seine Brüder sind".

Seine Weltberühmtheit verdankte Montesquieu als 32jähriger Mann den 1721 veröffentlichten Persischen Briefen. Er hat die Gattung des philosophisch-geschichtlichen Romans in morgenländischem Gewande nicht geschaffen, denn ein Versuch dieser Art, ein wirkungsloser, war vorausgegangen; aber durch Montesquieus Persische Briefe wurde diese Form zu einer stehenden in der europäischen Literatur gemacht. Die damaligen Leser mit ihren sehr wirren Vorstellungen von morgenländischen Dingen und Menschen fanden die persische, türkische, arabische, indische und chinesische Maskerade allerliebst. Uns erscheint sie ein wenig abgeschmackt, und wir lesen zum Beispiel Wielands morgenländernde Romane nur noch widerstrebend. Montesquieu läßt zwei vornehme Perser nach Europa reisen, Rica und Usbek, den einen nach Paris, den andern nach Venedig und andern Städten Europas, und in Briefen ihre Eindrücke über die Sitten und Anschauungen der Abendländer austauschen. Diese durchsichtige Verkleidung machte es bei dem damaligen Zustande der Bücherunfreiheit überhaupt erst möglich, so kühne Urteile wie Montesquieus über französische Politik und Kultur ungestraft auszusprechen. Das Werk mußte aber in der Provinz, fern von der Pariser Zensurbehörde, in Rouen, gedruckt und mit dem Verlagsort Amsterdam versehen werden, um den Verfasser vor der Bastille zu schützen.

Um die Wirkung der Persischen Briefe mit ihrer bis dahin unerhörten Schärfe zu begreifen, muß man sich die Lage Frankreichs bald nach dem Tode Ludwigs XIV. vorstellen. Kaum je zuvor und schwerlich noch einmal nachher, mit einziger Ausnahme Ludwigs XV., war der Tod eines Herrschers mit einem solchen Stoßseufzer der Erleichterung aus der tiefsten Brust eines ganzen Volkes aufgenommen worden, wie der Ludwigs XIV. Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch war die ganze französische Schriftstellerwelt zum knechtischen Schweigen verdammt gewesen, denn in Frankreich durfte nur Einer reden: der Sonnenkönig, Ludwig der Große, Ludwig der Erhabene und wie all die Ruhmestitel des größenwahnsinnigen Königs gelautet hatten. Man lese Montesquieus Persische Briefe, um zu sehen, wie jeder Glaube, jedes Ansehen nach Ludwigs Tode verschwunden war, und wie wenig das erzwungene Schweigen im Grunde genützt hatte. Denn nun redete endlich Einer, und seine Rede war das furchtbarste Strafgericht, das je an einer toten Größe vollzogen worden war. Mit den Persischen Briefen Montesquieus beginnt in Wahrheit die — nicht gewollte, aber ohne des Verfassers Willen bewirkte Erschütterung der Achtung vor dem französischen Königtum. Da finden sich z. B. Stellen wie diese: „Die Monarchie ist ein Zustand der Gewalt, der fast immer in Despotismus ausartet." — „Das

Heiligtum der Ehre, des guten Rufs und der Tugend scheint in den Republiken und in solchen Ländern aufgerichtet zu sein, in denen man das Wort Vaterland aussprechen darf." In den Persischen Briefen steht auch die furchtbare Rückschau auf den gealterten Ludwig XIV., die ich selbst übersetzen muß, da sie in der Meyerschen Ausgabe fehlt: „Der König von Frankreich ist alt. Wir haben kein Beispiel in unserer Geschichte von einem Monarchen, der so lange regiert hat. — Man hat ihn oft sagen hören, daß von allen Regierungen auf Erden ihm die türkische oder die unseres erhabenen Herrschers am besten gefallen würde: so hoch schätzt er die orientalische Politik. Ich habe mich mit seinem Charakter beschäftigt und darin unlösbare Widersprüche entdeckt: er hat z. B. einen Minister von nur 18 Jahren und eine Mätresse von 80. — Er belohnt gern die Personen, die ihm dienen, bezahlt aber ebenso freigebig die Bemühungen oder vielmehr die Faulenzerei seiner Höflinge wie die anstrengenden Feldzüge seiner Generäle. Oft zieht er einen Menschen, der ihn auskleidet oder ihm das Mundtuch bei Tische reicht, einem andern vor, der Städte für ihn erobert oder Schlachten gewonnen hat. — Er hat ein kleines Gnadengehalt einem Manne verliehen, der zwei Meilen weit geflohen war, und die Verwaltung einer schönen Provinz einem andern, der vier Meilen geflohen war."

Die vornehme Pariser Welt las dergleichen mit dem höchsten Entzücken. Sie las es um so lieber, als der Verfasser seine Leser richtig eingeschätzt hatte; die meisten erfreuten sich weit mehr an dem erotischen Rankenwerk, an den schlüpfrigen Nebenbemerkungen über die Haremswirtschaft, die Eunuchen und dergleichen, als an dem tieferen Gehalt dieser Abrechnung mit dem verflossenen Regiment. Im Jahre des Erscheinens, 1721, wurden von den persischen Briefen vier starke Auflagen nötig.

Montesquieus zweites größeres Werk waren die „Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalles" (1734), der erste Versuch, die Darstellung geschichtlicher Entwicklung auf die Höhe der Philosophie zu heben. Die „Betrachtungen" waren die Frucht seiner großen Reisen, auf denen er sich hauptsächlich mit den Verfassungen der Länder beschäftigt hatte. Zugleich waren sie eine Vorarbeit zu seinem Hauptwerk, dem „Geist der Gesetze", denn Montesquieu weist in den Betrachtungen den unlöslichen Zusammenhang zwischen den äußeren Geschicken des römischen Reiches und seinen Gesetzen und Einrichtungen nach. Herder steht mit seinem Riesenwerk, den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", auf Montesquieus Schultern. Er hat die Geschichte allerdings mehr vom Standpunkt des Gelehrten und des Dichters betrachtet als von dem des Staatsmannes und des Mitgliedes der herrschenden Klasse, wie Montesquieu.

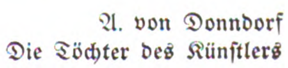
Der „Geist der Gesetze" erschien 1743, wurde sofort auf den päpstlichen Index gesetzt und in den nächsten zwei Jahren in 22 Auflagen in Frankreich und in ganz Europa von Zehntausenden gekauft und gelesen. Der Einfluß dieses berühmtesten politischen Werkes im ganzen 18. Jahr-

hundert auf die Entwicklung der französischen inneren Politik, aber auch auf die Umgestaltung der politischen Ansichten in Deutschland ist unvergleichlich. Als nach etwas mehr denn einem Menschenalter die französische Revolution ausbrach, bewegten sich die Forderungen der gemäßigten Mitglieder der Nationalversammlung zwei, drei Jahre lang in den von Montesquieu gewiesenen Bahnen. Den Kern des Werkes bildet die in England beobachtete Teilung der Gewalten: der gesetzgebenden, der ausführenden und der richterlichen. Hier sind einige der grundlegenden Sätze Montesquieus aus dem Buch 11 über die Gesetze, welche die politische Freiheit bilden: „Die politische Freiheit in einem Bürger ist das ruhige Bewußtsein seiner Sicherheit. Damit jeder diese Freiheit habe, muß die Regierung so sein, daß kein Bürger einen andern Bürger zu fürchten braucht. Wenn gesetzgebende und ausführende Gewalt in derselben Beamtung verbunden sind, gibt es keine Freiheit, weil man fürchten muß, daß derselbe Monarch oder dieselbe Körperschaft tyrannische Gesetze gibt, um sie tyrannisch durchzuführen. Gleichfalls gibt es keine Freiheit, wenn die richterliche Gewalt nicht von den beiden andern getrennt ist. In der Mehrzahl der europäischen Königreiche ist die Regierungsform eine gemäßigte, weil der Fürst nur die ersten beiden Gewalten hat, die Ausübung der dritten seinen Untertanen überläßt."

Der „Geist der Gesetze" wurde von Montesquieu selbst als sein eigentliches Lebenswerk angesehen: „Ich kann sagen, daß ich mein Lebenlang daran gearbeitet habe", und als Wahlspruch schrieb er über das erste Kapitel den lateinischen Halbvers: „Prolem sine matre creatam" (Ein Sproß ohne Mutter erzeugt), denn in der Tat hatte sein Buch in keiner Literatur einen nennenswerten Vorgänger. Montesquieus Zielscheibe war der französische Despotismus, die geradezu anarchische Ungesetzlichkeit in allen Zweigen der Regierung, Verwaltung und Rechtsprechung. Er sagt klar voraus, daß diese aus dem 17. Jahrhundert überkommene Willkürherrschaft Frankreich an den Abgrund führen müßte. Als Heilmittel empfiehlt er die Teilung der Gewalten, denn nur durch sie werde die Freiheit des Bürgers gewährleistet. Das Wesen der Freiheit aber erblickt er in dem „Recht, alles zu tun, was die Gesetze erlauben". Also: Freiheit im Zaume des Gesetzes! — das ist das Ziel Montesquieus, wobei ausgesprochen werden muß, daß er es nicht ohne ein Vorbild aufgerichtet hatte, denn in England hatte er die gesetzmäßige Freiheit zwei Jahre lang beobachtet und genossen.

Von den vielen segensreichen Anregungen in Montesquieus „Geist der Gesetze" können in diesem engen Rahmen nur die allerwichtigsten erwähnt werden. Er war einer der Schriftsteller, die von den öffentlichen Gewalten zuerst die Abschaffung der Folter gefordert haben, — er allerdings später als unser prächtiger Thomasius, der beim Erscheinen des großen Werkes von Montesquieu schon bei den Toten weilte. Von Montesquieu rührt die Forderung her, die Haft in bürgerlichen Streitigkeiten abzuschaffen; von ihm der Vorschlag zu einem Gesetz über die Enteignung, zu einem





A. von Donndorf
Die Töchter des Künstlers

andern über die Zulassung der Ehescheidung, zur Wiederherstellung des Nanter Edikts, und dadurch der Duldung des protestantischen Bekenntnisses in Frankreich, — eine zu ihrer Zeit überaus kühne, ja lebensgefährliche Forderung. Montesquieu war auch der erste namhafte französische Schriftsteller, der für die Abschaffung des Sklavenhandels wie der Sklaverei der Neger eingetreten ist, allerdings mehr mit den Waffen des Spottes und der Ironie, als mit denen der sittlichen Entrüstung. Wie durch und durch französisch ist die Stelle im Buch 15, Kapitel 5, für deren Übersetzung durch mich ich Nachsicht erbitte: „Hätte ich das Recht zu verteidigen, mit dem wir die Neger zu Sklaven machen, so würde ich sagen: „Die Menschen, um die es sich handelt, sind vom Kopf bis zu den Füßen schwarz, und ihre Nase ist so plattgedrückt, daß man sie kaum beklagen kann. Man kann sich nicht recht vorstellen, daß Gott, ein höchst weises Wesen, eine Seele, nun gar eine gute Seele, in einen ganz schwarzen Körper ergossen haben kann. Man kann nicht annehmen, daß die Neger Menschen sind, denn nähme man das an, so käme man zu dem Glauben, wir selbst seien keine Christen." In diesem Ton geht es noch eine Weile weiter.

Montesquieu wird heute selbst in Frankreich nicht mehr viel gelesen. Er gehört zu den vielen großen Schriftstellern drüben wie hüben und allenthalben, die jedermann kennt, die aber nur wenige Liebhaber noch genießen. Vielleicht ist das nicht allzu sehr zu beklagen, denn Montesquieus Gedanken sind eben in den Bildungsschatz der gesitteten Menschheit übergegangen, ähnlich wie das mit einem seiner größten deutschen Bewunderer der Fall ist: mit Herder. Er hat zu den seltenen Menschen gehört, die schon bei Lebzeiten von sich sagen konnten, sie würden die Welt ein wenig besser hinterlassen, als sie sie vorgefunden. Der Gedenktag seines Todes, der in Frankreich würdig begangen werden soll, verdient auch in Deutschland ernste Teilnahme, denn wir verdanken dem größten politischen Schriftsteller der Franzosen die ältesten wissenschaftlichen Grundlagen unseres heutigen öffentlichen Rechts.



Das Kindlein unter der Uhr.

Von

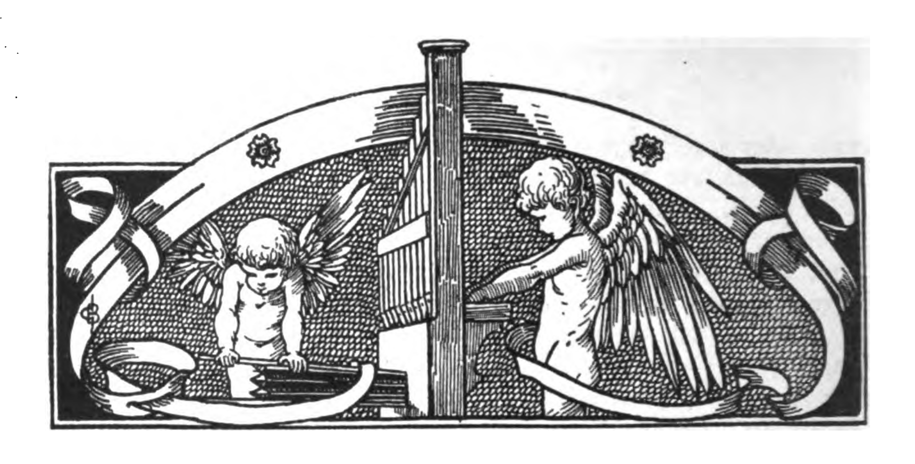
Th. Straßer.

Ob dem Kindlein an der Erde
Schwebt ein gottesmächtig „Werde"!

An der Wand die Pendelschläge
Zeigen spielend ihm die Wege.

Jauchzend sich die Händchen heben
Wie ein Hoffnungsgriff ins Leben.





Pastor Jespersens Weihnachtsabend.

Erzählung von Carl Ewald.

II.

Pastor Jespersen stand vor dem ersten Häuschen des Dorfes still und lauschte. Eine schmetternde Männerstimme sang da drinnen:

„Nun so bleibt es fest dabei,
Daß ich Jesu eigen sei,
Welt und Sünde fahret hin,
Weil ich schon in Jesu bin!

Herr, ich hang' allein an dir,
Nimm nur alles selbst von mir,
Was dir nicht gefällig ist,
Weil du doch mein alles bist.

Jesus ist mein höchstes Gut,
Denn er gab sein teures Blut
Auch für mich verlornes Kind,
Daß mein Glaube Gnade find'!

Amen! ja, du höreſt mich,
Und ich Armer lobe dich!
Ja, zum voraus werd' ich schrein:
Jesus wird mein Helfer sein!"

Er stieß die Türe auf und stand in einem niedrigen Stübchen. Auf dem Tisch vor dem Fenster saß ein kleiner, breitschultriger Mann und nähte.

„Schon wieder daheim, Jens Schneider?"

Der Kleine sprang mit einem Freudenschrei vom Tisch herunter und umarmte und küßte den Pastor. Dann wischte er einen Stuhl ab, bat ihn, sich zu setzen, und blieb selbst vor ihm stehen.

„Ich mußte doch zu des Heilands Geburtsfest wieder daheim sein", sagte er dann. „Mein Herz würde verbluten, Jespersen, wenn ich dich nicht in diesen gnadenreichen Tagen das Wort verkündigen hörte."

„Hüte dich davor, mit deinem Pastor Abgötterei zu treiben, Jens. Du warst doch auch drüben unter Freunden."

„Ich traf mit vielen Gotteskindern zusammen, sein Name sei gelobt in Ewigkeit, Amen!" sagte der Schneider. „Aber du stehst mir am nächsten auf der ganzen Welt. Du führtest mich auf den Marterhügel, du bearbeitetest meinen sündigen Sinn, bis Jesus seine durchbohrte Hand auf

mein Haupt legte und meinen Eingang in die kleine Schar der Auserwählten segnete."

Pastor Jespersen nickte und versank in tiefe Gedanken.

„Ich bin übrigens heute mit mehreren Kindern des Satans in der Post hierher gefahren", sagte der Schneider. „Meinen Glaubensaugen entging es nicht, wie es um sie stand, und als sie nun gar anfingen, gottlose Reden zu führen, stimmte ich ohne weiteres mit lauter Stimme ein geistliches Lied an. Und kaum hatte ich die Fahne des Lammes entrollt, so fielen sie auch schon um des teuren Blutes Jesu willen mit Spott und Hohn über mich her. Das wissen wir ja, daß das erste sichtbare Zeichen wahrhafter Bekehrung die Feindschaft der Welt ist. Aber du kannst mir glauben, ich sprach frei von der Leber weg, — gilt es doch vor allem, Seelen für den Herrn zu gewinnen. Ich hielt ihnen mit beweglichen Worten vor, daß sie im Elend des Unglaubens umkommen müßten, wenn sie Jesu nicht ihre Herzen übergäben und sich in das unendliche Meer der Gnade versenkten. Ich bekannte frei vor ihren Ohren, wie süß es ist, Jesu anzugehören, und wie er mir täglich im Kampf gegen die drei Todfeinde: Welt, Teufel und Fleisch, zum Siege verhilft ..."

Er redete immer weiter, warf den Kopf in den Nacken und bewegte unaufhörlich seinen zahnlosen Mund. Er sah den Pastor an, schien ihn aber nicht zu sehen ... er sah überhaupt nichts mehr, wenn er sich in Eifer geredet hatte.

Pastor Jespersen saß in tiefen Gedanken da, stützte den Kopf in die Hände und erwachte erst wieder, als der andre schwieg.

„Wie ist es dir denn mit der Erbschaft von deinem Bruder ergangen?"

„Dem Herrn sei Dank, es ging alles gut. Das wissen wir ja, daß Jesus die Seinen auch in irdischen Angelegenheiten nicht im Stich läßt und daß kein gläubiger Christ je Not leiden wird. Und er hätte niemals zugelassen, daß diese tausend Kronen in die Hände der Ungläubigen gefallen wären. Er zeigte mir den Weg zu einem frommen Sachwalter, hier ist das Geld, und so hat auch er sein Teil dazu beigetragen, Gottes Reich hier auf Erden zu fördern."

Der Schneider merkte plötzlich, daß niemand seinen Reden lauschte. Er schielte nach dem Pastor, rieb die Finger der gefalteten Hände gegeneinander und seufzte. Dann schlug er in einen ganz andern, geheimnisvoll glücklichen Ton über:

„Hast du einen schlechten Tag, Bruder in Christo? Hat der Herr sich dir heute nicht offenbart? Wenn du dich mir anvertrauen wolltest! Das wissen wir ja, daß es das heilige Recht der Gotteskinder ist, die Flamme des göttlichen Geistes in gläubigen Priesterherzen entzünden zu helfen."

„Gewiß hat der Herr sich mir an dem heutigen Tage offenbart", sagte Pastor Jespersen seufzend. „Auf sein Geheiß wandere ich in der Gemeinde umher, aber noch hat er mir seinen heiligen Willen nicht kundgetan."

Jens Schneider zog sich ein wenig zurück und sah seinen Gast in ehrerbietiger Bewegung an.

„Sahest du ihn?" flüsterte er.

Pastor Jespersen nickte.

Einen Augenblick blieb es ganz still im Stübchen. Der Schneider saß stumm vor sich hinbrütend da.

„Du hast wohl gehört, daß Hans Andersens Seele zur Hölle gefahren ist?" fragte dann der Pastor.

„Das ist sie!" rief der Schneider, und der ganze heilige Eifer flammte von neuem in seinen Blicken auf. „Das wissen wir ja, daß kein Säufer das Himmelreich ererben wird! Gottes Wort sagt es so deutlich, daß keines seiner Kinder daran zweifeln kann. Es steht bei Lukas und im Römerbrief, Galater 5, 21 und im ersten Brief an die Korinther."

„Ich bin auf dem Wege zur Witwe", sagte Pastor Jespersen. „Sie ist immer ein Kind dieser Welt gewesen. Möchte das strenge Gericht Gottes sie aufgerüttelt haben."

Den Schneider schien ein plötzlicher Gedanke zu durchzucken. Er hob die eine Hand und öffnete sie, als wolle er nach etwas greifen. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder, seine Augen funkelten hinter den Brillengläsern.

„Gib mir die Seele, Jespersen ..."

Der Pastor sah auf.

„Überlaß mir diese Seele ... laß mich an deiner Stelle zur Frau gehen ... das heilige Wort brennt auf meiner Zunge ... ich fühle es ... es ist Gottes Wille ..."

Pastor Jespersen schüttelte den Kopf.

„Bedenke, daß du erst vor kurzem bekehrt bist, Bruder", sagte er. „Du könntest mit deinem vorzeitigen Eifer des Herrn Werk stören. Hast du nicht überdem mit Hans Andersen in Feindschaft gelebt, als du noch in der Welt standest?"

Der Schneider sah den Pastor mit einem halb mißgünstigen, halb ehrerbietigen Blick an. Dann ließ er seine Hand schwer herabfallen, sein Gesicht legte sich in demütige Falten.

Etwas später standen sie Abschied nehmend nebeneinander im Vorzimmer.

„Ich hätte gern noch mit dir über Andreas von drüben gesprochen", sagte Jens Schneider. „Er hat viel mit seinem Fleisch zu kämpfen, aber er ist ja auch noch jung in der Gotteskindschaft. Sein Sinn steht nach Weibern, und er fürchtet ernstlich, vom Satan überwältigt zu werden. Wir forschen zusammen in der Heiligen Schrift, um Heilung für ihn zu finden, und fanden denn auch bei Matthäus das Wort: ‚Es sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen!' — Was hältst du davon?"

Pastor Jespersen wurde rot und sah nachdenklich zu Boden.

„Ich bin kein guter Ratgeber in diesen Dingen", sagte er. „Mein

Fleisch hat mich in dieser Art nie sehr stark in Versuchung geführt. Sprich du lieber mit ihm, und forscht in Jesu Namen in der Heiligen Schrift."

„Das will ich ... das will ich", sagte der Schneider glückstrahlend und ihm zum Abschied kräftig die Hand drückend.

Und als der Pastor sich schon ein ganzes Stück von seinem Häuschen entfernt hatte, stand der kleine Mann noch immer in seiner Tür und rief ihm mit lauter, schmetternder Stimme nach:

„Gott mit uns, Immanuel!"

* * *

Pastor Jespersen war wieder auf dem Wege ins Fischerdorf.

Oben auf der Höhe blieb er stehen und schaute ins Dorf herab. Er konnte soeben die ersten Häuser am Strande unterscheiden. Der Tag war schon ziemlich weit vorgeschritten, und das Schneegestöber war so dicht, daß man das Meer gar nicht sehen konnte. Das Brausen und Toben in der Luft wurde immer stärker; der Sturm nahm zu. Und in ein paar Stunden würde der Weihnachtsabend angebrochen sein.

Mit unruhig forschendem Blick sah er dem Unwetter zu. Er war müde und lehnte sich schwer auf den hölzernen Stegel, die Hände um seinen Stock gefaltet. Dann erhob er die Hände, drückte sie gegen die Brust und betete mit geschlossenen Augen:

„Mein Herr und Erlöser ... lenke du meine Schritte, wohin du immer willst, aber laß deinen Diener nicht länger im Dunkeln umhertappen."

Er holte tief Atem und begann dann den glatten, gefrorenen Steig hinunterzugehen.

Ungefähr auf halbem Wege begegnete er Elisa.

Sie kroch mehr, als daß sie ging ... jeden Augenblick glitt sie aus und fiel mit den bloßen Händen in den Schnee. Der Sturm wickelte ihr dünnes Röckchen um ihre zarten Glieder, der Hut hing am Bande um ihren Hals. Das Haar flog ihr wirr um den Kopf.

„Aber Kind ..."

Er verstummte und starrte sprachlos in ihr Gesicht, das aus mehreren Wunden blutete.

„Hast du dich gestoßen, Elisa?"

„Nein ..."

Der Sturm warf sie in diesem Augenblick rücksichtslos auf die Knie. Pastor Jespersen hockte neben ihr nieder. Sie atmete schwer und versuchte sich mit den schneefeuchten Händen das Gesicht zu trocknen.

„Ich bin bei Hans Andersens gewesen", sagte sie dann.

„Wahrhaftig?"

„Ich bin so bange, daß Maren auch in die Hölle kommt ... glaubst du, daß sie es tut?"

Sie sagte es ruhig und gefaßt, ohne eine Miene zu verziehen, die Augen fest auf ihren Vater gerichtet. Er strich ihr das Haar aus der Stirn und lächelte.

„Mit Gottes Hilfe, nein“, sagte er fest. „Bis zu diesem Tage war sie ein Weltkind, aber jetzt hat der Herr sie hart getroffen. Ich bin auf dem Wege zu ihr, um mit Satan um ihre Seele zu kämpfen. Bete für mich, Elisa. Und für sie.“

„Ich habe schon für sie gebetet“, sagte das Kind eifrig. „Und da schlug sie mich.“

„Sie schlug dich?“

„Ja, als ich sagte, Hans Andersen sei in der Hölle. Da schlug sie mich. Und da fing meine Nase an zu bluten.“

„Unglückliche Frau“, sagte der Pastor. „Wir dürfen ihr nicht zürnen. Sie steht ja nicht in der Gnade.“

Elisa nickte ruhig und verständig.

„Ich zürnte ihr auch gar nicht. Ich betete für sie, als sie mich schlug.“

„Mein frommes, kleines Töchterchen!“

Pastor Jespersen schlang den Arm um sie und küßte ihre Stirn.

„Unser Herr Jesus war gehorsam bis zum Tode am Kreuz. Tausende von Märtyrern haben ihr Blut für das Reich Gottes vergossen. Sicherlich handelt es sich nur um eine geringe Sache, aber wir haben allen Grund, Gott zu danken, daß er es dir vergönnt hat, schon in deiner Kindheit um deines Glaubens willen zu leiden.“

Sie knieten nebeneinander nieder und beteten, fest umschlungen, während der Sturm über ihren Häupten hinbrauste. Über dem Arm des Vaters erschien Elisas Gesicht ... starr und steif hielt sie es den wirbelnden Schneeflocken gerade entgegen.

* * *

Pastor Jespersen klopfte an Hans Andersens Tür.

Ein sausender Schneesturm fuhr mit ihm herein. Die kleinen leichten Bilderrahmen klapperten an der Wand ... irgendwo im Hause schlug eine Tür krachend zu.

Kein Mensch war im Zimmer.

Vor dem kalten Ofen saß fröstelnd eine Katze. Mitten auf dem nassen, schmutzigen Fußboden lag ein umgestürzter Stuhl. Auf dem Tisch standen Flaschen und Gläser, ein widerlicher Bierdunst erfüllte die Luft.

Pastor Jespersen hängte die Mütze über seinen Stock und stellte diesen in die Ecke neben der Tür. Als er dies getan hatte und sich wieder in das Zimmer wandte, sah er der Witwe gerade in das graue, magere Gesicht.

„Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit dir an diesem schweren Tage“, sagte er.

Sie stand an der Tür der Schlafkammer, die eine Hand gegen die Wand gestemmt, die andere fest geballt gegen den Mund gepreßt. Ihr Kleid war geöffnet und ließ den gelben runzligen Hals frei, die Ärmel waren in die Höhe gestreift, der eine Fuß ohne Schuh. Wirre graue Haarsträhnen hingen zerzaust herab über ihre nassen Wangen und geschwollenen Augen.

Mit ausgestreckter Hand stand der Pastor vor ihr. Sie beachtete es nicht, grüßte auch nicht, sondern stellte sich mit einer herausfordernden Bewegung mitten in die Tür, als wollte sie ihm den Weg versperren. Er ließ die Hand sinken und schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Fürchte nicht, daß ich zu ihm hineindringen wollte", sagte er. „Ich bin nicht mehr sein Pastor, und erst recht nicht sein Richter. Er steht vor einem Größeren, als vor mir."

Sie faltete die Arme über der Brust zusammen.

„Ich meinte, der Herr Pastor hätte Hans in die Hölle verdammt", sagte sie.

„Nein", sagte er und sah sie ruhig an. „Das habe ich ganz gewiß nicht getan. Gottes reines unverfälschtes Wort verdammt ihn, nicht ich. Könnte ich seine Seele von dem ewigen Feuer loskaufen, ich gäbe in dieser Stunde gerne mein Leben dafür."

„Das sind leere Worte."

Er wandte ihr den Rücken und trat ins Zimmer zurück.

„Darf ich mich ein wenig zu dir setzen, Maren? Ich bin den ganzen Tag herumgelaufen und kann kaum noch einen Fuß vor den andern setzen."

Sie machte einen Schritt vorwärts und griff unwillkürlich nach ihrer Schürze, um einen Stuhl für den Gast abzuwischen, aber sie besann sich rechtzeitig und blieb in der Tür stehen. Er richtete den umgestürzten Stuhl auf und setzte sich nieder. Dabei stieß er an den Tisch, so daß eine Flasche herunterfiel und in Scherben zersprang.

„Mach dir deswegen keine Sorgen, Maren", sagte er; „das schadet nichts. Ich wollte, ich könnte alle Branntweinflaschen der Welt in Stücke schlagen. Die Flasche hat deinen Mann das Leben und seiner Seelen Seligkeit gekostet."

Sie zuckte zusammen, sagte aber kein Wort.

„Sie sagen von dir, du habest ihn im Trinken unterstützt ... ist das wahr?"

„Ich habe den Pastor nie um irgend etwas gebeten", sagte sie hart.

„Nein, Maren. Das hast du nie getan. Hans Andersen hat mich auch nie um etwas gebeten. Aber ich habe ihn manch liebes Mal um der teuren Wunden Jesu willen gebeten ..."

Er stützte den Ellbogen auf den nassen, schmutzigen Tisch und den Kopf in die Hand.

„Du stellst dir den Pastor wie einen strengen, harten Mann vor", sagte er dann. „Einen, der vom König besoldet wird, um unglückliche, schwache Menschenseelen in die Hölle zu verdammen. Und ganz gewiß ist er auch dazu verpflichtet, Gottes Wort so zu verkünden, wie es ist. Aber ... Maren ... hier sitzt der Pastor in deiner Stube. Sein Herz blutet über deinen Unglauben ... wie ein elender Bettler streckt er die Hände gegen dich aus ... ob du ihm erlauben möchtest, mit dir von Jesu zu reden ... ob du dein widerspenstiges Herz beugen wollest, und er Gottes Frieden

über deinen Kummer ausströmen lassen und Gottes brennende Worte in dein Ohr flüstern könne."

Sie blieb starr und schweigend vor ihm stehen.

„Heute morgen, Maren, saß ich einsam in meiner Kammer und betete. Da kam Jesus zu mir, wie er zu den Heiligen im Gebet kommt. Er befahl mir auszugehen und sein Werk auszurichten, aber er sagte mir nicht, was und wie. Den ganzen langen Tag bin ich auf dem Acker, der mir anvertraut ist, herumgewandert und habe nicht den Ort gefunden, wo Gott sich meiner schwachen Kraft bedienen wollte. Jetzt geht es gegen Abend, Maren ... Maren, willst du nicht dein Herz in meine Hand geben, damit ich nicht mit leeren Händen, wie ein unnützer Knecht, zu meinem Herrn zurückkehren und ihm gestehen muß, daß ich seinen Befehl nicht verstanden habe?"

Er stand vor ihr mit ausgestreckten Händen und brennenden Augen. Sie kämpfte mit Tränen und ihr Blick flackerte unruhig.

Da kam ihr kleiner Junge aus der Schlafkammer, klammerte sich an ihre Röcke und versteckte das Gesicht unter ihren Arm. Pastor Jespersen nahm seine Hand und wollte ihn zu sich heranziehen. Aber Maren riß den Knaben an sich und schleppte ihn hinaus.

„Willst du wohl machen, daß du fortkommst, du unnützer Bengel!"

„Maren, Maren!"

Mit einem zornigen Blick wandte sie den Kopf nach dem Pastor zurück. Er streckte von neuem die Hände gegen sie aus:

„Willst du mit Jesus im Paradiese sein?"

„Kommt Hans in die Hölle?"

Er ließ die Arme sinken und sah ruhig, traurig auf sie herab.

„Gottes Wort sagt es", sagte er fest. „Weder dein Zorn, noch meine Gebete können an seinem Ratschluß etwas ändern."

„Ja ... ich will dahin, wo Hans ist", sagte sie trotzig.

„Kennst du die Geschichte von Zachäus, Maren?"

„Ich will dahin, wo Hans ist."

Pastor Jespersen ging an den Tisch zurück und setzte sich von neuem.

„Zachäus war ein großer Sünder, und alle Menschen wußten es und verachteten ihn deswegen. Da geschah es, daß der Heiland durch die Stadt zog, wo er wohnte. Alle strömten zusammen, um Gottes eingeborenen Sohn zu sehen, der die Herrlichkeit des Himmels verlassen hatte, um am Kreuz, durch sein unschuldiges Leiden und Sterben, die Sünde der Welt zu tragen. Zachäus war natürlich auch dabei; aber er war klein von Person und bekam darum nichts zu sehen. Da gewahrte er einen Baum, der hoch über die Menge emporragte. In diesen kletterte er. Aber als der Heiland vorbei kam und ihn sah, sagte er ihm: ‚Steig herab, Zachäus, ich will heute dein Gast sein.' Und Jesus Christus ging wirklich mit dem Sünder heim in sein Haus und setzte sich an seinen Tisch."

Er sah Maren durchdringend an und beugte sich zu ihr herüber.

„Kannst du denn nicht einsehen, Maren, daß Gott der Herr heute

nacht einen Baum für dich gepflanzt hat, von dem aus du Jesum sehen kannst, wenn du bloß hinaufklettern willst? In Sünden und Unglauben hast du bis zu diesem Tage gelebt ... du und er, der jetzt bleich und kalt mit gebrochenen Augen da drinnen in der Kammer liegt. Ihn hat der Herr dahingerafft ... ihn, den du lieb hattest. Du stehst jetzt allein in der Welt mit deinem Knaben, arm und verlassen, voller Sünden und Sorgen. Aber sieh doch, Maren ... sieh ... das Unglück, das dich getroffen hat, der Kummer, der dein Herz zerreißt ... sie sind wie ein hoher Baum, eine schlanke, wunderschöne Palme, die aus den Trümmern deines Lebens hervorragt. So mancher geht umher und kann Jesum nicht sehen, weil seine Arbeit und seine kleinen täglichen Sorgen, seine Freunde und seine Nachbarn ihn vor seinen Augen verbergen. Aber mit dir hat Gott, da er dich so hart getroffen, eine gute, gnädige Absicht gehabt. Steig herauf in den Baum, Maren, und sieh Gottes eingebornen Sohn, unsern Heiland, der seinen Einzug halten will. Strecke ihm die Hände entgegen, und er wird dir gebieten, vom Baum des Kummers und der Sorge herabzusteigen, er wird bei dir einkehren und wird dir seinen ewigen Frieden schenken."

Maren starrte ihn mit kalten, glanzlosen Augen an. Sie zitterte am ganzen Körper.

Dann sprang sie auf ihn zu, packte ihn mit beiden Händen an den Schultern und näherte ihr Gesicht dem seinen.

„Kommt Hans in die Hölle?"

Sie wartete nicht einmal seine Antwort ab, sondern ließ ihn los und trat ein paar Schritte zurück mit erhobenen Händen und krummen Fingern, wie ein Raubtier auf dem Sprunge.

„Hinaus mit dir ... hinaus, sage ich ... hinaus ..."

Betrübt und beschämt, mit über der Brust gefalteten Händen, sah Pastor Jespersen sie an. Sie schrie und tobte, lief an die Tür und rief nach Freunden und Nachbarn.

Er nahm seine Mütze und seinen Stock und ging stille seines Weges. Nach ein paar Schritten blieb er stehen, legte die Hand vor die Augen und sagte mit bebender Stimme:

„Ich glaubte, darum redete ich; ich war schwer geplagt!"

* * *

Pastor Jespersen stand auf dem Kirchplatz unter den „Heiligen" seiner Gemeinde und nahm nach beendetem Gottesdienst von jedem einzelnen Abschied. An seiner Seite stand Elisa, steif und stille, als wäre sie in der Erde festgewachsen. Etwas hinter ihnen stand die Pastorin, ihr ganzer Kopf war in ein dickes, schwarzwollenes Tuch gehüllt; sie nickte und gab hie und da kurze, einsilbige Antworten.

Jens Schneider war der letzte.

Er zog den Pastor beiseite und hob sich auf die Zehenspitzen, um sein Ohr zu erreichen.

„Gewannst du bei Maren die Oberhand über den Satan?" flüsterte er.

„Nein, Jens.“

Der Schneider packte ihn mit beiden Händen an den Aufschlägen seines Rockes und sprang vor lauter Eifer.

„Laß mich zu ihr gehen ... laß mich zu ihr gehen ...“

„So gehe denn, Bruder, wenn es Gottes Wille ist“, sagte der Pastor leise. „Heute fühle ich so recht, daß ich ein unnützer Knecht bin, — sicherlich sollte ich der letzte sein, die Auserwählten an der Ausübung seines Willens zu verhindern.“

„Danke ... danke ... das war wahrlich ein Weihnachtsgeschenk für mich, Jespersen! Ich weiß so sicher, daß Jesus mit mir sein wird ... sein Wort brennt mir auf der Zunge ... ach ... ich werde das unglückliche, ungläubige Weib lehren, die leere Glaubenshand unter den rieselnden Quell der Gnade zu halten ...“

Seine Gestalt verschwand in dem immer zunehmenden Schneesturm, und in einem Nu waren seine Fußspuren bereits von dem niederfallenden Schnee verwischt.

Der Kirchhof war wie eine weite Ebene, aus der nur hie und da die Spitze eines Busches oder ein Grabmal aufragte. Die turmlose Kirche sah aus, als ob sie sich duckte und immer tiefer in die Erde versänke.

Pastor Jespersen seufzte. Er ergriff Elisas Hand, beugte sich zu ihr herab und sah, daß ihr Antlitz noch immer blutig war.

„Warum hast du dir nicht das Gesicht gewaschen, Elisa?“

„Sie wollte nicht“, sagte die Pastorin.

Sie trat auf die beiden zu, rückte den Hut des Kindes zurecht und band das Halstuch fester um ihren Hals.

„Ich will mich heute nicht waschen“, sagte Elisa ruhig und sicher. „Ich will die Spuren des Blutes nicht verwischen, das ich für Jesus an seinem Geburtsfest vergießen durfte.“

Der Pastor ließ ihre Hand fallen und sah sie unsicher an.

„Mein frommes Kind ... dein Verhältnis zum Heiland geht sicherlich weit über deine Jahre, und ich möchte dich nicht zurechtsetzen. Aber frage dein eigenes Herz, ob es sich gänzlich frei von Hochmut fühlt.“

Elisa sah ihn eine Sekunde an.

Dann leuchtete ihr Antlitz, als sei ihr plötzlich eine Gnade widerfahren, und ohne ein Wort zu sagen, nahm sie eine Handvoll Schnee vom Boden auf und wusch damit das Blut von ihrem Gesicht.

„Mein frommes kleines Töchterchen“, sagte Pastor Jespersen.

Mit Mühe zog die Pastorin das Taschentuch unter ihrem Mantel hervor und trocknete dem Kind das Gesicht ab. Dann gingen sie miteinander ins Pastorat hinunter ... der Pastor voran mit Elisa an der Hand.

* * *

Pastor Jespersen saß in der Gartenstube und sah nachdenklich auf den Weihnachtsbaum.

Er hatte eine Ansprache gehalten, und sie waren um den Weihnachts-

baum gezogen und hatten gesungen. Aber auf einmal war es ihm schwarz vor den Augen geworden, so daß er hatte abbrechen und sich auf den nächsten Stuhl setzen müssen.

Die Leute standen alle mit schweren Augen in schlaffer Haltung an der Wand. Der Junge flüsterte hinter der vorgehaltenen Hand Ole etwas ins Ohr; aber Ole gab ihm nur einen verstohlenen Puff in die Seite und starrte dann stumm wie zuvor vor sich hin. Die Lichter waren beinah heruntergebrannt ... es waren nur rote und weiße Lichter auf dem Baume, und an der Spitze ein großer, goldener Bethlehemsstern. Die Pastorin schlich um den Baum und löschte die Lichter, wo die Tannenzweige in Gefahr kamen anzubrennen. Elisa stand weitab an der Tür und starrte unverwandt auf den Stern.

Pastor Jespersen betete mit brennendem Herzen und bebenden Lippen. Er rang danach, seine Gedanken um das erleuchtete Zimmer und das Fest und die Menschen, die ihm am nächsten standen, zu sammeln. Er schloß die Augen und öffnete sie wieder, um den stillen Glanz des Weihnachtsbaumes in sich aufzunehmen.

Der Sturm rüttelte an den Fensterläden, heulte im Schornstein und erschütterte das ganze alte Haus.

Dann stand der Pastor auf und ging durchs Zimmer.

„Laßt uns jetzt die Gaben ansehen, mit denen wir uns in gegenseitiger Liebe bedacht haben", sagte er.

Die Gaben lagen, von einem Tuch bedeckt, auf einem großen Tisch. Die Pastorin rief die Dienstboten herbei, die sich untereinander vorschoben und schüchtern und widerstrebend herantraten. Sie reichte jedem das, was ihm zugedacht war; sie nahmen es, fast ohne es anzusehen, und betrachteten in ihrer Verlegenheit mehr die Geschenke des anderen als ihre eigenen.

Die Pastorin ging zwischen ihnen umher und unterhielt sich mit leiser, unterdrückter Stimme. Aber wenn der Pastor in die Nähe kam, schwieg sie und ließ ihn das Wort führen. Und er sprach viel und aufgeregt, lachte und scherzte mit ernsten, traurigen Augen.

„Aber wo ist Elisa?" fragte er plötzlich.

Sie sahen einander an, und keiner wußte es. Hanne wurde ausgeschickt, nach dem Kinde zu suchen, und als sie eine Zeitlang nicht wieder kam, ging die Pastorin selbst der Türe zu.

Aber da erschien Elisa auf einmal in ihrer Mitte, hinter ihr Hanne mit der Schürze vor den Augen.

„Was ist denn los, Hanne ..."

Die Pastorin stieß einen kleinen Schrei des Schreckens aus. Sie traten alle heran, wußten noch nicht, was denn geschehen wäre. Die Pastorin konnte kein Wort sagen, sie deutete nur stumm auf des Kindes Kopf.

Elise hatte sich das Haar kurz abgeschnitten. Sie hielt es in der Hand ... einen dicken, schwarzen Zopf. Sie wandte ihr Gesicht vom einen zum andern, ohne etwas zu sagen, ohne Ausdruck in den Augen.

Pastor Jespersen zog sie an sich und hob sie auf den Arm.

„Was bedeutet das, Elisa?“ fragte er.

Sie öffnete die Lippen, als wollte sie sprechen, dann wandte sie den Kopf nach der laut weinenden Hanne.

„Du mußt nicht weinen, Hanne“, sagte sie.

Dann breitete sich ein verklärtes Lächeln über ihr ganzes Gesicht.

„Ich habe Jesu mein Haar zu Weihnachten geschenkt“, sagte sie. „Hanne hat so oft gesagt, es wäre schön. Und ich habe es mir schon oft überlegt. Ich war bange, es würde mich eitel machen und mein Herz von Jesu abziehen. Und darum habe ich es abgeschnitten.“

Es war, als ob eine allgemeine Bewegung durch das Zimmer ginge ... die Zuhörer schienen ergriffen, der eine seufzte, der andere machte eine unwillkürliche Bemerkung, die er dann aber schleunigst unterdrückte. Dann wurde es ganz stille.

Pastor Jespersen küßte Elisa, die Tränen stürzten aus seinen Augen. Dann setzte er sie auf den Fußboden nieder und neigte tief das Haupt.

„Unser Herr und Heiland hat sicherlich dies heilige Kind zu unserer Beschämung unter uns gesetzt“, sagte er. „Wir haben Geschenke ausgetauscht, aber wer, außer ihr, hat an ein Geschenk für ihn gedacht, in dessen Namen wir hier zum Fest versammelt sind? Wir bitten dich, allmächtiger Gott, daß wir von ihr und ihrem Beispiel lernen, freudig deinem eingeborenen Sohn alles zu opfern, was uns noch an diese Welt und ihre Eitelkeit binden mag.“

„Amen“, sagte Ole laut und fest.

Sie blieben noch eine Zeitlang beieinander, aber wußten sich nichts mehr zu sagen. Die Leute starrten sprachlos Elisa an, die stille auf einem Stuhl neben der Mutter saß. Auch sie war beschenkt worden und hatte sich bedankt, aber sie sah ihre Geschenke gar nicht an.

„Wir wollen jetzt auseinandergehen, Freunde“, sagte Pastor Jespersen. Er faltete seine Hände und sah gen Himmel:

„O Jesu, schöne Weihnachtssonne,
Bestrahle mich mit deiner Gunst!
Dein Licht sei meine Weihnachtswonne,
Und lehre mich die sel'ge Kunst,
Wie ich im Lichte wandeln soll
Und sei des Weihnachtsglanzes voll!“

Dann folgte noch ein allgemeiner Händedruck zum Danke und zur guten Nacht. Ole blieb stehen und machte eine Kopfbewegung nach Elisa zu.

„Pastor,“ sagte er leise, „hat sie den großen Glauben oder den kleinen?“

„Ihr Glaube ist größer als der meine“, sagte Pastor Jespersen, ohne ihn anzusehen.

Dann ging er in sein Zimmer.

Ordnend und aufräumend ging die Pastorin durch den verlassenen Festraum.

* * *

Pastor Jespersen stand am Fenster seines Studierzimmers.

Es hatte aufgehört zu schneien, aber der Sturm jagte noch die Wolken über den Himmel. Ab und zu kam der Mond einen Augenblick heraus und schien über die glänzend weißen Felder. In der Ferne hörte man das dumpfe Brausen des Meeres.

Elisa kam, um gute Nacht zu sagen, sie ließ ihre Hand in der des Vaters liegen und blieb neben ihm stehen. Die Pastorin stand an der Tür der Schlafkammer und wartete.

„Wenn ein Mensch heut nacht um Hilfe riefe, würde keiner ihn hören", sagte der Pastor; „ich erinnere mich kaum eines ähnlichen Sturms."

„Vater," sagte Elisa — „wenn Jesus heute einen Menschen riefe, würde er ihn da wohl hören?"

„Die Auserwählten hören Jesum immer und zu jeder Zeit, mein Kind. Seine Stimme durchdringt Sturmgebraus und Meerestoben, die Nacht des Todes und des Grabes."

Und dann schloß er seine Augen und sagte ganz leise:

„Es kommt nur darauf an, seine Stimme zu vernehmen."

Elisa hörte gespannt zu. Sie sah in sein Gesicht, und dann in die Nacht hinaus, und dann wieder in sein Gesicht, und ihre Augen leuchteten.

„Komm jetzt ins Bett, Elisa", sagte die Pastorin.

Pastor Jespersen nahm seinen kleinen Handleuchter und wanderte durch das ganze Haus, um zu sehen, ob auch alles in Ordnung sei. Er ging in die Küche und in die Speisekammer, und in den Raum, wo der Hund übernachtete. In der Mädchenstube war alles still, aber Ole redete noch mit dem Dienstjungen. Jetzt brummte er mit seiner eintönigen Stimme:

„Gott des Friedens, heil'ge mich,
Denn ich sehn' mich inniglich,
Als ein neugebornes Kind
Frei zu sein von aller Sünd'.

Heil'ge mir Leib, Seel' und Geist,
So wie's mir dein Wort verheißt;
Mach mich in Gedanken rein,
Laß den Wandel heilig sein.

Jesus, leer das Herze aus,
Komm, bewohn es als dein Haus;
Da soll niemand Herrscher sein,
Als du, Jesus, nur allein."

„Wie ist doch gleich der letzte Vers ... Andres ... schläfst du, Andres ..."

Es kam keine Antwort. Ole warf sich im Bett herum, daß es krachte, dann blieb alles still.

Der Pastor ging in sein Zimmer zurück, löschte das Licht aus und setzte sich an seinen Schreibtisch. Er schlug die Heilige Schrift auf und starrte die Worte an, aber er las nicht.

Die Pastorin trat ein. Sie machte eine Bewegung nach der Schlafkammer zu und ließ die Tür halboffen stehen. Dann füllte sie den Ofen mit Torf, zog das wollene Tuch fester um ihre Schultern und setzte sich in die Sofaecke.

Sie versank sofort in Schlaf. Sie schlief mit offenem Mund und schnarchte, wobei es von Zeit zu Zeit eine kurze Pause gab, ohne daß sie erwachte. Der Pastor holte einen Band des „Missionsblattes“ vom Bücherbord und blätterte darin, ihr den Rücken zukehrend.

„Es ist wunderbar, wie oft die einfältigsten Gotteskinder den Nagel auf den Kopf treffen“, sagte er. „Kinder und ganz einfache Menschen beschämen oft den gelehrtesten Prediger.“

Sie fuhr mit einem Ruck in die Höhe.

„Hier lese ich eben von einem unglücklichen frommen Negersklaven, dessen ungläubiger Herr höhnend von ihm verlangte, ihm die schwierigsten Stellen des Römerbriefes zu erklären. Er antwortete mit wahrhaft apostolischer Weisheit ... höre nur ...“

„Ja“, sagte sie, schlaftrunken mit den Augen blinzelnd.

Er setzte sich an den Schreibtisch und las:

„Ja, lieber Herr,“ erwiderte der Sklave, „das will ich Ihnen gerne erklären. Es ist gar nicht so schwer. Fangen Sie einfach mit dem Evangelium Matthäi an und tun Sie alles, was der gute Heiland uns darin anbefiehlt; wenn Sie damit fertig sind, gehen Sie zu Markus über, und darauf zu Lukas und ...“

„Vater!“

Sie fuhren beide in die Höhe.

Elisa stand in der Schlafkammertür, in ihrem Nachtkleid, mit großen, leeren Augen.

„Ich kann nicht schlafen“, sagte sie.

„Meine kleine Elisa ... komm nur ... ich will mich neben dein Bett setzen ...“

Sie sah die Mutter gar nicht an, sondern machte ein paar Schritte vorwärts.

„Ich will nicht mehr in einem Bett schlafen ... das Jesuskind lag in der Krippe ...“

Die Pastorin nahm ihre Hand, aber sie zog sie schnell zurück und sah sie eine Weile nachdenklich an. Dann legte Elise sich auf den dünnen, abgetretenen Teppich und die gefalteten Hände unter den Kopf.

„Hier möchte ich schlafen ... ein wenig nur ... Vater ... lies mir etwas vor vom Jesuskind.“

Pastor Jespersen ging langsam an den Schreibtisch und nahm die Bibel zur Hand. Die Pastorin brachte eine Decke und breitete sie über das Kind.

„Mutter,“ sagte sie, erhob sich ein wenig und sah sie an — „Mutter ...“

Die Pastorin kniete neben ihr auf den Fußboden und tastete nach ihrer Hand; ihre eigenen Hände zitterten.

„Danke", sagte Elisa.

Dann zog sie die Füße unter sich herauf, legte sich nieder und sah erwartungsvoll den Vater an.

Pastor Jespersen las:

„— Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. — Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen, ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. — Und alsobald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Er beugte sich herab und sah Elisa an. Sie lag mit geschlossenen Augen da.

„Sie schläft", sagte er.

„Ja", erwiderte seine Frau.

„Was der Herr Jesus mit diesem Kinde vorhaben mag?"

Die Pastorin antwortete nicht. Sie wickelte die Decke fester um Elisa und trug sie behutsam in die Schlafkammer.

* * *

Pastor Jespersen öffnete die Tür der Gartenstube.

Der Mondschein fiel durch die Scheiben auf die untersten Zweige des Weihnachtsbaumes, die grün und träumend herniederhingen. Im Halbdunkel unter der Zimmerdecke glänzte der Bethlehemsstern in übernatürlicher Größe.

„Geh nun zu Bett!" sagte die Pastorin.

Er sah sie verwundert an.

„Kannst du schlafen?" fragte er.

Dann ging er ... durch die Gartenstube, rund um den Weihnachtsbaum herum in seine eigene Kammer und wieder zurück in die Gartenstube. Als er an ihr vorbeikam, streckte sie ihm die Hand entgegen, ließ sie aber wieder fallen.

„Gute Nacht", sagte er sanft und küßte ihre Stirn.

Aber dann stieß er sie auf einmal von sich.

„Geh schlafen. Ich will wachen und beten."

Er wollte die Gartentür öffnen, aber es gelang ihm nicht. Er preßte die Stirn gegen die Scheiben und blickte hinaus.

Der Sturm sauste und brauste noch mit unverminderter Gewalt. Äste und Zweige knackten und krachten ... es pfiff und stöhnte und heulte in allen Ecken und Winkeln. Dazwischen donnerte und brüllte das aufgeregte Meer.

Er konnte hören, wie seine Frau eine Runde durch alle Räume des Hauses machte ... wie sie mit Schlüsseln und Porzellangeschirr klirrte, wie sie die Türen öffnete und schloß und mit leisen behutsamen Schritten über die Dielen ging. Er rüttelte von neuem an der Gartentür, aber sie war und blieb verschlossen.

Auf einmal meinte er den Hund bellen zu hören.

Er lief auf die Vordiele, machte die Haustür auf und starrte ins Leere.

„Ist irgend jemand hier?"

Es blieb ganz still.

„In Jesu Namen frage ich: ist jemand hier?"

Er holte eine Laterne, ging auf den Hofplatz und leuchtete, rufend und fragend, in jeden Winkel. Er ging bis auf die Landstraße und spähte nach allen Seiten ... die ganze Erde war schneebedeckt ... ein großes totes Antlitz!

Bebend vor Kälte stand er wieder in seinem Studierzimmer.

Er sah auf die Laterne, die er noch immer in der Hand hielt, als sei sie ihm ein unbekanntes Ding. Er betastete die Bücher auf den Regalen, er rückte einen Stuhl zurecht, er schraubte die Lampe in die Höhe. Er setzte sich an den Tisch, wo die Bibel aufgeschlagen lag, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen.

Dann schlug er verzweiflungsvoll die Hände vors Gesicht.

„Jesus ... Jesus ... was willst du von mir? ... Ist irgendwo ein Bruder in Not, so zeige mir den Weg zu ihm ... habe ich mich gegen dich versündigt, so strafe mich ... willst du mein Leben, so nimm es ..."

Es war ihm, als ob jemand leise mit der Hand über sein Haar striche, und er hob den Kopf.

Vor ihm stand Elisa.

„Hörst du, Vater ... Jesus ruft mich ..."

Pastor Jespersen sprang erschrocken auf und wich zurück. Das Kind stand regungslos mit erhobenen Händen da ... sie kam ihm größer vor, als sie eigentlich war ... ihr Gesicht war bleich ... das geschmähte Haar sträubte sich wie eine Dornenkrone um ihren Kopf ... ihre Augen funkelten und glühten ...

„Hörst du ... Jesus ruft mich ..."

Sie lächelte. Pastor Jespersen lief es eiskalt über den Rücken. Er wollte sie aufheben und ins Bett zurücktragen, aber er war nicht imstande, ein Glied zu rühren.

Jetzt ging sie auf die Gartenstube zu. Auf der Schwelle blieb sie stehen und sah sich um.

A. von Donndorf
Lessing-Denkmal (Entwurf)



Er sprang auf, lief ihr nach, stolperte und kam wieder in die Höhe.

Jetzt war sie an der Gartentür ... sie faßte die Klinke, und die Tür ging auf ...

Jetzt ging sie mit ihren nackten Füßen durch den Schnee ... er sah, wie sie tief darin versank ... sie schien zu wachsen ... sie hob ihre Hände im Mondschein ... öffnete und schloß sie ...

Pastor Jespersen stürzte bewußtlos zu Boden.

Im Unterrock und mit bloßen Armen kam die Pastorin erschrocken herbeigelaufen, als sie den schweren Fall hörte.

Sie beugte sich über den Bewußtlosen, versuchte seinen Halskragen zu lösen ... und starrte entsetzt auf die offene Gartentür, die klirrend hin und her schlug, bis die Scherben flogen. Einen Augenblick blieb sie ratlos mit zitternden Händen stehen. Der Sturm fegte durch das Zimmer ... die Zweige des Weihnachtsbaumes schwankten ... der Bethlehemsstern schaukelte groß und golden im Halbdunkel unter der Zimmerdecke ...

Dann sprang sie ins Haus zurück.

„Hanne! Trine!"

Sie rüttelte an den Türen und rief und lauschte und rief von neuem, bis sie hörte, daß sie sich rührten.

Dann ergriff sie eine Decke und lief in den Garten, um Elisa zu suchen.

Ende.



Sternentrost.

Von

Johanna M. Lankau.

Suchend rief ich einen Namen
In die stille Nacht hinaus,
Silberweiße Sterne kamen
Wandernd übers dunkle Haus.

Alle streuten lichten Schimmer
In mein einsames Gesicht,
Und mit silbernem Geflimmer
Sprachen sie: „O weine nicht!

Wir auch müssen einsam wandern,
Weiter Raum trennt Stern von Stern,
Leuchtend grüßen wir die andern,
Doch wir sind uns fremd und fern.

Einsamkeit ist uns beschieden
Und ein Sehnen groß und mild,
Nur des Himmels stiller Frieden
Geht mit uns durch das Gefild.

So wie wir wirst du auch wandern
Eine schöne, lichte Zeit —
Laß den lauten Weg den andern,
Deiner führt zur Ewigkeit."





Philosophie der Volkswirtschaft?

Es ist jedenfalls ein ebenso dankenswerter wie zeitgemäßer Versuch, auch die Volkswirtschaft unter höhere Gesichtspunkte zu stellen und philosophisch zu begründen. In einer Sitzung der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu Berlin hat Geheimrat Professor Dr. Lujo Brentano einen solchen Versuch gemacht. Er sprach über den „Maßstab bei Beurteilung volkswirtschaftlicher Fragen" und führte dabei nach Zeitungsberichten ungefähr dieses aus:

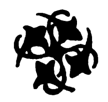
Entfesselt die Befreiung von den Schranken der alten Ordnung alle Talente in großartiger Weise, so kann sie doch eine Verkümmerung der wirtschaftlich schwächer Begabten nicht hindern, und so werden dann Anschauungen wie die von Rodbertus erklärlich, der die einzelnen nur als dienende Glieder zum Wohle des Staates ansah und sich noch mehr mit der Wirklichkeit in Widerspruch setzte. Solche philosophische Begründung fehlt den Sonderinteressen unserer Tage gänzlich, die sich für das Interesse des Ganzen ausgeben. Die hohe Grundrente, wie sie die Agrarier fordern, entspricht heute, wo nur ein Drittel der preußischen Bevölkerung von der Landwirtschaft lebt, ebensowenig dem Interesse des Ganzen wie die hohen Eisenzölle, die Forderung des Befähigungsnachweises seitens der Mittelstandspolitiker, die Bekämpfung der Wohnungsreform durch die Hausagrarier, oder die ausschließliche Betonung des Interesses der Lohnarbeiter durch die Sozialdemokratie.

Der Maßstab nun, den Brentano für die Beurteilung volkswirtschaftlicher Fragen in letzter Linie für anwendbar hält, ist kein lediglich wirtschaftlicher; denn die Wirtschaft ist nur Mittel zum Zweck; die Wissenschaft betrachtet sie als das Gerüst für das gesellschaftliche und politische Leben des Volkes, und somit sind alle Einzelerscheinungen des Wirtschaftslebens in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Gesellschaft in allen Teilen der Kultur, das heißt für das Interesse des Ganzen zu betrachten. Die Kultur gibt den Maßstab für ihren Wert, und das Ziel unserer Kultur ist ausschlaggebend bei Beurteilung aller wirtschaftlichen Fragen.

Über dieses Ziel der Kultur können wir freilich nichts wissen, allein die Geschichte und die religiösen und philosophischen Anschauungen der großen

Mehrzahl gestatten uns eine wissenschaftliche Vermutung über die Richtung der Kulturentwickelung. Alle Völker, die geblüht haben und verfallen sind, haben gewisse Kulturideen verwirklicht, die den späteren mehr zugute gekommen sind, und ebenso die Klassen innerhalb der Völker; sonach erscheint die höchste Vollendung aller als das ideale Ziel aller Kultur; das heißt, bei der Ungleichheit der menschlichen Anlagen, die größtmögliche Entfaltung der Anlagen und Fähigkeiten jedes einzelnen Individuums und die diesen Anlagen entsprechende Beteiligung an den Segnungen der Kultur.

Diese Anschauung findet sich bei Aristoteles, das Christentum proklamierte die Pflicht eines jeden Menschen, seine Mittel nutzbar zu machen; denn nur insofern er sich entwickelt, hat er an allem Guten Anteil. Die Renaissance und die Neuzeit verweltlichen und demokratisieren diese Idee. Doch nur unter gewissen gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen ist das Fortschreiten der Menschheit nach diesem Ziele möglich, das den letzten Maßstab bei der Beurteilung wirtschaftlicher Fragen abgibt. Die Differenzierung der Klassen durch Eigentum und Erbrecht bedingt die Zunahme der Kultur und die Kontinuität in Staat und Gesellschaft und ist für den Fortschritt ebenso unentbehrlich, wie die Tendenz, eine stets wachsende Zahl von Individuen zu den Segnungen der Kultur heranzuführen. Beide Richtungen streben nach dem gleichen Ziel, keine darf ausschließlich zur Herrschaft gelangen, wenn die Kulturentwicklung nicht gefährdet werden soll. Doch ist ferner die größtmögliche Entfaltung des einzelnen ihm nur als Mitglied eines Volkes möglich; von dessen Entwicklung ist die des einzelnen durchaus bedingt; daher müssen die staatlichen Gesichtspunkte bei Beurteilung wirtschaftlicher Fragen die Oberhand haben, durch die die Stellung eines Volkes gegenüber anderen Nationen bestimmt wird. Halten wir diesen Maßstab fest, so können wir die wirtschaftlichen Streitfragen des Tages sicher beurteilen; denn alle Sonderbestrebungen stehen mit dem Grundsatze in Widerspruch, daß jedem die Möglichkeit zur Entfaltung seiner Anlagen gegeben sein muß; denn dies liegt zugleich im Interesse des Staates. Das ideale Ziel, das niemals erreicht wird, darf aber auch niemals vergessen werden.



Albrecht von Stosch.

Es ist wohl geklagt worden, daß die große Zeit, in der das Deutsche Reich erwuchs, im ganzen so wenig militärische Individualitäten unter den deutschen Heerführern hervortreten ließ. Je genauer wir aber die Zeit und die Persönlichkeiten kennen lernen, um so mehr zeigt sich, wie sehr solche Gedanken der Einschränkung bedürfen. Vielleicht kann es die Geschichte der Wilhelm, Bismarck und Moltke auch in dieser Beziehung mit dem an Individualitäten so überreichen Zeitalter der Befreiungskriege aufnehmen. Neben den Männern

an der Spitze treten die eigenartigen Persönlichkeiten Friedrich Karls, Kronprinz Alberts, Roons, Manteuffels, Blumenthals, Goebens, v. d. Tanns, Fransechys, des alten Steinmetz, Konstantins v. Alvensleben, Vogels v. Falckenstein, v. Dörings, Versens, Verdys usw. immer mehr in die Erscheinung. Nur selten, daß eins der jüngst erschienenen Lebensbilder preußischer Truppenführer einen Mann zeigt, der mehr oder minder lediglich eine Schablonenfigur darstellt, wie z. B. von dem General der Infanterie v. Boyen, dem Generaladjutanten König Wilhelms, gesagt werden kann. Auch der General Karl v. Wrangel, ein Neffe des Feldmarschalls, dessen Lebensbild kürzlich liebevoll, aber mit etwas unsicherer Hand von seiner Tochter gezeichnet worden ist (Adda von Liliencron, General der Infanterie Freiherr Karl von Wrangel, ein Lebensbild nach seinen eigenen Aufzeichnungen. Mit zwei Porträts. Gotha 1903, Fr. A. Perthes. 8°. 195 Seiten. Preis 2,40 Mk.), war ein tüchtiger, preußischer General wie viele andere noch, ohne stark hervorstechende Eigenart. Nur die ausgesprochene, auch aus seinen Bildern herausleuchtende Liebenswürdigkeit des „Trommlers von Kolding", wie er seit dem 23. April 1849 im Heere und in Schleswig-Holstein hieß, zeichnet Wrangel wohl mehr als das Gros seiner Kameraden in seiner Stellung aus. Auch des Neuen und Interessanten bieten die in dem anspruchslosen Büchlein, in dem u. a. der Geburtsort Wrangels anzugeben vergessen worden ist, mitgeteilten Begebenheiten nicht sonderlich viel, bis auf die seltsame Duellsache im Anfange.

Wie so ganz anders wirkt da die Lektüre eines Buches, wie es die Denkwürdigkeiten Albrechts v. Stosch sind. (Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von Ulrich von Stosch, Hauptmann a. D. Zweite Auflage, Stuttgart und Leipzig 1904, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 275 Seiten. Geb. 7 Mk.) Dieses Buch vergegenwärtigt uns wieder einmal einen Mann, der von Individualität strotzt. Trotz der eisernen Klammern, in die in Preußen die Persönlichkeiten durch ihr militärisches Reglement gezwängt werden, weiß sich die Eigenart schließlich doch fast immer Geltung zu verschaffen. Wir lernen in Stosch eine Herrschernatur von brennendem Ehrgeize, einem fast bedenklichen Selbständigkeitsdrang und ganz außerordentlichen Gaben kennen. Vielleicht war es zu hart, was ihm schon früh von einem seiner Vorgesetzten in die Konduite geschrieben wurde: „Neigung zur Indisziplin". Aber Stosch bekennt doch später gelegentlich selbst: „Es würde mir sehr schwer werden, auf die Dauer im täglichen Geschäfte von einem Vorgesetzten abhängig zu sein." Als ihm bald nach dem Feldzuge von 1866 der General v. Gersdorff vorhielt: sein ganzer Ehrgeiz sei „Macht", da räumte Stosch ein: „Das mag wahr sein". Dieser Ehrgeiz ging früh auf die Politik aus. Im Rückblick auf seine Erlebnisse während des Jahres 1848 bemerkt Stosch: „Ich hatte tief in die Welt hineingeblickt und empfand einige Neigung, mitzuspielen." Nur mühsam zügelte er sich während der Unionspolitik (1850): „Ich bin Soldat und kann deshalb kein politischer Schriftsteller sein, aber ich würde gern wie der alte Jupiter mal donnern und blitzen, um die Bande aufzurütteln." Seit er dem Kronprinzen nahe kam, rechnete er damit, daß er politische Karriere machen würde. Alle Welt sah in ihm seit 1866 den künftigen Kriegsminister eines liberalen Ministeriums. Später galt er geradezu als der künftige Kanzler.

In seinen Briefen tritt es ganz deutlich zutage, daß er sich selbst mit ähnlichen Erwartungen trug, und diese Briefe reichen doch nur bis zum Ende des Jahres 1871. In der nachfolgenden Zeit hat sich diese Erwartung sicher noch gesteigert. Wenn der spätere Kultusminister Robert Bosse im Jahre 1878 in seinen Tagebüchern darüber grübelt, warum sich Stosch nicht vor Bismarck beugte, vielmehr sich demonstrativ gegen den Reichskanzler stellte, und dabei zu der Alternative gelangt, das müsse entweder tiefer liegende, sittliche Gründe haben oder kindischer Trotz sein, so geht er beide Male in die Irre. Des Rätsels Lösung ist so einfach: Stosch wollte herrschen.

Dieses rücksichtslose, ungenierte Streben nach Herrschaft hat etwas Unsympathisches, wie ja das ganze Wesen Stoschs manches in sich hat, was weniger angenehm berührt. Es ist eckig und schroff in hohem Maße, wie das auch Bosse auffällt. Gemüt hat Stosch nicht allzuviel und auch nicht viel Humor. In dieser Beziehung war doch die Herrschernatur, mit der Stosch rivalisierte und die dem späteren Chef der Admiralität auch ungleich überlegen war, Bismarck, anders geartet. Das drängt sich so recht auf, wenn man die letzte Publikation Bismarckscher Briefe vornimmt, die nachträglich aufgefundenen Feldbriefe (Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. Stuttgart und Berlin, Cotta. 8⁰. 102 Seiten). Sie offenbaren uns auf jedem Blatte die große Seele dieses Genius. Wo klingt eine Klage um die Toten von St. Privat schöner, als sie in Bismarcks Worten enthalten ist: „Gestern viel Garde geblieben, viel zu tapfer die herrlichen Leute, um leben zu bleiben.“ Auch in den angehängten, meist aus Varzin stammenden Briefen finden sich einige köstliche Perlen Bismarckschen Gemüts. Man denke nur an die Trauer, die der Staatsmann empfindet, als er sich endgültig von der Stätte seiner Jugendspiele, von Kniephof, trennen soll: „Wenn ich dort bin, laufe ich immer Gefahr, fest zu wachsen; ich fand es jetzt wieder reizend, sie lassen mich nur niemals allein, und ich habe mir dort mit den Bäumen mehr zu sagen als mit den Menschen.“ Solche Töne sucht man bei Stosch vergebens. Aber auch der sprudelnde Humor eines Bismarck ist dem General nicht gegeben, der Titanenhumor, der sich bei den Aufregungen und Mühen, als es die Kaiserfrage zu lösen galt, Luft macht: „Ich hatte als Akkoucheur (bei der Kaisergeburt) mehrmals das dringende Bedürfnis, eine Bombe zu sein und zu platzen, daß der ganze Bau in Trümmer gegangen wäre.“

Stoschs Wesen hat etwas Nüchternes und Prosaisches, auch materieller Egoismus tritt bei ihm stark hervor. Neben den weniger einnehmenden Eigenschaften stehen bei ihm aber auch viele vorteilhafte. Zu einem guten Teil ist seine Bedeutung bedingt durch seinen gesunden, realistischen Sinn, der nur das praktisch Erreichbare ins Auge faßt. „Nur einfache Grundsätze sind lebensfähig“, sagt er einmal selbst mit großer Wahrheit, „das beweist die Geschichte“. Überrascht werden viele gewesen sein, als sie aus den Denkwürdigkeiten erfuhren, daß auch dieser Mann des Jahres 1870 ein frommer Mann war. Als die Denkwürdigkeiten Roons erschienen, da war das neue Geschlecht erstaunt über die tiefe Frömmigkeit, der es dort begegnete. Noch ungleich mehr entsetzte sich die aufgeklärte Welt, als Bismarcks Briefe an seine Braut und Frau veröffentlicht wurden. Noch immer hat man sich nicht ganz daran gewöhnt, den deutschen Genius im Lichte seiner Frömmigkeit zu beurteilen. Nun zeigt es sich, daß auch der liberale Stosch mit großem Ernst von den religiösen Mächten spricht. „Unser Protestantismus wurde von Idealisten und Gelehrten

gebildet", bemerkt er am 18. Oktober 1847, „nicht von Staatsmännern. Wir haben uns jeder Form entblößt; was aber lebendig sein will, muß Form haben. Ich behaupte aber, daß, wenn wir eine germanische Welt entwickeln wollen, wir vor allem religiös gefestigte Individuen schaffen müssen, dann findet sich alles weitere von selbst." Ein andermal sagt er (26. X. 1849): „Gleichgültigkeit in religiöser Beziehung ist eine sehr schlimme Sache."

Durch nichts fallen die Denkwürdigkeiten so sehr auf, als durch die Objektivität im Urteil Stoschs. Dies macht sie zu einer Geschichtsquelle allerersten Ranges. Es ist ein Hochgenuß, seine schlagenden Urteile zu verfolgen. Sie haben sich fast alle als richtig erwiesen. Man kann nicht umhin, dem, der diese Urteile fällte, die höchste Bewunderung zu zollen. Eine solche Ungetrübtheit des Blickes ist bei einem Parteimann, wie Stosch es immerhin doch war, fast einzig dastehend. Er haßte Bismarck. Der Haß hatte einen sehr begreiflichen Grund. Stosch hatte seinerzeit, wie bekannt, mit Sachsen wegen der Militärkonvention zu verhandeln gehabt und es dabei Bismarck nicht recht gemacht. Bismarck ließ ihn daher zu sich kommen und ihn, wie Stosch erzählt, „sitzen und nahm mit mir meine Arbeit durch, wie der Schullehrer das Opus eines dummen und widerspenstigen Zöglings. Es blieb kein gutes Haar daran. Er überschüttete mich mit der ganzen Fülle seines Zornes, mit den spitzesten Pfeilen seines Spottes von den unnahbaren Höhen seiner Überlegenheit, und demonstrierte, daß ich König und Vaterland und das zukünftige Reich und den Kaiser schwer geschädigt habe." Diese Szene hat ihm Stosch nicht vergessen können. „Für mich ergab sich daraus die Lehre", so zeichnete er 1890 auf, „daß mir Ähnliches nie wieder passieren dürfte. Und danach habe ich fortan gehandelt. Auch Bismarck hat die Sache nie vergessen." Trotz dieser Feindschaft, die in späteren Kämpfen der beiden um die Vorherrschaft ringenden Männer reichlich neue Nahrung fand, hat Stosch den Blick für die Größe seines Gegners nie aus dem Auge verloren. Das hat z. B. selbst Roon nicht getan, zu geschweigen von andern Männern. Noch im Jahre 1890 malte sich in Stoschs Erinnerung Bismarcks Verhalten nach Königgrätz in dem glänzendsten Lichte. „Bismarck", so schrieb er, „entwickelte darauf wundervoll klar und anregend die Forderungen, die einem Frieden zugrunde zu legen wären. Es war das erstemal, daß ich Bismarck im persönlichen Verkehr sah, und ich bekenne gern, daß der Eindruck, den ich von ihm empfing, mich geradezu überwältigte. Die Klarheit und Größe seiner Anschauungen boten mir den höchsten Genuß; er war sicher und frisch in jeder Richtung, bei jedem Gedanken eine ganze Welt umfassend." Als sein Haß schon tief eingewurzelt war, verteidigte er den Kanzler noch gegen seinen Freund Gustav Freytag (4. X. 68): „Sie beurteilen Bismarck ungerecht. Sie sagen, der Grundton seines Charakters sei Mangel an Ehrfurcht. Ich möchte ihn so darstellen: Er ist frisch und keck im Gedanken und klar in dem, was er will; seine Ziele wird er nie über das hinausstecken, was ihm zu erreichen möglich. Menschen und Verhältnisse, die ihm dabei im Wege stehen, zerbricht er rücksichtslos. Hierbei kommt aber seine durchaus monarchische Gesinnung in Betracht, die ihm angeboren ist." Als er den Versailler Friedensverhandlungen beiwohnte, berichtete er voller Bewunderung: „Ich habe Gelegenheit gehabt, Bismarck in der Aktion zu sehen und muß sagen, daß ich die Energie seiner Anschauungen und Handlungen bewundere. Er saß ganz allein dem Gegner gegenüber und zerzauste ihn." Ein andermal bemerkt er (18. IX. 71): „Übrigens habe ich ihn

im Kampfe noch höher schätzen gelernt, und man muß die Sicherheit seiner Handlungsweise bewundern. Er manövriert zum Entzücken schön und von langer Hand mit großen Gesichtspunkten." Er weiß sich ganz in die Seele Bismarcks hinein zu versetzen, wie ein Geständnis gegen Freytag verrät (18. VIII. 1867): „Je mehr Bismarck wächst, um so unbequemer werden ihm eigen denkende und handelnde Köpfe. Und je nervöser er wird, desto mehr fürchtet er scharfe persönliche Berührungen. Ich weiß von mir, daß es Tage der geistigen Überanstrengung gibt, wo ich wohl befehlen kann, wo mir aber Verhandlungen mit selbständigen, tüchtigen Beamten mehr als lästig sind."

Wie Stosch Bismarck richtig beurteilt, so bewahrt er auch allen anderen Persönlichkeiten und Dingen gegenüber das rechte Augenmaß. Wie hat er Geffcken durchschaut, diesen ehrgeizigen Intriganten, der einst im Liberalismus schwelgte, es dann aber für aussichtsreicher hielt, den Konservativen zu spielen! Er nennt ihn den „großen Diplomaten mit dem kleinen Gesichtskreis" und ruft gelegentlich aus: „Ich wollte, er verschonte mich mit seinem ewigen Intrigenspinnen." Freilich mochte er in ihm auch wohl zuweilen einen Mann sehen, der ihm seine Zirkel zerstören wollte. Ebenso wollte er nichts von Samwer, dem Berater des Augustenburgers, wissen: „Ich fürchte mich stets, mit ihm zu sprechen, da ich kein Atom von Vertrauen zu ihm habe", sagte er von ihm. Sein gesundes Urteil verläßt ihn auch nicht in der Pariser Beschießungsfrage. Er hat es durchaus nicht mit denen um den Kronprinzen und Blumenthal gehalten, sondern war ein energischer „Schießer" wie Bismarck, Roon, Kronprinz Albert. Blumenthal bezeichnet er mit scharfer Kritik als den eigentlichen spiritus rector der Partei der „Nichtschießer". Ganz abweichend von dem vulgären Liberalismus, dem auch seine Freunde G. Freytag und Holtzendorff oft verfielen, urteilt dieser Kopf des Ministeriums Gladstone, das Bismarcks geistiges Auge so lange drohen sah (18. II. 1867): „Das Offizierkorps ist die Stütze für den Bestand der Armee, und wenn Sie auch politisch auf unsere Junker und den armen Adel schimpfen, so liefert dieser doch die bravsten Jungen und brillante Offiziere." Sogar in der Judenfrage läßt er den Liberalismus im Stich. So schreibt er am 13. Juli 1856 an Holtzendorff aus Posen: „Sie sind ein Judenemanzipator, ich nicht. Hier herrschen sie, sind im bürgerlichen Leben die Leitenden, haben bedeutenden Grundbesitz und ‚sind und bleiben doch was sie sind'. Von Geburt, in Gesinnung und Leben stehen sie im vollsten Widerspruch mit dem christlich-germanischen Element." Noch merkwürdiger wird es manchem scheinen, wenn Stosch (Koblenz 4. IX. 1855) ruhig erklärt: „Von allen Zeitungen, die ich sehe, ist mir trotz manch entgegengesetzter Ansichten die Kreuzzeitung die liebste." Schon 1861 sagte er von Herzog Ernst: „kein Mann des Entschlusses", und über die ungeschickte Politik des Koburgers konnte er aus dem Häuschen geraten. Mit Beziehung darauf sprach er wohl von „aggressivem Unverstand" des Herzogs. Seinem aufmerksamen Blick entging bei seiner Anwesenheit in München im Jahre 1868 die preußische Gesinnung des Grafen Holstein nicht. Zu den wertvollsten Partien gehören die Briefe, die Stoschs Wirken unter Edwin Manteuffel während der Okkupation schildern, in denen auch köstliche Schlaglichter auf Manteuffels Verhältnis zu Bismarck fallen. Wie Bismarck in seinen Feldbriefen bewundert Stosch die Tüchtigkeit der deutschen Truppen. In jenen Briefen Bismarcks bricht diese Bewunderung immer aufs neue durch: „Der Ruhm der Führung liegt in dem bewundernswerten Heldenmut der Truppe; nur etwas weniger davon und

keiner der Führer würde vor der Kritik heut bestehen“ (24. XII. 1870). „Die Regimenter reißen uns durch, nicht die Generäle“ ((22. XI. 1870). Dem entspricht es, wenn Stosch sagt (S. 191): „Ein jeder wollte (bei Wörth und Spichern) an den Feind, das gab unserm Angriff solchen Schwung, daß die Franzosen ihm nie widerstanden. Ich hoffe, dieser Drang von unten bleibt für immer das charakteristische Merkmal der deutschen Armee; ohne ihn ist die schönste Strategie umsonst.“ Höchst fein skizziert Stosch seine Stellung zu Gustav Freytag (12. VI. 1870): „Freytag mit seinem reichen Wissen und schönen Geiste steht in seinen politischen Anschauungen mir eigentlich fern, teils zu hoch, teils zu niedrig.“ Wunderschön ironisiert er gelegentlich Willeleien am kronprinzlichen Hofe (13. X. 65): „Der bisherige Kammerherr soll fort, und man sucht einen Nachfolger, der vornehm, gewandt und unverheiratet ist, Sprachkenntnisse besitzt und unbedingter Feind der Kreuzzeitung ist. Für solchen Posten einen Menschen mit selbständigen Meinungen zu ermitteln ist ein Kunststück, das ich mir nicht allein zutraue. Die Kreise, in denen man solche Menschen sucht, sind mir vollständig fremd.“ So ist das Buch überreich an feinen Einzelzügen; sie können auch nicht annähernd hier angedeutet werden.

Nur ein Verhältnis soll noch beleuchtet werden, das neben Stoschs Stellung zu Bismarck am meisten fesselt: Stoschs Beziehungen zur Kronprinzessin. Man sieht aus den Denkwürdigkeiten, daß dieser preußische Kriegsmann geradezu sterblich verliebt war in diese Prinzessin aus englischem Königshause. Oder besagt es etwas anderes, wenn er am 21. September 1865 schreibt: „König, Kronprinz, Kronprinzessin und eine große Reihe von Fürsten befinden sich hier und beehren mich mit Huld und Gnade, aber warm macht mich nur die kleine Frau ... Sie könnte in ihrem menschlichen und edlen Wesen, in ihrer anspruchslosen Liebenswürdigkeit den ältesten Esel bis über die Ohren verliebt machen“? Am 29. November 1867 gesteht er von der ‚kleinen Frau‘, wie er sie immer wieder nennt: „Ich war ganz hingerissen von ihrem Geist und ihrer Persönlichkeit“; und wer fühlt nicht den intimen Reiz heraus, der in seiner Erzählung über ein Zusammensein mit ihr in Stettin liegt (12. IX. 1869): „Ich hatte ein sehr gutes Pferd und konnte der kleinen Frau, die wie der Teufel reitet, überall hin folgen. Sie ritt einen Araber, der ganz famos ging. Kein Graben war zu breit, je toller es ging, desto vergnügter wurde sie.“ Mit großer Offenheit kennzeichnet er ihre Überlegenheit über ihren Mann. „Die Kronprinzessin hat mehr Entschiedenheit im Blick als der Gatte“, bemerkte er schon am 12. Juni 1866; und am 31. Juli 1866 schreibt er wieder: „Der Herr ist vor allen Dingen Mann seiner Frau. Sie bestimmt seinen Gedankenkreis auf die weiteste Entfernung.“ Von des Kronprinzen geistiger Bedeutung dachte er hier vielleicht etwas zu subjektiv, überhaupt nicht allzu hoch. So meint er am 11. Februar 1870: „Friedberg sieht einen Zukunftshelden, wo ich guten Willen, aber unklare Phantastik finde. Der ganze Verkehr mit den Liberalen ist dem Herrn nur dadurch angenehm, daß diese ihm die Cour machen.“ Seine Vorliebe für die kleine Frau machte Stosch jedoch nicht blind gegen ihre Fehler, wodurch er wohl zuweilen in Differenzen weniger mit ihr, wohl aber mit deren engeren Ratgebern, wie Stockmar und Normann geriet. So tadelte er das Verhalten der Kronprinzessin bei der Pflege der Verwundeten im Jahre 1866, wo sie mehr die englische als die deutsche Frau herauskehrte, und ein andermal suchte er die radikale Richtung, in der sie sich mit Vorliebe bewegte, zu bekämpfen, anscheinend mit mehr Glück als der langjährige Berater des Kron-

prinzen, Max Duncker. Wenn sie sich dann verteidigte, war er aber fast wieder geneigt, die Waffen zu strecken: „Es ist ein Charme, mit ihr so zu plaudern, sie vereint Geist und Gemüt und besitzt beides in hohem Grade." Es ist deutlich, daß dieser Mann wohl der Kanzler der Kaiserin hätte werden können.

Schon sein Vorgesetzter in Magdeburg, der reaktionäre General v. Schack, der das Vertrauen König Wilhelms besaß, hatte im Jahre 1862 über Stosch das Urteil gefällt: „Zu jeder Stelle und zu jeder Tätigkeit geeignet." Ähnlich urteilte auch wohl Moltke, als er Stosch vom Hauptquartier vor Paris fort zum Chef des Stabes beim Großherzog von Mecklenburg machte, damit er eine verfahrene Situation wieder in Ordnung bringe. Stosch entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick, und Moltke empfing den von den Operationen an der Loire Zurückkehrenden mit dem Lobspruch, der mehr als alle anderen wog: „Wir haben Ihre energische Hand gespürt." Weil er für alle Sättel gerecht schien, wurde er nach Beendigung des Feldzuges Manteuffel in Frankreich beigegeben, und von dort aus ward er als Chef der Admiralität nach Berlin berufen. Voller Selbstbewußtsein schrieb der so Ausgezeichnete (19. X. 1871) im Hinblick auf sein künftiges Verhältnis zu Bismarck: „Im übrigen will ich mir meine Stellung schon machen."

Der Sohn Stoschs, der die Denkwürdigkeiten herausgegeben hat, meint, daß deren Fortsetzung nach seinen jetzigen Erfahrungen „für alle absehbare Zukunft" ausgeschlossen sei. Hoffen wir, daß seine Erfahrungen ihn bald zu einer andern Ansicht gelangen lassen. Schon die vorhin erwähnten Bemerkungen Bosses locken ihn vielleicht etwas aus seiner Zurückhaltung. Sicherlich werden bald noch andere Veröffentlichungen kommen, die diese Reserve noch unhaltbarer machen. Geradezu erstaunlich ist es, daß Herausgeber und Verlag es fertig gebracht haben, diese Denkwürdigkeiten ohne Register erscheinen zu lassen. Nachgerade verrät eine solche Rücksichtslosigkeit gegen die Leser doch einen gar zu antiquierten Standpunkt. **Herman v. Petersdorff.**



Erbauliches und Beschauliches.

Außer auf dem Gebiet der Romanliteratur herrscht wohl nirgends eine solche Massenproduktion, als bei den Erbauungsbüchern aller Arten. Die Predigtsammlungen nehmen darunter den ersten Rang ein. Freilich sind von vornherein viele von ihnen nur auf einen bestimmten Leserkreis berechnet, nämlich auf die engere oder weitere Gemeinde des Herausgebers, die den berechtigten Wunsch hat, an ihren Prediger und Seelsorger eine dauernde Erinnerung in den Händen zu haben. Derartige Sammlungen scheiden von vornherein hier bei der Besprechung aus. Auch den 7. Band des Frommel-Gedenkwerkes: Freude und Leid. Ausgewählte Predigten von E. Frommel (Berlin, Mittler & Sohn. 320 S. 4 bzw. 5 Mk.) möchte ich in diese Kategorie rechnen, denn wer Frommel als Prediger kennen lernen will, wird lieber zu seinen andern Predigtwerken, über die zehn Gebote, das Vaterunser und über das Lukasevangelium greifen, als zu diesem opus posthumum.

Also diese Sammlungen schalten wir aus. Dann aber erhebt sich in allem Ernste die Frage, ob Predigten überhaupt gedruckt werden sollen und können. Jedenfalls wird eine Predigt, vielleicht noch mehr als jede andere Rede, ganz außerordentlich ihr Gesicht verändern, wenn sie aus dem gesprochenen zum gedruckten Wort wird. Bei uns in Deutschland ist freilich die genaue schriftliche Ausarbeitung der Predigt so sehr zur Regel geworden, daß sie in einzelnen Kirchenordnungen von den Geistlichen geradezu verlangt wird, und daß ein „legaler Pfarrer" mit besonderem Stolze seine vollständigen Predigt-Konzepte gelegentlich vorlegt. Kögel hat mit dem ganzen Druck seiner Autorität in diesem Sinne gewirkt, und er selbst ging darin mit musterhaftem Beispiel voran. Auch eine neuerdings von dem Amerikaner W. Popcke herausgegebene Sammlung Kögelscher Kasualreden („Zion, fahre fort im Licht", C. Wallmann, Leipzig 1904. 200 S. 2,50 bzw. 3,50 Mk.) zeigt bis ins Kleinste hinein sorgfältige Feilarbeit. Aber die Nachteile dieser Methode sind nicht ausgeblieben, und manche deutsche Predigt ist mehr Aufsatz und Abhandlung als wirkungsvolle Rede. Die mag dann allerdings unverändert gedruckt werden können, sie war eigentlich von vornherein mehr für Leser als für Hörer bestimmt. Tüchtige Redner fühlen diese Schwierigkeit von selbst heraus. Mein Vater z. B., dem in hohem Maße Beredsamkeit eignete, war nicht zur Herausgabe einer Predigtsammlung zu bewegen. „Meine Predigten sind durchweg Gelegenheitsreden", begründete er seine Ablehnung. In der Tat gehören zu einer rechten Predigt nicht nur die Stimmung der Stunde, das Gotteshaus mit seinem ganzen Milieu, die versammelte Gemeinde, sondern vor allem auch Anpassung des Redners an die augenblicklichen Verhältnisse der Gemeinde, nicht nur Rücksichtnahme auf besonders bedeutsame Vorkommnisse. Jede Predigt muß für eine ganz bestimmte Gemeinde gedacht und gehalten sein. Alle diese Momente wirken zusammen, um einer Predigt ihr besonderes Gepräge zu geben, und alle diese Imponderabilien fehlen bei der gedruckten Predigt. Daher so oft über den Leser eine Enttäuschung kommt beim Lesen einer Predigt, die ihm als Hörer bedeutenden Eindruck gemacht hatte. Sehr selten gelingt es, gedruckten Predigten diesen Hauch der Ursprünglichkeit zu bewahren. J. Burckhardt, Als die lebendigen Steine (Berlin, Warneck, 1904. 138 S.) ist eine derartige Sammlung, und darin liegt ihr Wert. Da besteht mitten in dem großen Berlin, in den Arbeiterstraßen des Nordens mit ihren Massenanhäufungen von Menschen, in der Versöhnungsgemeinde eine kirchliche Gemeinschaft von erstaunlichem Zusammengehörigkeitsgefühl. Jedem Worte des Geistlichen merkt man an, daß solch ein lebendiger Kontakt zwischen dem Mann auf und der Gemeinde unter der Kanzel von vornherein vorhanden ist. So leitet B. auch seine Predigtsammlung mit einem sehr konkreten Abschiedsworte an die Gemeinde ein, und er schließt sie mit Gedanken über Gemeindeleben und Gemeindearbeit in Berlin, die auch über Berlin hinaus beachtenswert sind und anderweit, wo der häßliche Berliner Parteihader nicht herrscht, noch viel besser verwirklicht werden können. Das Predigtbuch ist hier also zum Abbild des Gemeindelebens geworden. Aber solche Predigtsammlungen von durchaus intimem Charakter sind selten. Den meisten gedruckten Predigten merkt man eine Überarbeitung an. Charakteristisch ist dafür z. B. Eyssell, Lebensbrot fürs Manneshertz (Schkeuditz, Schäfer, 1903. 145 S. 2 bzw. 2,50 Mk.). Der Verfasser ist Strafanstaltspfarrer, hat also eine Gemeinde von sehr bestimmtem Gepräge. Das spürt

der Leser auch an der Wahl der Beispiele und an mancherlei Andeutungen. Doch sind die Predigten so, wie sie vorliegen, — hoffentlich — nicht in der Strafanstalt gehalten, sondern vielfach auf ein gebildetes Lesepublikum berechnet. Die Folge davon ist ein Zwitterding, dessen Lektüre mir wenigstens keine einheitliche Stimmung hat aufkommen lassen.

Lesenswert sind P. Kirmß, Predigten in der Neuen Kirche zu Berlin (Reimer 1903. Bd. II, 371 S., 5 bzw. 5,80 Mk.). Sie sind im ganzen einfach, hie und da etwas theoretisch gehalten und zeichnen sich dadurch aus, daß jede Predigt eine einzelne, geschickt gestellte Frage vornimmt und allseitig abhandelt. So nimmt der Leser stets am Schlusse einen bestimmten klaren Ertrag mit. Eine gewisse Blässe in der religiösen Empfindung teilt Kirmß mit den meisten Vertretern des älteren Liberalismus. Sie tritt noch deutlicher hervor in seinen Predigten über die drei kirchlichen Hauptfeste, die in der Modernen Predigtbibliothek (Leipzig, Wöpke 1903. Jedes Heft ca. 100 S. 1,20 Mk.) erschienen sind. Die mir vorliegenden Hefte dieser Sammlung bedeuten überhaupt keinen geschickten Griff. Kügelgens „Metaphysikfreie Predigten“ über Aufklärung und Verklärung sind vollständig verunglückt, denn sie mißachten den ersten homiletischen Grundsatz, daß der Prediger nicht Dogmatik, weder orthodoxe, noch wie Kügelgen Ritschl'sche, darzubieten hat, sondern Leben.

Einen andern Zweig der Erbauungsliteratur haben Oesers Schriften (Am Wege und abseits, Des Herrn Archemoros Gedanken u. a.) heute wieder zu Ehren gebracht. Man kann die feinsinnigen kleinen Skizzen des Karlsruher Seminardirektors nicht lesen, ohne ins Herz getroffen zu werden. Er hat eine beneidenswerte Art, landläufige Wahrheiten ganz neu zu illustrieren und in unscheinbaren Vorgängen einen ungeahnt tiefen Sinn zu finden. Ob nun Oesers Einfluß es bewirkt, oder der Zug der Zeit dahin geht, jedenfalls mehren sich derartige Schriften. Die meisten tragen allerdings deutlich den Stempel des Epigonentums an sich. So bringt Wagner, Die Seele der Dinge, übersetzt von Fliedner (Berlin, Warneck, 1904. 292 S. 4 bzw. 5 Mk.), oft sehr geschraubte Beispiele. K. Storch dagegen hat in seinem Büchelchen Sonnenstrahlen einfangen (Magdeburg, Creutz, 147 S., 3 Mk.) eine hübsche und anmutende Art, Bibelstellen in eine neue Beleuchtung zu setzen. „Darauf kommt es an, daß ein Christ die Lichtstrahlen einzufangen und mitzunehmen versteht,“ ist der Grundzug der ganzen Schrift.

* * *

Weder erbaulich noch beschaulich, aber sehr lehrreich ist der Kampf, den Lepsius in seiner Monatschrift Das Reich Christi mit den Vertretern der Gemeinschaftsbewegung im engeren Sinne führt. Wer die verschiedenen Strömungen, die in dieser Bewegung sich geltend machen, kennen lernen will, findet in S. Kellers Roman Menschwerdung (O. Rippel, Hagen i. W. 4. Aufl. 1903. 4 bzw. 5 Mk.) sehr anschaulich geschilderte Typen. Während aber Keller ein gesundes Christentum siegen läßt, tragen in der Wirklichkeit oft diejenigen, die sich am entschiedensten gebärden und am lautesten schreien, den Sieg davon. Lepsius versuchte im vorigen Jahre in seiner Zeitschrift, übrigens mit recht gewagten und unzureichenden Mitteln, die nach Wellhausen benannte Theorie zu bekämpfen, wonach die israelitische Religion sich in den drei Stufen: Naturanbetung, prophetischer Jahwedienst, Gesetzesreligion entwickelt habe. Dabei hat Lepsius natürlich die neueren Forschungen über die Entstehung des Alten

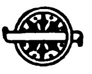
Testamentes zum Teil zustimmend berücksichtigen müssen und den selbstverständlichen Satz aufgestellt, daß in der Bibel auch einzelne Irrtümer enthalten sind. Darüber bei den „Entschiedenen“ große Aufregung, die sich in sehr wenig christlichen Ausfällen gegen Lepsius Luft macht. Man schämt sich, diese Schimpfereien zu lesen, und kann nicht energisch genug dagegen Protest einlegen, daß diese Leute sich als Vertreter eines wahren und allein echten Christentumes gebärden. Gegenüber diesem Banausentum ist das einzige Mittel die Förderung einer verständigeren Art des Bibellesens. J. Boehmer, Hinein in die alttestamentlichen Prophetenschriften! (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3,20 Mk.) bringt einen beachtenswerten Beitrag dazu, indem er die prophetischen Schriften sondert, zeitlich ordnet und für jeden einzelnen Abschnitt Einleitungen schreibt, die mit ruhiger Sachlichkeit in die Eigenart und geschichtliche Bedeutung des betreffenden Schriftstellers einführen.

Für alle, die unsere evangelische Kirche wahrhaft fördern wollen, birgt dieser Lepsiussche Handel eine ernste Lehre in sich. Man hat auf der positiven Seite immer nur die Gemeinden gegen die Vertreter der theologischen Wissenschaft mißtrauisch gemacht und sie gar nicht genug vor den „ungläubigen Theologen“ warnen können. Das rächt sich nun, indem sich das Mißtrauen gegen die Warner selbst kehrt. Theologische Arbeit ist aber nicht vom Teufel, sondern von Gott. In dieser Beziehung kann ich Budde (Was soll die Gemeinde aus dem Streit um Babel und Bibel lernen? Tübingen, Mohr, 1903. 38 S. 0,60 Mk.) nur beistimmen: „Der wahre Glaube setzt sich freudig und demütig zu Gottes Füßen nieder und ist jederzeit bereit zu lernen, weil er gewiß ist, daß der Weg nur aufwärts, immer näher zu Gott hin, führen kann.“

* * *

Und nun soll zum Schluß noch einem Manne das Wort gegeben sein, der stets ein „Eigner“ im vollsten Sinne des Worts war, Sören Kierkegaard. Eigen war auch der Weg zu Gott, den er suchte und fand, kein breiter, bequemer, sondern ein enger und rauher Pfad. Darum regt er auch jeden ernsten Leser mächtig an. Er gibt viel, selbst wo er den Widerspruch herausfordert. „Aus den Tiefen der Reflexion“ betitelt sich eine Sammlung von Aussprüchen aus seinen Schriften (Deutsch von Venator. Zweibrücken, Lehmann, 148 S.). Ein Wort daraus sei hergesetzt: „Ein Selbst ist das, wonach am wenigsten in der Welt gefragt wird, und ist das, dessen Besitz man sich nicht ohne Gefahr merken lassen darf. Der größte Verlust, daß man sich selbst verliert, kann in der Welt so still hingehen, als wäre es nichts.“

Christ. Rogge.



Das Kind und der Alkohol.

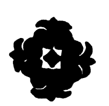
Wer, der längere Zeit in der Großstadt gelebt, wäre nicht schon unfreiwilliger Zeuge des peinlichen Vorgangs gewesen, wie Eltern ihre Kinder, Wesen, die kaum das Gehen erlernt, in später Abend- und Nachtstunde durch die Gastwirtschaften schleppen und sie dort mit Alkohol — je nachdem — „munter“

oder „ruhig“ machen? Doch seien wir gerecht: es geschieht nicht nur in den Großstädten. Ich habe es in einer kleinen Stadt mit ländlichen Verhältnissen mit ansehen müssen, wie Vater und Mutter um die Wette ihrem vielleicht dreijährigen Mädchen, trotz seines anfänglichen instinktiven Sträubens, Bier einflößten. Unsere lauten, nicht überhörbaren Bemerkungen hatten nur den Erfolg, daß das Verfahren erst recht fortgesetzt wurde, bis die lieben Eltern das arme Kind in der Tat trunken gemacht hatten. Leider stehen einem ja keinerlei Mittel zu Gebote, derart empörendem Unfug anders entgegenzutreten, als eben die von uns energisch, aber vergeblich und nur zum Nachteile des bedauernswerten Geschöpfes versuchten. Überhaupt ist der junge menschliche Nachwuchs viel zu sehr der unumschränkten Herrschaft jeder Art von Eltern überliefert. Ist es doch — wie die immer wiederkehrenden Zeitungsberichte und Gerichtsverhandlungen beweisen — mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden, fremde Kinder auch nur vor den allerbrutalsten Mißhandlungen ihrer Eltern zu schützen. Es muß schon öffentlicher Skandal vorliegen, die ganze Nachbarschaft in Aufruhr gebracht sein, bis die Polizei sich zum Eingreifen entschließt. Auch sie hat hier mit völlig unzulänglichen gesetzlichen Bestimmungen zu rechnen.

Der bekannte Berliner Psychiater Prof. Dr. Ziehen, Direktor der Klinik für psychische und Nervenkrankheiten, hat sich in seiner jüngst in zweiter Auflage erschienenen Broschüre „Über den Einfluß des Alkohols auf das Nervensystem“ (Mäßigkeits-Verlag, Berlin W., 15) auch mit unserer besonderen Frage befaßt: „Das kindliche Nervensystem ist für die nachteiligen Wirkungen des Alkohols unendlich viel empfindlicher. Kinder bis zum 15. Lebensjahre sollten überhaupt keinen Alkohol in keiner Form und bei keiner Gelegenheit erhalten. Es ist geradezu ein Verbrechen — ich kann den Ausdruck nicht mildern —, wenn Kindern täglich ein bestimmtes Alkoholquantum verabfolgt wird. Wie ganz anders das kindliche Nervensystem auf Alkohol reagiert, können Sie schon daraus ersehen, daß ein mit dem Delirium tremens fast genau übereinstimmendes Krankheitsbild bei Kindern schon nach einmaligem stärkeren Alkoholgenuß auftreten kann, während das Delirium tremens Erwachsener nur auf dem Boden des chronischen Alkoholismus vorkommt. Auch die Tatsache, daß der Rausch im Kindesalter sehr häufig von Konvulsionen begleitet ist und nicht selten tödlich endet, gehört hierher. Dabei schweige ich ganz von den extremen, übrigens auch nicht gar so seltenen Fällen, wo Kindern in den ersten Lebensjahren von gewissenlosen Eltern oder Dienstmädchen Branntwein in irgend einer Form zur Milch zugesetzt wird, um sie zu beruhigen. Ich könnte Ihnen mehr als einen Fall mit allen Einzelheiten und den sehr schweren Folgeerscheinungen mitteilen. Es mutet den Sachverständigen geradezu lächerlich an, wenn er beobachtet, wie dieselben Eltern, welche über eine Zigarre im Munde des zwölfjährigen Jungen in die größte Entrüstung geraten, demselben Jungen täglich sein Teil Bier vorsetzen. Ich will gewiß nicht das Rauchen der Kinder befürworten, aber ich möchte Sie nur daran erinnern, daß das kindliche Nervensystem unter dem gewohnheitsmäßigen Genuß selbst kleiner Alkoholdosen jedenfalls ganz ebensosehr, wenn nicht noch viel mehr leidet. Nach meiner Erfahrung bereitet zahlreichen Nerven- und Geisteskrankheiten, welche in der Pubertät auftreten, der gewohnheitsmäßige Alkoholgenuß im Kindesalter den Boden vor.“

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß es keineswegs nur Eltern aus den „unteren Ständen“, insbesondere der Arbeiterklasse sind, die sich

den gerügten Unfug zuschulden kommen lassen. Wenn überhaupt, dann wäre es bei ihnen noch am ehesten zu entschuldigen, weil ihre soziale Lage es mit sich bringt, daß sie die Kinder bei ihren seltenen Ausgängen mitnehmen müssen. Unverzeihlich aber ist das Verfahren bei denen, die's „nicht nötig" haben, die ihr Kind zu Hause in guter Hut wissen.



Schicksalsdrama.

Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen
Jahrlang ins Ungewisse hinab . . .

An Hölderlins klagende Schicksalsweise klingt das Drama eines jungen Wiener Dichters an, „Der Graf von Charolais" von Richard Beer-Hofmann (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin), das in der malerischen Gestaltung des Neuen Theaters starkes und tiefgehendes Interesse weckte.

Ein Dichter verzichtet hier bewußt auf die eigentlich dramatische Mission, uns in die inneren geheimnisvollen Gänge eines Schicksals blicken zu lassen, uns über die handelnden und getroffenen Menschen auf der Bühne zu erhöhen und uns ein Werden zu entschleiern, das diesen verborgen bleibt. Er verzichtet darauf, ein Deuter zu sein, und wird ein in Demut sich beugender Verkünder.

Bei unseren dramaturgischen Streifzügen haben wir den Fall der „Puppenspieler" und der mehr oder weniger „vollkommenen Maschinisten" oft gehabt, die äußere Geschehnisse und innere Umwandlungen brachten, ohne uns die Entwicklungsstadien, die zureichenden psychologischen Gründe dafür transparent aufzuzeigen.

Dem flüchtig Blickenden mag Beer-Hofmanns Drama zu dieser Gruppe gehörig erscheinen, aber wer genauer zusieht, wird sein Wesen anders erkennen.

Jene Puppenspieler täuschen nämlich stets eine Motivierung vor, sie sind nie um eine Antwort verlegen, ihre Motivierungen aber sind so fadenscheinig, daß man stets durch sie hindurch auf ihren eigentlichen Zweck sieht, und der hängt nicht mit dem Charakter der Personen zusammen, sondern geht auf irgendeinen äußeren Bühneneffekt aus.

Beer-Hofmann, im Gegensatz dazu, vermeidet solche Motivierungs-Illusionen, mit voller Absicht will er ein Rätselvolles zur Darstellung bringen und sein künstlerischer Zweck wird: nicht ein Schicksal zu erklären und zu analysieren, sondern nur seinen schwermütig dunklen Abglanz zu spiegeln, seine beklemmende, lastende Atmosphäre über leidenden, vergebens sich bäumenden Geschöpfen zu verdichten.

Da diese Absicht deutlich aus dem Drama hervorgeht — der Graf von Charolais sagt am Schluß:

Doch wie es so gekommen,
Warum's geschah — ja, wer erzählt das mir —

erscheint es nicht richtig, dem Autor besserwisserisch ein Unterlassen anzumerken, zu dem er sich in freier Überzeugung selbst bekannt.

Ein anderes freilich ist's, ob auch dem Hörer diese Überzeugung gültig wird und er dabei so viel empfängt, daß ihm der hier beschrittene Weg ein reicher und erfüllungsvoller wird. Und da muß man allerdings sagen, daß, so gefühlstief auch die lyrische Verdichtung der schicksalsschweren Situationen gelang, doch der Bann des Ganzen nicht übermächtig genug ist, um uns über das Fehlen der Deutung hinweg zu helfen.

Lyrisch, nicht gestaltenschöpferisch tritt Beer-Hofmann an furchtbare Lebensgeschicke heran; man merkt auch, wie er eigentlich mehr künstlerisch-reflektierend diese Geschicke mit einem Netzwerk edler Verse umflicht, als daß er ihren Schreckensschrei in furchtbarer Unmittelbarkeit entfesselt. Dies Drama ist kein Werk des Temperaments, es ist vielmehr ein Produkt hoher geistiger Kultur, resignierten Wissens menschlicher Dinge, reifen Formgeschmacks und großen Beherrschens der instrumentalen Sprache. Also mit einem Wort ein Werk, das außerordentlich charakteristisch für die Wiener Kunst ist, die mehr Geschmack und Kultur besitzt als schöpferische Gestaltungskraft. Und sehr bezeichnend ist, daß dieses Drama seine Existenz einem älteren Werke verdankt, dem englischen Trauerspiel „Die verhängnisvolle Mitgift" von Massinger-Field (1632).

Die Wiener Eklektiker — Hofmannsthals neues Drama „Das gerettete Venedig" ist auf ähnlichem Wege entstanden — müssen sich immer an Kunst entzünden; nicht aus Lebensberührung, sondern an dem Kontakt mit Büchern, Statuen und Bildern und erlesenem Gerät kommt ihnen die Schwingung. Und man könnte sagen, daß ihre Dichtung aus der Retorte stammt, freilich aus einer Retorte von venezianischem Glas, die der genießerischen Reize nie entbehrt.

Das Trauerspiel der beiden elisabethanischen Dichter zeichnet die Geschichte des jungen Grafen von Charolais vor. Der verarmte letzte Sprosse des adligen Hauses hat seinen Vater in der Schlacht verloren. Schlimmer als der Verlust und die Trauer ist die Schande, die ihm naht. Er kann den Vater nicht bestatten, denn die Gläubiger (der Vater hat sich in den Kriegszeiten für seine Soldaten und sein Land verschuldet) haben die Leiche des Feldherrn mit Beschlag belegt, und ein grausames altburgundisches Gesetz gibt ihnen das Recht, den Toten solange im Schuldturm der Erde zu entziehen, bis das Pfand gelöst ist.

Der junge Graf, hoffnungs- und hilflos, bietet schließlich, um seinem Vater das Grab zu erobern, sich selbst als Gefangenen dar, ohne Aussicht auf eigene Rettung. Diese Handlung wirkt auf den obersten Richter so stark, daß er für jene Schulden aufkommt und dem Grafen seine Tochter zum Weibe gibt. Das scheinbare Glück wandelt sich aber zum Unglück, denn dieses Mädchen, früh verdorben, sieht in dem armen Ritter, den ihr der Vater gekauft, einen bequemen ehemännischen Deckmantel. Charolais überrascht sie bei einer Untreue und ersticht sie. Da die elisabethanische Dramatik, wenn sie einmal Blut geleckt hat, gleich mehr will, so wird auch Charolais noch umgebracht. Doch das ist für das Gefüge des Stückes nicht von Belang. Wesentlich ist jedoch die Verknüpfung der beiden Motive in diesem Drama, das ja eigentlich ein Doppelspiel ist, einmal das Spiel von der Sohnestreue, zweitens die Ehebruchs-

tragödie. Eins wächst hier organisch aus dem andern. Und das Bindeglied ist die „verhängnisvolle Mitgift". Die Tragödie des Geldes wird hier eigentlich aufgerollt in ihren mannigfachen Phasen, und Schicksal ist hier das Schicksal des innerlich edelgearteten Armen, der in ein Verhängnis fällt, da er sich in die Fesseln fremden Goldes schlagen läßt.

Beer-Hofmann übernahm von diesem Vorbild nur die äußeren Linien. Er gab vor allem jene straffe Kausalverbindung der beiden Dramenteile auf. Er verknüpfte überhaupt wenig, ihn reizte, wie es scheint, das Lyrische viel mehr als das Dramatische; so bildete er mit eindringlicher Liebe die Einzelsituation aus, er formte sie, die Szene mit ihrer Staffage, zu altmeisterlichen Bildern, in denen auch die dekorativen Elemente ihre große Rolle spielen, und er schöpfte den Stimmungsgehalt des Augenblicks mit vollem, tiefem Nachgefühle aus. So werden die Akte Schicksalstrophen, die im Helldunkel nebeneinander stehen. Ihre inneren Fügungen werden nicht belichtet, sie halten verhüllte Götterbilder im Hintergrund in ehernen Händen. Ein Dichter verzichtet hier absichtlich darauf, den dramatisch Allwissenden zu spielen, und er will die Hörer, statt ihnen das Gefühl der göttergleichen Einsichts-Überlegenheit über die gebundenen Geschöpfe der Handlung zu geben, mit dem tragischen Schauer dunkler Gebundenheit mahnen.

Die reinste Wirkung dieser Kunst kommt aus dem ersten Akt. Das ist natürlich, denn es handelt sich im Anfang mehr um die Verdichtung eines Zustandes, als um Entwicklungsverkettungen. Hier sind keine dramatisch-kritischen Momente, hier kann lyrisch, voll und ungehemmt, Gefühl ausströmen. Es ist der Akt schmerzensreicher, müder Jugend. Ein Motiv Wiener Dichtung kehrt hier wieder, ein ungelebtes Leben klagt; ein junges Menschenbild, „frühgereift und zart und traurig", greift nach den Verheißungsfrüchten seiner Jugend und kann sie nicht erlangen.

Jenen feinen, blutleeren, hohen, schlanken und schwanken Infantenbildern des Velasquez gleicht der Graf von Charolais, der letzte Sproß eines untergehenden Stammes. Momente der Einkehr und des Rückblicks sind's, eine Kinderzeit taucht fern am Horizonte auf, ein ruheloses Hasten mit dem Heere des Vaters, Rosseshufe, Trompetenrufe, und morgens, abends die grauen Wände eines Feldherrnzelts. Doch dieser Feldherr war nicht,

wie man sie gemalt
Auf Bildern sieht, den Kopf zurückgeworfen,
Das Aug' Befehl; den Marschallstab gestemmt
An ihre Flanke. Purpurnes Gezelt
Dahinter hochgerafft, läßt halb die Schlacht sehn,
Halb ahnt man Blitz und Donner der Geschütze,
Das Wehn der Fahnen, Mähnen, weiße Pferde
Hoch auf sich bäumend, kurze Trommelwirbel
Und silberne, siegschmetternde Fanfaren . . .

Ihm war der Krieg kein fröhlich Handwerk.

Krieg war ihm das, wohinter Frieden lag.
Den Weg dahin mit seinem Schwert zu hauen
Durch Blut und Elend war ihm auferlegt,
Verdammt war er dazu, — nicht auserkoren!

Des grüblerischen, schwerblütigen Helden Sohn steht vor uns entwurzelt, hoffnungsarm, glücksfern, und die Stimmung dieser Trostlosigkeit voll Seelenhoheit in der Umgebung einer verrufenen Herberge am Wege klingt voll tiefer Lebensmelodie.

Dämonische Wucht hat dann die Szene mit den Gläubigern, die sich hier einfinden, und denen der Sohn in drängender Herzensnot den Leichnam seines Vaters abgewinnen will. Hier ist in der Charakteristik des Juden ein infernalischer Haß verdichtet worden, eine schwelende, züngelnde Flamme von Rasseleidenschaft, die durch den Schatten Shylocks nicht gedämpft wird.

Solch Episodisches erfüllt Beer-Hofmann mit einer Fülle von Leben und farbigen Einfalls, kein Zufall, daß gerade die Nebenfiguren mit einer seltenen funkelnd-facettierten Kunst ausgestaltet sind, wie z. B. der frühere Tenor, der die Stimme verloren und jetzt kupplerischer Herbergswirt geworden.

Vom zweiten Akt beginnt nun das Schicksalsgewebe.

Die andere Sphäre taucht auf, die verhängnisvolle Zukunftswelt des jungen Charolais, von der er und die von ihm vorläufig noch nichts ahnt: das patrizische Haus des Gerichtspräsidenten und seiner Tochter Desirée. Hier tritt schon der einschneidende Gegensatz der Charakterauffassung Beer-Hofmanns und des altenglischen Vorbilds zutage. Beer-Hofmann läßt — das entspricht seinem lyrischen Schicksalsdichten — Desirée ein unberührtes, unbewußtes Geschöpf sein. Wegen ihrer Reinheit fürchtet ihr greiser Vater, der das Leben und die Männer kennt, sie zu verheiraten. Niemandem wagte er sie anzuvertrauen und doch muß er, dem Abstieg so nah, daran denken, sie nicht allein zurückzulassen.

Das spricht der zweite Akt etwas weitschweifig und breit aus. Man merkt hier, wie Beer-Hofmann, der sich zu der äußern Motivierung der Heirat doch verpflichtet fühlt, etwas mühsam und beruflich sozusagen ein Pensum absolviert, das seinem Lyrismus nicht liegt. Er kommt jetzt überhaupt auf einen schwierigen Weg. Der nächste Akt bringt die Gerichtsverhandlung, bei der der Präsident den Gläubigern Recht sprechen muß, ihnen den Toten zuerkennen, aber gleichzeitig im Gegensatz zum eigenen Spruch durch den jungen Charolais in tiefem Herzen getroffen wird. Daß er in diesem Hochsinnigen einen seiner Tochter Werten erkennt, das ist vorbereitet und echt, doch die Zusammenführung der beiden Menschen, die sich nie gesehen, ist Beer-Hofmann künstlerisch nicht ganz rein geglückt. Sein Charolais, wie er ihn angelegt, paßt nicht so glatt zu der reichen Heiratsüberraschung. Beer-Hofmann hilft sich — das ist ein für ihn sehr bezeichnendes, später noch einmal angewandtes Mittel — dadurch, daß er die Situation traumhaft stimmt. Dem wie benommen, fassungslos Dastehenden legt der Vater die Tochter in die Arme. Etwas vom lebenden Bild hat der Aktschluß, und die Sonne spielt dabei eine dem Geschmack dieses Dichters nicht ganz würdige Rolle.

Mit dem vierten Akt beginnt das verhängnisvolle Gewebe des Schicksalsdramas sich zusammenzuziehen. In diesem Akt geschieht das Unerklärliche. Desirée, die mit ihrem Manne glücklich lebt, die ein Kind hat, die in behüteter Lebensruhe geborgen scheint, verfällt einem raffinierten Liebeswerber. Sie wird seine Beute.

Das ist jenes Geschehen, das Beer-Hofmann nicht motivierte. Und wenn man auch die Absicht dabei versteht, die Absicht, durch die Ungeheuerlichkeit unberechenbaren Ereignisses den höchsten Grad fassungsloser, auswegloser Schicksalsstimmung zu erlangen, so kommt die Wirkung dieser Verführerszene doch nicht überzeugend heraus.

Beer-Hofmann hat zwar den Verführer mit allen schwelgerischen und schmeichlerischen Künsten der schmiegsamen Rede ausgestattet, er spielt virtuos mit Bildern und Worten. Aber diese Mittel bedeuten hier deshalb nicht so viel, weil die ganze Dichtung reich instrumentiert ist und diese Philipp-Sprache

nicht ein neues, sinnverwirrendes Element hineinbringt. Szenisch wird die Situation in eine gewisse Schwüle dadurch gebracht, daß sie in einem abenddunklen Gemach vor dem rotglühenden Kamin spielt. Eine halb unwirkliche, dämmernde Atmosphäre spinnt sich, aus dem Dunkel tauchen die leidenschaftlich begehrenden Gebärden des Mannes und die scheu abwehrenden Gesten des Weibes, und wie ein Schattenspiel ist das auf dem weißen Marmor des Kamins. Dies szenische Mittel ward wohl angewendet, um den ganzen Vorgang in das Klima der Suggestion, des Traumbannes hinüberzuspielen. Aber die Absicht und die Künstlichkeit ist dabei zu bemerkbar, als daß die Situation und ihre Folge — Desirée läßt sich willenlos fortführen — zwingend für den Hörer wäre.

Auf seinem eigenen Boden steht Beer-Hofmann erst wieder im letzten Akt. Das Geschehenlassen ist nicht seine Sache; aber die Stimmung, die seelische Erschütterung nach einem Geschehnis, unter dem Druck eines unentrinnbaren Schicksals tief auszuschöpfen, das vermag seine lyrische Dramatik. Und hier hat er dafür nun die fruchtbare Situation.

Drei Menschen stehen sich im versteinerten Entsetzen gegenüber: Charolais, der das Paar ertappt und Philipp erwürgt hat; Desirées Vater, der von Charolais (wie es auch im Vorbild geschieht) gezwungen wird, über die eigene Tochter den Spruch zu fällen, und Desirée.

Sie stehen sich gegenüber, wie eine Gruppe aus dem Tartarus, eine schwarze Wolke hängt lastend über ihnen; sie rütteln an den Toren ihrer Seele, sie schreien in weher Verzweiflung auf, daß sie einander nicht begreifen können, daß solches möglich war. Sie haben ein jeder für den anderen ein fremdes Gesicht bekommen. Wie Verlaufene, Verirrte tasten sie im Dunkel und finden keinen Ausweg und finden nicht zueinander.

Und durch den Rächerzorn des Mannes und durch die fassungslose Not der Frau, die irren Blicks an sich herunter sieht und nicht ihr eigenes Tun begreifen kann, klingt ein verwehter Klang der frühern Liebe. Desirée wimmert wie ein verlassenes Kind, das nach Haus verlangt, und sucht die Hand ihres Mannes. Und er, übermannt von widerstreitendem Gefühl — „es scheint, als wüchse seine Trauer über seinen Zorn hinaus" — spricht zu ihr wie aus einer schmerzenswehen Ferne:

Wie siehst du aus! Was hat dich denn — du Stolze —
Hierher in dieses Haus gebracht.

Aber dann bricht die jähe Lohe des Zorns wieder aus dem Getäuschten.

Bedeutungsvolles Licht fällt in diesen Momenten auf die Gestalt des Vaters. Der Greis, der ein Leben lang die hohe Richterwürde verwaltet, wird nun am Ende furchtbar an sein stolzes Amt gemahnt. Der Charolais verlangt, grausam quälerisch gegen sich und gegen die, die ihm die Liebsten waren, daß er in dieser Sache richte, daß er der eigenen Tochter den Spruch fälle.

Seelenaufwühlende Konflikte steigen da aus den Tiefen der Menschlichkeit, weite, angstvolle Augen starren in ein mitleidsloses Nichts. Der Greis, der so fest und sicher stand, unantastbar, zum Richter berufen, erkennt das Schreckensvolle der Gerechtigkeit. Übermächtig schwillt in ihm zuckendes, zitterndes Vatergefühl. Er sieht keine Schuldige, keine Sünderin, er sieht nur ein weinendes, elendes Kind. Und das möchte er umhüllen, bergen; gleich einer Mutter möchte er es zur Ruhe bringen und ihm den schweren Alpdruck von der Stirne wehren.

Für solch gesteigertes Gefühl, das bis zu den Grenzen des Lebens quillt und übermächtig einen Menschen ganz ergreift, findet Beer-Hofmann vollen Ausdruck mit stark nachhallender Resonanz.

Und alle Augenblicke dieser Ausgangsszene sind mit fieberndem Herzschlag erfüllt, bis Desirée visionär erkennt, daß sie selbst in den Tod muß, daß ihres Mannes Liebe, jetzt in Haß und Wut verzerrt, das Opfer braucht. Und sie geht den Weg. Und alle Spannung, aller Krampf der Seelen löst sich und Charolais versinkt nun in den tiefen und reinen, durch den Tod geläuterten Schmerz unwiederbringlichen Verlustes.

Eine Tür öffnet sich in die Nacht und in unbekannte Ferne zieht der letzte Charolais bettelarm, wie er einst gekommen, fremden Sternen entgegen.

Wie das Seufzen geängsteter Kreatur weht es über seinen dunklen, einsamen Weg . . .

Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen
Jahrlang ins Ungewisse hinab . . .

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Auf Festung.

Die anmutigen Nachrichten über das „fidele Gefängnis" des ruhmgekrönten Heldenfähnrichs **Hüssener** veranlassen einen Mitarbeiter der „Berliner Zeitung" zu einigen Mitteilungen über den Vollzug dieser „ehrenvollen Strafe" im allgemeinen. Verfasser ist Sachverständiger, spricht aus eigener Erfahrung, da er selbst dieser hohen Ehre gewürdigt wurde. Das Thema ist ja um so „aktueller" geworden, als eine photographische Blitzlichtaufnahme bekannt wurde, welche den „Gefangenen" Hüssener, gemütlich rauchend und lächelnd, nebst zwei anderen „Verbrechern" hinter einer mächtigen Batterie geleerter Flaschen am Kneiptische in einem behaglich eingerichteten Zimmer darstellt. Der Versuch, die Aufnahme als „Fälschung" hinzustellen, hat sich trotz aller Bemühungen als fruchtlos erwiesen.

„Tatsächlich ist die Festungshaft ein recht fideles Gefängnis. Diesen Eindruck gewann Schreiber dieses sogleich beim Antritt seiner Festungshaft. Es war ein sonniger Herbsttag. Von den acht bis zehn ‚Gefangenen', die damals gerade die Festung bevölkerten, war auch nicht ein einziger anwesend; sie waren sämtlich für den Nachmittag ‚beurlaubt'. Zur Empfangnahme des

neuen ‚Gefangenen‘ war auch keine amtliche Person anwesend, weder der ‚Festungsvorstand‘, ein Leutnant, noch der von den fidelen Gefangenen ‚Herr Direktor‘ betitelte Feldwebel. Die ganze Empfangszeremonie bestand darin, daß der Kantinenwirt den frisch Eingetroffenen mit der Frage bewillkommnete, ob er vielleicht ein Glas Bier trinken wolle.

„Der ‚Urlaub‘ ist eine der wichtigsten Freiheiten und Vergünstigungen, deren sich der Festungsgefangene erfreut. Er ist nicht so schwer zu erlangen, und es ist auch gar nicht weiter verwunderlich, daß Hüssener solchen Urlaub erhalten hat. Es ist eben einfach nach den bestehenden Bestimmungen verfahren worden. Ein Urlaub, den es, abgesehen von ganz besonders erschwerenden Umständen immer gibt, ist der Kirchenurlaub, dessen gewöhnliche Dauer auf drei Stunden bemessen ist. Er soll nur zum Kirchengang benutzt werden, wird aber, aus Mangel an Kontrolle, meistens, wie auch von Hüssener, zum Besuch von Kneipen benutzt. Dann gibt es den sogenannten ‚Krankenurlaub‘. Wer ‚gerissen‘ ist, kann sich dadurch für einen längeren Zeitraum gewissermaßen ein Urlaubs-Abonnement beschaffen, das ihm gestattet, ohne weiteres wöchentlich mehrere Male in der Stadt den Arzt oder auch etwas anderes aufzusuchen. Auch die Beschaffung des Krankenurlaubes bietet keine allzugroßen Schwierigkeiten. Irgend ein Leiden ist bald ausfindig gemacht. Der Spielraum von den Zähnen bis zu den Zehen ist ja groß genug. Man geht zu einem beliebigen Arzt, läßt sich ein Attest ausstellen, daß man ‚in Behandlung‘ ist, reicht dieses Attest der Kommandantur ein, die eine Untersuchung durch den Stabsarzt anordnet (wofür es, nebenbei bemerkt, wieder ein paar Stunden Urlaub gibt); dieser bescheinigt in neunundneunzig von hundert Fällen, daß die Fortsetzung der Behandlung nötig ist, und der wöchentlich so und so oftmalige ‚Kranken‘-Urlaub ist, wenn's Glück gut ist, für ein paar Wochen bewilligt. Daneben und unabhängig davon gibt es auch den sog. ‚großen‘ Urlaub von fünf Stunden, der ‚zur Erledigung persönlicher Angelegenheiten in der Stadt‘ alle Woche einmal bewilligt zu werden pflegt, und ferner in der Sommerzeit auch den gewöhnlich dreistündigen ‚Bade‘-Urlaub, der wöchentlich ein paarmal zu haben ist.

„All das ist bestimmungsgemäß festgelegt resp. in das Ermessen der aufsichtführenden Behörde gestellt, und es ist unter solchen Verhältnissen kein Wunder, wenn von besonders gewitzten Festungsgefangenen das Scherzwort kursiert, sie verständen sich öfter Urlaub zu beschaffen, als es Tage in der Woche gäbe. Daß auch ein Hüssener diese Einrichtungen zu benutzen resp. zu mißbrauchen verstanden hat, läßt sich begreifen. Der Fehler liegt eben am System.

„Eine weitere Freiheit, die den Festungsgefangenen bestimmungsgemäß gewährt wird, ist die tägliche Bewegungszeit, die im Sommer von 10 bis 1 Uhr vormittags und nachmittags von 3 bis 5 Uhr dauert, im Winter eine den kürzeren Tagen entsprechende Abänderung erfährt. Während dieser Stunden können sich die Gefangenen innerhalb der Festung, auf den Wällen usw. nach Belieben frei bewegen. Während der übrigen Zeit sollen sie auf ihren Stuben sein, deren jeder Gefangene eine für sich hat. Sie sollen — aber gewöhnlich sind sie es nicht, da die Stuben weder bei Tage noch bei Nacht verschlossen sind, es sei denn, es hätte sich ein Gefangener ganz besonders schwere Verstöße gegen die Festungsordnung zuschulden kommen lassen. Da eine Kontrolle der Stuben selten stattfindet, so kommt es häufig zu solchen Szenen, wie das neueste Hüssenerbild eine darstellt: solenne Kneipereien auf irgend einer Stube. Bier,

auch Wein, ist immer zu haben, denn der darauf geeichte Kantinenwirt ist ein stets bereitwilliger Lieferant. Wird revidiert und eine solche Kumpanei angetroffen, so passiert auch weiter nichts, als daß die ‚Herren' höflich aufgefordert werden, ihre Zimmer aufzusuchen. Man wird begreifen, weshalb es als ein ‚teures Vergnügen' gilt, ‚auf Festung brummen' zu müssen.

„Eine nette Szene führte übrigens bei seinem Aufenthalt in Weichselmünde der jetzt teilweise zum Schweigen verdammte Graf Pückler auf. Er hatte die Gewohnheit, abends, wenn alles auf den Stuben sein sollte, auf dem Festungshofe zu promenieren. Eines Abends betraf ihn dabei der wachthabende Unteroffizier und forderte nach der Instruktion in aller Ruhe den edlen Dreschgrafen auf, sich sofort auf sein Zimmer zu begeben. Graf Pückler, in dem sich wohl ob solcher Vermessenheit eines Unteroffiziers das blaue Blut und der Rittmeister regte, fuhr den armen Krieger, der doch weiter nichts als seine Pflicht tat, mit Donnerstimme an: ‚Was wollen Sie von mir? Sie wissen wohl nicht, mit wem Sie zu tun haben? Ich bin der Graf Pückler!!' Es ist das nicht nur bezeichnend für das Größenbewußtsein des Dreschgrafen, sondern auch im allgemeinen dafür, wie solche Herren von Rang und Stand sich als Gefangene fühlen und auf welche Rücksichtnahme sie glauben Anspruch erheben zu können.

„Auch das ist nicht wunderbar, wenn man Gelegenheit gehabt hat zu sehen, wie unterschiedlich bei den angeführten Vergünstigungen und bei Verstößen gegen die Festungsordnung oftmals die Gefangenen behandelt werden. Graf Pückler z. B. erfreute sich während seiner Festungshaft unverkennbar einer außerordentlich wohlwollenden Behandlung. Gegen ihn wurden Strafverschärfungen, die andere bei gleichen Vergehen unweigerlich trafen, nicht in Anwendung gebracht. Erinnerlich ist z. B. noch, daß er — der ‚Gefangene'! — wenige Tage vor Ablauf seiner Strafzeit anläßlich der Enthüllung des Denkmals Wilhelms I. in Danzig abends bei einem großen offiziellen Festessen mit den Spitzen der Zivil- und Militärbehörden, und mit ein paar Ministern, an einer Tafel saß und in einem der ersten Hotels übernachtete, anstatt nach Ablauf seiner fünf Urlaubsstunden zur Festung zurückzukehren. Es ist nicht bekannt geworden, daß dem Edlen die hierfür übliche Strafe, einen Tag nachzubrummen, auferlegt worden ist. Entlassen wurde er jedenfalls zur rechten Zeit.

„... Gewiß wird man Leuten, deren Vergehen derart sind, daß sie nur eine ‚ehrenvolle' Festungshaft verwirkt haben, eine milde Behandlung und auch Freiheiten, soweit sie mit der Strafe vereinbar sind, gönnen. Daß freilich Leute vom Schlage eines Hüssener Anspruch darauf erheben können, bestreiten wir allerdings entschieden. Aber alles muß auch seine Grenzen haben. Neben all den genannten Freiheiten und Vergünstigungen haben die Festungsgefangenen das Recht, sich ganz nach Belieben zu beköstigen, können jederzeit, soviel sie wollen, Besuche empfangen, Bücher und Zeitungen lesen, überhaupt sich ganz nach Belieben beschäftigen; ihr Briefwechsel ist ein völlig uneingeschränkter, unkontrollierter. Stellt man dem gegenüber, wie z. B. Redakteuren, die in Ausübung ihres Berufes, ohne irgendwie unehrenhaft gehandelt zu haben, zu Gefängnisstrafen verurteilt worden sind, oftmals sogar die einfachsten Vergünstigungen in bezug auf Beköstigung und Beschäftigung brutal versagt werden, so ist eine so unterschiedliche Behandlung ungerecht und dem Volke schlechterdings

unverständlich. Es muß tiefgehende Verbitterung hervorrufen, wenn Verfechter der öffentlichen Meinung die volle Härte der schweren Gefängnisstrafe erdulden müssen, ein Totschläger wie Hüssener aber mit Recht als Gefangener singen und sagen kann:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne!"



Krieg und Sittlichkeit.

Es gibt immer noch genug Auguren, die dem Kriege sittlich veredelnde, reinigende Wirkungen andichten, und es gibt auch derer noch genug, die ihnen dieses Märchen fromm und gläubig nachschwätzen. Die Auguren wissen, warum sie's tun —: ist es doch ihr Geschäft. Anders ihre gläubig folgsame Herde, die sich scheren und abschlachten läßt, ohne sich so oft darüber klar zu werden: warum?

Wie es in Wirklichkeit mit der sittlichen Erziehung durch den Krieg bestellt ist, dazu liefert der Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung" einen anschaulichen Beitrag. Man beachte wohl, daß der Mann das, was er erzählt, mit eigenen Augen gesehen hat:

„Auf dem ganzen Wege war in den Hunderten von Dörfern, durch die wir ritten, kaum ein einziges Haus von dem Besitzer desselben bewohnt. An den meisten Orten waren die Häuser einfach verlassen, jeder, der Lust hatte, konnte ungehindert in das öde leere Haus hineingehen, durch dessen offene Fenster und durch dessen zerbrochene Türen der Regen hineinpeitschte und der Sturm heulte. Nur in den größeren Fansas, deren Besitzer offenbar wohlhabend waren, war einer vom Gesinde zurückgeblieben, um die Sachen zu bewachen, die nicht fortgeführt oder versteckt werden konnten. Von großem Nutzen waren die Wächter aber nicht, denn wer Holz nötig hatte, zerschlug ohne lange zu fragen, die Schränke, Stühle und Tische, die sich im Hause vorfanden, er nahm es trotz der Drohungen und Bitten des armen zurückgebliebenen Knechtes, der für das Eigentum seines Herrn aufzukommen hatte. Die Zeit der Verhandlungen ist eben vorbei: jetzt gilt hier nur noch ein Gesetz, das des Krieges, und nur ein Recht, das des Stärkeren . . .

„Die einförmigen Tage und die ‚hohen Feste' des Krieges umschließt überall und immer derselbe Rahmen: Ein Land, in dem die Arbeit jählings unterbrochen, wo Frauen und Kinder vor Angst weinen, wo das Recht des Besitzers aufgehoben, die Ernte zerstört oder vor der Zeit verbraucht worden ist, wo die Wohnungen zu Ruinen verfallen und Not und Verbrechen herrschen.

„Wie der Stein, der ins Wasser geworfen wird, immer weitere Kreise zieht, so breitet sich die Sorge von Tag zu Tag, so lange der Krieg dauert, immer weiter aus, über Tausende von Meilen. Die Sorge kauert in den Häusern von Hunderttausenden. Sie sind nicht wahr, die alten, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Erzählungen von der begeisternden Macht des Krieges. Der Krieg ist als

Handlung barbarisch, als Schauspiel armselig und häßlich. Er verlangt Entbehrung auf Entbehrung, er ermüdet den Körper und stumpft den Geist ab. Der Krieg ist eine Ehre oder ein Vorteil für wenige, für keinen ein Glück. Ein Fluch ist es, der auf den Nationen ruht, daß er weder entbehrt noch ausgerottet werden kann."

Und wie sah's in Port Arthur aus — nach und vor der Kapitulierung? „Ganz Port Arthur", heißt es in einer Schilderung, „verwandelt in eine Abdeckerei von schwärendem, blutendem, faulendem Menschenfleisch, in dem der Lebensfunken nur deshalb noch zu glimmen scheint, um dem Entsetzen zu leuchten, damit man es recht erkenne. Keine Nahrungsmittel mehr. Der Aasgeruch verwandelt die Mundhöhlen in ein grauenvolles Geschwür. Wie Schatten wanken die halb verhungerten, übermüdeten Soldaten; seit elf Monaten haben sie so recht nicht geschlafen: immer im Dienste fürs Vaterland. In den Hospitälern, auf die es Granaten regnet, walten die Schwestern vom roten Kreuz ihres schaurigen Amtes, parfümierte Watte in der Nase, um den Pesthauch zu ertragen ...

„Wie aber erschöpft diese arme, unwissende Horde die letzten Tage ihres Lebens, ehe sie von den Granaten gemäht werden?

„Noch berichtet kein Zeuge der Wahrheit, wie man in Port Arthur lebte. Immer nur hört man, wie sie starben. Waren nicht die Greuel des Lebens und der Auflösung aller Dinge noch furchtbarer als die des Todes? Die Kriegslegende, diese Religion der Bestialität, darf nicht zerrüttet werden. Die grausigen Zuckungen der losgebundenen Tierheit sollen als Heldentragödie stilisiert bleiben ..."



Geselligkeit oder Gesellschaftlichkeit?

Es ist nämlich keineswegs dasselbe. Geselligkeit kann man auch ohne „Gesellschaften" pflegen, und erst recht. Wie ungesellig anderseits geht's auf mancher „Gesellschaft" zu. „Es gibt eine Geselligkeit," so schreibt im Anschluß an eine viel bemerkte Äußerung der „Grenzboten" die „Berliner Zeitung", „in der und an der sich das Herz erfreut; und es gibt eine Mußgeselligkeit, bei der man sich allenfalls ein Vergnügtsein einredet, die aber im Grunde die Betroffenen anödet. Das wäre noch nicht das Schlimmste, wenn diese Zwangsgeselligkeit, der man sich unterwerfen muß, sobald man zum ‚Bau' gehört und im Klüngel nicht als nebensächlicher Außenseiter ein reichlich peinliches Dasein führen will, wenn diese Zwangsgeselligkeit nicht auch noch unliebsame wirtschaftliche, soziale und das Gebiet geistiger Schaffensfähigkeit berührende Folgen zeitigte, die nachgerade als ein Kreuz empfunden werden. Besonders im ‚fernen Osten'. Nämlich in den Ostmarken des lieben Vaterlandes. Wir wissen es besonders seit den Tagen der Löhninghändel, welche Tyrannis in der Bureaukraten- und Deutschbürgerwelt der polnischen Landesteile die sorgsam nach chinesischen Vorbildern eingerichtete Geselligkeit gerade dort darstellt. Neues Zeugnis just für diese lokale oder provinzielle Färbung der Nachteile der Zwangsgeselligkeit liefern in diesen Tagen ge-

steigerter ‚Geselligkeit' allerlei Preßbetrachtungen, die in erster Linie sich auf die Ostmark beziehen, aber kaum in geringerem Maße auch auf andere Landschaften anzuwenden sind.

„Die übertriebene Gesellschaftlichkeit, die, wie wir bereits sagten, keineswegs mit echter, erfreulicher Geselligkeit zu verwechseln ist, bildet eine schwere Plage für viele Existenzen. Wenn es jemand nach langen, schweren Nöten zu einem Zeitpunkte, da ihm nachgerade der Atem auszugehen drohte, gelungen ist, seine Bestallung als Oberlehrer, Richter oder dergleichen zu erreichen, und er sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung dem Wohlgefühle des Besitzes von Amt und Brot überlassen will, — dann merkt er gar bald, daß die Würde neben der regelrechten auch noch eine schwere unrechte Bürde bringt: die Sklaverei der Geselligkeit. Die Einladungen häufen sich und gleichen sich. Ein Täßchen Kaffee hier, ein Butterbrot da, ein Glas Bier hüben, ein Teller Suppe drüben. Das klingt alles so harmlos und schlicht und ‚hat den Teufel hinter ihm'. Diese großen Kaffee- und Abendbrotveranstaltungen kosten Zeit, Behaglichkeit und Geld, Geld, Geld. Geld zunächst, da man sich in Garderobe-, Wagen-, Bukett- und Trinkgelderunkosten stürzen muß; viel mehr Geld hinterher, da man die Einladungen erwidern muß. Statt sich sagen zu können: Bleibet zu Hause und ernähret euch redlich, — muß man immerzu auf der Walze liegen und bei Schulzes und Lehmanns und Müllers und Meiers und all den übrigen Reihe herum essen, trinken, flirten, tanzen, und dann die beständige Abfütterung, bei der man die getrüffelte Pute und das Pücklergefrorene satt bekommt bis zur Erschlaffung, damit abgelten, daß man selbst einmal oder zweimal in der ‚Saison' eine große Fete gibt. Das wüstet dann böse hinein in die spärlichen Gehaltseinnahmen.

„Die nächste Folge dieser zu einer gesellschaftlichen nicht nur, nein, geradezu zu einer Amtspflicht gemachten Familiensimpelei und solid ausgeputzten Schwiemelei ist eine Herabsetzung der Arbeitsfähigkeit und Arbeitslust. Die weitere Folge ist für viele die Notwendigkeit, Gicht, Zucker und andere Freuden des Daseins in kostspieligen Badeorten zu bekämpfen. Und fragt man, wo denn der geistige, sittliche, staatsbürgerliche Vorteil dieser Unsitte liegt, so erhält man eine trostlose Antwort. Klatsch und Schwatz, Neid und Eifersucht, Topfguckerei und Streberei haben gute Tage. Wir sprachen von einer Amtspflicht. Es ist so. Die Verpflichtung ist nicht in Paragraphen gefaßt; aber wehe dem, der sich dem ungeschriebenen Gesetze nicht fügt, der nicht das tut, was ‚oben' gewünscht wird! Er fühlt es an seiner gesellschaftlichen Stellung; er fühlt es auch auf seiner Amtslaufbahn. Der Bien muß; Außenseiter werden weggebissen. Man schneidet den Widersetzlichen. Man behandelt ihn mit verletzender Kälte. Man rückt am Honoratiorenstammtisch von ihm ab. Gut. So schmollt er und zieht sich zurück. Bis daß er merkt, daß es noch immer wahr ist, was der Harfenspieler in ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren' singt: ‚Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein.' Schließlich ist die Versetzung nach irgend einem Jammernest . . . eine Erlösung. Hier aber gibt's dann ein Versauern und Verbauern und allenfalls den ‚stillen Suff'.

„Malen wir zu schwarz? Mitnichten. Diese Zwangsgeselligkeit ist ein schwerer Mißstand. Wir erinnern uns, daß man in der Regierungshauptstadt Oppeln den Versuch gemacht hat, das Beamtentum und den Offizierstand von diesem Übel zu erlösen. Hier tut ein Angriff im ganzen und auf das Ganze

not. Die Zwangsgeselligkeit müßte fallen, nicht nur in den Ostmarken, sondern überall, wo sie ihr Unwesen treibt. Das würde der inneren Güte des Beamtentums und der Natur der Gesellschaft nur zum Nutzen gereichen ..."

Was sind wir doch noch immer für ein Kinderstubenvolk! Eine rechte Kleinkinderbewahranstalt unser teures Vaterland. Wie lächerlich-kleinlich das alles!

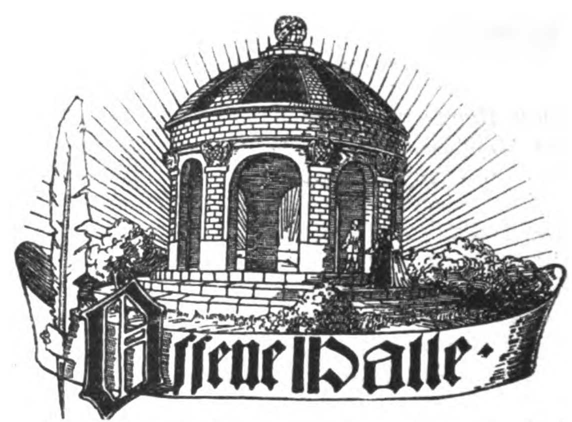


Vom Prügeln.

In seinem vor kurzem erschienenen Werke „Einundvierzig Jahre in Indien" erzählt Lord Graf Roberts u. a. eine für die damaligen Gebräuche in der englisch-indischen Armee bezeichnende Geschichte:

„Ein bedauernswerter Vorfall hat sich tief in mein Gedächtnis eingeprägt. Ich wurde zu einem Gassenlaufen kommandiert, dem einzigen glücklicherweise, dem ich beiwohnen mußte, obgleich diese barbarische Strafe erst beinahe 30 Jahre später aus der Armee verbannt wurde (1881). Wenige Jahre vor meinem Eintritt war die Zahl der Schläge auf 50 beschränkt worden, aber selbst diese Einschränkung vermochte doch das schreckliche Schauspiel nicht zu mildern. Das Gassenlaufen, von dem ich erzähle, war zur Bestrafung zweier Leute befohlen worden, die ihre Ausrüstung verkauft hatten. Sie sollten jeder 50 Hiebe erhalten und dann noch eine Gefängnisstrafe absitzen. Beide waren schöngewachsene Artilleristen, und es tat einem leid, sie so mißhandelt zu sehen. Außerdem habe ich das Gefühl, daß die Strafe eher Unheil stiftet, als die Leute bessert, da sie in ihnen jede Selbstachtung tötet und sie nur um so ungebärdiger macht. In diesem Falle waren die Leute kaum aus dem Gefängnisse entlassen, als sie dasselbe Vergehen noch einmal begingen. Sie wurden natürlich zur selben Strafe verurteilt. Damals sehnte ich mich danach, die Macht zu besitzen, ihnen die 50 Hiebe zu schenken, da ich die feste Überzeugung hegte, daß diesmal der Verkauf ihrer Uniformen eine Demonstration gegen die körperliche Züchtigung bedeuten und den Beweis liefern sollte, daß die Gasse sie an der Wiederholung ihres Vergehens nicht zu hindern vermöchte. Es wurde wieder eine Parade befohlen, genau wie das erste Mal. Der eine der Delinquenten wurde bis zur Hüfte entkleidet und auf ein Kanonenrad gebunden. Das Urteil wurde verlesen. Anstatt aber das Zeichen zur Vollstreckung zu geben, hielt der kommandierende Major Robert Waller eine Ansprache an die Delinquenten. In dieser gab er seinem Bedauern Ausdruck, daß zwei Leute seiner Abteilung in kürzester Folge zweimal gezüchtigt werden sollten, und fügte zu unserer aller Erleichterung hinzu, daß er ihnen die körperliche Strafe, so wenig sie es auch verdient hätten, erlassen wolle, wenn sie ihm das Versprechen geben würden, nie wieder Ähnliches zu begehen und sich in Zukunft besser zu führen. Die Gefangenen konnten nicht glücklicher sein als ich. Die Milde war ihnen zu Herzen gegangen; denn sie gaben das Versprechen, und haben es redlich gehalten. Ich habe gerade diese beiden nicht aus den Augen verloren und darf zu meiner Freude mitteilen, daß sie sich nie wieder etwas haben zuschulden kommen lassen, sondern tüchtige Soldaten geworden sind."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Unser Reichsstrafgesetzbuch.

Ein bescheidener Beitrag zu seiner Reform von auch Einem.

Daß unser deutsches Reichsstrafgesetzbuch unserer heutigen Zeit nicht mehr entspricht, darüber ist man sich längst klar. Es ist ja auch schon mit den Vorarbeiten für ein neues R.-St.-G. begonnen worden. Vor allen Dingen ist in den Tageszeitungen und natürlich auch in juristischen Zeitschriften häufig die Frage aufgeworfen und zu beantworten versucht worden, wie wohl das neue Gesetz beschaffen sein müsse, um zeitgemäß zu sein.

Nicht an eine Beantwortung einer derartigen und so heiklen Frage wollen wir uns heranwagen. Wir wollen nur auf einige Punkte in diesem Gesetzbuch hinweisen, die uns in der Praxis ganz besonders aufgefallen sind, und die wir bei einer Neubearbeitung gern geändert sehen möchten. Vielleicht können auch diese kurzen Betrachtungen ein Körnchen Brauchbares enthalten. Endlich soll doch wohl die Zeit bis zur Schaffung eines neuen Gesetzes dazu dienen und auch fleißig ausgenützt werden, nicht nur Fachleuten, sondern — audiatur et altera pars — auch Nichtfachleuten Möglichkeit und Gelegenheit zur freien Äußerung ihrer Ansichten und Wünsche zu bieten und andererseits auch denen, die als Schöpfer dieses wichtigen Werkes berufen sind, solche Ansichten und Wünsche aus möglichst allen Kreisen kennen zu lernen.

Vor allen Dingen möchten wir die Frage aufwerfen, ob nicht eine wesentliche Beschränkung der Zuchthausstrafe angebracht wäre, und zwar auf die Fälle, in denen das heutige Strafgesetz lebenslängliche Zuchthausstrafe androht, und dann auf die, bei denen wiederholter Rückfall vorliegt. Wer aber zum erstenmal eines Verbrechens sich schuldig macht, sollte nach unserer Ansicht — abgesehen, wie oben bereits erwähnt, von den lebenslänglichen Strafen — mit einer Gefängnisstrafe belegt werden.

Wir gehen dabei in erster Linie von der doppelten Aufgabe des Strafvollzuges aus, die einmal in der Vollstreckung der verhängten Strafe, zweitens aber in der sittlichen Besserung des Bestraften besteht. Es gibt nun zwei Klassen von Gefangenen, nämlich besserungsfähige und unverbesserliche. Bei

Jugendlichen oder Nichtvorbestraften, auch noch bei nicht häufigem Rückfall, tritt nach unserer Ansicht die sittliche Besserung und die Bemühung, aus diesen Elementen wenigstens teilweise wieder brauchbare Menschen zu schaffen, in den Vordergrund. Bei den Gewohnheits- und Schwerverbrechern aber ist wohl die Strafvollstreckung selbst die Hauptaufgabe. Die Strafe soll bei ihnen abschreckend wirken, oder, wo auch das nicht mehr möglich ist, die Menschheit für längere Zeit von dieser Verbrecherwelt befreien, bei den anderen aber soll sie erziehend, verbessernd ihren Einfluß ausüben, soll die Bestraften zu ernster Einsicht und Umkehr anregen.

Demgemäß muß im Zuchthaus also infolge der schweren Verbrecher und des absolut unverbesserlichen Gesindels die Hausordnung viel schärfer und strenger gehalten sein als im Gefängnis mit Rücksicht auf die in letzterem untergebrachten besserungsfähigen Elemente. Kommen daher Nichtvorbestrafte, die vielleicht aus Leidenschaft oder einem anderen Beweggrund sich zu einer Tat hinreißen ließen, in das Zuchthaus, wo sie mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft unter denselben Vorschriften stehen und dieselbe Behandlung erfahren, so erscheint uns das im Interesse ihrer Besserung und vor allem in Rücksicht auf die Möglichkeit, nach der Entlassung in der Freiheit wieder festen Fuß zu fassen, nicht angebracht. Wer einmal im Zuchthaus gewesen ist, wird diesen Schandfleck kaum wieder entfernen können. Diese Strafe wird ihm immer anhaften. Man erschwert es also dem an und für sich Besserungsfähigen, sich durch Gründung einer neuen Existenz wieder zum ehrlichen Menschen aufzuschwingen.

Im Gefängnis dagegen befinden sich nun wieder eine ganze Menge Gewohnheits- oder Erwerbsgauner, die unendlich oft vorbestraft, trotzdem nach unserem heutigen Gesetz immer wieder nur mit Gefängnis bestraft werden können. Für sie hat das Gefängnis seine Schrecken verloren und sie machen sich nichts daraus, von Zeit zu Zeit ihr abenteuerliches Vagabunden- und Verbrecherleben durch eine Strafe zu unterbrechen und für mehr oder weniger lange Zeit wieder ein alkoholfreies, geregeltes Dasein zur Kräftigung ihrer wertvollen Gesundheit zu führen. Sie sind in diesem Hause alte Praktiker, arbeiten, was unbedingt sein muß, und hüten sich wohl, mit den Vorschriften der Hausordnung in Konflikt zu kommen. Gerade diese Leute aber, die durch häufigen Rückfall ihre Unverbesserlichkeit kundtun, die weder den guten Willen noch die nötige Energie besitzen, wieder brauchbare Menschen zu werden, sollten ins Zuchthaus kommen und dort sollte ihnen die Strafe durch eine schärfere Behandlung derart unangenehm und empfindlich gemacht werden, daß sie nicht mit Gleichmut, sondern mit Grausen und Schrecken an eine abermalige Bestrafung denken. Wer weiß, ob das nicht manchen alten getreuen Stammgast noch in seinen alten Tagen auf andere Wege leiten würde!

Der Unterschied zwischen verbesserlich und unverbesserlich, zwischen Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrecher scheint uns in erster Linie maßgebend zu sein für Bestrafung mit Gefängnis oder Zuchthaus. Wenn wir auch von einem „erhabenen" (Leuß, Aus dem Zuchthaus) Verbrechertum nichts wissen, so kennen wir doch ein menschliches, unter Berücksichtigung der Nebenumstände oft sehr verzeihliches, andererseits aber auch ein unverbesserliches, schamlos gemeines, nahezu tierisches. Wir wollen nie vergessen, daß wir auch nur Menschen sind, wir wollen aber auch immer gerade daran festhalten, daß wir Menschen sind und uns infolgedessen auch wie Menschen zu benehmen haben.

Zur Durchführung des oben Angeführten wäre dann vielleicht auch eine Änderung des Begriffes Rückfall in strafrechtlicher Beziehung angebracht. Unser heutiges Strafgesetzbuch bestraft den Rückfall nur bei Diebstahl (§ 244), Raub (§ 250), Hehlerei (§ 261), Betrug (§ 264) und Bettelei (§ 362) mit härteren Strafen, in manchen Fällen sogar Zuchthaus. Dabei wird aber unter Rückfall immer nur die Wiederholung eines gleichartigen Vergehens verstanden, und zwar wird er erst angenommen, wenn man wegen desselben Deliktes bereits zweimal bestraft worden ist, nunmehr also zum drittenmal deshalb vor dem Richter steht.

Wer z. B. wegen Raub, Diebstahl, Hehlerei je zweimal, wegen Betrug aber erst einmal bestraft worden ist, kann, wenn er abermals wegen Betrug angezeigt wird, als nicht rückfällig (§ 264) nur mit Gefängnis bestraft werden (§ 263). Was dieser Angeklagte an sonstigen Bestrafungen wegen anderer Vergehen ꝛc. noch außerdem aufzuweisen hat, das spielt eigentlich keine Rolle, denn bei anderen Delikten wird der Rückfall überhaupt nicht in Betracht gezogen, so bei widernatürlicher Unzucht — hier ist es vielleicht berechtigt, wenn man in derart perversen Erscheinungen gewissermaßen einen krankhaften Zustand erblickt —, Beleidigung, Körperverletzung (wenn ohne schwere Folgen), Sachbeschädigung ꝛc.

Es dürfte sich also doch wohl empfehlen, den Begriff Rückfall dahin zu ändern, daß derjenige als rückfällig gilt, der überhaupt schon einmal mit Gefängnis oder Zuchthaus über 3 Monate bestraft worden ist und nun wieder eines Verbrechens oder Vergehens sich schuldig gemacht hat. Die Folgen des Rückfalles seien zunächst längere Strafen, bei häufiger Wiederholung Zuchthaus.

Kleinere Vergehen aber, die mit Strafen unter 3 Monaten belegt worden sind, sollen bei der Rückfälligkeit nicht in Betracht gezogen werden.

Berühren wir nur kurz den Ehebruch und die Beleidigung. Es sind zwei Schmerzenskinder unseres heutigen R.-St.-G. Nach § 172 wird der Ehebruch, wenn seinetwegen die Ehe geschieden worden ist, an dem schuldigen Gatten, sowie dessen Mitschuldigen mit Gefängnis bis zu — horribile dictu — 6 Monaten bestraft, vorausgesetzt, daß Antrag auf Bestrafung vorliegt. Auch die Ehre des Menschen wird nur gering angeschlagen. Auf Beleidigung steht nach § 185 Geldstrafe bis zu 600 Mk. oder Haft oder Gefängnis bis zu einem Jahr, nur bei Tätlichkeit bis zu 1000 Mk. bzw. 2 Jahren. Ob hier eine Geldstrafe wohl überhaupt angebracht ist? Durch diesen geringen Schutz, den unser Strafgesetz dem „heiligen" Stand der Ehe und dem „wertvollsten" Gut, der Ehre, angedeihen läßt, wird das Duellwesen geradezu gezüchtet und groß gezogen. Hier läge vielleicht in erster Linie eine Möglichkeit, dem Duellwesen beizukommen, aber nur dann, wenn „Ehe" und „Ehre" tatsächlich unter den Schutz des Gesetzes gestellt und nicht geradezu wie Bagatellen behandelt würden.

Die Prügelstrafe (in Schweden und Norwegen, auch in Dänemark soll sie jetzt wieder eingeführt werden) müssen wir zurzeit leider ganz vermissen. Man wird dieses Zurückwünschen einer längst abgetanen, entehrenden, inhumanen Strafart vielleicht zum Teil unglaublich nennen und eine Wiedereinführung als Rückschritt bezeichnen. Das ist Ansichtssache. Bekanntlich sind ja gerade hierüber die Meinungen sehr geteilt. Aber es gibt nach unserer festen Überzeugung Fälle, wo sich Burschen derart ehrlos und bubenhaft, derart schamlos und gemein benehmen, daß bei diesen von einem Ehrgefühl, das durch die Prügelstrafe verletzt werden könnte, absolut keine Rede sein kann.

Es gibt weiter Fälle, wo die Täter mit einer derartigen Roheit zu Werke gehen, daß Humanität hier geradezu lächerlich erscheint, eine Geld-, Haft- oder Gefängnisstrafe aber als absolut verfehlt angesehen werden muß. (Professor v. Liszt: „Humanität gegen Verbrecher ist die schwerste Grausamkeit gegen die gesamte Gesellschaft.") Man denke sich nur die Fälle, in denen nichtsnutzige Burschen perverse, krankhafte Neigungen unglücklicher Menschen zu widernatürlicher Unzucht ausnützen und sie dann mit Erpressungen und Forderungen bis aufs Blut peinigen. Wo ist da eine Ehre, die wir durch eine Prügelstrafe verletzen könnten? Dann reihen sich noch würdig die Zuhälter an, die zum Teil sogar ihre eigenen Frauen zu diesem schamlosen Gewerbe anhalten und von diesem Sündengeld ein sorgenloses Dasein fristen. Wir erinnern weiter an die Taten der Messerhelden, wenn sie vielleicht in der Mehrzahl und aus dem Hinterhalt über einen Wehrlosen herfallen, an vorsätzliche Sachbeschädigung (Abschneiden junger Bäume, gewaltsames Einreißen von Umzäunungen), Tierquälereien und — last not least — Beschädigung und Besudelung von Denkmälern. Damit sind leider die Fälle, bei denen der Mensch sich auf eine verzweifelt niedrige Stufe stellt, in denen er dem Tier nahezu gleichkommt, ja es noch übertrifft, noch lange nicht erschöpft. Die Ehre kann hier nicht durch irgendwelche Strafen empfindlich getroffen werden, hier kann nur noch ein Schmerz zugefügt werden, und das ist der körperliche.

Die Prügelstrafe könnte als Nebenstrafe höchst erfreuliche Resultate erzielen. Es könnte und müßte wohl eine Altersgrenze für ihre Zulässigkeit festgestellt werden, auch ihre Vollstreckung in der Weise festgesetzt werden, daß eine gesundheitliche Schädigung des Bestraften ausgeschlossen ist.

Was nun die Geldstrafe unseres Strafgesetzes anbelangt, so sind wir der Ansicht, daß sie ihren Zweck häufig vollständig verfehlt. Eine Strafe muß doch wohl etwas Schmerzliches, unangenehm Empfundenes sein. Bei der Geldstrafe trifft dies in vielen Fällen gegenüber den Vermögenden nicht zu

Die Geldstrafe ist zurzeit eine Härte gegenüber dem Unbemittelten, eine unstatthafte Milde gegenüber dem Bemittelten.

Wir wollen sie sicher nicht abgeschafft sehen, wir wollen sie aber verändert wissen. Anstatt z. B. „mit einer Geldstrafe von 60 Mk. bzw. 10 Tagen Haft wird bestraft" sollte es nach unserer Meinung heißen: „mit einer Geldstrafe im Betrag von 10 Tageseinkommen oder 10 Tagen Haft wird bestraft, wer &c." Das Tageseinkommen könnte sehr einfach aus der behufs Versteuerung angegebenen Gesamteinnahme berechnet werden. Auf diese Weise würde die Geldstrafe auch den Vermögenden in einer etwas empfindlichen Weise treffen und das richtige Verhältnis, das um der Grechtigkeit willen bei einer Strafe doch vorhanden sein soll, getroffen. Wenn auch der Richter bei der Geldstrafe einen gewissen Spielraum hat, innerhalb dessen er nach den Verhältnissen des Angeklagten die Höhe der Strafe für den einzelnen Fall bestimmen kann, so ist der Strafrahmen doch meist noch zu eng bemessen, um ein gerechtes Abwägen zu gestatten. Durch das oben angegebene Verfahren wäre wohl am ersten die Möglichkeit einer für arm und reich gleichmäßig empfundenen Geldstrafe geschaffen.

Nehmen wir unsere heutigen Verhältnisse an; ein vermögender Mann und ein Taglöhner werden unter gleichen Umständen infolge desselben Deliktes zu einer Strafe von 60 bzw. 30 Mk. oder 14 Tagen Haft verurteilt. Der Vermögende zieht lächelnd seine gespickte Börse und legt seine drei Goldfüchse

auf den Tisch, der Arbeiter muß entweder 14 Tage lang sitzen, also 14 Tagelohne einbüßen oder seinen Notgroschen opfern. Hat er keinen, dann ist die Familie 14 Tage lang brotlos. Stehen diese Geldstrafen trotz ihrer verschiedenen Höhe, stehen besonders die Folgen dieser Strafen für das nämliche Delikt auch im gerechten Verhältnis? Nein!

Nach unserem Vorschlag hat in diesem Fall der vermögende Mann mit 12 000 Mk. jährlichem Gesamteinkommen: $\frac{12000}{360} \cdot 14 = 33 \cdot 14 = 462$ Mk., der Taglöhner mit 12 Mk. Wochenverdienst, also 600 Mk. im Jahr: $\frac{600}{360} \cdot 14 = 1{,}7 \cdot 14 = 23{,}80$ M. zu zahlen. Man vergleiche die Summen 462 und 23,80 Mk.! Diese Strafe von 462 Mk. würde wohl selbst dem Vermögenden schon einige Unbehaglichkeit bereiten, in diesem Falle würde er vielleicht die Geldbörse weniger lächelnd ziehen.

Endlich erscheint es uns für unsere derzeitigen Bestrebungen geradezu ein Schlag ins Gesicht, daß Trunkenheit zu den Gründen gehört, welche eine Strafe ausschließen, zum mindesten mildernde Umstände bewirken. § 51 spricht sich dahin aus, daß eine strafbare Handlung nicht vorhanden ist, wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustand der Bewußtlosigkeit ꝛc. befand. Da kann man es den Leuten nicht übelnehmen, wenn sie in einer sicheren Vorahnung dessen, was am Abend noch geschehen wird, sich „mildernde Umstände“ antrinken. Wir erinnern uns hier eines Falles, der ganz bezeichnend sein dürfte. Ein Fabrikant hatte am hellen Tage im betrunkenen Zustand auf offener Straße in einer geradezu unglaublichen Weise öffentlich Ärgernis erregt. Es gelang ihm dank seinem Rechtsanwalt, einen derartigen Grad von sinnloser Betrunkenheit nachzuweisen, daß er — freigesprochen wurde. So geschehen im Jahre des Herrn 1903. Sollte dieser Angeklagte in Rücksicht auf seine Stellung, seine Erziehung und seine Bildung nicht zum mindesten wegen groben Unfugs oder — sinnloser Trunkenheit strafbar sein?

Wir haben noch etwas auf dem Herzen, das gerade nach dem oben angeführten Beispiel vielleicht angebracht ist. Nach § 244 muß bei rückfälligen Dieben die Strafe mindestens 3 Monate Gefängnis betragen. In den Fällen aber, wo der Diebstahl durch bittere Not, durch quälenden Hunger oder das jammernde Schreien der Kinder nach Brot veranlaßt, durch günstige Gelegenheit auch noch erleichtert und durch Mangel jeglicher Hilfe von seiten der Mitmenschen nahezu erzwungen wird, da möchten wir allerdings gerne auch bei Rückfall ein wesentliches Zurückgehen, vielleicht auf eine Woche, ermöglicht sehen, oder derartige Fälle zu den Übertretungen gerechnet wissen. Es ist doch ein Unterschied, ob ein junger, arbeitsfähiger Bursche, der vagabundierend in der Welt herumzieht und sich seinen Lebensunterhalt zusammenbettelt und -stiehlt, wegen rückfälligen Diebstahls angezeigt wird, oder ob ein armer, kranker Familienvater, der keine Arbeit mehr finden kann, die seinem gesundheitlichen Zustand entsprechen würde, der nirgends auf Hilfe, nirgends auf Unterstützung rechnen darf, sich durch das Elend der Seinen — wenn auch im Rückfall — in der Verzweiflung und größten Not zu einem Eingriff in fremdes Eigentum hinreißen läßt. Der Richter aber kann in diesen Fällen nie unter 3 Monaten Gefängnis geben. Zur Illustration sei es uns gestattet, zwei Fälle aus der Praxis anzuführen. Ein arbeitsloser Familienvater — in schlechten Zeiten ist Arbeitslosigkeit leider nur zu oft unverschuldet — stiehlt bei grimmiger Kälte

im Vorübergehen aus einem Gut Holz im Werte von — 50 Pfennigen; seine Lieben sitzen zu Hause in der kalten Stube und er will ihnen endlich so oder so wenigstens ein warmes Stübchen verschaffen; er ist rückfällig, wird mit 3 Monaten Gefängnis bestraft. Ein alter, nahezu erwerbsunfähiger Mann, der wöchentlich 2 Mk. Unterstützung erhält, also pro Tag 21 Pfg., läßt es sich bei grimmiger Kälte gelüsten, seinem Nachbar einige Briketts im Werte von wenigen Pfennigen zu nehmen, denn die Kälte tut ihm in seinen alten Tagen doppelt weh. Er ist rückfällig, erhält 3 Monate Gefängnis; denn § 244 lautet: Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt beim einfachen Diebstahl Gefängnisstrafe nicht unter 3 Monaten, beim schweren Diebstahl Gefängnisstrafe nicht unter 1 Jahr ein.

Als geeignetes Gegenstück empfehlen wir das Urteil im Leipziger Bankprozeß gegen Exner.

Zum Schlusse möchten wir uns noch der Hoffnung hingeben, daß das neue Strafgesetzbuch dem Volk nicht erst bekannt werden möge, wenn es bereits mit ihm in Konflikt gekommen ist, sondern schon vorher, um eben diesen Konflikt zu vermeiden. Die Unkenntnis im Volk über das, was nach dem Gesetz „gut" und „bös" ist, ist in manchen Fällen (besonders Wechselsachen, Bankrott, Begünstigung, Hehlerei ꝛc.) geradezu unglaublich. Wie sehr wäre eine größere Bekanntschaft mit dem Strafgesetz für Geschäftsleute erwünscht, wie viele Bestrafungen und dadurch wie großes Unglück könnten erspart bleiben! Das wäre natürlich nicht Sache der Justiz, sondern Sache des Unterrichts. Ob es sich nicht machen ließe, in Fortbildungs-, Handels- und Mittelschulen durch einige wenige Stunden die jungen Leute mit den wichtigsten Gesetzen vertraut zu machen? Der geringe Aufwand an Zeit und Mühe würde sicher reiche Früchte tragen.

Professor v. Liszt lehrt uns: „Die Strafe ist eines der Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens, aber sie ist nicht das einzige, sie ist insbesondere auch nicht das wirksamste Mittel." Ein ganz bescheidenes Mittel könnte auch das eben angegebene sein. Freilich es gibt auch noch andere und viel wichtigere, doch davon vielleicht ein anderes Mal. K. Gl.





Die Königsberger Blamage. — Gotteslästerung? — Sozialdemokratische Landpartien. — Strafen. — Strafvollzug. — Kehre zurück, heiliger Wöllner! — Herrentrutz und Arbeiterfron. — Kuhstrat-Heldentum.

Königsberg, Dessau, Ruhstrat, Hüssener, Generalstreik und so fort ins Aschgraue —: es ist dafür gesorgt, daß der Sozialdemokratie der Stoff nicht ausgeht. Wie aber ist das möglich, da wir doch an ausgezeichneten Männern geradezu Überfluß haben müssen? Oder beweist es nicht einen solchen, daß im preußischen Etat 90000 Mark mehr für — Orden ausgeworfen sind? Der bisherige Posten betrug etatgemäß 130000 Mark, wird also ungefähr um 70 Prozent gesteigert. Aber auch der alte Etat mußte in Anbetracht des außerordentlichen Vorrats an Tüchtigen und Trefflichen überschritten werden. Für eine Neuausgabe der Ordensliste sind allein noch außerdem 30600 Mark ausgeworfen. Und da wagt man's, das Zeitalter Wilhelms II. ein Epigonenzeitalter zu schelten? Bei solcher Massenproduktion Edelster und Bester! Wo allein das Verzeichnis dieser 30600 Mark kostet! — Leider ist es leichter, Orden in Massen zu produzieren, als tüchtige und begabte Männer. Leider denkt die böse Welt skeptisch genug, um in dem jeweiligen Ordensträger noch lange keinen Lichtträger zu sehen. Leider sind insbesondere die Sozialdemokraten so pietätlos, daß sie sich durch solche offizielle Stabilierungen weitgehender und sich ständig mehrender Loyalität in ihrem eigenen Wachstum ganz und gar nicht stören lassen. Sie werden fett und rund dabei.

Wieviel Nahrung wird ihnen aber auch von den herrschenden Klassen mit unermüdlichen Händen fort und fort zugeführt. Man denke doch nur einmal ernstlich darüber nach, daß kaum noch ein Vierteljahr, ja ein Monat vergehen kann, ohne daß nicht der eine oder andere böse Skandal sein Haupt aus dem Sumpf erhebt. Und was das schlimmste —: es sind meist typische Erscheinungen. Nur Blätter mit den Schminktöpfen etwa der Langeschen

„Deutschen Zeitung" können sie noch als Ausnahmefälle oder Aufbauschungen frisieren. Immer weiter steckt die Sozialdemokratie ihre Grenzpfähle, von den Städten geht sie nun auch aufs flache Land. Diese neue Marschroute wurde jüngst von der preußischen Sozialdemokratie auf deren Parteitage in Berlin beschlossen. Wenn ihre preußischen Erfolge auf dem Lande für die nächste Zeit auch keineswegs überschätzt werden sollen, so ist der Beschluß doch von grundsätzlicher und symptomatischer Bedeutung. Beweist er doch, daß die Partei immer mehr genötigt wird, mit den bestehenden Zuständen zu rechnen und, so verhaßt diese ihr auch sein mögen, sich auf deren Boden zu stellen. Lange wollte sie zum preußischen Landtag überhaupt nicht wählen, um so die Klassenwahl nicht als zu Recht bestehend anzuerkennen. Für die bürgerlichen Parteien war dieser frühere Zustand jedenfalls vorteilhafter. Denn auch auf dem Lande wird der sozialdemokratische Tropfen schließlich den Stein höhlen, zumal wenn dieser an sich schon morsch und mürbe ist. Man muß sich aus den Verhandlungen vergegenwärtigen, welches agitatorische Material, welcher Zündstoff der Partei zur Verfügung steht, um den ganzen Ernst der Lage zu würdigen. Wie verkehrt ist es doch von der interessierten Presse, ihren Lesern diesen Stoff vorzuenthalten und sie so in eine gefährliche Sicherheit zu wiegen, aus der sie vielleicht mit Schrecken erwachen werden.

Die von der Regierung selbst als unzulänglich preisgegebene und dennoch nicht zurückgezogene Vorlage eines neuen Kontraktbruchgesetzes bot den sozialdemokratischen Rednern eine sichere und bequeme Unterlage. Einige Proben.

Stadthagen-Berlin:

Ich erinnere nur an die Ausführungen des Herrn v. Mendel-Steinfels. Er meinte: Wir wollen das alte patriarchalische Verhältnis wieder einführen. Ich glaube, er dachte dabei an die Bestimmung, wonach die Erteilung von Stockschlägen für gesetzwidrig erklärt, dagegen der Gebrauch einer ledernen Peitsche, mit welcher auf den Rücken über den Kleidern eine mäßige Anzahl von Hieben gegeben werden, erlaubt ist. Und jetzt hat das Oberverwaltungsgericht sogar in einem Falle, in dem ein Knecht mehrfach durch den Unternehmer mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen wurde, entschieden, daß das kein Grund zum Verlassen der Arbeit sei, denn ein Hieb mit der Peitsche sei keine ungewöhnliche Behandlung. Nach dem neuen Entwurf (Kontraktbruchgesetz) soll nun der Arbeiter, der in dieser Art mißhandelt ist, nicht nur nach wie vor dem Dienste wieder zugeführt werden können, sondern es sollen auch diejenigen, die es wagen, einem solchen Arbeiter Arbeit zu geben, gleichviel, ob industrielle oder landwirtschaftliche Unternehmer, bestraft werden....

Diejenigen Leute, die sich als Patrioten ausgeben, haben ja in immer verstärktem Maße ausländische landwirtschaftliche Arbeiter nach Deutschland gezogen. Die Zahl der Russen, Italiener und

Galizier, die in ländlicher Fron in Deutschland beschäftigt werden, dürfte 300000 bereits übersteigen, sie sollen den deutschen Arbeitern in den Rücken fallen und ihnen gegenüber eine Schmutzkonkurrenz bilden. Hat doch die russische Regierung ihre Arbeiter sogar davor gewarnt, nach Deutschland zu gehen, weil die ländlichen Arbeiter hier auf das schmählichste betrogen würden. Eine ähnliche Warnung hat die italienische Regierung erlassen, und selbst im galizischen Landtage sind die Arbeiter gewarnt worden, nach Deutschland zu gehen. In dieser Untergrabung der bestehenden deutschen Arbeit durch die Heranziehung ausländischer Arbeiter besteht eine ganz eminente Gefahr. Daß die ausländischen Arbeiter nicht genug gewarnt werden können, geht aus den verschiedenen Angeboten hervor. Es heißt in den Angeboten dieser Seelenverkäufer, daß man ausländische Arbeiter auf Lager habe u. dgl. In einem anderen Angebot heißt es: „Dumme sind mir lieber als Sozialdemokraten." . . .

Wir haben keine Reichs-Gesindeordnung, ja wir haben nicht einmal eine einheitliche Gesinde-Ordnung für Preußen, sondern 19 verschiedene Gesetze, von denen das älteste aus dem Jahre 1732, das neueste aus dem Jahre 1867 stammt. Für den größten Teil von Preußen gilt die Gesinde-Ordnung von 1810. Das uns vorgelegte Gesetz würde auf das Gesinde außerordentlich schwer fallen. Unter welchem Verhältnis das Gesinde heute lebt, möchte ich an einem Fall nachweisen: Ein erwachsenes Dienstmädchen sollte, weil es des Abends eine Stunde länger ausblieb, gezüchtigt werden. Der Dienstherr verlangte, es solle sich entblößt auf den Stuhl legen, und als das Mädchen sich weigerte, verlangte der Dienstherr in Gegenwart seiner Frau von dem anderen Gesinde, es solle diese Prozedur an dem Mädchen vornehmen. Das Mädchen bat die gnädige Frau, davon abzusehen; es nutzte nichts, und schließlich legte es sich in die Positur, die verlangt wurde. Der Gutsbesitzer schlug nun mit einem dicken Knüppel auf den entblößten Teil, bis sein Arm erlahmte. Dann sagte er zu seiner Frau: „Ich kann nicht mehr, schlage du weiter." Das tat die gnädige Frau, dann fing er selbst wieder an und schließlich gab er dem beinahe ohnmächtig gewordenen Mädchen noch einen Stoß und warf es zur Tür hinaus. Das Mädchen lief aus dem Dienst, es wurde aber zurückgebracht. Nach einiger Zeit wurde es wieder mißhandelt, es entläuft und geht zu den Eltern. Der Gutsbesitzer verlangt, daß die Eltern das Mädchen herausgeben, und droht ihnen, daß sie sonst bestraft würden. Die Eltern holen sich bei Sozialdemokraten Rat — wo sollten sich arme Leute sonst Rat holen? —, es wurde ihnen erklärt, sie sollten Strafantrag stellen gegen den gemeingefährlichen Mädchenschläger. Das geschah und der Gutsbesitzer wurde mit einer Geldstrafe belegt. Aber damit ist die Sache noch nicht zu Ende. Er denunziert nun das Mädchen wegen Entwendung von Nahrungsmitteln, es sollte

einer alten Dienstfrau etwas Milch und Brot gereicht haben, und wegen dieses angeblichen Diebstahls wurde es in erster Instanz zu einer Woche verurteilt. Allerdings hat das Landgericht das Mädchen freigesprochen....

Rechtsanwalt Dr. Liebknecht-Berlin:

Im Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch ist das Recht zum Prügeln des Gesindes ausdrücklich aufgehoben, aber trotzdem ist nach wie vor das Prügelrecht für Preußen anerkannt. Um das zu verstehen, muß man Jurist, sogar Kammergerichtsrat sein. Es wird nämlich gesagt: die preußische Gesinde-Ordnung enthält gar kein Prügelrecht, sondern bloß eine prozessuale Bestimmung, die bei gewissen Mißhandlungen und Beleidigungen das Klagerecht der Dienstboten ausschließt, und diese gewissermaßen prozessuale Bestimmung ist aufrecht erhalten. Das ist die Auffassung des Kammergerichts und des Reichsgerichts. In der Provinz Brandenburg bestehen auf einem Gut, das durch eines der schönsten Gedichte von Fontane berühmt geworden ist, Arbeitsverträge, die u. a. die Bestimmung enthalten, daß die Instleute ihre Kinder nur bis zum 15. oder 16. Lebensjahre bei sich im Hause behalten dürfen; wenn die Kinder vom 15. Jahre an für den Gutsbesitzer arbeiten wollen, dann dürfen sie noch weiter da bleiben, sonst müssen sie aus dem Hause heraus. Das ist geradezu eine Erpressung. Ich bin jederzeit bereit, auf Grund dieses Tatbestandes eine Anklage wegen Erpressung genau so gut und besser zu begründen, wie die zahlreichen Anklagen wegen Erpressung, die tagtäglich gegen Arbeiter wegen Ausübung ihres Koalitionsrechtes erhoben werden. In einem anderen Falle prügelte der Bauer das Gesinde. In der Knechtstube hatten die Ratten die Dielen angefressen und tanzten des Nachts vergnügt herum, in der Mädchenstube war ein Loch in der Decke, so groß, daß man sich leicht über die Vorgänge im oberen Stock orientieren konnte, und umgekehrt, und in ein einziges Bett wurden alle Mädchen gebracht, die auf dem Gute beschäftigt waren. Eines Tages wurde auch die sogenannte L.... schulze, ein schmutziges Mädchen, in das Bett gelegt zu einem reinlichen und anständigen Mädchen. Nach kurzer Zeit war dieses Mädchen natürlich über und über voll Ungeziefer, es lief in seiner Verzweiflung nach Hause, aber die Polizei holte es mit Gewalt zurück. Es wurde mit Strafe belegt, und als schließlich unser Parteiorgan diese Wirtschaft in gebührender Weise kennzeichnete, wurde auch noch der Redakteur angeklagt und verurteilt. Noch schlimmer als das Gesetz von 1854 in seinen Strafbestimmungen ist die Befugnis der Polizeibehörde, den Dienstboten mit Gewalt in den Dienst zurückzuführen, entweder durch Transport oder durch Zwangs-, Geld- und Haftstrafen. Redner führt einen Fall an, in welchem ein Mädchen, das nicht weit von Berlin aus dem Dienste entlaufen war, auf Grund sich jagender polizei-

licher Zwangsverfügungen, in kurzer Zeit über 100 Mark Strafe zahlen mußte; durch diese Bestimmung besteht die Möglichkeit, ein Mädchen vollständig wirtschaftlich zu ruinieren, und wenn es die Strafe nicht bezahlen kann, dann wird es in Haft genommen und kommt schließlich überhaupt nicht mehr aus dem Gefängnis heraus. Sie sehen daran, in welch krassen Formen sich die Rechtlosigkeit der Arbeiter gerade hier auf dem Gebiete des Polizeiverwaltungsrechtes kennzeichnet. Besonders schlimm ist es, wenn der Amtsvorsteher gleichzeitig der Dienstherr ist. Wie eigenartig es wirkt, wenn Schwangerschaft als Entlassungsgrund statuiert wird, beweist folgender Fall: Ein Rittergutsbesitzer in der Nähe von Berlin war zwei Jahre lang allnächtlich mit seinem Dienstmädchen zusammengekommen, und als nun das Malheur da war und die Alimentationsklage drohte, gab er ein paar hundert Mark und glaubte auf diese Weise die Sache aus der Welt zu schaffen. Das alte jus primae noctis feiert hier eine höchst bedenkliche Auferstehung, es bleibt nicht mehr bei der ersten Nacht, die Gutsherren mit ihrer Sippe verlangen oft genug alle Nächte, die der Herrgott werden läßt, von den Dienstboten für sich.

Linde-Königsberg:

Nirgends sind die Verhältnisse für die Landarbeiter so traurig, wie in Ostpreußen . . . Wir unterscheiden Instleute, Deputanten, Frei- oder Lohnarbeiter und Knechte. Mit den Instleuten und Deputanten werden Kontrakte abgeschlossen. Die Landwirtschaftskammer für Ostpreußen hat Musterkontrakte angefertigt. Wir haben Kontrakte, in denen als Lohn einschließlich Naturalbezüge 230 Mk. jährlich angegeben sind. Die Frau wird durch den Kontrakt gezwungen, auch wenn sie Kinder hat, als Scharwerker zu arbeiten . . . Eine Kategorie von Landarbeitern wird durch Agenten herangeschafft, sie werden in der Regel auf ein Jahr angenommen und erhalten Tagelohn und Naturalien. Diese werden ihnen auf den Lohn angerechnet. Nach einem Gute im Kreise Heiligenbeil zog ein Agent zwei galizische Arbeiter, welche im Westen als industrielle Arbeiter tätig waren und nach Hause reisen wollten. Der Agent versprach ihnen 1,50 Mk. Tagelohn, freie Wohnung und gutes Essen. Die Galizier, welche des Deutschen nicht kundig waren, unterschrieben einen Vertrag, welcher ihnen 1—1,50 Mk. Tagelohn je nach der Jahreszeit zusicherte, während ihnen die Wohnung mit 18 Mk. jährlich angerechnet wurde. Dann heißt es in dem Vertrage: „Der Dung des Hofmieters verfällt der Gutsherrschaft, der Hofmieter hat keinen Anspruch darauf." Die Frau des Arbeiters wird in dem Vertrag verpflichtet, gegen einen Tagelohn von 60 Pfg. mitzuarbeiten; versäumt die Frau die Arbeit, so wird deren Lohn dem Manne von seinem Lohn abgezogen. Ferner wird die Frau verpflichtet, eine bestimmte Menge Garn zu spinnen; kann sie nicht spinnen, so wird ihr ein entsprechender Lohnabzug gemacht. Für die Umzugs- und Werbekosten werden monatlich 3 Mk. abgezogen, und sie werden dem Hof-

mieter zurückerstattet, wenn der Hofmieter mindestens drei Jahre dient. Als die Leute, die eine Woche gearbeitet hatten, merkten, welche Abzüge ihnen gemacht wurden, sahen sie ein, daß sie nichts verdienten und hungern mußten. Sie waren in einer Scheune untergebracht und bekamen Ungeziefer. Als sie den Dienst verlassen wollten, bestand der Dienstherr auf seinen Kontrakt; er wolle sie nur freigeben, wenn sie ihm die 100 Mk. ersetzten, die der Agent erhalten hätte. Das Konsulat nahm sich schließlich der Leute an, und sie wurden auf Staatskosten nach Hause gebracht. Solche Kontrakte sind nicht selten, sie werden natürlich von den Landarbeitern gebrochen, ja, sie müssen gebrochen werden, wenn die Landarbeiter nicht verhungern wollen. Dieser Kontraktbruch soll jetzt durch ein schärferes Gesetz bestraft werden. Redner teilt einen Fall aus dem Kreise Oletzko mit, wo ein Knecht um 4 Uhr morgens aus dem Bette geprügelt und im Hemde in der Kälte Wasser vom Brunnen holen mußte. Der Knecht verließ den Dienst und erhielt für vier Monate 3 Mark. Die Kontrakte werden von den Arbeitern nicht gründlich gelesen, häufig können sie es nicht einmal bei der schlechten Schulbildung. Wie steht es aber mit den Kontraktbrüchen der Arbeitgeber? Bei der geringsten Kleinigkeit heben sie den Vertrag auf und verlangen die Räumung der Wohnung binnen drei Tagen.

Schnitter Schmidt-Sonnenburg:

Die Schnitter sind im allgemeinen zufriedene Menschen, sie murren nicht, wenn es ihnen einigermaßen geht. Dabei werden sie von den Inspektoren schimpflich behandelt. Wagen sie den geringsten Widerspruch, so heißt es zu dem verheirateten Schnitter: Du Kerl gehst, aber deine Frau bleibt hier. Sagt der Schnitter: Wo der Mann ist, da muß auch die Frau bleiben, so soll das Kontraktbruch sein!

Redner teilt seine Erfahrungen aus seiner letzten Stellung als Schnitter im vorigen Sommer mit. Den Schnittern waren vertragsmäßig Milch und 25 Pfund Kartoffeln zugesichert. Die Kartoffeln waren ungenießbar und verbreiteten einen Gestank toller als ein Schweinestall. Als Milch wurde Schleudermilch geliefert, die sonst den kleinen Ferkeln gegeben wird. Sehr schlimm waren die Zustände auf den Gütern des vor zwei Jahren gestorbenen Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg. Auf dem Gute Arenshagen mußte der Vorarbeiter mit russisch-polnischen Arbeitern arbeiten. Zwei junge Arbeiter wurden in einer Stube allein untergebracht, ein Bett gibt es natürlich nicht. Das Stroh liegt auf der Diele. In der Nacht entsteht ein Poltern, und als der Vorarbeiter hineinblickt, sieht er nichts weiter als eine schwarze gähnende Öffnung, aus der ein Wimmern hervortönt. Einer der jungen Arbeiter hielt sich am Fensterkreuz und rief um Hilfe. Die Diele war mit samt dem Lager in die Tiefe gegangen! Einen Abort gab es nicht. Männer und Frauen gingen rings ums Haus . . . Zwar sind getrennte Schlafräume vorgeschrieben, aber ich habe noch keine Arbeitsstelle gefunden, wo dies innegehalten worden wäre. Männer und Frauen

schliefen bunt durcheinander. Auf dem Gute Lippsee, das Prinz Albert von Sachsen an einen Gutsdirektor verpachtet hatte, wurde uns nicht Langstroh, sondern kurzes Preßstroh geliefert. Darauf haben wir 19 Wochen geschlafen. Wenn die Schnitter nicht auf peinlichste Sauberkeit halten, muß Ungeziefer in Masse entstehen. Auch dort trat ein Schnitter durch die Decke. So sieht es in Mecklenburg aus. Einsichtige Gutsbesitzer haben Schnitterhäuser erbaut mit Waschküchen und anderen Bequemlichkeiten und liefern eiserne Bettstellen. Sie haben sich auch über Kontraktbruch nicht zu beklagen. Die Landsberger Schnitter werden jetzt, weil sie aufsässig sind, auf den Gütern nicht mehr genommen, man hilft sich mit russischen Schnittern. Wie die hausen, können Sie sich denken. Sie schlafen in demselben Raum, wo sie wohnen und essen, und decken sich mit einer Decke zu, die der Gutsherr liefert. Sie haben ja keine eigenen Decken und tragen ihr ganzes Geschirr in einem Taschentuch. Nun wird uns Schnittern gesagt: Ihr müßt solche Kontrakte nicht unterschreiben. Wir müssen aber jeden Kontrakt unterschreiben, um Arbeit zu bekommen. Wir Schnitter bestreiten, daß eine Leutenot besteht, sonst würden die Gutsbesitzer nicht so rigoros gegen uns vorgehen, aber das Ausland liefert ihnen Leute, soviel sie brauchen ...

Ich möchte noch auf unsere Frauen zurückkommen. Gewöhnlich übernimmt die Frau des Vorschnitters das Essenkochen für die Schnitter. Sie steht aber dann nicht so früh auf, um den Kaffee für die Schnitter zu kochen, die schon um 2½ Uhr hinaus müssen, und so übernimmt denn das Kaffeekochen eine Schnittersfrau, die um 2 Uhr aufstehen muß. Denken Sie sich nun, wenn die Frau Kinder zu versorgen hat, so muß sie abends bis 11 oder 12 Uhr sitzen, um alles imstande zu halten, und sie hat dann nur 2—3 Stunden Schlaf. Die Schnitter müssen sich ihr Holz selbst zerkleinern, sie erhalten aber in der Woche keine Zeit dazu, und wenn sie es des Sonntags tun, so laufen sie Gefahr, vom Gendarmen angezeigt zu werden und 3 Mark Strafe zahlen zu müssen. Ich bin von der Insel Fehmarn ausgerückt, weil ich da meinen Tod vor Augen sah, und habe 40 Mark Kaution im Stich gelassen. Jetzt bin ich bei einem Gegner von uns beschäftigt, der mir erklärte: Sie sind ein tüchtiger Arbeiter, aber machen Sie mir die Leute nicht verrückt. Ich sagte: Die sind schon verrückt. — Wieso? — Sie geben den Leuten für schwere Arbeit täglich 1 Mark, und ich bin im Begriff, dasselbe zu tun. Es ist für den Schnitter ein Glück, wenn er im Winter 1 Mk. verdient. Dann gehen noch 50 Pf. für Kranken- und Invalidenversicherung ab.

Löwe-Breslau:

Zu den hervorstechenden Ungerechtigkeiten des Gesetzentwurfs gehört es, daß er wohl die ländlichen Arbeiter für den Kontraktbruch bestrafen will, aber diese nicht schützt vor dem Kontraktbruch der Arbeitgeber. Auf der Domäne Nimkau in Schlesien war 3½ Jahre ein Pferde-

knecht tätig. Seine Frau arbeitet im Winter für 50, im Sommer für 60 Pf. täglich auf demselben Gut, also für weniger, als ein Berliner Maurer in der Stunde verdient. Die Frau mochte wohl aus der Großstadt gehört haben, wie es die Arbeiter machen, wenn sie Lohnerhöhung verlangen, und so verabredete sie sich denn mit acht oder neun Kolleginnen, 10 Pf. mehr zu verlangen oder nicht weiter zu arbeiten. Nachdem sie die Arbeit einen Tag eingestellt hatten, wurden die 10 Pf. bewilligt. Aber der Pferdeknecht wurde mit seiner Frau entlassen, sie mußten das Haus verlassen, obgleich sie ein krankes Kind hatten. Was der Mann auf dem Deputatacker gepflanzt hatte, mußte er im Stich lassen, weil er nicht gleich einen Käufer für die künftige Ernte fand, wodurch er 60 Mk. Schaden hatte, dann hatte er vergessen, sich abzumelden, und mußte 2 Mk. Strafe und Kosten zahlen. Ich hatte der tapferen Frau im Auftrage der Breslauer Genossen ein Geldgeschenk zu überbringen, es sah wirklich sehr traurig da aus. Das kranke Kind starb, und dann wurde die Frau wegen der Verabredung mit den anderen Frauen zu 10 Tagen Gefängnis verurteilt. Das Gericht erklärte, wenn die Arbeitseinstellung länger als einen Tag gedauert hätte, so wäre die Strafe nicht so milde (!) ausgefallen.

Frau Ihrer-Niederbarnim:

Ich habe auf der Agitation in der Grüneberger Gegend ein über 70 Jahre altes Ehepaar getroffen, das nur die Hälfte des Lohnes erhielt, und hiervon wurde noch die Altersrente abgezogen. Dabei mußte das Ehepaar dasselbe leisten wie andere Arbeiter. Mit der Arbeitskraft der Frau rechnet man wie mit etwas Selbstverständlichem; namentlich während der Ernte wird auf die Frauen gar keine Rücksicht genommen, und die Kinder werden ohne weiteres als Ausbeutungsobjekt betrachtet ... In den Verträgen der Landwirtschaftskammer der Provinz Brandenburg wird die Schwangerschaft unverheirateter Personen als sofortiger Entlassungsgrund angegeben. Es ist ja bekannt, daß die meisten unehelichen Kinder von Dienstmädchen stammen. Diese Mädchen werden oft genug, wenn sie hübsch sind, engagiert, weil sie den jungen Herren ihr Vergnügen erleichtern. (Zuruf: Den alten auch!) Wir haben die Pflicht, zu erinnern, daß es ein zum Himmel schreiendes Unrecht ist, Mädchen, die sich noch kräftig genug zur Arbeit fühlen, auf die Straße zu setzen, weil sie unglücklich gemacht sind durch die Arbeitgeber, deren Söhne oder sonst wie.

Adler-Kiel:

Unsere Gesindeordnung gilt als beste, sie kennt das Prügeln zum Beispiel nicht. Aber daß es im Lande darum nicht besser aussieht als anderwärts, dafür einige Fälle. So berichtet mein Gewährsmann, kein Arbeiter, sondern ein dänischer Bauer, daß ein Gutsbesitzer seine Knechte zwei bis drei Tage lang in den Keller sperrt. Ein Gutsbesitzer war mit seinem Knecht nicht zufrieden. Der Knecht ließ eines Tages die

Pferde angeschirrt auf der Straße stehen. Der Herr zeigte den Knecht an, da er aber selbst Amtsvorsteher war, erschien es ihm unbillig, ihn bei sich anzuzeigen, und er zeigte ihn dem stellvertretenden Amtsvorsteher an. Dieser setzte die Strafe von 15 Mk. gegen den Knecht fest. Der Knecht erhob Widerspruch, aber das Schöffengericht verdonnerte ihn, weil der Amtsvorsteher, der ja nicht den Strafbefehl erlassen hatte, jetzt als Zeuge auftreten konnte. Der preußische Staat hätte allen Grund, mit dem Kontraktbruchgesetz vorsichtig zu sein, denn wenn es in Nordschleswig richtig gehandhabt würde, würde keiner mehr Strafe erhalten als der preußische Staat! Wer dem Gesinde rät, einen Dienst zu verlassen, wird im einzelnen Fall mit 150 Mk. Geldstrafe bestraft, wenn die Fälle sich aber wiederholen und System werden, dann kommt ein erkleckliches Sümmchen heraus. In Nordschleswig herrscht Leutemangel, und die dänischen Bauern, auf deren wirtschaftliche Schädigung der Köllerkurs hinausgeht, sind gezwungen, neben den deutschen dänische Knechte anzunehmen. Der selige, d. h. nur für unsere Provinz selige, Köller wies die dänischen Knechte einfach aus. Sie konnten sich nur dadurch retten, daß sie rasch bei einem deutschen Bauern Arbeit nahmen, oder daß die dänische Magd rasch einen deutschen Knecht heiratete. Köllers Nachfolger, Herr von Wilmowski, scheint ein anderes System zu bevorzugen. Dient bei einem dänisch gesinnten Bauern ein dänischer Knecht, dann ladet ihn jetzt der Amtsvorsteher vor und gibt ihm drei Tage Frist, wenn er in diesen drei Tagen nicht das Arbeitsverhältnis gelöst oder bei einem anderen Dänen Arbeit nimmt, wird er ausgewiesen, geht er aber zu einem deutschen Bauern oder streift er arbeitslos im Lande umher, dann darf er bleiben. Das Kontraktbruchgesetz bestraft denjenigen, der einem Knechte rät, vor Ablauf des Kontraktes den Dienst zu verlassen; hier aber liegt der direkte Befehl vor, du mußt kontraktbrüchig werden, und das befehlen alle Amtsvorsteher in Nordschleswig! Wenn bei einem Amtsvorsteher nicht von vornherein der Dolus ausgeschlossen wäre, könnte man hier von einer Art Nötigung oder von einem anderen Verstoß gegen das Strafgesetz sprechen ...

Haase-Königsberg:

In den Kontrakten heißt es meist, der Landarbeiter hat alle ihm aufgetragenen Arbeiten auszuführen. Oft werden Landarbeiter entlassen, weil sie einen unsinnigen Befehl des Inspektors oder Gutsherrn auszuführen sich weigern. In einem Falle gab ein Inspektor einem Arbeiter den Auftrag, in einer bestimmten Art zu pflügen. Hätte er den Befehl befolgt, so wäre ohne weiteres der Pflug zerbrochen und die ganze Arbeit vereitelt worden. Nichtsdestoweniger wurde er deshalb, weil er sich erlaubte, darauf hinzuweisen, daß die Anordnung unvernünftig sei und die Interessen des Arbeitgebers schädige, entlassen. Ja, der Gutsherr stellte sogar noch Strafantrag auf Grund des Gesetzes von 1854, weil der Arbeiter sich hart-

näckig geweigert habe, den Befehlen nachzukommen. Es gelang nicht, den Richtern klar zu machen, daß eine Weigerung, einen so unsinnigen Befehl auszuführen, keine Gesetzesverletzung sei, der Mann wurde verurteilt. Die Strafbefehle hageln nur so auf die Landarbeiter herab. Vor kurzem erhielt ein alter Mann von 70 Jahren einen Strafbefehl, sein Sohn hatte die Aufforderung zum Antritt einer zweitägigen Haftstrafe erhalten, und der Vater hatte den Herrn ganz devot gebeten, seinen Sohn für diese zwei Tage zu entschuldigen. Der Herr sagte: Der Junge geht nicht in die Haft, sondern er kommt zur Landarbeit. Der Vater sagt das seinem Sohn, der aber erklärt: Es fällt mir gar nicht ein, ich werde mich doch nicht vom Gendarmen abholen lassen. Und nun bekommt der Vater einen Strafbefehl über 6 Mk., weil er dem Befehl des Dienstherrn, unter allen Umständen den Sohn zur Landarbeit zu bringen, nicht nachgekommen sei! Vor dem Schöffengericht wurde der Mann freigesprochen, der Richter verkündete, es gehe doch nicht an, daß der Gutsherr sich selbst über einen Befehl der Obrigkeit hinwegsetzt. Wie die Löhne aussehen, dafür nur zwei Beispiele. Ein 71jähriger Hirt, der sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hatte, bekam im Dienste des Amtsvorstehers im Sommer 30, im Winter 25 Pf. baren Lohn pro Tag und dazu noch etwas Deputat. Rechnet man dieses Deputat zu den höchsten Marktpreisen in Geld um, so hat er im ganzen 178,25 Mk. Lohn pro Jahr. Dabei war er noch nicht einmal in den Genuß der Altersrente getreten, weil der Amtsvorsteher es unterlassen hatte, für ihn die Marken zu kleben. — —

So führen immer neue Brünnlein ihre Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Aus Halle wird z. B. berichtet: Der Knecht K. L. war mit seinem Gutsherrn P. in Priorau bei Bitterfeld in Streit geraten und hatte eines Tages den Dienst verlassen. Da er weder Papiere noch Lohn erhielt, beschwerte er sich bei dem Domänenpächter und Amtsvorsteher Robert G. Dieser nahm seinen Krückstock, ging mit dem Knecht zu P. und schlug, als P. erklärte, L. habe sich unbotmäßig verhalten, unter den Worten: „Du Schweinigel hast mich belogen!" mit dem Knüppel auf den Knecht ein. Der Knecht verspürte mehrere Tage Schmerzen und brachte das Vergehen des Amtsvorstehers zur Anzeige, infolgedessen Herr G. vor der Strafkammer wegen Körperverletzung im Amte angeklagt wurde. Der Staatsanwalt sagte, der Amtsvorsteher habe sich durch den Knecht zu weit hinreißen lassen, und beantragte 30 Mk. Geldstrafe. Das Urteil lautete demgemäß.

„Was hätte der Knecht bekommen, wenn er sich hätte hinreißen lassen?" fragt naiv der „Vorwärts".

* * *

Königsberg. — Ohne daß von irgend einer Seite auch nur der ernsthafte Versuch gemacht wurde, ihn zu widerlegen, durfte der Ver-

teidiger der Königsberger Angeklagten, Abgeordneter und Rechtsanwalt Haase, im Reichstage ungefähr ausführen:

Wenn je ein Prozeß symptomatisch war für Deutschland und die deutsche Rechtspflege, so war es dieser.

Im Februar v. J. hat der preußische Justizminister im Abgeordnetenhause wiederholt behauptet, ein nicht unerheblicher Teil der verbreiteten Schriften sei hochverräterischen, anarchistischen Inhalts. Unter den Tausenden von beschlagnahmten Schriften war auch nicht eine anarchistische. Das hat die Staatsanwaltschaft beim Prozeß offen eingeräumt. Und doch war der Anarchismus das Schreckgespenst, mit dem der Reichskanzler, der Justizminister, der Minister des Innern die Abgeordneten im Landtage und hier gruselig gemacht haben. Das Schreckgespenst war ein Phantom, das im Lichte der Öffentlichkeit des Prozesses zerfließen mußte. Und wie war es mit der zweiten Behauptung des Ministers, daß es sich um Schriften hochverräterischen Inhalts handele? Der Prozeß hat sie als Unwahrheit erwiesen. Das Urteil betont: Die Ausführungen über die Notwendigkeit einer gewaltsamen Verfassungsänderung sind durchweg völlig allgemein und im wesentlichen theoretisch gehalten. Eine Verschwörung oder eine Beteiligung daran kann aus den Schriften nicht abgeleitet werden.

Die Einleitung des Königsberger Prozesses ist um so ungeheuerlicher, als sowohl bei der Begründung des § 102 im Reichstage im Jahre 1876, als in den Kommentaren des Strafgesetzbuches die Verwendung des Paragraphen lediglich für Kriegsfälle ins Auge gefaßt ist. Es ist nicht einem Menschen eingefallen, einen Deutschen damit treffen zu wollen, der bei der Verbreitung von Schriften, die nur nach ausländischen Gesetzen verboten sind, mitwirkt. Ungeheuerlich war ferner der Prozeß, weil nur einer der Angeklagten überhaupt ein paar Brocken Russisch verstand. Aber da erklärt man, daß es auf den Inhalt der einzelnen Schriften gar nicht ankomme! Die Angeklagten wußten lediglich von dem Inhalt der Schriften, die sozialdemokratisch, also nur im Sinne des russischen Rechtes revolutionär waren. Der dolus eventualis trieb da eine Blüte wie noch nie: Es sei gleichgültig, ob die einzelnen Angeklagten hochverräterische Schriften verbreitet hätten, wenn sie nur überhaupt dieser Gemeinschaft angehört haben, von der einige solche Schriften verbreitet hätten. Muß das Ansehen des deutschen Rechtszustandes nicht leiden, wenn so etwas geschieht?

Ungeheuerlich geradezu war die Leichtfertigkeit unserer Behörden: auf Grund falscher Übersetzungen, die freilich das amtliche Siegel des russischen Generalkonsuls deckte, ordnete der Staatsanwalt die Beschlagnahmung der Schriften an! Daß der Wortlaut entscheidender Gesetze von dem Generalkonsul in drei verschiedenen Übersetzungen vorgelegt wurde, hätte die Staatsanwaltschaft stutzig machen sollen. Die verdammte Pflicht und Schuldigkeit des Justizministers,

der die amtlich übersetzte Ausgabe des russischen Strafgesetzbuches kannte, wäre es gewesen, der Staatsanwaltschaft klipp und klar zu sagen: Sie arbeiten mit falschen Paragraphen. Jetzt schiebt man den Referenten vor, der seine Reise antreten wollte. Das Justizministerium konnte also nicht einmal einen Vertreter stellen! Den Verteidigern wurde zum Durcharbeiten einer Anklageschrift in 222 mit der Schreibmaschine geschriebenen Seiten nur fünf Tage gegeben (!!). Einer der Verteidiger verlangte einen Monat und ist abschlägig beschieden worden. Ich habe noch nie erlebt, daß ein Gericht sich mit solcher Leichtigkeit über Tatsachen hinwegsetzte. Nur so konnte die Verurteilung in der Frage der Geheimbündelei erlangt werden.

Unerhört war es, daß zum Vorsitzenden in diesem Prozeß ein Mann ernannt wurde, der erst ganz kurz vorher von dem Posten eines Staatsanwalts in Erfurt nach Königsberg versetzt war, und der in seiner Tätigkeit als Staatsanwalt die allergröbsten Angriffe gegen die Sozialdemokratie gerichtet hatte.

Es ist ganz klar, daß man aus hochpolitischen Erwägungen heraus Rußland mit dem Prozeß hat einen Liebesdienst erweisen wollen. Zum Dank ist man von Rußland geradezu mit Fußtritten regaliert worden. Auf Anfragen erfolgte wochenlang keine Antwort, selbst telegraphische Anfragen blieben von den russischen Behörden unbeantwortet. Hat man von deutscher Seite gegen diese schallenden Ohrfeigen irgendwie demonstriert? Nein, man steckt all den Schimpf ein (Abg. Bebel: Pour le mérite!) und brüstet sich noch als Repräsentant der nationalen Ehre. — Erst wird für die angebliche Kollusionsgefahr kein Grund angegeben und dann muß sie selbst wieder als Grund für einen Fluchtverdacht herhalten. Als weiterer Fluchtverdacht gilt die Nähe der russischen Grenze! (Große Heiterkeit im ganzen Hause.)

Wohlgemerkt: „im ganzen Hause", nicht etwa nur auf den Bänken der Linken. Bedarf es da noch eines weiteren Kommentars?

* * *

Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären: — man könnte versucht sein, dieses Wort auch auf den Königsberger Prozeß anzuwenden. Hat er doch ein Nachspiel im Gefolge gehabt, das nach mehr als einer Richtung hin recht unerfreuliche Betrachtungen auslöst. Der Redakteur des hannoverschen „Volkswillens" hatte den Prozeß in einem satirischen Aufsatz behandelt, der ihm eine Anklage wegen — Gotteslästerung einbrachte. Im ersten Verfahren von der hannoverschen Strafkammer freigesprochen, wurde er im zweiten zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Dies geschah, trotzdem zwei angesehene hannoversche Geistliche, Chappuzeau und Dörries, als Zeugen ausgesagt hatten, daß sie in dem Artikel das Gegenteil einer Gottes-

lästerung fänden. Aber zwei andere hannoversche Geistliche, die der Staatsanwalt noch während der Gerichtsverhandlung laden ließ, erklärten, daß die belasteten Stellen den Namen Jesu mit Hohn und Spott überschütten und sie deshalb in ihren heiligsten Gefühlen verletzten.

In der „Christlichen Welt" nimmt nun einer der zuerst berufenen Zeugen, der Pastor Dörries, das Wort zu jenem Urteil. Redakteur Westmeyer sei zu Unrecht verurteilt worden. Es wäre auch das erstemal, daß von seiten eines Sozialdemokraten Jesus gelästert worden wäre: —

„In einem Feuilletonartikel, Galläpfel überschrieben, hatte der Verurteilte verschiedene Ereignisse der jüngsten Vergangenheit satirisch beleuchtet, darunter auch den Königsberger Prozeß.... Um dies Gerichtsverfahren zu kennzeichnen, fingierte Redakteur Westmeyer einen Prozeß, den die Kaiserin-Witwe von China gegen ‚Martin Luther, Aufenthalt unbekannt', beim Königsberger Landgericht anhängig gemacht habe. Er ließ sie gegen Luther ähnliche Anklagen erheben, wie die russische Regierung gegen die im Königsberger Prozeß Verurteilten erhoben hatte, und zog dabei auch in einer für seinen Zweck sehr geeigneten Weise den Namen Jesu mit herein. Das ergab freilich manches schwere Wort, wenn auch nicht annähernd so arge, wie sie z. B. in Haeckels Welträtseln sich finden, gegen die doch bis jetzt — behüte uns auch der liebe Gott davor! — noch kein Staatsanwalt eingeschritten ist, obwohl sie Ärgernis genug erregt haben. Hier aber war alles ganz offensichtlich nicht im Sinne Westmeyers selbst, sondern im Sinne der heidnischen chinesischen Kaiserin geredet. Wer nur irgend die Worte recht verstand, und sie waren wirklich bei einigem Nachdenken unschwer zu verstehen, der mußte sich sagen, daß hier etwas Absurdes, Unerhörtes, Undenkbares geschildert werden sollte. Redakteur Westmeyer wollte den Königsberger Prozeß als etwas hinstellen, das eigentlich nicht hätte vorkommen dürfen. Er wollte zeigen, zu welch unvorstellbaren, nein, zu welch empörenden Konsequenzen ein solches Verfahren führe. Dann konnte er also die Personen seines fingierten Prozesses gar nicht hoch genug wählen. ‚Macht es euch klar!' so wollte er seinen Lesern sagen. ‚Selbst die unanfechtbarsten, ja selbst die heiligsten Namen sind nicht mehr sicher, wenn die Grundsätze, nach denen der Königsberger Prozeß entschieden worden ist, maßgebend sein sollen.' Es liegt also unseres Erachtens das gerade Gegenteil von Gotteslästerung vor. Westmeyer konnte schreiben, was er geschrieben hat, auch wenn er mit tiefer, frommer Verehrung zu Jesus aufblickt. Mit absoluter Sicherheit ist aus seinen Worten zu schließen, daß er groß von Luther und Jesus denkt, daß ihm beides Personen sind, die mit Recht im allgemeinen Ansehen stehen. Jeder, der seine Worte mit einigem Nachdenken liest, muß dies daraus entnehmen. Denn sonst haben seine Worte überhaupt keinen Sinn.

„Der Verteidiger Westmeyers stellte durch wenige Fragen fest, daß

beide Herren die ganze Sache nicht verstanden haben. Es war begreiflich. Sie lasen den Artikel heute (d. h. wohl im Gerichtssaal) zum erstenmal! Sie hatten nur Zeit, ihn flüchtig zu lesen. Sie lasen ihn unter sehr erschwerenden Umständen. Und der Artikel war vor einem Jahre geschrieben. Die Dinge, von denen er handelte, lagen weit zurück. Ja, sie waren dem einen von ihnen überhaupt nicht bekannt geworden, auch nicht vor Jahresfrist. Aber was gab ihnen dann das Recht zu so harten Worten?

„Der Staatsanwalt freilich hat nicht so gefragt. Für ihn war die Aussage der beiden Geistlichen eine weitere Unterlage für seine Anklage auf Gotteslästerung.... Er betonte sehr nachdrücklich und ausführlich, ein Zeitungsartikel werde erfahrungsgemäß nur flüchtig gelesen. Der Schreiber könne nicht erwarten, daß seine Leser über seine Worte noch groß nachdächten. Was heißt das? Das heißt doch: ein Zeitungsschreiber muß so schreiben, daß er nicht mißverstanden werden kann. Mag er seine Worte gemeint haben so gut und fromm er will, wird er mißverstanden, so ist er strafbar, wenn das Mißverständnis auch nur bei flüchtigem Lesen möglich ist. Er wandert für dies Mißverständnis ins Gefängnis. Er kann nicht verlangen, daß man seine Worte zweimal liest. Wir sind der Meinung, er kann verlangen, daß man seine Worte zehnmal liest, ehe man ihn der Gotteslästerung zeiht. Er kann verlangen, daß man seine Worte so oft, so sorgfältig und mit so ernstem Nachdenken liest, daß man überzeugt sein darf, sie bis auf den Grund verstanden zu haben, ehe man einen so schwerwiegenden, beschimpfenden Vorwurf gegen ihn erhebt....

„Allerdings, für die Ausführungen des Staatsanwalts ist das Gericht nicht verantwortlich. Aber in der Hauptsache hat es sich doch seiner Anschauung angeschlossen.... Wir sind sehr weit davon entfernt, den Richtern irgend welchen Vorwurf zu machen. Sie haben zweifellos nach den üblichen Rechtsnormen geurteilt. Aber gerade diese Rechtsnormen sehen uns so wunderlich befremdend an....

„Wir können unter den inkriminierten Ausdrücken des Angeklagten zweierlei unterscheiden. Einmal solche, die nach unserer Auffassung an sich nichts Beschimpfendes an sich haben und nur vor dem Namen des Herrn ungewohnt klingen. Der Angeklagte hatte sie gewählt, den einen, weil die Kaiserin von China, in deren Sinne er redete, Jesus nur vom Hörensagen kennt, den anderen, weil er seinen Ausführungen einen juristischen Zuschnitt geben, sie gleichsam zu einem Auszuge aus irgendwie ihm zugegangenen Gerichtsakten machen wollte. Was zunächst diese anbetrifft — ja wie soll man nun davon reden? Ob wir auch angeklagt werden, wenn wir sie wiedergeben? Nun, jedenfalls kann man doch wohl, sogar auf der Kanzel, auch sonst in jeder christlichen Versammlung in ganz ähnlicher Weise etwa so sagen: Da hat einmal ein Mann gelebt in alter Zeit, wie hieß er doch nur? ich glaube, er hieß Jesus. Es ist allerdings schon lange her, und es

war in einem verborgenen Erdenwinkel. Er war ein seltsamer Mann. Er zählte nicht zur ‚guten Gesellschaft'. Wer etwas auf sich hielt, der hielt sich fern von ihm. Sein ganzer Anhang war ein kleiner Haufe aus den untersten Schichten des Volkes. Ja mit den Zöllnern und Sündern, mit den Geächteten und Gebrandmarkten verkehrte er. Denkt euch, er hat den Frommen und Guten, den Untadeligen und Makellosen ins Angesicht gesagt: ‚Die Zöllner und Huren sind dem Himmelreich näher als ihr!' Kann man nicht so sagen auf der Kanzel? Unter Umständen sehr wirkungsvoll? Und es ist jedenfalls einigermaßen ähnlich geredet, wie der Verurteilte geredet hat.

„Und nun ein Ausdruck, wie er unzählige Male in Gerichtsakten gebraucht wird, um nicht immer wieder die nähere Bezeichnung einer Person, ihre Titel und Würden wiederholen zu müssen. ‚Der pp. Christus' — nein, so wird man wohl nicht leicht sagen auf der Kanzel. Freilich, schlechterdings unmöglich wäre auch das nicht. In einem Gerichtsverfahren! Unser Heiland ist schon oft von den Menschen gerichtet worden! Jesus auf der Kanzel vor Gericht gerufen, um ihn, genau so wie es hier der Angeklagte getan hat, erst recht zum Richter der Menschen zu machen! Ob es nicht ein temperamentvoller Prediger, ein Prediger von Gottes und nicht der Menschen Gnaden, schon einmal getan hat? Aber nun fragen wir, bedeutet solch ein Ausdruck, der in Gerichtsakten ganz allgemein üblich ist — und wir sagen nochmals, fingierte Gerichtsakten wollte der Angeklagte ausschreiben — bedeutet er eine Beleidigung? Wir haben bisher gedacht, es wäre nichts weiter als eine Abkürzung. Oder wird er vom Regierungsrat aufwärts nicht mehr gebraucht? Dann, aber auch nur dann ist er eine Beschimpfung. Dann aber auch in jedem Falle, wo er angewendet wird. Dann muß er verschwinden, aber vor allem verschwinden aus den Gerichtsakten. Aber solange er dort seinen Platz hat, solange er dort, auch vor sehr achtbaren Namen gebraucht wird, kann er unmöglich eine Beschimpfung sein.

„Nun aber die zweite Klasse von Ausdrücken. Gewiß, der Angeklagte hat auch Worte gebraucht, die ohne jeden Zweifel an sich beschimpfender Natur sind. Aber ist der bloße Gebrauch solcher Worte strafbar? Auch wenn man sie ganz offenbar nicht im eigenen Sinne, sondern im Sinne eines Fremden, eines Gegners gebraucht? Sobald nur irgendwie die Möglichkeit des Mißverständnisses besteht, die Möglichkeit, daß ein frommes Gemüt, das den eigentlichen Sinn des Gesagten nicht sofort begreift, daran Anstoß nimmt? Wie lesen wir doch in den Evangelien? ‚Er hat das Volk erregt!' so sagte man von Jesus. ‚Er verbietet, dem Kaiser den Schoß zu geben! Er hat sich zum Könige gemacht! Er ist wider den Kaiser!' Noch viel Schlimmeres ist ihm vorgeworfen! ‚Wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist! Er ist ein Fresser und ein Weinsäufer! Er ist der Zöllner und Sünder Geselle, d. h. er macht sich mit ihnen gemein, er ist ihresgleichen! Er hat Gott gelästert!

Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel! Sagen wir nicht recht, daß du ein Samariter bist und — hast den Teufel!' Kann man Schlimmeres überhaupt noch sagen? Und davon muß doch nun gesagt werden! Sehr ausführlich kann und muß davon auch in der Kirche und sonst in christlichen Versammlungen gesagt werden! Über jedes einzelne dieser Worte läßt sich eine ganze Predigt halten! Und wie soll man davon reden? Trocken und langweilig, jedes Wort kühl abgewogen, daß jedes Mißverständnis von vornherein unmöglich ist? Wie kann man über solche Worte so reden? Darf man nicht Jesus schildern, wie er seinen Gegnern erschien? Also ihn schildern als ‚Aufrührer', als ‚Hochverräter', als ‚Gotteslästerer', als ‚Fresser und Weinsäufer', als ‚vom Teufel besessen'? Und nun sitzt da unten einer, der das falsch versteht, der daran Anstoß nimmt. Wenn er dann hingeht und die Verletzung seines religiösen Gefühls zur Anzeige bringt, dann — wird er kaum einen Staatsanwalt finden, der die Anklage erhebt. Findet er aber doch einen, der ebenso töricht ist als er selbst, so wird er sich in der Gerichtsverhandlung dem öffentlichen Gelächter aussetzen. Denn da es sich um Pastor und Kanzel handelt, liegen die Dinge so klar, daß nur Verbohrtheit hier Gotteslästerung wittern könnte.

„Soll aber der Pastor ein Recht auf ‚Gotteslästerung' genießen, das dem Zeitungsredakteur verweigert wird? Nein, wenn Herr Westmeyer schuldig war, dann ist auch der Pastor, der dasselbe tut, unweigerlich dem Gefängnisse verfallen und erst recht auch seines Amtes verlustig. Denn es ist doch selbstverständlich, daß ein Pastor vor Gericht nicht anders behandelt werden kann als ein Zeitungsredakteur. Es treffen ja auch bei ihm alle Bedingungen zu: er hat öffentlich geredet. Er hat Worte gebraucht, deren beschimpfender Charakter ihm völlig bewußt war. Er hat vielleicht sogar nach solchen beschimpfenden Worten gesucht und sie gehäuft. Und er hat auch Anstoß gegeben. Er hat wirklich fromme Gefühle verletzt. . . ."

Konnten Staatsanwalt und Richter solche Betrachtungen nicht selbst anstellen? Lagen sie ihnen so weltenfern, daß sie notwendig Gotteslästerungen sehen mußten, wo zwei angesehene, völlig einwandsfreie Geistliche das Gegenteil sahen? Genügte deren Zeugnis nicht? Wurde durch dieses Zeugnis allein nicht schon der Beweis geliefert, daß mindestens ein Dolus nicht vorzuliegen brauchte? Wenn es darauf ankäme, Leute ausfindig zu machen, die aus Mißverstehen und Befangenheit Böses wittern, wo der Unbefangene nur einen erlaubten Zweck mit erlaubten Mitteln findet, dann wäre wohl niemand, und insbesondere kein Schriftsteller und Publizist, vor Strafe sicher. Wie nun, wenn auch die zwei anderen Zeugen zu Gunsten des Angeklagten aussagten, hätten dann noch weitere geladen werden müssen? Und wie viele? Und warum mußte das Zeugnis der später geladenen schwerer ins Gewicht fallen, als das der erst geladenen? So viel Fragen, so viel ungelöste Rätsel!

* * *

Auf der einen Seite ehrenhafte Männer, die nach dem Laienverstande überhaupt nichts verbrochen haben, oder doch nur im Kampfe für eine Überzeugung nicht vorsichtig genug in der Wahl ihrer Ausdrücke und nicht bedacht genug auf die Sicherheit der eigenen Person waren. Auf der andern wahre Bestien, von der die Menschheit gänzlich zu befreien nur verdienstlich wäre. Und die Strafen für beide Kategorien von „Verbrechern“? Wehe dem Ehrenmanne, der im Dienste einer guten Sache kühn genug ist, seine Person dem Strafgesetzbuch auszusetzen. Heil dem Halunken und Spitzbuben, dem gemeinen Schuft, der aus niedrigsten Instinkten niedrigste Verbrechen verübt und das mit einer souveränen Verachtung und Verhöhnung der Staatsgewalt —: er findet milde Richter, so milde Richter, daß solche Milde eigentlich schon zu den Befugnissen der göttlichen Gnade gehören sollte!

Ein Beispiel für viele. Wegen wörtlicher und tätlicher Beleidigung, Bedrohung und gefährlicher Körperverletzung war der Arbeiter Hermann Sch. angeklagt. Am 26. Juni v. J. gegen 11 Uhr wollten die Arbeiterinnen W. und B. ihre in der Provinzstraße zu Reinickendorf gelegene Wohnung aufsuchen. Kurz vor ihrer Behausung stürmte plötzlich eine Rotte halbwüchsiger Burschen auf sie zu. Der Angeklagte warf sich auf eins der geängstigten Mädchen und verging sich in unsittlicher Weise an ihr. Auf das Geschrei des Mädchens eilte der zufällig des Weges kommende Maurerpolier R. hinzu und versuchte, den Angeklagten von seinem Opfer loszureißen. Auf einen gellenden Pfiff des Sch. kam eine neue Schar Rowdys hinzu, welche sich sofort auf R. warfen und ihn mißhandelten. Das Mädchen hatte die Gelegenheit benutzt, um zu flüchten. Der Angeklagte lief ihm nach und warf es zu Boden. „Wenn du nicht ruhig bist, mache ich es so, wie es jetzt in der Zeitung steht, ich schneide dir den Hals durch und werfe dich in einem Sack ins Wasser!“ Das durch diese Worte zu Tode geängstigte Mädchen ließ die hageldicht niedersausenden Faustschläge und Fußtritte lautlos über sich ergehen. Endlich, nachdem der rohe Patron sein Mütchen an dem wehrlosen Mädchen gekühlt hatte, ließ er von ihr ab und ergriff die Flucht. Es gelang glücklicherweise, den Täter nachträglich zu ermitteln und einer „Bestrafung“ entgegenzuführen. Das Schöffengericht I verurteilte den Angeklagten zu ganzen — — vier Monaten Gefängnis!! Diese Strafe war dem Angeklagten auch noch zu hoch(!!), er legte Berufung(!!) ein. Der Berufungsgerichtshof erachtete die vom Schöffengericht erkannte Strafe als eher zu niedrig als zu hoch. Das erste Urteil wurde deshalb bestätigt und die Berufung des Angeklagten auf dessen Kosten verworfen.

Nun vergleiche man einmal die Strafe für die nur angebliche Gotteslästerung des Redakteurs mit der für ein unsagbar abscheuliches Bubenstück. Ist es nicht ein frecher Hohn auf Gericht und Richter, wenn der saubere Patron noch Berufung einlegt? Verdiente er nicht

dafür allein eine exemplarische Züchtigung? Unbegreiflich ist es, wie das Gericht zu einem solchen Urteil gelangen konnte, das doch objektiv nur geeignet ist, ihn und seine Kumpane zu neuen, herrlicheren Taten zu begeistern. Als ob ein solch verkommenes Subjekt 4 Monate Gefängnis überhaupt als Strafe empfände und nicht vielmehr — zumal im Winter — als Wohltat, als Prämie. Nur Arbeitshaus und Zuchthaus schreckt solche Bestien.

Der Fall ist leider geradezu typisch, alles Gefühl für Recht und Gerechtigkeit empört sich, wenn immer wieder die gemeinsten, aus niedrigsten Beweggründen verübten Schandtaten womöglich milder geahndet werden als etwa die an sich ehrenhafte und moralisch nur lobenswerte Entgleisung eines publizistischen oder politischen „Sünders".

* * *

Und nun noch der Strafvollzug — wie himmelweit verschieden wirkt er auf den einen und auf den andern. In der Krakauer Monatsschrift Krytyka veröffentlicht Dr. Kazimir Rakowski Aufzeichnungen aus dem Posener Zentralgefängnis Wronke. Rakowski ist wegen einiger Artikel in der polnischen Zeitung Praca, deren Verfasserschaft ihm zugeschrieben wurde, zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurteilt worden, aus der er im Dezember 1904 entlassen wurde. Er teilt u. a. mit, daß ihm beim Eintritt in das Gefängnis Kopf und Bart kahl abgeschoren wurden. Er wurde an die Strumpfmaschine gestellt und mußte täglich mindestens zehn Stunden daran arbeiten; erst später erhielt er Selbstbeschäftigung.

„Das Stiefkind unserer verbündeten Regierungen", so schreibt unser berühmtester Strafrechtslehrer, Professor Dr. von Liszt in der „Berliner Zeitung", „ist der Strafvollzug. Jahraus, jahrein verlangen die Volksvertretungen im Reich wie in den Einzelstaaten die Abstellung der schreienden Mißstände; seit einem Vierteljahrhundert werden die Männer der Wissenschaft wie der Staatsverwaltung nicht müde, die Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes zu beklagen, der die Einrichtung und Leitung der Strafanstalten dem Ermessen der Landesjustizverwaltungen oder den Ministerien des Innern preisgibt; die Klagen über nutzlose Härte und zweckwidrige Ausgestaltung der Freiheitsstrafe bilden eine stehende Rubrik in den Spalten unserer Tagespresse und die autobiographischen Schilderungen aus dem Zuchthaus- oder Gefängnisleben eine lohnende Einnahmequelle unseres Buchhandels.

„Dennoch geschieht nichts. Nur daß neue Strafanstalten nach dem bisherigen Muster gebaut werden und die Zahl der Inhaftierten sich vermehrt. Im übrigen bleibt alles, wie es war. Und als nach langer Vorbereitung die verbündeten Regierungen im November 1897 ‚gemeinsame Grundzüge' über den Vollzug der Freiheitsstrafe vereinbarten, da zeigte gerade dieser völkerrechtliche Vertrag der deutschen Einzelstaaten die ganze

Trostlosigkeit des bestehenden Zustandes; jedem ‚Grundsatz' mußte durch Beifügung eines einschränkenden ‚tunlichst' die bindende Kraft genommen werden. Die Vereinbarung war und blieb ein Schlag ins Wasser.

„Vom Regierungstisch aus pflegt man wohl den Abgeordneten, die eine reichsrechtliche Regelung des Strafvollzuges verlangen, die ungeheuren Kosten vorzuzählen, die diese erfordern würde. Es kann nicht scharf genug betont werden, daß dieses Bedenken auf einem groben Irrtum beruht. Wenn man in den siebziger Jahren die Kosten einer Reform des Gefängniswesens auf weit mehr als 100 Millionen Mark berechnet hat, so bezog sich das auf die uneingeschränkte Durchführung der Einzelhaft. Daran denkt heute niemand. Die Zellenfanatiker haben abgewirtschaftet. Wir sind uns heute klar darüber, daß kurze Strafen am besten in der Einzelzelle verbüßt werden; daß eine Einzelhaft von wenigen Jahren schon sehr ungleich auf die verschiedenen Gefangenen wirkt; daß aber die langjährige Einschließung in der Einzelzelle die körperliche wie die geistige Kraft des Sträflings bricht. Wir verlangen bei allen länger dauernden Freiheitsstrafen einen progressiven Strafvollzug, der den Gefangenen stufenweise dem Leben in der Freiheit anpaßt. Von diesem Standpunkt aus erscheint der Hinweis auf die unerschwinglichen Kosten der Reform zum mindesten als eine lächerliche Übertreibung.

„Der Grund für die Untätigkeit der Regierung liegt tiefer. Unser geltendes Recht weiß nicht, welchen Zweck die Strafe eigentlich hat. Und unsere Gefängnisverwaltung weiß es erst recht nicht..."

An anderer Stelle finden die Leser eine Schilderung des Strafvollzuges „auf Festung". Das Thema scheint in Fluß zu kommen. So berichtet ein Leser der „Straßburger Bürgerzeitung" von einem Besuche, den er in den neunziger Jahren einem wegen wiederholter Soldatenmißhandlung bestraften jungen Offizier auf der Festung Ehrenbreitstein machte:

„Ich habe mich damals schwer entschlossen, meinen Bekannten aufzusuchen, da ich fürchtete, daß er durch sein Schicksal schwer deprimiert sei, und daß mir der Eindruck meines Bekannten meine Erholungsreise verderben würde. Glücklicherweise wurde ich enttäuscht. Nachdem ich mich unten legitimiert und angemeldet hatte, wurde ich an die Zelle meines Freundes geführt. Ein junges Mädchen mit einer hübschen weißen Schürze nahm mir meine Visitenkarte ab mit der Bemerkung, die Herren seien gerade beim Mittagessen. Ich wurde aber natürlich sofort angenommen und mußte nolens volens ‚Gefängniskost' annehmen. Es war dies gerade keine ‚allzustrenge' Strafe. Erst gab es eine sehr gute Fleischbrühe, dann Filetbraten mit jungen Gemüsen, eine Zwischenspeise, Geflügel und Dessert. Dazu eine vorzügliche Erdbeerbowle und zum Schluß den unvermeidlichen Champagner!! Wir waren fünf oder sechs Herren, fünf Sträflinge und meine Wenigkeit.

Unter heiteren Witzen und Erzählungen ging die Zeit rasch vorüber. Nach Tisch führte mich mein Freund auf der Festung umher, und dann rauchten wir im Garten eine gute Zigarre. Nachdem ich mich von hier aus noch an der wunderbaren Aussicht auf den Rhein und die Mosel ergötzt hatte, ging es zurück in die ‚düstere' Zelle, wo sich die übrigen Sträflinge inzwischen zu einem Skat zusammengetan hatten. Nach einem guten Kaffee kam eine zweite Auflage, wie es schien, die verbesserte Auflage ... Bowle. Leider ließ es meine Zeit nicht zu, länger zu bleiben, denn es ging tatsächlich äußerst fidel zu."

Aber auch auf Festung gibt es „schwere Verbrecher". Ein Journalist, der im Jahre 1903 eine zweimonatige Festungshaft wegen Majestätsbeleidigung, begangen durch die Kritik einer Rede des Kaisers, verbüßte, und zwar wiederum in Ehrenbreitstein, schreibt der „Köln. Ztg.":

„Sofort nach meinem Strafantritt wurde mir offenbar, daß politische Verbrecher anders behandelt werden, denn mir wurde der Stadturlaub, der jedem Gefangenen alle neun Tage bewilligt wurde, und der sich auf je fünf Stunden erstreckt, entzogen; außerdem wurde über mich die Briefzensur verhängt und mir angekündigt, daß ich den sogenannten Kirchgang (drei Stunden) nur dann antreten dürfe, wenn ich mich von einem älteren Unteroffizier begleiten ließe. Ich habe natürlich von dieser Bevorzugung keinen Gebrauch gemacht und erreichte es, nachdem ich mich etwa drei Wochen ‚gut' geführt hatte, daß mir die direkte Empfangnahme der Briefe sowie der Kirchgang gestattet wurden."

„In ganz besonderer Beleuchtung erscheint", so bemerkt hiezu die „Köln. Ztg.", „dieses Verfahren, wenn man erfährt, wer diese Mitgefangenen waren, hinter denen dieser ‚Verbrecher' in dieser Weise zurückgesetzt wurde. Da waren verschiedene Herren, die, nach Angaben unseres Gewährsmannes, ursprünglich zu Gefängnisstrafen verurteilt, nur auf dem Gnadenwege in die Festung gelangt waren, nämlich einer, der eines Tages ‚zum Vergnügen' in einen Menschenhaufen hinein scharf geschossen hatte, ein anderer, der ‚nur' ein Delikt gegen das keimende Leben begangen hatte, und ein dritter, der in Afrika einen Negerhäuptling hatte zu Tode peitschen lassen. Zu wundern braucht man sich ja über diese Behandlung eines Pressevertreters nicht weiter. Sie entspricht nur dem in unserem ganzen Strafvollzugswesen mit schöner Konsequenz festgehaltenen Grundsatz, den Journalisten als Menschen zweiter Klasse zu behandeln. Unsere Behörden können sich eben immer noch nicht von der Anschauung freimachen, daß die Presse nur ein notwendiges Übel sei, und die Journalisten enfants terribles, die man, wo sich die Gelegenheit bietet, möglichst kräftig auf den Mund schlagen müsse, den man ihnen leider nicht ein für allemal stopfen kann. Da auf dem Verwaltungswege eine Änderung dieses Zustandes ebensowenig wie die Beseitigung der vielen sonstigen Mängel unseres Strafvollzuges

zu erwarten ist, so ist es die allerhöchste Zeit, daß endlich durch eine eingehende gesetzliche Regelung auch auf diesem Gebiete dem Grundsatz ‚gleiches Recht für alle' Geltung verschafft wird."

* * *

... Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie zuvor mit Blindheit. So viele drohende Erscheinungen, so viele Blinde an den „maßgebenden" Stellen. Wer sind denn eigentlich die Leute, die uns regieren? Nach den 90000 Mark, die in den preußischen Etat für Orden mehr eingestellt worden sind, muß ja die Kluft zwischen wirklichem Verdienst und dem offiziell anerkannten und belohnten geradezu märchenhaft wirken. Man hat oft am wenigsten davon im Gemüt, was man im Munde am reichlichsten führt. So auch unsere Zeit, die doch verschwenderisch mit dem Worte „Persönlichkeit" um sich wirft, weniger solcher, als frühere Zeiten, denen dieses Wort selten über die Lippen trat. Kein Wunder, wenn man gewisse Vergleiche zwischen einst und jetzt anstellt. So gelangte kürzlich Professor Dr. Paul Schwartz in einem Vortrag über „Die Behandlung der Zeitgeschichte in den höheren Schulen Preußens von 1789 bis 1806" zu sehr eigentümlichen und nachdenklichen Feststellungen. Der Vortragende hat im geheimen Staatsarchiv die ältesten Abiturientenarbeiten, von der Einführung des Examens (1789) an bis 1806, aufgefunden. Unter ihnen, so führte er in einer Sitzung der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft u. a. aus, ist eine beträchtliche Anzahl solcher, die sich mit den gleichzeitigen geschichtlichen Ereignissen und hervorragendsten Persönlichkeiten befassen. Trotz Wöllners Edikt blieben die höheren Schulen dem Geist der Aufklärung getreu. Die Vorgänge der französischen Revolution wurden mit Beifall verfolgt, und wenn auch die jakobinischen Ausschreitungen Abscheu erweckten, so wandte sich doch später die Neigung den Franzosen wieder zu. Ungescheut wurde die Frage erörtert, ob die monarchische oder die demokratische Verfassung vorzuziehen sei, und nicht selten wurde der demokratischen der Preis zuerkannt. Wenn anfangs die Teilnahme der Schule dem Staate zugewandt war, dessen Verfassung der demokratischen am nächsten kam —: England, so verwandelte sich später die Zuneigung in einen glühenden Haß gegen das herrsch- und habsüchtige Inselreich, der gerade 1806 seinen Höhepunkt erreichte.

Ungeteilte Bewunderung zollte die Schule dem General Bonaparte, wenn sie auch seinen Ehrgeiz tadelte, der ihn schließlich auf den Kaiserthron trieb. Seit 1795 entwickelte sich ein starkes preußisches Selbstgefühl, das von der Unbesiegbarkeit des Heeres durchdrungen war.

An den Vortrag des Professors Schwartz schloß sich eine sehr lebhafte Aussprache. Man war sich darüber einig, daß die Abiturientenarbeiten vor hundert Jahren die heutigen sowohl inhaltlich wie stilistisch überträfen, und den Lehrern und

Schülern jener Zeit ein beneidenswertes Maß von Gedankenfreiheit zugebilligt wurde.

„Beneiden", so meint hiezu die „Berliner Volkszeitung", „kann man jemanden nur um das, was man selbst nicht hat. Also entbehren nach dem Urteile berufener Fachmänner die Lehrer und Schüler von heute derjenigen Gedankenfreiheit, die man ihnen selbst unter dem traurigen Regime des berüchtigten Kultusministers Wöllner uneingeschränkt beließ! Ein gewichtigeres, zugleich aber auch niederschmetternderes Urteil ist über den Geist der Reaktion, der an den höheren Schulen Preußens hundert Jahre nach Wöllner waltet, bisher noch nie und nirgends gefällt worden. Daß die ‚patriotische' Gesinnungszüchterei, die man überall als gleichbedeutend ansieht mit der Anbetung der bestehenden Dynastien, gegenüber den wissenschaftlichen Aufgaben und Arbeiten vielfach über Gebühr vorausgestellt wird, ist oft genug getadelt worden. Die Folgen dieses einseitig ‚patriotischen' Geistesdrills können nicht ausbleiben. Daß von den Lehrern der auf ihnen lastende Druck der geistigen Bevormundung und Unfreiheit nachgerade schwer und bitter empfunden wird, ist begreiflich. Um so rühmlicher ist es allerdings für sie, daß sie sich trotz dieses Systems der Unfreiheit noch den Mut bewahrt haben, offen und ehrlich auszusprechen, wie tief und schmerzlich sie diesen Rückschritt empfinden, gegen den die Zeiten eines Wöllner als längst entschwundenes, unerreichbares, beneidenswertes Ideal gelten dürfen!"

Also: Kehre zurück, heiliger Wöllner!

* * *

Selbsttäuschung — was ist sie anderes als geistige Blindheit? Steckt man doch gerade an vielen maßgebenden Stellen in dem verhängnisvollen Irrtum, daß wie bisher es auch weiterhin gehen müsse, und, wenn es „so lange gegangen", auch „noch länger gehen" könne. „Fortwursteln" — dieser ursprünglich nur Wienerische Begriff beginnt sich auch bei uns schon heimisch zu fühlen und wird bald volles Bürgerrecht erlangen.

Schlafen und schlafen lassen — das ist so recht die Parole in gewissen staatserhaltenden, mehr oder minder „leitenden" Kreisen. Kommt aber jählings die Katastrophe, dann ist man mehr als ungehalten über solche Frechheit. Daß sie sich auch gar nicht scheute, unangemeldet in das geheiligte Gemach einzudringen, ohne zuvor ihre Visitenkarte durch den Lakaien abzugeben.

Wenn sie's auch nicht wahr haben will — auch die Katastrophe im Ruhrgebiet hat die Regierung mit kühlem Gleichmut an sich herantreten lassen. „Jeder Kritik spottet das passive Verhalten der preußischen Regierung vor der Katastrophe", so die „Berliner Volks-Zeitung". „Sie hatte die Macht, vermittelnd einzugreifen; sie konnte vorbeugen, wenn sie wollte: sie konnte auf die Zechen im versöhnlichen Sinne einwirken. Längst mußten ihr die Verhältnisse, die zur Katastrophe drängten, bekannt sein.

Statt dessen wird jetzt, da der Sturm geerntet wird, weil man Wind gesät hat, ein — Regierungskommissar entsendet, der die Lage untersuchen soll. Hat man gehört, daß am Tage der Kriegserklärung von 1870 ein Kommissar nach Paris geschickt worden ist, damit er die Ursachen des Krieges ergründe? ..."

Und vorher:

„Es ist tief bedauerlich, daß es nicht gelungen ist, die Zechen zu Verhandlungen mit den Führern der Bergarbeiter auf Grund der Essener Beschlüsse zu bewegen. Die Zechen allein haben Schuld daran, daß unter den Bergarbeitern eine Verbitterung um sich gegriffen hat, die ihnen jede ruhige Besonnenheit geraubt hat. Vergebens, daß ihnen ihre Führer zugerufen haben: ‚Streikt nicht! Ihr müßt in diesem Kampfe unterliegen! Es sind keine Unterstützungsgelder im Betrage von Millionen da, wie sie zur siegreichen Durchführung dieses Kampfes nötig sind!‘ Alles war in den Wind gesprochen. Es hat sich in den letzten Jahren in den Herzen der Bergarbeiter allzuviel Groll angesammelt, allzuviel Zündstoff ist durch die ... bekannten falschen und provozierenden Maßnahmen der Zechen zusammengehäuft worden: nun sind alle Dämme gebrochen; mit elementarer Gewalt bricht die Flut herein! Kein Halten mehr auf der ganzen Linie!

„Es wird ein Hungerkrieg werden, darüber dürfen sich die Arbeiter nicht täuschen. Ihre Führer haben's ihnen vorher gesagt. Gewiß werden aus den Arbeiterkreisen, vielleicht auch aus anderen Kreisen ganz Deutschlands Unterstützungen in das Streikrevier fließen; aber der Streikenden, die unserer Teilnahme bedürfen, sind zu viele — die Zahl geht weit über 100000 (heute schon weit über 200000. D. T.) hinaus —; zu viele wollen mit ihren Familien satt werden von den groschenweise zusammengebrachten Geldern!

„Wie der Kampf endigen wird? Möge den Arbeitern wenigstens noch so viel Ruhe und Besonnenheit bleiben, daß sie alles vermeiden, was einen Zusammenstoß mit den Polizeiorganen und mit dem Militär herbeiführen könnte! Schwer mag es den verbitterten Tausenden und Zehntausenden werden, ihren Groll hinunterzuwürgen. Aber mögen sie die Folgen bedenken, die ein Hinüberziehen dieses wirtschaftlichen Kampfes auf das Herrschaftsgebiet des kleinkalibrigen Gewehrs haben müßte!"

„Vielleicht noch niemals", schreibt die „Berliner Zeitung", „hat sich ein Ausstand so rapid von den kleinsten Anfängen zu den kolossalsten Dimensionen entwickelt. Vor zehn Tagen legten die Arbeiter auf Zeche ‚Bruchstraße‘ die Hacke nieder. Die Meldung, daß das Oberbergamt in Dortmund den Vermittlungsantrag der Arbeiter an eine andere Instanz verwiesen habe und daß die Zechenverwaltungen die geforderte Aufhebung der Seilfahrtverlängerung ablehnen werde, wirkte wie ein Signalzeichen auf die ganze Bergarbeiterschaft des Ruhrreviers. Erst vereinzelt, dann immer

zahlreicher erfolgten Arbeitsniederlegungen, wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Streikfieber von Zeche zu Zeche. Vergeblich mahnten, warnten die Führer, es gab kein Halten mehr. Und unter dem überwältigenden Einflusse der allgemeinen Stimmung der Arbeiterschaft wurde dann der Generalstreik zunächst angedroht und ist er nun nach Ablehnung der gestellten Forderungen beschlossen worden. Das Unheil hat seinen Gipfel erreicht.

„Eine so beispiellose Entwickelung konnte sich nur auf einem Boden vollziehen, der vollauf gedüngt und gesättigt war mit den Nährstoffen des Hasses und der Erbitterung.

„Die seit Jahren aufgespeicherte und in der letzten Zeit übermäßig vermehrte Unsumme des Grolles der Bergarbeiterschaft über allerlei Schikanierungen und Verschlechterung ihrer Arbeitsbedingungen drängte mit Naturnotwendigkeit zur Katastrophe. Daß viele ihrer Beschwerden gerechtfertigt sind, wird von allen unparteiischen Beurteilern anerkannt, ist selbst vom Regierungstische aus anerkannt worden. . .

„Die Haltung der Zechenbarone hat dem Faß den Boden ausgeschlagen. Soziales Verständnis, soziales Empfinden sucht man ja in jenen Kreisen vergebens. Aber man sollte doch wenigstens glauben, daß die Herren ihren eigenen Vorteil einigermaßen wahrzunehmen vermöchten. Wie leicht hätte sich das Äußerste vermeiden lassen! Selbst wenn sie zunächst alle gestellten Forderungen abgelehnt hätten, die Zusage allein, mit den Arbeitern in Verhandlung treten zu wollen, hätte genügt, um eine friedliche Beilegung des Streites zu ermöglichen. Es ist eine leere und schale Ausrede, wenn sie heute vorschützen, niemand könne ihnen, falls sie nachgäben, die Einstellung der Feindseligkeiten garantieren, da die Belegschaften der Parole der Führer erwiesenermaßen nicht mehr Folge leisteten. Ein Versuch in dieser Richtung hätte doch nichts geschadet, die Anknüpfung von Verhandlungen verpflichtet noch nicht zu materiellen Zugeständnissen. Aber sie wollten die Sache auf die Spitze treiben, sie wollten eine gewaltsame Entscheidung. Biegen oder Brechen. So wurde jedes Paktieren abgelehnt, die Anerkennung der gewählten Delegierten als der legitimierten Vertreter der Arbeiterschaft wurde verweigert, die ‚Herren' verhandeln prinzipiell nur mit ihren einzelnen Kulis, die Organisation der Arbeiter ist ihnen Schall und Rauch, existiert nicht für sie. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Unternehmertum, das selbst alle Rechte und Vorteile der Koalition in ausgedehntestem Maße für sich ausbeutet, einen derartigen Standpunkt anzunehmen wagt.

„Der Generalstreik ist von den Grubenbaronen provoziert worden in der Absicht, den Ausständigen eine vernichtende Niederlage zu bereiten. Sie hegen die Hoffnung, daß sie dieses Ziel im Handumdrehen erreichen werden, da die augenblickliche Geschäftslage und die auf-

gehäuften Kohlenvorräte ihnen selbst ein Zuwarten ermöglichten, der Mangel an gefüllten Kriegskassen den Arbeitern aber bald bedingungslose Unterwerfung aufnötigen werde. Ginge diese Erwartung selbst in Erfüllung, so bliebe eine solche Taktik töricht und frivol, weil sie eine spätere Abrechnung und Revanche mit unausbleiblicher Sicherheit heraufbeschwört. . ."

Man kann nur sagen, daß das Verhalten der Grubenbesitzer, von aller moralischen Abschätzung einmal abgesehen, auf eine Verblendung schließen läßt, wie man sie bei so klugen Geschäftsleuten kaum für möglich halten sollte. Einen friedlicheren und geduldigeren Arbeiterstand als den rheinisch-westfälischen Bergmann gibt es wohl kaum und kann es wohl auch kaum geben. Diese Lämmer zu reißenden Wölfen zu machen, dazu gehörte etwas und sogar recht viel. Man lese nur, in welch bescheidener, ja demütiger Haltung sich die Arbeiter den Grubenbesitzern nahten. Sie sprachen dem „Verein für die bergbaulichen Interessen" „ergebenst die Bitte" aus, ihm bis zum 16. Januar „gütigst" seine Stellungnahme mitzuteilen. Der Brief schloß mit den Worten:

„In der Hoffnung, daß zwischen dem Verein und den Unterzeichneten Verhandlungen zustande kommen, wodurch der jetzigen Bewegung Einhalt getan, der Friede zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wieder hergestellt und die gefahrvolle Erschütterung des ganzen Erwebslebens verhindert wird, zeichnen in vorzüglicher Hochachtung die gewählten Vertreter Effert, Kühne, Sachse, Hausmann, Hammacher, Regulski, Brzeskot."

Und auf dieses demütige Bitten erfolgt kurz und schroff die Antwort: „Wir verhandeln nicht mit euch!" „Das ist", bemerkt die „B. Z.", „derselbe Standpunkt, den schon einzelne Zechenverwaltungen den Arbeitervertretern gegenüber eingenommen und also präzisiert haben: ‚Wir können grundsätzlich die in sogenannten Volks- und Belegschaftsversammlungen gewählten Delegierten nicht als Vertreter der Bergarbeiter anerkennen. Wir schließen Arbeitsverträge, die Gedingevereinbarungen nur mit jedem einzelnen unserer Arbeiter oder mit den einzelnen Kameradschaften, können also in Erörterung über Abänderung der Arbeitsbedingungen auch nur mit diesen einzelnen Personen eintreten.' Und da der einzelne Arbeiter gegen uns nichts vermag, so tun wir, was wir belieben — könnte füglich die Fortsetzung lauten. Die Nichtanerkennung ihrer Organisation ist eine Beleidigung der Arbeiter, die, wir wiederholen es, diese am allermeisten erbittern und friedlichen Neigungen abwendig machen wird."

In seinem neuesten, kürzlich erschienenen Werke: „Des Menschen Stellung im Weltall" (Berlin, Deutsches Verlagshaus Vita, deutsch von F. Heinemann) verbreitet sich Alfred R. Wallace, der bekannte Mitbegründer der Evolutionstheorie, auch über die Abhängigkeit des Menschen von der ihn umgebenden Atmosphäre. So wichtig deren Beschaffenheit für die ganze menschliche Existenz sei, so schreckliche Wirkungen auch nur eine

leichtere momentane Verunreinigung der Luft hervorbringen könne, so groß sei andererseits die Gleichgültigkeit der Kulturvölker diesen Gefahren gegenüber. „Diese größte Sorglosigkeit", schreibt Wallace, „geht so weit, daß sie gleichgültig zusehen, wie die Gesundheit des größten Teiles ihrer Bevölkerung geschädigt, wie deren Lebenskraft herabgemindert wird durch Zustände, die sie nötigen, mehr oder minder verdorbene Luft während des größten Teiles ihres Lebens einzuatmen. Zeugen dieser verbrecherischen Gleichgültigkeit, dieser unglaublichen Sorglosigkeit und Unmenschlichkeit sind die mächtigen, immer stärker anwachsenden Städte, die großen Fabrikplätze, die ihren Rauch und die vergifteten Gase gegen den Himmel ausspeien, die zusammengedrängten Wohnungsstätten, wo Millionen ihr Leben unter den hygienewidrigsten Bedingungen gezwungenerweise hinbringen.

„Während der ganzen letzten fünfzig Jahre haben wir die unvermeidlichen Ergebnisse solcher Lebensbedingungen kennen lernen müssen, und trotzdem ist bis auf den heutigen Tag nichts von Bedeutung dagegen geschehen und nichts im Werden. In diesem schönen Land ist Raum genug und weit mehr als erforderlich reine Luft für jeden Menschen, der dort lebt, vorhanden.

„Trotzdem widmen unsere wohlhabenden gebildeten Kreise, unsere Regierungen und unsere Gesetzesmacher, unsere Religionslehrer und unsere Männer der Wissenschaft ihr Leben und ihre Tatkraft allen anderen Erscheinungen, nur nicht dieser, und doch ist dieses gerade die einzige, ganz große unumgängliche Lebensfrage für die Gesundheit und Wohlfahrt des Volkes. Und ihr sollte alles andere vorläufig untergeordnet werden. Solange dafür nicht gesorgt ist, und zwar durchaus gründlich und vollkommen gesorgt ist, so lange ist unsere Religion Stückwerk und unsere Politik weniger als nichts, etwas absolut Verächtliches, ja sie steht noch unter dem Werte dessen, was man verachtet.

„Bei der Betrachtung der wundervollen Atmosphäre in ihren mannigfaltigen Beziehungen zum menschlichen Leben überhaupt hat sich dieser Notschrei für die Kinder und für die beleidigte Menschheit meinem Herzen entrungen. Sollte sich wirklich keine Gemeinschaft von Männern und Frauen zusammentun wollen, die nicht eher Ruhe gibt, bis dieses schreiende Übel abgeschafft ist und bis neun Zehntel aller Übel, die uns jetzt quälen, zugleich mit ihm verschwunden sind? Diesem Ziele muß alles andere nachstehen. In diesem Kriege gegen Schmutz, Krankheit und Elend darf es gerade wie in einem Eroberungs- oder Angriffskriege, wo der Sieger alles vor sich niederwirft, wo das Privatrecht unter dem erklärten öffentlichen Wohl zurückzutreten hat, weder Privatinteressen noch verbrieftes Recht geben, — nur dann, aber auch dann sicher, werden wir siegen. Dieses Evangelium ist es, was man jetzt predigen sollte, bis die Völker darauf

hören und sich überzeugen. Dies sei unser Kriegsruf: Reine Luft und reines Wasser für jeden Bewohner des Reiches. Gebt eure Stimme für niemand ab, der sagt, es ist unmöglich. Stimmt nur für den, der sagt, es muß geschaffen werden. Es mag fünf, oder es mag zehn oder es mag zwanzig Jahre dauern, aber alle kleinlichen Verbesserungen, alles Reformstückwerk muß aufgeschoben werden, bis diese Grundreform ausgeführt worden ist. Erst dann, wenn wir unser Volk in den Stand gesetzt haben werden, reine Luft zu atmen und reines Wasser zu trinken, sich von einfacher Nahrung zu ernähren und unter gesundheitlichen Bedingungen zu arbeiten, sich zu erfreuen und zu ruhen, werden wir in den Stand gesetzt, und zwar zum erstenmal, darüber zu entscheiden, welche anderen Reformen notwendig sind.

„Gedenken wir doch dessen, daß wir Anspruch darauf haben, ein Volk von höchster Kultur, vorgeschrittenster Wissenschaft, größter Menschlichkeit und größten Reichtums zu sein. Da sollten wir uns schämen, zu sagen, wir sind außer stande, die Dinge so einzurichten, daß unser Volk unverdorbene und unvergiftete Luft einatmet."

* * *

... Daß es auf dieser schiefen Erde immer Mängel geben wird, daß wir alle irrende und fehlende Kreaturen sind, ist am Ende eine so banale Wahrheit, daß ihre weitausholende, mit der wichtigen Miene des Entdeckers vorgetragene Begründung mehr auf die Lachmuskeln wirkt als auf die Organe des Intellekts. Und erst recht lächerlich wirkt solche Übung, wenn sie zu dem Zweck ausgeführt wird, einer ernsthaften und ehrlichen Kritik die Lebensader zu unterbinden. Als ob es nicht — außer den unvermeidlichen ewig-menschlichen Unzulänglichkeiten — in Staat und Gesellschaft so vieles gäbe, was ohne alle überspannten Forderungen wohl vermeidlich, wohl verbesserungsfähig ist.

Keinem geistig gesunden Menschen ist es zuzutrauen, daß er seine Kritik gegen die Unvollkommenheit alles Irdischen, insbesondere der menschlichen Natur an sich, richten wird. Wer ihm dennoch solches zutraut, macht sich damit einer Unterstellung schuldig, und zwar, sofern er selbst zurechnungsfähig ist, einer bewußten. Ein anderes wieder ist der Kampf gegen Auswüchse und Schäden, deren Häßlichkeit auch ein minder empfindliches Auge, einen halbwegs normalen Geschmack beleidigen muß. Wem diese Kritik peinlich oder lächerlich erscheint, stellt sich nur selbst das Zeugnis aus, daß er über ein solches Auge und einen solchen Geschmack eben nicht verfügt. Bei so verschiedenen Voraussetzungen ist aber auch jede Diskussion überflüssig.

Nicht die triviale Selbstverständlichkeit, daß Menschen Menschen sind, also auch menschlich fehlen und irren, fordert in unseren Tagen so sehr die Kritik heraus, sondern die Verwirrung und Verfälschung der Begriffe, die immer dreistere Tendenz, auf jede Beule und jedes Geschwür ein nationales oder moralisches Pflaster zu kleben. Also

ganz das Gegenteil: statt des ehrlichen Eingeständnisses, daß etwas faul ist im Staate, ein moralisches Mäntelchen. In diesem Sinne, aber eben nur in diesem, wäre man allerdings berechtigt, von einer „Moralseuche" zu sprechen.

Nur hartgesottene Pharisäer und Philister werden sich über rein-menschliche Entgleisungen und Verfehlungen lange aufhalten. Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes. Die Kritik auch des alles Verstehenden und vieles Entschuldigenden wird immer erst einsetzen, wenn sie dreist herausgefordert wird, wenn die Werte und Begriffe umgebogen und umgelogen werden sollen, wenn statt des ehrlichen mannhaften, alle überflüssige Entrüstung entkräftenden Bekenntnisses ängstlich abgeleugnet, gleichzeitig aber die Toga unnahbarer Seelenhoheit mit antikem Faltenwurf um die Schultern geschlagen und noch gar der tragische Held gemimt wird.

Bis zu welchen Absurditäten diese Begriffsverwirrung bei uns schon gediehen ist und leider gedeihen konnte, dafür liefert der Fall Ruhstrat, vielmehr seine Behandlung in gewissen Blättern ein wahrhaft groteskes Beispiel. Was hat denn die Empörung über diesen Fall hervorgerufen? Etwa, daß Ruhstrat gejeut hat? Nur wer geflissentlich an der Wahrheit vorbeisehen will, kann darin den Hauptgrund der öffentlichen Erregung finden. Selbst damit, daß er als hoher Justizbeamter — gepokert hat, hätte man sich schließlich abgefunden, obwohl es doch ein Unterschied ist, ob ein Privatmann das Gesetz verletzt oder ein von Amts wegen bestellter Hüter des Gesetzes. Mag's drum sein. Dieses Ärgernis hätte sich wohl allmählich im Sande verlaufen. Dann aber kamen die Ruhstratprozesse, kamen die schweren Strafen, die über andere Menschen verhängt wurden, und zwar verhängt wurden, weil der Herr Justizminister nach dem Urteile nicht nur von Laien, sondern auch von Sachverständigen gejeut hatte und es nicht wahr haben wollte. Es kamen die Verhandlungen vor den „unbefangenen" Oldenburger Richtern, die über ihren höchsten Vorgesetzten zu Gerichte saßen, es kam die unbeschreibliche Behandlung der Verteidiger, es kam die Verhaftung des Zeugen Mayer an Gerichtsstelle, der doch nach seiner und so vieler anderer Auffassung vom Glücksspiel gar nicht anders aussagen konnte, ohne sich in seinen Augen eines Meineids schuldig zu machen. Das alles geschah unter den Auspizien des mit seiner ganzen moralischen und bürgerlichen Existenz an der Sache interessierten oldenburgischen Justizministers. Und alles, weil er nicht gejeut, sondern „nur" — gepokert hatte. War es da nicht — einfacher, dies schon in der früheren Verhandlung einzuräumen und von einem weiteren Verfahren abzusehen? Die moralischen Qualitäten der Biermann und Genossen kommen hier, wo es sich um Fragen des einfachen Rechts handelt, durchaus nicht in Betracht. Es handelt sich nicht um eine sittliche Einschätzung dieser Leute, sondern um ganz konkrete Rechtsfälle. Und zu alledem dann noch die jedenfalls nicht von antiker Seelengröße zeugende

Behandlung der Gattin des wegen Ruhstrat im Gefängnis sitzenden Biermann durch — eben diesen Justizminister.

Was macht nun Herr Friedrich Lange in seiner „Deutschen Welt“ aus diesem Fall? Ein antikes Heldendrama! Nichts Geringeres, in allem Ernst. Nach etlichem Gerede gegen eine angeblich in Deutschland grassierende „Moralseuche“, von der außer ihm und vielleicht seinen vereideten Bewunderern noch niemand was gemerkt hat, druckt er mit tiefer Zustimmung, aber doch einiger Beklemmung wegen der fatalen Anonymität, die folgende Einsendung eines Ungenannten ab:

Ruhstrat.

Halt aus an deinem Platz! Weich keinen Schritt!
Jedweder Mann, der's wirklich ist, muß dir
Die Hand drum drücken. Denn, wenn's Mode wird,
Zu weichen vor dem Menschen, der nichts schafft,
Der nur zerstört, der nicht etwa die Menschheit
Will besser machen — nein, o nein, der nur
Sein leckgewordnes Schiff kalfatern will
Mit Pech der Bessern: nun, dann wird die Welt
Zur Flickanstalt für Schufte. So weit sind
Wir wohl noch nicht. 's geht alle Tücht'gen an,
Die ihre Fehler haben, aber auch
Des Willens Redlichkeit, der Arbeit Drang,
Des Herzens Hingebung: wenn diese alle,
Die's ehrlich meinen mit dem Werk, jedweder
Nichtsnutz'ger Lästerzunge sollten preis-
Gegeben werden: dann sind alle Güter
Der Menschheit keinen Deut mehr wert. Denn wo,
Wo ist denn wohl ein Mensch, an dem sich nichts
Ausfindig ließe machen, ins Gericht
Mit ihm zu gehen? O du lange Reihe
Der deutschen Größen, soll das Maß gehässig
Genommen werden: jeder, der euch nicht
Das Wasser reicht, kann euch zunichte machen.
Der eine spielt, der andere hurt, der dritte
Ist voller schlimmen Argwohns. Wo viel Licht,
So hieß es einst, ist Schatten viel. Das war
Gerecht und weise. So war's, als man noch
Der eignen Brust bewußt sich war. Jetzt ist
Das anders. Denn, was schert mich eigne Brust?
Brust hab' ich nie gehabt, ich spähe nur
Nach Schmutz, ich spionier' und schimpfe frei.
Mich, mich kennt niemand recht; was ich pekziert,
Das weiß ja keiner, nicht einmal ich selbst mehr.
Drum frisch drauf los, der Einsatz meinerseits
Ist Null, der andre kann niemals an mir
Auch nur ein Fünkchen Ehre sich verdienen,

Ich aber, ich! Ich kann ihn ruinieren.
Ich will's riskieren. Ei, du dummes Wort,
Riskieren? Beinah' wär' es mir entschlüpft!
Riskieren brauch' ich ja gar nichts, das ist
Ja eben wunderschön. Was man nicht hat,
Das kann man nicht riskieren. Also, Freund
Minister, um die Ehre geht's. Ich schneide sie dir ab,
Ich halte eine Million, du kannst
Mir nichts dergleichen rauben! Das ist mein Jeu!
So spielt man in den Kreisen, wo ich heimisch.

Das also ist der deutsche Held von heute? Wäre er aber von seinem Barden auch sonderlich entzückt? Ruhstrat, auf der Walstatt des Jeutisches, von den Walküren emporgetragen in die Walhalla des „Reinen Deutschtums" — auch ein Bild für den Simplizissimus. „Hoch klingt das Lied vom braven Mann" — der Sänger von heute hat es nicht nötig, seine Begeisterung an solche moralverseuchten Stoffe zu wenden. Ihn locken höhere Aufgaben. Aber nur — anonym.

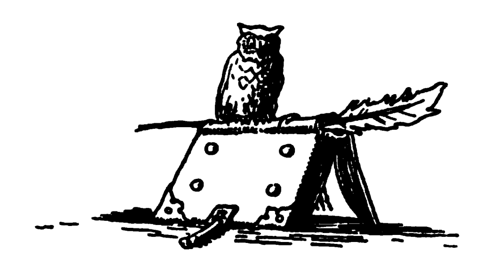
Damit die Leser sehen, daß ich nicht übertreibe, lasse ich noch die Schlußbemerkung des Herrn Dr. Lange folgen:

„Daß uns der besondere Gegenstand dieser Verse, der Name ‚Ruhstrat' nicht der entscheidende Grund zu dieser Veröffentlichung war, versteht sich nach dem allgemeinen Charakter unserer einleitenden Worte von selbst. Daß er uns aber auch durchaus nicht daran hat hindern können, wollen wir ausdrücklich bezeugen. Denn wenn nicht ein klares Bewußtsein (was wir für wahrscheinlich halten), so muß mindestens der gesunde Instinkt einer robusten und überlegenen Natur diesen Mann überzeugt haben, daß es seine Pflicht sei, so wie er ist, d. h. im Bewußtsein seiner Nachgiebigkeit gegen die Spielleidenschaft, aber auch im Bewußtsein seiner außergewöhnlich tüchtigen und für das Gemeinwohl nützlichen Eigenschaften grundsätzlich eine Brandungsmauer gegen die trübe, aus der Impotenz der ‚Vielzuvielen' emporschäumende Sittlichkeitsentrüstung zu bleiben. Darin liegt ein Heldentum, und zwar vielleicht dasjenige, das für die Zeitgenossen Bebels, des ‚Türmers' Grotthuß und des ‚Simplizissimus' das allernötigste ist."

Eine „robuste" Natur gehört allerdings dazu, solche Freundschaftsdienste ohne Schaden an seiner Gesundheit über sich ergehen zu lassen. Ich fürchte aber, auch Herr Ruhstrat wird, wenn ihm diese Leistung zu Gesicht kommt, ausrufen: „Gott schütze mich vor meinen Freunden"! So viel Geschmack traue ich ihm immer noch zu. Ich urteile also günstiger über ihn als — Herr Lange.

Wenn es Herrn Lange Spaß macht, mich in Gemeinschaft mit Bebel und dem Simplizissimus zu nennen, so will ich ihm dieses nicht eben geistreiche Vergnügen um so weniger stören, als es ihm ganz außerordentlichen Spaß zu machen scheint. Denn in der folgenden Nummer

der „Deutschen Welt“ gibt er sich ihm abermals mit innigem Behagen hin. Ein „Witz“ wird ja dadurch nicht besser, daß man ihn öfter wiederholt, aber das ist Geschmackssache, und über den Geschmack möchte ich mit Herrn Lange ganz zuletzt streiten. Ich habe also nichts dagegen, daß Herr Lange mich, so oft er nur mag, in einem Atemzuge mit Bebel und dem Simplizissimus nennt. Nicht, weil ich etwa Gesinnungsgenosse der beiden wäre. Das weiß Herr Lange so gut wie jeder ständige Leser des Türmers, und wenn er dennoch das Gegenteil behauptet, so tut er's eben wider besseres Wissen. Ich verurteile die nationalen Entgleisungen Bebels und die sozialethischen Brutalitäten des Simplizissimus — bei aller objektiven Anerkennung auch ihrer guten Seiten — gewiß nicht weniger entschieden als Herr Lange, und es fällt mir auch nicht im Traume ein, daraus ein Hehl zu machen. Ich wüßte in der Tat nicht, aus welchem Grunde ich das tun könnte? Aber es ist ganz gut, wenn Herr Lange das Manöver so oft wie möglich wiederholt. Dem Blindesten müssen ja dann endlich die Augen darüber aufgehen, was der eigentliche Zweck der Übung ist. Mit solchen Finten zu kämpfen, muß ich mir aus Gründen, für die Herrn Lange vielleicht auch das Verständnis mangelt, versagen. Schließlich wird auch dieses durchsichtige Verfahren die ihm gebührende Würdigung finden und die giftige Imprägnierung durch öftere Anwendung ihre Wirkung einbüßen. Meinerseits kann ich nur feststellen, daß ich mich völlig immun dagegen fühle. Und so wird es auf die Dauer wohl auch allen anderen nur einigermaßen unbefangen und gerecht Denkenden gehen. Auch der allzu häufig und geflissentlich geschwungene rote Lappen kann allerdings noch die kürzestgestirnten Lebewesen schrecken. Aber schätzt Herr Lange seine vereideten Getreuen nicht vielleicht doch zu niedrig ein?





Ein Festspiel im alten Eisenach.

Von

Fritz Lienhard.

Gassen und Gasthöfe von Eisenach waren überfüllt von Bauern, Bürgern und Edelherren. Das ließ sich an, als wollte die große Stimmung der Wartburg-Sängerkriege und Hermanns, des Freigebigen, wiederum in die thüringische Welt Einzug halten. Aber es war über ein Jahrhundert her seit dem unvergeßlichen Wettkampf im Sängersaal; die Stimmung der Zeit hatte sich geändert.

Es war der 24. April 1322. Der ungewöhnliche Zulauf galt einem künstlerischen Feste. Mit der Kunst hatte sich die Kirche verbündet, die sich auch hier ihres erzieherischen Berufes zu bemächtigen gedachte. Der bedeutungsvolle und in seinen Folgen verhängnisvolle Tag war der Sonnabend vor Misericordias Domini, vierzehn Tage nach Ostern. Die Eisenacher Dominikanermönche führten „auf der Rolle", zwischen St. Georgenkirche und Barfüßerkloster, vor ungezählten Zuschauern ein geistlich Schauspiel auf: das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Solche Osterfestspiele, verwandt mit den Mysterien, Moralitäten und Autos des ganzen Mittelalters, — wovon z. B. noch Calderons „großes Welttheater" einen guten Begriff gibt — knüpften an Volksfeste der naturfrischen Heidenzeit an, etwa an das Winteraustreiben und ähnliche Volksspiele. Nunmehr aber verband man mit dem geistlich geleiteten Schauspiel kirchliche Belehrung; und ganz besonders zogen Reliquien und Ablaß an, die Tags darauf, am Sonntag, ausgestellt und ausgegeben wurden.

Wo war die überschüssige Kraft, die vor hundert und zweihundert Jahren aus allen Löchern und Flicken auch der schäbigsten Kittel und Schuhe durchzubrechen pflegte, wenn das kriegerische Zeitalter zum Kreuzzug auszog und kraftvoll verwildert wieder heimkehrte?

Jene großzügige Verwilderung war zu schwungloser Roheit ermattet. Waren die Verwegenen und Idealisten im Kreuzzug gefallen? Die Kraft war versprüht; und mit ihr die ritterliche Zucht. Das Tier im Menschen hatte zu tun; das Edelmenschliche zog sich zurück. Für die Bürger, Kaufleute, Bauern waren die Stegreifritter der kleinen Bergnester eine Landplage, ebenso schlimm wie die häufigen Teuerungen. Zahlreiche kleine Fehden und Händel trugen Mord und Brand und Plünderung von Gau zu Gau. Dazu gesellte sich alle paar Jahre der düsterste Gast: der schwarze Tod, die Pest, die 1348 ganz besonders furchtbar hauste.

So war der Werktag freudlos geworden. Darum hatten die Geplagten auch zu einem rechten Sonntag keine Spannkraft mehr. Ein Fürst, der es mit seiner Pflicht ernst nahm, mußte vom Kriegsroß in den Gerichtsſessel und vom Gerichtsſessel stracks wieder in den noch warmen Sattel zu neuer Fehde. Und ob sich das auch nicht wesentlich unterschied von dem Gepräge vorhergehender Jahrhunderte, so mangelte doch den Derbheiten dieser Zeit eine Hauptsache: Frische, Schwung und Geist.

Nur das Bürgertum der geschlossenen Städte begann sich langsam in die tüchtige Epoche der Reichsstädte und der Hansa umzuwandeln.

Als einflußreichste geistige Macht jener Zeit waren die Dominikaner, die Predigermönche, tätig. Man muß bedenken, daß die damalige Kirche, seit Franz von Assisi und Dominikus wieder verjüngt, alle geistigen Kräfte mit bedeutender Anstrengung wieder in sich sammelte, alle Weisheit und Wissenschaft, die sich ja seitdem wieder abgesplittert hat. Die Mystiker jenes Jahrhunderts, die Dominikaner Johannes Tauler, Heinrich Suso, Meister Eckardt, auch der unbekannte Verfasser von „Ein teutsch Theologia", die noch von Luther herzlich geschätzt ward, lauter Männer voll Persönlichkeitsgehalt, darf man als feinste Stimmen des damaligen Geistes betrachten.

Das dogmatische Gerät der Kirche, Ablaß, Fürbitte der Heiligen, Almosenspenden und derlei Hilfsmittel, die einem noch ungeschulten Volke den Weg zu Gott erleichtern sollten, wurden von dieser innerlichen Richtung zwar nicht verworfen. Aber das alles wurde doch als minder wichtig erachtet. Ihrem Gott-Schauen und Gott-Erleben war der persönliche s e e l i s c h e Z u s t a n d die Hauptsache.

Auf das verhängnisvollste offenbarte sich diese strenge Auffassung im geistlichen Musikschauspiel „von den zehn Jungfrauen". Der Verfasser war, der sprachlichen Eigenart nach, ein Thüringer. Die theologische Auffassung verrät den Dominikaner, auch wenn man nicht wüßte, daß die Eisenacher Predigermönche — Eisenach hatte außerdem ein Franziskanerkloster — das Spiel am Fuße der Sängerburg veranstaltet haben.

Zu dieser „opera seria" kam nun auch der bedeutende Landgraf herabgeritten, der in so freudloser Zeit den stolzen Namen F r i e d r i c h d e r F r e u d i g e führte. Die Zeitgenossen hatten ihn mit dem Namen geehrt um des freudigen Mutes willen, mit dem er in seine vielen Fehden zog.

Und hier war es, wo der ungebrochene Mann durch ein leider zu hoch gespanntes Spiel bis ins Mark, ja zu Tode getroffen ward.

* * *

Unter dem Schuppen drängt sich das Volk. Noch ist die Bühne geschlossen; sie erhebt sich in drei übereinander liegenden Stockwerken. Sinnbildlich umfaßt sie die ganze mittelalterliche Welt: Himmel, Erde, Hölle. Ein Fegefeuer, jener Läuterungsort, auf den sich gedankenlose Sünder zu verlassen pflegten, war vielleicht absichtlich nirgends angedeutet. Himmel oder Hölle — entscheide dich, Kind der Erde!

Die Leiter des Stückes waren Mönche; die Darsteller, auch der Frauenrollen, Schüler.

Der Landgraf hat mit seinem Hof Platz genommen; das summende Gewoge der Neugier legt sich; Posaunen hallen in die bunt-unruhige mittelalterliche Volksmenge. Schlichte Musik beginnt; der Vorhang zum Himmel rollt auseinander; Chorgesang quillt hervor. Christus, Maria und Engel wandeln feierlichen Schrittes über die oberste Bühne. Im Wechselgesang singen sie das „Testimonium Domini", ein Psalmwort, das mit bedeutungsvoller Warnung das unwandelbare Gottesgesetz ins Gemüt ruft. Christus allein wiederholt in gesprochenem Wort den Leitgedanken des Gesungenen und stellt sich so gewissermaßen als Richter vor:

Vor mir ist kein Gott gewesen,
Nach mir wird keiner sein.
Ich bin, ich bin der Herr,
Kein Heiland ist außer mir!

Nach so machtvoller Verkündigung höchster Gewalt, die ihres Eindrucks auf die empfängliche, bedingungslos gläubige Zuschauerschaft nicht verfehlen konnte, nimmt die Himmelsgruppe ihren Platz ein.

Nun entfaltet sich der Vorhang, der bislang noch vor der „Erde" gehangen: wir sehen auf geöffneter Mittelbühne den Marktplatz einer Stadt, bedeckt mit Krambuden, eingerahmt von Häusern. Von beiden Seiten treten die „zehn Jungfrauen" auf, ihre Lämpchen tragend, geteilt in zwei Halbchöre. Diese fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen sind — nach dem bekannten Gleichnis, Matth. 25 — zur Hochzeit des göttlichen Bräutigams geladen. Singend bekennen sie sich zu den von oben so eindrucksvoll vernommenen Worten, gleichsam in irdischem Widerhall des himmlischen Chores:

Es sind die Reiche der Welt
Unsres Herrn und seines Christus worden.
Und er wird regieren
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Antwort der Engel hallt von oben diesem Bekenntnis nach: „Amen! Halleluja!"

Damit haben sich die zehn Menschenkinder ausdrücklich dem überirdischen Gerichtshof unterstellt. Himmel und Erde sind in Verbindung.

An so ahnungsvolle Eröffnung gliedert sich nun sofort die Handlung. Zwei Engel treten vor und gebieten von ihrem himmlischen Standort aus besondere Stille: denn vom lieben Gottessohn Jesus werde Bedeutsames verkündet. Und der Himmelschor singt: „Es war ein Mensch, der machte ein groß Abendmahl“. Jesus fährt mit segnend erhobenen Händen im Gesang fort:

Saget den Geladenen:
Siehe, meine Mahlzeit hab' ich bereitet...
Kommet zur Hochzeit!

Zwei Engel übernehmen den Befehl und tragen ihn auf die Erde. Auf einer Treppe, die Mittel- und Oberbühne verbindet, steigen sie nieder, schon von ferne singend:

Wachet und betet! Umgürtet die Lenden!
Tragt brennende Lampen in euren Händen!

Und zu den Gruppen der Jungfrauen gewendet, spricht einer der Engel die deutlichen und ausdrücklichen Einladungsworte:

Euch entbeut vom Himmel der reiche Gott,
Unser Schöpfer, zur Stunde
Gar liebliche Kunde:
Daß ihr alle seiet bereit
Zu seiner großen Hochzeit,
Es sei Tag oder Nacht . . .
Es soll sein eine jede Gemeine
Gar keusch und gar reine.
Sie soll tragen gewiß und schlicht
Zu rechtem Bekenntnis brennendes Licht.
So will Gott, der Bräutigam der Frommen,
Aus Liebe zu euch selber kommen.
Wenn er bereit euch sieht,
Ach wie wohl euch geschieht!
Doch wer die Bereitschaft verzaudert und spart —
Weh ihm, daß er geboren ward!

Man sieht: alles ist wunderbar plastisch; ein Volksspieldichter kann daraus lernen.

Die Himmelsboten haben gesprochen und kehren heim. Alle Jungfrauen stehen staunend und verarbeiten in lebhaftem Gebärdenspiel die vernommene Botschaft.

Rasch ist der Frommen Entschluß gefaßt. Singend geloben sie:

Wir wollen lassen nunmehr,
Worin wir sündigten vorher.
Daß wir, überfallen vom Todestage,
Nit stehn in Angst und Plage,
Nit suchen vergebens Raum zur Buße.
Dir, o Herr, fallen wir zu Fuße:
Erbarm' dich unser, wasch' uns rein!
An dir wir sündigten allein!

Die erste der klugen Jungfrauen verstärkt diese Weise in längeren gesprochenen Worten: „Ei, nun wollen wir uns besinnen“ ... Und die zweite stimmt freudig bei: „Wohlauf, die Lampen begossen!“ Das ist ihr

anschaulich zusammengefaßter Entschluß. Sie werden dem ewigen Licht entgegenwandern mit dem eigenen treu gepflegten Lichtlein.

Nicht so die Törichten. Das sind leichtfertige Spötterinnen, diesseitige Genußnaturen, die für solchen fernsichtigen Idealismus wenig übrig haben. Es ist künstlerisch und seelisch fein, daß diese vernünftelnden Zweiflerinnen nicht singen. Die erste Törichte hebt vielmehr gleich zu sprechen an, eine besserwissende Schlange im Paradiese:

Liebe Schwestern, folgt meinen Lehren:
Wir wollen uns an den Rat nit kehren.
Ich will uns einen beßren geben . . .
Gottes Gnad' ist so groß und viel,
Daß ich mich fest drauf verlassen will.
Woll'n uns des jungen Lebens freun,
Gott wird ja wohl geduldig sein!
Zur Hochzeit kommen wir alle noch! . . .
Wir wollen verspielen unsre Leiden,
Wollen uns von diesen Betschwestern scheiden,
Wollen gehen anderswohin . . .
Wir kommen wie sie zum Abendmahl
Grad' so geschwind!
Schlagt ihre Bitten in den Wind!

Willig stimmt die zweite diesem Leichtsinnsvorschlag bei:

Wollen tanzen und wollen reihen
Mit Pfaffen und mit Laien!
So freun wir uns noch dreißig Jahr,
Bis uns ergraut das helle Haar.
Wenn unser niemand mehr achtet dann,
Seht, so fangen wir ein frommes Leben an.

Tanzend und die Frömmlerinnen da drüben verspottend entschwinden die Leichtfertigen in die Gassen der Stadt. Die fünf anderen bleiben in Wehmut zurück. Leis beginnt ihr Gesang:

Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen
Und euch verfolgen und schelten euch
Und verwerfen eure Namen
Als einen boshaftigen um des Menschensohns willen.

Freuet euch alsdann und hüpfet,
Denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel!

Der Trostgesang setzt sich fort in Trostworten. Sie bestärken sich im Beharren.

Der nächste Auftritt führt wieder zu den Törichten hinüber. Hier ward jedenfalls der Pantomime viel Spielraum gelassen. Sie tanzen, werfen Spielsteine, schlafen endlich ein. Doch langsam reckt und erhebt sich eine von ihnen, eine Kassandra in nächtlich gefährdeter Stadt. „Wehe über Wehe!" hallt ihr Ruf über die schlummernden Schwestern.

Wie lange wollen wir müßig gehen?!
Wir wissen nit, wann des Bräutigams Zeit!
Wir haben — seht doch — nit bereit
Unser Hochzeitsgerät!
Wer hilft uns, wenn es zu spät?!

Die Schwestern kauern schlaftrunken, ermuntern sich aber allmählich, betrachten ihre erloschenen Lampen — diesen rasch vergeudeten Vorrat an ewigem Lebenslicht — und kommen zur Besinnung. Sie ziehen vor, mit der bisherigen Säumigkeit ein Ende zu machen und die klugen Jungfrauen um Öl zu bitten. Und so wandeln sie flehend hinüber. „Gebt uns von eurem Öle, da unsre Lampen erloschen sind!"

Aber ihre Bitte wird abgewiesen; die Klugen kommen selbst nur knapp mit dem eigenen Vorrat aus. Auch die Krämer, spät aus ihren Häusern herausgeklopft, versagen achselzuckend. Die Angst der lichtlosen Mägde steigt. Aber wieder weiß eine zu beruhigen:

Wenn jene ziehen zum Saal hinein,
So folgen ganz nahe wir hintendrein.
Kommen wir dann hinein durchs Tor,
So stößt man uns nimmer davor.
Wer dann nur den guten Willen hat,
Des Willen nimmt man für die Tat. . . .
Da uns das Öl nun nit mag werden,
Ei, so setzen wir uns hier auf die Erden,
Ruhen wohl eine gute Weile,
Wir haben ja noch keine große Eile! . . .

Leichtsinn siegt: sie verscherzen und verspielen die Zeit!

Und jetzt naht das Verhängnis. Vom Himmel her, von vielen Engeln begleitet, zieht in erhaben-schönem Zuge herab der göttliche Bräutigam. Freudig empfangen den Sohn Gottes die fünf klugen Jungfrauen unter dem bedeutsam, ja furchtbar wiederholten Leitmotiv, das wir zu Anfang vernommen haben:

Es sind die Reiche der Welt
Unsres Herrn und seines Christus worden,
Und er wird regieren
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Unter reichlichen Wechselgesängen, wobei sich Christus und Maria beteiligen, steigen die Seligen empor in den Himmel, wo sie sich zum großen Abendmahl an die Tafel setzen.

Und die Törichten? Die sind so vertieft in ihr Treiben, daß sie den ganzen Vorgang kaum bemerken. Jetzt erst werden sie inne, daß die Klugen fort sind! Sie rennen in den Vordergrund, sie erblicken auf der zurückliegenden oberen Bühne das himmlische Mahl, sie sehen die Tore nach oben verschlossen! Da erhebt sich erschütternde Wehklage. Die ganze Wucht der Dichtung liegt auf dem nun folgenden Teil des gefühlstiefen Schauspiels.

Tue auf, o Herr, dein Tor!
Wir gnadenlosen Jungfraun stehn davor!
Wir bitten dich, lieber Herr, auf den Knieen,
Wollest deine Gnade uns nit entziehen!

Unbarmherzig aber antwortet von oben die Stimme des Heilands der nunmehr aus einem gütigen Gastherrn zum strengen Richter geworden:

Wer die Zeit der Reue versäumet hat, Kommt der vor mein Tor zu stehen,
Nie Buße für seine Sünden tat — Einlaß kann ihm nimmer geschehen.

Wieder Wehklage von unten, diesmal an Maria:

Weil Gott uns Gnade hat versagt,
So bitten wir die reine Magd,
Mutter aller Barmherzigkeit,
Daß sie sich erbarm' über unser Herzeleid!
O bitte deinen Sohn für uns Armen,
Daß er sich unser woll' erbarmen!

Ihr Flehen wird Gesang; sie liegen ausgestreckt an der Erde und singen:

Jungfrau, Mutter, nimm zu Herzen
Unser Leid und unsre Schmerzen!

Und Maria, die Mutter Gottes, wird von so viel Seelenschmerz bewegt. Zaghaft naht sie sich dem göttlichen Sohne, kniet vor ihm nieder und spricht:

Herr und Sohn, da ich dich gebar,
Weder Palast noch Haus mir war —
Nichts als Armut.
Das litt ich alles dir zu gut.
Ich hatte um dich Sorgen, das ist wahr
Mehr denn dreiunddreißig Jahr.
Sieh, liebes Kind, das lohne mir:
Erbarme dich der Armen hier!

Christus aber — „Kämst du auch mit allen Engeln überein, so könntet ihr doch keinen Sünder befrein!“ — Christus bleibt unerbittlich.

Hier machen wir Halt. Ist denn das noch mittelalterliche Theologie?! Wie, auch die Fürbitte der Engel und der heiligen Jungfrau vermögen nichts? Ist das nicht „Ketzerei“? — Und auch rein menschlich sehen wir des Ergreifenden mehr als genug. Da sind bitterlich weinende Mädchen, deren Schlechtigkeit uns nur andeutungsweise oder sinnbildlich, daher nicht eigentlich abstoßend, bekannt geworden. Ihr Leiden aber und ihre Strafe erleben wir nun in ganzer gegenwärtiger Stärke. Und oben sehen wir triumphierende und fröhliche Jungfrauen, von deren Tugend wir gleichfalls nur sinnbildlich Kunde bekamen. Und so wirken Lohn und Strafe viel zu unmittelbar und heftig. Und vollends Jesus, den Bringer verstehender und verzeihender Liebe, der so groß und gut vor jener todbedrohten Ehebrecherin stand: ihn sehen wir unerbittlich hart.

Schon ist unser religiöses Empfinden bis an die Grenze auf die Probe gestellt. Schließt jetzt euer Spiel! Entlaßt uns mit heilsamer Mahnung — und wir gehen ernst und besinnlich unserer Wege.

Aber der Dominikanerdichter, der unleugbar über dichterische Kraft verfügte, setzte jetzt erst mit der schauerlichsten Wirkung ein.

Der bislang geschlossene Vorhang der untersten Bühne rauscht auseinander: die Hölle tobt hervor! Die Teufel Luzifer und Beelzebub springen heraus und rufen in den Himmel hinauf: Herre, du gelobtest, daß du recht wollest richten!

Tu's nun, daß die verfluchte Schar
Ohn' Urteil in die Hölle fahr'!

Und der Herr bestätigt die Forderung.

Recht Gerichte soll geschehen,
Die Verfluchten müssen von mir gehen!

Drob freut sich die höllische Sippschaft. Nach einem Zwiegespräch zwischen Himmel und Hölle — wobei Christus mit Zorn feststellt, daß der Teufel es ist, der die armen Jungfrauen verblendet hat: eine geschickte Ablenkung des Dichters! — tauchen die höllischen Gesellen auf der Erde auf. Noch einmal ergreifende Bitten der Jungfraun, noch einmal Fußfall Marias — aber Christus bleibt unerweicht. Es klingt wie eine Bußpredigt jener derberen Zeit, wenn nun der Heiland aus den Himmeln ruft:

Geht, ihr Verfluchten an Seel' und an Leibe!
Von mir hinweg ich euch vertreibe.
Geht in das Feuer, das bereitet ist
Dem Teufel und seinem Genist!
Sünder, hinweg von mir!
Trost und Gnade versag' ich dir.
Von meinen Augen dich abkehr',
Mein Antlitz leuchtet dir nimmermehr.
Von meinem Reiche scheide,
Das du zu großem Leide
Aus eigner Schuld verloren hast:
Trage nun selbst der Sünden Last!
Geh hin und Ach und Wehe schrei,
Heil heut und nimmermehr dir sei!

Mit Ketten klirren die Teufel; die Jungfrauen reißen sich die Kränze vom Haar, zerschlagen die Brust, werden gepackt und gefesselt. Und nun klingt, wuchtig und wortreich, das Stück in langen, langen Klagen aus — in Klagen an die Zuschauer, denen die Teufel die Verfluchten vorführen, in gesprochenen Klagen, und zuletzt, in umfassendem Finale, in wehklagendem Chorgesang, dessen mächtige Strophe an die Nibelungenstrophe erinnert.

Nu hebet sich groß Schreien und Weinen immerdar.
Gott hat uns verfluchet, er stieß uns von sich gar.
Wir haben ihn erzürnet, uns wird nimmer Rat.
Drum laßt euch Lieben unsrer Not erbarmen, wir ziehn des Kummers Pfad.

So die erste; und der Chor antwortet:

O wehe und o weh!
Daß wir Jesum Christum schauen nimmermeh'!

Und weiter singen sie, einzeln, in großem Umzug, mit dem einen wehen Grundton: „Nu traget alle Leiden, die noch auf Erden sind! Es will uns keine Sühne geben Marien Kind!“ Bis die Schlußstrophe hallt:

Ihr Freunde und Verwandten, gebt nur kein Sühngeld her,
Nicht Spenden und nicht Gaben — das alles hilft nicht mehr!
Was man uns Gutes täte, das wäre gar verlor'n.
Der Tod mehr hälfe als ein Seelgeräte — wir han verdienet Gottes Zorn.

Und der Chor antwortet in verhallendem Gesang aus der Tiefe der Hölle:

Drum sind wir ewiglich verlor'n! ...

So verklang das furchtbare Spiel. . . .

Da sprang der Landgraf Friedrich der Freudige von seinem Sessel auf — und mit lauter Stimme rief der erschütterte und vor ratlosem Zorn bebende Fürst auf die Bühne: „Was ist denn alsdann der Christen Glaube, was ist dann unsre Hoffnung, hilft es nichts, daß die Gottesmutter Maria und alle Heiligen Gottes für uns bitten?! Wozu dienen wir ihnen denn?! Warum sollen wir sie denn ehren, wenn wir nicht Gnade durch ihre Fürbitten erwerben?!“ Und verließ den Saal und ritt in höchster Erregung auf die Wartburg zurück und „war zornig wohl fünf Tage“. Und die Gelehrten kamen und konnten den gradsinnigen Fürsten nicht beruhigen, und die Kapläne und Mönche deuteten ihm die Schrift, daß ja das alles erst vom jüngsten Tage gelte. Es war umsonst. Am fünften Tage traf den erbitterten Recken der Schlag. Halbseitig gelähmt und der Sprache beraubt lag er hilflos auf seinem Lager.

Zweiundeinhalb Jahre dauerte das qualvolle Siechtum Friedrichs des Freudlosen. Dann erlöste ihn ein sanfter Tod, am 16. November 1324.

* * *

Friedrich der Freudige! ... Man hat den Südlandsflug der Hohenstaufen, die sich mit der Kulturwelt des Mittelmeers so hartnäckig auseinandergesetzt haben, viel bewundert und viel gescholten. Landgraf Friedrich der Freudige, der mit herrlicher Ausdauer nur um sein angestammtes Thüringen stritt, war ein letzter Hohenstaufe, ein Enkel des Kaisers Friedrich II.: denn dessen Tochter Margaretha war Friedrichs Mutter.

Sonderbar feindseliges Geschick, unbarmherzig wie der Christus dieses Spiels, verfolgte die Staufen und rottete sie aus. Barbarossa war im Kalykadnus ertrunken; Heinrich VI. verwelkte frühe; Philipp von Schwaben ward ermordet; Friedrich II. starb nach gewaltigen und nutzlosen Kämpfen im Sarazenenbezirk, den Deutschen entfremdet; Enzio verkam im Kerker zu Bologna; Konradin auf dem Schafott zu Neapel.

Schon Friedrichs Mutter hatte nur Leid erfahren. Nach fünfjähriger Ehe mußte die junge Landgräfin in einer Juninacht von der Wartburg fliehen, weil sie den Roheiten ihres ehebrecherischen und verschwenderischen Gatten (Albrechts des Entarteten) nicht länger gewachsen war. Sie starb

zwei Monde danach an gebrochenem Herzen. Bei ihrem Abschied soll die Mutter ihren Liebling Friedrich so krampfhaft geküßt haben, daß ihm ein Mal in der Wange blieb. Der Volksmund nannte ihn darum auch „Friedrich mit der gebissenen Wange“.

Unter solchem Stern stand dieses Hohenstaufen Lebenswerk. Sein erster Feind war der eigene Vater. Diesem galten die frühesten Fehden der verbündeten Söhne. Kaum übersehbare Gefechte, Hinterhalt und Überfall, Gefangenschaft und Loskauf, Verträge und Vertragsbrüche lassen durch Jahrzehnte diese Ritter nicht zur Ruhe kommen. Thüringen ist — wie ganz Deutschland — heillos zerrüttet. Einmal wird Friedrichs Bruder Diezmann in das Wartburgverließ geschleppt; ein andermal gerät der Vater in Gefangenschaft der Söhne. Dann mischt sich der deutsche Schattenkönig in diese inneren Händel, und zwar mit Rechtsgründen: denn der alte Landgraf hat ihm, über die erbberechtigten Söhne hinüber, sein Thüringen verschachert. Raubzüge des Königsheeres werfen Schrecken über Dörfer und Klöster: — bis in blutiger Schlacht bei Luka Friedrich und Diezmann die königlichen Söldner zerschmettern und sich ihr angestammtes Erbrecht erkämpfen. Aber gleich danach wird Diezmann meuchelmörderisch erstochen. Friedrich kämpft allein weiter. Fast unglaublich sind die abenteuerlichen Wechselfälle dieses Heldenlebens. Einmal reitet er nur mit einem Knecht und drei Pferden, als ein Fürst ohne Land, eine Zeitlang über die Heide; um seine gefangenen Ritter zu retten, hat er auf seine Markgrafschaft verzichtet. Ein andermal wird er vom Landgrafen von Brandenburg abgefangen und nach Tangermünde verschleppt. Mit Erfurt, mit Eisenach setzt es Rauferei und Hader. Aber zuletzt darf er, siegreich auf der Wartburg thronend und als alleiniger Herr geachtet, nachdem sich der schlaffe Vater nach Erfurt zurückgezogen hat, sein „Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen“ als Unterschrift unter seine Verfügungen setzen.

Über alledem war Friedrich ein alter Mann geworden. Fünfundsechzig Sommer hatte der Recke hinter sich, als er zu jenem anscheinend harmlosen Festspiel hinunterritt, das man füglich als eine abschließende Dank- und Siegesfeier hätte betrachten sollen. Die Zeitgenossen stimmen überein im Lobe dieses Landgrafen, als eines unerschütterlich tapferen, frommen und gerechten Herrn.

Doch statt einer Jubelfeier empfing den grauen Kämpfer, der zu religiöser Vertiefung wohl nie viel Zeit gehabt, jenes „Ewig verloren“, dem seine Heldennatur erlag.

* * *

Dem Mönchlein, das jene dramatische Bußpredigt geschrieben, mag angst und bange worden sein ob der unerwarteten Wirkung seines „Spiels“. Jedenfalls geriet die Handschrift in Vergessenheit, bis sie mehr als 500 Jahre später (1846) zufällig wieder entdeckt wurde. Und so ist uns eine treffliche Urkunde aus dem damaligen geistigen, geistlichen und künstlerischen Leben Thüringens wieder zugänglich geworden.

Das war nicht mehr der Geist Walthers von der Vogelweide oder des Nibelungenliedes. Einfalt und Vertrauen auf die Seele der Welt, auf die alles durchwehende und belebende Gottheit waren dahin: der Kindersinn großen Stils war dahin.

Seltsam wehmütig klingt daher der sonderbar und unbewußterweise höchst tiefsinnig gewählte Spruch, der auf dem Grabstein Friedrichs des Freudigen zu lesen ist. Auf dem Denkstein dieses dergestalt an Gottes Vaterliebe irre gewordenen Mannes steht — ein Kinderlied: ein schlichter Reim kindlich-guten Vertrauens, den in etwas veränderter Fassung unsere Kinder heute noch beten und singen:

Ich will heint schlafen gehn.
Zwölf Engel sollen mit mir gehn:
Zween zu Häupten, zween zur Seiten,
Zween zu Füßen,
Zween die mich decken,
Zween die mich wecken,
Zween die mich wîsen
Zu den himmlischen Paradîsen.



Neue Literaturgeschichten.

Wilhelm Scherers „Geschichte der deutschen Literatur“ kann heuer ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum begehen, und man muß ihr bei dieser Gelegenheit das glänzende Zeugnis ausstellen, daß sie noch immer an der Spitze marschiert und als Ganzes auch heut noch nicht überboten ist: nicht von Adolf Stern, Richard M. Meyer, Max Koch, Adolf Bartels, geschweige denn von den zahlreichen geringeren Konkurrenten, die von vornherein dem Staube der Bibliotheken geweiht sind. Nach den anspruchslosen und zum Teil ganz verdienstlichen kleineren Arbeiten von Karl Busse, Karl Weitbrecht u. a. haben die letzten Jahre auch wieder ein paar dicke Wälzer beigebracht: Paul Heinzes „Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart“ (Leipzig 1903, F. A. Berger, 545 S.) und Karl Barthels „Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit“ (10. Aufl. [!], neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg, weitergeführt und vollendet von Guido Burkhardt. Gütersloh 1903, C. Bertelsmann, 1144 [!] S.) Die beiden, ermüdend langatmigen Werke sind so wenig bedeutend, daß auf eine ausführlichere Besprechung wohl verzichtet werden kann. Sie sind beide weder selbständig und originell im Urteil, noch gut und lebendig geschrieben, und bei Barthel kommt unter dem Deckmantel des „christlichen Standpunktes“ noch eine die Ästhetik in spanische Stiefel einschnürende Tendenz hinzu, um den Wert der Arbeit zu beeinträchtigen. Dem

gegenüber darf Karl Storcks kleinere „Deutsche Literaturgeschichte" bestens empfohlen werden, die bereits in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage vorliegt (Muthsche Verlagshandlung in Stuttgart, 1903, 496 S. Preis broschiert 5 Mk., elegant gebunden 6 Mk.). Tüchtiges Wissen, warmes Empfinden, unbefangenes Urteil und geschmackvolle Darstellung machen dies Buch zur Verbreitung in weiteren Kreisen des gebildeten und bildungsuchenden Publikums wohl geeignet. Zu eingehenderem Verweilen gibt es naturgemäß bei seiner knappen Behandlung des gewaltigen Zeitraums gleichfalls kaum Anlaß, wohl aber finden wir einen solchen angesichts zweier anderer literargeschichtlicher Werke, obwohl das Gesamturteil über sie weniger günstig lauten muß.

S. Lublinskis vier Bände „Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert" (Verlag von Siegfried Cronbach, Berlin 1899 ff.) sind unzweifelhaft ein ideenreiches, mannigfach anregendes, aber kein eigentlich quellenmäßiges Geschichtswerk, sondern ein großer Essay. Abrundung und Vollständigkeit auf der einen, Objektivität auf der andern Seite muß man stark vermissen. Lublinski weiß zwar viel, hat aber nicht das Verlangen des Faustischen Wagner, alles zu wissen, sondern denkt: ein Schelm gibt mehr, als er hat. Er ist der Virtuos der Geschichtschreibung, ein Autodidakt, ein Dilettant der Wissenschaft, deren ganzem Ernst er nicht gerecht wird. Er ist ein sehr geschickter, ja glücklicher Darsteller, und darum verdient sein Buch ein aufrichtiges Lob, aber nur um so größer ist dabei die Gefahr, das Sprunghafte des Werkes zu übersehen, es als Gesamtleistung zu überschätzen. Erschöpft wird das Thema keineswegs. Lublinski ist ein geistreicher Spaziergänger, kein zielbewußter Wandersmann. Er schreibt — gleichfalls ein weitblickender und scharfsichtiger Jude — etwa im Stil der „Romantischen Schule" Heinrich Heines, nur daß er denn doch nicht ganz über die glänzende Diktion dieser glänzenden Schrift, dafür freilich über immerhin gediegenere Kenntnisse und größere Unbefangenheit verfügt als Heine, der „Totengräber" der Romantik. Wie dieser weiß auch Lublinski seinen Mantel stets so zu tragen, daß die Löcher und Flicken in die schöngeschwungenen Falten zu liegen kommen. Er sagt vieles einfach deshalb nicht, weil er es nicht weiß. Daß er verschwindend wenig Zahlen, Daten und exakte Tatsachen bietet, ist gewiß kein Mangel — an trockenen Kompendien und statistischen Arsenalen ist gerade das deutsche Volk stets allzureich gewesen. Dagegen hat Lublinski sonst unbedenklich aus solchen geschöpft (was sein gutes Recht ist), allerdings meist ohne Quellenangabe, und der Laie, der jene nicht kennt, wird ihn darum in seinem Wissen und in seiner Selbständigkeit vielfach zu hoch einschätzen. Vor allem: die Ausschnitte aus dem umspannten Jahrhundert sind recht willkürlich, die Gliederung und Raumverteilung oft geradezu verblüffend. Heine erhält — natürlich! — 50 Seiten, von Uhland und Mörike erfahren wir nichts oder so gut wie nichts; dagegen werden Kotzebues „Menschenhaß und Reue" auf vollen 10, Claurens „Mimili" auf über 3, Zacharias Werners „24. Februar" auf 6 Seiten behandelt. Des Konstruierenden, zum Widerspruch Herausfordernden begegnet auch sonst recht viel. Es ist das die Schattenseite der unzweifelhaft anzuerkennenden Lublinskischen Geistreichigkeit, den seine guten psychologischen Gaben doch nicht selten aufs Glatteis führen. Lublinski ist doch mehr ein gescheiter Mann als ein Ästhetiker; darum kommt auch das „Gesellschaft" seines Titels weit mehr zu seinem Recht als das „Literatur". Er sieht auch die künstlerischen Erscheinungen zu sehr mit den Augen des philosophischen Soziologen und Politikers. Es ist

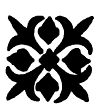
also begreiflich, daß er sich im Bereich des „Jungen Deutschland“ am wohlsten fühlt und hier das Beste zu bieten hat; die Romantik stellt er dagegen ganz unzulänglich dar, hier hat uns Ricarda Huch inzwischen viel weiter geführt. Geradezu unterschlagen wird zumal die jüngere Romantik, die rheinische und die schwäbische. Sie bietet ja gewiß für den Soziologen verhältnismäßig geringe Ausbeute, aber so verhält sich's doch mit Konrad Ferdinand Meyer zum mindesten auch, der dennoch erstaunlich oft aufgerufen wird. Auch über deutsche Lyrik hat uns Lublinski nichts zu sagen, dazu scheinen ihm die Organe ganz zu fehlen.

Leider hat die Verlagshandlung versäumt, dem umfangreichen Werke das so nötige Inhaltsverzeichnis, geschweige denn ein Namenregister beizugeben. Dafür heftet sie nach ihrem schlechten, schon wiederholt gerügten Brauch ihren unverhältnismäßig dicken Verlagskatalog an und befleißigt sich ihrer aufdringlichen Reklame für ganz andersartige Bücher ihrer buntscheckigen Flagge sogar auf leeren Zwischenseiten des vorliegenden Werkes, die man somit nicht einmal, ohne dieses selbst zu treffen, heraustrennen kann.

An Lublinski erinnert in seiner „Methode“ vielfach ein wirklicher Historiker, den freilich die „Zunft“ als solchen nicht recht gelten lassen will: auch in Karl Lamprechts Buche „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Erster Band: Tonkunst — Bildende Kunst — Dichtung — Weltanschauung“ (= „Deutsche Geschichte“, 1. Ergänzungsband; 1. und 2. Aufl., Berlin 1902, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung) stehen Vorzüge und Mängel einander hart gegenüber. Erstaunlich ist nicht nur Lamprechts Arbeitskraft, sondern auch seine Vielseitigkeit, die sich etwa in genauer Kenntnis der malerischen Technik oder in musikhistorischen Details erweist. Freilich, was Lamprecht vorbringt, kann er einfach nicht alles selbst fachmäßig beherrschen, sondern er ist auf ein Schöpfen aus zweiter, dritter Hand angewiesen, das nicht selten wie ein eben erst ad hoc stattgefundenes, noch nicht wie ein innerlich fest angeeigneter und wahrhaft erworbener Besitz anmutet. So tritt namentlich die Anlehnung an die einschlägigen Werke von Richard M. Meyer, Hellmut Mielke, Hermann Bahr, Julius Hart, Adalbert v. Hanstein recht deutlich zutage. Und eben diese Raschheit der Apperzeption wird Lamprechts entschieden großer historischer Begabung gefährlich, weil seine überaus lebhafte Phantasie mit allzuflüchtigen Eindrücken allzuleicht wie mit unumstößlichen Gewißheiten arbeitet. Es ist geradezu ein starkes dichterisches Element in ihm, das den Forscher leicht zu weit treibt. Sein zu großer Subjektivismus ist zu wenig gegen das Hypothetisch-Konstruktive gewappnet; er neigt dazu, die Dinge zu vergewaltigen und sie in ein Prokrustesbett zu pressen, um dadurch, seiner ausgesprochen dogmatisch-pragmatischen Richtung Rechnung tragend, alles summarisch-registrierend auf möglichst runde, ja abschließend gedachte Formeln zu bringen. Er prägt in diesem Buche für die Signatur der „Moderne“ den Begriff der „Reizsamkeit“ (S. 386), der schlechterdings alles erklären muß, und ein solcher moderner „Reizsamer“ ist er selbst, und ein physiologisch-psychologischer Impressionismus nimmt der exakten historischen Forschung (die seiner gewiß nicht entraten kann) nur allzuoft und gar zu selbstherrlich die Feder aus der Hand. Lamprecht weiß zu viel, er ist zu fertig. Jedes Problem wird spielend erklärt. Den Naturalismus zerlegt er in einen symbolistischen, ornamentalen, typisch-konventionellen, individualistischen und subjektivistischen — und nun komme, wer noch eine Lücke entdeckt! Daß Lamprecht von solchem Standpunkt aus gegen Leopold v. Ranke polemisiert, nimmt nicht wunder.

Immerhin hat Lamprecht zum mindesten einen ungeheuren Stoff anregend verarbeitet. Sein Stil ist, wenn auch nicht vornehm künstlerisch durchgearbeitet, doch lebendig und interessant, und wenn sich die großen Linien seiner Darstellung auch noch beträchtlich verschieben dürften, so müssen wir dem Verfasser doch für seine zahlreichen feinen Einzelbeobachtungen aufrichtig dankbar sein und dafür auch über kleine Ungenauigkeiten im einzelnen hinwegsehen.

Ein kurzes Wort der Besprechung genügt wiederum bei Christian Petzets „Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte“ (München, J. J. Lehmanns Verlag, 1903, 519 S.). Wir haben es hier mit dem fleißig gearbeiteten Werke eines geschmackvollen Liebhabers zu tun, der der eigentlich wissenschaftlichen Behandlung des interessanten Stoffes wacker vorgearbeitet hat. Abschließend ist das Buch schon aus dem Grunde nicht, weil es einerseits nicht objektiv und anderseits nicht vollständig genug ist, vor allem aber, weil es von den in Frage kommenden, allerdings vielfach nicht ganz leicht zugänglichen Gedichten gar zu viele in einem Umfange abdruckt, daß es fast den Charakter einer mit bloßem verbindenden Text versehenen Anthologie macht. Aber, wie gesagt, trotz allen methodischen Mängeln ein nicht verdienstloses Buch und ein hübscher Beitrag zur „Geschichte der deutschen Lyrik“, die bekanntlich noch zu schreiben ist; vielleicht kann der Referent seine umfassenden Vorarbeiten zu dem ebenso lockenden wie schwierigen Thema schon in den nächsten Jahren zum Abschluß bringen. Harry Maync.



Umschau.

„Stunden mit Goethe.“

Mit dreißig Jahren schrieb Goethe folgende schönen Worte in sein Tagebuch: „Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen kann.“ In jener Zeit entstand die Iphigenie, wo von „der Ruhe heil'gem, unerschöpftem Gut“ die Rede ist, und ein „ruhiger Freund“ als ganz besonderes Göttergeschenk dankbar empfunden wird. Dr. Wilhelm Bode, der unter dem obenstehenden Titel eine Vierteljahrszeitschrift seit 1. Oktober herausgibt (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, jährlich 4 Mk.; Einzelheft 1 Mk.), besitzt diese wohltätige Eigenschaft aufmerksamer Ruhe. Er spricht langsam und mit einer fast bedächtigen Stimme, die an Eckermanns Ton erinnert. Sein Vorhaben, Goethes Lebenswerte der hastigen Gegenwart näher zu bringen, greift er so sachlich und bescheiden an, daß man seine Darbietung mit Bereitwilligkeit aufnimmt. „Wir wollen uns von Zeit zu Zeit in Stunden mit Goethe vereinigen, um durch ihn uns erhöhen, besänftigen, reinigen zu lassen... Wir wollen auch Goethes Geistesverwandte, vor allem Schiller, gern und oft in den Kreis unserer Freunde und Lehrer einladen. Die Tagesblätter verführen uns immer wieder, den Stimmen vorübergehender, unbedeutender Menschen zu lauschen; in dieser Zeitschrift sollen nur die Auserwählten, Aner-

kannten, aus der Vorzeit Dauernden uns beschäftigen" ... Es sind auch sonst Anzeichen vorhanden, daß unser Hinweis auf Weimar-Wartburg nicht eine vereinzelte Liebhaberei bleiben wird. Wer andere Wege gehen will, mag sie ja ungestört gehen, wenn wir nur zum gemeinsamen Ziel gelangen: zu edlerer, bedeutenderer Kunst- und Menschenauffassung. Ein sehr schöner und dabei einfach gehaltener Aufsatz von Bode selbst: „Was ist uns Goethe?" bildet den Hauptbestand des Heftchens. „Fragen wir, wie viele Stunden sich der zivilisierte Deutsche mit Goethe beschäftigt hat, so erhalten wir die Antwort, daß man leider zu wenig Zeit habe und in der Regel zu abgespannt sei, um nach der Arbeit und neben den Anforderungen der Geselligkeit noch so schwere Kost zu genießen. Nicht nur Bildungsphilister, die abends unsre besseren Bierlokale und Weinstuben füllen, gestehen das ein; auch viele unsrer vornehmsten (?) Geister glauben nicht Zeit genug zu haben, um sich in Goethe zu versenken. Und doch kann man ihn nicht kennen lernen, wenn man ihm nicht eine Reihe ruhiger Stunden darbringt, und man kann ihn auch erst in reiferen Jahren, nach mancherlei Lebenserfahrungen völlig verstehen und aufnehmen. So ist denn Goethe für das deutsche Volk heute noch nur ein großer Name. Und wenn wir beobachten, was unser Volk im großen ganzen erstrebt, wohin die große Masse drängt, wofür die Menschen sich plagen, wofür sie erkranken und vor der Zeit sterben, so erkennen wir wieder: Goethe ist in diesem Volke nicht mächtig" ... Nein, Goethe ist in diesem Volk als Ganzem nicht mächtig. Aber sein Geist ist wenigstens in einzelnen mächtig; und diese einzelnen zu mehren, ist eine reizvolle Aufgabe. Doch wollen wir unsre Aufgabe nicht eng fassen und wollen Bode ergänzend antworten: Jedes erhöhende, besänftigende, reinigende Wort, das irgendwo in irgendwem haften bleibt und Wertvolles weckt, ist ein Wirken „in Goethes Geist" — auch wenn von Goethe gar nicht dabei die Rede ist. — Ein sachlicher Aufsatz von Julius Gensel über die „Harzreise im Winter" (deren äußere Vorgänge) und kurze „Spaziergänge" über Kleinigkeiten (Erste Berichte der Frau v. Stein über Goethe, August v. Goethes Wesen, Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung, die Darstellung Mephistos usw.) beschließen den Inhalt des vorerst noch etwas mageren Heftes.

Würde mich übrigens jemand fragen: Wie kann ich mich am besten in Goethe einleben?, so wäre etwa folgendes zu empfehlen: Lernen Sie erst den Menschen kennen und dringen Sie dann zum Künstler vor, lesen Sie zum Beispiel „Eckermanns Gespräche mit Goethe" (in mehreren Ausgaben zugänglich, z. B. bei Max Hesse, Leipzig; Reclam, Leipzig; in zwei schönen Bänden bei Eugen Diederichs, Jena); beschaffen Sie sich Bielschowskys vortreffliche Biographie (München, Beckscher Verlag) und Bodes gute, klare Betrachtungen (Verlag von E. S. Mittler, Berlin), worunter besonders „Goethes Lebenskunst". Dies wird Sie von selbst in Goethes Werke locken, wobei es gleichgültig ist, wo Sie zuerst hangen bleiben. Denn Goethe ist eine einheitliche Persönlichkeit; in all seinen Werken spürt man etwas von seinem Stil und Geist. L.

*

Schillerbiographien.

Der Becksche Verlag in München, der Bielschowskys „Goethe" ausgehen ließ, versendet nun den ersten Band einer stattlichen Schillerbiographie. Karl Berger — Gymnasiallehrer in Darmstadt, als Kritiker vorteilhaft bekannt und durch Studien über Schillers Ästhetik eingeführt — ist der Verfasser. Das

Werk führt den Titel: „Schiller. Sein Leben und seine Werke.“ (I. Band, geb. 6 Mk.)

Zunächst soll hier nur der Gesamteindruck festgestellt werden. Das Buch liest sich prächtig. Der Ton ist, dem dargestellten Dramatiker entsprechend, rascher als bei Bielschowskys feiner Arbeit, gesund und warmherzig, anschaulich in den belebenden Einzelheiten, im ganzen etwa an Karl Weitbrechts süddeutsches Temperament erinnernd. Besonders neuartige Gedanken oder Überraschungen in Stil und Auffassung sind mir nicht aufgefallen. Das Werk sei als Festgeschenk jetzt schon empfohlen, da es seine Aufgabe, „weitesten Kreisen erreichbar und nützlich zu sein“, ganz vortrefflich löst.

Von andern guten Schillerbiographien der letzten Jahre verdienen besonders Otto Harnack (Berlin, Ernst Hofmann & Komp., Sammlung „Geisteshelden“) und Ludwig Bellermann (Leipzig, E. A. Seemann) weitere Verbreitung. Ersterer schildert vorzüglich die gesamte geistige Entwicklung des Dichters; letzterer bringt mehr biographische Einzelheiten, die zudem durch reichlichen Bilderschmuck veranschaulicht werden. Auch unser alter Palleske ist noch immer ein gutes Volkslesebuch. Berger scheint die Vorzüge von Harnack und Palleske vereinigen zu wollen.

Vielleicht darf ich hinzufügen, daß von mir selber in der bekannten Sammlung „Die Dichtung“ (Berlin, Schuster & Löffler) ein Schillerbändchen erscheint, natürlich keinerlei Konkurrenzwerk zu den vorigen, sondern nur eine zusammenfassende Beleuchtung dieses herrlichen Lebens, da auf nur 80 Druckseiten der Stoff behandelt ist.

Schließlich sei noch eine hübsche handliche Ausgabe von Schillers „Gedichten“ empfohlen, im schmucken Lederbändchen der sogenannten Pantheon-Ausgaben (S. Fischers Verlag, Berlin, 3 Mk.). Die Ausgabe ist ausführlich eingeleitet (Rich. Weißenfels), hat aber die alte Einteilung beibehalten, statt das lobenswerte Beispiel der Cottaschen Ausgabe zu befolgen. Einige Bilder sind dem geschmackvollen Bändchen beigegeben. F. L.

*

Die Vertreter des Jahrhunderts.

Karl Bleibtreu hat den bedeutenden Versuch unternommen, mit dem geistigen Gehalt des 19. Jahrhunderts kritisch abzurechnen, das Jahrhundert durch diese Sichtung zu überwinden und die Richtlinie für unsere weitere Entwicklung anzudeuten („Die Vertreter des Jahrhunderts“, 3 Bände, Leipzig, Verlag von Fr. Luckhardt, 18 Mk.). Es ist nicht der einzige Versuch dieser Art, sicherlich aber der temperamentvollste. Und hier liegt zugleich das bedenkliche dieser gedankenstarken Betrachtungen: dieser männliche Geist ist so voll Erbitterung wider die herrschende Literatur, daß er leider in seinem Vortragston und in seinen Urteilen nicht das erforderliche Maß hält.

Bleibtreus Grundanschauung ist diese: „Was Fichte als Signatur seines Zeitalters auffaßte (Werke VII, 40), daß es hochmütig auf alles Ideale herabsehe und sich nur labe an der eigenen Pfiffigkeit, kann im allgemeinen als Grundzug des ganzen gepriesenen 19. Jahrhunderts gelten, in welchem kalter Verstand den Alleinthron besteigen, alle geistigen Güter entwerten, den Wert des Lebens umwerten und die Maschine, sein häßliches Symbol, auch als Prinzip der Gesellschaftsseele einführen wollte“ (I, S. 17). Dem gegenüber nennt Bleibtreu das 18. Jahrhundert das eigentlich schöpferische Zeitalter: „Man

hat sich gewöhnt, die Zeit des Perikles und die Renaissance als die goldene Ära genialen Schaffens zu feiern. Doch Sophokles und Plato, Shakespeare und Giordano Bruno samt ihren geringeren Trabanten strahlen mit vereintem Glanze kaum so hell wie das gewaltige Fünfgestirn Friedrich, Kant, Goethe, Byron, Napoleon. Jedenfalls verteilen sich die schöpferischen Kräfte sowohl in dem Jahrhundert des Perikles als in den 150 Jahren der Renaissance, deren Schluß freilich noch einen Cromwell und Milton, einen Calderon und Cervantes dem reichen Register ihrer Größen hinzufügte, auf einen unverhältnismäßig längeren Raum, während sich 1750—1815 eine unübersehbare Menge von Talenten jeder Ordnung über Europa ergoß. Denn noch unter den kleineren Sternen, die jene fünf Planeten umkreisen, finden sich Lichter, die sonst ein ganzes Jahrhundert wärmen könnten. Die weltgeschichtliche Propaganda von Voltaire und Rousseau hat nicht ihresgleichen in der Geschichte der Volksliteratur, ein Schiller erhob den Begriff des Dichters zu neuer Würde, ein Burns bot das erstaunliche Beispiel genialer Volkspoesie, Macphersons Ossian erschloß neue Quellen romantischer Naturbetrachtung, ein Hume begann den Entscheidungskampf strengen Denkens, den Kant zum Siege brachte.... Was aber bildet die Spiralfeder in diesem unaufhaltsam rollenden Mechanismus einer entfesselten und nun mit eiserner Gesetzmäßigkeit funktionierenden Geistesfreiheit? Es ist der wie nie zuvor in allen Ständen und Schichten erwachende Idealismus: furchtlose Begeisterung für Erhöhung des Menschentums" (I, S. 14).

Dies sind die leitenden Gesichtspunkte. Sie sind, auch meiner Überzeugung nach, durchaus zutreffend. Nur ist im einzelnen Bleibtreus Beweisführung oft anfechtbar, weil subjektiv, sprunghaft, ja öfters verletzend, da er in der Absicht, mißbräuchliche Verhimmelung einer Persönlichkeit abzuwehren, nicht selten die Person selbst trifft (z. B. Bismarck, Goethe; auch Carlyle, Schopenhauer, denen er doch in vielem so nahesteht!). In seinem Vortrag ist suggestive Kraft; aber der Ton des Polemisierens gegen einen — oft nur eingebildeten — Feind, der recht eigentliche Kämpferton des bissig-einsamen Verfassers der „Revolution der Literatur" (1886), dürfte auf die Dauer empfindlichere Nerven gleichfalls stören. Und in manche Erscheinungen (Heine z. B.) trägt er Werte hinein, die er in seinem eigenen Wesen spürt, die aber auf den besprochenen Dichter nur sehr bedingt zutreffen. Denn was ein feineres Empfinden z. B. an Heine stört, ist nicht dessen „Witz", nicht dessen Bitterkeit usw., sondern sein Verkoppeln von heiligem Ernst und gemeinem Spaß. Und eben dadurch nähert sich Heine bedenklich einem Offenbach, nicht aber einem Byron, dem entschieden Stolzen, und nicht der vornehmen Melancholie eines Musset. Ebenso unvorsichtig erschien mir von jeher Bleibtreus Stellung zu Zola: gerade durch sein Befürworten dieses zwar wuchtigen, aber zerstörenden Analytikers hat Bleibtreu das Positive in seinen eigenen historisch-philosophischen Forderungen selber entthronen helfen. Mit dem Eindringen des Naturalismus war Bleibtreus Einfluß vernichtet. Denn Bleibtreu ist von Haus aus Aristokrat, geistig und sittlich; hat aber die reinliche Trennung von demokratischen Launen der zerfahrenen „décadence" nicht immer durchgeführt. Vollends will mir der Ton (z. B. die Kapitelüberschriften) nicht immer in den Geschmack. Solche Stoffe sind nicht für das große „Publikum", sondern für die „Besten der Nation", verlangen also auch entsprechende Tonart. Und verlangen viel mehr Systematik. Es wäre z. B. reizvoll, die Linie, die von der Gefühlswelt eines Klopstock, Herder

oder Jacobi ausgeht und drüben in Amerika in Emerson eine ganz eigenartige Klärung und Erfüllung findet — in großem Zuge aufzudecken. Von hier aus lernen wir dann auch Goethe neu verstehen: als Lebensdeuter. Und so noch manches. Aber es ist nicht möglich, in einer kurzen Besprechung den ungeheuren Stoffmassen dieses eruptiven Buches beizukommen.

Vollends eine Überraschung bereitet aber der dritte Band („Theosophie"): Bleibtreu bekennt sich darin als Buddhist, als Anhänger der Blavatsky und der Karmalehre. Auch ein Zeichen der Zeit! F. L.

*

Peter Hille.

„Leuchtende Tropfen: Leid,
In das ein Lied
Verklärend fieht."

Von diesem sonderbaren Mystiker und Einsiedler, der kürzlich, etwa fünfzigjährig gestorben ist, sind nun im Verlage von Schuster & Löffler, Berlin, Ausgewählte Werke (4 Bändchen) und eine kleine Biographie erschienen. „Peter Hille", so plaudert in diesem leichtflüssigen Buche Heinrich Hart, „ist durchs Leben gegangen als ein Welt- und Gottestrunkener, als ein Feiertagsmensch, der vom Werktag kaum berührt wurde. Sein Äußeres war das eines kynischen Philosophen; doch nie hat er an Schmutz und Unsauberkeit Gefallen gefunden, er hatte weit eher Neigung für das Aristokratische und Vornehme. Wenn er einen schlechten Rock trug, so trug er ihn nicht aus asketischer Weltverachtung, sondern weil ihm alles andere wichtiger war als der Rock, weil er das bißchen Geld, das ihm in die Hände kam, nötig hatte für ein Buch und für ein Glas Wein" . . . Ja, so ging dieser kindlich-greisenhafte Philosoph, in großem Bart und mangelhafte Kleidung liebevoll verhüllendem Havelock, durch das moderne Berlin, zeitlos, parteilos, von Mystik durchdrungen, visionär, mit leiser Stimme und immer freundlich. Seine Handschrift war so entsetzlich, die Wahl seines Papiers — Zeitungen oder Manschetten! — so unzulänglich, daß an ein Sammeln und Sichten seiner sämtlichen Werke nicht zu denken war, bis sein plötzlicher Tod die Freunde zu verstärkten Anstrengungen ermunterte.

Sein Schaffen wie sein Leben war Stückwerk und besteht aus traumhaften Einfällen, im einzelnen überraschend, ja entzückend, als Ganzes künstlerisch nicht ernst zu nehmen, sondern nur als Studie wertvoll.

Besonders die dramatische Dichtung „Des Platonikers Sohn" (Bd. 3) enthält einzelne Szenen von wunderbarer sprachlicher Feinheit, etwa Maeterlinck vergleichbar, aber doch von eigener Prägung. Der soeben erscheinende Schlußband bringt eine Romandichtung, „Die Hessenburg". Alles nur für die eigentliche Literatur beachtenswert, nicht ausgereift für die Nation.

Hier als Probe die Skizze „Sophokles". Der alternde Dichter wurde, wie man erzählt, von seinen Söhnen angeklagt und sollte entmündigt werden; zur Verteidigung las er sein Drama „Ödipus auf Kolonos" vor und wurde glänzend freigesprochen. Diese Sage faßt Hille im folgenden schönen Bilde zusammen:

Sophokles.

Der Areopag lauscht.

Kristallklar klingen die edelwuchtigen Tetrameter. Wie Vögel des Zeus und des weissagenden Apollo flattern die Chöre auf, die groß wie ein Schicksal sich lösen und binden.

Und so wiegt sich der lesende Greis stark und gelind auf der tragenden Anmut seines großen Werkes.

Sogar der Atem des Lebens wartet in der fühlenden Brust, um nicht zu stören den friederauschenden Lösesang des Ödipus von Kolonos.

Weihe der Andacht im Richtsaale des Areopags.

Sophokles hat geendet.

„Hier, ihr Richter, meine Verteidigung! —

„Ist das Werk besonnen oder ist es das Torenwerk eines Mannes, der von Sinnen ist, der der Verwaltung seines Vermögens enthoben und entmündigt werden mußte?"

Nun wandte der Sprecher sein ätherhelles, weltüberhobenes Auge zu der Stelle, wo vier schwarze Augen scheu den Boden suchten. Deutend frei hob sich sein Arm aus schneeweißer Chlamys; denn seine Brust hatte nichts zu verbergen. Auch das Alter nicht. Seine Glieder waren hell und frisch, und wie fernes Feuer blühte sein mächtiges Haupt durch das fein gekräuselte Haar, das wie Asche auf klarer Glut war.

„Und gab ich dem Knaben, der mir den Becher einschenkte, ein Talent, so waren seine Lippen mir junge Rosen, so habe ich von seinen Lippen nur Schönes und Liebes gehabt.

„Was aber erhielt ich Freundliches von euch, die ihr alles haben wolltet, was mein ist?

„Was gabt ihr mir, meine Söhne?

„Vielleicht, daß ich hier bin?" — — —

Der Älteste der Richter erhob sich:

„Wie konnten wir uns wohl erkühnen, über dich zu Gericht zu sitzen?

„Wir sagen nun: wir sind nicht würdig, dich frei zu sprechen, Vortrefflicher!

„Aber verzeihe uns, o Freund der Götter, wir handelten nach dem heimischen Nomos, nach der Väter Satzung, die auch dir heilig ist."

In froher Würde und klarem Jünglingsfeuer allergossenen Geistes gab der Greis zurück:

„Gern, ihr Männer, willfahr' ich euch.

„Selig die Stadt, die sich Richter weiß, denen die erhabene Dichtung Beweis wird."

Der Richter aber erhob die Rechte: „Selig der Achtzigjährige, der ein Höchstes schrieb und sprach wie er! Solange du weilst, Vortrefflicher, kann es der Stadt nicht fehlen, deren Sohn du bist. Denn so lange ist sie der Liebe der hehren Athene sicher. So möge denn Zeus", betend hob er und mit ihm alle betend die Arme, „so möge denn Zeus dein Leben schonen, unseres Ruhmes Edelsten!"



An einen blinden Knaben.

Als Nachhall zu unseren Betrachtungen über Helen Keller.
Geschrieben 1891, an einen blinden Zögling.

1.

Im blauen Licht des Vorhangs schläft mein Knabe.
Ich hab' das kleine Haupt mit Eis gestillt,
Und denke nun an manche bunte Gabe,
Die draußen mühlos den Gesunden quillt.

Gott gab dir Blindheit, du mein tapfrer Kleiner.
Und dennoch: niemals fragst du bitter an,
Ob denn die andren besser sind und reiner,
Daß er nur ihnen so viel Guts getan.

Bin ich dein Lehrer? — Wie im Wind die Dolden
Steh' ich gebeugt in dieser Zeiten Zank,
Statt so wie du mein Schicksal zu vergolden,
Du starkes Kind, mit Lächeln und mit Dank.

2.

Über die Weltstadt rieselt
Ein hellrot Licht.
Es glühen die Ränder
Der Dächer und Türme
Der Wölkchen und hoch dort am Baume
Der schwankenden Birne.
Heil uns, der goldige
Landüberleuchtende Morgen glüht!
Jenseits der Häuser
Kam er herauf wie immer,
Der sprühende Tag,
Von vielen ersehnt,
Von vielen vergeudet,
Von Tätigen aber genutzt,
Geliebt und innig verstanden!

Mein Junge und ich
Wir wandeln im Goldlicht
Am glitzernden Weiher,
Der die Wonnen der Welt aufnimmt
Und in zarteren Strichen zurückreicht.
Nur erhorchen kann mein Knabe das Licht,
Nur ertasten so strömende Schönheit,
Die ich mit dankenden Sinnen
Mühelos trinke.
Und dennoch, du Horcher,
Du staunend das Wunder des Lebens
Betastender Schüler:
Sieh, auch zu dir
Kommt Schönheit gegangen!
Sieh, auch zu dir
Kommt lieblichen Fußes das Licht
Und legt deinem lauschenden Auge
Die wohlig streichelnde Hand auf:
Worte der Güte sind Schönheit!
Taten der Liebe sind Licht!

F. Lienhard.





Peter Cornelius.

(Autobiographische Skizze.)

Karl August Peter Cornelius, geboren zu Mainz am Weihnachtsabend 1824 als dritter Sohn des Schauspieler-Paares Karl und Friederike Cornelius.

Vater und Mutter — wie läßt sich das in so engen Rahmen drängen! — Der Vater, in Düsseldorf geboren, Sohn eines Kupferstechers Cornelius, der noch in späterer Zeit umsattelte und zum Theater ging, als ein bedeutender Realist unter seinen Kollegen gerühmt war, hatte sich aus einer äußerst bedrängten, schicksalsvollen Kindheit zu einer hochgeachteten Stellung emporgeschwungen. Christen in München sagte mir einst: „Eßlair, Laroche und Ihr Vater, die drei!" Der Vater entsagte dem Wandern, blieb aller Reklame fern und ging in festgehaltener Stellung — Fach der sogenannten „Alten" an den vereinigten Theatern in Mainz und Wiesbaden — nur darauf aus, den Kindern gute Erziehung zu geben, ihre gedeihliche Lebensentwicklung vorzubereiten.

Mein Weg sollte das Theater sein, und der Vater meinte, ich sollte die Musik nur daneben kultivieren, um einst in älteren Tagen das Schauspielen nicht als leidiges Muß fortzusetzen.

Was soll ich lange beschreiben, wie die Kindheitseindrücke auf mich einwirkten. Mein Leben dreht sich um zwei Pole: Wort und Ton. Im Anfang war das Wort. Wohl erhielt ich früh Klavier- und Gesangunterricht; letzteren bei dem würdigen Theaterchoristen Scharrer, der in Mainz erfolgreich Schule machte und manche Sänger und Sängerinnen erzog, welche mit Erfolg das Theater betraten; durch seinen gründlichen Unterricht lernte ich musikalisch denken, und ich weiß die Zeit nicht mehr, wo ich nicht jede Akkordfolge nur dem inneren Ohr vernehmlich hätte hören können. Scharrer und S. W. Dehn in Berlin, im Anfang und Abschluß meiner Studien, sind die beiden, denen ich musikalisch das meiste zu danken habe. Zwischen beiden darf ich für die Knaben- und ersten Jünglingsjahre noch Joseph Panny und Heinrich Esser nennen. Wohl

waren die Familienabende reich an musikalischen Eindrücken; im Verein mit stimmbegabten Schwestern und deren Freundinnen wurde mit Andacht und Inbrunst am Klavier gesungen, und das reiche Opernrepertoire einer damals vorzüglichen Bühne, an welcher alles, was in Deutschland Namen hatte, zu Gaste sang neben oft sehr begabten angestellten Mitgliedern, versetzte den Knaben früh in jene künstlerische Atmosphäre, welche manches feiner erzogene Talent oft sehr spät erstrebt und einatmet. Die spezifisch musikalische Bildung mußte dennoch eine unvollkommene bleiben, und diese Unvollkommenheit haftet noch heute an mir; die Eltern, so besorgt und teilnahmvoll sie waren, ermangelten bei aller schwärmerischen Liebe zur Musik der Bildung und Erziehung in dieser Kunst. Aber wie anders war es mit dem Wort. Des Vaters vollendet schöne Deklamation, frei von aller Manier, edel, rein, menschlich schön — ein lauteres makelloses Deutsch, das von seinen Lippen klang — ein begieriges Gedächtnis, welches alle Gedichte in sich auffog, die liebevollste Anleitung, welche ich hier erhielt — alles legte den Keim in mich, der erst nach einer wechselvollen Jugend, aus ganz anderen Richtungen und Lebensabsichten heraus, plötzlich in mir erblühen sollte — den Keim zum Dichter. Was red' ich viel! sag' ich das eine Wort, von welchem mir die Seele zittert: Goethe! Hinter den Glasscheiben der Bibliothek meines Vaters mit den grünseidenen Innenvorhängen, da lockten wohl die Werke des Großen; sie mußte mir noch verschlossen bleiben. Aber auf dem Speicher war eine große Kiste voll Bücher, in denen ich manch Stündlein stöberte. Da fischte ich, wie der Taucher die Perle, ein zerrissenes Exemplar von Goethes Liedern auf. Das war von nun an mein unzertrennlicher Begleiter. An den Mond! Trost in Tränen! Rastlose Liebe! Soll ich sie alle nennen? Das alles ging in der linken Rocktasche auf allen Wegen mit mir. Das sprach ich draußen im Felde laut vor mich hin, das sang ich, dazu griff ich mir die begleitenden Akkorde, so gut es ging, am Klavier. — An diesem Moment entschied sich mein ganzes Leben, und der Jüngling, der Mann bestätigte den Knaben in seiner glühenden Liebe für den Dichter aller Zeiten.

Nach beendigter Schulzeit — ich besuchte leider nur bis zum 14. Jahr die Bürgerschule und habe mir später meine paar Körnchen Bildung auf eigenem Weg aufgelesen, wo anderen die volle Tafel geboten wird — lebte ich zwischen Studium des Wortes und des Tones geteilt. Die unvollkommene musikalische Entwicklung ging ihren Weg, es war ein Tasten, ein Suchen — es fehlte an einem gründlichen Elementarunterricht; ich hatte auf dem Klavier keine Idee von Anschlag, auf der Geige keine feste Bogenführung und war eigentlich zu beidem durch eine früh zunehmende Kurzsichtigkeit verdorben. In der Komposition kam ich von System zu System, ohne eine durchgreifende einheitliche Leitung zu genießen. Doch es wachten Melodien, Lieder in mir auf, ich ruhte nicht, suchte mir auch die Sänger und Spieler zusammen, man hörte doch darauf hin und ließ mir nach einigem Kopfschütteln doch immer eine Krume Talent übrig. — Ich durfte einen

Ausflug der deutschen Oper nach London mitmachen, im 16. Jahr, die letzte der zwölf zweiten Geigen unseres durch Engländer verstärkten Mainzer Orchesters! Doch brachte es mir zweierlei — in Ton und Wort. Ich hörte jeden Abend unsere klassische deutsche Oper mit ausgezeichneter Solobesetzung; mit einem Staudigl, Tichatschek, einer Stöckl-Heinefetter; und ich vervollkommnete mich — als oft in Bewegung gesetzter Dolmetscher für meine Kollegen — in der Sprache Shakespeares und Byrons. — Beim Vater aber, da ging's flotter her, als bei der zweiten Geige. Er studierte Tasso, Hamlet, Romeo mit mir. Er war Nathan — ich der Klosterbruder! Die Hälfte der Geschwister war schon draußen in der weiten Welt, sich ein Leben zu bilden, da schloß er sich um so inniger an mich an; war ich doch zugleich auch sein Schüler, sein Jünger. Abends holte ich ihn aus der Garderobe ab; da wurde auf dem Heimweg das Stück durchgesprochen, die Leistungen auseinandergesetzt. O wie göttlich schlecht kam da Gutzkow weg, wenn wir aus der „Schule der Reichen" kamen, oder aus „Werner", oder gar aus „Richard Savage"! Wie oft, wenn Gutzkow in seinen „Plaudereien" (verzeih ihm, edler St. Beuve, dieses Plagiat des Titels deiner wahrhaft schönen, kulturhistorischen Aufsätze!) unseren großen Wagner ungestraft mit historischen Schimpfnamen nennt, wie oft ruf' ich mir dann rächend die mündlichen Kritiken des „alten" Cornelius zurück — und zu höherer Würze das Wort eines großen Dichters über ihn. —

Der Ton verdrängte das Wort. Es war in Berlin. Ich hatte unter den Fittichen meines Vaters (Fittiche! denn er war ein Pelikan!) die theatralische Laufbahn in Wiesbaden begonnen, welches unterdes Hoftheater geworden war. Es waren seine letzten Lebensjahre, und ich mußte seinen edlen Geist vielfach unter den Bühnenverhältnissen leiden sehen. Außerdem trat an den reifenden Jüngling die zugleich aus dem Innersten auftauchende und von außen angeregte Frage heran: was beginnst du? wie willst du in zwei so schweren Künsten zugleich eine Vollendung erstreben? In der Wiedergenesungszeit von einem lebensgefährlichen Nervenleiden fand ich Muße, tiefer über mein Wollen und Streben nachzudenken und der ernsten inneren Stimme Gehör zu geben, welche mich mahnte, eines von mir zu werfen und das andere mit Leib und Seele ganz zu ergreifen. Mit Schmerz schied ich von dem Ideal, dramatischer Künstler zu werden, und wählte ausschließlich die Musik, aber nicht ohne den tröstlichen Zielgedanken, als dramatischer Autor, als Komponist „komischer Opern" mit der Bühne in engster Beziehung zu bleiben. Denn schon mit dem Vater, welcher selbst eine bedeutende vis comica besaß und mir für das Fach komischer Charakterrollen die entschiedenste Begabung zutraute, hatte ich im Einverständnis auch diesen besonderen Zweig für die Komposition gewählt; wir besprachen oft das Sujet des „zerbrochenen Kruges". Schwer wäre es gewesen, den Vater für das ausschließliche Ergreifen der Musik zu stimmen; er hatte seine Lieblingspläne an die Zeit meiner völligen dra-

matischen Ausbildung geknüpft. Das Geschick hat mir nicht die Zeit gegönnt, den rechten Augenblick zu finden, ihn in mein Geheimnis einzuweihen. Er starb. Sein großer Verwandter, der Meister Cornelius [Peter, der große Maler, Großoheim unseres P. C.], damals schon in Berlin verweilend, übernahm die Sorge für meine musikalische Ausbildung. Ich wurde Dehns Schüler. Ich begann hier mit neunzehn Jahren noch einmal von vorn. Nach drei Jahren Studium holte ich mir bei Friedrich Schneider in Dessau einen Lehrbrief über einen Pack Sonaten, Streichquartette, Stabat mater, Miserere, Trio, Quintett für Klavier mit Saiteninstrumenten usw. usw. Bei allen diesen Tonstudien hatte freilich das „Wort" geschwiegen. Nur zwei komische Operntexte waren in einer Zeit entstanden, als ich den Unterricht bei Dehn aussetzte und kühn meine eigenen Pfade zu wandeln versuchen wollte; daneben manche Skizzen, die alle auf dasselbe Ziel der komischen Oper ausgingen. Nur einmal hatte mich die Notwendigkeit aus meiner Verzagtheit, meine Musik auf einen eigenen Text zu setzen, herausgetrieben, als der Altmeister Cornelius von Italien zurückkehrte und ich zu einem Willkommsgruß keinen Dichter finden konnte, so sehr ich mich bemühte. Da dichtete ich mir selbst einen Text — und komponierte ihn. Unter Wieprechts Leitung sangen ihn manche Väter von Siegern bei Gravelotte und Sedan. Er gefiel dem Alten — das war jedenfalls das Beste dran. Doch war das ein völlig vereinzelter Fall, eine Art hübscher Unfall! Ich betrachtete mich völlig als Musiker, und da nach den Begriffen der Fachmenschen ein mittelmäßiger Text meistens der beste ist, so durfte ich mir schon auch einmal einen Text schreiben — ohne die Folgerung völlig auszusprechen, sie könnte meine Eitelkeit verletzen. Der Ton hatte das Wort verdrängt. Aber nun kam es plötzlich anders. Ohne alle Umschreibung gesagt: leidenschaftliche Liebe ergriff und erschütterte mich im Innersten; bei den Unmöglichkeiten meiner Lebensstellung konnte sie nur eine unglückliche sein. Und ich, der ich bis jetzt nur höchst dürftige Ansätze zu subjektiver Lyrik gemacht, dagegen doch so viele Tonstudien in mannigfachen Formen getrieben hatte, ich komponierte keine verzweifelten Sarabanden, keine rastlosen Giguen in Moll, keine weltschmerzlichen Scherzos — ich schrieb eine Fülle einfacher deutscher Gedichte, zu sagen, was ich litt. Von jetzt an war ich Lyriker, wenn ich auch durchaus — und wahrlich vor mir selbst — nicht wagte, mich einen Dichter zu nennen. Das hatte ich ja nicht gelernt, darin gab man ja keine Stunden, damit konnte man nicht einmal der unterste Organist werden. Aber meine Tagebuchblätter nahmen nun alle lyrische Form an. Nur daß es kaum einmal zufälligerweise dazu kam, lyrische Ergüsse auch musikalisch zu fassen oder ein so heiliges Gefühl auch absolut musikalisch wiederzugeben. Nein, die Musik war mir eine strenge, hehre Muse, der durft' ich nicht mit solchen Herzenskleinigkeiten kommen. Die Fassung kam wieder. Aufs neue begannen die strengen kontrapunktischen Studien bei Dehn, und als er mich nach einigen zwölfstimmigen Chören und einem Kanon für acht Stimmen, wo der zweite Chor

alles in der Gegenbewegung singt, entließ, machte ich mich wieder ans Sonaten- und Trio-Komponieren, begann einen achtstimmigen Psalm mit Orchester usw. Unterdessen waren aber, neben der Dehnschen Schule herlaufend, meine Lieder und Duette zu fremden Dichtungen — etwas besser, etwas menschlicher als früher geworden, ich sang sie bei Freunden mit meiner Schwester Auguste, sie wurden gern gehört. Nur meine Verse blieben die stillen Gebete im Kämmerlein, und niemals dacht' ich an den „Dichterkomponisten". Der Ton herrschte — das Wort war da, aber es duckte sich.

Wer sich nun schon einmal in die Gefahr begeben hat, dies alles zu lesen, der komme auch darin um, indem er meine Bitte erfüllt, an dieser Stelle sich aus eigenem Wissen und Erleben alles herzudenken, womit Richard Wagner damals, wie noch heut' und wie nach heut', die Welt erfüllt und bewegt. So kommen wir schneller nach Weimar.

Selten ist dem Kunstbeflissenen die freie Selbstbestimmung über Wandern oder Bleiben verliehen. Die trockene Scholle umzieht ihn oft mit jenen lockenden Silberfäden, die selbst zu Eisenstangen werden können. Diesmal aber, nach Weimar, ging ich ganz aus freiem Antrieb — mit der Idee, daß es nur ein Ausflug werden sollte. Ich wollte endlich Wagners Werke selbst einmal hören, mit mir selbst darüber ins reine kommen. Ich wollte sodann von Liszt, als einem über alles Kleinliche erhabenen Künstler und Menschen, mir ein freies Urteil über meine Studien ausbitten, was ich in Berlin nicht erlangen konnte von Leuten, die in Rücksichten verbissen waren. Das erhabene Kunstleben und Kunsttreiben, das mich dort wie mit einem Zauberschlag berührte, entschied mich augenblicklich dahin, nicht nach Berlin zurückzukehren, sondern, wie mir es auch ergehen möge, aufs neue anzufangen, Kunst zu lernen und womöglich früher oder später diesem Kreis anzugehören. Wäre doch der Brief noch aufzufinden, in welchem ich meinem großen Vetter auseinandersetzte, warum ich nicht nach Berlin zurückkehre, ich glaube, er dürfte mit Recht ein echter Künstlerbrief heißen. Wenn mich auch einen Moment lang die Wonne berauschte, meine Versuche von den größten Repräsentanten ihrer Instrumente gespielt zu hören, darüber konnte ich mich nicht täuschen, wie gering die Stellung war, die ich hier als spezifischer Musiker beanspruchen konnte. Liszt wies mich auf die Kirchenmusik. Gut; ich stürze mich in den Thüringer Wald zu Schwester Elise. „Domine, salvum fac Regem!", Männerstimmen-Messe, zwei Messen für gemischten Chor mit und ohne Orgelbegleitung — wenn auch nicht gerade so in einem Atem hintereinander! Ich komme wieder nach Weimar. Succès d'estime! Ich höre Berlioz, stürze über seine Partituren her, studiere Tag und Nacht darüber — und war ganz verliebt in diesen „Benvenuto Cellini", noch eh' ich den „Lohengrin" gehört. Davon ein anderes Mal und eingehend. Heute schließ' ich diese allzulang gewordene Skizze nur noch mit dem Moment, wo sich endlich nach so langem Ringen die beiden Himmelsmächte des Tones und der Sprache zuerst in

der höchst zerbrechlichen Scherbe meines guten Gemütes zu lieblichem Bunde vereinigten.

Weit, weit von Weimar find' ich ein freundliches Asyl in einer kleinen Stadt [es war Wallerfangen bei Saarlouis] an einem kleinen Strom — ein Nebenfluß, wie ich eben ein — Nebenmensch bin. Da ist in den schönen Kreisen, in denen ich sehr gütig aufgenommen war, eine junge Dame, die spielt sehr schön Klavier, singt auch sehr schön dazu. Der wollt' ich denn später, vom Land aus, eine Artigkeit erweisen, mich wohl auch ein wenig zeigen. Da schrieb ich ihr sechs kleine Musikbriefe. Jedes Lied durfte nicht größer sein, als es sich gerade auf den Briefbogen schreiben ließ. Der Dichter in mir war, wie ich erzählte, unter großen Wehen geboren; der Musiker war ein Angstkind von jeher; da kam aber nun das Glückskind, das von beiden das Beste hatte und mit freiem künstlerischen Gebaren in die Welt lachte. Das war der Dichter-Musiker. Mein Op. 1 war da."

* * *

Gern unterbreche ich die in den bisherigen Heften versuchte Darstellung der Geschichte des deutschen Liedes, um heute einen der liebenswürdigsten Meister desselben ausgiebiger zum Wort kommen zu lassen. Peter Cornelius feiert in diesem Jahre jene Auferstehung für ein breiteres Publikum, die für die deutschen Dichter und Musiker mit dem Freiwerden ihrer Werke dreißig Jahre nach des Schöpfers Tode verbunden zu sein pflegt. Es ist sehr leicht, über diese Erscheinung zu spötteln, aber gerade in unserem Falle schulden wir ihr nach meinem Dafürhalten aufrichtigen Dank. Die Zeit für Peter Cornelius ist jetzt eben da. Wie des Künstlers Sohn unlängst hervorgehoben hat, geht „durch diese laute Zeit ein heimliches Verlangen nach Beruhigung, Vereinfachung, Verinnerlichung". Peter Cornelius kommt als Mensch und Künstler diesem Verlangen entgegen. Gerade um seiner stillen, allem drängerischen und lauten Wesen abholden Art willen ist er zu Lebzeiten selbst bei denen nicht zur Anerkennung gelangt, die ihm grundsätzlich hätten zujubeln müssen. Wir Heutigen werden immer mehr fühlen, daß er im Kreise derer um Wagner und Liszt die fruchtbarste, für die Entwicklung bedeutsamste, weil eigenartigste Persönlichkeit gewesen ist.

Für heute sei es genug, die autobiographische Skizze sprechen zu lassen. Wir werden in der nächsten Zeit wiederholt Gelegenheit haben, eingehender über den Meister und sein Schaffen zu sprechen. Denn der Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig bringt eine Gesamtausgabe der literarischen und musikalischen Werke von Peter Cornelius, für deren Verbreitung in unserem Leserkreise ich nach Möglichkeit wirken möchte. Denn nicht in die große Öffentlichkeit, sondern ins Haus gehört Cornelius. Hier aber muß er heimisch werden.



Neue Musikalien.

Dornröschen. Märchenoper in vier Aufzügen von Hans Eschelbach. Musik von August Weweler. Klavierauszug vom Komponisten im Verlage von Bote & Bock in Berlin. (Preis 15 Mk.)

Diese Märchenoper ist vor einem Jahre in Kassel und seither an verschiedenen Bühnen (u. a. Detmold, Braunschweig, Berliner Nationaltheater) aufgeführt worden, durchweg mit schönem Erfolg. Ich halte mich für diese Besprechung doch lieber an den Klavierauszug, weniger weil die Berliner Aufführung, die ich allein gesehen habe, nicht gelungen war, als weil die bedeutenden Vorzüge des Werkes im Klavierauszug besser hervortreten, die unleugbaren Schwächen dagegen dem nicht auf Theaterunterhaltung bedachten Spieler am Klavier sich weniger bemerkbar machen als von der Bühne herab. Das Werk aber verdient Beachtung, weil es voll echter Musik ist und weil es darauf verzichtet, modern zu sein. Das Ganze ist in Melodie getaucht; Duette, Chöre lösen die Sologesänge ab. Trotzdem wird sich an der Form niemand stören, weil sich diese Formen logisch aus dem Stoff ergeben. Oder wenigstens soweit sie es tun. Jedenfalls scheint mir der Beweis erbracht zu sein, daß die Formen der Mozartischen Oper keineswegs veraltet sind, wenn es nur gelingt, Textbücher zu schreiben, die auch für unser empfindlicheres dramatisches Wahrheitsgefühl mit dieser Form nicht im Widerspruch stehen.

Das ist ein schönes Verdienst dieser Oper Wewelers, der ferner für sich beanspruchen kann, daß seine Melodien stets echt singbar sind und immer gut klingen. Eigenartig ist die Musik dagegen nicht, und leider auch gar nicht dramatisch. Daran mag freilich auch der Text schuld sein. Die Dichtung Hans Eschelbachs ist im einzelnen feiner und reicher als die Durchschnittszahl der Opernbücher. Aber leider ist sie durchweg lyrisch und hemmt auf Schritt und Tritt die Entwicklung der Handlung. Auch arbeitet das Dornröschen-Märchen nicht mit jenen allgemein und zu allen Zeiten gültigen Werten wie das Märchen von „Hänsel und Gretel", wodurch Humperdinck seine wundervolle Schöpfung ermöglicht wurde. Um nicht nur als Folge lebender Bilder für Kinder, sondern als echtes Drama auch auf Erwachsene wirken zu können, bedürfen die Märchen des Herausarbeitens jener symbolischen Bedeutung, die ihnen fast immer zugrunde liegt. Sie müssen aus dem Zufällig-Willkürlichen ins Typisch-Menschliche gesteigert werden. Eschelbach hält bereits etwas Allegorie für Symbolik. Daß es ihm z. B. gar nicht gelungen ist, die Verheißung des lange vergeblich ersehnten Kindersegens an das Königspaar zu verinnerlichen, wirkt gerade hier sehr schädigend. Wenn er dann aber im letzten Akt die Tatsache, daß wir in Dornröschen das weichere Abbild Brünnhildes haben, dadurch zum Ausdruck bringt, daß er die szenischen Bilder in eine Parallele zu Wagners „Siegfried" stellt, so ist das Philologie, aber nicht lebendiges Schauen.

Doch es werden der Einschränkungen so viele, daß von dem Lobe schier nichts mehr übrig bleibt. So sei hier denn nochmals wiederholt, daß das Spielen und Singen nach dem Klavierauszug mir viel Vergnügen bereitet hat und sicher jedem Freunde einer gesunden und fröhlichen Musik einen so heiteren Genuß bereiten wird, daß der Wunsch wach wird, dem Komponisten recht bald wieder zu begegnen, was gar nicht im Theater zu geschehen braucht. K. St.



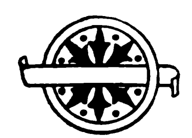
Zu unseren Kunstbeilagen.

Der Künstler, von dem unsere Photogravüre eine der besten Arbeiten vorführt, ist zu seinen Lebzeiten nie recht durchgedrungen und ist auch heute mehr berühmt, als gekannt. In Viktor Müller verehrt die heutige Kunstgeschichte einen der wenigen deutschen Maler aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, die mit einer innerlichen Auffassung des Stoffes und monumentaler Gestaltung bedeutende Farbigkeit zu verbinden verstanden. Er ist einer der wenigen, die nicht Illustratoren von Dichtungen oder dem Riesenepos der Weltgeschichte waren, sondern Darsteller von wirklich geschauten Bildern. Hier Romeo und Julia, — gewiß, die Balkonszene mit den unsagbar süßen Worten des Nichtvoneinanderkönnens hat den Stoff gegeben. Aber das ist trotzdem nicht eine Illustration zur Dichtung, von deren Gnaden sie lebt, sondern ein für sich selbst stehendes, in sich dauerndes Bild. Auch wer des Briten wonnigsten Sang von Jugendliebe nicht kennte, verstände dieses Bild. Rein und klar erschaut, unabhängig von aller literarischen Erklärung, die sich ja auch in „Tageweisen" der Minnesänger finden ließe, ist dieses Scheiden zweier Liebenden, die nicht voneinander können und auseinander müssen. Wie ganz Hingabe ist Julias Körper; wie wunderbar ist das Widerstreitende ihrer Gefühle dargestellt, wenn sie den Geliebten hält und doch fortdrängt. Und so auch Romeo. Nur eine Sekunde ihre Nähe noch fühlen! Denn wie für das Leid der Trennung, gilt auch für dies Beisammensein das Wort: „Schon die Minut' enthält der Tage viel." Über der Großzügigkeit der Bewegung hat Müller die Charakteristik der Gesichter nicht vernachlässigt. Zur Quelle des ausgesprochen Malerischen aber wird ihm das Licht. „Sieh den neid'schen Streif, der dort im Ost der Frühe Wolken säumt. Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt, der muntre Tag erklimmt die dunst'gen Höhn." „Stets hell und heller wird's." So tief die Weite, dunkel, geheimnisvoll, halb dräuend, daß wir die bangen Ahnungen verstehn, die sich auf Julias Herz niedersenken, da der Geliebte hinaus muß in die dunkle Ferne.

Viktor Müller stammte aus Frankfurt am Main, dessen starker Lokalpatriotismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich für die deutsche Kunst sehr heilsam erwies. Hier sind Adolf Schreyer, Peter Becker, Anton Burger, Wilhelm Steinhausen her, Hans Thoma hat sich in der Mainstadt sicher und ruhig entwickelt. Um alle diese Künstler hat sich das übrige Deutschland erst recht spät bekümmert. Es hat ihnen nur genutzt. Die Lehre holte man sich in Frankreich, danach war man gut frankfurterisch, und damit, da Frankfurt schließlich doch auch damals in deutschen Landen lag, gut deutsch. Der 1829 geborene Müller kam zu seinem Glück in Paris in Courbets Schule. Er lernte also zweierlei: offen in die Natur sehen und ehrlich malen. Als Dreißiger kam er nach Frankfurt zurück, überwand hier schnell alle Erinnerung an die Schauspielerhaftigkeit eines Delacroix, und als er 1864 nach München kam, wirkte er hier schnell als eigenartige, gesunde Persönlichkeit auf die jüngeren Künstler. Leider raffte ihn der Tod schon 1871 dahin. —

Die beiden andern Kunstblätter zeigen wenig bekannte Werke Adolf von Donndorfs und wollen eine kleine Huldigung sein zu des bescheidenen Künstlers 70. Geburtstag, den er am 16. Februar feiern kann. Rüstigkeit und unverminderte Arbeitskraft sind dieses arbeitsamen Mannes, der auch als

Lehrer in Stuttgart eine segensreiche Tätigkeit entfaltet hat, schöner Alterslohn. Donndorf ist Schüler Rietschels, in dessen Geiste sein eigenes Schaffen gehalten ist: Wahrheit der Erscheinung, in dieser aber Betonung des geistigen Gehalts des Dargestellten. Derart sind des Künstlers bekannte öffentliche Denkmäler: Joh. Seb. Bach in Eisenach, Cornelius in Düsseldorf, Goethe in Karlsbad, Robert und Klara Schumann in Bonn, das Reiterstandbild des Großherzogs Karl August in Weimar, dem Geburtsort unseres Künstlers, die trefflichen Büsten Bismarcks und Moltkes u. a. Wir freuen uns, von ihm zwei weniger bekannte Werke vorführen zu können. Das Doppelbildnis seiner Töchter zeigt den Künstler von der liebenswürdigen Seite, das Lessingdenkmal, das leider Entwurf geblieben ist, kündet seine Kraft der Monumentalität. **K. St.**



Briefe.

A. H., F. — M. S., F. a. M. — R. H., B. — H. G., Stuttgart. — C. C., H. (H.) — W. E., D. (B.). — L. Sch., J. — A. E. i. F. — E. F., E. — M. K., Gr. L. — O. Fr. — A. F. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im Türmer leider nicht geeignet.

M. v. M. Leider hat sich der T. für keines der Gedichte einwandfrei entscheiden können, doch möchte er Sie zu weiteren Einsendungen ermutigen. Für Ihr frdl. „Glückauf" zum neuen Jahre herzl. Dank und Gruß!

Grf. L. R., M. — W. Sch., E. — Pf. H., K., B. L. — J. t. M., R. i. L. — E. C., G. Auch Ihnen herzl. Dank für den frdl. Neujahrswunsch!

R. H. g. G., R. (H.) Verbindlichsten Dank für den frdl. Weihnachtsgruß!

Frau Olga Putz, München. Gern bestätigen wir Ihnen, daß die Übertragung der im Augustheft des vorigen Jahrganges zum Abdruck gelangten Idylle von Henry Greville, „Der Mittag", aus dem Französischen ins Deutsche von Ihnen herrührt.

A. W., Hbg.-A. Besten Dank für die Zeitungsblätter. Es wird sich ja wohl Gelegenheit finden, auf den Fall zurückzukommen.

G. T., C. Sie schreiben: „Es sind jetzt die Bedingungen zur Anteilnahme an der ‚Kieler Woche 1905' veröffentlicht worden. Ich habe sie in Heft 5 der Zeitschrift ‚Schiffbau' gelesen und finde da unter Nr. 8, die Mannschaft betreffend, folgendes veröffentlicht: ‚Die Mannschaft darf nur aus höchstens 3 Herren bestehen, welche Amateure sowie Mitglieder eines anerkannten Yachtklubs sein müssen, ihren Lebensunterhalt nicht durch ihrer Hände Arbeit verdienen und dem Lande angehören, in welchem die Yacht erbaut ist.' — Ihren Lebensunterhalt nicht durch ihrer Hände Arbeit verdienen!' Worte versagen, um die Lebensanschauung, das geistige und sittliche Niveau zu kennzeichnen, die es fertig bringen, derartiges kaltlächelnd zu veröffentlichen. . ." Was sollten wir dem noch hinzufügen! Frdl. Gruß!

Japan. Sie fragen, wo im Königreich Preußen — am liebsten in der Provinz Brandenburg — eine Anstalt besteht, die alleinstehende alte Krieger gegen Entgelt oder kostenlos aufnimmt, sowie ob und wo es auch solche Anstalten gibt, die alleinstehende ältere Männer, die keine Krieger waren, aufnehmen. Wir haben leider eine Auskunft noch nicht erhalten können; vielleicht weiß einer unserer Leser sie zu geben?

J. M. J. Der Dichter hat nichts anderes zum Ausdruck bringen wollen, als daß er einer Frau darum danke, weil sie ihn vor einer unehrenhaften Tat bewahrt habe.

O. Sch. — D. Der Verfasser des Aufsatzes wollte Ihnen Ihre Frage direkt beantworten. — Für das frdl. mitgesandte Gedicht haben wir uns leider nicht entscheiden können.

E., P., B. E., B. O. Wir meinen allerdings, daß Sie zu einer andern Wertung gelangt wären, wenn Sie den Schluß der Erzählung abgewartet hätten, die auf etwas viel Tieferes ausgeht, als bloß den Typ eines „orthodoxen Fanatikers“ zur Darstellung zu bringen. Wenn aber auch, so vermögen wir wirklich nicht einzusehn, warum ein Künstler, sofern er nur überzeugend und psychologisch richtig den Charakter herauszuarbeiten weiß, nicht unter den tausend möglichen Typen gerade diesen sich zum Vorwurf nehmen soll. Ihm dieses Recht versagen zu wollen und gar zu meinen, daß damit der ganze Stand getroffen und schlecht gemacht werden solle, ist vielleicht ebenso — „fanatisch“, wie die Auffassung gewisser Leser der Köln. Volkszeitung, die in Zuschriften an dieses Blatt die Figur des Domherrn im Doseschen Roman als eine protestantische Verunglimpfung katholischen Priestertums denunzieren. Und was sagen Sie dazu, daß fast genau dieselben Vorwürfe, die Sie im Interesse Ihres Standes der Erzählung des skandinavischen Autors glauben machen zu müssen, ein anderer Leser, seines Zeichens Apotheker, im übrigen ebenso freundschaftlich-wohlwollend wie Sie dem T. zugetan, gegen die kleine Weihnachtserzählung im Dezemberheft erhebt, weil darin sein Stand verunglimpft sei. Da soll gleich der ganze deutsche Apothekerstand ungerecht behandelt, „in der ungehörigsten Weise beschimpft“ worden sein, weil der Autor sich erlaubt hat zu erzählen, daß einmal ein Apotheker sich hartherzig gegen einen armen Teufel benommen. Auf diese Weise dürfte sich etwa der Stand der Richter durch Kleists „Zerbrochenen Krug“, der Stand der Privatsekretäre oder auch der der Präsidenten durch Schillers „Kabale und Liebe“, der Stand der Könige durch Shakespeare usw. usw. „verunglimpft“ fühlen. Was sollen nun die armen Dichter aus ihren Bösewichtern machen? Lassen sie sie gar keinem Berufe angehören, wird sich der steuerkräftige Stand der — Rentiers getroffen fühlen. — Und somit auf weitere treue Leserschaft und herzlichen Gruß!

A. E., H. a. T. Ihren Protest haben wir dem Autor übermittelt. Wir glauben aber, er wird die Meinung teilen, die wir darüber oben entwickelt haben.

E. S. R. Was Sie suchen, findet sich, wie uns aus einer unendlichen Menge von Zuschriften in Erinnerung gebracht wird, — all den frdl. Schreibern herzlichen Dank! — in Fritz Reuters köstlicher „Vagel- un Minschengeschicht“ „Hanne Nüte“. Da nimmt im 4. Gesang zwar nicht Vater und Sohn voneinander Abschied, sondern der auf Wanderschaft ziehende Schmiedegeselle Hanne Nüte von seinem alten Pastor, der dabei in schwärmende Erinnerung an seine schöne Jenenser Studentenzeit verfällt; aber eine mißbilligende Äußerung der Frau Pastorin veranlaßt den alten Herrn, in eine Predigt über die Sündhaftigkeit aller Kreatur umzuschlagen.

„Un Hanne geiht, doch as hei sik
Rechtsch in de Strat will rümmer wenn'n,
Röppt em de Herr Pastur taurügg,
Leggt an den Mund de beiden Hänn
Un röppt em tau: ‚Ein Wurt noch, Sähn! —
‚Ich würde doch nach Jena gehn!‘“

W. W., St. J. a. E. Für einen Sechzehnjährigen recht talentvoll; und mehr noch als die vorgelegten Proben verspricht für die Zukunft die Einsicht, daß Sie bei Ihrer Jugend glauben, noch Zeit zum Warten zu haben. Es muß ja nicht jeder erste, wenn auch ganz talentvolle Versuch gleich in die Öffentlichkeit gebracht werden.

K. R., G. Manches stimmungsvoll, aber doch nicht ganz unseren Wünschen entsprechend. Senden Sie gelegentlich Neues.

K. E. R. Die gewünschten Türmerpostkarten schickt Ihnen der Verlag. Das gesuchte Gedicht des Wolfenbütteler Schulrats Dr. Wilhelm Brandes, in dem das Welfenlied „Wir lustigen Braunschweiger“ aufgenommen ist, dürfte sich entweder in den „Balladen“ (2. Aufl. 1896) oder den „Liedern der ehrlichen Kleiderseller“ (1891) finden. Uns sind die beiden Bücher leider nicht zur Hand.

M. H., Oldenburg; Frau v. Gr., Berlin. Verbindl. Dank für Ihre freundl. Zuschriften!



Hierzu eine Prospekt-Beilage: Schriften von Dr. Lehmann-Hohenberg. — Daß wir in religiösen und konfessionellen Fragen vielfach einen anderen Standpunkt einnehmen, ist den Lesern bekannt.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ○ ○ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen). ○ ○ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ○ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



VII. Jahrg. Februar 1905. Heft 5.

Aus den Liedern an Bertha.

Gedichtet und in Musik gesetzt von Peter Cornelius.

1. Sei mein!

Andantino.
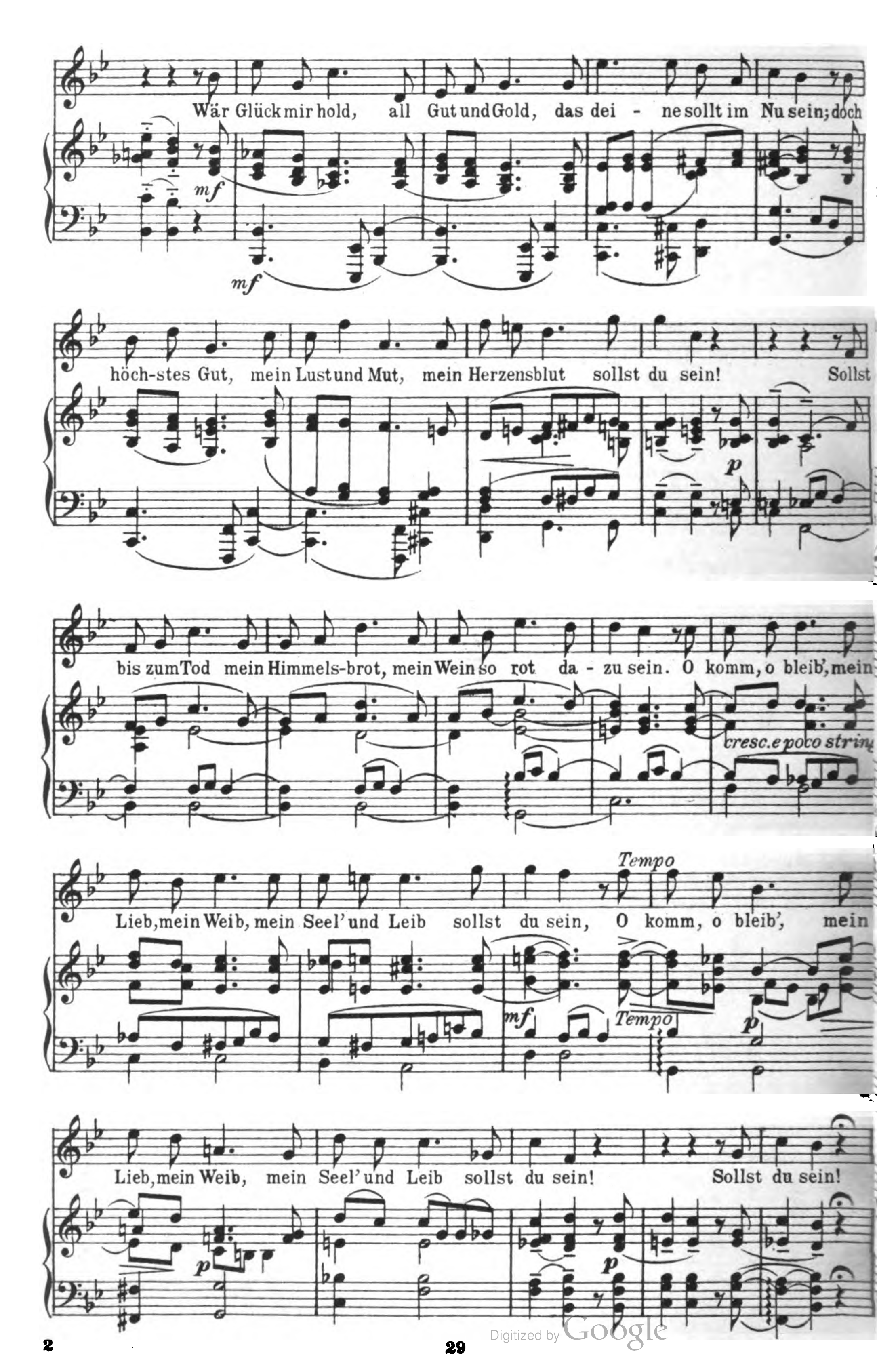
Singstimme.

Pianoforte.
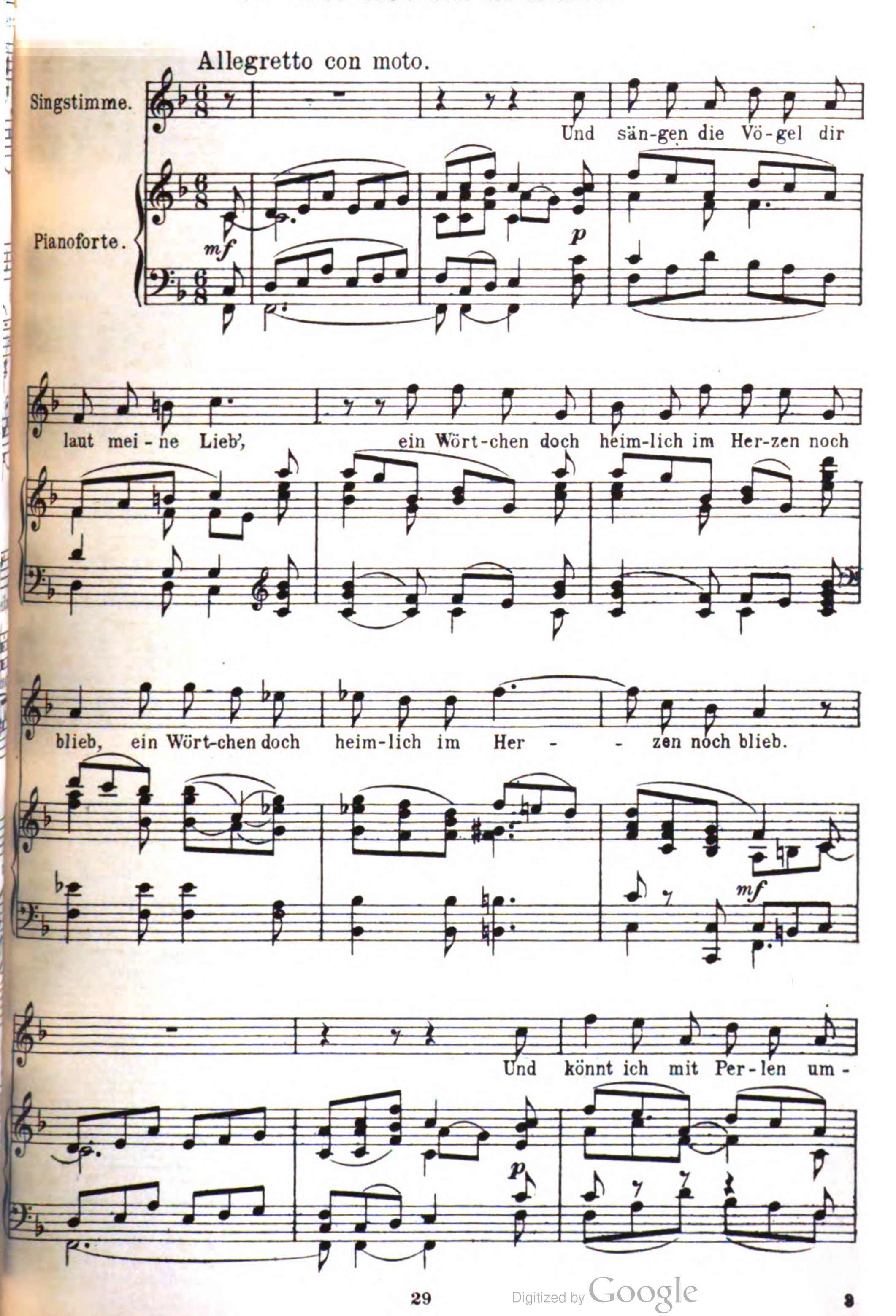
p

Tief im Ge-müt mir Lie-be glüht, und wem sie blüht sollst du sein, sollst all' mein Drang die Ta-ge lang, mein Nacht-ge-sang zur Ruh' sein, mein Nacht-ge-sang zur Ruh' sein.
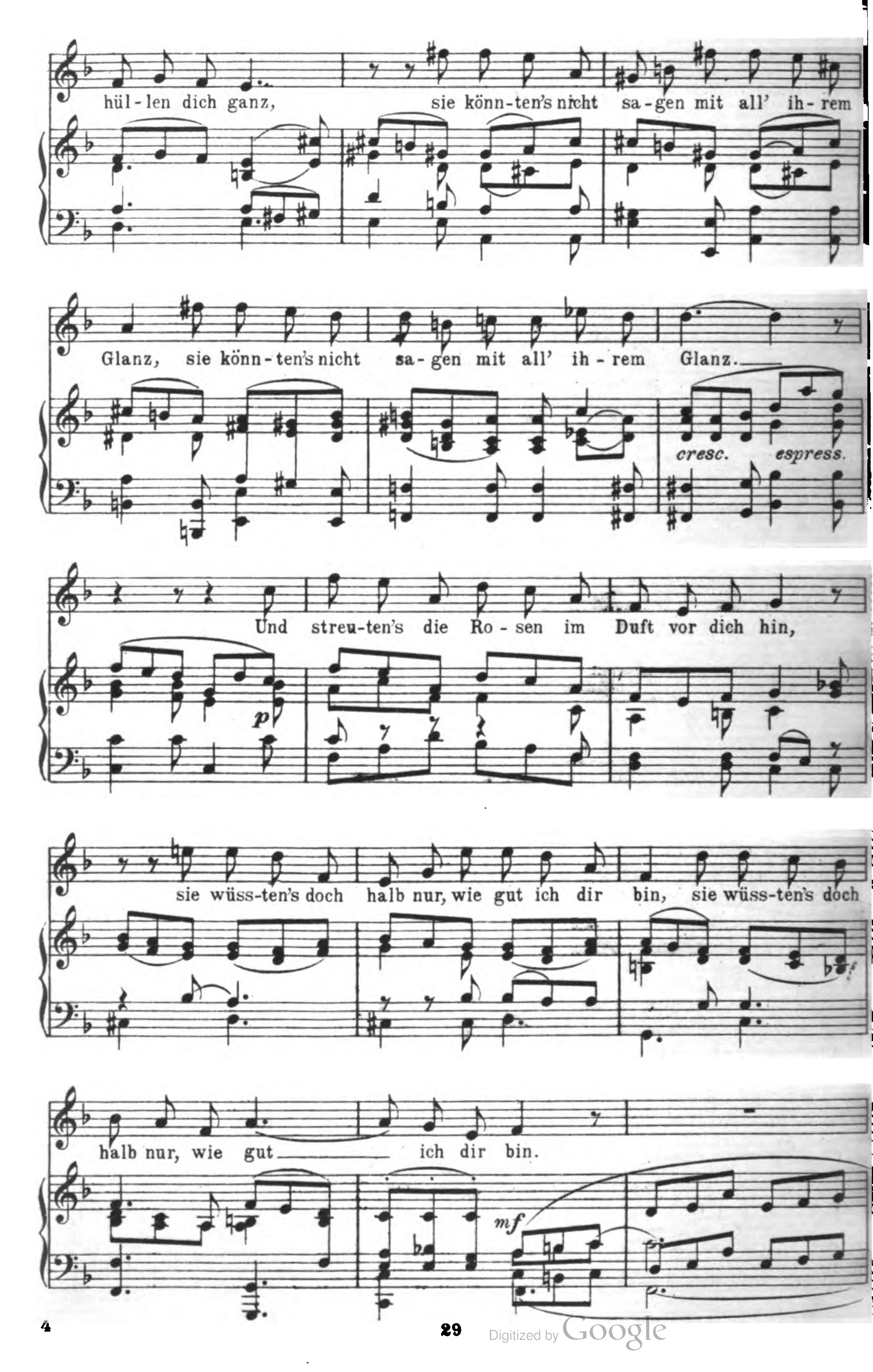
pf
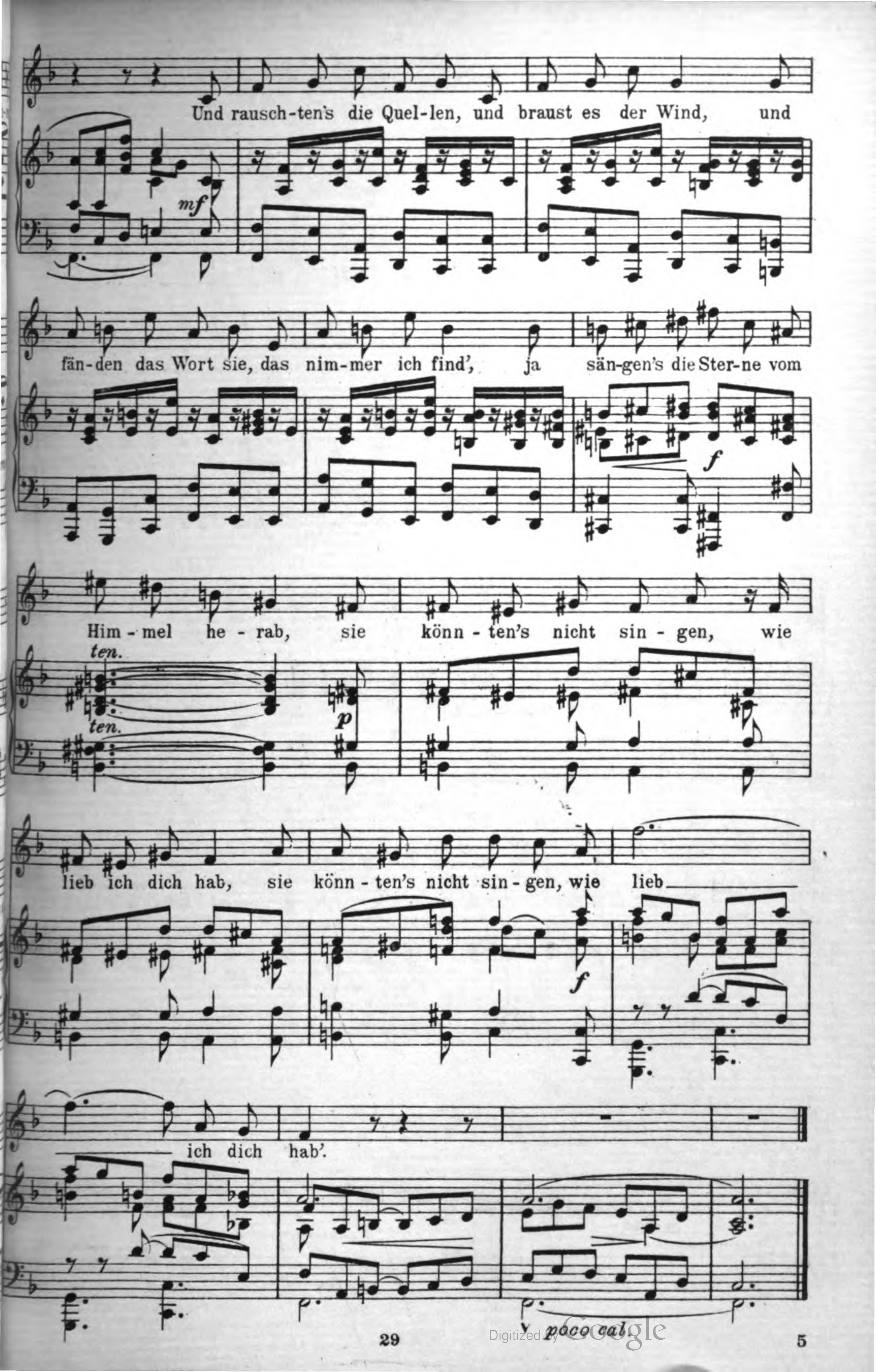

Wär Glück mir hold, all Gut und Gold, das dei - ne sollt im Nu sein; doch
mf
mf
höch-stes Gut, mein Lust und Mut, mein Herzensblut sollst du sein! Sollst
p
bis zum Tod mein Himmels-brot, mein Wein so rot da - zu sein. O komm, o bleib', mein
cresc. e poco string
Tempo
Lieb, mein Weib, mein Seel' und Leib sollst du sein, O komm, o bleib', mein
mf
Tempo
p
Lieb, mein Weib, mein Seel' und Leib sollst du sein! Sollst du sein!
p
p

2. Wie lieb ich dich hab.
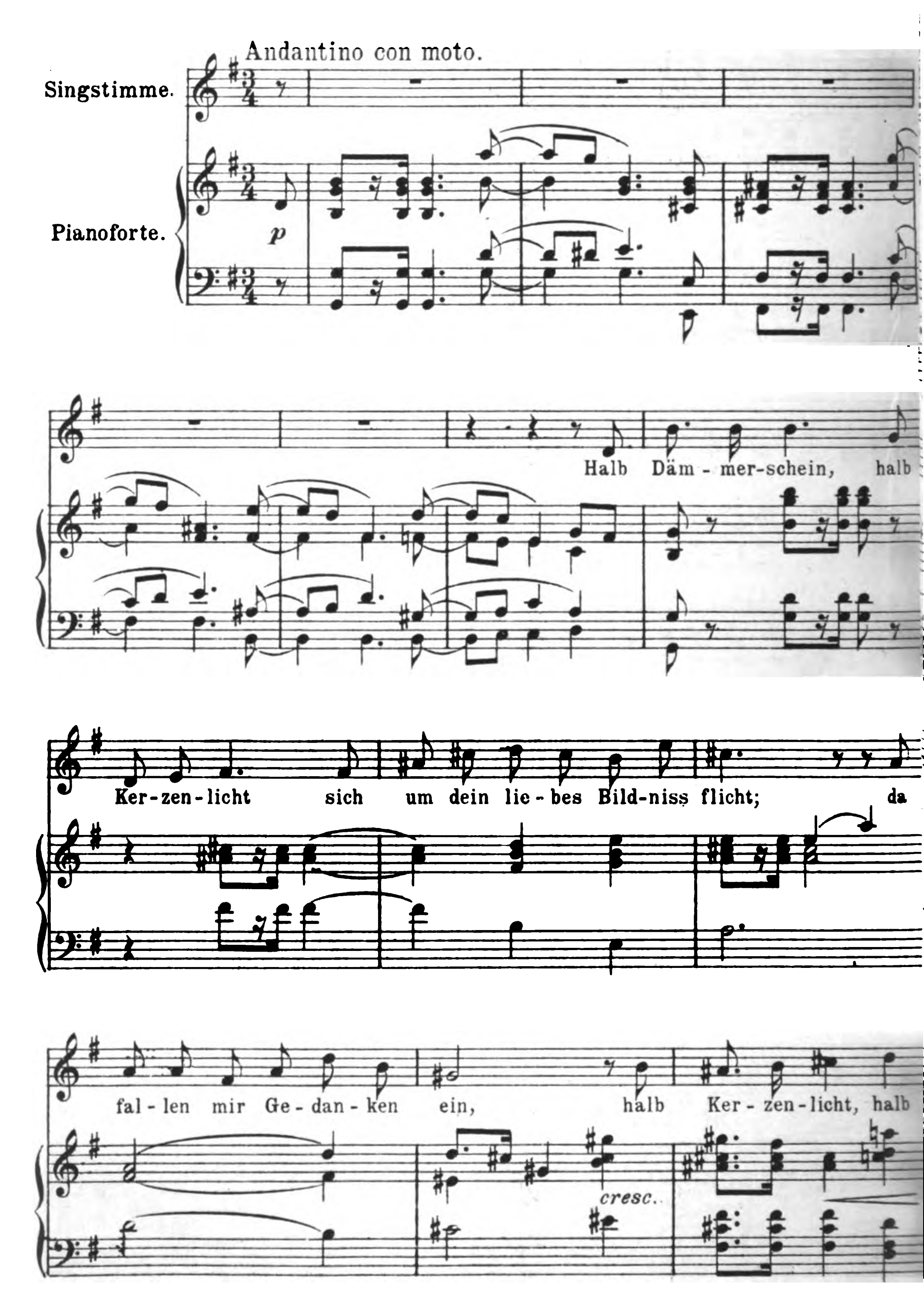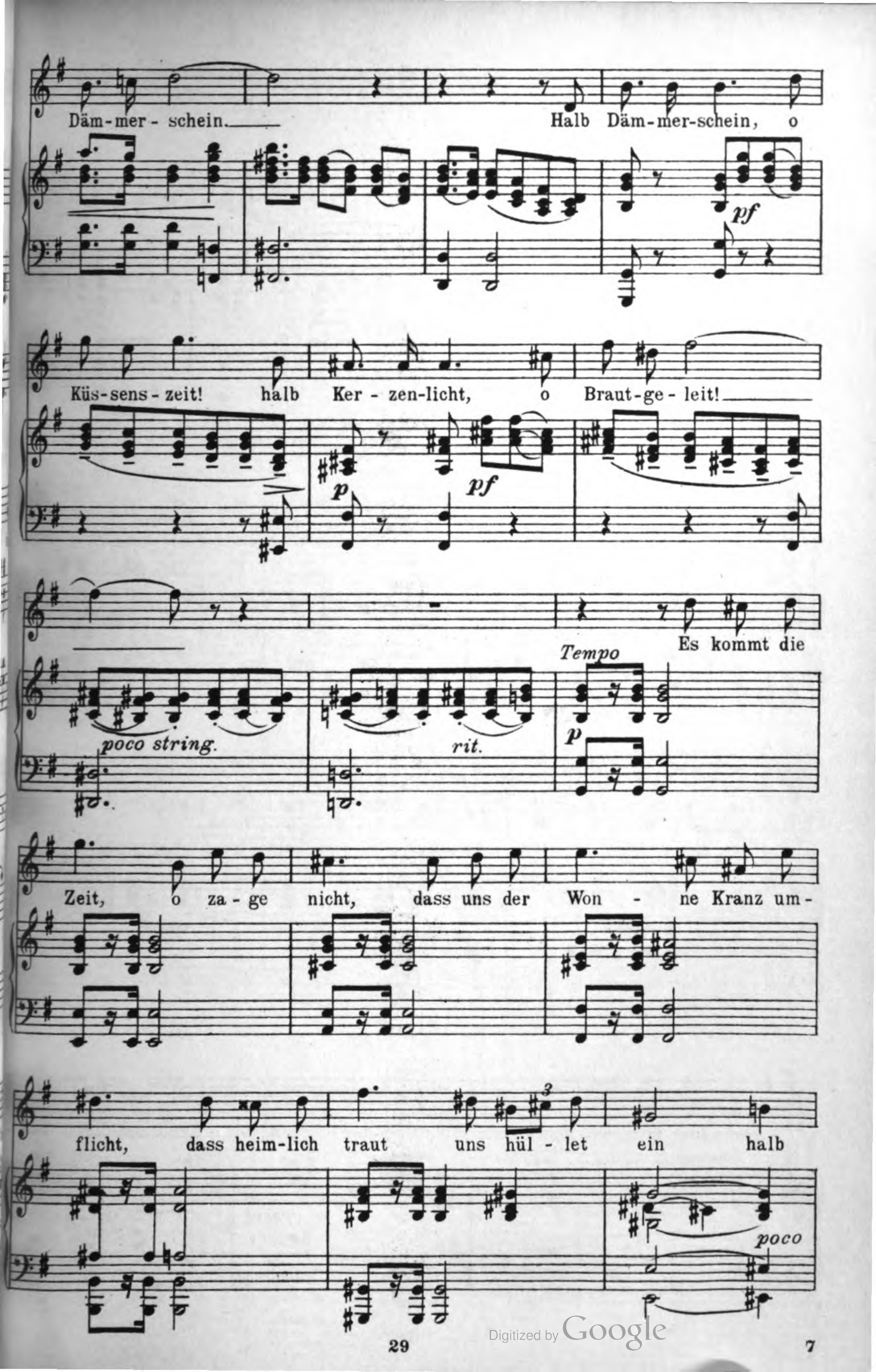


3
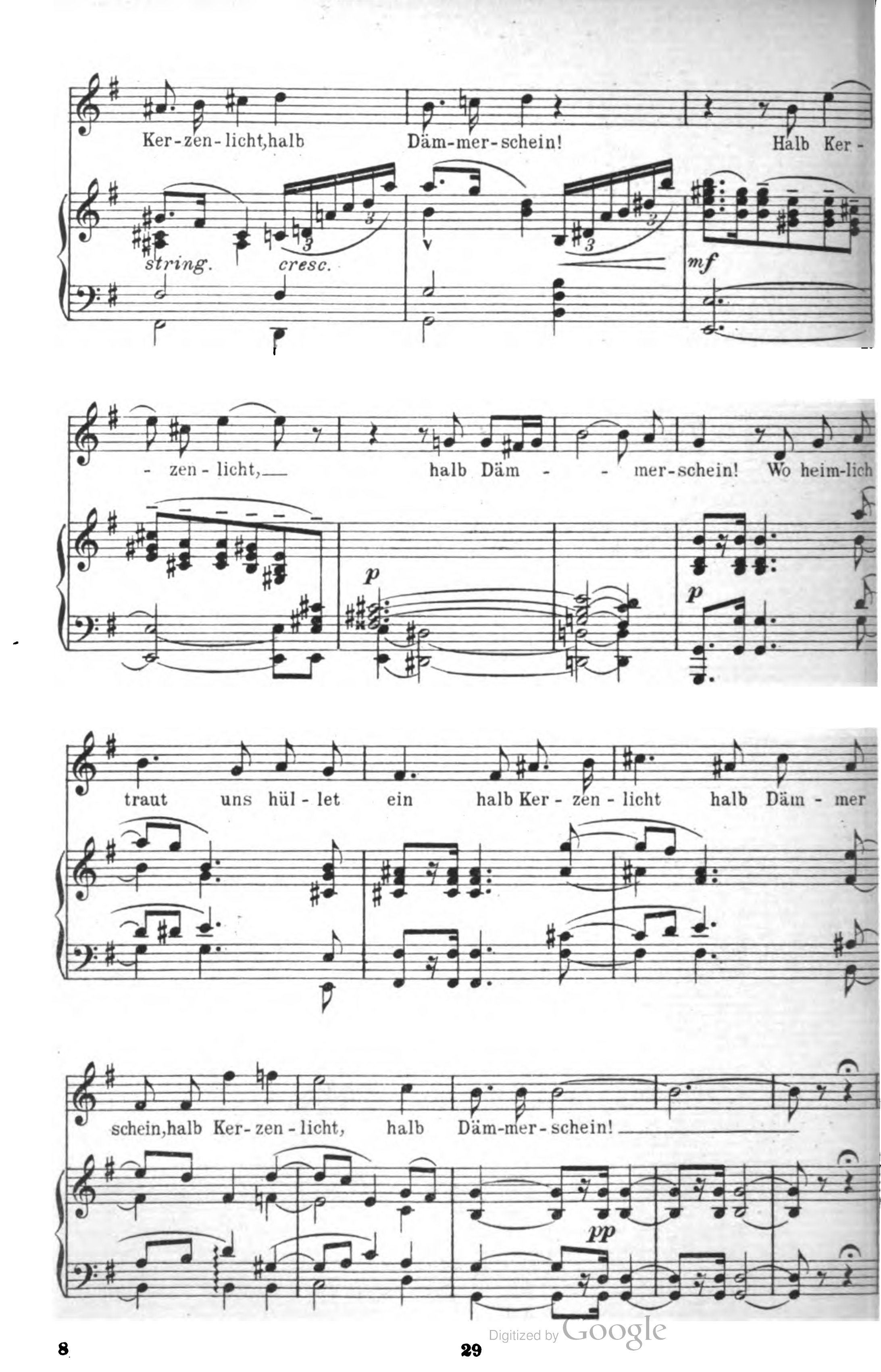

hül - len dich ganz, sie könn - ten's nicht sa - gen mit all' ih - rem
Glanz, sie könn - ten's nicht sa - gen mit all' ih - rem Glanz.
cresc. espress.
Und streu - ten's die Ro - sen im Duft vor dich hin,
p
sie wüss - ten's doch halb nur, wie gut ich dir bin, sie wüss - ten's doch
halb nur, wie gut ich dir bin.
mf


Und rausch-ten's die Quel-len, und braust es der Wind, und
mf
fän-den das Wort sie, das nim-mer ich find', ja säng-gen's die Ster-ne vom
f
Him-mel he-rab, sie könn-ten's nicht sin-gen, wie
ten.
ten.
p
lieb ich dich hab, sie könn-ten's nicht sin-gen, wie lieb
f
ich dich hab'.
poco cal.

3. Dein Bildniss.




Däm-mer - schein.
Halb Däm-mer-schein, o
pf
Küs-sens - zeit! halb Ker - zen-licht, o Braut-ge - leit!
p
pf
Tempo
Es kommt die
poco string.
rit.
p
Zeit, o za - ge nicht, dass uns der Won - ne Kranz um-
flicht, dass heim-lich traut uns hül - let ein halb
3
poco


Ker-zen-licht, halb Däm-mer-schein! Halb Ker-
string. cresc.
mf
-zen-licht, halb Däm - - mer-schein! Wo heim-lich
p
p
traut uns hül-let ein halb Ker-zen-licht halb Däm-mer
schein, halb Ker-zen-licht, halb Däm-mer-schein!
pp



DER ZERBROCHENE KRUG



VII. Jahrg. März 1905.

Herrenrecht und Gesellschaftsrecht.

Von

Pastor a. D. Kötschke.

Gleich im Anfang dieses Jahres hat Deutschland einen Streik erlebt, wie er bisher noch nicht dagewesen ist bei uns. Reichlich 200000 Ruhrbergleute haben 4 Wochen lang die Arbeit niedergelegt. Durch den Mangel an Kohlen mußten zeitweise weitere Zehntausende von Arbeitern feiern. Riesige Summen sind der deutschen Volkswirtschaft verloren gegangen. Und doch stand in unserm Vaterlande, das noch sehr wenig demokratisch empfindet, in dem man allzuleicht geneigt ist, den armen Teufel von Arbeiter über die Achsel anzusehen und sich nach den durch Besitz und Bildung maßgebenden Schichten zu richten, die öffentliche Meinung zum weitaus überwiegenden Teile auf seiten der Arbeiter. Gewiß eine seltene Erscheinung, bei der einen Augenblick zu verweilen sich lohnt.

Die Arbeiter haben unter Kontraktbruch die Arbeit niedergelegt. Es hat dies die öffentliche Meinung wenig gestört, so sehr auch die Kohlenherren versucht haben, die Arbeiterschaft damit anzuschwärzen. Denn erstens hatten die Zechenbesitzer selbst den 1889 abgeschlossenen Vertrag nicht gehalten und sich damit zuerst ins Unrecht gesetzt. Zweitens ist es eine alte Streikregel: Gibt man einmal den Streik als erlaubt zu, dann muß es auch





VII. Jahrg. März 1905. Heft 6.

Herrenrecht und Gesellschaftsrecht.

Von

Pastor a. D. Kötschke.

Gleich im Anfang dieses Jahres hat Deutschland einen Streik erlebt, wie er bisher noch nicht dagewesen ist bei uns. Reichlich 200 000 Ruhrbergleute haben 4 Wochen lang die Arbeit niedergelegt. Durch den Mangel an Kohlen mußten zeitweise weitere Zehntausende von Arbeitern feiern. Riesige Summen sind der deutschen Volkswirtschaft verloren gegangen. Und doch stand in unserm Vaterlande, das noch sehr wenig demokratisch empfindet, in dem man allzuleicht geneigt ist, den armen Teufel von Arbeiter über die Achsel anzusehen und sich nach den durch Besitz und Bildung maßgebenden Schichten zu richten, die öffentliche Meinung zum weitaus überwiegenden Teile auf seiten der Arbeiter. Gewiß eine seltene Erscheinung, bei der einen Augenblick zu verweilen sich lohnt.

Die Arbeiter haben unter Kontraktbruch die Arbeit niedergelegt. Es hat dies die öffentliche Meinung wenig gestört, so sehr auch die Kohlenherren versucht haben, die Arbeiterschaft damit anzuschwärzen. Denn erstens hatten die Zechenbesitzer selbst den 1889 abgeschlossenen Vertrag nicht gehalten und sich damit zuerst ins Unrecht gesetzt. Zweitens ist es eine alte Streikregel: Gibt man einmal den Streik als erlaubt zu, dann muß es auch

gestattet sein, den Gegner zu überraschen und nicht erst während der Kündigungsfrist ihm Zeit zu lassen, sich für den Streik zu rüsten und neue Arbeiter zu beschaffen. Drittens kam der Streik gegen den Willen der Führer und damit gegen die sonst bei Gewerkschaften übliche Praxis.

Man hat freilich gerade daraus den Führern einen Strick drehen wollen und gesagt: Die Führer sind machtlos, deshalb kann man sie nicht anerkennen. Bedenkliche Ausrede! Hätten die Führer zum Streik aufgefordert, so hätte man natürlich gesagt: Seht, am Streik sind lediglich die Führer schuld vermöge ihres überwältigenden Einflusses! Das war diesmal ausgeschlossen, wiewohl es selbst Leute gegeben hat, die so argumentiert haben: Die Führer haben früher zum Streik gehetzt; im Augenblick der Gefahr waren sie Feiglinge, die zurückgezuckt haben wie der Fechter auf dem Kampfplatz.

Gerade bei diesem Streik hat sich in überwältigender Weise der Segen der Organisation und der Führer gezeigt. 1889 hat es bei dem Streik 11 Tote und 26 Verwundete gegeben. Diesmal war der Streik noch viel ausgedehnter als damals. Viel mehr fremdes Volk war seit der Zeit herangezogen worden. Fast an jedem Lohntage gibt es sonst im Ruhrgebiet Schlägereien und Krawalle, wenigstens unter den Italienern, Polen und Österreichern. Diesmal die größte Ruhe, die auf die bürgerliche Bevölkerung in allen Ortschaften geradezu erhebend gewirkt hat. Überall, wo ich mich während des Streiks im Land der schwarzen Kohle, wo schon die Häuser und die Luft beständig die grauschwarze rauchige Farbe zeigen, umgesehen habe, fand ich die größte Bewunderung für die Disziplin und Besonnenheit der Arbeiter.

Den Behörden gebührt hieran insofern ein Verdienst, als sie wenigstens soviel Rückgrat gezeigt haben — in Norddeutschland muß man bereits dafür dankbar sein —, daß sie nicht auf die Stimmen der Kohlenherren und der in ihrem Dienste frondenden Rheinisch-Westfälischen Zeitung mit den Unkenrufen nach Militär gehört haben. Auch das muß man rühmen, daß die Polizei die Versammlungen nirgends gehindert hat. Auf diese Weise konnten die Führer zu ihren Leuten sprechen. Hätte man den Bergleuten schon früher das Versammlungsrecht nicht so arg beschränkt, wie das geschehen ist, so wäre vielleicht überhaupt der Streik nicht ausgebrochen, so hätten von vornherein die Führer ihre Leute an größere Disziplin gewöhnen können. Die Organisation wäre dann auch viel mächtiger gewesen und hätte vielleicht ohne Streik mehr erreicht als so.

Doch wenn auch die Arbeiterschaft dem äußern Maßstabe nach den Streik verloren hat, und sowohl der Streik wie die Niederlage viel Not und Elend, Verdruß und Ärger im Gefolge gehabt haben, so muß man doch froh sein, daß der Streik ausgebrochen ist. Denn er hat viel Schlamm und Unrat an die Oberfläche gebracht. Er hat gezeigt, wie wir in Deutschland stehen.

Seit 1848 ist ein Sturmwind durch Deutschland gebraust, der überall in den flatternden Fahnen die Inschrift enthüllte: Hinweg mit dem Feudal-

staat, gleiches Recht für alle! Seit 1867 haben wir das allgemeine Wahlrecht für den Deutschen Reichstag. Wir haben Preßfreiheit und die allgemeine Volksschule. Man spricht von Demagogie und dem Sturmschritt des Proletariats. Das preußische Herrenhaus hat schon von der Konfiskation des Eigentums durch die Gesetzgebung gefabelt. Und mitten in dieser Periode, die mit Freiheitstaumel und revolutionärem Radikalismus begann, hat sich ein neues Herrenrecht, ein moderner Feudalismus herausgebildet, der sich zu einer bedenklichen Gefahr für die menschliche Gesellschaft entwickelt.

Nach altem deutschen Recht waren die Schätze in der Erde Volkseigentum. Die Bergleute waren eine Art Staatsbeamte und der Fiskus Obereigentümer aller Bergwerke. Von 1848 bis 1860 wurde allmählich infolge unserer privatkapitalistischen Wirtschaftsauffassung der Bergbau freigegeben, und die Betriebsinhaber der Bergwerke wurden alleinige Besitzer. Nur die Bergwerksabgabe blieb. Auch diese wurde allmählich aufgehoben. Erst wurde sie von 20 auf 10 Prozent herabgesetzt. 1892 fiel sie unbegreiflicherweise ganz. Damit verschwand die letzte Erinnerung daran, daß die Kohlenschätze einmal als Volkseigentum betrachtet worden sind und dem idealen Recht nach auf alle Zeit bleiben. Heute orakelt Herr Stinnes von seinem Thron herab: Die Zechen sind mein. Ich kann damit machen, was ich will. Er legt Zechen still, gleichviel ob damit Nationaleigentum verloren geht und ob dadurch Gemeinden an den Rand des Verderbens geraten. Rücksichten sind in Stinnes' Augen eine Sentimentalität.

Die Kohlen sind aber nicht nur Volkseigentum, sie sind auch zugleich ein Monopol, sie sind nur in beschränktem Maße vorhanden. In weiten Gebieten Deutschlands ist die Ruhrkohle einfach konkurrenzlos. Schließen sich nun die Kohlenzechen zum Syndikat zusammen, so ist der freie Wettbewerb ausgeschaltet und die Preistreiberei kann beginnen.

In den 10 Jahren, seit das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat besteht, hat es redlich an der Preissteigerung der Kohle gearbeitet. Vom Jahre 1894 an ist es regelmäßig mit den Preisen aufwärts gegangen bis zum Jahre 1901, und der Rückgang seitdem ist unbedeutend. Nach den amtlichen Preisen des Oberbergamts kostete 1894 die Tonne Kohle 6,38 Mk. 1901 war sie bis auf 8,77 Mk. geklettert. 1902 betrug der Preis 8,39 Mk. und 1903 8,28 Mk.

Die Löhne sind es jedenfalls nicht, die die Kohlen teurer gemacht haben. Zwar sind auch die Löhne gestiegen: von 961 Mk. im Jahre 1894 auf 1222 Mk. 1903. Aber diese Steigerung ist gering. Sie beträgt noch nicht 25 Prozent. Ja, bei den höheren Preisen von Miete und Lebensmitteln ist die Besserung der Lebenshaltung ziemlich bescheiden geblieben.

In ganz anderem Maße sind die Gewinne der Zechen gestiegen. Nehmen wir die größten Bergwerksaktiengesellschaften, so hat sich deren Gewinn im letzten Jahrzehnt ungefähr verdoppelt.

Es zahlten Dividenden:

Aktiengesellschaft	1893 %	1894 %	1895 %	1901 %	1902 %	1903 %
Gelsenkirchener Bergwerke . . .	6	6	7	12	10	11
Harpener Bergbau	5	3	5	12	10	11
Hibernia	$5^1/_2$	4	$5^1/_2$	13	10	11
Kölner Bergwerke	5	6	9	30	25	$27^1/_2$

Bei den übrigen Aktiengesellschaften sowie bei den Kuxen liegt die Sache ganz ähnlich. Dabei ist man bei der Ausschüttung der Dividende und Ausbeute immer noch sehr vorsichtig gewesen. Bei dem Hibernia-handel sagten die Aktionäre ganz allgemein, der Wert der Aktien wäre viel höher, als in der Dividende zum Ausdruck käme.

Wie ungeheuer vorsichtig die Kohlenherren operieren, kann man daran sehen, daß sie bei der 1900 hereinbrechenden Krise sofort im Herbst die Löhne heruntersetzten. Die Kohlenpreise dagegen ließen sie 1901 sogar noch etwas anziehen.

Nationale Interessen schätzen die Herren, die die Sozialdemokratie wegen ihrer internationalen Gesinnung verurteilen, sehr gering ein, wenn sie ihnen nicht in den Kram passen. Bei der hereinbrechenden Krise 1900 und 1901 schleuderten das Kohlen- und das Kokssyndikat ihre Ware in einer Weise in das Ausland, daß den deutschen Eisenproduzenten, die Kohle und Koks fast um den doppelten Preis kaufen mußten, die Konkurrenz auf dem Weltmarkt dadurch außerordentlich erschwert wurde. Ein Schmerzensschrei nach dem andern drang aus diesen Kreisen an das Kohlensyndikat. Aber die Herren störte das nicht.

Ebensowenig scheuen sich die Herren Thyssen und Stinnes in der internationalen Bohrgesellschaft von Erkelenz mit Belgiern und Franzosen zusammen im Norden des jetzigen Abbaugebiets immer neue Mutungen vorzunehmen, gleichviel ob auf diese Weise deutsche Kohlenschätze auch in die Hände von Ausländern geraten. Noch gelassener freilich sieht der Staat diesem internationalen Treiben zu.

Im höchsten Maße brutal also nützen die Herren der Kohle ihre Interessen aus. Für sie existiert nur ein Gesetz: die Steigerung ihrer Macht. Mit der Regierung springen die Herren um, als wenn diese keine andere Aufgabe hätte als die, der Vollziehungsausschuß dero Wünsche und Bestrebungen zu sein.

Treffen sich die Herren Stinnes, Kirdorff und Konsorten mit den Bergbeamten zu irgend einer Sitzung, so springen die armen Schlucker von Beamten demütigst auf, die vielfachen Millionäre zu begrüßen. Ist ja mal einer unter den Beamten, der den nötigen Schneid hat und durchzugreifen sucht, dann dauert es nicht lange, so hat ihn der bergbauliche Verein weg-engagiert. Ein fetter Direktorposten erhöht sein bisheriges Gehalt um das

Vier- und Fünffache. Ja, mit den verschiedenen Aufsichtsratsposten ist ein Einkommen von hunderttausend Mark bald erreicht.

Alle diese Herren nennen sich Christen, evangelische wie katholische. Sie lassen sich gelegentlich in der Kirche vorpredigen: Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr. Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt. Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke. — Aber die Herren lächeln wohl über diese veraltete Weisheit.

Dem Arbeiter sprechen sie das Koalitionsrecht ab, das heiligste und wichtigste Recht, das es für ihn gibt. Daß sie damit unser modernes Recht untergraben, bedenken sie nicht. Sie wollen Herren im Hause bleiben, d. h. die Kapitalkraft zum allein maßgebenden Faktor machen, aus dessen Hand der Arbeiter zu nehmen hat, was ihm großmütig gewährt wird.

Minister Möller betonte im Reichstage, im Bereich der Kohle gäbe es wenigstens große Wohlfahrtseinrichtungen. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, dergleichen ausfindig zu machen, aber ich bekam kein Öl auf die Lampe. Die Zechenwohnungen werden nicht einmal vom bergbaulichen Verein als Wohlfahrtseinrichtungen angesehen. Die Schlafhäuser sind ziemlich trostlos. Für Volksbildung, öffentliche Gärten, Spielplätze, für Kinderpflege usw. geschieht außerordentlich wenig. Man bekommt überall den Eindruck, hier wird im Arbeiter nur seine Arbeitskraft geschätzt. Hier wird eine Art Raubbau getrieben wie im wilden Westen Amerikas. Und doch wäre es so nötig, daß man grade dem Bergmann in seinem schweren und abstumpfenden Berufe das Leben angenehm und behaglich machte.

Der Streik ist verloren gegangen. Die Arbeiterführer wußten von vornherein, wie schwach ihre Position war. Die Zechen haben zwar große Verluste gelitten. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung hat sie — wahrscheinlich noch zu hoch — auf 70 Mill. berechnet. Aber diesen Ausfall werden die Besitzer durch höhere Kohlenpreise bald wieder einbringen. 1890 stieg nach dem Streik die Ruhrkohle um mehr denn 3 Mark. Eine ähnliche Preissteigerung würde bei der Jahresproduktion des Syndikats einen Jahresgewinn von reichlich 200 Mill. Mk. einbringen. Bei dieser Sachlage braucht man sich nicht zu wundern, wenn es hieß, der bergbauliche Verein sähe den Streik gar nicht ungern. Die Kohlenkurse sind z. B. während des ganzen Streiks nicht um einen Pfennig gesunken.

Wie lange die Arbeiter es hätten aushalten müssen, um den Streik zu gewinnen, läßt sich schwer sagen. In England haben 1893 300000 Bergleute über drei Monate streiken müssen, um einen Sieg zu erfechten. Jedenfalls ist in Deutschland die Arbeiterschaft zu solchen Anstrengungen noch nicht so kapitalkräftig und das Bürgertum noch nicht so opferwillig und hilfsbereit, wie das in England der Fall ist.

Wir sind in Deutschland auf die Hilfe der Gesetzgebung angewiesen. Diese muß das Herrenrecht zu einem Gesellschaftsrecht umgestalten. Die Regierung hat sich ja auch nach anfänglichem Sträuben durch die öffentliche Meinung und den Reichstag dazu veranlaßt gesehen, diesen Weg zu beschreiten.

Einige Optimisten hatten freilich sogar erwartet, Graf Bülow würde, wie seinerzeit in Frankreich Waldeck-Rousseau und in den Vereinigten Staaten Roosevelt, persönlich ins Streikgebiet kommen und sich von den Verhältnissen überzeugen und von der Kapitalmacht einen annehmbaren Frieden erzwingen. Aber so weit sind wir in Deutschland noch nicht, daß ein Minister einen großen Streik, der um Millionen über Millionen das Vaterland schädigt, einer Reise für wert hält. Vielleicht war Herrn v. Bülow auch das Eisen zu heiß. Denn einen leichten Stand hätte er den Zechenherren gegenüber nicht gehabt. Mit besonderer Ehrfurcht wäre er sicher nicht behandelt worden. Im Gegenteil, in den Augen der Rheinisch-Westfälischen Zeitung ist Graf v. Bülow nicht viel mehr als ein Jongleur, ist auch Herr Möller nur ein Kleinindustrieller.

Bei der Frage der gesetzlichen Regelung stoßen wir nun wie so häufig auf die große Schwierigkeit, die uns unser Staatensystem bietet. Das Bergrecht gehört entschieden vor das Reich. Aber unsre Regierungen sind leider im letzten Jahrzehnt in verschiedenen Fragen recht partikularistisch geworden. In allererster Linie die preußische. Graf Posadowsky hat es sogar ausgesprochen, wir wollten keine Vereinigten Staaten von Amerika werden — ein höchst sonderbarer Ausspruch im Munde eines der höchsten Reichsbeamten, dessen Aufgabe es sein sollte, den Reichsgedanken zu stärken.

Das Bedenkliche dabei ist, daß die preußische Regierung namentlich dann sich auf das partikularistische Roß setzt, wenn sie befürchtet, daß der Reichstag etwas stärker einheizen werde als der Landtag, der mit seinem Dreiklassenwahlgesetz die Arbeiterinteressen nur sehr verdünnt zur Geltung kommen läßt. Bei der Berggesetznovelle ist es gradezu unverantwortlich, daß diese dem reaktionären preußischen Landtag ausgeliefert wird, wo noch dazu die preußische Regierung infolge ihres ausgedehnten Grubenbesitzes sehr stark Partei ist. Die ganze Ohnmacht des Volkes und der öffentlichen Meinung bei uns kommt in diesem Verhalten der Regierung zum Ausdruck.

Die Erwartungen, die man an die Berggesetznovelle knüpft, sind denn auch in den Kreisen der Sozialpolitiker nicht gerade groß. Denn wie ein Faustschlag ins Gesicht der öffentlichen Meinung hat die Mitteilung des preußischen Kultusministers Studt im Abgeordnetenhause gewirkt, daß Erwägungen schwebten, ob man nicht gegen den frühern Unterstaatssekretär, jetzigen Kurator v. Rottenburg in Bonn disziplinarisch vorgehen könne, weil er einen Aufruf zu einer Sammlung für die Streikenden mit unterschrieben hat. In preußischen Ministerien scheint man nicht zu wissen, daß 1893 sogar englische Minister ihre Tausendmarkscheine in die Streikkassen haben fließen lassen und dabei an Achtung mehr gewonnen als verloren haben. In Preußen wären wahrscheinlich den Herren Geheimräten die Zipfelmützen von den Köpfen geflogen, wenn sie erführen, daß ihr Chef sich in Wort und Tat mit den Streikenden solidarisch erklärt hätte.

Es war ja ein kleiner Schalk bei den Erklärungen der Siebenerkommission und der Revierkonferenz, wenn sie betonten, daß man die Arbeit im Vertrauen auf die von der Regierung versprochenen Reformen wieder

aufnähme. Denn die Regierung hat leider bisher manche Versprechungen recht saumselig eingelöst. Eine Menge Forderungen der kaiserlichen Februar-Erlasse sind z. B. in einem Zeitraum von 15 Jahren noch nicht erfüllt worden. Aber trotzdem habe ich mit Befriedigung konstatieren können, wie der einfache Arbeiter das Gerechtigkeitsgefühl, das er selbst besitzt, auch der Regierung noch zutraut. Dies ist der letzte Anker in seiner gedrückten Lage. Selbst ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, der an verantwortlicher Stelle mitten in der Arbeiterbewegung steht, sagte mir, es sei undenkbar, daß die Regierung ihre Zusagen nicht erfülle. Sie würde sich sonst unsterblich blamieren.

Mein Zutrauen, daß die Regierung um die unsterbliche Blamage herumkommt, ist weniger groß. Der Reichskanzler telegraphierte seinerzeit an den Vorsitzenden der Siebenerkommission, Herrn Effert: Sobald die Bergleute die Arbeit wieder aufgenommen hätten, sei er gern bereit, Vertreter der Arbeiter und der Unternehmer zur weitern Verhandlung zu empfangen. Kaum erinnerte nach dem Wiederanfahren Herr Effert den Reichskanzler an diese Worte, da wurde es Herrn v. Bülow etwas ungemütlich zumute im Hinblick auf die kitzlichen Auseinandersetzungen mit den Herren Kirdorff und Krabler. Er machte einen kleinen Seitensprung und beauftragte seinen Kollegen Möller mit der peinlichen Mission. Auch dieser scheint vorläufig die Suppe noch zu heiß zu finden.

Für die Gesetzesnovelle selbst ist die ursprünglich in Aussicht genommene Frist von 14 Tagen längst vorüber. Über die fraglichen Punkte ist in den frühern Jahren schon so viel Material gesammelt worden, daß es wirklich eine Kleinigkeit ist, die fünf Punkte in eine gesetzgeberische Form zu gießen.

Fast in allen Kulturländern haben die Bergleute größere Rechte und Freiheiten als bei uns. Belgien kann man vielleicht ausnehmen. Aber hinsichtlich der Unfallziffer übertrifft Deutschland selbst Belgien. In England, Frankreich, Österreich ist die Schichtzeit weit kürzer als bei uns. Das Wagennullen existiert auf der ganzen Welt, wie es scheint, nur im Ruhrgebiet.

Während in fast allen Berufsarten die Lebensdauer durch die Fortschritte der modernen Technik, Kultur und Hygiene sich gehoben hat, ist sie bei den Bergleuten in ganz auffälliger Weise zurückgegangen. Anfang der 60er Jahre wurde der Ruhrbergmann erst mit dem 50. Jahr Invalide, heute schon mit dem 45. Es liegt dies daran, daß der Bergbau der einzige Beruf ist, bei dem die Arbeitszeit gegen früher verlängert worden ist; denn von alters her war im Bergbau die Achtstundenschicht üblich. Ferner hat die kapitalistische Gewinnsucht der Unternehmer in ganz anderer Weise als in der guten alten Zeit die Bergleute veranlaßt, sich zu überanstrengen, rücksichtslos zu schuften und mancherlei Vorsichtsmaßregeln außer acht zu lassen, um einen leidlichen Verdienst zu erlangen. Auch die größere Tiefe der Schächte macht natürlich den Bergbau gefährlicher.

Man braucht nur eine Zeitlang unter den Bergleuten gelebt zu haben, so verliert man die bleichen Gesichter und die gebückten und gedrückten Gestalten nicht wieder aus dem Gedächtnis.

Die Einführung obligatorischer Arbeiterausschüsse ist nirgends nötiger als im Bergbau. Denn überall habe ich gefunden, wie mit gradezu elementarer Wucht sich das Urteil geltend machte: Es geht nicht gerecht zu, es wird zuviel nach Gunst verfahren. Die Eigenart des Bergbaus bringt es mit sich, daß der Direktor oder Betriebsleiter nicht alles übersehen kann, und daß infolgedessen die unteren Beamten, Steiger und Obersteiger, eine sehr große Machtbefugnis haben. Da sie noch dazu für besonders billige Förderung Prämien erhalten, so nutzen die Steiger und Obersteiger ihre Macht oft in recht schroffer und noch dazu, um die Leute sich gefügig zu machen, willkürlicher Weise aus. Wenn man außerdem bedenkt, wie die Beamten geradezu über Leben und Tod der Bergleute zu verfügen haben durch die Art ihrer Anordnungen und ihre Auslegung der bergbaupolizeilichen Vorschriften, so sind gesetzliche Arbeiterausschüsse mit weitgehenden Befugnissen gar nicht zu umgehen.

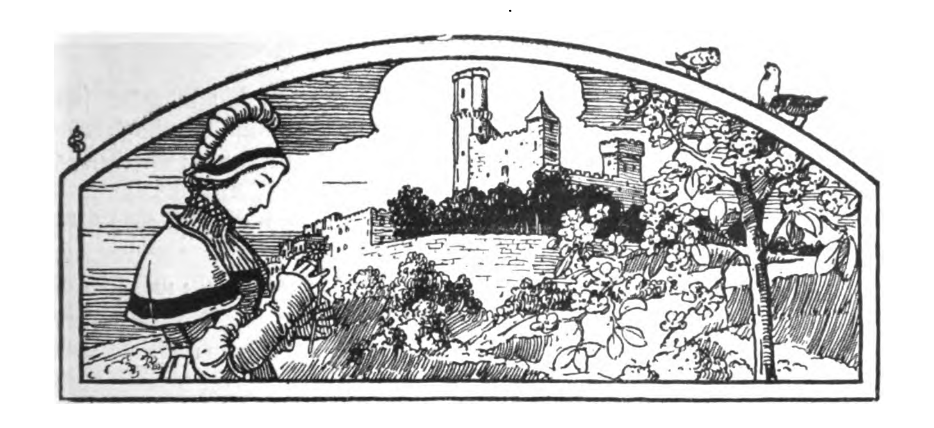
Kurz, aus allen diesen Gründen sollte der Minister geradezu mit dem Herzen bei der Ausarbeitung der Novelle zugegen sein und es für eine seiner schönsten Pflichten halten, möglichst weitgehenden Schutz für die Arbeiter zu schaffen.

Leider lauten die letzten Nachrichten über die kommende Novelle nicht gerade ermutigend. Offiziös wird mitgeteilt, daß im wesentlichen das, was bereits in den fiskalischen Bergwerken besteht, mit den notwendigen Änderungen und Ergänzungen zum allgemeinen Recht gemacht werden solle. Das klingt wie der reine Hohn. Denn im fiskalischen Bergbau sieht's auch trostlos genug aus.

Es scheint fast, als wäre die Regierung der Meinung, das Vertrauen des Volkes zu ihr wäre noch immer ein genügend großes Kapital, auf das man etwas loswüsten könnte. Während es doch in den letzten Jahrzehnten geradezu erschreckend abgenommen hat. Es mag in den einzelnen Ressorts noch mit einem Bienenfleiß gearbeitet werden. Die Fühlung mit den lebendigen Kräften im Volke ist aber bei den Herren vom grünen Tische nur noch sehr gering. Wenn diesen Kreisen nicht eine Blutsauffrischung von unten zugeführt wird, so wird es noch zu scharfen Konflikten kommen, bei denen die Regierung den kürzeren ziehen muß.

Jedenfalls hat der Riesenstreik gezeigt, daß bei uns zurzeit die Gefahr fast größer als in irgend einem Lande ist, daß das Großkapital sich zu einem Staat im Staate auswächst. Mag die Geldmacht in Amerika noch gewaltiger sein als bei uns, bei uns haben die nach Bildung und Besitz maßgebenden Kreise einen hohen gesellschaftlichen und moralischen Einfluß, der in einer demokratischen Geschichte oder Denkweise kein Gegengewicht hat, sondern der im Gegenteil durch die Klassenwahl in den Gemeinden und den einzelnen Landesteilen noch gestärkt wird. Mit dieser doppelten Macht werden wir noch die schwersten Kämpfe durchzufechten haben. Der Streik hat das Verdienst, weiten Kreisen des Bürgertums dies zum ersten Male deutlich zum Bewußtsein gebracht zu haben.





Vor der Sündflut.

Erzählung von Rungholts Ende
von
Johannes Dose.

(Fortsetzung.)

Siebenter Abschnitt.

Der Kohlesser.

Zu Mariä Himmelfahrt werden die Tage kürzer und die Nächte düstrer.

In der Spätdämmerung dieses Tages schlich Kurt sich nach dem Markte von Rungholt, vorsichtig spähend und das Kaufhaus umspürend, denn er hatte guten Grund, den Stadtschergen aus dem Wege zu gehen.

Einer von den Schreiberknechten des Ratsherrn hastete an ihm vorüber, ohne ihn zu erkennen, und wurde von hinten am Arme gepackt. „Sage mir, Bruder, ob die Jungfer Isa noch im Hause ist!"

Der unsanft Gefragte erwiderte grob: „Was gehet es dich an, du Lump? Wir haben, wenn du innerhalb der Bannmeile des Hauses betroffen wirst, Befehl, dich zu ergreifen und zu binden."

„Da . . . greif's!" Der Schreiber erhielt einen solchen Stoß, daß er fast hingestürzt wäre, und zeterte laut: „Er hat mich geschla—agen ... ich schreie die Scharwache vom Tinghause herbei."

Doch ehe er zum rechten Schreien kam, war Kurt mit langen Schritten verschwunden.

Wo ist Isa? Die Frage wurde zum verzehrenden Fieber in ihm; und weil ihn fieberte, peinigte ein brennender Durst seine vertrocknete Zunge.

Darum trat er in die schlechte Schenke am Hafen und bestellte ein Maß Bier, das er in zwei Zügen austrank. In dem niedrigen, verräucherten

Raume saßen Fischer und Schiffer, und Jap, der schon sein Abendräuschlein hatte, glotzte mit gläsernen Augen nach dem neuen Ankömmling.

„He, willst du nicht einen austun für einen durstleidenden Gesellen?"

„Nein, ich trink' es selber."

Und Kurt trank wie noch nie. Den zweiten und dritten Humpen stach er in ebensoviel Minuten aus.

„He, du hast ja einen Höllendurst", grölte der Betrunkene und schielte zornig nach seinem eignen Glas, welches leer war.

„Ja, mir ist kein Becher zu tief, und wär's bis zum Grund eine Meile", sang Kurt und bestellte den vierten.

Der Schmachtende nahm immer schwereren Anstoß und neidete den Schlemmer und spottete: „Die Torfbauern der Geest saufen allein und lecken das Glas mit der langen Zunge aus."

Kurt lachte: „Jeder für sich und Gott für uns alle ... ich tue nichts aus."

Da sprudelte Jap mit der lallenden Zunge: „Puh, puh, es stinkt mir zu widerig hier ..."

Das war kein neuer Witz, sondern ein altes Wortspiel, welches Kurt Widerich sehr übel nahm.

Der Spötter kam nicht weiter in seiner Rede, denn eine kräftige Maulschelle verschloß ihm den Mund.

Doch auch Kurts Wirtshausbesuch nahm ein plötzliches Ende. Die Fäuste des Schenkwirts und der Schiffer, die den unfreigebigen Gast nicht estimierten, packten ihn, gaben seinem Rücken einige deftige Püffe und warfen ihn zur Tür hinaus.

Der bereits vorher in schwer gereizter Stimmung sich befunden hatte, war jetzo wütend, wie ein von vielen Kläfferhunden zerbissener Bulldogg. Er setzte sich auf das Bollwerk des Hafens, just dort, wo Japs Schute lag, drückte die Mütze in die Stirn und wartete.

Endlich torkelte der Trunkene heran und sah nichts in der Dunkelheit. Aber er fühlte sich am Halse gepackt und machte, ehe die Luft ihm ausging: „Ö—ö ..., willst du morden?"

„Ja, ich will dich wie einen Hundewelp ins Wasser werfen, wenn du mir nicht wahrhaft Rede stehst. Was sagen die Leute, wo Isa Heikens geblieben ist?" Kurt löste die Finger nur so viel, daß Jap sprechen konnte.

„O ... das will ich dir genau sagen ... ich selbst habe sie in meinem Boote über die Hever gefahren und an den Strand gesetzt. Von dort ging sie mit Folkert, und ich weiß nicht, wo sie geblieben."

„Du weißt es nicht?" Die Finger krallten fester am Halse.

„Bei meinem letzten Glase schwöre ich, daß Folkert es nicht sagen wollte."

Jap kam wieder zu Atem und lallte: „Willst du jetzt einen austun?"

„Nein, aber ich will dich Bierfaß herunterhissen ins Boot."

Kurt hob ihn über das Bollwerk und ging langsam nach dem Dünendorfe, wie einer, der jeden Weg und jedes Weshalb verloren hat. Er hätte,

wo immer der Zufall wollte, seinen Fuß hinsetzen können, da er kein Ziel mehr kannte. Ohne vom Willen bestimmt zu werden, bewegte sein Körper sich vorwärts. Weshalb noch denken, noch dies oder jenes tun? Wozu die Eile? Konnte er ja doch nicht schlafen, wenn er sich hinlegte, höchstens am Tage todmüde in irgend eine Schlucht hinfallen und in einem Schlummer, der eine Betäubung war, sich ruhlos wälzen.

Kurt Widerich tat kein Werk mehr und dachte nur den einen Gedanken, der wie ein wirbelndes Rad in seinem Haupte raste: Wo ist Isa? Das stand vor seinem Auge, wenn er von der Düne nach Rungholt hinübersah, das hörte sein Ohr im Geschwätz der Menschen, im Flüstern des Windes und Rauschen des Meeres.

Spät nachts kroch er in sein Alkovenbett, und die fiebernde Frage: Wo ist Isa? schüttelte ihn heftiger als je. Er mußte sie suchen in aller Welt und erwog das Wie, bis die Düsternis zum grauen Tagschein wurde.

Am Morgen fragte Maike, die keines Schläfers Atemzug hörte, von ihrem Verschlage herüber: „Bist du wach?"

„Ja, ich will allerdinge nicht mehr schlafen."

Sie stand auf, schlüpfte in die Schafpelzjacke und setzte sich auf den Bettrand zu ihm. Zärtlich streichelte des Mannweibs rauhe Hand seine Stirn, und ihre harte Stimme sprach hell und gedämpft: „Mein armes Kurtlein, ich weiß, wie weh die Liebe tut."

„Du?" Es stand sehr übel um ihn, sonst hätte er auflachen müssen.

„Ja, auch ich habe in jungen Jahren einen Mann gern gehabt ... und kannst du dir denken, wen?"

„Nein, das ist nicht zu denken."

„Den kleinen, knirpsigen, schmächtigen Tingboten, der Malle Peters geheiratet und vierzehn lebende Kinder mit ihr hat ... ja, ist es nicht schrecklich lächerlich? Es wäre auch nimmer gut gegangen, ich hätte das Männchen in meinen Armen erdrückt. Mein Sohn! Man kann auch ohne Liebe leben, und nachher lacht man über die Torheit."

Mit einem Satze sprang er aus dem Bette. „Altweibertorheit! Ich kann nicht ohne Isa leben und muß sie finden, selbst wenn ich alle Wüsten bis zum Reiche des Großmoguls durchwandern und alle Gewässer bis ans gefrorene Meer durchkreuzen müßte."

„Woher willst du das Zehrgeld zu der weiten Pilgerfahrt nehmen?" spöttelte Maike, die durch kalten Wasserguß ihn beruhigen wollte.

„Ich werde es erbetteln oder erstehlen oder einen reichen Ratsherrn erschlagen."

„Pfui, pfui," schalt sie, „du bist ein rechter Widerich."

Er fuhr in die Kleider und zum Hause hinaus.

„Geht's heute schon nach dem gefrorenen Meer?" rief sie ihm nach, „ich meine nur ... eine Kühlung täte deinem Kopfe gut."

Durch Güte und durch Spott versuchte sie ihn zur Vernunft zu bringen, aber beide Mittel schlugen fehl.

Und Maike, welche die Kohlen des Herdes anblies, sinnierte: Was sollen Menschen bei einer solchen Feuersbrunst machen? Sie muß wohl ausbrennen und der Koller ausrasen.

Kurt ging geradeswegs nach der Wohnung des Deichschreibers, klopfte nicht an und kam nicht wie ein Bittender, sondern trat mit finstren und fast drohenden Mienen dicht vor Folkert, als wenn er Rechenschaft zu fordern habe. „Wohin habt Ihr des Ratsherrn Tochter gebracht?"

Folkert sah ihm mitleidig in das bleiche Gesicht und antwortete nicht auf die Frage.

„Isa läßt Euch mit einem herzinnigen Gruße wissen, daß ihr Sinn und ihre Seele nimmer von Euch lassen werden."

Über das finstre Gesicht zuckte ein grelles Aufleuchten, Kurt schnellte vor und griff nach den Armen des Deichschreibers. „Alles wankte ... nun steh' ich fest ... das Wort gibt wieder Grund mir unter den Füßen. Wo habt Ihr mein armes Herztrautelein hingetan, und wo ist das Nonnenbauer, in dem mein Täubchen schmachtet?"

„Das werdet Ihr von mir nicht erfahren."

Kurt bat flehentlich, und der Schweiger schwieg.

Kurt bedrohte ihn mit seinen Blicken, und Folkert blieb freundlich, aber auch fest. „Laßt das Verhör, denn ich werde kein Wortbrüchiger."

Als die Tür schon heftig geöffnet worden, kam die letzte Frage: „Wer hat uns und das Stelldichein im Garten dem Ratsherrn verraten?"

Nach kurzem Zögern sagte der bedenksame Deichschreiber: „Isa klagte, daß sie keinem als dem Dompriester Theodorus es gestanden, und beschuldigte ihn des schmählichen Beichtverrats."

Kurt knirschte mit den Zähnen und stürzte hinweg, von der alten Liebesqual, aber auch von einem neuen Haß verzehrt. Auf dem Wege fluchte er: „O, der Schuft und scheinheilige Sohn der Hölle, der die Ohrenbeichte mißbraucht! Gibt es denn keinen Herrgott, der die Sünden der Priester heimsucht?"

Maike sah ihn an und erschrak, aber die mannhafte ließ sich den Schreck nicht merken. „Lege dich ein wenig schlafen, so will ich dir deine Lieblingsspeise, einen Suddenkohl, kochen."

Er lachte schrill und sang:

„Wiege — weia!
Koche dat Kindje en Breia,
Gew brav Botter und Honig dazu,
Dann slöppt dat Kindje in guter Ruh.

Mutter Maike kann auch mit Speck und Kohl mich nicht locken und lullen ... Das lange Kind will nicht mehr schlafen."

„So willst du wohl dein bißchen Witz und Verstand völlig verlieren?" Maike fing an böse zu werden.

Er dehnte den Körper zu seiner ganzen robusten Größe und reckte die sehnigen Arme. „Nein, ich will richten und ausrotten ... der Bosheit

und Niedertracht und Scheinheiligkeit ist zu viel geworden in diesen Siebenharden."

„Ebenso gut könntest du dir vornehmen, alle Frosch- und Schlangen-, Floh- und Ungezieferbrut der Erde zu vertilgen. Ei, du Allerweltskammerjäger! Mit welchem Gift willst du die Schlechtigkeit den Menschen austreiben?" Sie nahm den Spott als Dämpfer.

Er aber blieb erregt und ernsthaft. „Mit dem Gift der Gewalttat will ich die scheinheilige Selbstgerechtigkeit Rungholts ausrotten, mit dem Schwert der Selbsthilfe will ich Friesland frei machen von seinen Tyrannen und den Teufel durch Beelzebub austreiben. Sind es nicht die Ratsherren und Reichen, welche die Armen bis aufs Blut bedrücken? Ich will ihr Bedränger sein und auf der freien Allmende der See sie bekriegen, drücken und dämpfen. Höre meinen neuen Namen! Sie werden der Friesen Verheerer mich nennen und dann der Friesen Befreier."

Trocken erwiderte Maike: „Nein, sie werden einen Narren dich heißen, mein Sohn, mit Stricken dich binden und im Turm einsperren."

„Der Narr wird den Rungholter Spießbürgern noch aufspielen, und sie sollen nach meinem Dudelsack springen." Mit diesen Worten lief Kurt hinaus.

Und Maike begann für ihren armen und unvernünftigen Sohn zu beten, bis die Tränen ihr über die braunen Backen liefen.

Oben auf der hohen Stranddüne stand ein Mann, und sein Haar wirrte der Wind. Das wild aufgewühlte, weißkammige Meer lag unter ihm wie eines Mahlstroms kochender, brodelnder Riesenkessel. Er lachte laut auf, als packe ihn der Wahnwitz, und sang ein Wiegenlied aus seiner längst verlornen Kindheit.

„Suse — bruse! Wat weiht de Wind!
Wiege dat Kindje, dann slöppt et geswind."

Und er konnte nicht mehr schlafen. In sein Lied klang das tobende Getose der Brandung.

Unten am Ufer ging der Strandläufer. In langen Zügen kamen die Wellen wie weißmähnige Reitergeschwader, überschlugen sich im sinnlosen Anprall auf den dreifachen Bänken und zerstäubten in Schaum und Gischt. Hei, wie das Meer brannte vom Sturme! O, wie das Gedonner der Wogen und des Wassers Aufruhr ihm wohl tat!

Kurt ließ sich übersprühen und rief über die brennenden Gewässer: „Ewiger Herrgott, warum hast du mich zu einem Menschengewürm gemacht? Ich möchte der grimmwütende Sturmwind sein, der das Wasser aufwühlt, und die furchtbare Brandung, die alles zertrümmert ... ich möchte zum Westmeer werden, das über Rungholt, die reiche und gerechte Stadt, sich stürzt und alle Siebenharden wie ein Abgrundsschlund verschlingt."

Als er um eine Dünenecke bog, sah er auf dem Sandufer drei Seehunde schlafend liegen. Schnell ergriff er ein angespültes Schiffsruder, schlich sich heran und zerschmetterte ihnen mit drei Schlägen die Köpfe, ehe sie das Wasser gewinnen konnten.

Seit Tagen lächelte er zum erstenmal. Ein guter Fangst, der, wenn auch nicht Glück, so doch Geld bedeutet!

Vier Fischer, die ihre Rochenzäune entleeren wollten, kamen über die Düne herab, sahen verwundert seine Beute und beneideten ihn.

Der Mißgünstigste meinte: „Die waren wohl tot angespült, als du sie fandest?"

„Was wollt ihr mir für die drei geben?" sagte der Robbenschläger.

Sie boten 24 Schillinge, etwa die Hälfte des wirklichen Werts.

Er aber nahm es, wofern sie bar bezahlten.

Die Fischer besannen sich nicht, sondern legten zusammen und kauften die Robben.

Als der Handel abgeschlossen war, lachten sie: „Kurt, das war ein Priesterhandel für uns."

„Ich bin im Begriff, einen zweiten und noch besseren abzuschließen", brummte er vor sich hin und ging mit zu den Zäunen.

Am Ufer waren Pfähle im Zickzack so aufgestellt, daß die Rochen während der Flut über den Zaun hinwegschwimmen, bei eintretender Ebbe aber nicht zurück konnten und gefangen waren. Das wohlschmeckende Fleisch der Stachelroche gab eine gute Fastenspeise, und die Zäune gehörten der Rungholter Kirche, welche die Pfähle lieferte.

„Für wen müßt ihr heute scharwerken und euch schinden?" fragte Kurt, und sein Auge blitzte sonderbar auf, als er die Antwort hörte.

„Für den Priester Theodorus, der an zwei Wochentagen den Rochendezem, das heißt, die Hälfte des Fangs bekommt."

„Ja, so wird in Rungholt von Priestern und Ratsherrn gezehntet", kam's wie dumpfes Geknurr.

Der Fischer fuhr fort: „Drei Tage gehören dem Domherrn, und den Rest verzehren die andern Geweihten der Stadt."

Ein leiser Fluch wurde gehört. „Mögen die Schlinghälse an den Giftschwänzen sich veressen!"

Die Fischer wateten hinaus und fingen die Rochen mit den bloßen Händen. Dann brachen sie ihnen die Stacheln ab, warfen die Fische auf einen und die Stacheln auf einen andern Haufen. Zuletzt teilten sie die Rochen in zwei Teile und maßen bei der Teilung genau die Größe eines jeden Fisches, doch so, daß sie selber nicht zu kurz kamen.

„Will der Eindarm Theodorus alle diese Fische zur Fastenspeise verzehren?" sagte Kurt, sah gedankenvoll in die Luft und übersann irgend eine Sache.

Als der Fang und die Teilung beendet, sprach er beiläufig und mit anscheinender Ruhe: „Ich soll doch in einer Beichtsache zum Priester ... laßt mich den Dezem für ihn mitnehmen, so bleibt euch der Gang erspart."

Sie nickten nur und blickten sich an, und der Abgünstige meinte: „Er ist ein Freigebiger, der einen guten Trinkpfennig spenden wird."

Kurt nahm einen Sack und packte — nicht die Fische, sondern die Stacheln hinein.

Da brachen die wortkargen, mürrischen Männer in schallendes Gelächter aus.

„Haha! Bist du verrückt geworden?"

„Was ein Mensch nicht ist, kann er noch werden", entgegnete er trocken, indem er den Sack zudrehte und auf die Schulter warf.

Noch lange lachten sie hinter ihm, denn sie kannten den Witzbold aus dem Dünendorfe.

Der ging, ohne einmal abzusetzen, bis nach Rungholt in einem Atem. Trotz seiner Sorgen und schlaflosen Nächte hatte die unverwüstliche Kraft ihn nicht verlassen. Allerdings perlte der Schweiß auf seiner Stirn, als er die Treppe des Priesterhauses erstieg.

Dreist öffnete er die Tür, stellte den Sack mitten ins Zimmer und vernahm sogleich ein unwilliges Gegrunz.

„Was soll das heißen, daß du mir mit deinem Schmutzsack den gekehrten Estrich besudelst?"

„Hochwürdiger, poltert nicht! Ich habe eine kleine Schuld zu begleichen." Die Stimme war demütig.

Theodorus, der vom Frühimbiß aufstand, rülpste sich. „Öh ... eine Schuld?"

„Ja, ich bringe den fälligen Rochenzehnten."

Der Priester, versöhnlicher gestimmt, schnüffelte nach dem Fischgeruch, des leckeren Gerichts sich freuend. „So, so ... trag es in die Küche! Hier ist dein Trinkpfennig!"

„Soll ich den ganzen Blaffert haben?" Es war die kleinste Münze und ein arger Hohn.

Theodorus, den diese Undankbarkeit verdroß, drehte an den Augen und zog an den Mundwinkeln. „Es hat dir nicht lange im Hause des Ratsherrn gefallen ... Herr Heikens läßt seine Leute auch nächtlicherweile zuviel arbeiten."

Kurt fragte, statt zu antworten. „Gefällt es Euch nicht, Hochwürdiger, die feinen Fische in Augenschein zu nehmen?"

Der Priester knüpfte mit zwei Fingern den Sack auf und meinte: „Oder hast du einen besseren Dienst gefunden?"

Da wurde Kurt von der Demut verlassen und brauste auf: „Ja, mich hat der Teufel in Amt und Eid genommen."

„Pfui, was bist du für ein gotteslästerlicher Christ ..."

Theodorus sah die Rochenstacheln und prallte zurück. „Wa—as ... wa—s?" Als müsse er daran ersticken, saß ihm der Kloß gleich wie ein Knittel im Halse.

„Ich bin kein Christ, und du Lotterpriester bist es noch viel weniger." Kurts Augen rollten wild.

Theodorus raffte mit schlotternden Händen die Kutte empor und rannte.

Der andere aber riß einen Stachel aus dem Sacke und schrie: „Du Judas von Rungholt, der das Beichtgeheimnis verrät . . . du Giftstachel der Gemeinde!"

„Hil—fe . . . Mord!" keuchte der Priester und stürzte nach der rettenden Tür.

Dem Flüchtling versetzte der Rasende mit dem Rochenstachel einen starken Hieb und entsprang aus dem Hause.

Tief war der spitze Schwanz in den Arm gedrungen, und das Blut floß reichlich.

„Ich verblute", wimmerte der Verwundete, und die Hauswirtin fiel vor Schreck in Ohnmacht. Aber die Magd lief nach dem Salbader, der die Wunde verstopfte und verband.

Theodorus' rotes Gesicht war vom Aderlaß bläßer geworden, und er saß, in Betrachtungen über das Martyrium seines Amtes vertieft, mit einer rechten Leidensmiene im Ohrstuhle. — —

Maike hatte einen Korb voll Meerstrandswegerich gepflückt, welches das Gemüse der armen Leute war und von ihnen Sudden genannt wurde. Deshalb ging unter den reichen Rungholtern ein lachendes Gerede von den wunderlichen Dünenmenschen, die gleichwie Nebukadnezar Gras fräßen, und der Volkswitz nannte sie „Kohlesser" und ihr Dorf das Kohlnest.

Kurt trat in die Hütte mit einer erschreckenden Ruhe und sagte kurz: „Koche mir ein Kohlgericht, meine Lieblingsspeise . . . es wird meine Henkersmahlzeit sein."

„Bist du ganz von Verstand gegangen?"

„Nein, es ist das vernünftigste Wort, das ich seit drei Tagen gesprochen . . . koche mir mein Henkersgericht!"

Er stützte den Kopf in die Hände und brütete vor sich hin, bis der Kohl gar wurde.

Vom Herde sah Maike voll Schmerz und Besorgnis nach ihm hinüber, trat heran und streichelte sein Haar. „Ich bin deine Mutter . . . tut das Haupt und Gehirn dir weh?"

„Ja, wenn Leute närrisch werden, kriegen sie es im Kopfe zuerst", brummte er mürrisch.

Das Mannweib schniefte. „O, mein armer Kurt, könnte ich dir helfen!"

„Ja, du kannst mir mit deinem Suddenkohl helfen, der ein gutes Essen gibt, wenn an Schmalz oder Butter nicht gespart wird."

Als der Kohl gar geworden, aß er mit großer Gier. Der, welcher keinen Schlaf gehabt, hatte auch seit drei Tagen keinen Bissen genossen. —

Am Morgen war vom Ratsläufer, dem schmächtigen Manne der Malle, der Tingstock umhergetragen worden, und um die elfte Stunde gingen die Ratsherren, auch der bischöfliche Offizial und der Dompriester, der den Arm in einer Binde trug, zu der anberaumten Sitzung im Tinghause.

Die Herren in ihren feinen Samtschauben kamen zu zweien oder dreien



Ad. v. Menzel
Prozession in Hof-Gastein

über den Markt, reckten aus den breiten Halskrausen die Hälse einander zu und unterhielten sich mit raunendem Gewisper.

„Habt ihr vernommen ... hm, hm?"

„Seine Tochter Isa soll auf Reisen gegangen sein."

„Sie wird vielleicht um ihrer schwachen Gesundheit willen einen guten Sauerbrunnen in Teutschland aufgesucht haben."

„Oder einen verschwiegenen Ort in ländlicher Stille, wo sie genesen kann . . ."

„Was fehlt ihr?" fragte ein Argloser.

„Einige nennen es eine Herzdesperation wegen Liebessachen", antwortete ein Hämischer.

In dieser vertraulichen und verblümten Weise flüsterten die Ratmannen miteinander.

Nur einer sagte derb und deutlich: „Ob unser guter Heikens Enkelschaft zu erwarten hat?"

Aber die mit ihm gingen, machten ein entsetztes Gesicht und husteten heftig.

„Pst, pst!"

Sie betraten das steinerne Tinghaus, den Stolz der Stadt, verneigten sich vor dem Heiligenbild in der Wandnische und öffneten die Saaltür, aber sahen kaum nach dem guten Sprüchlein, das darüber stand.

Wer ein- und ausgeht zu dieser Tür,
Derselbe gedenke für und für,
Daß jedem wird ein jüngster Tag,
Wo sein Gericht ihm kommen mag.

Durch die bleigefaßten Rauten fiel gedämpftes Licht. Rings um den Eichentisch standen geschnitzte Stühle. Über der bräunlichen Holztäfelung war die Kalkwand mit Bildern bedeckt, die ein tüchtiger Meister gemalt. Dort sah man das letzte Gericht und die Wage, mit der die Menschen gewogen werden. Hier grinste der pferdefüßige Teufel aus seiner flammenden Hölle. Auch der schauerliche Totentanz mit Papst und Kaiser, Bürger und Bettler war an die Wand gezeichnet, und darüber stand geschrieben: Aller Ruhm ist eitel, mein Reigen rafft alle dahin.

Die Herren aber beachteten die Bilder nicht, sondern setzten sich ernst und stolz auf ihre Sessel.

Der Ratsherr trat nach seiner Gepflogenheit und seinem Vorrange als letzter in den Saal. Er ging kaum so steil wie sonst, aber trug sein Unglück mit Fassung und Würde.

Sonderbar feierlich und herzlich drückten die Ratsleute ihm die Hand; und die ihm am vertrautesten waren, murmelten: „Der Herr tröste Euch, lieber Bruder!"

Heikens richtete sich auf. „Ich will nicht verschweigen, was stadt- und straßenkundig geworden. Ich habe mein verirrtes Kind verstoßen müssen ...

ich habe durch einen schandbaren Buben, den ich in mein Haus nahm, eine liebe und gute Tochter verloren und trage Herzeleid um eine Tote."

Der Domherr rief voll Salbung: „Der Geist Gottes stärke Euch, die Trübsal zu tragen, denn selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet."

Bei diesen Worten reckte der gebeugte Vater noch höher seine Gestalt.

„Durch Gebet und Gottes Beistand habe ich es erduldet und überwunden. Meiner Tochter und ihrer Schuld zur Sühne habe ich beschlossen, eine sogenannte Kapelle zur Bequemlichkeit im Dünendorfe zu bauen, damit jene Armen und Unehrlichen, die ein unordentliches Wesen treiben, zur rechten Frömmigkeit gelangen. Einer von ihren Leuten hat mein leibliches Kind unehrlich gemacht . . ."

„Also vergilt der Gerechte!" Theodorus Rufus hielt nicht länger an sich und schrie verzückt: „O, er sammelt feurige Kohlen auf das Haupt seiner Feinde."

Heikens senkte demütig sein Haupt. „Auch will ich die Kapelle mit den nötigen Mitteln für alle Zeiten fundieren."

Alle waren tief ergriffen und hatten das Gefühl, daß im Ratssaale eine große Tat, größer als mancher Staatsakt von Rungholt, heute geschehen sei.

Des Bischofs Offizial warf sich in die Brust und hielt eine lange Rede. „O, der fromme und werktätige Mann, der dem Rate dieser Stadt vorsteht! Vom Wandel eines Christenmenschen soll man bei seinen Lebzeiten kein Rühmens machen, und auch ich muß schweigen und dennoch sagen: Seit fünfzehn Jahren kenne ich unsern Fedder Heikens und sah mit Dank, wie er seines Glaubens in Gerechtigkeit lebte und überdies viel gute und verborgene Werke tat. Wahrlich, wenn einer, dürfte er von seinem Gott Gnade und Glück erwarten. Aber bittres und unverdientes Ungemach hat ihn betroffen — und was tut er, statt mit dem Herrn zu hadern? Er gibt dem Höchsten ein neues Gotteshaus als Opfergabe. Selig sind die, welche also Herzeleid und Heimsuchung erdulden! Selig ist der Mann, welcher Böses mit Gutem vergilt!"

Nach einem erhebenden Augenblick der Rührung und Stille begannen die geschäftlichen Verhandlungen des Rats.

Der Priester, welcher den verbundenen Arm in einer Schlinge trug, stand auf.

„Eben der schandbare Bube, der ein Räuber gewesen ist an Fedder Heikens' Gut und Ehr, wurde zum Mordgesellen und hat mit einem Rochenstachel mich angegriffen, in Absicht mich zu töten." Zum Beweise hob er den Arm aus der Schlinge und zeigte den Verband.

Der Ratsherr hatte ein finstres Gesicht, als er sich erhob. „Was dieser Mensch mir getan hat, will ich vergeben und nicht ahnden, aber als Richter muß ich rächen. Jetzt soll besagtem Kurt Widerich der Prozeß gemacht und er auf seinen Hals verklagt werden.

Er ging hin und öffnete die Tür, in deren Nähe sein Sohn, der ungesehen und passiv an den Ratsverhandlungen teilzunehmen pflegte, nicht zufällig stand.

„Heike, laß die Stadtknechte den früheren Kaufgesellen Kurt Widerich ergreifen und ihn in die Fronerei schaffen!"

„Vater," sprach der bos- und geckenhafte Jüngling, „ich will selbst den Auftrag ausrichten."

Eileifrig holte er drei handfeste Schergen, dieweil es ihm einen schadenfröhlichen Spaß machte, diese Arrestation vorzunehmen.

Heike, der den Zierdegen umgeschnallt hatte, fühlte einen guten und witzigen Mut und unterhielt sich leutselig mit den Knechten.

„Auf nach dem Kohlneste!" ermunterte er. Sie marschierten mit langen Schritten und er wie ein tapfrer Haudegen an der Spitze.

Als die Dünen erreicht waren, schmunzelte er: „Paßt auf! Nun kommen wir in ein wunderbar Land, wo die Menschen Gras und Grünes wie das liebe Schafvieh fressen."

Gehorsam und breitmäulig lachten die Spießbewaffneten, obgleich es ein abgestandener Spott war.

Als Maikes Hütte hinter der Sanddüne in Sicht kam, erwog Heike, daß geteilter Ruhm halber Ruhm sei. Darum sprach der Ehrgeizige: „Ihr sollt draußen bleiben und das Haus umstellen, während ich den Inkulpaten eigenhändig verhafte."

Er zog die dünne Plempe aus der Scheide und trat hastig durch die aufgestoßene Tür.

Nommes Katze sprang von der Herdecke herunter und krümmte den Rücken. Vor dem fauchenden Kater stutzte der Tapfere.

Kurt, der Nimmersatt, saß vor der zweiten Schüssel mit Suddenkohl, und Maike war gegangen, um neuen Vorrat von Dünenhalmen zu holen. Der Esser aß ruhig weiter, als sehe er den Eingetretenen nicht.

Dieser streckte den Degen vor und sprach mit würdevoll dumpfer Stimme:

„Im Namen des Gesetzes und des hohen Rats von Rungholt tue ich dich in Verhaft!"

Kurt löffelte eifrig an dem Kohlgericht weiter und schoß von unten einen unheimlichen Blick empor.

„Steh auf und folge mir! Ich will dir bei dem Meister Henneke und dem Kloakarius Hinze ein feines Quartier verschaffen."

„Störe mir mein Mahl nicht!" knurrte jener mit vollen, kauenden Kinnbacken.

Da wurde Heike erbost und schrie: „Willst du Mörderbube stracks aufstehen und vor dem Bevollmächtigten des Rats die Hände ausstrecken, daß ich sie binde!"

„Halt 's Maul und stecke den Bratspieß ein, bis ich gegessen!" Kurt löffelte gierig an seiner Lieblingsspeise.

Der beleidigte Geck geriet in sinnlose Wut. „Du elender Kohlfresser ... ich will dir deine Schüssel verleiden ... nun friß, du Sau!"

Er hatte sich geräuspert und in die Schüssel gespuckt.

Aber kaum war der Unflat aus seinem Halse, als eben dieser Hals von zwei Fäusten so zusammengeschnürt wurde, daß kein Laut mehr herauskam. Mit riesiger Kraft drückte Kurt ihm das ganze Gesicht in die Schüssel und den Kohl hinein und sagte: „Wer in den Kohl spuckt, soll ihn essen."

Heike fing an zu röcheln und wäre erstickt, wenn den Stadtknechten die Verhaftung nicht zu lange gedauert hätte. Sie lugten durch die Tür, liefen herein, befreiten ihn aus seiner entsetzlichen Lage und banden dem Gefangenen die Hände.

Kurt Widerich leistete keinen Widerstand und sprach mit einem grimmigen Lächeln: „Unglück, Unglück, nun geh deinen Gang!"

Als der Ratsherrnsohn sich von der Erstickung erholt und das Gesicht gesäubert hatte, versetzte er dem Gefesselten von hinten einen kräftigen Fußtritt.

„Jetzt kommst du toller Hund an den Galgen ... vorher aber wirst du mit dem Staupbesen gefegt. Wenn du am Pranger stehst, will ich der Schinderknecht sein und dir die drei nicht erlassen."

Ein Abgrund von Bosheit lag in diesen Worten. Der stäupende Meisterknecht nämlich hatte das Recht, dem Delinquenten die drei letzten Schläge zu ersparen.

Gelassen erwiderte Kurt: „Am Galgen ist kurze, im Siechbette lange Todesnot."

Der runde Turm von Rungholt, aus mächtigen Findlingen gemauert, war vor Alters des kleinen Ortes Burg und Bergfried gewesen. An ihrem Fuße von grünlichem Moos überwuchert und oben von Wind und Wetter schwärzlich verwittert, hatte die dicke Mauer winzige, vergitterte Fensterlöcher, die wie tiefliegende Augen wachende Ausschau hielten und jeden warnten: „Hüte dich, daß du in der Bürgergerechtigkeit bleibst und das Gesetz nicht übertrittst!" Das starke, finstre Riesengebäu überragte wie ein drohender Zeigefinger die ganze Stadt.

Im Untergeschoß war der ehrliche Bürgergewahrsam, in dem die Bürger, welche mit Afterrede gegen ihren lieben Nächsten sich vergangen oder durch großen Durst und kleine Ausschreitungen den guten Ruf der Stadt gefährdet hatten, ihre Strafe verbüßten. Oben befand sich die Wohnung des Henkers und darüber die gemeine Fronerei, deren Schließer Meister Henneke war. Wer dort gesessen hatte, war und blieb unehrlich.

An diesen Ort wurde der Gefangene gebracht, und Heike stand unten auf der Treppe, um sich nicht unrein zu machen.

Ein Mann mit einem langen, einst pechschwarzen und jetzt stark ergrauten Bart und milden, müden Augen löste die Stricke des Gefesselten. Hinter ihm stand ein auffallend hagerer Mensch, dessen rechtes Auge immer stille stand und über die krumme Habichtsnase hinwegsah. Er trug ein

graues, grobes Gewand und hatte die Gugelkappe über das kurze Haar gezogen. Das war Hinze, der Meisterknecht des Henkers und Kloakarius von Rungholt, der das anrüchige Schinderamt verwaltete, die Kloaken reinigte und das gestürzte Vieh verscharrte. Zu seinem Gewerbe paßte sein Gesicht, das einen unangenehmen und schmutzigen Eindruck machte.

„Was hat dieser Armesünder verbrochen?“ fragte Henneke und sah den jungen Mann ernst und traurig an.

„Er soll in die feste, vergitterte Mörderzelle,“ schrie Heike von unten herauf, „denn er hat an dem geweihten Priester einen Mordversuch begangen und auch mich erwürgen wollen.“

Hinze grinste. „Jetzt wird's dir widerig ergehen . . . hast du nicht von der Mutter gehört, die ihren Sohn am Eiderstedter Galgen hängen sah und tröstend zu ihm sprach: Danke du Gott, mein Sohn, daß du nicht vor Rungholter Gericht gekommen bist? Auf deiner tapferen Tat steht der Tod mit der hänfernen Halskrause.“

Oda, welche neugierig den Flur hinaufkam, betrachtete den neuen Gefangenen. Ihr tat der Jüngling leid, und sie schalt den Meisterknecht. „Hinze, haltet die häßliche Zunge im Zügel!“

Der Büttel verschloß hinter Kurt die Zelle und ging, um Brot und frisches Wasser hinaufzutragen.

Der Kloakarius aber machte sich an Oda. „Ei, das war ein schmucker Galgenvogel . . . den mochtet Ihr leiden, nicht wahr?“

„Ja, lieber als Euch“, erwiderte sie.

Frech lachte er. „Haha, ich tue es auch ohne Liebe . . . wir müssen warten, bis der Alte sein Amt niederlegt oder den Löffel aufsteckt.“

Er wollte sie umschlingen, aber mit Abscheu stieß sie ihn hinweg. „Der arglistige Neiding lauert auf den Tod meines Vaters und auf sein Amt . . . aber es wird ihm, gleichwie ich, vor der Nase entwischen.“

Als der Flur menschenleer geworden, schlüpfte Oda nach der Mörderzelle, öffnete die Schiebeklappe und flüsterte: „Verzweifelt nicht! Ich will Euch gegen Abend statt Wasser und Brot ein besseres Essen bringen.“ Ohne den Dank abzuwarten, eilte sie hinweg.

Kurt Widerich rannte und raste nicht in seiner Mörderzelle auf und ab, sondern warf sich auf den Strohsack hin und schloß die Lider. Erschöpft von der Erregung, fiel er in einen tiefen und toten, tag- und nachtlangen Schlaf. —

Bald wurde in Rungholt ruchbar, wie übel dem Ratsherrnsohn im Dünendorfe mitgespielt worden sei, und alle Lacher machten sich über ihn lustig. Bei seinen Kumpanen und in der ganzen Stadt er- und behielt der eitle Geck den Necknamen „Kohlesser“.

Das war eine wunderliche Umkehrung und spottende Vergeltung des gerechten Schicksals.

Achter Abschnitt.

Im Beichthaus der Diebe und Mörder.

Im Oberstock des Rungholter Turms war ein großes, halbrundes Zimmer mit kleinen Fenstern in der ellendicken Mauer. Aber der Blick aus ihnen ging weit über die Dächer der Stadt und die Marsch und das Meer dahinter. Auch die Sonne drang herein und spielte an den Wänden. Fein rein und blank und voll Behagen war die Stube. Auf dem Brett unter dem Fenster blühten Nelken und Goldlack, und wie Schnee leuchtete die getünchte Mauer. Die weiß gescheuerte Holzdiele war mit Dünensand bestreut, und so regelmäßig lagen die Sandhäuflein, daß der Vater behauptete, seine Tochter habe sie mit dem Fingerhütlein hingesetzt.

Oda trat ein und läutete das Glöcklein, das an der Tür hing, nahm vom Borde das Evangelienbuch und legte es auf den Tisch. Bald kam Meister Henneke mit seinen Knechten, die sauber gewaschen waren und ehrbar auf der Bank sich niederließen. Er schlug das Buch auf und las den Abschnitt, welcher die Rede enthält: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket."

Fröhlich hörte Oda das Wort, denn es entschuldigte und verteidigte, was sie heimlich für den Gefangenen tat, und gab ihr eine gute Gewissensruhe.

Der gelbliche Kloakarius hörte nicht zu, obgleich er die Gugelkappe von den Ohren gestreift hatte, und hockte wie ein Teuflein auf dem Schemel. Dennoch faltete er die Hände, machte jedes Kreuzschlagen und jede fromme Gebärde mechanisch mit und wußte sich vor dem Meister zu verstellen.

Der Schreckensmann von Rungholt hielt täglich Morgenandacht mit seinen Hausgenossen und war trotz seines grausen Handwerks ein schlichter und ehrlicher Christ.

Auch zu dem unglücklichen Mann in der Mörderzelle ging er mit seinem Buche, aber Kurt hob die schläfrigen Lider, wehrte unwirsch ab und murmelte: „Ich will schlafen ... in alle Ewigkeit nur schlafen."

Henneke sah ihn mit den milden Augen fest an und sagte: „Lasset uns nicht schlafen wie die andern, sondern wachen und nüchtern sein!" und fügte kein Wort dazu und verschloß die Tür.

Zwei volle Tage und Nächte erwachte Kurt nur, wenn die Schiebeklappe niederging und der Engel des Rungholter Turms ihn speiste und tränkte.

Am dritten Morgen jedoch reckte und streckte er sich, als wäre er nach einem bewußtlosen Scheintode wieder zum Leben gekommen. Dann sah er die Eisenstäbe und erschrak.

Jetzt gehet es mir an den Hals, und ich muß sterben, da ich zu leben beginnen wollte. O, wie süß ist das Leben! Auch der ärmste Wattenfischer hat seine Lust, wenn er guten Fanges sich freut. Die Eintagsfliege ist ihres kurzen Daseins froh, und die ekle Meerqualle, die nur Schleim ist,

will sein und leben. Ich aber bin ohne Isa schon gestorben und will vergehen. Komme, o Tod, denn du bist alles Elends Ende!

Der Tod ist ein schlechter Tröster, der die Furcht nicht schwichtigt. Ist das Sterben das endliche Ende? Oder ist hinter dem Grabe noch ein weiter und unendlicher Weg, dessen Dunkel keiner durchforscht?

Heftig entsetzte sich der Verwegene vor dem Alleinsein und sehnte sich, eine Menschenstimme zu hören. An der Türklappe horchte er auf jedes Geräusch, bis Oda kam.

„Du bist des Meisters Tochter ... rede mit mir!“

„Ja, aber leise,“ antwortete sie gedämpft.

„Hat schon der habichtsnasige Teufel meinen Galgen gezimmert?“

Odas schwarze Augen blickten traurig. „Eines schweren Verbrechens zeihet man dich.“

„Ja, das war mein Verbrechen, daß ich die Tochter des reichen Mannes liebte, daß sie mich lieb gewann und in meinen Armen ruhte. Doch haben wir uns nur geküßt im Garten, und die Sterne durften sehen und hören, was wir sagten und taten.“

Solche Rede hört kein Weib, ohne ganz Ohr zu werden, und Oda steckte den Kopf durch die Klappe. „Wer ist das Mädchen?“

„Isa, des Ratsherrn Tochter, ist hinweggeführt worden, und ich weiß nicht, wo man sie in Haft getan hat.“ In den wenigen Worten lag der ganze und große Schmerz seiner Seele.

Ein herzliches Erbarmen mit dem unglücklich Liebenden ergriff sie. „Kann ich Euch einen Dienst erweisen, der sich mit dem Amt meines Vaters verträgt?“

Kurt erwog, was er am besten erbäte, und seine alte Schlaunatur erwachte. Mit jammervoller Miene klagte er: „Ich möchte vor meiner letzten Not die Tröstung der Religion haben ... erwirket mir, daß der Priester Paulinus zu mir kommen darf.“

So jählings zuckte das Mädchen zusammen, daß es mit dem Kopfe gegen die Klappe schlug. „Paulinus! Kennt Ihr ihn denn?“

„Ja, er ist als Kind mein bester Gespiele gewesen. Seines Zuspruchs begehr' ich, weil er der einzige Priester Gottes in allen Siebenharden ist.“

Odas Gesicht leuchtete, und sie mußte sagen und fragen: „Der Vikar hat meinem Vater und mir große Liebe erzeigt ... wo hat er mit Euch gespielt, und wie war er als Knabe?“

Kurt, der eine scharfe Witterung für das ihm Vorteilhafte hatte, erzählte ausführlich vom Dünendorfe und malte ein Bildnis des kleinen Paulinus mit eitel grellen und guten Farben.

Immer heller glänzten Odas Augen, und mit Selbstüberwindung schloß sie das Gespräch. „Dem Vikar werde ich Eure Bitte bestellen lassen.“

„Wird dieser Ort ihn nicht unehrlich machen?“ fragte Kurt unsicher.

„Nein, wenn ein Verurteilter nach dem Priester und dem heiligen Sakrament verlangt, darf der Geweihte über die Schwelle der Fronerei treten und wird nicht unrein dadurch.“

Der Gefangene rief fortan nicht den Tod herbei, sondern klammerte sich an das Leben mit neuer Hoffnung. „Ich muß erfahren, wo Isa ist, und werde auf dem Wege zum Tinghause meinen Wächtern entspringen, denn wo ist der, welcher mit mir um die Wette laufen könnte?"

Sein Wettlauf freilich war noch ein ruheloses Hin- und Herwandern in dem engen Raum von wenig Geviertellen.

Am Morgen trat Henneke mit seinem Evangelienbuch in die Zelle — und der Gefangene setzte sich still und zur Andacht bereit auf den Strohsack.

Henneke verschwieg nie die Wahrheit, auch wenn sie hart zu hören war. „Heute sollst du vor das geistliche Gericht gestellt werden ... darum stärke deine Seele!"

Kurt erblaßte und faltete unwillkürlich die Hände. Der sonderbare Beichtiger las ihm das Sündenbekenntnis vor und betete inbrünstig das lange Miserere. Nach dem Amen strich er seinen Bart, sah dem jungen Mann eindringlich ins Auge und sagte plötzlich: „Nun bete du, damit die letzte Not dir leicht werde!"

Kurt beugte das Haupt und betete: „Barmherziger Gott, der du ewiges Leben bist und dem Menschen das Grauen vor dem Tode eingepflanzt hast, laß mich zur Laubfallzeit sterben, wenn der Leib herbstmüde geworden, und nicht im Lenze, dawider die Natur sich sträubt! Eitel und armselig und voller Schatten war mein Leben ... da ging meine Sonne mir auf. Ich kann nicht scheiden vom Licht des Tages und vom Schein meiner Sonne. Bei dir ist nichts unmöglich, sagt der Priester ... darum sprenge meine Bande!"

„Das war schon etwas ... du wirst noch besser beten lernen, mein Sohn. Auch hat Gott viele Ausgänge vom Tode. Ich hatte schon einmal über einen Armesünder das Richtschwert gezückt, als ein keuchender Bote des Rats die Begnadigung brachte."

Der Fronmeister ging in die nächste Zelle, in der ein Gequälter lag und vor Schmerzen stöhnte. „Ich habe dir, weil's mein Amt erheischte, sehr weh tun müssen, aber ich will den Schmerz dir stillen, so gut ich's verstehe." Er wickelte die Leinwand auf und strich Salbe darüber und verband dem Manne, der gestern die fünf Grade der Tortur überstanden hatte, die zerquetschten Finger. Barmherziger und geschickter hätte kein Samariter es tun können.

Und das war der furchtbare Schreckensmann von Rungholt, dem die Kinder schreiend aus dem Wege liefen, um in den Röcken ihrer Mutter sich zu verkriechen! —

An den Händen gekettet, wurde Kurt Widerich vor das hohe Gericht im Tinghause geführt. Der Kloakarius, der die Fesselung angelegt hatte, rief ihm nach: „Bald wirst du auf dem Rabensteine nach ganz Rungholt die Zunge ausstrecken ... zum letztenmal werden dir die Weiblein nachlaufen, wenn du dort oben verliebt die Augen verdrehst."

Hinze nämlich hatte wohl bemerkt, daß Oda diesem Gefangenen besonders gewogen sei, und das wurmte in dem Eifersüchtigen.

Auf dem Markte begegnete Folkert dem Gefangenen und sah nicht hinweg, sondern grüßte ihn traurig. Sein ehrliches Gemüt war von Schmerz erfüllt, und er wußte in seiner Gewissenspein sich nicht zu raten.

Hat nicht Heikens mir Verschwiegenheit befohlen? Aber Isa, die Ärmste, flehte mich an, ihm zu sagen, wohin ich sie geführt. So werde ich von der Menschenpflicht des Gehorsams und dem Gottesgebot der Barmherzigkeit hin und her gerissen.

Im Torwege des Hauses winkte Inge ihm und mehrte seine Kümmernis. Der lustige Singzeisig war ein trübselig stilles, verkümmertes Käfigvöglein geworden.

Mit trotzigen Lippen sagte sie zum Deichschreiber: „Folkert, ich frage Euch zum letzten ... wo habt Ihr mein Schwesterlein hingetan?"

„Ich darf es nicht sagen, und das quält mich wie eine große Not ... o, hätt' ich einen Menschen, der mir redlich riete!"

„Ich weiß nur einen," sagte sie, „den Vikar Paulinus."

„Ja, er ist redlich und ohne Rungholter Falsch."

Folkert ging nach dem Schwale und erleichterte sein Herz und verschwieg dem Vikar nicht, wo Isa sei. —

Kurt stand im Tinghause vor dem peinlichen Halsgericht. Kurz wollten die Richter es abmachen, dieweil die Mittagsglocke bald läutete, und der Oberschöffe Heikens, vor dem das Mordinstrument lag, sprach laut: „Durch wahrhafter Zeugen Mund ist bewiesen, daß du zum ersten mit diesem Giftstachel eines Rochen dem Priester Theodorus nach dem Leben getrachtet, daß du zum andern Heike Heikens, den Beauftragten des Rats, durch Eindrücken des Gesichts in eine Kohlschüssel zu ersticken versucht hast. Bekennst du dich schuldig?"

Auf die Schuldfrage antwortete der Angeklagte mit keiner Silbe.

Fedder Heikens schlug das Gesetzbuch auf. „Nach dem Buchstaben des Rungholter Spiegels soll dir gerechtes Urteil werden. Die vierzehnte Satzung lautet: ‚Wer einen Priester geschlagen hat, soll mit 39 Rutenschlägen gestäupt werden.' Das Blutgesetz aber besagt: ‚Der mit wehrhafter Hand vorsätzlich einen Menschen zu töten versucht, ist des Galgens schuldig, es sei denn, daß er mit 24 lötigen Mark sich löse.'"

Ein sonderbarer Zug, wie ein hartes, versteintes Lachen, umzuckte den Mund des Richters. „Kannst du die Mannbuße zahlen?"

Kurt sah die Schöffen der Reihe nach mit einem Blick voll Haß und Verachtung an und schwieg.

„Willst du noch etwas zu deiner Verteidigung vorbringen?"

Ein Knirschen der Zähne und keine Antwort!

„Oder bist du vor Todesschreck stumm geworden?"

Kurt biß noch fester die Lippen zusammen.

„Er ist ein ganz verstockter Sünder," schrie Fedder Heikens über den Tisch. „Wer vor dem Tinge schweigt, ist schuldig nach unserm Gesetz. Ich heische Urteil über diesen."

Den Herren war die Arbeit leicht gemacht. Alle warfen eine schwarze Kugel und legten sich gemächlich in ihre Sessel zurück.

Der Obmann stand in seiner Richterwürde auf, brach das Stäblein über dem Haupte des Gefesselten und rief: „Das Urteil ist gesprochen, der Stab ist gebrochen, Kurt Widerich, du sollst hängen. Ihr Knechte, übergebet ihn dem Nachrichter von Rungholt, daß er heute über neun Tage des Tinges Urteil vollstrecke! Dich aber, du armer Sünder, ermahne ich um Gottes und Christi willen, daß du in dieser Neuntagefrist wahrhafte Buße tuest und zum Sterben dich bereitest."

Fedder Heikens war ein strenger, aber auch ein gottesfürchtiger Mann.

Kurt zuckte mit keiner Wimper beim Anhören des Todesurteils. An der Tür sah er seine Richter an, und der Stumme rief mit tönender Stimme: „Ihr getünchten Gräber und Pharisäer von Rungholt! Ihr seihet die Mücken der kleinen Übertretungen und werdet an der Elefantensünde der Selbstgerechtigkeit, die ihr wie süßen Wein verschluckt, ersticken und sterben. Ich klage euch des Widerchristentums an vor Gott und Menschen und spreche euch schuldig des höllischen Feuers . . ."

Die Knechte stießen ihn mit ihren Morgensternen aus dem Tingsaale heraus.

Etliche von den Schöffen wurden blaß und knickten in den Stühlen zusammen. —

Am Abend dieses Tages war Paulinus in seiner Schwalkammer, und unter der brennenden Kerze lag der Tacitus aufgeschlagen. Aber er hatte keine Ruhe zum Lesen, und seine gefalteten Hände wurden wie gerungene Hände, denn er betete für den Verurteilten.

Ein Finger klopfte schüchtern an die Tür. Als er öffnete, schlug Oda das Kopftuch zurück und die dunklen Augen zu ihm empor.

„Ich komme, von Kurt Widerich gesandt, der seine Seele bereiten will und Eures Trostes begehrt."

Seine Stimme zitterte. „Setzet Euch, Oda!"

„Nein, ich würde Eure Wohnung unrein machen."

Statt einer Antwort faßte er ihre Arme und drückte sie sanft auf seinen eignen Schemel nieder. Ein wunderbar wirres Gefühl durchrieselte ihn, als er die Arme losließ und stammelte: „Wir sind allein . . . niemand siehet uns als Gott . . . der alle Menschen gleicherweise lieb hat."

„Dann hat er auch diesen Kurt Widerich lieb und läßt ihn dennoch eines bösen Todes sterben. Oft, wenn ich an der Zelle des Gefangenen vorübergehe, höre ich ihn seufzen und ‚Isa, Isa' schmerzhaft rufen . . . er hat des Ratsherrn Tochter lieb. Wie kann die Liebe Todsünde sein?"

Paulinus suchte vergebens in der Moralkasuistik und äußerte bedächtig seine eigne Meinung. „Ich glaube nicht, daß die Liebe wider Gottes Gebot ist, denn sie ist . . . wie der Geist, von dem niemand weiß, von wannen er kommt . . ."

Paulinus sann noch einmal und sagte nach dem gemeinen Gerede der Leute: „Doch hat er nach seinem trotzigen Grimm den Priester geschlagen ... und muß deshalb büßen, schwer büßen."

„Viel, viel zu schwer!" Oda redete mit lebhaften Gebärden. „Heil und eine Schelmenweise pfeifend, ging Heike Heikens soeben in die Schenke, und der Priester las heute die Messe. Was ist das für ein Maß, mit dem nach Rungholter Recht gemessen wird? Wenn einer schlägt, so mag man ihn stäupen und Auge um Auge, aber nicht das Haupt ihm nehmen. Das ist wider die Natur. Hat dieser nach Eurem Bedünken ein todeswürdiges Verbrechen begangen?"

Der junge Vikar rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her und sprang plötzlich empor. „Ich glaube nicht, daß seine Tat den Tod verdient hat."

„So wäre es nicht unrecht, ihm zur Erhaltung seines Lebens zu verhelfen?" Das Mädchen machte ein kluges Gesicht und spitzte das Mündchen.

Erstaunt sah er sie an. „Wie meinet Ihr das? Ihr wollt doch nicht dem Gefangenen zur Flucht verhelfen? Schwer würden die Folgen auf Euren Vater fallen."

Sie erschrak. „Nein, nein! Der Gottesmutter will ich ein Wachskerzlein opfern, ob sie ihm helfe."

Oda fühlte ihr Herz schlagen, als Paulinus ihr zum Abschiede die Hand reichte. Auf dem Heimwege betrachtete sie ihre Finger. Hab' ich ihn unehrlich gemacht? Nein, zwischen ihm und mir ist ein Geheimnis, das keiner erfährt. Was aber, wenn das Wachskerzlein nichts fruchtet und die Gottesmutter nicht hilft? Ich könnte leichtlich das Schlüsselbund vom Betthaken nehmen und die Zellentür aufschließen ...

Der aufdringlich kühne Gedanke kehrte immer wieder, wie oft sie ihn aus ihrem Haupte hinauswarf. —

In der Frühe ging Paulinus ungerufen zu der Morgensprach und brachte ehrerbietig sein Anliegen vor.

Der Domherr aber war schlecht gelaunt und schnitt ihm die Rede ab: „Es mag der Priester Theodorus ihn berichten, denn der versteht, Leuten von solchem Schlage kräftig ins Gewissen zu reden."

„Nein, der Armesünder verlanget nach mir, weil ich ihn von Jugend an kenne."

Die Brauen des Hochwürdigen standen wie Borsten. „Was? Ihr wollt ihn besuchen?"

„Hat nicht der Herr Christus gesagt: Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht?" Sanft, aber schlagend fielen die Worte.

Theodorus, um seine Bitternis oder seine Blöße zu verbergen, rief mit schreiender Stimme: „Geht meinetwegen, wohin Ihr wollt ... aber der Ratsherr muß zuvor den Zutritt gestatten."

Paulinus ging in Eilschritt über den Markt und stand vor dem Pharao von Rungholt.

Dieser blieb vor seinem Hauptbuche sitzen und starrte um der Störung willen unhöflich empor.

„Ich habe eine Bitte ...“

„Ist nicht die Bitte, zu der ich Euch ein Anrecht gab, längst gewährt? Ihr habt Kurt Widerich in meinen Dienst gebeten, mir und meinem Hause zu Unheil und Unfrieden.“

Der Vikar fühlte, daß der Vorwurf nicht unbegründet sei, und errötete. „Um seinetwillen stehe ich hier ... er bittet um geistliche Tröstung, und zwar aus meinem Munde.“

Fedder sah vor sich hin, und sein kaltes, undurchdringliches Gesicht verriet nicht seine Gedanken. „Das Armesünderrecht darf ich ihm nicht vorenthalten. Gehet in Gottes Namen und bereitet ihn zum Tode!“

Schwer ist der Gang zu einem gerichteten Menschen, dessen Tage gezählt sind, und dennoch hatte der junge Priester einen fast leichten Schritt, als er die Fronerei betrat. Wer kann das reimen und ein Menschenherz ergründen?

Seine Augen sahen den Gang hinauf und schienen etwas zu suchen, aber Henneke trat allein aus der Stube und verneigte sich. „Gebt mir den Segen, ohne mein Haupt zu berühren!“

Als die Zellentür geöffnet wurde, sprang Kurt von seinem Strohsack empor, und die Augen des verwegenen Gesellen blickten gerührt Paulinus an, der ihn in die Arme schloß und auf Stirn und Wange küßte.

„Wie soll ich dich trösten, mein guter und lieber Genoß? Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten!“

Der Gefangene verkniff die Lippen, und seine Rührung war wie verweht. „Ich fürchte nichts und niemand ... aber um Isa erleide ich Angst. Wo ist mein Herztrautelein? Wie kannst du kommen und mir nicht Gruß noch Kunde von ihr bringen? Geh, geh, du schlechter Tröster!“

Der Priester flehte: „Acht Tage Frist gab Gott dir zur Buße ... O, denke nicht an Weiberschöne noch eitle Erdenwonne, sondern an deine arme Seele und ihre ewige Seligkeit!“

„Was weiß ein mannloser Mönch von der Wonne, die ich geschmeckt? Haha! Und denken soll ich? Ich kann nichts denken als sie allein ... der allgewaltige Gedanke beherrscht mein Haupt.“

Kurt schlug sich vor die Stirn und rannte auf und nieder. Dennoch sann er schnell und viel und hatte einen argen Schalksgedanken, so daß er sein Gesicht jammervoll verstellte und seine Sprache zum Schluchzen machte. „O, sie wird in Haft gehalten und täglich von bösen Menschen gepeinigt ... ihr grausamer Vater hat sie töten lassen ...“

„Nein, Isa lebt“, sagte Paulinus mit Überzeugung.

Kläglich seufzte der andere. „Ja, der Schiffer Jap, der in der Trunkenheit es mir verriet, hat sie über den Heverstrom gesetzt ... nach dem Marschlande drüben ...“

„So weißt du, daß sie in Everschop ist?“ machte der Vikar erstaunt.

„Ja, ich weiß alles ... es ist ein harter Mann von rechter Heikensart, bei dem sie eingetan worden ist ... und der Bluthund heißt ... mein armes Haupt vergißt die Namen ..."

„Hans Ovens ist ihr Oheim und ihres Vaters Schwäher," sagte Paulinus tröstend, „auch ist er ein ehrsamer Bauer und kein böser Mann."

„Ha, Hans Ovens!" Kurt ließ die Maske fallen, und seine Leichenbittermiene verwandelte sich in grimmentstellte Gebärde. Durch List hatte er herausgebracht, wo die Geliebte war, und er begann zu rasen.

„Ich muß zu ihr, ich muß ... Priester, laß mich hinaus!" Er packte die Arme des Paulinus.

Dieser aber fürchtete sich nicht vor den rollenden Augen, sondern sagte ruhig: „Wisse, mein Freund, daß die Tür von außen verriegelt ist."

Der Gefangene stürmte durch den Raum, hing sich an die Stäbe des Fensters und rüttelte daran. „Ich muß heraus aus dieser Hölle, heraus!"

Sänftiglich redete der Vikar auf ihn ein: „Gott wendet seine Augen nicht von den Gerechten, wenn sie in Stöcken gefangen liegen und mit Stricken gebunden sind."

Der Rasende aber schrie: „Wer und wo und was ist das für ein Gott, dessen Augen von schwerem Schlaf verschlossen sind, daß er die unsägliche, unschuldige Not seiner Menschen nicht sieht?"

Paulinus faltete die Hände. „Mein Sohn, verwirf nicht die Zucht des Herrn und sei nicht ungeduldig über seiner Strafe, denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

Ein wildes Lachen antwortete: „Haha! das ist seine Gottesliebe, die den Menschen martert, und von ihr hat Fedder Heikens seine Vaterliebe gelernt. Geh hinweg mit der Hundepeitsche deiner schlechten Priesterweisheit! Ist meine Liebe nicht viel reiner und rechter und größer als Gottes Liebe? Könnte ich schelten und schlagen, geschweige verwerfen und verdammen, selbst wenn Isa mir untreu würde? Ich müßte sie lieben und trösten und tragen und tausendmal ihr vergeben."

„Laß ab von deiner Verstockung und bete!" beschwor der Priester.

„Ich will nicht beten, sondern der zerschmetternde Blitz sein. Du aber gehe hin und predige den Reichen und Ratsherrn und geweihten Schalken, die ihre Rungholter Gerechtigkeit nach dem Bilde ihres Gottes gemacht haben!" Kurts Züge waren verzerrt.

Die Stimme des Priesters zitterte. „Aus sechs Trübsalen wird er dich erretten, und in der siebenten wird dich kein Übel rühren."

Jener aber rüttelte an den Stäben und raste.

Da fürchtete sich Paulinus vor dem Tobenden und klopfte an die Tür, daß man ihn herauslasse.

Hinze öffnete die Klappe und betrachtete mit einem teuflischen Lachen den Gefangenen. „He, was guckst du durch das Gitterfenster? Hier ist sehr wenig zu sehen ... aber, wenn du erst durch meinen Hanfring kieken

mußt, wirst du eine feine und weite Aussicht haben ... der Galgenberg gilt für den schönsten und lustigsten Ort von ganz Rungholt."

„Du schmutzigster und schuftigster von allen Schindergesellen!" schrie Kurt erbittert, „es stinkt in deiner Nähe."

Der Kloakarius fühlte sich getroffen, wo er am wundesten war. „Dir will ich es widrig machen. Wenn du nicht sofort stille bist, stecke ich dir die Füße in den Stock und einen Knebel ins Maul."

Kurt schwieg, die Galle verschluckend — und spuckte weit aus.

Paulinus Frisius, der einen flüchtigen Blick nach der Tür der Scharfrichterwohnung geworfen hatte, wanderte heim und sah auf den Grund und war in seinem Leben noch nie so betrübt gewesen.

Als der Fronmeister zurückkehrte, meldete der Knecht, daß ein Dieb eingeliefert worden, und danach wie etwas Nebensächliches: „Ich glaube, der Lange ist ein bißchen närrisch geworden ... das werden die frechsten oft, wenn es ihnen an den Hals geht."

Sofort begab Henneke sich in die Mörderzelle, um nach dem Gefangenen zu sehen.

Kurt saß auf der Pritsche und schlenkerte mit den Beinen.

Der Büttel strich sich den Bart. „Ich höre, mein Sohn, daß du durch unsinniges Wüten den Priester vertrieben hast ... da mußt du halt mich als Beichtvater nehmen. Halte die Füße hübsch still und tue die Ohren auf! Ich will mein Trostbüchlein aufschlagen."

Es war die sogenannte Zuchtrute für verstockte Sünder, aus welcher der Büttel und Beichtiger las. „Wasche mich von meiner Missetat und reinige mich von meiner Sünde, denn ich bin in sündlichem Wesen geboren und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen ..."

Eine bescheidene Stimme erhob Einspruch. „Das ist nicht wahr, Meister, meine Mutter war eine ehrsame Ehefrau ..."

„Schweige, du Schalk, und höre!" Der Sünder wurde mit grobem Geschütz niedergedonnert. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten. Es ist aber furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen."

Henneke glaubte eine leise Spur der Zerknirschung auf dem Gesicht des Gefangenen zu lesen. Darum legte er die Zuchtrute Wehe fort und nahm das Stäblein Sanft, dessen er sich am liebsten bediente, in die Hand. Mild war die Frage: „Warum sitze ich wohl hier?"

„Meister, das werdet Ihr besser wissen als ich", meinte Kurt einfältig.

„Weil ich dich lieb habe, mein Sohn ... weil wir alle Gottes Kinder und in Christo Brüder sein sollen ... verstehst du das?"

„Jawohl, Herr Bruder!"

Henneke betrachtete den Gefügigen etwas mißtrauisch. „Warum lächelst du gleich wie ein Schelm?"

Kurt schnitt ein langes und ernsthaftes Gesicht und sagte: „Gleiche

Kappen gleiche Brüder, denn ich bin unehrlich wie du, Herr Halsabſchneider, und habe mich dem Leibhaftigen verſchrieben. Ja, Meiſter, wir ſind Gebrüder und fahren alle beide zur Höll'."

Da wurde der Scharfrichter ſehr böſe. „Du Naſeweis, dir will ich wohl den Teufel austreiben und mit dem Staupbeſen auf deinem Rücken artig ſpielen, bis du ſauber und rein gefegt biſt."

Es gereute Kurt, daß er den redlichen Mann gekränkt.

Henneke aber ſtäupte ihn nach der Weiſe Chriſti und fing an zu beten: „Ich armer Schächer er- und bekenne, daß ich mit meinen vielen und großen Sünden dich, den allerheiligſten Gott, erzürnt, dir Beſchwer gemacht habe mit meinen Übertretungen und Mühe mit meinen Miſſetaten. Darum ſind des Todes Stricke und Ängſte auf mich gefallen. Herr, errette mich von Zorn und Gericht, von der Angſt und vom ewigen Tode!"

Dieſes ſchlichte Gebet machte einen tiefen Eindruck auf den Gefangenen, der keine laute Rede mehr führte. Der Schreckensmann von Rungholt war ein feiner Beichtiger, welcher ſeine Sache beſſer verſtand als alle Prieſter der Stadt.

Täglich kam auch Paulinus und redete ſchonſam mit dem verurteilten Manne, der nie ungebärdig auffuhr und die Tröſtungen gern hörte. Der vertrauensfröhliche Vikar glaubte zuverſichtlich, daß Kurt nicht fern vom Gottesfrieden ſei. (Forſetzung folgt.)



Mein Rat.

Von

M. Freſche.

Koſte das Leben aus Tag um Tag!
Weißt nicht, wie bald es verrinnen mag.
Verſteh mich aber auch recht, ich meine
Nicht die Freude alleine.
Erſt die Arbeit! Such dir den Segen,
Der noch in jeder Arbeit gelegen.
Findeſt du den heraus,
Koſte ihn aus!

Koſte das Leben aus Stund' um Stund'!
Gebrauch das von Gott erhaltene Pfund.
Was der Herr im Keim dir verliehen,
Sollſt du zum Baume ziehen.
Bis dort Schatten und Frucht gefunden
Alle, die dir in Liebe verbunden.
Kommt ſo das Glück ins Haus,
Koſte es aus!





Menzel †.

Von

Dr. Karl Storck.

Der Tod Menzels löst in weitesten kunstfreundlichen Kreisen ein Gefühl der persönlichen Teilnahme aus, das eigentlich überraschend wirkt. Denn zur Trauer ist in diesem Falle doch kein Anlaß. Die Natur hat diesem Manne gegenüber in einer seltenen Weise auf die Rechte verzichtet, die sie dem an Aufregungen und Selbstverzehrung reichen Künstlerleben gegenüber früher, als bei anderen Sterblichen geltend zu machen gewohnt ist. Schon hat man an die Feier des 90. Geburtstages des Künstlers gedacht, und man rechnete dabei bestimmt auf seine lebhafte geistige und körperliche Beteiligung. Noch in den letzten Wochen waren in den Kunstausstellungen immer wieder Zeichnungen von ihm zu sehen, denen gegenüber man im Zweifel war, ob man die Schärfe der geistigen Erfassung des Gegenstandes oder die sichere Ruhe der Linienführung mehr bewundern sollte. Andererseits konnte Menzel die ungeheure Arbeitsleistung seines Lebens ja immer noch mehren, aber doch nicht bereichern. Er hat der Welt in überreichem Maße gegeben, was er ihr zu geben hatte. So hat er sein Leben also wirklich ausgelebt. Und doch beschleicht jetzt jeden, der im Kunstleben steht, das Bewußtsein eines Verlustes. Man empfindet diesem Manne gegenüber jetzt vielleicht zum erstenmal ein Gefühl von Liebe, das der Lebende selber eher immer unterdrückt als gefördert haben würde; und man hat das Empfinden eines starken Verlustes, der vielleicht unsere Kunst nicht mehr, aber unser Kunstleben getroffen hat.

Die deutsche Kunst ist, wie sich das beim Volk der Theoretiker fast von selbst versteht, durch schroffe Parteirichtungen weiter gespalten als jede andere. Schärfer als anderswo prallen die Meinungen aufeinander, schroffer als anderswo ist die gegenseitige Ablehnung und Befehdung. Man ver-



Ad. v. Menzel
Tafelrunde Friedrich II. in Sanssouci

steht sich gegenseitig nicht mehr. Ich kann hier den tiefsten Ursachen dieser Erscheinung nicht nachgehen; die zwei wichtigsten Gründe sind jedenfalls, daß, wie einmal Thoma sehr überzeugend ausgeführt hat, dem Deutschen die Kunst mehr oder doch etwas ganz anderes ist, als der Mehrzahl der anderen Völker. Wir stehen gegenüber den Romanen, aber auch gegenüber der gebildeten Gesellschaft in England, Dänemark und Skandinavien an formaler Lebenskultur zurück. Das ist einerseits die Folge unserer Geschichte, die es uns jahrhundertelang verwehrt hat, uns an der Schönheit des Lebens wirklich zu freuen und diese Schönheit auszubauen, andererseits beruht sie auf tiefen Wesenheiten unseres Volkes, die seine Größe bedingen, der schweren Sachlichkeit, der Problemsucherei, der ernsten Stimmung gegenüber aller Kunst, die von einer heiteren Verwendung derselben zur Ausschmückung des Lebens, trotz des Dichterwortes, daß dieses Leben zwar ernst, die Kunst aber heiter sei, kaum etwas weiß. Wir stehen in dieser Hinsicht sicher in einer Übergangszeit, die durch den völligen Umschwung der sozialen Verhältnisse, die große Bereicherung des Landes und letzterdings wohl durch eine gewisse Übersättigung und Erlahmung hervorgerufen worden ist. Je mehr wir durch die stetig wachsenden Ansprüche des täglichen Lebens, durch die steigende Unmöglichkeit, sich in den engen vier Wänden einer heimlichen häuslichen Welt völlig einzukapseln, gezwungen werden, den größten Teil unserer Kräfte an das Alltagsleben dranzusetzen, um so mehr empfinden wir das Bedürfnis, dieses Alltagsleben durch die Kunst zu verschönern, es mit dieser gewissermaßen zu durchtränken und nicht bloß eine hohe Feiertagskunst zu pflegen. Ich glaube, daß Richard Wagner mit der großartigsten Erfüllung des Festspielgedankens, die unsere Kunst jemals erreicht hat, die Grenzscheide bildet. Die bildende Kunst hat sich jedenfalls zu allererst darauf besonnen, daß sie nicht bloß Monumentalkunst ist.

In diesem Wandel des geistigen und seelischen Verhältnisses zur Kunst liegt der tiefste Grund für den Wandel in der Anschauung zahlreicher technischer Fragen. Allerdings, das Vorkehren dieser technischen Probleme, die eigentlich den Kunstgenießenden gar nichts angehen, ist nur die Folge davon, daß ein großer Teil der in Deutschland im Vordergrunde stehenden Künstler undeutscher Rasse ist. Wesentlich von diesen geht es aus, daß der Wandel in der Technik nicht mehr bloß eine Folge in der Veränderung der geistig und seelisch künstlerischen Aufgabe ist, sondern als Entscheidendes in den Vordergrund geschoben wird. Es wäre ein törichtes Versteckspiel, wenn ich nicht in aller Ruhe den Namen Liebermanns als den des verhängnisvollsten Verderbers der deutschen Kunstauffassung nennen wollte. Es braucht ja jeder nur die Augen aufzutun, um zu sehen, daß trotz der Vereinigung zur gleichen Parteirichtung das, was die deutschen Künstler unter „Sezession" verstehen, etwas ganz anderes ist, als was Liebermann und seine eifrigen Propheten uns als solche aufdrängen wollen. Liebermann hat sich noch in den letzten Tagen so wahnwitzige Urteile über eine Erscheinung wie Böcklin erlaubt, verkündet in immer schrofferer, man

sagt wohl besser anmaßenderer Tonart seine der deutschen Kunstauffassung vom Mittelalter bis auf den heutigen Tag stracks zuwiderlaufende Auffassung von der Überlegenheit des Wie gegenüber dem Was in der Kunst, daß notgedrungen ein Abrücken der gesamten rassedeutschen Künstlerschaft in den sezessionistischen Kunstvereinigungen von seiner Person erfolgen müßte, wenn nicht eben auch in unserem öffentlichen Kunstleben allerlei politische und nationalökonomische Erwägungen oft viel mächtiger wären, als die rein künstlerischen.

Ich beginne mit dieser scheinbaren Abschweifung von meiner Aufgabe, weil der Menzel-Nekrolog des schroffsten kritischen Parteigängers Liebermanns, als dessen offiziöses Sprachrohr die gesamte Künstlerschaft ihn bezeichnet (Hans Rosenhagen im „Tag"), ein Abrücken von der Gesamtpersönlichkeit Menzels offenbart hat, das um so überraschender und für deutsches Empfinden peinlicher wirken muß, wenn man weiß, wie die Berliner Sezession zu Lebzeiten Menzels sich um seine Teilnahme bemüht hat. Eins tritt jedenfalls mit immer erschreckenderer Deutlichkeit hervor, daß dieser ganzen engen Liebermann-Gefolgschaft die Erkenntnis des Rechts der Persönlichkeit am meisten versagt bleibt, während doch gerade die Verkündigung desselben gegenüber aller Schule und jeglicher Tradition den sezessionistischen Bewegungen die Sympathien der Kunstfreunde erworben hat.

Da nun liegt die tiefe Ursache, weshalb ich den Tod Menzels als schweren Verlust empfinde. Denn es hat vielleicht niemals einen Künstler gegeben, der das Recht der Persönlichkeit gegenüber jeglicher Bestimmung in der Kunst so überzeugend verkörperte, bei dem ferner jegliche technische Neuerung sich so deutlich als naturnotwendige Folgeerscheinung einer geistigen und seelischen Erkenntnis zeigte, wie in seinem Gesamtwerk. Die Franzosen und Japaner, von deren malerisch technischen Errungenschaften uns nach mancher Leute Meinung das Heil allein zu kommen vermag, haben nichts Lebensfähiges in der technischen Auffassung der Malerei erfunden, wozu nicht dieser Preuße mit instinktiver Sicherheit und Notwendigkeit von selbst gelangt ist, und zwar ohne jede Absichtlichkeit, ohne jedes bloß äußerliche Malenwollen, sondern einfach, weil er nicht rastete, bis er in jedem Einzelfalle das völlig treffende Ausdrucksmittel für das Kunstwerk fand, das er geistig und seelisch erschaut hatte. So ist der unentwegte Realist Menzel, der Wahrheitsfanatiker, vielleicht ohne es selber zu wollen oder jedenfalls, ohne daß es ihm jemals grundsätzlich bewußt geworden wäre, zum stärksten und überzeugendsten Verkünder des Vorrechts alles Seelischen und Geistigen in der Kunst geworden. Was nun aber den ungeheuren Wert der Gegenwart Menzels im Kunstleben ausmachte, war, daß man allem diesem äußerlichen technischen Kunstgezänke, allem Gerede von der Alleinberechtigung des bloß Malerischen der Unzulässigkeit irgend einer geistigen Kunstrichtung gegenüber auf diesen einen Mann verweisen konnte: seht hier, in der Kunst dieses Mannes liegt der keckste Impressionis-

mus, der nur noch Farbenflecke und keine Formen sieht, neben einer peinlichen Durcharbeitung des Details, die an die holländischen Kleinmeister erinnert. Herrscht in jenen Werken ein rücksichtsloser Pleinairismus, dem das flutende Licht alle Farbenwerte umgestaltet, so arbeitet er hier mit den sorgsam hingesetzten Lokaltönen der Meister deutscher Frühkunst. In seinem Gesamtwerk seht ihr die Gartenmauer, an der etliche Arbeiter ihr Werk verrichten, seht ihr Darstellungen von Naturausschnitten, die dem gewöhnlichen Menschen nichts Mitteilenswertes zu enthalten scheinen, neben der auf Grund langwieriger und peinlichster Studien ausgeführten Historie, neben der mit innigstem Behagen wiedererzählten Anekdote. Und wenn ihm das tolle Marktgetriebe malerisch war, so war es desgleichen das Leben der höfischen Gesellschaft. Verkündete er dort das Loblied der Arbeit des vierten Standes, so fühlen wir in andern Bildern ein märkisches Preußenherz patriotisch aufflammen, und er, dem der vor Langeweile gähnende Reisende im Eisenbahnabteil den in der flüchtigen Minute erfaßten Stoff für ein Gemälde abgab, konnte sich Wochen und Wochen in historische Werke vertiefen, um eine mit Geist und Gedankenfülle gesättigte kleine allegorische Zeichnung zu schaffen. Er, dessen unfehlbarer Zeichenstift im dichtesten Wagengewühl der Großstadt einen vorüberhuschenden Eindruck mit sicheren Strichen festzuhalten wußte, der also ein Impressionist allerersten Ranges war, bekannte selber freudig, daß er oft „literarischer“ Maler gewesen sei und seine besten Gedanken den Werken von Dichtern und Denkern verdanke. Wer wäre nun diesem Gesamtwerk gegenüber so keck, zu sagen: das da ist echte Kunst, das nicht; das schuf ein echter Maler, das dort ein zeichnender Handwerker, der seinen literarischen Beruf verfehlt hat?! Wer wagte zu behaupten: als er diese Technik anbahnte, hatte er recht, jene dagegen war ein grober Fehler?! Gegenüber der Überzeugungskraft dieser von der persönlichen Wahrheitsliebe gebotenen Notwendigkeit jeglicher Art von künstlerischer Mitteilung muß alle Parteitheorie verstummen. So gern ich offen gestehe, daß mir die Kunst Menzels nicht die höchste ist, daß an mein Innerstes seine Werke nicht so stark pochen, wie von seinen Zeitgenossen die eines Böcklin, Feuerbach, Thoma — durch die Art seiner **Arbeit** war er doch das einzige malerische **Universalgenie** unserer Tage, war er in viel höherem Maße als jene Meister, trotzdem aus ihren Werken der Persönlichkeitsgehalt viel glühender von Herz zu Herzen spricht, der Verkünder des Rechts der Persönlichkeit gegenüber aller Theorie, die graue Schulweisheit bleibt, wenn sie sich auch noch so sehr in die schreienden Farben der letzten Mode kleidet.

Es fehlt unserer deutschen Kunst der Mann, der in dieser Hinsicht der Erbe Menzels werden könnte, und darum trauern wir tief um seinen Heimgang.

Nicht so weit und allumfassend, wie in technischer Hinsicht, ist Menzels **künstlerische Persönlichkeit** in ihrem geistigen und seelischen Gehalt. Hier ist es nun leicht, die Grenzen abzustecken, wobei man sie freilich ebenso

leicht etwas zu eng zieht, so daß man auf mancher Seite sogar sehr ungerecht gegen den Verstorbenen geworden ist und verkannt hat, daß er auf dem Felde, das er beherrschte, so tief schürfte, wie keiner vor ihm oder mit ihm. Man erkennt eines Mannes Sonderart immer am besten im Vergleich mit Andersgearteten derselben Zeit. Man wird die Geschichte der deutschen Kunst im 19. Jahrhundert dereinst, wenn es nur darauf ankommt, die Ewigkeitspunkte im Auge zu behalten, auf die Namen Menzel und Böcklin schreiben können. (Friedrich Haack hat schon vor Jahren im „Sammler" diese Gegenüberstellung ins Einzelne durchgeführt.) Man wird als Verkörperung des Deutschtums im 19. Jahrhundert, trotzdem es uns die Einheit des Reiches brachte, nicht eine einzelne Künstlerpersönlichkeit zu nennen imstande sein, in der Art eines Dürer, trotzdem doch die deutsche Landkarte zur Zeit dieses Mannes unendlich bunter, das Sondergefühl der einzelnen deutschen Stämme noch viel schroffer ausgebildet war, als heute. Vielleicht gibt das unseren Einheitspolitikern, die alle Kraft zur Bekämpfung jeder partikularistischen Bewegung aufwenden möchten, doch zu denken. Denn auch Schiller und Goethe, in die Nord wie Süd sich mit gleicher Kraft hineinfinden können, haben nach dieser Seite hin als Vertreter des Gesamtdeutschtums in der Zeit der politischen Einheit noch keine Nachfolger gefunden. Man wird daraus erkennen müssen, daß die geistige Einheit doch anderen Gesetzen unterworfen ist, als die politische, daß die letztere sogar dadurch, daß der kleinliche Interessenkampf innerhalb des groß gezogenen Kreises um so schroffer tobt, das Tagtägliche und die Nützlichkeitspolitik gegenüber den höchsten geistigen Fragen in den Vordergrund schiebt. Indes was wir noch nicht erhalten haben, kann uns die Zukunft ja noch geben. Jedenfalls sehen wir in den beiden größten deutschen Malern des 19. Jahrhunderts, deren stärkste Wirkung auf ihr Volk erst in die Zeit nach der Einigung fiel, die vollkommenste künstlerische Verkörperung des Besten der beiden Volksteile, die uns als erste und lebendigste Gegensätze innerhalb der deutschen Nation entgegentreten. Ich rechne den Schweizer Böcklin als Alemannen damit freilich zu den Süddeutschen und werde da, wenigstens fürs Geistige, keinen Widerspruch zu erwarten haben. Nur daß sich gerade heute nach der Reichseinigung das Beste des Süddeutschen, nämlich der schrankenlose Individualismus, das trutzige Unabhängigkeitsgefühl, der zum Lebensodem gewordene Freiheitsdrang in der Schweiz sieghafter auszusprechen vermag, als innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle, in denen die preußische Staatsraison immer mehr Anhänger gewinnt. Wie für diesen Individualismus ist Böcklin in seiner sieghaften Lebensfreudigkeit, seinem wunderbaren Genießenkönnen echter Süddeutscher. Dazu dann jenes Aufgehen in der Natur, das bis zu den tiefsten Quellen, aus denen der Mythos seine gestaltende Kraft trinkt, sich versenkt; die vergoldende Träumerphantasie, die so leicht, vielleicht allzuleicht, die Grenzen und die Armut der Wirklichkeit nicht mehr sieht, die aus Bauern Halbgötter schafft, und aus dem derben Tritt der Bauernmagd den göttlichen Schritt des Musen-

reigens heraushört; und dann erst dieser Humor, der so ganz sonniges Kinderlachen ist, der derb werden kann und rauh wie ein polternder Gebirgsbach, der aber ständig frei bleibt von jeder verletzenden Schärfe des beißenden Witzes. So ist Böcklin der größte Maler süddeutschen Wesens im 19. Jahrhundert.

Man könnte zu allem das Gegenteil sagen und hinzufügen: das sei Menzel. Mit einem fast ingrimmigen Ernst stand er dem Leben gegenüber. Er faßte die Wirklichkeit mit untrügbarer Schärfe, er wollte diese Wirklichkeit kennen bis ihre letzten Einzelheiten, aber etwas anderes als sie wollte er nie, den Weg ins Traumland hat er nie gesucht. Und wenn er in die Vergangenheit hinaufstieg, so tat er es erst, wenn er diese so genau erforscht hatte, daß er in ihr Bescheid wußte, wie in seiner häuslichen Kammer. Auch er war Künstler mit ganzer Seele, hat nur seiner Kunst gelebt; aber nicht mit der Leidenschaft trunkener Liebe umfaßte er sie, sondern mit der Leidenschaft einer fast verbissenen Energie. Man nehme dazu den sarkastischen Witz, den ausgesprochen militärischen Charakter seines Patriotismus, und man hat eine Verkörperung des Preußentums in der bildenden Kunst, wie es sie zuvor niemals gegeben hat. Menzel hat in dieser Hinsicht Vorläufer. Der größte ist der Bildhauer Schadow, der in der Zeit, als die Plastik nur Pose war, bei aller Wahrung der stilistischen Eigentümlichkeiten des damals bereits vergangenen Rokokozeitalters, Gestalten von überzeugender Wirklichkeitskraft schuf, und als Kern des Grundgesetzes Schönheit die Wahrheit erkannt hatte. Ferner ist da der Maler Franz Krüger, den man viel zu einseitig als „Pferdekrüger" zu bezeichnen pflegt, der in der Zeit der großen Historien oder recht kleinen Anekdoten und der von äußerlichen literarischen Beziehungen angefüllten gemalten Illustrationen selbst in den schematischen Formen militärischer Paraden die Bewegtheit des Lebens erkannte und unbekümmert um alle theoretischen Lehren das Gesehene so darstellte, wie er es erfaßt hatte. Chodowiecki aber ist der, der für den ersten Blick wohl am meisten wenigstens mit dem Zeichner Menzel gemein hat: die peinliche Wirklichkeitstreue, die sittenschildernde Kraft, das völlige Genügen an der mit den eigenen Augen erfaßten Umgebung, endlich die peinlich zuverlässige Art der Ausführung. Das ist die Entwicklungslinie, auf der Menzel steht. Sieht man auch diese Entwicklung als einen Berg an, so vereinigen sich in Menzel die drei bis dahin ge trennten Pfade, er aber schreitet allein zur Höhe hinauf. Wie einsam der Weg ist, erfassen wir am besten, wenn wir die beiden bedeutendsten Vertreter der gegenwärtigen „preußischen" Kunst neben Menzel ansehen: Reinhold Begas einerseits, auf der anderen Seite Anton von Werner. Beide haben als Künstler unendlich viel mehr Fremdes in sich aufgenommen, als Menzel. Bei Begas, der uns auf Schritt und Tritt ans italienische Barock erinnert, braucht man darauf kaum hinzuweisen. Fast schon vergessen dagegen ist, daß Anton von Werner eigentlich der begeistertste Verkünder der französischen Maltechnik, natürlich derjenigen, die zu seiner Jugendzeit Mode war, gewesen ist. Nicht was diese beiden

Künstler uns gegeben, darf man bedenken, um ihren Abstand von Menzel zu erkennen, denn alles Gute von ihnen ist in ihm ja auch enthalten, sondern was sie uns nicht geben. Gewiß, Menzel ist Urpreuße und nur Preuße. Aber innerhalb dieser Grenze hat er das Beste und Höchste erreicht, ja ich glaube, daß das, was er erreicht hat, nur durch eine solche Begrenzung zu erreichen war.

Preußentum ist auch das beste Wort zur Bezeichnung der Art des Verhältnisses, in dem Menzel zu seiner Kunst stand. Die Kunst war ihm nie Geliebte, mit allen Wonnen und Entzückungen des Leidenschaftsrausches, der Seligkeit des Besitzes, des höhenstürmenden Glaubens an das eigene Vermögen. Trotz der ungeheuren Arbeitsleistung dieses Mannes haben wir nicht einen Augenblick das Gefühl von dem herrlichen Walten überströmender schöpferischer Kräfte, wie wir es uns so gern beim Künstler vorstellen. Freilich stand er zur Kunst auch nicht im Verhältnis einer Pflichtehe. Es ist sicher, daß Menzel, so oft er Werke im Auftrage ausführte, nie einen Bleistiftstrich getan hat, den er nicht mit wahrhaftigster Überzeugung vertreten konnte. Und doch war er treuster Diener, Idealbild eines Beamten, ja Verkörperung des urpreußischen Begriffs Soldat; aber sein König war die Kunst. Ihr hat er gedient mit allen Kräften bis zum letzten Atemzug, ihr hat er sein ganzes Dasein geopfert, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, ohne Frage, ob die Opfer in dieser Höhe auch nötig seien. So ist Menzel der treueste Diener seines Herrn, der Kunst, und der Inhalt seines Lebens heißt Pflicht. Als diese Pflicht hatte er erkannt, aus sich ein unbedingt zuverlässiges Werkzeug zur wahrhaften Wiedergabe eines Natureindrucks, eines künstlerischen Vorwurfs zu machen. Persönliche Willkür mußte ausgeschaltet werden, es galt, die Befehle dieser Kunst auf möglichst vollkommene Weise auszuführen. Um diese Pflicht erfüllen zu können, hat er seinen Körper mit einer Strenge in die Schule genommen, als sei er etwas Fremdes. Er trainierte sich, er übte, da er erkannt hatte, daß nur durch ein solches Üben aller dabei beteiligten Kräfte eine stets gehorchende Leistungsfähigkeit zu erreichen sei, wie ein Musikvirtuose, der täglich mehrere Stunden dazu verwendet, schwierige Läufe und Griffe so in die Hände zu bekommen, daß sie ihm unter allen Umständen gelingen müssen. Er hatte seine linke Hand so scharf geschult, daß er mit ihr ebensogut arbeitete, wie mit der rechten, so daß er mit jener die Arbeit aufnehmen konnte, wenn diese erlahmt war. Man muß den kleinen Mann gesehen haben, wie er wie festgewurzelt im Straßengewühl stand, das Skizzenbuch mit dem linken Arm fest wie in einem Schraubstock hielt und mit der Rechten in scharfen Rissen, die niemals einer Verbesserung bedurften, einen eben erfaßten Eindruck auf das Blatt absetzte, um voll zu erfassen, wie dieser Körper vom geistigen Willen beherrscht war. Hier liegt das letzte Geheimnis der Technik Menzels. Was er sah, mußte er wiedergeben, genau so, wie er es sah. Um das zu erreichen, mußte er die Ausdrucksmittel finden, die die Lösung der Aufgabe ermöglichten. Wo er sie

nicht vorfand, erfand er sie. Die Festlegung auf irgend ein Programm ist bei solcher Arbeitsweise undenkbar.

Fast mehr Rätsel als der Künstler Menzel gibt der Mensch in ihm auf. Hat vielleicht jener, der nie Zeit gehabt hat, müde zu sein, diesen so unterjocht, daß er keine Zeit fand, glücklich zu sein? Frauenliebe hat nie an seinem Lebenswege gestanden; nicht für die Sinne, nur für die Augen waren ihm Frauen vorhanden. Er ging dabei über seinen langverehrten Preußenkönig, Friedrich II. hinaus, vielleicht weil er in den friderizianischen Studien erkannt hatte, welche Rolle weiblicher Haß und weibliche Grausamkeit im Leben Friedrichs des Großen gespielt haben. „Dieser war", äußerte er zu einem Besucher, „darin ganz gewiß kein Diplomat, daß er mit versengendem Hohn und Spott die Rachsucht einer Pompadour, einer Zarina und einer Maria Theresia gegen sich heraufbeschwor"; und mit einer großen malenden Bewegung stieß er dann fast tonlos hervor: „es gibt nichts Schrecklicheres". Aber auch von sorgender Freundschaft wollte er nichts wissen; allein, mürrisch und verschlossen ging er seinen Weg. Man scherzt viel über seinen guten Appetit und seinen großen Durst. Ob er darin wirklich ein Genießer war, möchte ich trotzdem bezweifeln. Ich habe ihn dazu zu oft einsam am Wirtshaustische sitzen sehen; mir kam's fast vor, als arbeite er auch jetzt an der Erfüllung einer Pflicht, da er erkannt hatte, daß sein Körper dieser Stärkung unbedingt bedurfte. Die Pause zwischen den Gängen würzte er sich nicht durch ein heiteres Gespräch; falls ihn nicht irgend ein Eindruck zum Zeichnen reizte, brütete er über Zeitungen und Zeitschriften oder hielt zur Erholung ein kleines Schläfchen. Er hatte eben keine Zeit zu verlieren.

Nein, er ist sicher nicht glücklich gewesen. Hätte man ihn selbst nach der Ursache gefragt, er würde im besten Falle die barsche Antwort gefunden haben: „Sind wir denn zum Glücklichsein da?" Aber wir haben doch wohl ein Recht, weiter nach den Ursachen dieser Erscheinung zu forschen. Die Natur hatte ihm als einzige Gabe eine unverbrauchbare Arbeitskraft gegeben. Aber sein Äußeres, das man nur mit einem gerade ihm gegenüber unangebrachten Optimismus als unschön bezeichnen kann, hat ihn sicher nicht unglücklich gemacht. Er hielt sich eigentlich gerade für normal, die Mehrzahl der Menschen für zu groß. Wie er war, mußte er sein, und das war ihm genug. Das Leben allerdings hatte ihm sehr hart mitgespielt. Es hatte ihm, der später keine Zeit mehr fand, fröhlich zu sein, auch keine fröhliche Jugend gegeben. Schon auf die Schultern des 17jährigen, der später niemals von der Schönheit des Familienlebens erfahren sollte, bürdete es die Sorgenlast für eine Familie. Aber ich glaube doch, daß der tiefste Grund für Menzels menschliche Art, für dieses Mürrische, Unfreundliche, für diese Unfreudigkeit, von der auch seine künstlerische Arbeit niemals frei ist, in den künstlerischen Vorbedingungen seiner Arbeit liegt. Er hatte offene Augen, aber nicht bloß für das alltägliche Leben, sondern auch für die Kunst aller Zeiten und aller Völker. Es ist fast nichts darüber bekannt geworden, wie

er über Kunst und Künstler dachte, aber es ist doch ganz sicher, daß er für die Maler, mit deren Werken Friedrich der Große sich umgab, hohe Bewunderung gehegt hat. Sollten ihm bei diesen, wie bei so vielen Großen der Vergangenheit, die Leichtigkeit und Freudigkeit ihrer Arbeit entgangen sein? Ich glaube es nicht. Ebenso sicher wie er, dessen geistiges Auge für die Geschichte ebenso scharf geschult war, wie sein leibliches für die Wirklichkeit, in Italien die Großzügigkeit und Lebensfreudigkeit der Renaissance erkennen gelernt hat. Sollte er nicht dabei sich gefragt haben: Warum ist mir, meiner Art, das versagt? Denn nicht daran glaube ich, daß er auch nur eine Stunde irre wurde an der Auffassung seiner Art und in der Überzeugung, daß er dieser getreu zu arbeiten habe, wohl aber glaube ich, daß ihm vollauf bewußt geworden war, daß ihm die künstlerische Freudigkeit von Natur aus versagt sei, daß sie in seinem Leben keinen Platz haben dürfe. Das kann ihn wohl zu dem einsamen und unfreudigen Manne gemacht haben, der dann durch Barschheit zu verstecken suchte, daß ihm das Leben das Schönste schuldig geblieben war, die Fähigkeit der Freude. — Wir haben so schroff das Preußentum in der Kunst Menzels betont, daß wir doch kurz darauf hinweisen müssen, daß er etwas besaß, was diesem in der Regel versagt bleibt, nämlich das feine Verständnis der Form. Ein Preuße von heute geht nicht in katholische Rokoko- und Barockkirchen, in denen die tausend Einzelheiten einer in unendlicher Formgestaltung sich überstürzenden Phantasie zu einem berückend reichen Gesamtbilde sich vereinigen, das doch nur für den ganz auszukosten ist, der in der Fülle der Erscheinungen immer noch die Einzelheiten erfaßt. Da wollen wir daran denken, daß Menzel der Maler Friedrichs II. war, der auch, obschon durch und durch Preuße, doch seine Erholung fand in der fein ziselierten Kunst der sich in einer durch Jahrhunderte steter Kulturüberlieferung ausgebildeten Formenfreude spiegelnden französischen Literatur. Dagegen fehlte Menzel ganz und gar ein inniges Verhältnis zur Natur. Er war Großstadtmensch; vielleicht weil er in der Großstadt allein sein und doch ein tausendfältiges Leben der hastenden Wirklichkeit sehen konnte. So erkennen wir, daß ihm mancherlei fehlte, was uns wertvoll ist; aber wahrscheinlich würde er das viele Wertvolle, das er besitzt, ohne diese Einseitigkeit sich niemals errungen haben. Die allseitigen Naturen, wie Goethe, vermag ein Volk nur selten sich zweimal zu schaffen.

* * *

Es gibt sicher nur wenige Künstler, für die das Wort, daß das Leben Mühe und Arbeit gewesen, wenn es köstlich gewesen, in gleichem Maße gilt, wie für Menzel. Noch weniger, bei denen man sagen kann, daß ihre Arbeit auch ihr Leben sei. Kaum daß man sich irgendwelche Daten über seinen Lebensgang zu merken braucht. Über die für alle Künstler so wichtige Jugendzeit haben wir von Menzel eine autobiographische Skizze, die hier folgen möge.

„Ich bin geboren zu Breslau am 8. Dezember 1815. Zur Zeit meiner frühesten Kindheit war mein Vater Vorsteher einer Mädchenschule, welchen Beruf er nachmals aufgab, um eine lithographische Anstalt zu begründen. In der Umgebung und den Erlebnissen des Kindheitsstadiums der Lithographie wuchs ich auf.

„Mein Kunsttrieb, obwohl bereits in dem Alter erwacht, da ich ein Stück Kreide fassen konnte, erwarb mir doch zunächst nicht die Hinleitung zur Künstlerlaufbahn. Vielmehr hatte neben strengem Schulbesuch einiger Privatunterricht lediglich Bezug auf künftigen wissenschaftlichen Lebensberuf. In dem, was mein Leben eigentlich erfüllte, gänzlich mir selbst überlassen, begann ich da schon jenes autodidaktische Treiben, das mich auch für die Folgezeit beim Studium ohne Meister beharren ließ und wofür die Sprache bis jetzt nur das runde Wort ‚Naturalismus' hat.

„Vereinzelte Versuche, dies zu ändern, blieben erfolglos. Statt dessen sah ich mich auf der gewohnten Bahn schon weiter getrieben, und zwar durch die Schulstunde in der Geschichte: sie begeisterte mich zu den ersten Kompositionen aus römischer, mittelalterlicher, auch neuester Historie, alles sehr ernst gemeint und genau mit Bleistift ausgeführt. Mein Vater, endlich überzeugt, daß das Kunstinteresse das mich allein beherrschende sei, siedelte nun, wesentlich um für mich eine andere Ausbildungssphäre zu gewinnen, im Frühjahr 1830 nach Berlin über. Hier jedoch dasselbe Gebaren, freilich noch gesteigert unter den für mich überwältigend reicheren Eindrücken. Der ursprünglich beabsichtigte Besuch der Akademie ins Unbestimmte vertagt, aber halbe Tage vor den öffentlichen Monumenten, den Schaufenstern der Kunsthandlungen, der Antiken verbracht, dann nach Hause zu eigenen hochfliegenden Allegorien aus Götter- und Erdenwelt.

„Die besondere Erwähnung meiner jetzt gleichzeitigen Hilfstätigkeit bei meines Vaters lithographischen Arbeiten würde als bloße Geschäftssache nicht hierher gehören, hätte dieselbe nicht für mich die weitere Bedeutung gehabt, daß ich durch sie unvermerkt der lithographischen Kreide und Feder mächtig wurde, deren mir leicht gewordene Handhabung mich in der Folge bei vielen meiner für die Veröffentlichung bestimmten Arbeiten der Zwischenkunft einer reproduzierenden fremden Hand überhob.

„Jetzt sechzehnjährig durch den schnellen Tod meines Vaters gänzlich auf mich selbst gestellt, gab ich gleichwohl, bei zwar ungleich ausgedehnterer Geschäftstätigkeit, nichts von meinen Zielen und Träumen auf; war der Tag zu kurz, so half die Nacht.

„Und so trat ich gegen die Weihnachtszeit 1833 mit meiner ersten künstlerischen Produktion in die Öffentlichkeit: es war dies ein Heft lithographischer Federzeichnungen, ‚Künstlers Erdenwallen' genannt. Den Stoff hatte der Verleger L. Sachse (wahrscheinlich dem Goetheschen Drama entlehnt) angegeben. Gegenüber dem, was ich Größeres und Schwereres im Hinterhalt hatte, war diese Arbeit nur eine Fühlung, aber für mich von aufmunterndstem Erfolge: einstimmige Aufnahme in die Künstlerschaft

(„Jüngerer Berliner Künstlerverein") — ich war in mein Element gelangt! Und das Erhebendste mußte mir das auszeichnende Verhalten des alten Direktors Schadow, des Bildhauers, sein; dieser (bei der Schonungslosigkeit seiner Urteilsweise von den Kunstjüngern hoch gefürchtet) widmete aus eigener Bewegung, ohne mich persönlich zu kennen, meinem Opus ein vielsagendes öffentliches Wort."

Schon diese erste größere Arbeit kennzeichnet Menzels Art. Die Erfassung eines Lebensvorgangs ist so ohne jede unwirkliche Beimischung geblieben, daß man glauben könnte, es handle sich hier um gesehene Szenen, nicht um erschaute Bilder. Damit verbunden, fast wie eine Unterschrift, ist jedesmal eine kleine allegorische Zeichnung, die ganz scharfsinniger, bisweilen beißend ironischer Gedanke, niemals Phantasietraum ist.

Als treuer Wahrheitskünder hatte Menzel so mit dem begonnen, was er am besten konnte: mit sich selbst. Von da kam er zu den „Denkwürdigkeiten der brandenburgischen Geschichte" und blieb in dieser dort haften, wo sie am größten war: im Zeitalter Friedrichs II. Die Illustration von Franz Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen", die darauf folgende bildliche Ausschmückung der Werke des Preußenkönigs gaben ihm den äußeren Anlaß, auf Jahre hinaus in diesem Stoffgebiet zu verharren. Mit der Sorgfalt des philologisch geschulten Historikers, der Peinlichkeit eines Urkundenforschers, dem Eifer eines Sammlers hat er sich in dieser Zeit in unvergleichlicher Weise eingearbeitet bis ins Letzte und Abgelegenste hinein. Der alte Fritz hat sicher keinen Feldwebel gehabt, der so mit den Uniformstücken, mit dem Exerzierreglement Bescheid wußte, wie der kleine Menzel. Seine unerbittliche Wahrheitsliebe ließ ihn weder etwas „hinzudichten", was er nicht gewissermaßen leiblich gesehen hatte, noch durfte etwas Wesentliches wegbleiben. Bezeichnend ist, wie Menzel an Carlyle tadelte, er habe „als Poet auch viel gesehen, was nicht da war. Er hat den König verwunderlicht, ihn, der ein Kind seiner Zeit war." Was er in einer geradezu neu geschaffenen Holzschnitttechnik gezeichnet hatte, malte er nun auch. Und hier quälte er sich mit dem Problem des Lichtes in einer dieser Zeit sonst unbekannten Weise.

Als mit dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm die preußischen Verhältnisse eine Neubelebung erfuhren, gab Menzel die Vergangenheit auf und malte Gegenwartsgeschichte. Das große „Krönungsbild" eröffnet diese Reihe von Gemälden, in denen wir heute allgemein die bedeutendsten Darstellungen preußischer Zeitgeschichte erkennen. Daß Menzel sich die Erarbeitung des gesamten Materials für die Neuzeit nicht leichter gemacht hat, als beim Zeitalter Friedrichs des Großen, zeigt die eine Tatsache, daß er durch vier volle Jahre seine ganze riesige Arbeitskraft diesem einen Bilde gewidmet hat. Nun er erst mit beiden Füßen in der Gegenwart stand, erfaßte ihn auch bald das moderne Leben. Es ist bezeichnend, daß ihm in Paris, in der Großstadt die Augen für das bunte Menschentreiben aufgingen. Seither hat er überall, wohin er kam, diese Menschenansamm-

lungen in Gärten, Restaurants, auf Plätzen gemalt. Ebenso heimisch wie auf der Straße wurde er im heutigen Salon. Da er immer und überall arbeitete, wurden sogar die Reisenden in der Eisenbahn für ihn zum Bildstoff. Menzel ist ziemlich viel gereist; aber er hat überall nur die Menschen gesehen. Die Landschaft hat ihn nicht tiefer berührt, jedenfalls hat er nie Landschaften um ihrer selbst willen gemalt. Nur die Kirchen suchte er überall gerne auf, zumal jene, in denen Rokoko und Barock ihr tolles Formenspiel entfalteten. Das war die alte Liebe, die er vom Zeitalter Friedrichs überkommen hatte.

Zuletzt tat er bei der Darstellung des modernen Lebens schon als Sechziger, wo andere arbeitsmüde werden, als Bahnbrecher den entscheidenden Schritt und entdeckte den „Arbeiter". Aus dem Freien folgte er ihm bald in die Werkstatt. Das „Eisenwalzwerk" vom Jahre 1875 war die erste gewaltige Darstellung des modernen Industriebetriebs.

Das ist in grobem Aufriß die Arbeitsleistung Menzels. Man kann daraus kaum eine Ahnung gewinnen von der unübersehbaren Fülle im einzelnen, von der großen Bereicherung, die das Stoffgebiet durch die Aufnahme jegliches Eindrucks erfährt. Ist die Zahl der großen Arbeiten Menzels sehr beträchtlich, so geht die der Zeichnungen und Skizzen hoch in die Tausende. An seiner Arbeitskraft änderte das steigende Alter ebensowenig, wie die vielen äußeren Ehren, die sich auf den unscheinbaren kleinen Mann in fast beängstigender Fülle häuften. Nun hat der Tod den Nimmermüden zum Ruhen gezwungen.

Einsam wie im Leben, war Menzel auch in der Kunst. Eine eigentliche Schule oder auch nur wirkliche Schüler hinterläßt er uns nicht. Doch das ist fast bei allen ganz Großen so und ist natürlich. Ihr Bestes können sie ohnehin nicht vererben. Das eine aber dürfte der deutschen Kunst nach einem solchen Manne nicht verloren gehen: die Erkenntnis, daß das Grundgebot aller künstlerischen Arbeit die Wahrhaftigkeit ist. Und dann noch ein zweites: daß alle Technik nur Mittel zum Zweck ist, daß in der Kunst der Geist herrschen muß über alle Materie.





Ernst Abbe, ein Mehrer industrieller und sozialer Technik.

Zu den Gebieten, die im Bewußtsein der Nation bei weitem noch nicht den verdient hohen Rang einnehmen, gehört die Technik.

Ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft zwar ist über allen Zweifel erhaben; denn im weitesten Sinne genommen ist jede Technik Waffentechnik, d. h. Erfindungskunst zur Behauptung der wirtschaftlichen und politischen Unabhängigkeit. Mit solcher Kennzeichnung ist aber die Bedeutung der Technik nicht erschöpft. Ihren Wert für die Poesie und Kunst, ihren wohltätigen Einfluß auf das Gemüt beginnt man eben erst zu ahnen. Zu lange hat man sich durch Schlagworte und Äußerlichkeiten blenden lassen, als sei Technik eben nur das Gebiet des Mechanischen und Maschinenhaften und nicht vielmehr auch des Sinnigen, Märchenreichen, Wunderbaren. Wir müssen aber noch weiter gehen und in der Technik eine Quelle suchen, aus der sich sozialpolitische Gleichnisse von erzieherischem Werte schöpfen lassen. Vom Staate gilt das Wort:

> Zu verfeinern sein Rädergetriebe,
> Der Hebel und Kolben Geschiebe,
> Bedarf's sozialer Erfindungen
> Und stickiger Gase Bindungen.

Ein Musterbeispiel und Beweis für das hier Gesagte war der am 14. Februar d. J. zu Jena verstorbene Professor Ernst Abbe. Die Zeitungen haben bei seinem Tode seines Wirkens rühmend gedacht, aber seiner Bedeutung sind sie nicht gerecht geworden, wenn man erwägt, in welch überschwenglicher Weise oft auf Tage und Wochen hinaus Männer weit geringeren Grades von der Presse verherrlicht worden sind. Abbe gehörte zwar der Technik und Industrie an — das Feuilleton ist aber für so etwas noch nicht reif, und mit diesem Hinweis erklärt sich wohl das etwas dürftige Verhalten der Blätter.

Die Jahre 1842 und (ein Vierteljahrhundert später) 1867 nehmen in der Geschichte der Wissenschaften und Erfindungen eine hervorragende Stellung ein. Im Jahre 1842 traten zwei der originalsten und geistreichsten Naturforscher, die Deutschland aufzuweisen hat, mit grundlegenden Arbeiten an die Öffentlichkeit: Robert Mayer und Matthias Jakob Schleiden. Mayer wies

nach, daß die Wärme eine Kraft und kein Stoff sei, berechnete die konstante Zahl, die ihren Kraftwert ausdrückt, und lehrte, was das große Gesetz sei, von dem Schiller geahnt hatte, daß es

„oben im Sonnenlauf waltet
und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt".

Schleiden erhob die Botanik zum Rang einer Wissenschaft, indem er den Aufbau der Pflanze aus Zellen zum Ausgangspunkt nahm. Schleiden, eine jener so seltenen Personalunionen von Fachgelehrten, Dichter und Philosophen, stand dem jungen, nach Jena gekommenen Karl Zeiß, dem Begründer der berühmten mechanisch-optischen Werkstätte mit Rat und Tat zur Seite und spornte ihn zur Vervollkommnung des Mikroskops an. Im Jahre 1866 trat der damals sechsundzwanzigjährige Dozent der Mathematik und Physik Ernst Abbe als wissenschaftlicher Berater und Leiter in das Zeißsche Institut ein, und von da ab nahm dieses einen ungeahnten Aufschwung. Die Zeißwerkstätte wurde durch die Vervollkommnung optischer Instrumente, insbesondere des Mikroskops, erdberühmt, wie Krupp durch seinen Gußstahl, Siemens & Halske durch ihre Telegraphen und Dynamomaschinen, und Nobel durch sein Dynamit — Dynamomaschine und Dynamit wurden beide 1867, also fast zur Zeit, da Abbe sich industriell angliederte, entdeckt. Wie sich im Gefolge der Dynamomaschine die Elektrisierung von Industrie, Landwirtschaft und Verkehrswesen, im Gefolge des Dynamits die schnellere Ausführung riesiger Erdwerke und zahlreiche industrielle Neuerungen ergaben, so zeitigten die wissenschaftlichen Arbeiten Abbes, die unter seiner Leitung sofort ins Praktische und Technische übersetzt wurden, Fortschritte in der Industrie und auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft. Wie Krupp und Siemens, so hat auch Abbe dazu beigetragen, Deutschland industriell an die Spitze zu bringen und dem Ausland die bis dahin innegehabte Führung abzunehmen. Da die Verfeinerung des Mikroskopes von der Verfeinerung auch des Glases abhängt, aus dem die Linsen gefertigt werden, so wurde Abbe Urheber der Gründung des ebenfalls erdberühmten Jenenser Glastechnischen Laboratoriums, dessen Leitung 1884 der hervorragende Glaschemiker Schott übernahm. Durch Abbe wurde Jena ein Arsenal feinster Werkzeuge, eine Bezugsquelle optischer und glastechnischer Instrumente, wie es früher einmal Bonn durch den einfachen Mechaniker Geißler gewesen war — ohne Geißlerröhren mit ihren lichtelektrischen Erscheinungen wären wohl weder Röntgen- und Radiumstrahlen, noch selbst Funkentelegraphie entdeckt, bzw. erforscht worden. Auf den Leistungen der Zeißwerkstätte bauten aber Robert Koch und seine Schüler weiter, denn erst das Mikroskop, das durch Abbes vielfältige Verbesserungen verfeinert worden war, ermöglichte die Bakterienforschung und den Kampf gegen die Parasiten in den Säften und Geweben des Menschen. Selbstverständlich haben auch Photographie und Beleuchtungsindustrie von den Jenaer Werken Vorteil gezogen, nicht zu reden von dem genaueren Einblick ins Kleine und Feine der Natur, von dem Abstieg in die noch unermessenen Tiefen der Zellen- und Atomzusammensetzung.

Das Licht ist bekanntlich eine Wellenbewegung des Weltäthers mit der unvorstellbaren, aber dreifach bewiesenen Schnelligkeit von 42000 Meilen in der Sekunde. Die Wellenlängen der Lichtstrahlen werden nach Zehntausendsteln von Millimetern gemessen. Diese nur dem rechnenden Verstand, nicht der Vorstellungskraft beherrschbaren feinsten Äthererzitterungen hat Abbe Wege zu gehen gezwungen, auf denen sie uns Boten von ungeahnten Feinheiten der

Natur wurden. Wenn die Betrachtung des gestirnten Himmels Phantasie und Gemüt überwältigt, dann gilt das gleiche von mikroskopischen Studien; hierzu kommt, daß der Himmel nicht immer wolkenfrei, seine Beobachtung aber im ungeheizten Raum des Observatoriums mit anstrengenden Unannehmlichkeiten verbunden ist, während die Mikroskopfreuden jederzeit zu haben sind und kein Frösteln und Wachen in kalten Sternwarten bedingen. Schon ganz äußerlich betrachtet löst solch ein modernes, kompliziert und doch einfach gebautes Mikroskop eine Welt von Empfindungen in uns aus: vor uns steht verkörpert, strahlend und blendend, ein Triumph des Geistes über den Stoff, den zu kennzeichnen der Wortschatz unsrer Bewunderung wahrlich arm ist. Dies Gestell aus Röhren, Linsen, Schrauben usw. hat aber auch eine gewaltige Kraft, den Menschen zu verinnerlichen, in sich gehen zu machen — wenn heute die naturwissenschaftliche Jugend und die jugendliche Naturwissenschaft den Mund nicht mehr wie früher so grob-allwisserisch voll nehmen, so hat Abbe durch seine Mikroskopvervollkommnung sicherlich ein gut Teil dazu beigetragen.

Als blutjunger Universitätsdozent vermochte Abbe es anfangs nicht, eine begonnene Vorlesung ein Semester lang durchzuführen: die Studenten liefen ihm weg, weil er ihnen ganz und gar unverständlich war. Der Zufall fügte, daß der Ordinarius der Mathematik erkrankte und seine Schüler nunmehr auf Abbe angewiesen waren. Als die lernbegierigen Musensöhne den jungen Gelehrten Integrale, Differentiale, Hyperbeln und Ellipsen wirr durcheinander an die Tafel kreiden sahen, schickten sie einen Abgesandten in seine Wohnung und ließen ihm die Unmöglichkeit vorstellen, seiner Vorlesung zu folgen. Von jetzt ab durften sie, verabredetermaßen, ihren Lehrer jedesmal unterbrechen, wenn er ihnen unverständlich geblieben war. Auf diese Weise gelang es Abbe zum ersten Male, ein Kolleg zu Ende zu lesen. Was er von seinen Zuhörern gelernt hatte: den Vorteil der freien Aussprache und den Fluch des stummen Hinnehmenmüssens — das hat er vermutlich später als Fabrikleiter beherzigt, insofern er für das Zeißwerk einen Arbeiterausschuß ins Leben rief, dem das Recht zu Beschwerden und Vorschlägen über Mißstände in dem Betrieb und der Ordnung der Arbeit zustand. Ohne im einzelnen darlegen zu wollen, wie weit Abbe in seiner sozialpolitischen Fürsorge für die Angestellten des Zeißwerkes gegangen ist: jedenfalls trifft man bei ihm auf weit mehr Nachdenken über soziale Technik als bei andern erfinderisch hervorragenden Industriekapitänen. Hier gehört Abbe mit den Industriellen Wilhelm Öchelhäuser und Heinrich Freese zusammen, die nicht nur praktisch, sondern auch literarisch die Frage der heute so wichtigen Arbeiterausschüsse studiert und behandelt haben. Wir sehen den Mathematiker und Astronomen Abbe auf dem gleichen Gebiet sozialer Technik bestrebt, wie den Shakespearepropagandisten Öchelhäuser. Die sozialpolitische Bedeutung Abbes muß man um so höher ansetzen, als das praktische Beispiel der theoretischen Lehre an Wirksamkeit überlegen ist. Bemerkt sei noch, daß seit einigen Jahren (1900) in dem Zeißwerk der Achtstundentag eingeführt ist.

Über das Jenenser Institut sind wir durch zwei Schriften unterrichtet, von Pierstorff und von Auerbach. Eine Lebensbeschreibung Abbes wird uns hoffentlich in nicht allzu ferner Zukunft beschert werden. Am 23. Januar 1840 geboren, ein Eisenacher Kind, studierte Abbe 1857—61 in Jena und Göttingen. Vorübergehend war er dann Dozent am physikalischen Verein zu Frankfurt a. M. — gern möchte man wissen, ob sich sein Weg damals mit dem des unglück-

lichen Telephonerfinders Reis kreuzte. Von 1870—91 war Abbe Professor, seit 1878 Direktor der Sternwarte in Jena. Das Zeißwerk hat er nach dem Ausscheiden der Familienangehörigen des Gründers in die Karl-Zeiß-Stiftung umgewandelt, kraft deren Beamten und Arbeitern größere Rechte und Sicherheiten gegeben sind, als es in einem sonstigen Fabrikunternehmen der Fall ist. Den wegen Kränklichkeit erfolgten Rücktritt von der Geschäftsleitung hat der bedeutende Mann nicht lange überlebt. Insofern Abbe in seiner Person eine ganz einzig dastehende Vereinigung von mathematisch-physikalischem Wissen und warmfühlendem Herzen, von industrieller und sozialer Technik darstellte, haben wir allen Grund, uns die Bedeutung eines so seltenen Mannes zu Gemüte zu führen. Dr. Georg Biedenkapp.



Schriften über alte und neue Gemeinwesen.

Die Zeiten wandeln sich mit Macht. Noch im Mai des Jahres 1903 konnte ein deutscher Diplomat, Max v. Brandt, die „von manchen Seiten ausgesprochene" Ansicht, daß das Bassin des Stillen Ozeans im 20. Jahrhundert die Rolle spielen werde, die bis dahin dem des Mittelländischen Meeres zugefallen war, entschieden zurückweisen. Der Russisch-Japanische Krieg, der alle Staaten Europas und ebenso Amerika in die größte Mitleidenschaft versetzt, läßt indes jene Ansicht nicht mehr gar so seltsam erscheinen. Die modernen politischen Verhältnisse fangen nachgerade an, eine ungeheure Ausdehnung zu gewinnen.

Nirgends tritt uns die ganze gewaltige Veränderung, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen hat, so greifbar entgegen, als wenn wir uns in die Geschichte des deutschen Mittelalters versenken und uns die Geschicke eines jener splitterhaften Gemeinwesen, wie sie im heiligen römischen Reiche deutscher Nation massenhaft vorhanden waren, des näheren betrachten. Es ist das keine müßige und uninteressante Sache. Im Gegenteil, manchen wird eine solche Beschäftigung mehr fesseln als die Begebenheiten, die sich in riesenhaften Dimensionen abspielen. Kürzlich ist an einem Beispiel gezeigt worden, wieviel Reizvolles auch in der Geschichte eines politischen Gemeinwesens kleinsten Maßstabes zu finden ist, in der Geschichte des Rheingaues von Dr. Paul Richter, Kgl. Archivar zu Koblenz (Rüdesheim a. Rh. 1903, 4°, 267 Seiten), einem Werke, das auf den minutiösesten Quellenstudien beruht. Richter schildert uns die Geschichte eines winzigen Territoriums, dessen Schicksal im Mittelalter vielfach mit dem des Erzbistums Mainz verknüpft war, das aber eine besondere, eigenartige Verfassung hatte und auch rechtlich und wirtschaftlich ein Sonderdasein führte. Aus genauester Kenntnis von Land und Leuten heraus — darin mit seinem Vorgänger in der Historiographie des Rheingaues, niemand anderem als W. H. Riehl, eins — weiß Richter in farbenreicher Darstellung besonders das mittelalterliche Leben in diesem schönen deutschen Erdenwinkel, die Bildung seines Rechts, das Fehdewesen, die kirchlichen Verhältnisse, die Geschichte der

Burgen und der Klosterbauten vor uns zu entrollen. Man merkt es an jeder Zeile mit welcher Liebe zur Sache und welchem feinen Verständnis er gearbeitet hat.

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort"

singt Eichendorff. Der Verfasser der Geschichte des Rheingaus hat den richtigen Ton getroffen und darum auch aus diesem kleinsten Detail, das er sich aus unzähligen, meist brüchigen Quellen — gedruckten und ungedruckten — zusammensuchen mußte, ein fesselndes Ganzes zu schaffen gewußt. Mitunter merkt man es ihm an, wie sehr er mit dem Stoffe ringen mußte, der ihm oft genug auseinanderzufallen drohte. Der Kreisausschuß des Rheingaukreises, der Richter mit dieser Arbeit betraute, kann von dem Bewußtsein erfüllt sein, daß er sich nicht nur um die deutsche Wissenschaft ein Verdienst erworben, sondern auch seinem Kreise einen großen Dienst geleistet hat. Denn seit dem Erscheinen des Richterschen Werkes ist den Reisenden, die den schönen Rheingau aufsuchen, ganz anders als bisher Gelegenheit gegeben, die durch alte Kultur und Schönheit ausgezeichneten Stätten des Rheingaus mit verständnisvollen Augen zu durchwandern, jene mannigfaltige Welt, in der Klöster wie Eberbach und Johannisberg, Winkel und Tiefental ihre kulturelle Wirksamkeit entfalteten, Burgen wie die zu Rüdesheim und Eltville, Waldeck und Ehrenfels ritterlichen Familien und ihren Mannen Schutz gewährten, wo streitbare Erzbischöfe wie Kuno von Falkenstein, „ein herlich stark Mann unde wol gepersoniret unde groß von allem Gebeine", und Diether von Isenburg zur Fehde ritten, wo drunten im Tal die edelsten Weinsorten gediehen und droben im waldigen Wisperland, zu dem der Flecken Lorch das romantische Eingangstor bildete, ein armes Geschlecht sein Dasein fristete, wo Gutenbergs Stammhaus stand, wo sich auf der Wacholderheide, von Johann von Wesel und Kaspar Hedio aufgerührt, die Bauern gegen die Herren erhoben, und wo Weltkinder, wie Goethe und Bismarck, „viele glückliche Stunden" verlebten.

Die Rheingauer sind dadurch am meisten für Preußen gewonnen worden, daß sich ihren Weinen in Preußen durch den Zollverein die größte Absatzquelle erschloß. Der Zollverein lenkt die Gedanken auf die gewaltige Arbeit, die erforderlich war, um das in tausend solchen Zwerggebilden wie der Rheingau organisierte deutsche Land in ein übersichtliches staatliches Gemeinwesen, genannt das „Deutsche Reich" umzuschaffen. Es war eine große Aufgabe für einen Historiker, die eigentliche Gründung des Reichs in wissenschaftlicher Weise zu schildern. Trotz der Mängel, die das umfangreiche, leider nur bis zum Beginn des Krieges im Jahre 1870 reichende Sybelsche Werk hat, darf es als eine treffliche Lösung dieser Aufgabe bezeichnet werden. Bald nach dem Erscheinen der sieben Sybelschen Bände, noch zu Sybels Lebzeiten, stellte der Leipziger Historiker Wilhelm Maurenbecher, der hauptsächlich als Historiker der Reformation hervorgetreten war, neben jenes Werk ein populäres einbändiges, das denselben Gegenstand — diesmal bis zum Frankfurter Frieden — behandelte. Es war aus Vorträgen erwachsen und verdankt sein Entstehen, wie Maurenbrecher selbst zu Vertrauten gesagt hat und wie der Augenschein lehrt, vor allem dem Trieb, dem Kaiser Wilhelm II. und dem deutschen Volke überhaupt so recht nachdrücklich zu zeigen, was Bismarck geleistet hat. So ist das Werk noch mehr ein Hymnus auf Bismarck, als das von Sybel. Trotzdem darf man es nicht lediglich zur patriotischen Erbauungsliteratur rechnen. Es hat vollen

Anspruch auf wissenschaftlichen Wert, schon weil es auch Bismarck gegenüber kritische Haltung bewahrte. Auch besteht es, obwohl es seinerzeit die meisten Forschungsergebnisse Sybel zu verdanken hatte, vollkommen neben Sybel durch die urwüchsige, selbständige Auffassung, durch die Sicherheit, mit der Maurenbrecher das Wesentliche heraushebt, die Klarheit und Frische der Sprache, der man die helle Freude anmerkt, mit der der Schreiber bei den großen Begebenheiten weilt, nicht zuletzt auch durch die Offenheit, mit der Maurenbrecher über Dinge spricht, die Sybel nur streift und schonend behandelt. Freilich wies das Buch, neben einigen zu massiven Urteilen, seinerzeit eine große Zahl von Flüchtigkeitsfehlern und stilistischen Unebenheiten auf: es war vielfach zu rasch geschrieben und zu schnell veröffentlicht. Trotz allem durfte es als tüchtige Leistung bezeichnet werden, und es ist schade, daß es nicht weitere Verbreitung gefunden hat. Denn die zwei Auflagen, die es erlebte, zählen nicht sehr. Maurenbrecher starb bald nach Erscheinen. Nun wird mehr als ein Jahrzehnt danach eine dritte Auflage veranstaltet (Wilhelm Maurenbrecher: Gründung des deutschen Reiches 1859—1871. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig, Verlag von E. E. M. Pfeffer, 1903. 8°. VIII und 254 Seiten, Preis 3 Mark). Darin ist die Fülle des inzwischen bekannt gewordenen neuen Materials, schonend zwar, wie sich versteht, hineingearbeitet worden, so daß der Text an manchen wichtigen Stellen weitgehende Umgestaltung erfahren hat, so bei Berührung des Krimkrieges, der Erzählung der Heeresreorganisation, der Augustenburger Sache, der Entstehung des Krieges im Jahre 1870 und der Schilderung der militärischen Operationen. Man muß sagen, daß diese Durcharbeitung mit großer Sachkenntnis und viel Verständnis geschehen ist. Gewundert hat es uns nur, daß der Bearbeiter Maurenbrechers Hypothese, daß Wilhelm I. 1849 die Kaiserwürde nicht abgeschlagen haben würde, hat stehen lassen. Das ist doch eine längst widerlegte Sache. Neuerdings zeigt ein von Egloffstein veröffentlichter Brief des Prinzen von Preußen an den Leopold v. Orlich aufs neue, daß Wilhelm I. sich 1849 auch durchaus ablehnend verhielt. Maurenbrecher hat überhaupt zu König Friedrich Wilhelm IV. nicht das richtige Verhältnis gewonnen. Ebenso wundert es uns, daß auch diesmal die Einnahme von Metz so ganz ungebührlich kurz abgetan wird. Immerhin darf unbedenklich behauptet werden, daß das Buch in der jetzigen Fassung noch wesentlich gewonnen hat. Darum ist diese dritte Auflage mit Freuden zu begrüßen. Der Bearbeiter ist, wie in dem Begleitschreiben des Verlags angedeutet wird, ein Professor der Geschichte. Daß er sich nicht nennt, zeugt von einer in unseren Tagen selten gewordenen vornehmen Zurückhaltung, zumal wo er doch eine ganz erhebliche Arbeit zu leisten hatte.

Maurenbrecher hat sein Buch seinen Söhnen gewidmet „zur Belehrung — zur Erhebung — zur Nachachtung“. Eine wehmütige Ironie des Schicksals ließ einen dieser Söhne in Bebels Lager übergehen. Ob solche Abtrünnige nicht zuweilen einen brennenden Schmerz empfinden, wie die ins Ausland verschlagenen Deutschen beim Gedanken an die Heimat?

Das große politische Gemeinwesen, dessen Zusammenfassung sich in so auffälligem Parallelismus zu der deutschen Reichsgründung vollzog, Italien, hat neuerdings zwei Historiker gefunden, die einen verschiedenen Standpunkt einnehmen: den Italiener Pietro Orsi und den Deutschen Franz Xaver Kraus. (Pietro Orsi: Das moderne Italien. Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Übersetzt von

F. Goetz. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 8°. X und 380 Seiten, und Franz Xaver Kraus: Cavour. [Auch unter dem Titel: Die Erhebung Italiens im 19. Jahrhundert.] Mit einem Lichtdruckblatt und 65 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim, 1902. Lex. 8°. 103 Seiten.) Der Cavour von Kraus nimmt den gemäßigt liberalen Standpunkt ein, während Orsi in seinem Italien sich als ein Anhänger des Radikalismus entpuppt. Der Cavour ist der Schwanengesang des berühmten Freiburger Kulturhistorikers gewesen. Das Buch gehört der von einer Gruppe katholischer Historiker, die sich vom politischen Katholizismus freizuhalten sucht, herausgegebenen Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern“ an. F. X. Kraus ist, wie hier wohl nicht hervorgehoben zu werden braucht, ein namhafter Vorkämpfer einer freieren wissenschaftlichen Richtung in der katholischen Welt gewesen, und sein Cavour ist wiederum ein starker Beweis für seine unabhängige Denkungsweise. Das Buch darf wohl als das beste der ganzen Sammlung gelten. In der Vorrede ruft Kraus seinen Glaubensgenossen zu: „Es ist Zeit, daß die Katholiken vorwärts, nicht rückwärts schauen“, und sagt von seinem Buche, es wolle „ein Programm sein — für die, welche hoffen“. Es fallen darin starke Worte, wie das über die alten Regierungen Italiens, „die weder Glauben, noch Ehre, noch Vernunft gehabt hätten“, und von der weltlichen Herrschaft der Kurie: „Mit dem Geiste der Zeit in Berührung treten, hieß nichts anderes, als einen Totentanz wagen, bei dem der Kirchenstaat zerbrechen mußte“. Von Pio IX. sagt Kraus, daß er sehr oberflächliche Studien gemacht und von der Geschichte und dem Recht so gut wie gar nichts gekannt hätte. Er gelangt zu dem Schlusse: „Das Prinzip Libera chiesa in libero stato ist nur zum Teil wahr und nur zum Teil durchführbar; seine volle Bedeutung hatte es nur vorübergehend, das was von ihm bleibt, kommt auf das Prinzip der Gewissensfreiheit zurück, welches die Magna Charta der modernen Kultur und eines menschenwürdigen Daseins unserer Völker darstellt.“ Eine Fülle fruchtbarer Gedanken wird ausgesprochen. Nicht immer wird man beistimmen können, aber man fühlt sich doch angeregt. Im Banne des vulgären Liberalismus steht Kraus, wenn er das alte Schlagwort wiederholt, der preußische Schulmeister habe bei Sadowa gesiegt. Das Wort ist eine Übertreibung, eine Halbwahrheit. Treitschke spricht von ihm schlechtweg als von einem törichten Gerede. Gesiegt haben wir 1866 und 1870 im wesentlichen, weil wir eine treffliche Manneszucht im Heere hatten, weil die Truppen von Liebe und Begeisterung für den König durchdrungen und auch voll Gottvertrauen waren, dann aber auch, weil unsere Heerführer den Krieg zu führen verstanden. Die geistige Bildung spielte nicht so wesentlich mit. Aber wenn Kraus hier auch irrt, so ist man doch geneigt, sich über seinen Irrtum zu freuen, weil ein Katholik eine solche Anschauung vertritt. Mit leidenschaftlicher Liebe und gründlichster Sachkenntnis schildert Kraus neben den zahlreichen publizistischen Vorkämpfern der Einheit Italiens, den Rosmini, Gioberti, Cesare Balbo, Massimo d'Azeglio den großen Staatsmann, dessen vornehmlich auf das Praktische gerichteter Genius das „risorgimento“ zu organisieren verstand. Voller Genugtuung weist er nach, daß Cavour, von dem ein ganz köstliches Titelbild gebracht wird, aus ursprünglich deutschem Geschlechte stammt, also deutsches Blut in seinen Adern hatte und im Stammwappen eine deutsche Devise: „Gott will Recht!“ führte. Bedauerlich ist es daß der Text durch so viele längere fremdsprachliche Zitate entstellt wird, die die Lektüre erschweren. Auch sonst vermag es die Darstellung nicht aufzunehmen

mit dem glänzenden Essay Treitschkes über Cavour (in Treitschkes historischen und politischen Aufsätzen, Bd. II, 5. Aufl., S. 243—402), der auch in manchen Dingen tiefer gräbt als Kraus. So macht Treitschke es viel verständlicher, warum Cavour als Vorkämpfer für die Einheit seines zerrissenen und schwachen Landes zu bedenklichen Mitteln griff. Treitschke hat eben doch noch mehr Sinn für das Wesen der Politik als der Kulturhistoriker Kraus.

Das ceterum censeo von F. X. Kraus ist die Verwerflichkeit der Mazzinischen und auch der Garibaldischen Umtriebe. Orsis Herz dagegen ist ganz bei den Geheimbündlern und ihren Häuptern. Während Kraus den bekannten Brief Mazzinis an Karl Albert aus dem Jahre 1843 „ebenso insolent wie berühmt" nennt, kann sich Orsi gar nicht genug für diese Kundgebung des jungen Genuesers begeistern. Kraus sieht in Mazzini „für Italien die personifizierte Sünde". Orsi ist der Ansicht, daß Mazzini als „erster und feurigster Apostel der Einheit des Vaterlandes verehrt" werden müsse. Der erste dieser Apostel war Mazzini schon keineswegs. Denn, wie Kraus hervorhebt, schon zwölf Jahre vor ihm schrieb Manzoni sein berühmtes Proclama di Rimini, in dem mächtig der Ruf nach Einheit erklang: „Frei werden wir nicht sein, wenn wir nicht einig sind"; und der frühreife Cavour schrieb schon 1827, daß Italien sich durch eine politische, industrielle, kommerzielle, ökonomische Wiedergeburt nach innen und nach außen befreien und erneuern müsse. In seiner Vorliebe für Cavour vermag Kraus nicht der poetischen Figur Garibaldis genügend gerecht zu werden. Wie anders Treitschke! Der schrieb 1869 in seinem Cavour: „Nur der Stumpfsinn des Philisters und die Armseligkeit des Parteihasses versteht den Überschwang der Liebe nicht, welchen die Italiener dem größten Manne des modernen Radikalismus widmen. Als ein Geschenk der himmlischen Barmherzigkeit, an dem ihr nicht mäkeln noch deuteln sollt, erscheint Garibaldi in diesen nüchternen Tagen — ein Prophet seines Volkes, so von Gott begeistert, wie jenes Mädchen von Orleans, die einzige Gestalt der Geschichte, die sich dem dämonischen Manne vergleichen läßt." In einem Überschwange der Liebe des Italieners sieht Orsi noch jetzt in Garibaldi „den populärsten Menschen der ganzen Welt", dessen „Augen" „Italien schufen" (S. 286).

Immerhin wird man in der Grundauffassung mehr Kraus als Orsi beistimmen. Nur der echte Staatsmann vermochte das große Gemeinwesen aufzurichten. Garibaldi und Mazzini konnten ihm höchstens als Werkzeuge dienen. Auch mit Orsis Kenntnis der politischen Dinge im einzelnen ist es vielfach nicht weit her. So ist es ein Irrtum, wenn er behauptet, daß Großherzog Peter Leopold von Toskana als erster unter den Regierenden der Erde die Tortur abgeschafft hätte. Friedrich der Große hat das schon lange vor dem Regierungsantritt jenes Fürsten, der im Jahre 1765 erfolgte, getan. Denn die diesbezüglichen friderizianischen Verordnungen stammen bekanntlich aus den Jahren 1740 und 1755. Ebenso verhält es sich mit den Angaben, die Orsi über das Anerbieten Österreichs an Italien, Venetien abzutreten (im April 1866, S. 267), und über den geplanten Dreibund nach 1866 macht, wesentlich anders; und wenn er gegen Preußen einen versteckten Vorwurf wegen des mit Österreich im Juli 1866 abgeschlossenen Waffenstillstandes erhebt, so ist das völlig unzulässig. Immerhin enthält Orsis Buch viel Tatsachenmaterial (ungleich mehr als Kraus), es ist auch ganz lesbar geschrieben, und seine Brauchbarkeit wird durch ein Register und ein Literaturverzeichnis erhöht.

Von den in neuerer Zeit konsolidierten großen Staaten Mitteleuropas

lenken wir unsere Blicke heute zu den Staaten des fernen Ostens, die sich seit ihrer engeren Berührung mit dem Westen in einem Gärungsprozeß befinden, zu China, Korea und Japan. Mit ihrer jüngsten Vergangenheit und ihrer Wesensart, weniger mit ihrer Zukunft beschäftigt sich eine Schrift des greisen Herrn von Brandt, der dreiunddreißig Jahre als Diplomat in Ostasien gewirkt hat und seitdem schon wohl etwa zehn Jahre eine erstaunliche Fruchtbarkeit als Publizist entwickelt, wobei er sich nicht immer frei von einer gewissen Verdrossenheit und einiger Befangenheit zeigt. (M. v. Brandt, Kaiserlich deutscher Gesandter a. D.: Die Zukunft Ostasiens. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1903. 8°. 124 Seiten. Preis 2.50 Mark.) Brandt verdient immerhin gehört zu werden, weil kein Mensch ihm Sachkenntnis in ostasiatischen Dingen absprechen darf; und Belehrung über diese Dinge tut uns fast so not wie das liebe Brot. Wie die Kenner in der Regel, fällt auch Brandt die schärfsten Urteile über die Unzuverlässigkeit und die sittliche Zurückgebliebenheit der Japaner, die sich nur äußerlich der westlichen Zivilisation angepaßt hätten. Bekannt sind seine Angriffe auf die Mission, insbesondere die evangelische. Er bezeichnet die Missionsfrage für China als fons et origo mali (die Wurzel des Übels). Wenn er die evangelische Mission als viel einflußloser wie die katholische hinstellt, weil der Protestantismus so zersplittert sei, so begegnet er sich in dieser Auffassung mit niemand anders als König Friedrich Wilhelm IV., dem gerade die chinesische Mission so sehr am Herzen lag und der im Hinblick darauf an seinen Freund Bunsen schrieb: „Vergessen wir nicht, daß wir in China mit einer formidablen Rivalin zu tun haben, mit der römischen Kirche. Bisher hat sie uns noch überall durch ihre festere Organisation übertroffen.“ So peinlich die sonstigen Bemerkungen Brandts über die Mission berühren, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß man ähnliche Urteile nur zu oft zu hören bekommt von solchen, die draußen in Ostasien waren, ja daß vielfach eine gewisse Erbitterung über die Ungeschicklichkeit der Missionare herrscht. Dem gegenüber wird von Freunden der Mission allerdings betont, daß die Missionare gerade dem Handel die Wege geebnet hätten. Schwer sind die Vorwürfe, die Brandt gegen England erhebt, das den Chinesisch-Japanischen Krieg auf dem Gewissen habe. Das würde bedeuten, daß die Briten auch an dem jetzigen Kriege schuld sind. Von der Zukunft Ostasiens ist, wie gesagt, in der Schrift wenig die Rede; und das mit Recht. Erwägt doch der Verfasser noch gar nicht näher die Möglichkeit des von Waldersee bereits vorausgesehenen Russisch-Japanischen Krieges, ein Umstand, durch den nicht nur der Titel des Buches, sondern auch zum Teil Brandts Urteil über diese Verhältnisse kritisiert wird.

H. v. Petersdorff.



Altenglisches Theater.

Altenglisches Theater in neuer Erscheinungsform beherrscht jetzt unsere Bühne. Im vorigen Monat sahen wir Beer-Hofmanns gedankenfeine Umprägung des Massinger-Fieldschen Dramas von der „Verhängnisvollen Mitgift“, wiederkehrend als „Graf von Charolais“, und jetzt hat ein andrer Wiener Dichter,

Hugo von Hofmannsthal, eine Tragödie des siebzehnten Jahrhunderts, **Thomas Otways „Gerettetes Venedig“**, frei variiert, und zu dritt erschien hochherrlich, Kleineres überglänzend, **Shakespeares Sommernachtstraum** auch in einer Neu-Metamorphose, natürlich nicht in Geist und Wesen, aber szenisch, bildlich neu gestaltet, als ein blühender, leuchtender Farbentraum, eine dekorative Dichtung Max Reinhardts von klingender Phantasie.

* * *

Hofmannsthals Dichtung vermochte diesmal keinen Bann zu üben. Seine sonst so feinen und agilen Hände, die Vergangenheitsmotive schmeichlerisch umspielen und aus ihnen besondere Reize locken, waren diesmal unsicher, ungewiß tastend, hier und dort probierend, ohne instinktives Gefühl für das Wesentliche, und dabei auch noch etwas stumpf, ohne alle suggestive Macht.

Bei Hofmannsthals dichterischer Art hat man immer den Eindruck von einem Amateur und Sammler, von einem Menschen, der mehr mit den zärtlich geliebten Dingen auf Bort und Schränken lebt, als mit dem Leben. Seine Kunst entzündet sich nicht an der Wirklichkeit, an dem Unmittelbaren, sie braucht, um überhaupt ein Verhältnis, einen Zusammenhang zu finden, Vermittelung der Kunst. Er berührt nicht die Erde, um Schöpferkraft zu gewinnen, er muß in alte Stiche, in pergamentne Bände, in die getriebenen Füllungen alter Schalen sich versenken, um seine Schwingung zu erwecken.

Die Phantasie ist hier nicht Naturtrieb, sondern eine gewisse Kultur, eine Züchtung durch intensiven Umgang mit erregenden Reizen, befördert durch einen empfänglichen und differenzierten Geschmack.

Diese Art nimmt sich alte Motive vor, wie sie wohl alte apart geformte Gläser betrachtet; sie hin und her wendet, ihren inneren Bau belauscht, sie gegen das Licht zu neuer Brechung hält.

Fontane sagte einmal: Ich gehe durch die Potsdamer Straße, gucke in einen Blumenladen und in ein Sarggeschäft, und was mir dabei einfällt, das schreibe ich dann. . . .

Hofmannsthal würde aus solchen Gesichten nichts kommen, er könnte als Gegenwort sagen: Ich lese in einem Folianten mit Randleisten, roten Initialen, der auf dem Deckel das Wappen der Herzöge von Devonshire trägt, oder ich betrachte einen venezianischen Fischerring, oder ein archaisches Relief im Thermenmuseum zu Rom, und was mir dabei einfällt, das schreibe ich dann. . . . Daß bei solchen Kreuzungen trotz kontrollierenden Geschmacks recht Mißgeformtes voll leeren Schalls herauskommen kann, dafür gibt nun diese letzte Frucht der Bildung ein peinliches Beispiel. Bei allem negativen Ergebnis ist es aber nach mancherlei Richtung interessant, die Fäden dieses Dramas vom geretteten Venedig aufzulösen und sein Gewebe zu zerlegen.

Um Distanz zu bekommen, zunächst das Äußere, Handlungsmäßige. Denn dies Stück hat stark bewegten Vorgang mit Situationsfurioso und Massentumult. Wer, ohne zu hören, das szenische Bild von weitem sähe, könnte glauben, eine italienische Verschwörungsoper würde aufgeführt.

Empörung und Aufruhr liegt in Venedig auf der Lauer, bereit loszubrechen. Die Herrschaft des Senats voll starrer Tyrannei und schroffer Gewalt hat das Volk und vor allem die Soldaten, die sich undankbar und ungerecht behandelt fühlen, erbittert. Ein Geheimbund ward gebildet, sein Häuptling ist der Kapitän Pierre, und er hat mit Spanien ausgemacht, Venedig durch einen tollen Handstreich zu überwältigen, den Senat zu stürzen, und die

Stadt, nachdem sich die Verschwörer drei Tage an ihren Schätzen gesättigt, auszuliefern:

„Spanien hat Mailand, Spanien hat Neapel
Und wird auch dies Venedig noch verdauen."

Diese Verschwörung und ihre Vereitelung ist der äußere Stoff, sie übt schicksalsvollen Einfluß auf das Verhältnis zweier Menschen und sie wird gleichzeitig in Rückwirkung schicksalsvoll durch dies Verhältnis beeinflußt.

Nicht Mann und Frau sind diese Menschen, sondern zwei Freunde, jener Kapitän Pierre und der von ihm in Venedig wiedergefundene Kamerad aus früherer Kriegszeit, Jaffier. Als Freundschaftstragödie scheint das Stück gedacht. Mit Verrat schließt es, und die Katastrophe kommt durch Jaffiers Untreue.

Es muß nun gleich gesagt werden, daß zwischen der äußeren Verschwörerhandlung und der inneren Tragödie betrogener Freundschaft die dramatischen Proportionen verfehlt erscheinen. Was uns menschlich fesseln und in Anteil versetzen soll, dieser Schicksalszusammenhang zwischen Pierre und Jaffier, die Charakterverhängnisse, die zu jener Untreue führen, das wird in dem Gefüge dieser Akte nur fragmentarisch, abgerissen, verflackernd dargestellt. Irrlichter und Momentblitze erhellen jäh und zufällig die seelischen Untergründe. Dagegen wird allzu breit und umständlich, überwiegend in der Szenenbeherrschung, der ganze Verschwörungsapparat ausgemalt. Sein Lärm, seine oft theatralischen Requisiten, sein Hin und Her drängt sich geräuschvoll vor und übertönt und deckt jene inneren Stimmen und inneren Vorgänge.

Gerade umgekehrt müßte es doch wohl sein: die Verschwörung als düsterer, schicksalsvoller Hintergrund am Horizont, als eine ferne, herannahende Sturmflut, deren Schauer man mehr ahnte als sähe. Und auf dem Vordergrunde die Reflexe jenes großen Allgemein-Geschickes im intimen Menschenschicksal, das uns in seinen Kreis zwingt.

In der an sich schon nicht glücklichen Disponierung des Stoffes fällt nun noch besonders störend die konventionelle Theaterbehandlung der Verschwörung auf. Ich sagte oben: italienische Verschwöreroper. Und das ist keine ungerechte Übertreibung. An sie und an die billigen Parodien der Gattung denkt man bei recht vielen Szenen. Auf der Straße versammeln sich nachts die Geheimbündler mit Blendlaternen und Vermummung und beraten in dieser Stadt, wo doch — wie zum Überfluß noch immerfort versichert wird — an jeder Ecke Spione lauern, ihr gefährliches Werk; List- und Rache-Episoden, die nur locker mit dem inneren Fortgang verbunden sind, nehmen einen für die Ökonomie, für ihre Bedeutung als entwicklungsfördernde Glieder viel zu breiten Raum ein und erscheinen als Statisterie, als leere Staffage-Attrappen, als eine Lebende-Bilder-Spielerei. Die Figurinen, die dabei mitwirken, lassen uns, obwohl es um Leben und Tod geht und das Blut spritzt und hinter verschlossenen Türen das Röcheln eines erwürgten Spions ertönt, ganz kalt, weil wir uns nicht mit einversponnen fühlen und diese Theatermaschinerien uns bedeutungslos bleiben.

Aus dem Wust und dem Tumult tauchen nun, wie schon gesagt ward, intermezzohaft Einzelmomente aus einem Menschenschicksal auf. Keine sichere Hand hat sie geballt, sie voll innerer Notwendigkeit verkettet, so daß vor unseren inneren Blicken das eherne Verhängnisgewebe übersichtlich zwingend sich breitet. Nur Bruchstücke zeigen sich, und wer wissen will, um was es hier sich handeln soll, der muß verstandesmäßig die Einzelheiten auslösen, zusammensuchen, sie

zurecht und in die geeignete Beleuchtung rücken und sie auf dem Überlegungswege sich erklären. Das Resultat stellt sich dann etwa so:

Zwei Menschen werden durch die Kreuzung ihrer einander entgegengesetzten Wesen einander zum Unheil. Pierre und Jaffier sind das. Pierre ist die rauhe Soldatennatur, der Condottiere, eiserngepanzerten Wesens, voll Leidenschaft für die Tat und voll stürmischen Willens zur Gewalt. Jaffier aber ist der Schwanke, Schwache, Seidenblonde, das widerstandslose Temperamentsgeschöpf der Stimmung und des Augenblicks, die problematische Natur. Die Dichtung läßt den Rauhen eine tiefe Zuneigung für jenen Feinen und Zarten hegen, etwas von den Blutsbrüderschaften des Ritterepos, den Sagen von Amicus und Amelius klingt in diesem Motiv, ja etwas sinnlich Schwärmendes ist dem beigemischt, ähnlich wie es auch in Schillers Maltheserfragment wirksam ist.

Pierre trifft Jaffier in Venedig wieder. Sie waren vordem gemeinsam Soldat. Jetzt steckt Jaffier im tiefsten Elend. Er hat eine Senatorentochter entführt und zu seinem Weibe gemacht. Der Vater hat die Tochter verstoßen. Armut und Jammer ist ihr Los. In dieser Situation erfolgt die Wiederbegegnung. Und da weiht Pierre den Freund und Herzbruder in seine geheimsten Pläne ein, damit er an Rache und Sieg den Anteil gewinne.

Das bestimmende Motiv der Dichtung wäre nun Jaffiers Verrat, überhaupt Jaffiers Verhältnis zu einer gefährlichen, gewaltigen Tat: der Schwache unter dem Damoklesschwert. Hofmannsthal wollte das gestalten, aber eben nur fragmentarisch gibt er es zu erkennen. Er deutet mehr die Absicht an, als daß er es in überzeugender, menschlicher Gestalt erfüllt. Eine reinigende, scheidende Analyse vermag das Motiv festzustellen und in solcher Reinkultur erscheint es freilich interessant und außerdem ungemein charakteristisch für Hofmannsthal. Hofmannsthal brauchte einmal vor Jahren bei der Betrachtung des d'Annunzio-Romans „Die Jungfraun vom Felsen" das Wort: „Je stärker und hochmütiger einer in wachen Träumen ist, desto schwächer kann er im Leben sein, so schwach, daß es fast nicht zu sagen ist, unfähig zum Herrschen und zum Dienen, unfähig zu lieben und Liebe zu nehmen, zum Schlechtesten zu schlecht, zum Leichtesten zu schwach. Die Handlungen, die er hinter sich bringt, gehören nicht ihm, die Worte, die er redet, kommen nicht aus ihm heraus, er geht fortan wie ein Gespenst unter den Lebendigen, alles fliegt durch ihn durch, wie Pfeile durch einen Schatten und Schein." Diese Worte, die damals auf die Künstler deuteten, die stärker in der künstlichen Vorstellung als in Leben und Tun sind (Selbstbeschauung war darin), treffen heute ganz auf Jaffier zu.

Es reizte Hofmannsthal, den von dem Original seines Werkes, von Otway als schwankenden, haltlosen Charakter vorgezeichneten Jaffier hofmannsthalisch zu spezialisieren als die ohnmächtige Beute des Phantasie- und Vorstellungstriebes; als ein Geschöpf, dessen Wesen in der Einbildungskraft ruht, das von ihr direktionslos hin und her gerissen wird, und das allem Wirklichen gegenüber eben nur ein Schatten bleibt. Seine Tragik wird, daß er mit einem Tatenmenschen zusammengerät, an dem sich seine Phantasie zu Dingen entzündet, denen seine leibliche Menschlichkeit nicht gewachsen ist.

Verfolgt man diesen Gedankengang weiter, so kommt man auf ein weiteres Interessenmotiv Hofmannsthals. Seine dramatische Ausdrucksform ist nicht das Darstellen einer Charakter-Kristallisierung, sondern die funkelnde und rauschende Instrumentation eines Affekts, Zustandsschilderung mit üppiger, fackel-

erhellter, von farbigen Lichtern überspielter Wort-Magie. Hofmannsthal schildert nicht (was größere Kunst ist) die Persönlichkeit in Flut und Ebbe, menschliche Phasen unter wechselnden Wetterzeichen, er schildert Affektbesessene in den Steigerungsmomenten. Er ist nicht Deuter, sondern ein wirksamer, malerischer Spiegel. Er schöpft extreme Affektsituationen aus, bildet ihre Krämpfe und Konvulsionen in tropischer Sprachfülle nach. Mit solchen Nervenlichtern hat er nun auch das Jaffierwesen aufgehellt.

Auch Jaffier ist ein Besessener. Wie ein Rausch packt ihn die Vorstellung, daß er in diesem Eroberungsbunde ist, vor seinen Augen sieht er Venedig glühen und sich als Sieger und Rächer. Über diesen Rausch hinaus wächst aber ein krallendes Gespenst, die Furcht. Und Hofmannsthal gibt, wie er in der Elektra die Symphonie des Hasses gegeben, nun hier die Symphonie der Furcht. In einer Szene zwischen Jaffier und Belvidera wird sie aufgespielt. Zwei Themen ringen miteinander, nachdem, gleichsam als Auftakt, Jaffier unstät — als quöllen ihm die Worte übermächtig, ohne daß er sie halten kann, aus dem schwachen Gefäß seines Herzens — sein Geheimnis entladen, die nächtlichen Wege, die Entsetzenshetze herausgestammelt, nur um ihrer ledig zu sein. Zwei Themen ringen miteinander. Zwei aufgestachelte Phantasien schwingen voreinander die Brandfackeln ihrer Vision. Belvidera, das Weib, die Senatorentochter, malt aus aufgewühlten Sinnen die Schrecken des Endes, wenn die Verschwörung mißglückt und die Furien des Strafgerichts daherrasen:

> Wie sie auf euch sich werfen,
> wie ihr gedrückt seid an die Mauern,
> wie die Kerker euch verschlucken, wie sie euch
> an Pfähle binden . . .

Und Jaffier, aufgestachelt, peitscht sich noch einmal aus seiner Angst in die brünstige Sieges- und Tatphantasien hinein, ähnlich wie Elektra, die Tatohnmächtige, in Blut und Dunkel wühlt:

> alles brennt
> und alle Glocken läuten! —
> und uns kennt niemand, unsere Gesichter
> sind schwarz von Pulver, Larven tragen wir
> und vor uns hüpft der Tod . . .

Zwei Themen ringen miteinander, zum Ende wird die kreischende, sich selbst betäubende Jaffierstimme tonlos, das Entsetzen schlägt über ihn zusammen und heiser flüstert er nun auch sein letztes Geheimstes aus:

> Weißt du das auch?
> Daß sie die Stärkern sind? Ich weiß es immer,
> in einem fort hab' ich's im Leib, ich spiele
> und spiele immer höher, heute nacht
> hab' ich dich eingesetzt, dann meinen Kopf —
> und hab' in einem fort gewußt, daß ich
> verlieren muß . . .

Das ist die charakteristischste Szene des Stückes, eine virtuose Etüde über ein Thema, das im Drama an sich isoliert bleibt. Hofmannsthal lebt seine Art, die hier sonst nicht sehr viel Betätigung findet, an dieser Stelle aus, nicht ohne einiges Überschreien.

Psychologisch echt ist aber noch, daß Jaffier, als er zum Verrat der Verschwörung bereit ist, aus dem Graun vor dem Ungewissen, und willfährig bestärkt durch seine Frau, die Senatorentochter, die ihren Vater retten und

loskommen will von den sie beleidigenden unheimlichen Gesellen der Nacht, — daß Jaffier noch in diesem letzten Moment von seiner Phantasie gefällig bedient wird. Er glaubt Venedig zu retten und fühlt sich als die Vorsehung seiner Verbündeten, vor allem Pierres, dessen Leben er sich als Preis von dem Senate fordern wird. „Zum Schlechtesten zu schlecht" ...

Der letzte Akt klappt nach. Er bringt die Katastrophe. Die Verschworenen fallen alle und der Verräter erleidet den unwürdigsten Tod, nachdem er Pierres schneidendste Verachtung als letzten Eindruck auf dieser Erde hat ertragen müssen.

Als Ornament, als eine Inkrustation ist diesem Akt noch die Episode eingefügt, daß die Kurtisane Aquilina ihrem früheren Geliebten Pierre im Halbtraum eine Fuoco-Vision Venedigs entrollt, von sprachlicher Bild- und Leuchtkraft, aber doch der Situation nur äußerlich aufgesetzt, dekorativer Zierat, aber nicht Charakteristik.

Ein später Versuch scheint das, dem Ganzen Hintergrund und Stimmung zu geben, denn sonst ist seltsam wenig venezianischer Farbenton hier mächtig. Die triefende Palette jenes anderen, um so viel reicheren Venezianerspieles vom Abenteurer und Sängerin erscheint hier trocken, staubgrau. So bleibt kein leuchtender Abglanz. Kein Bann wirkt nach. Und will man von diesem Stücke, wie es hier geschehen, nachträglich reden, so sucht man im Gefühl vergebens nach einem gebliebenen Niederschlag, und nur die Reflexion, die eine strenge Göttin, sammelt Reste und betrachtet mit Blicken kalter Prüfung, was gewollt und nicht gelungen, und das letzte Urteil findet sie in eigenen Versen Hofmannsthals (aus dem Kleinen Welttheater):

Gebildet hab' ich erst, wenn ich vermocht
Vom großen Schwall das eine abzuschließen.

* * *

Nach solchen disjecta membra poetæ mit dem Durcheinander banaler Theaterei, ornamentaler Lyrik, mäßiger Interieurs und einem außerordentlich suggestiven Kulissenbild des englischen Bühnenästhetikers und Malers Gordon Craigh (ein fahler Lagunenstrich und drüben flimmernd bleiche Häuser mit hohlen Fensteraugen, gleich Totenköpfen) genoß man als wunderbare Einheit die Sommernachts-Reproduktion von Max Reinhardt im Neuen Theater. Das war nicht Shakespeare als Ausstattungsstück frisiert, sondern wirklich bei aller Vollendung und verschwenderischen Fülle eine dienende Ausstattung. Zum großen Ganzen wurden Darstellung, Bild und Dichtung. Und der Regisseur ward hier zum schöpferischen Kapellmeister, der mit seinem Zauberstab die letzten Feinheiten der Instrumentation herauslockt und magische Lichter über das Tongewebe streut. Waldstimmungen wurden hier beschworen von beseelter Landschaftspoesie. Von den Birkenstämmen, die in echtem Farbenleuchten dicht gereiht die Bühne füllten, spann sich Haargezweig der Äste, und Blättervorhang wallte grün transparent. Zwischen den Bäumen schimmerte im Mondlicht, wie das Auge der Waldeswiese, der Teich mit Binsen und Schilf. Ferne Weite lockte durch der Stämme Gewirr, und dort, scheinbar zwischen Tiefen und Höhen, auf Zickzackwegen, aufleuchtend bald und bald verdämmernd schlang sich Elfenschleiertanz, und die Stimmen der Nacht und des Waldes wisperten und flüsterten, und die Luft war von Getön, Gesumm und Geisterlauten voll. Böcklinstimmung webte, und das Echte dieser Kunst ward daran offenbar, daß alle die Geschöpfe,

die geschäftig hier ihr Wesen trieben, wahrhaft dem Boden entsprossen erschienen, losgelöst von Moos und Rasen, entsprungen dem Baumgeäst und dem Strauchdickicht. Keine Dekoration, sondern eine heitere Zwischenwelt, erdentbunden, lächelnüberschwebt umfing uns.

Es war ein Sommernachtstraum von Pans Gnaden.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

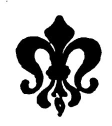
In höheren Regionen.

Nur ein paar hundert Meter braucht der Mensch diese schiefe Erde unter sich zurückzulassen, und sie und er und alles ist — ganz anders. Welche große Umwälzung doch eine geringe räumliche Entfernung schon in unserm ganzen Schauen und Empfinden hervorbringen kann! Luftschiffer können es nicht beredt genug schildern. Ist es nicht gleichsam ein Traum aus höheren Welten, ein poesiegewobenes Märchen, was der kürzlich verstorbene englische Luftschiffer J. M. Bacon in „Cassells Magazine" von einer Fahrt erzählt, die er im Ballon über London unternommen?

Er hatte sich die Aufgabe gestellt, die Beschaffenheit der Luft zu ergründen, wie sie über einer großen Stadt lagert. Er wartete lange Zeit auf eine dem Aufstieg günstige Atmosphäre, doch Nebel lasteten über der Erde, und erst als man die Auffahrt wagte, sanken die geballten Massen tief unter die in den Höhen Schwebenden. Sir H. T. Wood begleitete Bacon, um Tauben in einer gewissen Höhe auszusetzen und zu erproben, ob sie sich in dem dunstigen Gewölk der Londoner Atmosphäre zurechtfänden. „Es ist ein seltsamer Eindruck," erzählt Bacon, „wenn man sich im Ballon über die feste Erde erhebt. Man glaubt in eine neue Welt zu gelangen; alle Vorstellungen von Bewegung und Größe verschieben sich. Tief unter dir liegt die Erde; so stark die Winde blasen, du hörst ihr Sausen nicht, und in die feierliche Stille des weiten Luftkreises dringen wie verhallende Rufe, wie ein unendlich fernes dumpfes Gemurmel die Stimmen der Erde. Schnell streben wir nach oben; unter uns breitet sich der blaue Dunst der Wolkenmassen; die goldenen Sonnennebel umspinnen uns; die warmen Sonnenstrahlen fallen auf den Ballon, das Gas fängt an, sich auszubreiten; wir steigen rasend schnell empor. Nun war die Zeit gekommen, da wir unsere Tauben fliegen lassen wollten. Eine nach der anderen stürzten sie in die Tiefe, wie eine weiße Flocke dahinschwindend, zuerst unruhig kreisend und dann die Richtung nach der Heimat suchend. Von der Riesenstadt blitzte nur selten ein Funkeln, ein vager Umriß auf; sie war versunken in Qualm und Rauch, in Dunst und Wolken. Das Problem, das wir

zu lösen beschlossen hatten, war das, wie eine Bombe, in der Luft explodierend, als Signal auf die Stadt wirken würde. Ob man sie wohl in dem Lärm und Getöse des Straßenverkehrs hören könnte? Würde sie in irgendwelcher Form Echo und Widerhall erzeugen? So ließen wir denn eine starke Bombe explodieren, stark genug, um das große Nelson-Monument fortzublasen, aber im unendlichen Weltraum ein ungefährlicher Schuß. Ein scharfer Krach erfolgte, wie ein Pistolenschuß, ein pfeifendes Sausen kam nach; dann acht bis zehn Sekunden Stille, und dann kam von der Erde ein dumpfes Donnergedröhn, tief und krachend, und rollte, in langgezogen grollenden Echos, über die Tausende von Dächern hin, die wie Kinderspielzeug in winziger Kleinheit unter uns lagen. Man empfand das Geräusch in der Stadt als ein sehr starkes; Fußgänger hielten unwillkürlich ihre Schritte an, und Leute machten die Fenster auf, um zu sehen, was es gebe, und auf die Tiere wirkte die Explosion wie Donner bei einem Gewitter. Die Luft über London ist, aus was für Bestandteilen sie auch bestehen mag, vom akustischen Standpunkte aus sehr günstig und pflanzt den Schall sehr gut fort. Sonst ist diese Luft ganz erfüllt mit Nebel und Dunst, wenn man deutlich fühlbare Fragmente von Spreu, Staub und Fasern noch so benennen kann. Ein dunkler Schleier liegt über der Stadt; die Nebel wogen und brauen wie ein stets wallendes Meer; Rauch steigt auf und legt sich mit tiefem Schwarz über die graublauen Massen. In diese Hexenküche, in dies Gebrodel der Londoner Fabriken und des Londoner Lebens dringt nur leise das Getöse der Stadt. Kein größerer Unterschied läßt sich denken, als zwischen dieser Atmosphäre und der Luft, die über Landgegenden flutet. Welch eine Reinheit und erhabene Schöne umfängt da den Wanderer! Lichte Wolken grüßen uns in ihrem leichten Flug; sie fügen sich zu sonderbaren Gebilden, umfliegen uns mit weißem Gefieder, formen sich zu phantastischen Bergen und Seen oder folgen uns schweigend im ernsten Zuge. Der Nebel und die Dunstmassen liegen tief und fern. Die Sonne flutet durch den Raum und läßt die schneeigen Massen in einem durchsichtigen Rosa aufflammen, übergießt alles mit einer glühenden, flimmernden Beleuchtung. Bald glaubt man zwischen Blütenfeldern durchzufahren, bald wähnt man sich umfangen von den Eisgebirgen Norwegens. Die Farben werden blasser, sanfte Schatten steigen auf; die Luft wird immer klarer und durchsichtiger; die Sonne neigt sich dem Abend zu. Wir blicken nieder auf friedliche Gefilde, auf denen die Sonne mit einem letzten Glanze liegt, und im Osten wird es dunkler und blasser, da steigt die Nacht herauf, der Friede und die Stille, und wir im kleinen Schiff *fühlen uns eins mit Sonne, Luft und Erde ...*"

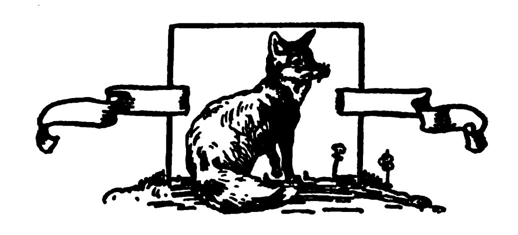
Eins mit dem großen All! So führt die exakte Naturerforschung und -beobachtung zur Philosophie und durch sie zur Religion. Das „Ding an sich" rückt in immer weitere Fernen, und die Erkenntnis liegt — in höheren Regionen.

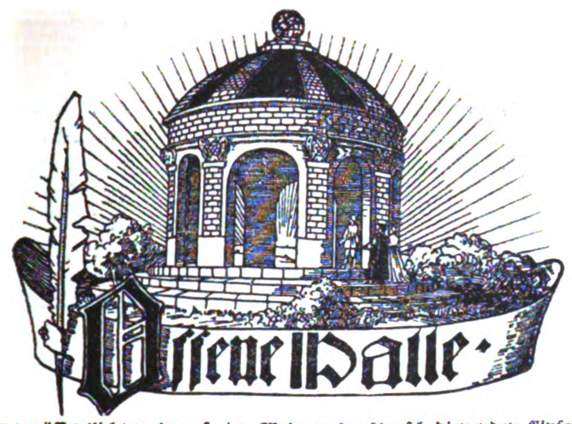


Affe oder Mensch?

Auch der wirklich vorurteilslose Anhänger der Entwicklungslehre wird es sich verbitten, seinen Standpunkt durch den Satz gekrönt zu finden, daß „der Mensch vom Affen abstammt". Die Erkenntnis, daß der Mensch das letzte Glied einer Entwicklungsreihe ist, schließt noch keineswegs die Notwendigkeit seiner Abstammung ausgerechnet vom „Affen" ein. Es ist dies, aus manchen hier nicht näher darzulegenden Gründen, eher ein Widerspruch zur Entwicklungslehre als ein aus ihr folgender Schluß. Einen interessanten Beitrag — mehr natürlich auch nicht — zu der Frage hat der Naturforscher und Reisende Dr. Beccari durch seine auf der Insel Borneo unternommenen Studien geliefert. Die merkwürdigsten Beobachtungen hat er am Orang-Utan gemacht. Die Dajaks von Borneo unterscheiden mehrere Spielarten des Orang, von denen die beiden wichtigsten als Mayas-kassa und Mayas-tjaping bezeichnet werden. Sie sind ausgezeichnet durch eine seitliche Ausdehnung der nackten Haut auf der Vorderseite des Gesichts vor jedem Ohr. Man kann kaum etwas Auffallenderes sehen, als die Abbildung eines Orang-Utan-Kopfes nach einer photographischen Aufnahme, die man in dem Buch von Beccari findet. Es ist das ein Gesicht, daß man nicht für einen Affen und nicht für einen Menschen halten kann. Die Form der Nase und des Mundes deutet freilich auf den Affen, aber die klugen Äuglein, die Form der Stirn, die Behaarung des Kopfes und vor allen Dingen der stattliche Vollbart geben dem Antlitz ein menschliches Gepräge. Nach dieser Abbildung versteht man erst, warum der Affe von den Eingeborenen seiner Heimat Waldmensch genannt wird. Beccari nimmt an, daß die beiden erwähnten Spielarten des Orang-Utan früher zwei ganz verschiedene Arten gewesen sind und ihre Herkunft vielleicht in verschiedenen Gegenden gehabt haben, während sie dann später durch den Aufenthalt nebeneinander ähnlicher geworden sind. Der Forscher hat eine große Zahl von Fellen, Skeletten und Köpfen dieser Tiere mitgebracht.

Es ist dies wieder eine Bestätigung der von unsern besten Naturforschern vertretenen Anschauung, daß der biologische Vorfahre des Menschen in einer längst ausgestorbenen Art zu suchen sei, von der es kaum noch irgendwelche deutliche Spuren geben werde. Bei dem Alter des homo sapiens ist das auch nicht mehr als wahrscheinlich. Arten können auch zeitlich nicht so dicht hintereinander folgen, wie Vater und Sohn. Daß der Mensch durchaus von irgend einer der lebenden Affenarten abstammen soll und muß, beruht vielleicht mehr auf besonderer subjektiver Sympathie, als auf wissenschaftlich objektiven Gründen.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Persönlichkeit.

(Vgl. Heft 2, Jahrg. VII.)

Die Ausführungen von F. Heman über „Persönlichkeit" im Novemberhefte des Türmers fing ich mit großem Interesse an zu lesen, aber bald mußte ich den Kopf schütteln und mich mehr und mehr wundern, wie in einem philosophischen Aufsatze so sehr das Wort die Hauptsache und der Sinn die Nebensache sein konnte. Der Philosoph soll den Dingen auf den Grund gehen und hinter die Worte sehen; er darf nicht sagen, weil unsre Sprache das Wort Sonnenaufgang gebraucht, deshalb bewege sich die Sonne und die Erde stehe still.

„Also weil er ein Selbst, ein auf sich gestelltes Ich ist, hat der Mensch ein Recht nicht bloß auf Selbsterhaltung, sondern auf Selbstgestaltung seines Lebens und auf alle Mittel zur Vervollkommnung seiner selbst und zur Mehrung seines Lebens. Dieses Recht macht ihn zur Person und verleiht seinem Wesen den Charakter der Persönlichkeit." „Ein Wesen aber, das Rechte hat, das nennen wir Person." Der Mensch sei aber das einzige Wesen auf Erden, das Rechte hat, also Person ist. Ein Mensch, der nicht mehr seiner selbst mächtig ist, werde entmündigt und gehe des Personenrechtes verlustig.

Hier ist der Begriff, den der Verfasser mit dem Worte „Recht" verbindet, durchaus unklar. Bald scheint es im moralischen, bald im juristischen Sinne gemeint. Im letzteren ist der Satz richtig, daß ein Wesen, das Rechte hat, Person genannt wird, nicht richtig aber seine Fortsetzung. Es gibt Personen, die nicht Menschen sind. Eine Aktiengesellschaft z. B. oder eine Stiftung haben auch Rechte und deshalb Persönlichkeit. Die Gesetzgebung könnte auch einem Tiere Persönlichkeit verleihen, indem sie z. B. einem Hunde, dem sein Herr etwas im Testamente für den ferneren Lebensunterhalt vermacht hätte, ein Recht darauf gäbe, das durch einen Vormund genau so ausgeübt werden könnte, wie Rechte, die einem Säugling oder einem Embryo zustehen. Andrerseits waren im Altertum die Sklaven zwar Menschen, aber keine Personen, sie hatten keine Rechte, sondern galten als Sachen. Ferner geht kein Mensch mit der Entmündigung des „Personenrechtes" (der Verfasser meint „der Persön-

lichkeit") verlustig, sondern nur der Handlungsfähigkeit. Personenrecht und Persönlichkeit sind verschiedne Dinge. Persönlichkeit ist kein Recht, sondern die Eigenschaft, Rechte zu haben; Personenrecht steht dem Sachenrecht, dem Obligationenrecht usw. gegenüber und ist der Inbegriff der Rechte, die sich auf gewisse Eigenschaften der Menschen beziehen, wie Namen, Alter, Stellung in der Familie usw. Der Entmündigte behält seine Rechte, nicht nur seinen Namen, seine Rechte gegen seine Familie, auch sein Eigentum und seine Rechte gegen seine Schuldner, er kann sie nur nicht mehr selbst geltend machen, sondern sein Vormund nimmt sie für ihn wahr. Person aber bleibt er, Persönlichkeit behält er. Dem gegenüber halte man den Satz Hemans: „In seiner Persönlichkeit, d. h. in seiner Fähigkeit, Rechte zu haben und Rechte geltend machen zu können und zu dürfen" — (hier zieht Heman den Begriff der Handlungsfähigkeit in den der Persönlichkeit mit hinein) — „liegt also der höchste Wert und die erhabenste Würde eines Menschen." Nein, Wert und Würde des Menschen haben hiermit sehr wenig zu tun. Es gibt kein absolutes Recht; so verschieden die Zeiten und Völker, so verschieden ihre Rechtsordnungen. Im alten Rom hielten sich die reichen Leute hochgebildete Griechen als Erziehersklaven. Der Trottel, der seine Freiheit, seinen Reichtum, seine „Persönlichkeit" dem Zufalle der Geburt verdankte, sollte den höchsten Wert und die erhabenste Würde haben, während auf das zufällig von einer Sklavin geborene Genie der Satz Hemans Anwendung fände: „Sein Ich und sein Selbst ist gleich dem Nichts, weil ihm die Persönlichkeit fehlt"?

Was ein Mensch für Rechte hat und geltend machen kann, hängt von der jeweils bestehenden Rechtsordnung ab. Diese aber wird nicht von den Besten und Weisesten im Staat gemacht, sondern von denen, die grade die Macht haben. Und da vor dem Gesetze alle Menschen gleich sind, so ist nichts weniger geeignet, den Begriff der Persönlichkeit im Sinne Goethes, des höchsten Glücks der Erdenkinder, zu beleuchten, als die Persönlichkeit im Rechtssinne, die von Heman so oft wiederholte „Fähigkeit, Rechte zu haben". Das Recht des Eigentümers an seinem Eigentum ist nicht anders bei einem edlen Menschen als bei einem gemeinen, und der Richter verurteilt einen Schuldner zu zahlen genau so auf den Antrag eines Säuglings, vertreten durch den Vormund, wie auf den Antrag eines mächtigen Mannes.

Mit seinen Rechtsausführungen läßt sich denn auch nicht vereinen, was Heman weiter sagt: „In seiner Persönlichkeit prägt der Mensch sein innerstes Wesen, seine Individualität, sein eigenstes Selbst aus, und eben deswegen prägt er auch allen seinen Leistungen, Werken und Taten den Stempel seiner Persönlichkeit auf."

Wenn ein Mensch, wie Napoleon, tut, nicht was zu tun er ein Recht, sondern die Macht hat, so gibt er sich selbst das Recht dazu, und die Menschen beugen sich vor der Macht. Und nichts anderes bestimmt im Grunde die Persönlichkeit als die Macht. Was ist nun Persönlichkeit? Persona (von personare, hindurchtönen) wurde die Maske genannt, mit der die Schauspieler im Altertum auftraten; sie sollte den vorzustellenden Charakter andeuten. Später wurde danach ein Mensch, der ein bestimmt ausgeprägtes Wesen hatte, das ihn von anderen unterschied, persona genannt. Und in diesem Sinne wird unser Wort Persönlichkeit verwendet. Eigenschaften, die allen oder den meisten Menschen zustehen, machen keine Persönlichkeit aus, sondern solche, in denen einer anders ist als die Menge. In der Regel werden Persönlichkeiten nur

solche Menschen genannt, die sich nach der einen oder andern Richtung deutlich erkennbar von ihren Mitmenschen abheben. Vergegenwärtigt man sich aber, daß kein Mensch gleich dem andern ist, daß zwar alle essen müssen, aber der eine den, der andere jenen Geschmack hat, daß zwar alle Menschen denken und empfinden können, der eine aber anders denkt und empfindet als der andere, je nach seiner Umgebung, seiner Abstammung, Veranlagung, Erziehung, Erfahrung, so ist für den schärferen Blick jeder Mensch eine Persönlichkeit. Jeder Mensch ist ein besonderes Wesen für sich, ein Selbst, das seine eignen Bedürfnisse, seine eignen Wünsche, seine eignen Schmerzen und Freuden hat. Das hat mit dem Selbstbewußtsein nichts zu tun und gilt genau so von Tieren und Pflanzen. Ohne Selbstbewußtsein ist freilich kein Erkennen der eignen Eigentümlichkeiten möglich, und kein bewußtes Streben nach Erfüllung der in dem bestimmten Wesen lebendigen Triebe. Dennoch drängt jedes organische Wesen nach der Herausbildung seiner Eigentümlichkeiten, die Eichel danach, Eiche, das Ei danach, Huhn zu werden. Mit dem Selbstbewußtsein, das sich ja auch beim Menschen erst allmählich entwickelt, kommt die Erkenntnis: das ist dein Bedürfnis, das bringt dir Freude oder Leid; genau so wie das Kind merkt, daß sein Füßchen, nach dem es zuerst wie nach irgend einer in seiner Nähe liegenden Sache greift, ein Teil seiner selbst ist. Die Erkenntnis der eigenen Bedürfnisse, der eignen Fähigkeiten führt dazu, daß der Mensch nach Mitteln und Wegen sucht, seine Bedürfnisse zu befriedigen, seinen Fähigkeiten zu genügen. Sehr richtig sagt Heman: „Der Mensch will immer mehr sich selbst genug werden, immer unabhängiger, immer mächtiger über andere und anderes werden, darum setzt er sein Leben lang sich selber Zwecke. Also das seiner selbst bewußte Selbst des Menschen ist Grund und Ursache aller Zwecke, und Lebensmehrung ist der Zweck aller Zwecke des Selbstes." Wenn er aber fortfährt, daß es dem Menschen seiner Natur nach zukomme, und daß er auch das Recht habe, „sich Zwecke zu setzen, und alle Dinge der Welt, die in seinem Bereich liegen, als Mittel für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen", so kommt er damit wieder auf die schiefe Ebene. Was heißt hier: es kommt ihm zu und er hat das Recht? Im juristischen Sinne sicherlich nichts. Im moralischen? Das hieße, jeder Mensch, der auf Grund einer bestimmten Veranlagung sich die seinen Wünschen entsprechenden Zwecke setzt und die in seinem Bereich liegenden Mittel dazu verwendet, handelt moralisch unanfechtbar. Nun ist doch der Mensch nur insoweit Selbst, insoweit Persönlichkeit, als er anders ist als andre, und er erfüllt die Aufgaben seiner Persönlichkeit, wenn er unbekümmert um andre den Zwecken seines Selbst nachgeht. Ich glaube nicht, daß sich Heman hier mit Stirner und Nietzsche treffen will. Dennoch tut er es — und hat, wenn vielleicht auch wider Willen, recht. Nach seinen eignen Ausführungen, wenn man von den oben widerlegten und anderen ebenso widerlegbaren absieht, ist es des Menschen höchste Aufgabe, deren Erfüllung ihm allein Würde und Adel verleiht, sein Selbst zu entfalten, nach den eignen Bedürfnissen und den danach bestimmten Zwecken. Und Heman sagt selbst, daß er sich alle möglichen Zwecke setze, „je nach der Beschaffenheit seines Selbst und seiner Person". Die Vorschriften des Rechtes und der Moral dienen aber dazu, wegen der Verschiedenheit der Menschen und ihrer widerstreitenden Interessen, den Einzelnen Schranken zu setzen. Damit nicht ein Starker sein Selbst zu sehr auf Kosten Schwächerer durchsetze, stellt sich ihm das Recht in der organisierten Macht des Staates entgegen, tadelt die Gesellschaft in ihren moralischen Anschauungen

die Handlungen, die einer unedlen Persönlichkeit entsprungen anderen Persönlichkeiten Schaden bringen. Nicht darauf kommt es an, daß jemand eine Persönlichkeit ist, das ist im weiteren Sinne jedes Selbst, sondern darauf, ob er eine arme oder reiche, eine kleine oder große Persönlichkeit ist. Der muntre Seifensieder des bekannten Gedichtes war auch eine Persönlichkeit und empfand das höchste Glück der Erdenkinder, nicht als er mit dem reichen Manne getauscht hatte, sondern als er wieder ganz sein konnte, was er seiner Natur nach war. Für den einzelnen Menschen gibt es kein anderes Glück, als nach seinen Neigungen zu leben, und in sich selbst findet er erst dann volle Befriedigung, Wert und Würde, wenn die in seinem Bereiche liegenden Mittel ihm zu seinen Zwecken verhelfen. Das gilt von den Räubern, die ein freies Leben führen, „ein Leben voller Wonne", genau so wie von den edlen Menschen, deren höchstes Glück das Wohl ihrer Mitmenschen ist. Das sittliche Urteil aber macht einen Unterschied. Wert und Würde legt es nur den reichen, großen Persönlichkeiten bei, den Persönlichkeiten, die in ihren Handlungen nur dann die Befriedigung ihres eignen Wesens finden, wenn sie auch das Glück anderer fördern. —

Den Fragen, die Heman bespricht, kann man nicht in einer kurzen Plauderei auf den Grund gehen. Statt weiterer Ausführungen verweise ich auf ein Buch, das mir die Anregung zu dieser Entgegnung gebracht hat: „Die Tugend des Genusses" von Allostis (Jena, Hermann Costenoble, 1904), besonders auf seine Untersuchungen über den Zweckbegriff, über Recht und Sittlichkeit. Man wird mehr finden, als ich hier nur andeuten konnte. Der vielleicht nicht glücklich gewählte Titel kann irreführen, der Hauptton liegt auf Tugend. Der Verfasser hätte das Buch auch nennen können: Philosophie der Persönlichkeit. Und auch das wäre nicht erschöpfend. Es schließt mit den Schillerschen Versen:

> Gleich sei keiner dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
> Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Und folgende Stelle, die zugleich als Stilprobe gelten mag, wird auch Heman unterschreiben, da sie zu seinem Satze paßt: „Lebensmehrung ist der Zweck aller Zwecke des Selbst".

„Nach dem Maße des Genusses und der Bereicherung unseres Lebens müssen wir die Triebe unterscheiden in niedere und höhere, gemeine und edle. Was jeder hat, ist gemein, edel ist, was uns über die Masse emporhebt, um so edler, je seltner es ist und je reicher in der Verschiedenheit es uns und andre macht. Das ärmliche Behagen in der Tierheit, darin wir am wenigsten verschieden voneinander sind, tritt zurück hinter den reineren und höheren Freuden des Geistes, darin wir am meisten verschieden sind. Wenn unser Glück nicht der Entwicklung dient, wenn nicht die Entwicklung unser Glück ist, so ist es kein edles Glück. Unser Leben sei nicht ein Sein, sondern ein Werden. Im Werden behalten wir, was wir waren, haben wir, was wir sind, und erwerben, was wir sein werden. Und immer reicher wird die Gegenwart, denn je stärker die Wurzeln der Vergangenheit werden, um so voller fließen die Quellen des Genusses, um so kräftiger wird Bau und Blüte des Lebens. Darum gibt es kein Glück, das nicht in der Vergangenheit lebendig bliebe, daß es uns immer neue Freude zuführe in der Erinnerung und fruchtbar mache den Boden zu reicherem Leben. Hat uns die Stunde geblendet, daß wir den Schein für Wesen hielten und ihm opferten, so haben wir uns ärmer gemacht, und eine

Wolke bleibt am Himmel der Erinnerung und verdüstert die Wege, darauf die Freude wandeln könnte.

„Und je freier wir sind, je höher uns das Erkennen über die Niederungen der gemeinen Triebe erhebt, um so mehr finden wir das eigne Glück im Glücke andrer, um so inniger wird das Leben der höheren Form in uns. Wir spüren den Segen der schenkenden Tugend, den Reichtum, den wir innerlich mehren, indem wir ihn mitteilen, die Wärme der Hingebung, die unser Blut in fremde Herzen führt und aus den Leben armer Getrenntheiten die Einheit eines reicheren Lebens macht" (S. 424 f.). **Dr. Ernst Kliemke.**

* * *

Die Angriffe des Herrn Dr. Ernst Kliemke zeigen deutlich, wie wenig er Sinn und Tendenz meiner Erörterungen verstanden hat. Diese gehen dahin, zu zeigen, daß die psychologisch-moralische Begriffsbestimmung von Persönlichkeit keine andre sei, als die bekannte juristische, und daß diese letztere nur möglich ist, weil der Mensch wirklich seiner psychischen Natur nach darauf angelegt und dafür bestimmt ist, ein Wesen zu sein, das nur bestehen kann, wenn es sich Rechte nimmt und Rechte geltend macht. Daher ist bei mir keineswegs die juristische und die psychologische Begriffsbestimmung von Persönlichkeit und Recht „durchaus unklar" vermischt, vielmehr sollen gerade beide als identisch erkannt werden.

Wenn der Mensch nicht wirklich ein psychisch und moralisch ganz auf sich selbst gestelltes Wesen wäre, das sich sein Recht schaffen und bilden muß, um psychisch und moralisch bestehen zu können, so würde nie ein juristisches Recht und eine juristische Persönlichkeit entstanden sein. Mit dieser Identifikation der juristischen Definition mit der psychologisch-moralischen habe ich mich ausdrücklich auf Kant berufen, welcher auch die Definition, „Person ist ein Wesen, das Rechte hat" nicht bloß als juristische Formel, sondern zugleich auch als psychologisch-moralische Begriffsbestimmung verstanden wissen will. Denn Kant sagt sogar von Gott, er sei Person, *weil* er ein Wesen sei, das Rechte habe; und der Mensch sei auch Person, unterscheide sich aber von der göttlichen Persönlichkeit dadurch, daß er ein Wesen sei, das nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten habe. Herr Dr. Ernst Kliemke! Hat hier Kant etwa Gottes Persönlichkeit nur juristisch definieren wollen? oder ist auch Kant „durchaus unklar" in seinen Begriffsbestimmungen? (Ich bin boshaft genug, um Herrn Dr. Ernst Kliemke nicht zu verraten, wo Kant sich in dieser Weise äußert. Aber bitte, suchen Sie die betreffenden Stellen!)

Weil also nun Persönlichkeit und Recht ihre Wurzeln in der Menschennatur selbst haben, darum kann hinterher auch der Staat bestimmen, was er unter Persönlichkeit und Recht verstehen will. Aber nicht erst durch den Staat wird der Mensch Persönlichkeit und rechtsfähig. Daher besagt es gar nichts für das Wesen der Persönlichkeit und des Rechts, daß der Staat auch einer Aktiengesellschaft oder gar einem Tier Rechte und Persönlichkeit verleihen kann. Denn in diesen Fällen sind überhaupt, wie die Logiker es ausdrücken, die Worte „Persönlichkeit" und „Rechte" nicht sensu proprio, im eigentlichen Sinn, sondern nur sensu analogo, in vergleichender Weise genommen. Denn kein Hund wird dadurch, daß ihm „Rechte und Persönlichkeit verliehen" werden, zu einer wirklichen Persönlichkeit mit wirklichen Rechten im eigentlichen Sinn; und jede

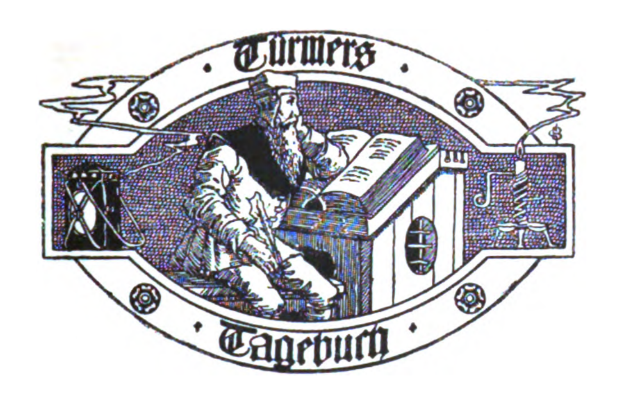
Aktiengesellschaft bleibt eine künstliche und wird nie eine natürliche (physische) Persönlichkeit.

Wenn nun gar der Begriff der Persönlichkeit durch den Ursprung und die Etymologie des Wortes erklärt werden soll, so nützt diese Schulweisheit gar nichts zur Aufhellung der Sache, da wiederum nach alter logischer Regel aus Ursprung und Etymologie eines Wortes und Namens für eine Sache niemals auf den Begriff der Sache geschlossen werden kann.

Wie wenig mein Gegner in die psychologisch-moralische Natur des Begriffs der Persönlichkeit eingedrungen ist, beweist er klärlich dadurch, daß er immer noch Persönlichkeit mit Individualität verwechselt und meint, in der Regel würden Persönlichkeiten nur solche Menschen genannt, die anders seien, als die Menge, und die sich nach der einen oder andern Richtung deutlich erkennbar von ihren Mitmenschen abheben. Gründlich falsch! Denn dann wären die, welche die größten Sparren haben, auch die größten Persönlichkeiten. Sie heben sich ja am deutlichsten von ihren Mitmenschen ab. Mein ganzer Aufsatz richtet sich gegen diese törichte und doch so weit verbreitete Meinung. Er will zeigen, daß Persönlichkeit etwas ganz andres ist, als bloß individuelle Beschaffenheit. Sie ist der Mensch selbst in seinem innersten Wesen, sofern er nämlich ein Wesen ist, das durch seine Vernunft rein auf sich selbst gestellt ist in seinem psychisch-moralischen Leben und Tun. Der Begriff von Persönlichkeit als hervorstechende Individualität ist gänzlich rückständig und datiert noch aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Durch Nietzsche ist allerdings der Begriff der Persönlichkeit unendlich vertieft und bereichert worden. Ich bitte daher Herrn Dr. Ernst Kliemke, sich vor allem den Unterschied zwischen Individualität und Persönlichkeit einmal recht klar zu machen, wozu freilich das „Kopfschütteln“ ihm nicht verhelfen kann. Aber er wird dann auch gewiß erkennen, wie überflüssig seine „Plauderei“ gewesen ist, weil er eben von etwas ganz anderem redete, als ich. Meinen Lesern aber überlasse ich ruhig den Entscheid, wo — ob bei mir oder bei ihm — „das Wort die Hauptsache und der Sinn die Nebensache“ ist.

F. Hyman.





Schiller in Byzanz. — Religionsbetrieb und Sittlichkeit. — Familienlektüre. — Gemütsmenschen. — Akademische Freiheit. — Das reiche und das arme Preußen. — Nach hundert Jahren. — Wahre und falsche Humanität. — Etwas weniger nach unten regieren!

Alldeutschland rüstet sich zur Schillerfeier. Nicht nur Kleindeutschland, großsprecherisch noch immer „Deutschland" benamset. So weit die deutsche Zunge klingt, werden sich am hundertsten Todestage Friedrichs des Einzigen Millionen umschlingen.

Wohl dürfen wir ihn so nennen. Mit mehr Recht als den großen Preußenkönig. Die Welt liebt es, die gekrönten Fürsten des Schlachtfeldes über die ungekrönten des Geistes, die politischen Erfolge über die dauernden geistigen Werte zu setzen. Und doch fühlen und erkennen wir uns in keinem anderen Zeichen so sehr als Deutsche, als ein einig Volk von Brüdern, wie unter dem Namen Schiller. Ohne daß wir darum den eiteln Versuch machen müßten, die Größe unserer Großen gegeneinander abzuwägen, zu vergleichen, was nicht zu vergleichen ist, weil jede wahre Größe ihren eigenen Maßstab in sich trägt, mit auf die Welt bringt und wieder von ihr hinübernimmt.

Aber welcher Name ist mehr dazu angetan, unsere konfessionellen, politischen und sozialen Gegensätze zu überbrücken, als der Schillers? Man denkt an Luther, Goethe, Bismarck. So anerkannt ihre Größe, so groß die Zahl ihrer begeisterten Verehrer —: unter einen Hut bringen sie uns alle nicht. Nicht einmal Goethe, nicht mit der Wärmeausstrahlung, der sympathetischen Kraft, wie sie Schiller auf jedes noch deutsch empfindende Gemüt ausübt: — „Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." In Schiller hat die Vorsehung eine Reinkultur der besten Elemente des deutschen Gemeingeistes vollzogen, die edelsten Säfte des deutschen Menschentums reindestilliert, soweit dies eben in den Grenzen der Natur möglich war.

In unseren Tagen zunehmender Veräußerlichung ist es nicht überflüssig, die innere Bedeutung der Schillerfeier schon beizeiten ins Bewußtsein zu rufen, wenn diese Feier überhaupt eine Bedeutung haben und nicht in dem landesüblichen hohlen Phrasenschwall, dem unausstehlichen Pomp und Prunk erstarren soll, der weniger dem dankbar und verständnisvoll Gefeierten gilt als der eiteln Selbstbespiegelung: wie wir es doch so herrlich weit gebracht!

Nach all den Erfahrungen der letzten Jahre läßt sich leider die Befürchtung nicht abweisen, daß auch das Schillerfest zu einem der offiziellen Spektakelstücke ausarten könnte und so die selten schöne Gelegenheit verpaßt würde, auf das gesamte deutsche Volk im besten nationalen Sinne einigend und befreiend einzuwirken. Hat doch erst kürzlich die „Beisetzung" Menzels Betrachtungen ausgelöst, denen der „Vorwärts" — gewiß nicht nur im Sinne seiner Leser also Ausdruck geben durfte:

„Es ist ja beim Tode eines Fürsten eitel blauer Dunst, wenn von Reporterfedern geschrieben wird, daß die Bevölkerung in allen ihren Schichten sich vor Schmerz nicht zu fassen wisse, und so hat wohl auch in diesem Falle weniger die Trauer um einen hervorragenden Künstler als die Kunde, daß etwas Besonderes zu sehen sei, die Leute auf die Beine gebracht. Wer soll bei der landesüblichen Schulbildung, die vor lauter Religion und Hohenzollerndaten nicht zur Würdigung bedeutender Männer kommen kann, viel von Menzels Künstlerruhm wissen? Wenn der alte kleine Herr nicht im Straßenbilde Berlins eine auffallende Erscheinung gewesen wäre, so hätte auch seine Person es kaum zu einiger Popularität gebracht. Nun hat aber mehr ein geschäftlicher Zufall als künstlerische Neigung den Maler zur bildnerischen Charakterisierung des bedeutendsten Preußenkönigs und des friderizianischen Zeitalters überhaupt geführt; und da die Verherrlichung von Hohenzollernfürsten an maßgebender Stelle so hoch bewertet wird, wie nie zuvor, so kamen zu dem längst begründeten Ruhm auch offizielle Ehren in schwerer Menge über den Künstler. Wie im Leben, so erst recht im Tode. Bezeichnend ist da die Aufschrift des Kranzes, den der Kaiser am Sarge niederlegte: ‚Dem Ruhmesverkünder Friedrichs des Großen und seiner Armee in unvergänglicher Dankbarkeit Wilhelm II. und sein Heer.'

„Ehrenkompanien, Trommelwirbel und wie die militärischen Auszeichnungen sonst noch lauten, kennzeichneten die Trauerfeier im alten Museum, an der der Kaiser selbst teilnahm, sowie auch den Leichenkondukt ... Dem Zuge voran schritt eine Musikkapelle, die grellbunt aus allen möglichen Militärgattungen zusammengesetzt war, sogar die Marine fehlte nicht. Gerade kein harmonischer Anblick. Dann kamen die Professoren der Hochschule im karmoisinroten Talar, die Studenten und Hochschüler in Wichs mit bunten Bannern, und schließlich, was im Zivil noch würdig befunden war ..."

Es wird nun freilich schwer halten, den Dichter der „Räuber", des „Fiesko", des „Don Carlos" und nicht zuletzt des unbestechlichen Zeit- und Fürstenspiegels „Kabale und Liebe" irgend welchen dynastischen Interessen

dienstbar zu machen. Aber was ist bei einigem guten Willen heutzutage nicht möglich? Und wo der gute Wille nicht in der nötigen Stärke vorhanden ist, kann sanfte Nachhilfe einer hohen Obrigkeit immer noch Wunder wirken. Zumal in der Schule, wie ja erst kürzlich in einer Verfügung der städtischen Schuldeputation an die Rektoren, Lehrer und Lehrerinnen der Berliner Gemeindeschulen geschehen:

„Es ist zu unserer Kenntnis gekommen, daß trotz unserer Verfügung vom 7. März 1904 einzelne Mitglieder der Lehrerkollegien es abgelehnt haben, an dem Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers die ihnen übertragene Festansprache an die Kinder zu halten. Wir können nur darauf hinweisen, daß die Verpflichtung (?) zur Übernahme von Ansprachen an die Schüler und Schülerinnen für alle Mitglieder der Kollegien gleichmäßig besteht, und daß niemand berechtigt ist, sich dieser seiner Verpflichtung zu entziehen, um so weniger, als die Veranstaltung solcher Feiern in hervorragender Weise erziehlichen Zwecken dienen soll und daher zur Erreichung des Endzweckes (?!) aller Schulbildung beiträgt. Wir können die Anforderung, die zu unserem Befremden laut geworden ist, daß die weiblichen Mitglieder der Kollegien von vornherein von dieser ehrenvollen Aufgabe befreit sein sollen, nur als ungehörig und ungerechtfertigt ansehen. Ob in einem besonderen Falle, je nach der Befähigung und der Neigung eines einzelnen, eine Befreiung von dieser Verpflichtung eintreten kann, hat, wie schon in der Verfügung vom 7. März 1904 gesagt ist, allein der Rektor zu entscheiden. Gez. Hirsekorn."

Kurz, du sollst und mußt dich und andere „begeistern", prompt und pünktlich zur vorgeschriebenen Stunde! Auch wenn dir vielleicht, bei allem Respekt und aller loyalen Gesinnung gegen den Monarchen, aus irgend welchem Grunde gar nicht darnach zumute ist. Nach dem „Erlaß" scheinen die weiblichen Mitglieder der Kollegien ihre patriotische Begeisterung noch weniger in der Gewalt zu haben, als die männlichen, wofür sie denn auch durch einen Extrarüffel — ausgezeichnet werden. Würde es — die bescheidene Frage sei erlaubt — dem Wert und Wesen „patriotischer" Gesinnung nicht vielleicht doch besser entsprechen, wenn sie sich von selbst entzündete, statt daß ihr von der hohen Obrigkeit erst „ein Licht aufgesteckt" wird? Sollten sich nicht lieber diejenigen, die das Feuer „patriotischer" Begeisterung in der gegebenen Zeit durchglüht, freiwillig melden? Oder hat man so wenig Vertrauen dazu, daß man es nicht darauf ankommen lassen will? Das wäre doch erst recht betrübend. Oder ist befohlene und bestellte „Begeisterung" wertvoller? —

Es fehlt nicht viel, daß Kaisers Geburtstag in deutschen Landen als eine Art Geßlerhut aufgerichtet und die Reverenz vor ihm als Gesinnungsprobe geschätzt wird. Wie man dem Berliner Tageblatt aus den Reichslanden schreibt, belieben es dort die Behörden noch vielfach, den zu Kaisers Geburtstag bewiesenen Patriotismus der Bürger zu kontrollieren.

Man veranstaltet amtliche Erhebungen über die Feiern in den einzelnen Kreisen. Die Erhebungen geschehen durch die Gendarmen am Tage nach Kaisers Geburtstag und zwar mittels hektographierter Fragebogen. Die Fragen lauten etwa so:

Wurde in dem Gottesdienst am Sonntag, den 22. Januar, auf das Kaiserfest Bezug genommen? Fand ein Festgottesdienst an betreffendem Tage statt? Fand eine Schulfeier statt, und hat die Ortsgeistlichkeit daran teilgenommen? Waren die öffentlichen Gebäude beflaggt? Fand ein Bankett an dem Orte statt? Wieviel nahmen daran teil, und wer hat den Toast gehalten(!!)? Ist der Tag sonst ruhig verlaufen? Ist am Vorabend des Festes und am Morgen des Tages geläutet worden?

Ihr sollt dem Hut die Reverenz erweisen! Natürlich verdankt man es nur einem glücklichen oder unglücklichen Zufall, daß ein solcher Fragebogen ans Licht der Öffentlichkeit kam. Es ist dies im Kreise Molsheim geschehen.

Ein freundlicher Leser hat mich mit der Zusendung eines Festspiels „Kaisersgeburtstag auf der Unterstufe" erquickt. Es steht in Nummer 1 (1905) der „Neuen Pädagogischen Zeitung" und ist so schön, daß ich mir nicht versagen kann, wenigstens einige Stellen daraus mitzuteilen. Das ganze abzudrucken, fehlt mir leider der Raum und wäre wohl auch eine zu starke Probe auf die „patriotische" Genußfähigkeit meiner Leser. Also:

I. Teil.

Ansprache des Lehrers.

(Einflechtung charakteristischer Züge und Episoden aus dem Leben unseres Kaisers, namentlich einfacher, leicht verständlich gehaltener Erzählungen von der Herzensgüte des Kaisers, von seiner Liebe zu den Kleinen, z. B. der Kaiser in Dresden, in Straßburg, auf dem Exerzierplatz zu Spandau usw. Da die Bekanntschaft solcher und ähnlicher Erzählungen vorausgesetzt wird, fällt die Darbietung des Stoffes hier fort.)

II. Teil.

Festspiel: „Heil dem Kaiser". Ausgeführt von sechs Knaben und drei Mädchen.

(Sämtliche neun Kinder stellen sich im Halbkreis, wenn möglich, um die bekränzte Büste Kaiser Wilhelms II. auf. Vier Knaben sind in folgender Weise ausgerüstet: alle vier Helm und Säbel, einer außerdem mit einer Fahne und Trommel und ein anderer mit kleiner Flinte. Nach der Deklamation des ersten Gedichts geht der Deklamator auf seinen Platz.)

Deklamation (Knabe vom dritten Schuljahr, feierlich):

Heut' gilt mein Gruß dem Kaiser mein,
Dem frommen Held und Herrn.
Ach, könnt' ich heute bei ihm sein,
Ich hab' ihn ja so gern!

Laut wollte ich ihm sagen dann,
Was mir das Herz bewegt:
„Ich liebe dich, so sehr ich kann,
Für dich mein Herzchen schlägt!

Weiter unten:

3. Knabe (begeistert):

Ein hoher Festtag! — Nicht nur für die Großen;
Nein, auch wir Kleinen nehmen daran teil!
Mit Helm und Säbel, Fahn', Gewehr und Trommel
Gerüstet, wünschen wir dem Kaiser „Heil!"

4. Knabe (freudig erregt):

Ja, hoch die Fahne! Seht nur, wie sie flattert!

2. Knabe (desgleichen):

Und ich! Ich schwing' den Säbel in die Luft!
(Zieht den Säbel.)

5. Knabe:

Hört! Wie jetzt meine kleine Flinte knattert!
(Schießt ab.)

Dann — wieder aus Kindermund:

5. Knabe:

Meine Flinte will ich laden
Mit Bleikugeln und mit Schrot!
Tu' dem Feind dann vielen Schaden,
Schieß' die ganzen Kerle tot!

Und weiter:

2. Knabe:

Da laßt nur mich mal reden, denn ich glaub',
Daß ich am meisten hier erzählen kann.
So hör: „Den Kaiser lieben alle Leute,
So treu und rein nur jeder lieben kann!"
Auch sagen will ich dir, warum's geschieht:
„Weil er so freundlich stets, so liebevoll,
Und ohne Lieb' an ihm kein einz'ger Zoll",
Sieh! Drum wird er von jedermann geliebt!

Dann wird in rührseligem Tone, als handle es sich um eine geradezu überwältigende Tat, das Geschichtchen breit geknetet, wie der Kaiser als Prinz armen Knaben ein Spielzeug erstanden hat:

— Prinz Wilhelm tut nicht länger hier verweilen,
Die Knaben, herzlich dankend, heimwärts eilen.
Und ach! die Freud' zu Hause zu beschreiben: —
's ist wohl das best', ich lass' es lieber bleiben! (na, ob? D. T.)

2. Knabe:

Hast nun gesehn, wie lieb die Kinder,
Zumal die armen, unser Kaiser hat?

Die Verse stehen auf derselben — Oberstufe wie der Inhalt. Schon das ist unpädagogisch: die Schule soll doch auch zur Schönheit erziehen. Doch dies nur nebenbei. Welches Gemengsel aber von völlig unkindlicher renommistischer Schneidigkeit und unwahrer Sentimentalität! Ist das nicht eine direkte Erziehung zur Phrase? Daß den Kaiser „alle Leute lieben" usw., schlägt — man kann das bedauern — der Wahrheit stracks ins Gesicht. Wird nicht so manches Kind von seinen Eltern eines anderen darüber belehrt, die Schule also als Lügnerin hingestellt werden? Oder gibt es keine 3 Milionen sozialdemokratischer Wahlstimmen? Darf man zu irgendwelchen Zwecken die Kinder mit unwahren Redensarten aufpäppeln? — Und das kindische Säbelgerassel und Flintengeknatter unvermittelt neben widerlich süßlicher Sentimentalität! Als ob die Knaben nicht ohnedem, schon aus bloßem Nachahmungstriebe, Soldaten spielten. Ihnen bramarbasierenden Mordspatriotismus einzuimpfen, ist nicht Aufgabe der Schule. Und nur ein solcher, nicht die echte Vaterlandsliebe, kann durch Redensarten, wie: „Ich schieß' die ganzen Kerle tot" usw herangezüchtet werden.

Um allen Unterstellungen von vornherein die Spitze abzubrechen: — ich habe nicht das geringste gegen eine Kaisersgeburtstagsfeier in der Schule, ich halte sie sogar für wünschenswert. Aber nur eine würdige und nicht die landesübliche byzantinisch-schwülstige. Und erst recht keine kindische. Den Unterschied zwischen „kindlich" und „kindisch" auseinanderzusetzen, darf ich mir wohl ersparen. Für die Jugend soll ja das Beste gerade gut genug sein. Was hier aber und wohl sonst noch vielfach geboten wird, ist so ziemlich das Gegenteil. Es ist, gelinde gesagt, mehr als geschmacklos.

Wir haben es wirklich nicht nötig, den Byzantinismus noch eigens zu züchten! Wächst und wuchert er doch wild auf allen Feldern und Wiesen. In der „Kreuzzeitung" stand kürzlich eine Anzeige, in der für die Herausgabe und Ausbeutung eines patriotischen Unternehmens ein Kapitalist gesucht wurde. Der Anzeigende berief sich auf seine „bewährte patriotische Gesinnung", die ihm von zwei (oder waren es drei?) Ministern attestiert worden. Leider habe ich das Blatt nicht mehr zur Hand und muß deshalb aus dem Gedächtnis zitieren. Was ich bedauere, denn im Original machte sich die geschäftsmäßige Feilbietung der „patriotischen Gesinnung" noch viel schöner. Auf Wunsch will ich es aber gern heranschaffen.

In demselben Blatt erschienen zu Kaisers Geburtstag diese Verse:

Heil dir, Preußen! Freue dich, Volk der Deutschen,
Daß dir Gott in solchen tiefernsten Zeiten
Gab zum Herrscher gnädigen Sinnes diesen
Herrlichen Fürsten!

Großen Sinnes herrscht er. Mit Adlerblicken
Sieht er jedem, der sich ihm naht, ins Gesicht —
Sieh, das sind die Augen des großen Ahnherrn,
Friedrichs des Zweiten!

Selten findet Größe Verständnis. Wahrlich,
Aus dem Staube schuf uns die Gottheit. Messen
Will man an der eigenen Kleinheit eines
Kaisers Gedanken!

Großgesinnt, so nennen den Kaiser Freund und
Feind, und auch als wirklicher Herr regiert er.
Sinken wird zum Rang eines Schattenkönigs
Nimmer ein Zollern!

Man kennt ja die Vorliebe des Kaisers für seinen großen Ahnherrn, kann sich also auch über die „Absicht" nicht im unklaren sein. Bemerkenswerter ist die hier zum erstenmal feierlich verkündete Tatsache, daß nur „uns", die gewöhnlichen Sterblichen, die Gottheit „aus dem Staube schuf", nicht aber den Kaiser und sein Geschlecht. Es ist das eine Entdeckung von epochemachender Bedeutung, die ohne Zweifel unsere gesamte Naturwissenschaft von Grund aus revolutionieren wird. Und nicht nur die, sondern auch alle geoffenbarte Religion. Selbst der päpstliche Stuhl muß darob ins Wanken geraten. Zittre, Rom, zittert ihr Generalsuperintendenten und sonstigen Vertreter des biblischen Wortes, die ihr so lange die Irrlehre verkündet habt, vor Gott seien alle Menschen gleich, alle seien aus dem Staube geschaffen. Und ein solcher Umstürzler in der — „Kreuzzeitung"!! Im übrigen: „Geschichte schwach". Denn Monarchen wie Friedrich Wilhelm den Zweiten, Dritten und auch Vierten wird kein unbefangener Kenner der preußischen Geschichte für „wirkliche Herren" im Sinne des Verfassers erklären wollen.

Des Kaisers Abneigung gegen die „moderne (?) Richtung" in der Kunst ist auch bekannt. Erst jüngst hat er sie einer Münchener Deputation gegenüber betont. Da stellt sich nun das Münchener führende Zentrumsblatt, der „Bayrische Kurier", im Gegensatz zu seiner früheren Haltung, ganz auf die Seite der „modernen" und bemerkt zum Schlusse, die beiden Vertreter Münchens hätten wohl etwas mehr Männerstolz vor Königsthronen betätigen sollen. Wenn je, so war es hier am Platze, dem Kaiser in aller Ehrerbietung, aber auch mit aller Bestimmtheit zu sagen, daß er sich in einem Irrtum befinde. Das wären die beiden Herren zur Ehrenrettung der Münchener Kunst, der die bayerische Hauptstadt alles verdankt, schuldig gewesen. Aber sie schwiegen!

Man wird bescheiden, man freut sich fast, wenn bei solchen Gelegenheiten auch nur geschwiegen wird. Denn an irgendwelches freimütige Reden glaubt ja so leicht keiner mehr. Das war einmal. Und merkwürdigerweise: gerade unter dem großen Ahnherrn, dem aufgeklärten Despoten, am freisten.

Den Alten Fritz hatte auch darin das Schicksal bevorzugt, daß ihn Männer umgaben, auf deren wahrheitsmutige Treue und Redlichkeit er selbst dann bauen durfte, wenn ihnen lohender Zorn aus den großen Königsaugen drohte.

Man weiß aber seine Leute auch richtig einzuschätzen. In der neuesten „Hofansage" wird verfügt:

„Die Damen erscheinen in langen, ausgeschnittenen Kleidern (keine viereckigen Ausschnitte und keine langen Ärmel) mit hellen Glacéhandschuhen, die Herren vom Zivil in Gala mit weißen Unterkleidern (Kniehosen, Schuhe und Strümpfe), die Herren vom Militär im Hofballanzuge mit Ordensband. *Diejenigen Herren, welche zur Anlegung einer Uniform nicht berechtigt sind und demnach früher im schwarzen Frack und weißer Krawatte erschienen, haben nunmehr die Befugnis, das vorgeschriebene Hofkleid zu tragen.*"

Nicht einmal Reserveleutnant — und doch die „Befugnis", mit „weißen Unterkleidern", in Kniehosen, Schuhen und Strümpfen, allersubmissest erscheinen zu dürfen! O welche Wonnen! Das Paradies auf Erden!

Es liegt *System* darin, liebevoll entgegenkommendes Verständnis für die *Psyche der Zeit*. Und das Beste: es ist billig, es kostet überhaupt nichts. Sperren die Subalternbeamten die hungrigen Mäuler auf, flugs wird ihnen — zwar nichts ins Maul gesteckt, wohl aber eine Litze aus Katzengold an die Schulter, ein Bändchen ins Knopfloch geheftet, selbstverständlich immer auf eigene Kosten der also Beglückten. Noch probater ist die Verleihung eines „Ranges" oder „Titels". So besteht in fast allen größeren Städten Sachsens der Brauch, für einige ältere Volksschullehrer den Oberlehrertitel zu erwirken, der dann auf Antrag der Ortsschulbehörde vom Unterrichtsministerium verliehen wird. Auch für eine größere Anzahl von Leipziger Volksschullehrern sollte der Oberlehrertitel beantragt werden. Aber die Welt wird immer schlechter — Undank ihr Lohn. Der Leipziger Lehrerverein ist entartet genug, das seinem Stande durch diesen Brauch bewiesene selbstlose Wohlwollen kühl bis ans Herz hinan — abzulehnen. Er hat einen Beschluß gefaßt, in dem es u. a. heißt:

„Die Auszeichnung *einzelner* verdienter Lehrer schließt mit Naturnotwendigkeit die *Minderung des Ansehens anderer* in sich, die der Schule, der Gemeinde und dem Staate mit gleicher Pflichttreue gedient haben ... *Das Streben nach äußerer Auszeichnung* ist aber zugleich geeignet, im Lehrerstande jene *ideale Auffassung des Berufes*, die allein in dem Bewußtsein gewissenhafter *Pflichterfüllung* den Endzweck alles Wirkens sucht, *zu beeinträchtigen*. Die Leipziger Volksschullehrer halten es darum für ihre *Pflicht*, gerade gegenwärtig, *wo von den Besten unseres Volkes immer eindringlicher über Veräußerlichung deutschen Lebens und Strebens* geklagt wird, die Gelegenheit zu ergreifen, ihre Auffassung über die vorliegende Frage öffentlich zu bekunden und in besonderen Eingaben die Behörden zu bitten,

von der Verleihung des Oberlehrertitels an Volksschullehrer künftig abzusehen."

Das ist doch einmal ein freies, festes Männerwort. Alle Achtung vor solchem berechtigten Standesgefühl und dem Bewußtsein, was er seiner wahren Würde schuldig ist! Der Leipziger Lehrerverein gibt hier ein glänzendes Beispiel, zu dem man ihn von Herzen beglückwünschen und von dem man nur hoffen kann, daß es auch in anderen, in den „weitesten Kreisen" Nachahmung finde. Es verdient um so wärmere Anerkennung, als es leider ziemlich vereinzelt dasteht.

* * *

Daß auch das religiöse Leben großer Volksschichten in Veräußerlichung erstarrt und vielfach nur noch der Ausübung einer konventionellen gesellschaftlichen Pflicht gleichkommt, wird kein ehrlicher Beobachter leugnen. Was einem an innerlicher Wärme abgeht, sucht man durch äußeren Aufwand zu ersetzen und das übrige der Schule, diesem deutschen „Mädchen für alles", aufzubürden. Sie gibt sich denn auch redliche Mühe. Was aber kommt und kann bei dem heutigen Religionsunterricht — man darf in vielen Fällen ruhig sagen: Religionsbetrieb — herauskommen? Manche Ergebnisse sind geradezu erstaunlich und lassen auch die geringsten Erwartungen hinter sich zurück.

In der „Pädagogischen Zeitung" werden die Erfahrungen eines mecklenburgischen Lehrers mitgeteilt, und Mecklenburg ist doch wirklich das privilegierte Land der „Gottesfurcht und frommen Sitte". Der Lehrer hat Anfang der achtziger Jahre im vorigen Jahrhundert in einer Anzahl mecklenburgischer und zwei preußischen Schulen eine Umfrage darüber veranstaltet, welches Unterrichtsfach den Kindern das liebste sei. Von rund 600 Schülern erklärten sich nur 17 für den Religionsunterricht, und davon waren nur zwei Knaben, die übrigen waren Mädchen. Der Lehrer erkannte durch Nachfragen, daß das Übermaß des religiösen Memorierstoffes die Ursache für diese Erscheinung war. Nun ist inzwischen der Memorierstoff in Mecklenburg ein wenig eingeschränkt worden. Trotzdem war das Resultat einer jetzt, 20 Jahre später, unternommenen Umfrage nicht ermutigender. Eine Umfrage in den drei Oberklassen der Stadtschule zu Boizenburg in Mecklenburg ergab, daß von 89 Schülern nur 15 die Religion als Lieblingsfach bezeichneten, von 57 Knaben kein einziger. Ein ähnliches Ergebnis teilte M. Lobsien in der „Pädagogischen Psychologie" mit: eine Umfrage bei 500 Knaben und Mädchen im Alter von 7—14 Jahren ergab, daß nur zwei Knaben und zehn Mädchen die Religionsstunde die liebste war.

Mit Recht bemerkt die „Pädagogische Zeitung" zu diesen geradezu vernichtenden Tatsachen, daß die Angaben aus Mecklenburg nicht dadurch abgeschwächt werden könnten, daß man sie auf laxen Religionsunterricht zurückführe. Gerade in Mecklenburg herrscht die für Preußen angestrebte

Konfessionsschule unumschränkt, und der erwähnte Lehrer, der Veranstalter der Rundfrage, ist ein eifriger Vertreter des Religionsunterrichts.

Eine andere Experte, die Ernst Rodenwaldt, Assistenzarzt im Leibkürassier-Regiment Großer Kurfürst in Breslau, vor kurzem angestellt hat. Rodenwaldt trieben nicht pädagogische oder schulpolitische Gründe zu seinem Versuch, sondern er hatte sich die Aufgabe gestellt, den Wissensbestand bei Gesunden festzustellen, um einen Maßstab für die Defektprüfung bei Geisteskranken zu haben. Es sollte also festgestellt werden, „wieviel man durchschnittlich an Wissen beim Gesunden erwarten dürfe". Um dieses Material zu sammeln, hat er bei dem Ersatz des genannten Kürassierregiments Kenntnisprüfungen angestellt. Die Prüfung erstreckte sich auf 174 Rekruten, von denen 77 freiwillig eingetreten und 97 Kantonisten waren. Es wurden im ganzen 167 Fragen an jeden Soldaten gestellt, und von diesen bezogen sich die Fragen 63 bis 80 auf religiöse und kirchliche Verhältnisse und Personen. Die Fragen lauteten: 63. Welches ist der Unterschied zwischen Katholiken und Evangelischen? 64. Welches ist der Unterschied zwischen Christen und Juden? 65. Wann ist Weihnachten? 66. Wieviel Zeit ist zwischen Weihnachten und Neujahr? 67. Wann ist Silvester? 68. Wann ist Ostern? 69. Wieviel Zeit ist zwischen Ostern und Pfingsten? 70. Warum wird Weihnachten gefeiert? 71. Warum wird Neujahr gefeiert? 72. Warum wird Ostern gefeiert? 73. Warum wird Karfreitag gefeiert? 74. Warum wird Pfingsten gefeiert? 75. Wann hat Christus gelebt? 76. Wer war Dr. Martin Luther? 77. Wann hat Luther gelebt? 78. Was ist der Papst? 79. Wie heißt der Papst? 80. Seit wann ist er Papst?

Der Unterschied zwischen Katholiken und Evangelischen wurde von der großen Mehrheit wie folgt angegeben: „Die Evangelischen glauben nur an Jesus Christus, die Katholiken glauben an Maria (33); — sie haben andere Beichte und Abendmahl (21); die Katholischen glauben an Maria, die Mutter Gottes (16); die Katholischen beten Heilige an, die Evangelischen beten zu Gott (12); 7 Sakramente, 3 Sakramente (6); haben anderen Glauben (5); die Evangelischen glauben nicht, daß Maria eine Jungfrau war (4); die Katholischen haben katholischen Glauben, die Evangelischen haben evangelischen Glauben (44); die Katholischen sind noch von Christus her, die Evangelischen von Luther (3); die Evangelischen beten Gott an, die Katholischen Bilder (3)." Die Zeit des Weihnachtsfestes gaben 15, die des Osterfestes 73 falsch oder gar nicht an. 16 Gefragte beantworteten die Frage: „Warum wird Weihnachten gefeiert?" falsch (13) oder gar nicht (3). Auf die Frage: „Warum wird Ostern gefeiert?" antworteten 49 falsch und 16 nicht. Die Bedeutung des Karfreitages kannten 132, die des Pfingstfestes 81. Die Frage: „Wer war Dr. Martin Luther?" beantworteten 95 richtig; keine Antwort gaben darauf 41 Katholiken und 38 Evangelische. 18 Katholiken und 29 Evangelische wußten nicht, was der Papst ist. Den Namen des Papstes gaben 66 richtig, 62 falsch

und 56 gar nicht an. Von den letzteren waren 39 Katholiken. Ein Katholik antwortete, der Papst heiße Martin Luther.

Daß dergleichen im heutigen Deutschland noch möglich wäre, wird wohl mancher nicht geahnt haben. Und wer es ohne die Tatsachen behauptet hätte, wäre gewiß der „Aufbauschung", „Übertreibung" und wie die üblichen Verlegenheitswendungen lauten, bezichtigt worden.

Auch in den bürgerlichen Familien wächst die Erbitterung über den gegenwärtigen Betrieb des Religionsunterrichts und die Erkenntnis, daß dort mal gründlich aufgeräumt werden muß. So schreibt „ein Vater" an die „Leipziger Neuesten Nachrichten":

„Betrachten wir einmal den Stoff an und für sich, als Hauptstücke, Sprüche und Kirchenlieder. Es gehört da wahrlich nicht allzuviel Scharfsinn dazu, die Mängel nach Inhalt und Form herauszufinden. Unter den Liedern befinden sich solche von nichtssagendem Wortschwalle und ganz bedenklicher Länge. Es sind Dichterleistungen, die, heutzutage vollbracht, nicht die geringste Beachtung seitens denkender Menschen fänden. Nur denkschwache Leute, Menschen ohne Fähigkeit zu kritischer Betrachtung, denen jedes Wortgeklapper mit Reimerei als Poesie erscheint, können so etwas als wertvoll gelten lassen. Und diese Leistungen religiöser Poesie vergangener Tage schleppt man in feinster Ausstattung gedruckt als unverletzliche Heiligtümer jahrhundertelang durch Kirche und Schule, und ihre Verfasser gelten als Helden kirchlicher Liederdichtung, die nicht in Vergessenheit geraten dürfen.

„Welche Qual aber den Kindern das Auswendiglernen des religiösen Memorierstoffes macht, das wissen Eltern aus eigener Erfahrung; ich möchte die wenigen Ausnahmen, denen es Freude gemacht hat, einmal kennen lernen. Da es sehr oft nicht möglich ist, daß diese Stoffe alle klar erfaßt werden können, so bleibt das Auswendiglernen eben nur ein Aufnehmen und Merken leerer Formen und nicht einmal immer richtiger Formen. Dazu ist es eine ungeheure Menge, die das Kind in den Kopf bringen und darin erhalten muß. Man sehe, falls man es vergessen hat — und, wie das tägliche Leben beweist, ohne Schaden vergessen hat — sich doch einmal ein sogenanntes ‚Spruchbuch' an. Sind nun die Religionslehrer noch Eiferer, so kann sich diese Menge noch vergrößern, wie dies auch besonders im Konfirmandenunterricht in reichem Maße geschieht. Wie sitzen sie nun da, die Kinder, und wie ‚pauken' sie, daß ihnen die Köpfe heiß werden: sogar im Bette können sie wegen dieser Sachen die Ruhe oft nicht finden. Und wie belästigen sie ihr junges Gedächtnis mit Dingen, die im Leben nicht gebraucht und wieder vergessen werden; wie verbrauchen sie ihre Lernkraft daher nutzlos und wie werden andere Unterrichtsgegenstände dadurch vernachlässigt! Wie manchem gering befähigten Kinde raubt zum größten Teile allein der religiöse Memorierstoff die ganze Lust zum Lernen und die Liebe zur Schule und

zum Lehrer, der gerade in diesen Dingen oft recht unerbittlich streng ist. Durch dieses viele Lernen wird aber auch die körperliche Gesundheit schwächlicher Kinder furchtbar geschädigt.

„Es ist wahrlich hohe Zeit, daß hier Wandel geschaffen wird, und es dürfte nicht nur im Interesse der Kinder, sondern auch in dem der Schule und Kirche und nicht zuletzt im Interesse der Religion selbst sein, wenn man den religiösen Memorierstoff den Kindern nicht in solcher Masse beibringen würde.“

Was muß sich unsere arme Jugend alles gefallen lassen! Da drängt sich immer wieder die Frage auf: Wer und was für Leute sind das eigentlich, die sich nicht nur allem gesunden und vernünftigen Fortschritt entgegenstemmen, sondern auch noch neue Torheiten in ihrem engen Hirne ausbrüten? Ist es nicht lächerlich und machen wir uns nicht zum Gespött anderer Kulturvölker, wenn wir jetzt unser Volkslied und unsere Klassiker als sittlich gefährlich brandmarken, indem wir ein Bedürfnis anerkennen, sie für die Schule zu „reinigen“? Von einem Lehrer wird der „Voss. Ztg.“ geschrieben:

„Hin und wieder tauchen in der Presse Mitteilungen über ängstliche Überarbeitungen von Liedern in Schulliederbüchern auf. Es scheint leider allgemein die Tendenz zu herrschen, alles, was auch nur im entferntesten auf die Liebe Bezug hat, auszumerzen. Ziemlich harmlos ist noch die bekannte Änderung in dem Liede ‚Chimmt a Vogerl gefloge‘, wo die Worte ‚Und vom Schätzerl an‘ Gruß‘ in ‚Von der Mama (!) ein'n Gruß‘ umgeändert sind. Wir wollen da zur Entschuldigung des ‚Herausgebers‘ annehmen, daß dies Lied für die ganz Kleinen bestimmt ist, und daß er in seinem dunkeln Drange gemeint hat, kleine Kinder verständen noch nichts von ‚Schätzen‘, sähen nie in ihrer Verwandtschaft ein junges Brautpaar usw. Anders aber steht es mit einer — gelinde gesagt — Verballhornung des Nationalliedes ‚Deutschland über alles‘, die ich in dem in den altmärkischen Schulen eingeführten Liederbuch vor noch nicht fünf Jahren fand: Für ‚Deutsche Frauen, deutsche Treue‘ stand da ‚Deutsche Sitten, deutsche Treue‘. Ich traute meinen Augen kaum. Ist das nicht das stärkste, was jemand in dieser Hinsicht leisten kann? Was für eine verdorbene Phantasie mag wohl der Mann gehabt haben, der das umschrieb, oder sagen wir richtiger ‚fälschte‘. Sind unsere Frauen nicht mehr wert, von Schulkindern besungen zu werden? Und welche Pietätlosigkeit erst gegen Hoffmann v. Fallersleben! Ob wohl diese schöne Lesart noch immer besteht? Wann endlich wird da eine gesundere Auffassung sich Bahn brechen?“

Ein weiteres hübsches Beispiel zu dem Kapitel wird der „Frankf. Ztg.“ aus dem Bereiche der „frommen“ Journalistik mitgeteilt. In einem Feuilleton des „Münsterischen Anzeigers“ waren einmal die Worte Fausts zitiert:

Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen ...

aber in einer Form, die auf das „religiöse Empfinden" der Leser Rücksicht nahm. Die Worte lauteten nämlich beim „Münsterischen Anzeiger":

Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und A f f e n.

Auch das nicht ganz unbekannte „Lied von der Glocke" ist bedenklich geschwächt worden, indem man alles strich oder änderte, was einen Hinweis auf die Entstehung des Menschen oder die Beziehungen der Geschlechter enthielt, ja selbst „der Mutterliebe zarte Sorgen" sind als unzart empfunden worden.

Da man allgemein diesem Beispiel zu folgen gedenke, so erlaubt sich die „Berl. Ztg." einige weitere unbedeutende Änderungen zu unterbreiten:

Ihm ruhn noch in der Zeitentruhe
Die Freud' und Qualen, Hast und Ruhe,
Professor Soxhlet, keusch verborgen,
Beschützet seinen goldnen Morgen . . .

Und dann:

Vom Onkel reißt sich stolz die Tante,
Sie stürmt zu Wertheim wild hinaus,
Durchmißt den Saal der Prachtgewande
Und sucht das Teuerste sich aus.
Und riesig in der Tugend Prangen,
Unmenschlich, überirdisch schön,
Mit feuerroten Hängewangen
Sieht er die Tante vor sich stehn.
Da faßt ein namenlos Entsetzen
Des Onkels Herz, er irrt allein,
Kein Whist, kein Skat will ihn ergötzen,
Er flieht des Stammtischs wilde Reihn.

Oder der Schattenfürst führt die Mutter fort:

Mitten aus der Kinder achte,
Die der gute Storch ihr brachte,
usw.

Man sollte es kaum für möglich halten, w a s alles unsittlich ist. Du ahnst es nicht! Du erfreust dich an einem Liede, einem Buche, einem Bilde, ohne dir was Schlimmes zu denken, und mit einem Male mußt du zu deinem Schrecken, zu deiner tiefsten Beschämung erfahren, daß du dich völlig ahnungslos dem Genuß eines unsittlichen Objekts hingegeben hast!

Das Mainzer Domkapitel hat der Kunsthandlung Viktor v. Zabern die von ihr gemieteten Ladenlokalitäten g e k ü n d i g t, weil in den Schaufenstern „u n z ü c h t i g e" B i l d w e r k e u n d S c h r i f t e n a u s g e s t e l l t gewesen sein sollen. Ausgestellt waren nach den Registern der Firma:

K o b e r s t e i n: „F r ü h l i n g." — M i c h e l a n g e l o: „T a g u n d N a c h t." — D a n n e c k e r: „A r i a d n e a u f d e m P a n t h e r." — A n t i k e F i g u r: d e r s o g. S c h a b e r. — „D e r D o r n a u s z i e h e r." —

Walter Schott: „Die Kugelspielerin." — „Der Borghesische Fechter." — „Der sterbende Gallier." — „Venus von Knidos."

Von welchen Vorstellungen muß die Phantasie dieser Sittlichkeitswächter gequält werden!

Aus Karlsruhe wird der „Frankf. Ztg." geschrieben:

„Sie berichten, daß die theologische Fakultät in Freiburg in Baden gegen die Aufführung von Halbes ‚Jugend' durch die Akademisch-dramatische Vereinigung zuerst beim Senat in Freiburg selber, dann bei dem Ministerium in Karlsruhe protestiert habe. Hier wird erzählt, in diesem Protest finde sich folgende Stelle:

„‚Der pornographische Charakter des Stückes gehe schon daraus hervor, daß in einer Liebesszene zweimal — vom Kalben einer Kuh die Rede sei.'"

Si non è vero — —!

In Breslau, so wird der „Berl. Volkszeitung" gemeldet, haben der Kirchenvorstand und die Gemeindevertretung der katholischen Matthiaskirche gegen die nackte Fechterstatue auf Hugo Lederers neuem Universitätsbrunnen Protest erhoben; sie fordern vom Magistrat die Entfernung des „Ärgernisses" aus Kirchennähe. Es handelt sich um ein allbekanntes ernstes Kunstwerk.

In Potsdam war nach der „W. a. M." bei der Aufführung der Kinderoper „Prinzessin und Schweinehirt" nach dem gleichnamigen Märchen von Oswald Körte auf den Eintrittskarten zu lesen: „Herren ausgeschlossen." „Kulissenschieber, Lampenanstecker, Friseur und Kritiker sind selbstverständlich zugelassen, denn ‚was man nicht entbehren kann, das sieht man als ein Neutrum an.' Weshalb, so fragte sich alles, dieses schreckliche Vorgänge verheißende Verbot? Antwort: das keusche musikalische Märchen hat mehrere Hosenrollen resp. -röllchen. Die Komposition ist für kindlichen Stimmenumfang berechnet, also müssen Prinz, der alte König usw. von Frauen gesungen werden, wenn die Oper, wie in Potsdam, von Erwachsenen aufgeführt wird. Diesmal geschah's von Damen der Aristokratie. Damen, welche auf Hoffesten abgrundtief dekolletiert erscheinen, können unmöglich bei einer Kindervorstellung, zu der ja am Ende auch Papas mitkämen, ahnen lassen, daß sie Beine haben."

* * *

Außerordentlich zart besaitet sei unsere bürgerliche Presse, meint der „Vorwärts". Gar von regierenden Fürsten wisse sie nur kostümierte Wunder und Herrlichkeiten zu berichten, sie leugne, wie jene Engländerin, daß Fürsten überhaupt Beine haben, geschweige denn nackte Beine. Wie es aber mit dieser Scheu vor der Berührung von Privatverhältnissen in Wahrheit bestellt sei, das beweise jetzt „in ekelerregender Weise" der Fall der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen:

„Familienblätter, die stolz auf ihre Stubenreinheit sind, wie der Scherlsche ‚Lokal-Anzeiger', behandeln diese Frau ... wie irgend eine

Heldin aus einem Mordprozeß des Scheunenviertels. Mit der täppischen Zudringlichkeit von Lakaienseelen wird breit auf offenem Markt über das Privatleben der Dame verhandelt, das doch wahrlich ihre ausschließliche Angelegenheit, die tun und lassen kann, was sie will, und die ebensowenig Rechenschaft schuldig ist über ihre Neigungen, wie etwa ein geschiedener Fürst fortan verpflichtet ist, der Frau, von der er sich getrennt, die Treue zu wahren. Es soll ja sogar vorkommen, daß höchst verheiratete Fürstlichkeiten sultanische Sitten pflegen, und wer gar die Geschichte des sächsischen Königshauses einigermaßen kennt, weiß, daß die Taten der Herrscher vielfach sich lediglich im Harem abgespielt haben.

„Aber die Gräfin Montignoso ist, da sie mit einem leibhaftigen König den Kampf aufgenommen hat, für die bürgerliche Presse vogelfrei. Man berichtet in diesen keuschen Familienblättern über alle Einzelheiten ihrer ‚Affären' mit einer Gründlichkeit, die einem Lehrbuch der gerichtlichen Medizin Ehre machen würde. In diesen Blättern, die jedem Kind in die Hand gegeben werden, liebt man Betrachtungen über Kopfkissen mit zwiefachen Eindrücken und dergleichen sinnige und saubere Untersuchungen mehr."

Allen voran zeichne sich der „Berliner Lokal-Anzeiger" des Herrn Scherl in diesem Geschäft aus. Im „elendesten, schwülstigen Stil eines Hintertreppenromans beschäftigt er sich mit den Privatverhältnissen der Gräfin, die, wie das Familienblatt singt, ‚die Schuld ihres heißen Blutes in den Rosendornhecken des Gartens büßt'". Übrigens schwanke die prinzipienfeste Redaktion noch zwischen Morgen- und Abendblatt, ob sie für oder gegen die Gräfin öffentliche Meinung machen soll:

„Es vermehrt die Widerwärtigkeit dieser Scherlschen Bettstudien, daß sie der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen selbst in den Mund gelegt werden. Da habe die Gräfin dem Bettholzbock des ‚Lokal-Anzeigers' beteuert: ‚Ich soll vor meinem Gaste (gemeint ist der italienische Graf) in tief ausgeschnittener Toilette mit aufgelöstem Haar erschienen sein.' Justizrat Körner (der Vertreter des sächsischen Königs) verlangte eine genaue Beschreibung des Kleides. Die Gräfin versichert, das Kleid sei nicht tiefer ausgeschnitten gewesen, als es auf Hofbällen üblich ist, und diese sensationelle Information wird nach Berlin telegraphiert.

„Dann wird das Kammerzofengeschwätz ausführlich wiedergegeben, wie ein Fräulein Muth am soundsovielten Januar bemerkt haben wollte, daß der verdächtige Graf das Haus der Kronprinzessin abends nicht verlassen habe. Kammerzofen seien vor ihrem Schlafzimmer aufgestellt und auf den Hintertreppen postiert worden. Man habe das Knistern seidener Gewänder gehört, man habe Lachen und Flüstern aus dem Zimmer vernommen, man habe den Freund der Gräfin aus dem Zimmer herauskommen hören usw. Der Spezialberichterstatter des ‚Lokal-Anzeigers' führt noch weitere Einzelheiten an, untersucht mit wissenschaftlichem Eifer alle Widersprüche und gibt die angebliche Feststellung der Gräfin wieder, daß man

durch eine künstlich erweiterte Türspalte das Schlafzimmer auch am hellen Tage nicht sehen könne.

„Nachdem der Spezialberichterstatter dergestalt der sittlichen Wißbegier der hochanständigen Leser seines Blattes Rechnung getragen, telegraphiert er mit blutendem Herzen weitere Äußerungen der Gräfin: ‚Meine Widerstandskraft ist zu Ende, ich fühle mich wie ein gehetztes Wild, ich bitte Sie, gehen Sie sofort und sagen Sie dem Herrn Justizrat Körner und dem kaiserlichen Konsul, sie sollen das Kind holen, jetzt, gleich, in einer halben Stunde.‘ Großmütig fügt der Scherlsche Berichterstatter hinzu: ‚Ich sah ein paar große, schmerzerfüllte Magdalenenaugen, aus denen mühsam verhaltene Tränen brachen, und verabschiedete mich von der unglücklichen Frau und Mutter.‘

„So erzieht Herr Scherl . . . das Volk seiner Leser. Seine 200000 Abonnenten werden nun in den nächsten Tagen eifrig darüber diskutieren dürfen, wie weit es denn in dem Verkehr der Gräfin mit dem aristokratischen Italiener gekommen, ob nur eine Kleinigkeit vorgekommen sei oder mehr, und ob man die Möglichkeit habe, in das Schlafzimmer der Gräfin durch eine künstlich erweiterte Türspalte zu sehen. Vielleicht setzt Herr August Scherl einen Preis von einigen tausend Mark aus für denjenigen, der die zutreffendste Lösung des bangen Rätsels gibt. Die Magdalenenaugen werden überdies in der ‚Woche‘ schmerzerfüllt zu sehen sein.

„Hätte die Gräfin Montignoso nur ein paar Monate weiter das Joch der Lüge getragen und öffentlichen Skandal vermieden, so wäre sie heute Königin, und derselbe ‚Lokal-Anzeiger‘ hätte dann ebenso brünstig über ihre hehren Tugenden und landesmütterliche Vollkommenheit spezialberichterstattet, wie jetzt über die Eindrücke ihrer Bettkissen.“

* * *

Man braucht sich in der Beurteilung der Gräfin noch lange nicht auf den Standpunkt des „Vorwärts“ zu stellen und muß doch seine Kritik der Behandlung dieses Falles in einer gewissen Presse voll berechtigt finden. Was soll überhaupt dieser fortgesetzte, immer von neuem hervorgezerrte rein persönliche Klatsch? Wem wird damit ein Dienst erwiesen? Aber es wird nur gar zu gern gelesen, wird auch in höfischen und bürgerlichen Kreisen mit Wollust verschlungen. Und das weiß diese Presse, die längst durch ihre blutrünstige Berichterstattung nicht nur Verbrecher-, sondern auch — Henkernaturen züchtet. Denn diese Zeitungslektüre ist gewiß zum großen Teil auch für Erscheinungen verantwortlich, wie sie ein „Dr. F.“ in der „W. a. M.“ im Anschluß an die Verurteilung der Hamburger „Engelmacherin“ Wiese schildert:

„Hamburg hatte keinen Scharfrichter mehr. Wie vorauszusehen war, stellte der Senat auch für den einen Fall keinen neuen an, sondern lieh sich den preußischen. Aber ehe dies bekannt wurde, interessierten sich weitere Kreise für die Angelegenheit. Es liefen — und das scheint mir trübseliger zu sein als die eine Erscheinung der Wiese — bei der Behörde zahlreiche

Schreiben von Bewerbern für den Henkerposten ein. Das ist nichts Unerhörtes. Als Krautz abdankte, fanden sich nicht weniger als 60 Kandidaten. Es gibt also Menschen, sogar zahlreiche Menschen, die dieses Amt erstreben. Wir werden zu erwägen haben, was diese Tatsache für unser kulturelles Leben bedeutet.

„Das Mittelalter war in der Kriminaljustiz alles eher als feinfühlig. Die Torturen und Strafen, von denen sich Reste bis ins Ende des 18. Jahrhunderts erhalten hatten, waren von raffinierter Scheußlichkeit. In einem Punkte aber verriet das Mittelalter einen gesunden Instinkt: es ächtete den Henker, machte ihn bürgerlich tot, stieß ihn aus der Gemeinschaft der Lebenden. Seine Berührung verunreinigte, sein Atem verpestete. Der Aberglaube dichtete ihm Kenntnisse und Kräfte an, die ihn fürchterlich machten. Aber keine Furcht war groß genug, um ihm den Zutritt in die bürgerliche Gemeinschaft zu erschließen. Verurteilte Verbrecher verschmähten es, sich durch die Hinrichtung ihrer Genossen Leben und Freiheit zu erkaufen. Vielfach wurden die Söhne des Henkers gezwungen, den Beruf ihres Vaters zu ergreifen. Das war ein brutaler Eingriff in die Rechte der Person, aber er beweist auch, daß man den Posten nicht schlechtweg als eine gute Versorgung ansah.

„Mit den Begriffen der modernen Staatshierarchie vertrug sich diese prachtvolle Antipathie gegen den berufsmäßigen Menschenschlächter nicht. Er war notwendig, ein ‚nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft', ein Mann mit Beamtenqualität; wie könnte ein Beamter — Blasphemie — verächtlich sein! Er tut ja nur seine Pflicht. Von der bengalischen Beleuchtung, die die Halbgötter an der Spitze des Staats umstrahlte, fiel ein angenehmer Schimmer auch auf die, die am Fuße der Leiter standen. Pflichttreue adelt den Menschen, auch wenn er bürgerlich geboren ist. Einen Orden bekommt ja der Henker wohl gerade nicht; aber wenn er einen hat, so darf er ihn tragen und sich damit photographieren lassen, wie es der biedere Krautz als Inhaber des eisernen Kreuzes tat. Die abschreckende Tracht ist abgeschafft; der moderne Scharfrichter ist ein Gentleman in elegantem Frack, mit schwarzen Glacés und einem gestärkten Oberhemd; es fehlen nur noch die Lackschuhe; oder trägt er die am Ende auch?

„Pflichttreue ist eine schöne Qualität. Nur eine Kleinigkeit sollte man nie vergessen: die Pflicht selbst, der man treu ist, muß anständig sein. Kann man aber das Umbringen von Menschen als anständig bezeichnen, zumal wenn es in voller persönlicher Sicherheit, ohne Zwang, gegen ‚angemessene' Bezahlung geschieht? . . .

„Aber vielleicht sind seine Motive derartig, daß sie ihn vom Mörder wesentlich unterscheiden. Was kann ihn wohl zur Übernahme des Henkeramtes veranlaßt haben? . . .

„Die möglichen Motive sind so niedrig, daß sie nur in einem verdorbenen oder maßlos stumpfsinnigen Instinktleben wirksam sein können: nur in einem ähnlichen Instinktleben, wie es die Mörder selbst haben.

„Der Henker ist vom Mörder nur juridisch, nicht psychologisch verschieden, ebenso, wie die Hinrichtung nur ein qualifizierter Mord ist. Wie soll man sich noch wundern, daß in einem Lande Greueltaten geschehen, wo zahlreiche Menschen den Henkerposten als etwas Erstrebenswertes ansehen und der Staat selbst nötigenfalls dieses Amt unbescholtenen Bürgern anzubieten wagt? Als wenn ein niederträchtiges Amt nicht eine niederträchtige Gesinnung voraussetzte!

„Es wird ja allerdings berichtet, daß dieser oder jener Henker ein feiner Mann, ein treuer Freund, ein guter Gatte und zärtlicher Vater gewesen sei. Aber man kombiniere das einmal und betrachte das groteske Bild des Verbrechers im Schafpelz des Philisters!

„Der Gentleman bestellt sich beim Schneider einen Frack. ‚Aber ja recht schick, denn ich muß repräsentieren!‘ Der fidele Gesellschafter sitzt mit Freunden im Café. ‚Kellner, eine Selters!‘ ruft er und wendet sich erläuternd zu den Genossen: ‚Kognak trinke ich heute nicht, sonst habe ich morgen den Tatterich!‘ Die kleine Tochter fragt beim Abschied den liebevollen Erzeuger: ‚Vater, zappelt er noch lange?‘ und die zärtliche Gattin ruft ihm nach: ‚August, bespritz dir man die Hosen nicht!‘

„Die zahlreichen Biedermänner, die sich um den Henkerposten beworben haben, sollte die sonst so eifrige Behörde unter Polizeiaufsicht stellen, oder noch besser, dingfest machen und auf eine ferngelegene, sichere Insel exportieren. . . .“

Und doch ist auch diese Art Gemütsmenschen nur eine von den vielen typischen Erscheinungen der Umwertung oder richtiger Entwertung aller Werte. Es kommt nicht mehr drauf an, ob etwas gut oder böse, sondern ob es durch irgend einen offiziellen oder amtlichen Stempel gedeckt, vom Strafgesetzbuch erlaubt ist. Das Ding ist gleichgültig, auf die Etikette kommt es an. Und da das Henken auch ein „Amt“ ist, jedes Amt aber selbstverständlich ehrenvoll, so auch das des Herrn Henkers „hochanständig“. Nicht umsonst leben wir im Zeitalter der Aufklärung und Nivellierung und nicht im „finsteren Mittelalter“. Denn was heißt Nivellieren, wenn nicht gleichmachen, abschleifen, abstumpfen, alle Unterschiede, damit aber auch alle *reinliche Scheidung* auslöschen?

* * *

Auch die „akademische Freiheit“ ragt noch aus dem Geist alter Zeiten in die unsrige hinein und will daher manchen Herren von heute nicht mehr in den Kram passen. So was gibt's eigentlich gar nicht, verriet sich unvorsichtig die zeitgemäße Meinung. „Freiheit“ — überhaupt ein unbequemes Wort, ein noch unangenehmerer Begriff. Und noch dazu eine *besondere*, eine „akademische“ Freiheit!

Und doch, betont mit Recht Fritz Stahl im „Berliner Tageblatt“, ist die akademische Freiheit keine studentische, vielmehr eine der wichtigsten Angelegenheiten des *ganzen* Volkes, eine der wenigen, die nichts mit Partei und Parteipolitik zu tun hat.

Der Verfasser kommt dann auf die bekannten Vorgänge in Hannover und den anderen Universitäten zu sprechen:

„Was haben denn die Hochschüler getan? Haben sie sich etwa demokratisch oder atheistisch gebärdet? Im Gegenteil. Sie haben den deutschen Brüdern, ihren Kommilitonen in Innsbruck, die im schweren Kampfe mit den Italienern begriffen waren, ihre Sympathien ausgesprochen. Sie haben also die ‚nationale Gesinnung' bewährt, die sonst heutzutage so viel bei uns gepredigt wird und gilt. Ferner: sie haben gegen die katholischen Verbindungen demonstriert, in dem recht ‚protestantischen Gefühl', daß diese Absonderung der Katholiken ein Kampfmittel der römischen Kirche ist, und noch ist doch der Protestantismus die Staatsreligion in Preußen.

„Es ist für unsere Frage gleichgültig, ob sie recht haben. Aber ich will es doch sagen, daß mir scheint, Mannesweisheit und Mannesmut ist zu den Knaben geflohen, und sie haben zehnmal recht. Sie sehen, daß im geeinigten Deutschen Reiche die Katholiken immer mehr darauf ausgehen, eine ‚innere Mainlinie' zu ziehen, die schärfer trennt als die alte äußere. Und sie wagen wenigstens ihre Stimme zu erheben für die Brüder, die in Österreich für deutsche Art auf der Schanze stehen.

„Wenn Herr Studt, diese exzellenteste Exzellenz, die Preußen jemals sah, sie an diesem Tun hindern will, so ist es nicht die Art der Gesinnung, die bestraft werden soll, sondern die Tatsache, daß sie überhaupt eine Gesinnung ohne behördliche Erlaubnis haben und äußern. Jede Freiheit ist diesem Minister peinlich. Er hat ja sogar angeordnet, daß in den Schulen nicht einmal mehr von dem ‚freien Manne' gesungen werden darf, dessen ‚Liebe den Herrscherthron gründet wie Fels im Meere'. Es ist nur logisch, wenn er auch den ‚freien Burschen' haßt, denn das wird nachher der freie Mann.

„Den die Regierung, mag er selbst konservativ sein, nicht leiden kann, den aber das Volk so nötig hat wie ein Stück Brot. Darin liegt die ungeheure Wichtigkeit der Sache.

„Der Kaiser hat neulich einmal gesagt, er könne nur ‚Amerikaner' brauchen. Was kann er damit meinen: Männer, die Interesse und Blick für das Leben haben, die sich nicht auf ihr Fach beschränken, sondern darüber hinaus auf das Allgemeine sehen, die deshalb wissen, wo sie mit ihrer Arbeit wirken und Bewegung schaffen können, und eigene Initiative entwickeln. Kurz: Männer, die genau das Gegenteil sind von ‚Bureaukraten'. Bureaukraten nenne ich nicht nur Beamte, sondern Menschen aller Berufe, die unselbständig sind im Denken und im Handeln, die alles nur auf Kommando von ‚oben' empfinden und tun, denen das Wichtigste ihre Bequemlichkeit ist, und feindlich und peinlich jeder Gedanke, jede Anregung, die zur Bewegung führen könnte, denen für sich und andere Ruhe die erste Bürgerpflicht ist. Sie denken nur an ihr Fach, an ihre Karriere oder ihren Beruf: Streber und Geschäftenmacher.

„Der Kaiser und das Volk brauchen ‚Amerikaner‘, der Minister braucht ‚Bureaukraten‘.

„Nun, wir hätten nicht nötig, die Amerikaner aus Amerika zu beziehen. Sie sind immer gerade auf deutschem Boden gut gediehen, und sie gedeihen noch. Unsere Jugend, wenn sie nur gerade aufwachsen darf, ist recht das Holz, aus dem die Amerikaner des Kaisers geschnitzt werden können, unsere Jugend aller Berufe, und nicht zum wenigsten die ‚freien Burschen‘.

„Seit geraumer Zeit sieht es nun schon mit dem Geradeaufwachsen recht schlimm aus. Schon die immer anwachsenden Forderungen des Fachstudiums vermindern die Neigung, sich um tiefergreifende allgemeine Bildung oder gar um das Leben draußen zu bemühen. Der Zug der Zeit zum Äußerlichen tut auch das Seinige: auch die Studenten aus Kreisen, die früher Schwärmer lieferten, legen heute zum großen Teil mehr Wert auf die Höhe des Kragens als auf die Höhe des Standpunktes, und so mancher wissenschaftliche Verein ‚spielt Couleur‘ und hat unter seinen Mitgliedern denselben Simplizissimus-Typus wie die Korps. Sind Fachwissen und Schneidigkeit die ausschließlichen Ziele, wo sollen persönliche Bildung und aufrechter Charakter herkommen? Man weiß, was gewünscht wird und was fördert und ist still. Die jungen Bäumchen biegen sich im Winde, auch ohne daß sie ‚gestützt‘ werden.

„Um so freudiger war man überrascht, als einmal wieder aus den Kreisen der zu ‚Schülern‘ herabgedrückten Studenten eine Kundgebung kam, die erkennen ließ, daß es denn doch noch solche gibt, die sich als ‚werdende Männer‘ fühlen und es für nötig halten, die Meinung der kommenden Generation in nationalen und kulturellen Fragen auszusprechen. Man sagte sich: Es kommt wieder eine bessere Zeit. Statt der Lauen und Gleichgültigen wachsen wieder Leidenschaftliche auf, solche, die sich bereit machen und darauf brennen, etwas zu wirken, ins Leben einzugreifen, freie Männer zu werden, Amerikaner, Feinde der Bureaukraten, die mit kühlem Lächeln jede Bewegung und Erregung aufhalten wollen, die in ihrer Indifferenz gegen alles Zukunftsstreben jeden freien Sprecher für einen Kerl halten, der Aufsehen machen will.

„Und nun werden die jungen Leute geduckt, gewaltsam durch die Drohung, ihnen das fernere Studium unmöglich zu machen, zum Nachgeben gezwungen. Eingebläut wird ihnen der Satz der modernen Bergpredigt: ‚Selig sind die Meinungslosen, denn ihrer ist der Erfolg.‘ Vielleicht geben sie äußerlich alle nach. Innerlich aber nur die Schwachen, die Starken muß der Trotz auf die äußerste Linke treiben.

„So ist es. Der Kaiser braucht Amerikaner, und die Regierung treibt die es werden könnten (nur freie Männer können es werden) in die Opposition.

„Deshalb müßten hier alle Parteien zusammenstehen, um dieser guten Jugend zu helfen. Selbst wenn sie über die Stränge schlägt. Man ist ja

so nachsichtig sogar gegen ziemlich brutale Exzesse und entschuldigt sie lächelnd mit dem alten Wort, daß die Jugend austoben muß. Ja, ist es nicht besser, sie tobt in guten Aufwallungen aus, als in rohen Genüssen? ..."

Die Jugend hat das Recht der Inkonsequenz. Nur dieser mildernde Umstand kann mit dem inneren Widerspruche zwischen der Forderung akademischer Freiheit und dem gleichzeitigen Angriff auf eben diese Freiheit bei — Andersgesinnten zur Not versöhnen. Man mag entschiedener Gegner konfessioneller Studentenkonventikel sein und darf dennoch die Berechtigung, solche zu bilden, vom Standpunkte der akademischen Freiheit aus ganz zuletzt bestreiten. Es nimmt sich eigentümlich aus, wenn akademische Bürger im Namen der akademischen Freiheit die Staatsbehörde gegen die Verbände ihrer katholischen Kommilitonen mobil machen wollen. Ihre Meinung durften sie freilich offen aussprechen. Daß ihnen das so übel vermerkt wurde, ist wieder auf der anderen Seite das Unverständliche.

In einer Berliner Studentenversammlung hat u. a. auch unser berühmter Strafrechtslehrer Professor Dr. von Liszt das Wort zu der Frage genommen:

„Einmal, weil es mir Herzensbedürfnis ist, zu verkünden, daß, wenn die akademische Freiheit bedroht ist oder bedroht scheint, die akademische Lehrerschaft neben der Studentenschaft steht und mit ihr kämpfen wird, sodann aber, um meine persönliche Ansicht über die hier verhandelten Vorgänge auszusprechen. Irgendeiner aus dem Kultusministerium hat gesagt: Eine akademische Freiheit gibt es nicht. Wenn solch ein Aktenmensch, solche Schreiberseele das behauptet, tut sie es, weil sie es nicht besser weiß. In den Akten und Paragraphen steht allerdings die akademische Freiheit nicht definiert; man liest sie auf keinem Papier, denn sie ist mehr als ein papiernes, verbrieftes Recht, sie ist etwas in uns Lebendes, das wir haben, wenn wir es haben wollen, ist das Ringen nach dem Schönen, Guten und vor allem nach dem Wahren, ist ein Stürmen und Drängen, ein Arbeiten an der eigenen Charakterbildung. Sie kann uns nicht vom Staate und von der Kirche verliehen, reglementiert und geraubt werden; wir erkämpfen sie selber, wenn wir uns durchringen zur Weltanschauung, zur Erfüllung unserer Pflichten gegen Vaterland und Menschheit. Solange dieser Geist in uns Akademikern lebt, so lange brauchen wir keinen behördlichen Eingriff in die akademische Freiheit zu fürchten ...

„Während der letzten Jahrzehnte haben wir eine Bewegung, wie sie jetzt durch die Studentenschaft geht, nicht erlebt, und wir haben sie so oft schmerzlich vermißt. Wo ist die gesamte deutsche Studentenschaft in der allerjüngsten Vergangenheit gewesen? Gruppen hat sie unter sich gebildet, Gruppen, die nicht nur ein Recht, zu sein, die sogar die Exklusivität der Daseinsberechtigung beanspruchten. Wo war die Begeisterung für die nationalen, sozialen, religiösen und

politischen Strömungen unserer Zeit? Der Student soll keine Politik treiben, sagt man. Aber diese Behauptung ist unehrlich und zum größten Teil sogar falsch. Unehrlich deshalb, weil gerade diejenigen, die sie am lautesten verkünden, durch eine scheinbare Politiklosigkeit der Studentenschaft eine Politik zugunsten der Machthaber schaffen wollen, unehrlich deshalb, weil gerade diese den Studenten in ein einseitiges, parteipolitisches Getriebe hineinziehen. Und die Behauptung ist auch falsch. Wohl soll der Student keine Parteipolitik treiben, aber von denen, die einmal die geistigen Führer des Volkes werden wollen, müssen wir verlangen, daß sie die großen Strömungen der Zeitgeschichte kennen und auch die Menschen, in deren Persönlichkeiten sich diese Strömungen konzentrieren. Wo aber war bisher der flammende Zorn der Studentenschaft gegenüber der Heuchelei in unserem gesellschaftlichen Leben? Und vor allem: wo war der Mut der Überzeugung? Ein Strebergeist hat sich in der Studentenschaft geltend gemacht, der nur nach Ehre, Karriere und Würden fragt. Um so größer aber ist unsere Freude über diese Bewegung. Die Einigkeit zwischen den Hochschulen ist jetzt da, die flammende Begeisterung für etwas rein Ideales, für die akademische Freiheit. Das ist die weit über die Gegenwart hinausragende Bedeutung dieser Bewegung. Bewahrt die Studentenschaft dieses Ideal und empfindet sie ihre akademische Freiheit im Innern der Seele, dann steht sie weit höher als die Philisterseelen, die sie ihr nehmen wollen..."

Für diese herrliche, einzig „wahre und richtig verstandene" akademische Freiheit scheint es aber vielen und leider auch maßgebenden Persönlichkeiten an dem nötigen Organ zu fehlen. Bezeichnend für die Vorstellungswelt gewisser hoher Kreise ist die Antwort, die König Friedrich August von Sachsen bei seinem Einzuge in Leipzig dem Rektor der Universität, Geh. Kirchenrat Prof. Dr. Rietschel erteilte. Dieser hatte u. a. gesagt:

„Wir dienen allein der Wahrheit; sie zu erforschen auf allen Gebieten ist die Aufgabe der Wissenschaft. Aber darum kann die Hochschule nur gedeihen in der Luft der Freiheit. Zwei Säulen sind es, die das Gebäude deutscher Hochschulen tragen und ihre Bedeutung bedingen, auf seiten der Lehrenden die Freiheit der Wissenschaft, die nur durch die erkannte Wahrheit sich binden läßt, auf seiten der Studierenden die akademische Freiheit, durch die selbständige Charaktere erwachsen sollen."

Die Zuversicht, der Prof. Rietschel weiter Ausdruck gab, „daß diese unveräußerlichen Güter auch durch das Regiment des neuen Rektor magnificentissimus perpetuus sicher gewahrt bleiben" würden, fand indessen keine Bestätigung. Der König erwiderte:

„... Ihre Aufgabe ist es, meine Herren, unsere Jugend nicht bloß wissenschaftlich zu bilden, sondern auch ihr die wahren Gefühle der Gottesfurcht, Pflichttreue, Hingabe und Treue für König

und Vaterland, Kaiser und Reich einzuflößen. Ja, ich halte diese Seite der Tätigkeit von Hochschullehrern für die allerwichtigste. Und welch herrliche Aufgabe ist es, die überschäumende Jugendkraft, die ideal angelegte Natur des deutschen Jünglings in richtige Bahnen zu lenken! Ich war selber in voller Begeisterung Student und weiß es sehr gut, daß der Jüngling in seinem Freiheitsdrange keine bindenden Fesseln anerkennen will. Und ich habe Verständnis dafür. Aber nach seiner Sturm- und Drangperiode wird er, dank der tüchtigen Leitung seiner Lehrer, bald ein ernster, gereifter Mann werden, der überall seine Stelle ausfüllt. So, meine Herren, ist meine Ansicht über unsere Universität..."

* * *

„Leiten" und „Lenken", geleitet und gelenkt werden, — du lieber Himmel! haben wir denn davon nicht nachgerade über und über genug? Als ob es noch eines Druckes von den obersten Stellen bedürfte! Wem, der sein Abiturienten-Diplom mit freudezitternden Händen entgegennahm, ist nicht zumute gewesen, wie einem Gefangenen nach langer Kerkerhaft! Endlich ein Hut voll Freiheit! Und nun möchte man am liebsten auch die Universität zur Schule, den Studenten zum Schuljungen herunterdrücken. Immer das alte, eintönige, alle Spann- und Schwungkraft, alle Initiative lähmende Lied: dieser ewige Drill, der unheilvolle Kreis, aus dem es für den Deutschen scheinbar kein Entrinnen gibt noch geben soll.

Den Absichten der Regierenden mag eine solche „Entwicklung" wohl entgegenkommen, wenn auch gewiß nicht ihren wahren und dauernden Interessen. Da werden Geschlechter herangedrillt, die zu allem zu haben sind. Trefflich funktionierende Automaten, die auf jeden Wink von oben prompt reagieren. Einfach alles kann man mit ihnen anstellen. Das beweisen schon die mit Lammsgeduld ertragenen Mißhandlungen im Militär, auch wo sie schimpflichster, ehrenrührigster Natur sind.

Schöpferische, mutige Taten —: wer wollte sie von ihnen verlangen? Dafür sind sie aber als „Bewilligungsmaschinen" unbezahlbar. Da arbeitet der Apparat geradezu musterhaft, so schwer auch derselbe Mechanismus in Bewegung zu setzen ist, wenn es sich um wirkliche Notstände und Bedürfnisse handelt, ohne daß von oben ein Interesse dafür sichtbar wäre und Orden und Ehrenzeichen golden und rosig winkten.

Wie bekannt, wollen die preußischen Städte dem Kronpinzenpaar zu seiner Hochzeitsfeier ein Prunkgeschirr für eine halbe Million Mark schenken. Ganz interessant heißt es in der Kundgebung der Oberbürgermeister usw.:

„Bei der Vermählung des jetzt regierenden Kaiserpaares im Jahre 1881 haben sich die preußischen Städte mit mehr als 25000 Einwohnern und eine Anzahl Städte mit geringerer Einwohnerzahl zu einem gemeinsamen Geschenke vereinigt. ... Nachdem zahlreiche Kundgebungen ge-

zeigt haben, daß auch viele Städte mit einer geringeren Einwohnerzahl den lebhaften Wunsch haben, sich an der Gabe zu beteiligen, haben wir beschlossen, alle preußischen Städte zu gemeinsamem Vorgehen einzuladen. Im Jahre 1881 haben sich 96 Städte mit 4709478 Einwohnern beteiligt; die damals aufgebrachten Kosten für eine silberne Tafelausstattung für 50 Personen betrugen rund 400000 Mark, so daß auf 100 Einwohner 8,494 Mark entfielen. Jetzt ist wiederum eine silberne Tafelausstattung für 50 Personen als Hochzeitsgabe in Aussicht genommen, deren Kosten etwa 500000 Mark betragen dürften."

Mit Recht wird der „Zeit am Montag" geschrieben, daß man zu Luxusausgaben sich von Rechts wegen doch erst entschließen solle, wenn für die notwendigsten Bedürfnisse ausreichend gesorgt sei. Der schlimme Nörgler weist dabei auf die Tatsache hin, daß es in Groß-Berlin an Krankenhausbetten empfindlich mangelt. Erst kürzlich habe sich das wieder einmal gezeigt. Ein 18jähriges Mädchen aus Rixdorf erlitt auf der Straße einen Schlaganfall, der eine Lähmung der rechten Körperseite zur Folge hatte. Passanten requirierten den Rixdorfer städtischen Krankenwagen, in dem das Mädchen nach dem Krankenhaus in Rixdorf befördert wurde. Hier konnte die Ärmste aber nicht aufgenommen werden, da alle Betten besetzt waren. Nunmehr wandte man sich an die Fernsprech-Zentrale der Berliner Rettungsgesellschaft, um festzustellen, in welches andere Krankenhaus die Überführung stattfinden könne. Dabei ergab sich, daß sämtliche Krankenhäuser Berlins und der Vororte mit Patienten voll belegt waren, so daß nicht ein einziges Bett mehr zur Verfügung stand. „Leute, bei denen es so aussieht, sollten allerdings mit ihrem Gelde etwas sparsamer umgehen und sich nicht allzu tief in ‚patriotische' Unkosten stürzen. Dem Kronprinzen selbst kann es ja kein Vergnügen machen, von einem Gemeinwesen, das seine vornehmsten Aufgaben in solchem Umfange vernachlässigt, dessen Verwaltung für Krankenbetten kein Geld zur Verfügung hat, ein kostspieliges Geschenk anzunehmen." ...

„In der guten Stadt Landsberg an der Warthe", so erfährt die „Berliner Volkszeitung", „wurde vor kurzem ein städtischer Beitrag für das Genesungsheim der städtischen Beamten abgelehnt. Ein Genesungsheim ist ein sehr humanes, nützliches Institut. Der Beitrag, den die Stadt ihren eigenen Beamten zuliebe für das unterstützungswürdige Institut zahlen sollte, betrug nur 100 Mark. Wenn ein solcher Betrag nicht bewilligt wird, so muß es um die städtischen Finanzen recht bedenklich stehen. In der Tat wurde die Ablehnung des Unterstützungszuschusses mit der schlechten Finanzlage Landsbergs begründet, die es durchaus verbiete, eine derartige Ausgabe für gemeinnützige Zwecke zu machen. ...

„Der Oberbürgermeister Kirschner-Berlin schreibt an alle preußischen Städte, indem er sie bittet, ihren dynastischen Gefühlen aus Anlaß der be-

vorstehenden Hochzeit des deutschen Kronprinzen einen baren Ausdruck zu geben. Herr Kirschner hält ein silbernes Prunkgeschirr im Werte von einer halben Million Mark als Hochzeitsgabe für ein dringendes Bedürfnis, dessen Deckung die reichen und die armen Städte nach Maßgabe ihres Vermögens und ihrer Schulden gütigst übernehmen möchten.

„Herr Kirschner weiß offenbar nicht, daß sich der Silberschatz des Hauses Hohenzollern bereits auf viele Millionen beläuft. Vielleicht hat Herr Kirschner auch nie etwas davon gehört, daß in manchen Gemeinwesen die notwendigsten Aufgaben der Kultur in beschämender Weise zurückgestellt werden müssen. Denn sonst wäre er sicher schon auf den Gedanken gekommen, den Städten zu empfehlen, die von ihnen erbetenen Barmittel zu Ehren des Hochzeitstages für gemeinnützige Zwecke zur Verfügung zu stellen. Doch dem sei, wie ihm wolle. Jedenfalls hat auch Landsberg an der Warthe die freundschaftliche Aufforderung erhalten, sein Scherflein zu dem Halbmillionenprunkgeschirr beizutragen. In der letzten Stadtverordnetensitzung hatte man darüber Beschluß zu fassen. Der Magistrat von Landsberg zeigte sich sehr bescheiden. Da man erst vor kurzem mit Rücksicht auf die schlechte Finanzlage der Stadt 100 Mark für das Genesungsheim nicht übrig hatte, so forderte er von der Stadtverordnetenversammlung für das Prunkgeschirr nur das Zehnfache dessen, was man aus Mangel an Mitteln einige Wochen zuvor versagen mußte. Zwar waren da einige Stadtverordnete ..., die unter Hinweis auf die finanzielle Klammheit des Stadtsäckels gegen die Bewilligung der verlangten 1000 Mark sprachen. Aber Herr Bürgermeister Lehmann belehrte sie, daß 1000 Mark ‚für Landsberg keine Rolle spielen'.- Und die Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung bewilligte diese Summe für das von Herrn Kirschner für unerläßlich notwendig gehaltene Prunkgeschirr im Werte von 500000 Mark, in Worten fünfhunderttausend Mark ...

„Mögen sich die städtischen Beamten von Landsberg, denen das Genesungsheim am Herzen liegt, mit den Abgebrannten jener altmärkischen Gemeinde trösten, denen die Stadtverwaltung den zur Linderung ihrer Not bestimmten Betrag kürzte, damit ein um so größerer für das unter Herrn Kirschners Ägide zusammengebetene Prunkgeschirr im Werte von 500000 Mark, in Worten fünfhunderttausend Mark, übrig bliebe." —

In Darmstadt wollten die städtischen Behörden ihrem Großherzog zu seiner bevorstehenden Vermählung ein Hochzeitsgeschenk darbringen. Der Großherzog hat jedoch den Wunsch ausgesprochen, von der Überreichung eines besonderen Geschenkes Abstand zu nehmen. Infolgedessen haben die Stadtverordneten in ihrer letzten Sitzung beschlossen, zur dauernden Erinnerung an die Wiedervermählung des Landesherrn auf der Höhe der Künstlerkolonie einen Aussichtsturm zu errichten, dessen Eingangsportal zu beiden Seiten und darüber durch eine entsprechende

Widmung und die Wappen der beiden beteiligten fürstlichen Familien flankiert wird. —

Aus Habelschwerdt in Schlesien aber meldet der „Breslauer General-Anzeiger“:

„Bezüglich der Bewilligung eines Beitrages zu einem Hochzeitsgeschenk für den Kronprinzen schlägt der Magistrat vor, mit Rücksicht auf die geringe Einwohnerzahl von einer Spende abzusehen, dafür aber am Hochzeitstage 300 Mark aus Stadtmitteln unter die Stadtarmen zum Andenken an diesen Tag zu verteilen. Die Versammlung stimmt einstimmig zu.“

Auch die Kaiserin hat jüngst eine wohltätige Stiftung vorgezogen. Schleswig-holsteinische Frauen und Jungfrauen hatten zur Silberhochzeit des Kaiserpaares die Schenkung eines heimischen Bauernhauses geplant. Die Kaiserin hat sich aber auf eine Anfrage dahin ausgesprochen, daß sie eine wohltätige Stiftung vorziehe; als solche bezeichnete sie besonders die Errichtung eines Säuglingsheims für die Provinz Schleswig-Holstein. Die Sammlung freiwilliger Gaben für das Geschenk hat über 60000 Mk. ergeben.

„Es ist hier“, bemerkt die „Volkszeitung“, „den loyalen Schleswigern gezeigt worden, wie man dynastische Gefühle mit gemeinnützigen Zwecken zum Besten der Allgemeinheit verbinden kann.“

Noch immer aber habe sie „nicht davon gehört, daß der Berliner Magistrat beim Kronprinzen auch nur angefragt hat, ob es ihm lieber wäre, daß ihm zu seiner Hochzeit ein Prunkgeschirr im Werte von einer halben Million Mark geschenkt würde, oder daß die preußischen Städte für eben dieselbe Summe eine gemeinnützige Stiftung ins Leben riefen. Wir sind fest überzeugt, daß, wenn im Auftrage der beteiligten Städte eine solche Anfrage erfolgt, das Prunkgeschirr für 500000 Mark eine abgetane Sache wäre. Es wäre dies um so erfreulicher, je unliebsamere Dinge man über die Bewilligung der einzelnen Beiträge aus einzelnen Städten hat hören müssen.“

Obwohl es schon ein Wink mit dem Zaunpfahl — und nicht der erste — ist, so wird doch von keiner Seite darauf reagiert. Das ist sehr zu bedauern, ebenso wie es sehr verdienstlich wäre, wenn die, die es angeht, freimütig aufgeklärt würden, wie peinlich alle diese Erörterungen wirken und wie sehr sie geeignet sind, das Ansehen der Krone zu schädigen. Mit dieser Sammlung von einer halben Million für ein völlig überflüssiges Luxusgerät, das nach flüchtigem Anblick niemand mehr Freude macht, in irgendeiner Kammer verschlossen wird, mit dieser gewissenlosen Verschleuderung von Unsummen vergleiche man immer wieder, für welche dringenden Notstände im königlichen Preußen absolut kein Geld zu haben ist.

„Weil die königliche Regierung kein Geld hat,“ so schreibt der „Bote aus dem Riesengebirge“, „darum wird der dringend notwen-

dige katholische Schulhausbau in Bolkenhain hinausgeschoben! Seit zehn Jahren wächst die Schülerfrequenz der dortigen katholischen Schule derart, daß 1897 die Anstellung eines dritten Lehrers und ein neues Klassenzimmer notwendig wurde. Die Regierung genehmigte damals die Unterbringung des Lehrlokals im Gasthofe ‚Zum Preußischen Hofe' nur unter der Bedingung, daß mit dem Neubau der Schule bald begonnen werde. Über zwei Jahre sind seit dieser Zeit verflossen, und mehr als 100 Kinder gehen in genanntes Gasthaus zur Schule, wo das gemietete Zimmer schon längst nicht mehr groß genug ist, so daß wiederholt die Schüler auf Gartenstühlen sitzen und auf den Fensterbrettern ihre schriftlichen Arbeiten verrichten müssen. Zeitweise muß hier der Unterricht wegen des ruhestörenden Lärmes unterbrochen werden. Zu diesen Übelständen gesellen sich die der beiden andern Klassen im alten Schulhause. Laut Aussage verschiedener Ärzte sind diese gesundheitsschädlich, feucht und kalt und wegen der defekten Türen und Fenster im Winter kaum zu erheizen. Aller sanitären Vorschriften spotten die Aborte, und zu verwundern ist es, daß hier die Polizei eine Schließung derselben noch nicht anordnete. Diese einer Stadt unwürdigen Schullokalitäten besichtigte im Jahre 1901 der Oberregierungsrat Lömpke, worauf der Kreisbaumeister Schütz in Landeshut mit dem Entwurf eines neuen Schulhauses beauftragt wurde. Seit dieser Zeit schweben die Verhandlungen wegen Aufbringung der Schullasten und der Platzfrage. Letztere nahm das Jahr 1903 und den Sommer 1904 in Anspruch und harrt endlich der Bestätigung der königlichen Regierung. Der seit zehn Jahren notwendige und jetzt durch drei Jahre hinausgeschobene Neubau könnte vielleicht im Frühjahre dieses Jahres beginnen; doch ist eine abermalige Verzögerung zu befürchten, da die städtischen Behörden — Zeichnung liegt drei Jahre aus — sich mit der Größe des Hausflurs und der luxuriösen Dachkonstruktion nicht einverstanden erklären können."

* * *

Welcher Wertschätzung sich unsere Schulen, insbesondere die ländlichen Volksschulen Preußens, aber auch unsere größten Geister in gewissen Kreisen erfreuen, darf als sattsam bekannt vorausgesetzt werden. Eine so ehrliche Einschätzung aber, wie sie ihnen kürzlich im preußischen Landtage von dort maßgebender Seite zuteil wurde, verdient doch — schon als kulturgeschichtliches Dokument — festgehalten und der Nachwelt überliefert zu werden. Es ist allerdings mehr ein Selbstbekenntnis und eine Selbsteinschätzung, die in ihrer köstlichen Naivität höchst ergötzlich wirkt, — wenn man nur den „Humor von der Geschichte" und nicht ihren beschämenden Ernst würdigen will.

Also: Zur Beratung stand der Antrag Arendt: „Die königliche Staatsregierung zu ersuchen, eine Gedächtnisfeier des hundertsten Todestages von Friedrich Schiller in allen öffentlichen Schulen Preußens her-

beizuführen und sich bereit zu erklären, die hierfür erforderlichen Mittel zu bewilligen."

Abg. Pallaske (k.): Auch wir Konservativen verehren Schiller, weil er gezeigt hat, daß auch ohne Loslösung von Recht und Sitte und in einem reinen Familienleben geniale Werke geschaffen werden können. Aber wir wollen keine uniformierte Feier, die von oben her kommandiert wird, zumal in vielen ländlichen Schulen die Kinder den Namen Schiller gewiß noch nie gehört haben.

Abg. Träger (frs. Vp.) hätte nicht geglaubt, daß gegen einen solchen Antrag sich Widerspruch erheben würde. Schulen, in denen Schillers Name nie genannt würde, gehörten hoffentlich (!) zu den größten Seltenheiten. Der Redner erinnert an den unbeschreiblichen Enthusiasmus, der anläßlich der Schillerfeier im Jahre 1859 im ganzen deutschen Volke geherrscht habe. Er protestiert gegen die Purifizierung Schillerscher Dichtungen in den Schullesebüchern und bezeichnet sie als verwerflicher als Denkmalsschändungen. Am liebsten sähe er den Antrag sofort unter Durchbrechung der Geschäftsordnung angenommen, aber das preußische Abgeordnetenhaus sei nicht der geeignete Ort zur Durchführung revolutionärer Gedanken. (Stürmische Heiterkeit.)

Ein Regierungskommissar verspricht, daß die Regierung die Schiller-Verballhornisierungen in den Schullesebüchern auf das richtige Maß zurückführen werde. (Heiterkeit.)

Der Antrag Arendt geht an die Unterrichtskommission. —

Ich werde mich hüten, einen Kommentar zu geben. Das wäre ja, der Blume ihren feinsten Duft rauben. Nur die Begründung des Widerspruchs gegen den Antrag möchte ich ein wenig ins Licht rücken: „Wir wollen keine uniformierte Feier, die von oben her kommandiert wird." Stolz lieb' ich den Spanier! Ist das nicht ganz die Sprache Marquis Posas? Umarmen könnte man den Opponenten aus so edlen Gründen, aus so echt Schillerschem Geiste! Aber, aber — das war doch früher nicht? Sind denn die Kaisergeburtstagsfeiern keine „uniformierten" und werden die Lehrer nicht etwa dazu „kommandiert"? Oder ist Schiller soviel größer oder — kleiner als der Kaiser? Sollte das aber echte Einschätzung der Größe sein, dann könnte man nur den frommen Wunsch seufzen: Ach, wenn es doch immer so bliebe! Schon die nächste Denkmalsenthüllung oder sonstige patriotisch-offizielle Feier wird uns eines anderen belehren. Und wie war's mit Menzel? Doch „auch 'n jroßer Künstler"? Oder möchte der Herr Abgeordnete auch da „Seiner Majestät allergetreueste Opposition" markieren? —

Hundert Jahre nach Schillers Tode — und was haben wir von ihm gelernt? Sind wir auch nur zur politischen Freiheit herangereift? Ich meine, wir selbst, nicht unsere Institutionen. Wir haben Gesetze und Verfassungen, die uns manches Gute — versprechen. Dürften aber heute Dichtungen wie „Kabale und Liebe", mit ähnlich deutlichen Anspie-

lungen auf Persönlichkeiten und Zustände unserer Zeit, das Rampenlicht erblicken? Eine verhältnismäßig so unpolitische Milieuschilderung wie Hauptmanns „Weber“ wurde verboten, ihre Aufführung mußte erst durch alle Instanzen hindurch vom Oberverwaltungsgericht erstritten werden.

Vor hundert Jahren hat der Mann gelebt und gewirkt, der uns in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und des Abfalls der Niederlande herrliche Denkmäler wahrhaft freiheitlich deutschen Geistes aufgerichtet hat, gleich erhaben über dem kleinlichen Gezänk der Parteien und Konfessionen wie über der Liebedienerei nach oben und unten. Und wie wenig haben wir uns von diesem Geiste zu eigen gemacht! Wäre Schiller nicht durch seine Klassizität gefeit, hielte nicht ein Rest von Scham die Gelüste gewisser Dunkelmänner im Zaum, sie würden sicher darnach trachten, Schiller auch heute noch aus Schule und Haus zu verbannen. So begnügt man sich mit den Verballhornungen und Purifizierungen. Die aber reden schon deutlich genug. Kein Wunder! Ist doch der Geist Schillers dem heute an vielen Stellen herrschenden im Innersten zuwider. Ihr natürlicher Instinkt trügt sie nicht.

Nicht daß unser Volk in seiner Gesamtheit dem Schillerschen Geiste so sehr entfremdet wäre. Es fühlt und denkt in seinen tüchtigen Elementen immer noch deutsch, also Schillerisch. Aber kommen denn diese Elemente heute noch zur rechten Geltung? Eine Schicht von Strebern und Geschäftemachern aller Art drängt sich, von gewissen Zeitverhältnissen begünstigt, in einem Maße an die sichtbaren Stellen, daß es schon eines starken Glaubens an das eigene Volk bedarf, um an ihm nicht irre zu werden. Dies ist auch der eigentliche, wenn auch vielfach unbewußte Grund jener immer offener zutage tretenden Unfreude, die bereits weiter um sich gegriffen hat, als die gewerbsmäßigen Schönfärber zugeben wollen oder vielleicht selber ahnen.

Es ist ja nicht jedermanns Sache, sich mit Anwendung der ganzen Ellenbogenkraft vorzudrängen und mit Bedienteneifer den maßgebenden Stellen bemerkbar zu machen. Vornehme Naturen verschmähen es, sich auf solche Weise einen Platz an der Sonne zu erboxen. Aber viel ist auch die überlieferte, durch Jahrhunderte anerzogene Unmündigkeit des Deutschen schuld, daß die eigentliche Meinung der Nation, das wahre Volksempfinden nur selten zum Durchbruch und zur Geltung gelangt. Man will nirgends anstoßen, man hält lieber mit seiner besseren Meinung zurück, als daß man bei der Sippe oder Kaste oder gar bei dem Vorgesetzten unliebsames Aufsehen erregte. Ja es muß gerade herausgesagt werden: die gesellschaftliche Feigheit und die Furcht vor irgendwelcher Schädigung des Geschäfts oder der Karriere haben sich zu Übeln ausgewachsen, die sich mit deutscher Tapferkeit und Treue nicht länger vertragen.

* * *

Mit um so größerer Freude wird man die Stimmen begrüßen, die, unbekümmert um Beifall oder Widerspruch, der eigenen Überzeugung, der

persönlich erkannten Wahrheit die Ehre geben. Solche Anerkennung verdient nach mehr als einer Richtung und gerade in der Hauptsache ein Vortrag, den Staatsanwalt Dr. jur. Wulffen vor kurzem im Gewerbeverein zu Dresden über die Reform der Strafprozeßordnung und des Strafgesetzbuches gehalten hat. Darin bekämpft er — ein seltener Vogel! — die irrige Meinung, als sei die Juristerei eine bloße Verstandessache. Der Jurist solle das Strafrecht wie alle Rechtspflege mit dem Herzen studieren und betreiben. Weiter rügt der Vortragende die Schwerfälligkeit und Langsamkeit im Strafprozeß und schlägt zur rascheren Herbeiführung von Beweismaterial, zur Verkürzung der Untersuchung und Vereinfachung des ganzen Apparats — analog dem polizeilichen Strafbefehle — den Strafbefehl durch den Amtsrichter vor. — Geht die Machtbefugnis der Polizei bis zur Verhängung von sechs Wochen Haft eventuell 150 Mark Geldstrafe, so würde der amtsgerichtliche Strafbefehl vielleicht bei leichten Eigentums- oder Gewaltdelikten bis zu drei Monaten Gefängnis oder 300 Mark Geldstrafe zuerkennen dürfen. Unterwürfe sich der Schuldige, so wären Zeit und Mühe gespart und das Hauptverfahren in der Öffentlichkeit unnötig. Eine Einschränkung der Öffentlichkeit sei zu wünschen, da viele Zeugen und Angeklagte anläßlich der Verhandlung gezwungen seien, geschäftliche und private Intimitäten preiszugeben und ihren Ruf damit zu untergraben. Die „Kriminalstudenten", die müßigen Gaffer im Gerichtssaal, die oft genug hier erst lernen, wie man es machen muß, seien ebenfalls eine höchst bedenkliche Begleiterscheinung der öffentlichen Verhandlung. Für die Besetzung der Schwurgerichtshöfe rät der Redner drei Richter und neun Geschworene. In diesen „erweiterten Schöffengerichten" erblickt er eine ideale Harmonie und Verschmelzung von Volkstümlichkeit und juristischer Sachkenntnis. Entgegen der jetzt üblichen Jurisdiktion sollen künftig die Rollen vertauscht werden. Die drei Richter entscheiden die Schuldfrage, die neun Laien aber setzen die Strafzumessung fest. Der Vorsitzende soll von Anfang der Verhandlung an und dann vor jeder Zeugenvernehmung den Geschworenen Rechtsbelehrungen erteilen.

Für die Revision erachtet der Redner die Umwandlung der höheren Instanzen in zwei Kammern mit je drei Richtern als ratsam zum Zwecke eingehender Untersuchung neuer Zeugenaussagen. Der bedingten Verurteilung wünscht der Redner in allen nur irgend geeigneten Fällen möglichst erweiterte Anwendung, um alle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft solange wie möglich zu erhalten, zu bessern, nicht aber zu vernichten. Unter diesem Gesichtspunkte erörterte der Redner eine Anzahl Paragraphen des Reichsstrafgesetzes, deren Härte er an fingierten Fällen von typischem Charakter dartut. Die Kriminalität des Menschen weist der Redner aus sozialen und ethischen Gründen nach, sie ist so alt wie das Menschengeschlecht selbst. Solange die Welt besteht, werden nicht aufhören Diebstahl, Betrug, Mord,

Raub und alle anderen Verbrechen. Deshalb hat sich die moderne Rechtspflege dem Seelenstudium und der Ergründung erblicher Belastung in tiefer, eingehender Forschung gewidmet. Die Frucht ist eine stetig zunehmende Milde des Strafmaßes. Seit drei Jahrhunderten befleißigen sich die Richter einer Milderung, die von den Vorfahren jeder Generation für unmöglich gehalten wurde. So auch heute. Die Strafgesetzgebung in ihrer künftigen Form wird so milde Ahndungen anwenden, wie dies ohne Gefahr der Gesamtheit eben tunlich erscheint. So bringt der Redner für zahlreiche Delikte in leichteren Fällen, wofür bisher Gefängnis verhängt war, Geldstrafen in Vorschlag, zum Beispiel für Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, Widerstand, Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch, sogar Nötigung und Erpressung. Die Strafmündigkeit der Jugend will er vom vollendeten zwölften bis zum vierzehnten Jahre hinausgeschoben wissen. Das zwölfte Jahr sei in der Entwicklung des Menschen nicht ausreichend als Markstein gezeichnet, namentlich nicht in ethischer Hinsicht. Das Kind erlernt die zehn Gebote, aber ein sittliches Bewußtsein für strafbare Taten sei nicht entwickelt. Das Gericht lasse ja auch bei kindlichen Zeugen noch keinen Eid zu, obwohl das achte Gebot vor falschem Zeugnis warne. Im allgemeinen wendet sich der Redner überhaupt gegen eine Bestrafung der Kinder durch das Gericht, besonders gegen die Unterbringung auf der Anklagebank. „Unsere Kinder sollten wir nicht auf die Anklagebank setzen. Sie sind der Keim einer künftigen Generation, deren Veredelung wir anstreben müssen; sie sind die Wiedergeburt unseres eigenen Ich."

Die Summe der Forderungen und Ziele der gesamten Reformbewegung faßt der Vortragende zuletzt in die inhaltsreichen Worte zusammen: „Menschenliebe sei vor allen anderen eine Eigenschaft des künftigen Kriminalisten!"

Es ist der Geist der Humanität, Geist vom Geiste Schillers, der auch diese Worte durchweht. Wie es aber eine wahre Humanität gibt, so auch eine falsche, und es lag gewiß nicht in der Absicht des Redners, einer solchen Vorschub zu leisten. Sie wird immer dort festzustellen sein, wo Taten aus Niedertracht, roher und ehrloser Gesinnung allzu milde bestraft werden. Es ist daher nur wahre Humanität, wenn solche Taten eine entsprechende Sühne finden. So ist auch das Urteil, das kürzlich vom Schöffengericht zu Aachen gegen einen Tierquäler gefällt wurde, wahrer Humanität entsprungen. Es ist um so bemerkenswerter, als sonst in solchen Fällen, trotz der bekanntlich völlig unzulänglichen Strafbestimmungen, meist noch das niedrigst zulässige Strafmaß gewählt wird:

Der Kaufmann H. aus Düsseldorf hatte anfangs Dezember v. J. bei einem gelegentlichen Aufenthalt in Aachen seinen Hund mißhandelt und das Tier schließlich durch das Gitter des Bärenzwingers im Zoologischen Garten gezwängt. Der Bär zerriß sofort den Hund und verzehrte ihn. Wegen dieser Tierquälerei hatte H. ein polizeiliches Strafmandat in Höhe von 30 Mark erhalten, gegen das er aber Widerspruch erhob!!

Das Schöffengericht verurteilte den brutalen Mann wegen Tierquälerei zu der höchst zulässigen Strafe von sechs Wochen Haft. Der Gerichtshof bedauerte, daß angesichts der überaus rohen Tat die Strafe nicht höher bemessen werden könne.

* * *

Das Volk, auch in seinem dunkeln Drange, ist sich des rechten Weges schon bewußt. Wenn nur die vielen hineinregierenden Quacksalber nicht wären: die superklugen Angstmeier und die nur auf den eigenen Nutzen bedachten Scharfmacher! Ginge es allein nach den, so hätten wir nicht nur Attentate wie in Rußland, sondern auch längst den Bürgerkrieg und im Gefolge davon wohl auch freundnachbarliche „Vermittler“ im Lande. Wie hat man gegen die Arbeiterorganisationen vom Leder gezogen und wie glänzend haben sie sich beim letzten großen Streik im Ruhrgebiet bewährt! Trotz des krampfhaften Polizeiaufgebots, trotz der dreisten Herausforderungen der Zechenfürsten, trotz der schwächlichen und zweideutigen Haltung der Regierung. Selbst ein so gut bürgerliches Organ wie das „Leipziger Tageblatt“ mußte feststellen:

„Es kennzeichnet den ungeheuren Unterschied zwischen russischer und deutscher Kultur, wenn wir einen Blick auf den Ausstand der Bergarbeiter im Ruhrgebiet werfen. Äußerlich mußte dieser Ausstand mit seinen 200000 feiernden Arbeitern noch viel bedenklicher erscheinen, als der Streik der Petersburger Industriearbeiter. Aber hier zeigt sich der Segen unserer sozialen Gesetzgebung, hier zeigt sich ebenso der immer wieder von den Autokraten geleugnete und doch nicht zu bestreitende Segen der Arbeiterorganisationen. Es ist viel erzieherische Arbeit, viel Disziplin und schließlich auch viel Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache nötig, um die zwei Hunderttausende der streikenden Arbeiter zu einer solchen Ruhe zu bewegen, wie sie tatsächlich bisher im Streikgebiet geherrscht hat.“

Es liegt mir fern, irgend jemand eine bewußte Absicht nachzusagen, aber hätte man die Arbeiter aufreizen wollen, so konnte man es auch nicht viel anders anfangen. Wurden doch sogar den „Arbeitswilligen“ Waffenscheine ins Haus gesandt, sie mit Revolvern ausgerüstet, von denen sie denn auch mehrfach in herausfordernd frivoler Weise Gebrauch machten. Und wie schneidig waltete das Schwert der Gerechtigkeit! Für ganz geringfügige Ausschreitungen, wie sie in diesen Kreisen auch im vollsten Frieden vorkommen, gab's Gefängnis und nur Gefängnis. Ich spare mir heute die Einzelfälle, bin aber auf Wunsch selbstverständlich gerne bereit, deren mehr als genug beizubringen.

Wenn die Arbeiter dann noch die Behandlung, die ihnen zuteil wurde, mit der Haltung verglichen, in der sich Vertreter der Regierung den Grubengewaltigen nur zu nahen wagten, so ist ihre Disziplin doppelt zu bewundern. Schon vor dem Streik durfte ein Großindustrieller zum Handels-

minister Möller äußern: „Sie, Herr Minister, imponieren mir noch lange nicht. Wenn Sie den nötigen Spiritus im Kopfe hätten, wäre aus Ihrem Kupferhämmerchen längst etwas anders geworden.“ Wie wird es da erst während des Streiks ausgesehen haben, wo die Regierung bei allem guten Willen sich doch außerstande sah, den Souveränen des Ruhrgebiets dasjenige Maß von Botmäßigkeit entgegenzubringen, auf welches diese begründeten Anspruch zu haben glaubten.

Und so erfreulich, wie die unerschütterliche Selbstzucht der Arbeiter, war auch die Haltung des größten Teiles der bürgerlichen Gesellschaft, die ihrer Sympathie für die um ihre Menschenrechte Ringenden nicht nur durch bloße Worte Ausdruck gab. Menschenrechte, jawohl — denn es ist ein verhängnisvoller Irrtum, in den sozialen Kämpfen der Gegenwart nur einen Lohnkampf zu sehen. Mit wirtschaftlichen Zugeständnissen allein, so wichtig sie auch sind, werden sich die zum Licht emporstrebenden Klassen nie zufrieden geben. Sie wollen auch ihre menschliche Gleichberechtigung anerkannt wissen, die ihnen ja längst von der Verfassung gewährleistet ist — auf dem Papier. Daß sie aber, außer den wirtschaftlichen Interessen, auch höhere beseelen, kann jedem wahren Vaterlandsfreunde nur zur Freude, der Nation Schillers nur zur Ehre gereichen.

Vertrauen wir etwas mehr den gesunden Kräften unseres Volkes und regieren wir dafür etwas weniger — nach unten!





Stunden der Stille.

Von

Hermann von Blomberg.

1.

Man hat den Idealisten aller Zeiten nie den Vorwurf erspart, daß sie mit tausend und abertausend Schwierigkeiten innerhalb und außerhalb der menschlichen Natur nicht rechneten, wo sie ihr flammendes: „Seid anders, werdet besser!" in die Welt hinausriefen. Soll denn aber denen gar keine Arbeit mehr bleiben, denen die Liebe und der Ernst für das einzelne von Natur mitgegeben ist? — Sie waren doch von je in erdrückender Überzahl!

Der Idealist kann uns einen Funken seines feurigen Glaubens leihen, damit wir die Kleinarbeit nicht seelenlos betreiben. Glückt ihm das, so hat er genug für seine Zeit getan. Möge es unsern Stolz und unsere Zufriedenheit ausmachen, daß wir im kleinen schärfer und richtiger sehen als er! So werden beide gut fahren, und ihre Zeit am allerbesten.

2.

Verwundern muß man sich immer wieder über die seelische Stärke des Menschen, wenn man die Umgebung wahrnimmt, in der so manche Eigenart sich unverkümmert das Ihre bewahrte. Trotz alles Gehabens hat unsere Zeit nur den Sinn — den unausgebildeten Willen — für Eigenart, noch lange aber die freimütige Macht nicht, sie freudig und tapfer willkommen zu heißen. Das erwarten wir seit langem sehnsüchtig von der Zukunft.

3.

Ein Wesen zerstört mit brutaler Kraft das andere in seiner Schwäche: das ist Naturgesetz. Was aber sich Mensch nennt, das lebt von dem Gedanken der alles schonenden und erhaltenden Liebe und ihres Gebotes:

das ist Geistesgesetz. Jenes stellt die Wissenschaft auf und bewahrt und bewacht es als ein unantastbares Gesetz ihrer Erkenntnis der Außenwelt. Dieses verkündet die Erkenntnis des inneren Menschen — die Liebe, die höher ist denn alle menschliche Vernunft, und duldet kein kleinliches Bekritteln und Deuteln aus den kümmerlichen Betrachtungen des Alltages. Wer solcher Liebe teilhaft geworden, der wird auch das Leben draußen so großzügig und bedeutend sehen, daß sich in ihm selbst Kampf und Hader harmonisch am Ende zusammenfinden. Auf Goethes Leben blickend haben wir das Abbild einer Versöhnung von Drinnen und Draußen im Gefühl des Eins- und Unendlichseins.

4.

Heimweh — wie oft nur ein Wehlaut des innersten Menschen nach vergangener, unbenutzter Gelegenheit, Liebes zu tun, Gutes zu reden!

5.

Henrik Ibsen kann uns kein Führer sein. Er hat zu viele Gestalten geschaffen, die als Fragezeichen einhergehen; die innerlich schon versagen, wo sie erst recht anfangen sollten, zu überzeugen. Seine Unklarheit ist durchaus nicht etwa bloß Verfehltes im einzelnen, sondern etwas Naturnotwendiges: ein Mangel. Was Ibsen mangelt, das werden wir Deutschen sofort erfassen, wenn wir von ihm zu Goethe zurückkehren: das innige Gefühl für warmes, wahres Leben.

6.

Goethe — wenigstens der künstlerischen Tat nach — der größte unter den deutschen Klassikern, hat nie die Kunst als ein allein Seligmachendes gepriesen; dazu war er viel zu sehr zusammenfassende Künstlernatur. Er ist sich stets bewußt geblieben, daß es ein Lebenshöheres gibt, und hat sich mit herrlichen Worten, in der ihm eigenen sieghaften Weise, demütig vor jenem Höheren geneigt.

7.

Unser Dank ist doch am wärmsten und aufrichtigsten, wenn er sich wie ein Beschwingtes gen Himmel erhebt zu dem großen Unpersönlichen.

8.

Tapfer sein, das heißt wider alle Fährnisse und Widerwärtigkeiten sein Bestes rücksichtslos durchsetzen und denen gütig helfen, die mit ernstem Willen eben dahin streben.

9.

Wundervolle Menschen, die unbewußt aus ihrem sonnigen, hilfsbereiten Wesen immer nur geben — und wo sie wieder empfingen, doppelt und dreifach geben!

10.

Ein schöneres Zeugnis kann keinem Menschen ausgestellt werden, als wo ein edles, gutes Wesen ihm gesteht: „Ich hab' dich lieb!"

11.

Das Tun, das alle Tüchtigen tun, wo Not am Mann ist, nennen wir brav. Was aber das Genie fertig bringt, wider den Willen fast aller — zu ihrem künftigen Heile — nennen wir erhaben.

12.

Die durchgreifende Umwandlung, die aus einer dämmernden Jugendahnung in reiferen Jahren zu einer bewußten Verehrung geistig großer Menschen übergeht, sie allein bildet den Kern einer weltfreudigen Persönlichkeit und gibt der ringenden Seele Klarheit, Frieden mit sich selber. Nun erst sieht sie ungetrübt der andern Treiben und nutzt es als Mittel zu eigener Erkenntnis. Die gefestigte Persönlichkeit allein bringt es fertig, die Gleichgültigkeit aus der Seele zu bannen — jenen inneren Krebsschaden, das Schlimmste alles Schlimmen, die Gleichgültigkeit, die alles menschliche Denken und Tun in eine niedere Sphäre zu ziehen bestrebt ist. So bleibt die Persönlichkeit das letzte Ziel erlösender Selbständigkeit.

Gäbe es mehr Menschen, die Freude daran empfänden, sich einmal Bedeutenderem hinzugeben, als lediglich ihren allerpersönlichsten Alltagstrivialitäten, es könnte nicht so viel leidenschaftlicher Haß und bohrende Feindseligkeit, bloßer Nichtigkeiten willen, unter Menschen bestehen. Das letzte, allen Menschen gemeinsame „große Reiseziel“, um das noch keiner hier betrogen ward, er habe eine Rolle gespielt, welche er immer wolle, könnte nicht so dem Gesamtbewußtsein aus dem Gedächtnisse entschwinden. Als einem unmittelbar mit unserm Heil Verwachsenen würden wir dem Nächsten in unserm Ich begegnen und dieses unser Ich in seiner Person wiederfinden. Mit einem Wort: die Liebe fände — wenigstens in unserm ernsten Willen — ihre ideale Erfüllung.



Die moderne Weltanschauung und das Drama.

Von

Konrad Falke.

Kant schied als erster die beiden Reiche deutlich: die unfreie Außenwelt der Erscheinung von der freien Innenwelt unseres Ichs. Während er aber mit seinem „Primat der praktischen Vernunft“ auf die Freiheit das Hauptgewicht legte, hat sich die moderne Kultur mehr und mehr an die Unfreiheit verkauft, indem sie die Gesetze, die in der Erscheinung gelten, in ein Gebiet hineintrug, in das sie nicht hingehören. Aus dem Geiste Kants erwuchs unser größtes deutsches Drama, dasjenige Schillers, aus

dem Geiste unserer gegenwärtigen Führer ging — nun, ging eben unser Drama hervor, wie wir es jeden Abend auf den Brettern sehen können. Gibt das nicht zu denken? Ruft uns das immer noch nicht zum — Kampfe?

Friedrich Nietzsche sagt irgendwo, „daß die Kunst zum Leben verführen müsse“. Damit redet er keinem vom Phrasenidealismus konzipierten Traumbild das Wort: im Gegenteil, zu dieser Wirkung bedarf es nach seiner Meinung eines Daseinsausschnittes, in welchem die Wogen des Werdens und Sterbens so hoch gehen, daß es eine Lust ist, von ihnen getragen zu werden. Aber weder am stillen Silberquell der Lyrik, noch in der breiten, fruchtbaren Ebene des Epos, einzig in der Welt des Dramas mit Gipfel und Abgrund und Firnenluft, hellstem Glanz und schwärzesten Schatten ergreift uns diese stolze Empfindung. Eine riesengroße, dunkle Frauengestalt auf einem Postament, und rings in der Ferne, wie von einer höchsten Spitze aus gesehen, das Schneegebirge — wer kennt nicht dieses Bild von Arnold Böcklin? Er benannte es „Das Drama“ und gab so mit den Mitteln des Malers die beste Symbolisierung der geistigen Atmosphäre, in der diese Kunstgattung allein gedeiht. Es ist die triumphierende, monumentale Seelenruhe, die wir stets aus dem großen Drama und seiner höchsten Form, der Tragödie, als Gewinn davontragen. Es ist die Gedanken- und Gefühlswelt, in der ein Äschylos, ein Shakespeare, ein Schiller gelebt haben.

Wo aber ist nun die Bühnenkunst unserer Tage, die „zum Leben verführt“? In hundert Jahren wird es ein angemessenes Thema für Doktoranden sein, zu untersuchen, wie fast gleichzeitig zwei so urdeutsche Typen wie Richard Wagner und Gerhart Hauptmann möglich waren. Beantwortung: Nur so, daß wenigstens im musikalischen Drama die hohe Auffassung der Kunst sich erhielt und befriedigt wurde, konnte das Publikum einen „Fuhrmann Henschel“ und „Michael Kramer“ dulden. Denn wäre es sonst nicht ein unlösbares Rätsel, wie einer Zeit, die in ihrer Begeisterung für Wagners Helden nachgerade einig geworden ist, solche Jammerkerle wie die Hauptmanns immer und immer wieder aufgedrängt werden dürfen? Es ist in der Tat fast unbegreiflich, daß der Geist der herrschenden Oper uns bis zur Stunde noch nicht dazu erzogen hat, auch an das Drama ähnliche Forderungen zu stellen. Aber es wird begreiflich, wenn wir sehen, wie der große Schauspieler immer mehr hinter der großen Schauspielerin zurücktreten muß. Und was für Rollen spielen eine Sarah Bernhardt, eine Duse, eine — Eysoldt? Schwankende Gestalten, vibrierende Nervenbündel, die in ultravioletten Farben flimmern. Zuweilen blitzt es wohl auch, aber es schlägt nicht ein. Sie haben keinen Stahl in der Seele!

Man kann sich nicht mit dem modernen Drama auseinandersetzen, ohne Stellung zu Gerhart Hauptmann zu nehmen. Hauptmann ist zwar kein Dramatiker, obschon er jährlich ein Stück schreibt, aber er ist der Götze eines Zeitalters, und wer eine Zeit angreifen will, muß ihre Götzen angreifen. Man hat Gerhart Hauptmann vorgeworfen, er folge der Mode; ich glaube vielmehr, daß er der einzig ernst zu nehmende Bühnen-

schriftsteller unserer Tage ist und daß das Umhertasten in allen möglichen dramatischen Stilformen nur als das unwillkürliche Eingeständnis einer innern Unsicherheit angesehen werden muß. Darum ist meine Fehde gegen Gerhart Hauptmann frei von allem Persönlichen und weit mehr gegen den Zeitgeist gerichtet, der in seinen Werken den reinsten Ausdruck findet. Vielleicht in keinem mehr als in „Florian Geyer", der Bauerntragödie, die am 22. Oktober 1904 über die Bretter des Lessingtheaters ging! Der Beifall war durchaus erkünstelt, ein Teil der Kritik aber hob das Stück in alle Himmel, sprach es heilig und unsterblich. Man staune: eine Reihenfolge von Szenen, in denen nichts als geschwatzt wird, ist ein Drama; ein Mann, der sich stets bei den Schwätzern befindet, während die Sache, und zwar gleich von Anfang an, schief geht, ist ein dramatischer Held, und das Ganze soll gar ein unvergängliches Kunstwerk sein! Aber sachte, Gerhart Hauptmann hat die Quellen studiert und ein historisch getreues Bild jener Zustände geboten. Jedes Wort kann ihm nachgerechnet und bestätigt werden, es ist alles, wie der Franzose sagt, à la portée de tous, nämlich der „exakten" Wissenschaft.

Doch man sehe noch einmal und etwas näher zu! Geht denn aus all diesen Szenen des Zankes, des Unmuts, der Verzweiflung etwa klar und augenscheinlich hervor, wofür diese Bauern kämpfen, oder auch nur wogegen? Erbraust das mächtige, hier so naheliegende Motiv der Freiheit ein einziges Mal mit jenem hinreißenden Schwung, der diesem Motiv nun einmal eigen ist? Oder läßt uns der Dichter wenigstens „des Lebens Erzklang durch die Seele dröhnen"? Nichts von alledem. Von der Gegenpartei bekommt man nicht viel mehr als ein paar glänzende Rüstungen zu Gesicht, und wie im letzten Akt die Feinde vor dem zu Tode erschöpften Florian Geyer wie vor einem Kriegsgott zurückweichen, fragt man sich erstaunt, was denn dieser Mann getan hat, um so furchtbar zu sein. Florian Geyer ist nicht nur von Anbeginn an ein „Geschobener", sondern er verliert auch schon auf halbem Wege den Glauben, daß er „schieben" könne. Er macht nirgends die Handlung, wir sehen höchstens im Spiegelbild seines Geistes das, was anderwärts passiert ist. Wenn da ein begeisterter Kritiker alle diejenigen, „die auf der Bühne immer die Kanonen sehen wollen", ins Irrenhaus schicken möchte, so ist darauf zu erwidern, daß man in „Wallensteins Tod" die Kanonen auch nicht auf der Bühne sieht. Und überhaupt — was gehen uns denn die Bauern aus dem 16. Jahrhundert an? So wenig wie die Polen und Russen in Schillers „Demetrius". Aber dort wird gleich die Riesenfrage zwischen Recht und Unrecht aufgeworfen, und unser Interesse daran, ob und wie diese ewige Idee über die dunkle Verwicklung irdischer Verhältnisse den Sieg davontragen wird, ist sofort ein ebenso brennendes, als uns diese Verhältnisse an sich kalt lassen. Lessing hat den Dramatiker vom Joch der Geschichte befreit, heute aber, wo man nicht nur mit den Autoritäten, sondern auch mit ihren Gründen schnell fertig wird, preist man ein Stück wie „Florian Geyer" als monumentum ære perennius

und führt es am — Lessingtheater auf. Woher anders kommt das, als daher, daß die historische Wissenschaft mit ihrer verdammten Objektivität, die sie von allen Kathedern posaunt, die Kunst, vor allem die dramatische Kunst, bis in ihre Wurzeln durchseucht hat?

Freilich muß der dramatische Dichter „objektiv“ sein, doch über seinem Werke hat als suprema lex seine Weltanschauung zu stehen. Weltanschauung! Hat uns nicht eben wieder die Wissenschaft, die dem größten, erhabensten Irrtum jede beliebige Schulmeisterwahrheit voranstellt, alle und jede großlinige Weltanschauung geraubt? Jede große Kunst ist aber ein großer „Irrtum“, denn sie ist eine Welt des Scheins, und diese Welt des Scheins gegenüber der Wirklichkeit zu behaupten, dazu bedarf es der innern Freiheit und männlichen Kraft, die von jeher der Ehrenschmuck jedes wahren Künstlers gewesen sind. Ja, gibt es denn in Deutschland immer noch keine Augen dafür, daß der Dramatiker, der den Stoff nicht mehr beherrschen, sondern absichtlich von ihm beherrscht sein will, sich zum Sklaven erniedrigt, keine Entrüstung darüber, daß der Künstler sich zu dieser geistigen Prostitution erziehen läßt? Nein, wie es scheint, noch nicht: man muß sogar noch ganz andere Dinge erleben. Man muß erleben, daß ein Stück wie „Florian Geyer“, in dem auch nicht ein Funke Idealismus steckt, mit Beethovens Eroica verglichen wird! Ist das nicht, um mit der Faust auf den Tisch zu schlagen? Also Beethoven, der in seiner Seele die tiefsten Qualen zu überwinden, mehr noch, sie in einen sieghaften Jubel auszuschmelzen die Kraft hatte, Beethoven wird als Zeuge für eine Kunst angerufen, die vom historischen Kritizismus gemacht und über Wasser gehalten wird! Aber man kann wahrhaftig nichts Besseres wünschen, als daß in diesem Stile tüchtig weiter gelobhudelt werde. „Der Staat muß untergehn, früh oder spät, wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet!“ ruft Leo Sapieha auf dem Reichstag zu Krakau. Jawohl, und die Kunst auch!

Wenn man das gesamte Schaffen Gerhart Hauptmanns betrachtet, wenn man diese Reihen von Dramen überschaut, die mit Ausnahme der „Weber“ Muster sind dafür, wie man in einem Drama alles Dramatische vermeidet, dann erinnert man sich an Nietzsches Wort: „Sie sind kalt, diese Gelehrten! Daß ein Blitz in ihre Speise schlüge und ihre Mäuler lernten Feuer fressen!“ Aber der Blitz schlägt selten in Lehrbücher und Grammatiken: sie haben wenig Anziehendes für ihn, sie sind nur für die Unfreien.

Und dieses Eine sollte man an alle Wände schreiben: unfrei sind wir geworden, unfrei auch in jenem Gebiet unserer Seele, das uns die Größten als einen Hort der Freiheit erhalten haben — in der Kunst. Ein Kunstwerk ist uns nicht mehr das Dokument einer Persönlichkeit, sondern das Erzeugnis einer Zeit. Wir nehmen ein Buch nicht mehr in die Hand, um uns von seinem Autor etwas sagen zu lassen, sondern um zu sehen, was für einer Richtung er angehört. Auf den Universitäten wird nicht mehr die künstlerische Betrachtung eines Kunstwerkes gelehrt, sondern nur

noch die wissenschaftliche. Da fällt denn freilich auch das Erhabenste in den allgemeinen Strom bedingter Begebenheiten, und man würde fast meinen, die Geisteshelden hätten nur gelebt, damit nachher ein neugebackener Doktor mit gnädiger Herablassung seinem Publikum mitteilen kann, die „Entwicklung“ sei von dem über diesen und jenen „weitergeschritten“ und jeder habe seine „historische Mission“ erfüllt.

Die Entwicklung! Dieser Begriff hat Jahrhunderte alte unheilvolle Wahngebilde zertrümmert, und mit jener Ironie, die allem Übermenschlichen eigen ist, beginnt er sich heute an seinen Entdeckern zu rächen. Was ist denn eigentlich wichtiger im Leben: die Bedeutung des Inhalts oder die Zusammenhänge der Erscheinung? Wenn wir, und das tut die Wissenschaft, das Gesetzmäßige in der Erscheinung aufsuchen, so gleichen wir dem Maler, der ein Quadratennetz über ein Gemälde legt, um es zu kopieren. Wie nun die Quadrate größer oder kleiner sein können — vielleicht täten Sechsecke ebendenselben Dienst —, so könnten auch die Erkenntnisgesetze, die wir ja selbst in die Welt hineinprojizieren, recht wohl andere sein. Das Inhaltliche aber, der Gefühlskern der Welt, der uns in tausend Symbolen entgegentritt, ist immer derselbe: wir haben das unmittelbare Bewußtsein, daß jedes Wesen am Glück und Wehe des Daseins auf seine Weise teilnimmt. Mit dieser naiven und darum elementarkräftigen Betrachtungsweise wurde die ihr eng verwandte künstlerische Weltanschauung immer mehr ertötet durch das einseitige Betonen des wissenschaftlichen Standpunktes, der auf die Zusammenhänge sieht. Und doch, so wenig die Entdeckung des Kopernikus uns hindert, in Redensarten wie „Die Sonne geht auf“ und „Die Sonne sinkt“ die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung anzuerkennen, ebensowenig wird uns der Determinismus jemals die unmittelbar gegebene Empfindung der Freiheit rauben können. Ich habe vor der Wissenschaft unserer Tage (freilich nur vor der echten) die allergrößte Hochachtung und verkenne nicht ihre kulturelle Bedeutung. Aber es ist doch nicht nötig, daß wir die Prinzipien, auf denen wir unsere Kultur aufbauen, mit denen wir sie gegen jede Dunkelmännerherrschaft verteidigen, in die Kunst hineinmischen. Das heißt das Schwert, das uns in der Schlacht gut gedient hat, daheim über unserm eigenen Haupte aufhängen!

Und hat denn der moderne Determinismus etwas anderes getan, als daß er die Richtigkeit einer schon längst in großen Umrissen geahnten Erkenntnis auch im kleinsten nachwies? Was man heute Notwendigkeit, Bedingtheit nennt, das trug früher den Namen Schicksal, und die alten Griechen waren bis zu einer geradezu pessimistischen Färbung ihrer Weltanschauung von der unzerreißbaren Verknüpfung aller Dinge überzeugt. Aber sie wehrten sich dagegen, sie schoben mit ihrer Kraft, Persönliches zu schaffen, eine Götterwelt zwischen sich und das oberste Verhängnis und hielten sich so das dunkle, unpersönliche „Schicksal“ vom Leibe. Erst als später an Stelle des griechischen Gottes, der eine trennende Mittelstellung zwischen dem

Menschen und dem Verhängnis eingenommen hatte, der hierarchische Priester als Bindeglied trat, wurde im Laufe der Jahrhunderte das einst so helle Zwischenreich der Phantasie zu einer dumpf lastenden, finstern Nacht, die nur durch die Leuchte objektiver Wissenschaft gelichtet werden konnte! Und das geschah denn auch so gründlich, daß dieses Zwischenreich überhaupt zu fallen in Gefahr geraten ist und daß uns heute in den Lehren eben dieser Wissenschaft, im toten, unpersönlichen Mechanismus, die alte Wucht des nackten Verhängnisses aufs neue bedroht. Um Atem zu schöpfen, um als freie Persönlichkeiten leben zu können, müssen wir wieder ein ähnliches Zwischenreich errichten. Wenn es bei den Griechen durch den im ganzen Volke unbewußt lebendigen Mythus gegeben war, so ist seine Wiedereinführung in unsern Verhältnissen die bewußte Aufgabe der Kunst!

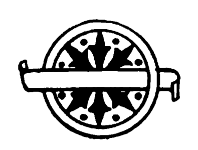
In diesem Sinne wirkt für uns Deutsche vor allem das Lebenswerk Schillers. Hierin liegt seine innerste Verwandtschaft mit der Antike, und er ist zugleich das nächstliegende Beispiel, an dem die große, erhabene, fast völlig in Vergessenheit geratene Kehrseite des Determinismus gezeigt werden kann. Unsere Zeit, deren einst gerühmte „Andacht zum Kleinen" sich schon längst in eine Andacht zum Kleinlichen verwandelt hat, bemüht sich fortwährend, darauf hinzuweisen, wie elend der Mensch in das ungeheure Weltgetriebe eingefügt sei. Freilich, alles Niedrige, Kranke, alles auf die schiefe Ebene Geratene und der Vernichtung Entgegengleitende, erschauert vor dem rollenden Donner des unerbittlichen Geschickes. Was aber da groß ist, das hat sich noch immer selbst als Teil des Schicksals und darum in seinem Walten geborgen gefühlt! Wir wollen uns freuen über die Tatsache, daß nicht das naturalistische Drama Hauptmanns, sondern das idealistische Schillers selbst heute noch überall, wo nicht Tendenz und Snobismus mitspielen, das Publikum für sich hat. Der naive Mensch, wenn er das Theater betritt, wird sich eben sofort bewußt, daß er hier, so gut wie in der Kirche, an einem besondern Ort ist, der ihm auch das Recht besonderer Anforderungen erteilt. Diesen besondern Anforderungen kommt der idealistische Dichter dadurch entgegen, daß er seine Gestalten großlinig herausarbeitet, seine Lebensbilder nicht mit verminderten Septimakkorden beschließt, sondern die Konflikte unter der Herrschaft höherer Ideen einer Lösung entgegenführt. Schiller hatte eine Weltanschauung und lebte noch nicht in einer Zeit, die den regulativen Wert der Metaphysik nicht mehr zu schätzen weiß und in ihrem kümmerlichen Bestreben nach dem „Wahren" sich in psychologischen Firlefanzereien verliert. Gewiß, die Wahrheit ist eine erhabene Göttin, sie kann aber auch eine ganz gewöhnliche Dirne sein, und sie ist es geworden bei einem Geschlecht, das über dem Suchen nach der Wahrheit des Tatsächlichen vergessen hat, daß noch eine weit höhere Wahrheit existiert: die Wahrheit des Wirksamen. So ist auch die Wahrheit des idealistischen Dichters nicht eine Wahrheit der Tatsachen, sondern eine Wahrheit der Kraft, und diese Wahrheit an uns selber zu erfahren, also uns zu stärken, ist

der beste Gewinn, den wir aus der Kunst ziehen können. Schiller darum, weil er in erster Linie die Kraftelemente des Lebens nach ewigen Gesetzen gegeneinander abwog, geringschätzig moralisch nennen zu wollen, worunter man gleichzeitig poetisch minderwertig versteht, das klingt im Munde einer Generation, bei der gerade die führenden Geister, wie Ibsen, Tolstoi, Hauptmann, so hervorragend didaktisch gefärbt sind, einfach lächerlich. Es dürfte einst eine Zeit kommen, wo denen, die dann urteilen, unsere Armeleutestücke und Vererbungsdramen hundertmal „moralischer" erscheinen als Schiller, der seinen Blick immer auf die großen Daseinsfragen gerichtet hat!

Wenn die Wissenschaft in unsern Tagen die Kunst ganz unter ihre Fuchtel gebracht hat, so gibt es doch für ihren — nämlich der Wissenschaft — wahren Wert ein hübsches Gleichnis. Die ingeniöse Hypothese, Bacon und Shakespeare möchten identisch sein, weist Wilhelm Windelband, der feinsinnige Historiker der Philosophie, mit den Worten zurück, Shakespeare dürfte eher das Baconsche System miterdichtet haben. Ist aber damit nicht der synthetischen, weltbildenden Kraft der Phantasie der Vorrang vor der bloß analytischen, welterklärenden Tendenz der Wissenschaft zugesprochen?

Fehlt uns leider nur bis jetzt der Shakespeare, und doch liegt das Material für die bauende Phantasie reicher denn je vor, Lust und Schmerz, die beiden Pole menschlichen Empfindens, standen nie entfernter, ließen nie mächtigere Schwingungen zu, als gerade heute. Wir haben in Abgründe gegraben und dadurch bewirkt, daß die Höhen noch höher ragen werden, sobald nur die Sonne eines idealistischen Glaubens die Nebel zerreißt und uns die ewigen Gipfel wieder sehen läßt. Das Entsetzlichste, das Grauenvollste darf der Dichter in sein Werk aufnehmen, der die Kraft hat, ihm gleichzeitig das Größte und Erhabenste entgegenzusetzen. Denn unter Idealismus verstehen wir nicht jenen seichten, von Schopenhauer „ruchlos" genannten Optimismus, sondern ein männliches Ins-Auge-fassen und Gegeneinander-abwägen der beiden Seiten dieses Lebens. Zu oberst aber wollen wir den Dichter stehen sehen, der den Stoff bezwingt, der ihm bei aller dramatischen Objektivität den Stempel seines Geistes, seines Willens aufzudrücken imstande ist, und wenn wir das Theater verlassen, möchten wir von ihm sagen können, was Gottfried Keller von Arnold Böcklin:

„Starken Herzens, stillen Blickes
Teilt' er Licht und Schatten aus —
Meister jeglichen Geschickes,
Schloß gelassen er das Haus!"



Umschau.

Goethe und der Materialismus.

So klar wie Saint Simon hat Goethes Genius das Wesen der kritischen Epochen, die ehrfurchtslos den organischen und glaubensvollen gegenüberstehen, durchschaut. „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte", schrieb er schon 1797, „dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, in welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend für Mitwelt und Nachwelt." („Israel in der Wüste".) Er weiß genau, wohin es führt, wenn die profan-kritischen Bestrebungen sich voll auswirken. „Und so wird denn auch der Wert eines jeden Geheimnisses zerstört", heißt es in den „Geistes-Epochen", „der Volksglaube selbst entweiht. Eigenschaften, die sich vorher naturgemäß auseinander entwickelten, arbeiten wie streitende Elemente gegeneinander, und so ist das Tohuwabohu wieder da, aber nicht das erste, befruchtete, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine ihm würdige Welt abermals erschaffen könnte".

Der Seele fehlt ja jeder Antrieb zu schöpferischem Wirken, wenn sie nichts mehr als göttlich, übergroß empfindet. Wenn die Persönlichkeit sich nur als Mischmasch von sinn- und wertlosen kleinsten Massenteilchen einschätzt, verschwindet ihre unmittelbarste Kraft. Das ist ein Gesetz, über das sich kein halbwegs unterrichteter Kulturpsychologe hinwegtäuscht. Ist aber dann die Rettung vor dem Chaos nicht einzig und allein in der Neubelebung aller Glaubenskräfte zu suchen? Der unbefangene und wahrhaft kritische Denker kann sich dieser Schlußfolgerung nicht entziehen. Er muß mit Freuden jede neue Tatsache begrüßen, die dem Dasein einen höheren Sinn zu geben geeignet ist. Zum mindesten aber würde er nicht triumphieren, wenn sich solche Tatsachen nicht fänden.

Hiermit vergleiche man das Verhalten des großen Kindes Haeckel, von den kleineren „Monisten" ganz zu schweigen. Er schämt sich nicht, gar nicht aus dem Jubel darüber herauszukommen, daß Zweck und Plan in den Naturgesetzen nicht anzutreffen seien. Daß hierin etwas Tragisches liegen könnte, kommt ihm vor lauter Überschätzung seiner Forschungsresultate keinen Augenblick in den Sinn. Er zögert nicht, sich zu gebärden, als habe er erst das rechte Evangelium geschaffen. So recht, als hätte er's darauf abgesehen, Goethes Prophetenwort zu erfüllen: „Anstatt verständig zu belehren und ruhig einzuwirken, streut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den geschaut werde, ist mehr gegeben, jeder einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und gibt seine vollkommene Torheit für ein vollendetes Ganzes" (Geistesepochen).

Und dieser Mann wagt es, auf Goethe als seinen Vorläufer sich zu berufen! Und findet damit Anhänger unter Akademikern und Pädagogen. Er, dem es nicht gegeben ist, die elementarsten Feststellungen der Erkenntniskritik zu begreifen! Das ist ein Menetekel, das den Stumpfsten stutzig machen sollte, ein niederdrückender Beweis für den Tiefstand unserer geistig-sittlichen Kultur.

Man begreift daher die Entrüstung, mit der ein wirklich Sachkundiger, wie z. B. ein Max Seiling, der in der Höhenluft unserer großen Klassiker lebt und atmet, solchem Barbarismus entgegentritt. Und mit besonderer Ge-

nugtuung muß es jeden ernsthaften Kulturphilosophen erfüllen, daß er in seinem neuesten Werke „Goethe und der Materialismus" den Schöpfer des „Faust" und Begründer der organisch-geistigen Entwicklungslehre den monistischen und anderen Materialisten wegnimmt (Leipzig; Oswald Mutze. 2,40 Mk.). Das ist in diesem Falle mehr als eine Richtigstellung: es ist eine Ehrenrettung.

Es wäre anziehend, diesem Büchlein zu entnehmen, wie es in Goethes Leben und Ideen an Elementen, die ihn geradezu zum „Okkultisten" stempeln, nicht fehlt. Doch müßten wir uns, um alles zu erläutern, zu sehr ins einzelne hineinbegeben. Und selbst in diesem Falle wäre für die Leser, die selbst nichts ähnliches erlebt haben, nicht viel gewonnen. Es genügt, auch hier die Überzeugung Seilings als die unsere auszusprechen, daß sämtliche Hauptmomente der okkultistischen Philosophie in Goethes Werken tatsächlich vorliegen: der Primat des Geistes, die individuelle Präexistenz; der Umstand, daß das Leben eine Selbstverordnung des transzendentalen Subjekts, der menschlichen Monade ist; die Einschränkung des Bewußtseins infolge der irdischen Verkörperung, welche Einschränkung von Goethe wiederholt außerordentlich glücklich als „körperliche Verdüsterung der Entelechie" bezeichnet wird; die damit zusammenhängende Doppelnatur des Menschen, vermöge welcher er aus einer übersinnlichen und einer irdischen Wesenshälfte besteht; der fernere Umstand, daß die organisierende Kraft des Menschen in ihm selbst wurzelt, so daß also die Seele nicht der Gast, sondern der Architekt des Körpers ist; endlich die Existenz eines Geisterreiches, ja einer ganzen übersinnlichen Welt.

Überall läßt Seiling Goethe selbst reden. Er vergißt auch nicht, auf die Aussprüche einzugehen, die scheinbar — aber nur scheinbar — gegen das Christentum sprechen. Von Jesus selbst bekannte Goethe: „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus!" (Gespräche Goethes mit Eckermann. 11. März 1832.) So ist ein Goetheforscher, Filtsch, durch Goethe eben zu Christus und seinem Evangelium zurückgelangt. Und man darf sagen, daß das Christentum in Goethe unter der Einwirkung der Leibnizschen Monadologie, der Intuitionen Swedenborgs, der Ethik Kants, der welthistorischen Perspektiven Lessings und Herders sich erst zur vollen Schönheit entfaltet hat. In dieser Form hat es Carlyle und Emerson zu jener Sicherheit eines allverklärenden Idealismus, jenem Mut der Zuversicht begeistert, die nun als Wasser des Lebens zu uns zurückfließen und alle Keime evangelischen Lebens, ohne Dogmen und äußerliche Satzungen, noch immerfort neu erwecken. Wollen doch alle Symbole des Glaubens nichts anderes besagen, als was Goethe im zweiten Teil des Faust dem Pater Seraphicus in den Mund legt:

„Steigt hinan zu höhrem Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wie nach ewig reiner Weise
Gottes Gegenwart verstärkt."

Und wie es nach dem Johannesevangelium Jesu Speise war, durch Förderung der Veredlungstriebe in den Seelen, die Werke des Vaters in Liebe zu vollenden (Ev. Joh. 4, 34), so ist auch — echt evangelisch — bei Goethe der Geister Nahrung

„Ew'gen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet".

Das ist die rechte Entwicklungslehre, die den Menschen nicht so läßt, wie er ist, sondern ihn selbst entwickelt. Und es ist höchst bedeutsam für die

Geistesgeschichte der Menschheit, daß eben hierin auch Jesus und Goethe zusammentreffen.

Aus diesen Gesichtspunkten hat sich Seiling durch Eröffnung der ganzen Fülle der Entwicklungsmöglichkeiten, die Goethe, der dichterische Seher, geschaut hat, auch um die Liebesweisheit des Evangeliums ein Verdienst erworben. Und wenn Goethe erst in diesem Sinne von den Suchenden verstanden wird, dann ist noch einiges zu hoffen für die deutsche Kultur. **W. B.**

NB. Wer sich über Goethes Stellung zur Religion überhaupt unterrichten will (da Seilings anziehendes Buch mehr Goethes Stellung zur Mystik behandelt), dem sei das vorzügliche Werkchen von D. Dr. Theodor Vogel empfohlen: „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen“ (Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 2,80 Mk., geb. 3,40 Mk.). Lauter knappe Gedanken von Goethe selber, aus seinen Werken, Briefen, Gesprächen und Tagebüchern, mit genauer Quellenangabe — ein köstlich Brevier. Wer ein systematisches Werk über die Frage wünscht, gleichfalls allgemeinverständlich, der greife zu Prof. Karl Sells „Religion unserer Klassiker“ (Tübingen, J. C. B. Mohr, 2,80 Mk.), worin man neben Lessing, Herder und Schiller besonders Goethe behandelt findet. Im übrigen stehen ja Goethe und Schiller in unseren Hausbibliotheken und würden herzlich gerne selber reden, wenn man ihnen nur zuhören wollte. **L.**

*

Vom Vermitteln.

Ein schönes Wort finden wir in einer soeben erscheinenden Schrift eines bekannten pädagogischen Fachmannes („Didaktische Ketzereien“ von Professor Dr. H. Gaudig. Leipzig, B. G. Teubner). Direktor Gaudig spricht darin, neben vielen andren kleinen Anregungen, seine Bedenken aus über die Art, wie in unsern Schulen vielfach Poesie vermittelt wird. Der zu viel wissende und fragende Lehrer stellt sich ihm zu aufdringlich zwischen Schüler und Gedicht, statt mit feiner Zurückhaltung oder erwärmender Anregung selbsttätig denkende Köpfe und selbsttätig fühlende Herzen zu bilden.

„Der Frage ihr Recht“ — schreibt er S. 11 f. — „aber wen hat es noch nicht geschmerzt, wenn er gelesen oder gehört hat, wie an einer zarten Blüte der Dichtung oder vollends an Worten des Heilands ‚zergliedernd‘ herumgefragt wird? Experimentum fiat in corpore vili! Solches Fragen ist zunächst ein Unrecht an dem, was geschrieben steht, sei es im Buch der Dichtung, sei es in der Hl. Schrift, dann aber auch am Denken und Empfinden unserer Schülerinnen. Sie sollen sich hineinsinnen und hineinempfinden. Das Sinnen aber ist auf das äußerste empfindlich gegen den Stoß von außen, und das zarte Gespinst der Stimmung wird leicht von der dreinfahrenden Frage zerrissen. Das von mir auf der obersten Stufe der Leipziger höheren Mädchenschule angewandte Unterrichtsverfahren ist im Programm von 1903 kurz beschrieben (S. 8 f.). Nachdem die Schülerinnen etwa ein lyrisches Gedicht sinnend gelesen haben (NB.! jede für sich!), beginnen sie sich über das frei auszusprechen, was sie empfunden, angeschaut, gedacht und gefühlt haben. Sie folgen dabei dem Verlauf der Dichtung, dem Dichter nachsinnend. Selbst für die Fälle, in denen Wichtiges übersehen ist, wird die Frage nach und nach entbehrlich; es genügt, die nicht hinreichend gewürdigte Stelle vorzulesen, wobei im Vortrag manche Hilfe des Verständnisses gegeben werden kann. Bei diesem Verfahren spricht der Geist des Dichters zum Geist seiner Leserin unmittelbar, ohne

daß ein dritter vermittelnd zwischen beide träte. Erreichen wir diese Unmittelbarkeit nicht, so bleibt zunächst das Verhältnis unserer Schülerinnen zur Dichtung — kühl, wenn sie auch noch so sehr durch den Lehrer für die Dichtung ‚erwärmt' sind. Und dann wird auch, wenn nicht die Lust, so doch die Fähigkeit fehlen, nach dem Abgang von der Schule Dichtungen tieferen Gehalts zu lesen. Auf diesem Gebiet, wenn irgendwo, muß es des Lehrers Hochgenuß sein, von Tag zu Tag — überflüssiger zu werden.

„Ein köstliches Wort Luthers. Das Wort Gottes ‚ist ein unendliches Wort und will mit stillem Geist gefasset und betrachtet sein; darum hinein, hinein, liebe Christen! und lasset mein und aller Lehrer Auslegen nur ein Gerüst sein zum rechten Bau'. Ein unmittelbares Verhältnis zu Gottes Wort — das ist ein pium desiderium, denke ich, allgemein religiöser, besonders aber protestantischer Gesinnung. Wenn aber zwischen dem Wort Gottes und dem protestantischen Christen während seiner Schulzeit der Lehrer auf dem Katheder und nach der Schulzeit der Pastor auf der Kanzel mittlerisch steht, so kommt es eben nicht zu einem persönlichen Verhältnis. Es versteht sich von selbst, daß die Schule das unmittelbare Verhältnis nur anbahnen kann. Das aber kann jede höhere, ja auch jede Bürger- und Volksschule. Man fasse nur das Ziel fest ins Auge, die Schülerinnen zu einem sinnenden Lesen als zu einem höchst wertvollen Endziel hinzuführen. Man vermeide alles irgendwie entbehrliche Fragen und freue sich jedes Denkanstoßes, den die Schülerin nicht durch eine Frage, sondern aus dem Schriftwort selbst empfängt."

Das stimmt wörtlich mit unsrer eigenen Auffassung überein. **L.**

*

Bücher der Weisheit und Schönheit.

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, hier ausdrücklich und ungebeten auf eine Veröffentlichung unsres eignen Verlags hinzuweisen, die den Lesern zum Teil bereits bekannt ist. Ich meine die obengenannte Sammlung, herausgegeben von Frhrn. von Grotthuß. Format, Papier, Druck, Einband — alles was zunächst ins Auge fällt, überrascht, zumal in Anbetracht des außerordentlich billigen Preises von 2.50 Mk. für den stattlichen Band. Es ist eine Freude, in diesem klaren, großen Druck Altbekanntes wieder zu lesen; es liegt etwas Festliches über den Büchern. Da ist eine Auswahl aus der „Heiligen Schrift": man liest diese kurzen, mit Titeln versehenen Kapitel wie ein neues Buch. Markige Worte hat dies ewige Werk, in Luthers metallener Sprache für die Ewigkeit geprägt! Da ist Massingers „Herzog von Mailand", von Professor Herman Conrad übersetzt und eingeleitet: dies bedeutende Werk aus der Shakespearezeit behandelt denselben Stoff wie Hebbels „Herodes und Mariamne", aber wie renaissancehaft, wie unvergrübelt! Da ist der baltische Dichter Fircks, eingeleitet vom Herausgeber selber, besonders in seinen erzählenden Dichtungen von beachtenswerter Kraft. Da ist Kants „Kritik der reinen Vernunft", maßvoll gekürzt: der klare Druck scheint ordentlich die verzwickte Kantische Sprache zu klären. Dann Montesquieu, Goltz, Abraham a Santa Clara — sehe jeder zu, was ihm daraus zusagt! Die Bücher sind eine bemerkenswerte Stufe in den Versuchen unseres Zeitalters, mit den Stoffmassen der Weltliteratur fertig zu werden, indem man sie in dieser klärenden Weise ins Enge bringt. **L.**

*

Otto Erich Hartleben †.

Mit 41 Jahren ist kürzlich einer unsrer bekannten modernen Poeten hinweggestorben, abseits von der Großstadt, mit der er verwachsen schien: zu Salò am Gardasee. Wir haben noch im Dezemberheft auf ein Versbuch Hartlebens aufmerksam gemacht. Ein ausgesprochenes Formgefühl zeichnete diesen Lyriker von vornherein aus; er hörte seine Verse; er hatte sein Gefühl für Klang an Platen gebildet. Eine ruhige, etwas ironische Kühle half ihm von seinen Worten und Gestalten einen gewissen Abstand halten. Und der jüngere Hartleben hatte echten Humor, einen gelassenen und feinen Witz, der ihn, allerdings nicht eben reinliche, Kleinigkeiten vortrefflich erzählen ließ. Bei mehr sittlichem Ernst hätte man von ihm Komödien höheren Stils erwarten dürfen. Denn er wußte auch den Dialog zu handhaben, wie einige Lustspiele und seine erfolgreiche Offizierstragödie „Rosenmontag" bewiesen haben.

Aber schon längere Zeit mit seiner Nervenkraft zu Ende, zog er sich vor einigen Wochen in einen Winkel zurück, um dort zu sterben. Auf einer seiner letzten Postkarten (in einem illustrierten Blatt nachgebildet, mit dem Bild des zusammengekauerten Dichters) stehen die Worte: „Ich habe mit der deutschen Literatur gebrochen, mein Vaterland verlassen und mich in einem neuen Lande einem neuen Berufe zugewandt." Der neue Beruf hat ihn nun in ein vollends neues Land entrückt. Er, der einer der unheimlichsten und seßhaftesten Zecher war, schrieb seine Werke eigentlich nur in Nebenstunden. Etwas wie Lebensplan gab es nicht für diesen zuschauenden Humor; die Entartung der Zeit saß ihm zu tief im Blut. Aber darüber schwang doch noch ein Feineres, was aber bei diesen bis zum Zynismus schwachen Begriffen von Lebenspflicht nicht zur Entwicklung kam: eine gewisse liebenswürdige Achtung vor Höherem.

Und so denken wir, trotzdem wir ästhetisch auf dem entgegengesetzten Flügel stehen, doch nicht ohne Wehmut an diesen Mann zurück, der da auf halbem Wege liegen geblieben.

„Ein Traum vom Tode.

Ich stehe tief in deiner Schuld,
Und weiß es wohl und fühl' es schwer —
Doch habe Mitleid, hab Geduld,
Bald trag' ich keine Wunden mehr.

Dies Herz wird leichter jeden Tag,
Und immer freier wird der Blick —
Bald bin ich ledig jeder Schmach,
Erfüllt, versöhnt ist mein Geschick.

Es kommt der Tod, und alle Schuld
An dir und andern sühnet er —
O habe Mitleid, hab Geduld:
Bald trag' ich keine Wunden mehr."

So spricht Hartleben selbst in einem ergreifenden Gedicht. Und damit wollen auch wir von ihm Abschied nehmen. **L.**

*

Schlußwort an den Kunstwart.

Wenn man die Gewohnheit hat, in der Dämmerstunde sein Tagewerk zusammenfassend und sichtend zu überdenken, wenn man dabei alles in allem von neuem den Entschluß faßt, der Menschheit gut zu sein und schlecht und recht dem Ganzen zu dienen — so stelle man sich vor, wie es in solchen Einsiedlerstunden wirken muß, wenn man den Gedanken nicht aus dem Gefühlsfeld verscheuchen kann: es ist da einer, der dich hartnäckig und öffentlich als unlauteren Charakter beschimpft. Es sind ihrer nicht nur 22 000, sondern 50 000 und mehr,

die ihm zuhören, die den Zusammenhang nicht feststellen können und die nun womöglich deinen braven Vatersnamen verächtlich im Munde führen.

So ungefähr wirkt auf mich, rein menschlich betrachtet, die Fehde mit dem Herausgeber des Kunstwarts, in der ich, wie ich betone, der Abwehrende bin, nicht der Angreifer. Ich suche mein Gewissen ab — die Ungeheuerlichkeit bleibt. Die Ungeheuerlichkeit: ich soll meinen Beruf, meine Arbeit, das Beste und fast Einzige, was ich vom Leben habe, entweiht und aus Rache geschrieben haben, statt aus Überzeugung!

Nehmen wir an, ein Unvorbereiteter, der mich im übrigen menschlich und geistig kennt, vernimmt das und fragt nun erstaunt: „Wie denn das?" Ich müßte ihm antworten: Nun, ich habe öffentlich wider die Literatur-Ästhetik und manches publizistische Verfahren des Kunstwarts Bedenken geäußert. — „Ist denn das Rache?" — Ja doch, ich soll schon 1900 den Kunstwart deshalb angegriffen haben, weil er meine Bücher nicht besprochen hat. — „Unglaublich! Aber die waren ja damals eben erst oder noch gar nicht erschienen?!" — Und ich soll ihn 1903 abermals deshalb angegriffen haben, weil er mich ungünstig besprochen hat. — Mein Freund lacht laut heraus: „Und das glaubt ihm irgendeiner in der ganzen literarischen Welt?! Ging denn deinem Aufsatz nicht eine lange Vorgeschichte voraus? Steht denn nicht an deinem Aufsatz die deutliche Fußnote: „„Dieser Aufsatz ist die Auslösung einer mehrjährigen, auch durch einen soeben abgebrochenen Briefwechsel nicht behobenen geistigen Spannung zwischen Kunstwart und dem Verfasser — einer Spannung, die sich nun dort durch Webers Kritik löst (die ich nicht gelesen habe, deren Ton aber allgemein auffällt), während ich mich gleichzeitig im Folgenden abgrenze."" (Tägliche Rundschau, No. 206, 1903.) Sagt denn das alles Avenarius seinen Lesern nicht?" — Nicht ein Wort. — „In welcher Form teilt er denn seinen Lesern deinen Aufsatz mit?" — Mit folgenden Worten: „„Lienhard, der Webers Aufsatz über ihn zwar, wie er betont, nicht gelesen, mir aber nichtsdestoweniger mitgeteilt hat, daß er „von nun an" mein „Feind" sein werde"" [das entscheidende Wörtchen „offener" vor Feind, im Gegensatz zur bisherigen unöffentlichen Spannung, sowie den ganzen Zusammenhang läßt Avenarius weg!], „„hat den Kriegspfad sofort mit zwei Aufsätzen gegen den Kunstwart beschritten. Ich möchte unsre Leser nicht ohne Not mit diesen Menschlichkeiten behelligen und werde also auf beide Racheaufsätze dort antworten, wo sie erschienen sind"" (Kunstwart, Jahrg. 17, Heft 1). So teilt Avenarius den Sachverhalt seinen Lesern mit. Man vergleiche damit meine obige klare und offene Anmerkung zum „Racheaufsatz" der Täglichen Rundschau!

Und so war ich also gezwungen, nach dem verwirrenden Hin und Her, die Tatsachen in schärfster Sachlichkeit darzulegen, wie ich es schon in der „Deutschen Welt" (No. 50, 1903) versucht hatte. Dies ist im Januarheft des „Türmers" geschehen. Und damit ist die Sache für jeden Unbefangenen entschieden. Und es bliebe Herrn Avenarius höchstens die eine Möglichkeit zu einem anständigen Rückzug: kühn zu sagen, daß es sich hier offenbar um ein schweres Mißverständnis gehandelt haben muß.

Statt dessen lesen wir im zweiten Januarheft des „Kunstwarts" als Antwort auf die Darlegung meiner Tatsachen und Motive das Folgende:

> „Acht Seiten gegen mich bringt der neueste ‚Türmer', und darauf auch, nach der Versicherung des Türmer-Verlags, Lienhards ‚entscheidenden Schlag gegen Avenarius'. Worin besteht der? In der Mitteilung, daß ich

noch vor zwei Jahren bereit gewesen bin, Lienhard, als er in Verlegernöten war, einem zuverlässigen Verleger zu empfehlen, nämlich demselben, bei dem der Kunstwart erscheint. Das durfte ich, obgleich ich von seinen Kritiken wenig hielt, denn seine publizistische Tätigkeit kam gar nicht dabei in Frage (?), seine Dichtungen aber, von denen ich damals nur ganz weniges kannte, lobte mir einer, auf dessen Urteil ich etwas gab, Bartels, trotz seiner Vorbehalte immerhin. Also hätte ich Lienhard gern geholfen, obgleich er mich schon öffentlich angegriffen hatte. Er seinerseits antwortete mir: ‚Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß Callwey der Sache geneigt wäre, so hätte ich natürlich ohne Bedenken meine Bücher dahin abgegeben.‘ ‚Was, in den Verlag der kunstwartlichen »Außen«- und »Oberflächenkultur«, die Lienhard doch seinen Versicherungen nach nicht etwa erst seit Webers absprechender Kritik über ihn geringschätzt und gegen die er nun serienweise die Aufsätze schreibt?‘ So würde fragen, wer aus Lienhards eigener Verdächtigung die Konsequenz gegen ihn selber zöge. Er täte töricht, denn es gibt eine Trennung von Person und Sache. Ist es wirklich so schwer, sie und die Bereitschaft, einem andern anständig zu helfen, zu verstehen?“ ...

Durchaus nicht schwer. Aber erstens hatte ich gar nicht um Hilfe gebeten; zweitens wär' es noch besser, seine Anständigkeit dadurch zu bewähren, daß man diesen andren nicht hartnäckig weiter beschimpft, wie es in den Schlußsätzen dieser Antwort abermals geschieht: ... „Wohl, so werde ich zeigen, weshalb ich Lienhards Sinn für Wahrhaftigkeit nicht hoch bewerten kann, ich werde es zeigen, weil ich's muß. Aber alle Verantwortung dafür und für die weiteren Folgen liegt bei ihm und dem ‚Türmer‘.“

Wir sehen von den aufs neu beschimpfenden Drohungen der letzten Sätze wiederum ab und wenden uns dem Sachlichen zu.*)

1) Es ist unrichtig, das ich in „Verlegernöten“ war. Ich hatte, nach ruhiger und freundschaftlicher Trennung von G. H. Meyer, mehrere bedeutende Firmen zur Auswahl.

2) Es ist unrichtig, daß ich jemals den Kunstwart gebeten habe, mir hierbei zu „helfen“. Ich teilte in einem meiner Briefe einfach die Tatsache meines soeben sich vollziehenden Verlagswechsels mit.

---

*) Also: „Wohl, so werde ich zeigen, weshalb ich Lienhards Sinn für Wahrhaftigkeit nicht hoch bewerten kann, ich werde es zeigen, weil ich's muß. Aber alle Verantwortung dafür und für die weiteren Folgen liegt bei ihm und dem Türmer“ ... So lasen wir im zweiten Januarheft des Kunstwarts. Ich habe selten mit größerer Gemütsruhe einer Verantwortung mit allen weiteren Folgen entgegengesehen; habe vielmehr Aufklärung erwartet und verlangt. Man beachte nun aber die Methode: es wird wiederum unsachlich geschimpft und gedroht. Das läßt Avenarius nun zunächst in seiner Allgemeinheit auf die Leser wirken. Denn: „leider erhalte ich den Angriff (!) erst am 9. Januar abends, bei Abschluß der Redaktion; so müssen für heute wenige Worte genügen.“ — Es reichte eben noch, die alte Beschimpfung zu wiederholen. Das war im zweiten Januarheft des Kunstwarts. Das erste Februarheft brachte — nichts. Das zweite Februarheft aber bringt zu allgemeinem Erstaunen folgendes, wörtlich und ungekürzt (NB. Von meinen Entgegnungen erfahren die Kunstwartleser kein Wort):

> „In Sachen der ‚Türmer-Polemik‘ und ihrer letzten acht Seiten gegen mich werde ich immer wieder gebeten, die Lienhardschen Angriffe (!) unbeachtet zu lassen, sie könnten ja doch keinen Menschen anfechten, der mich und den Kunstwart kennt. Das bezweifle ich auch nicht, aber nicht alle gerade die, welche im ‚Türmer‘ lesen, kennen auch den ‚Kunstwart‘ und mich, und wer in seinem Volk in die Tiefen wirken will, dessen Ehre verträgt nicht ein Körnchen Staub. Übrigens habe ich schon gewartet: Lienhard hat Zeit gehabt, zu widerrufen, (!) nachdem er aus dem vorletzten Kunstwarthefte gesehen hat, wie einfach sich die



3) Auf diese Mitteilung erhielt ich von Avenarius einen sehr erregten, drei Seiten langen Brief wider die Verlagsbuchhandlung Greiner & Pfeiffer, der in die Worte auslief: „Schade ist es, daß ich von Ihren Verlagswechselabsichten nicht früher gewußt habe. Ich hätte Ihnen empfohlen, zu Callwey zu gehen, und der hätte unzweifelhaft Ihre Bücher ohne weiteres und gern unter ebenso günstigen Bedingungen für Sie verlegt“ — wobei die Worte „unter ebenso günstigen Bedingungen für Sie“ von Avenarius eigenhändig in das Diktat eingefügt waren. An dem guten Willen und der ernstlichen Sorge des Briefschreibers zweifle ich keinen Augenblick.

4) Gleichzeitig war in diesem Briefe Callwey warm gelobt (in einem Zusammenhang, der hier nicht gesagt zu werden braucht, denn die Tatsache des Angebots ist das Entscheidende). Ich erschrak selbstverständlich und sprach in meiner Antwort mein Bedauern aus, da mir der Verlag Greiner & Pfeiffer damals genau so unbekannt oder bekannt war wie andre Verleger, die in Frage kamen. Unmittelbar darauf freilich ließ ich mich von einem Kenner unterrichten und verharrte natürlich bei Greiner & Pfeiffer.

5) Ich habe gegen den Verlag Callwey selbstverständlich nicht das Geringste, nicht einmal gegen die Kunstwart-Unternehmungen, wie in all meinen Ausführungen deutlich zu lesen steht, sondern nur gegen die dort gepflegte, von der Malerei beeinflußte Literatur-Ästhetik. Und jetzt insbesondere handelt es sich nur noch darum, die Beschimpfungen, die ich von Avenarius persönlich erlitten, aufzuhellen.

6) Dieser gibt auf meine Hauptfrage, wie er so bitter geschmähte Schriften noch kurz vor seinem Angriff in den Kunstwart-Verlag wünschen konnte, die alle Welt überraschende Antwort, daß er damals „nur ganz weniges“ von meinen Werken kannte!... Nur ganz wenig gelesen! Nun schrieb mir aber Avenarius eben in jener Zeit (16. Februar 1903), als ich ihm sein dreijähriges Totschweigen brieflich vorhielt, folgendes: „Hätte ich Ihre kritischen Schriften öffentlich besprechen wollen, so hätte ich mich gegen einiges darin sehr entschieden wenden müssen, ebenso hätte ich mich gegen die Hochschätzung des Dichters Lienhard einfach von Gewissens wegen wenden müssen. Das Bewußtsein von solch einer Meinungsverschiedenheit zwischen uns hätte aber unsre Arbeit im Dienste der gemeinsamen Gedanken

---

Tatsachen auf anständige Weise erklären lassen. (!) Er hat seiner Verpflichtung bis jetzt nicht genügt. (!) Sei's drum, ich will mich noch eine Weile gedulden. (!) Ich fordere Lienhard hierdurch ausdrücklich auf, seine persönliche Verdächtigung gegen mich zurückzunehmen und dadurch sich und mir das Weitere zu ersparen. Ihm einen langen Termin zu stellen, hab' ich keinen Grund, aber bis er Gelegenheit zum Sprechen gehabt hat, werde ich schweigen“ (!)

A.

Ist es zu glauben?! — Ich will jede Nebenbemerkung unterdrücken und sogleich antworten. 1. Genau solche Zuschriften, und zwar von bedeutenden Persönlichkeiten, erhalte auch ich. Aber 2. auch ich gebe dieselbe Antwort — ich erst recht, der ich Ethik ins Zentrum der Persönlichkeit stelle. 3. Von „Widerruf“ kann keine Rede sein. Denn 4. ich habe nicht „verdächtigt“, sondern eine lückenlose Reihe von Tatsachen beigebracht. 5. Avenarius sollte einsehen, daß er längst nicht mehr in der Lage ist, „Termin“ zu stellen. 6. Was Sie mir in dieser Sache durch Ihre zäh wiederholten allgemeinen Beschimpfungen menschlich angetan haben, das ist überhaupt nicht wieder gut zu machen. Meine klaren Bemühungen um Aufhellung mit so hartnäckig durchgeführter Unsachlichkeit beantwortet zu sehen, ist für mich wie für meine Zuhörer einfach ein unwürdig Schauspiel. Ich schließe daher auch hier die Erörterung. Aber ich werde das Verhalten des Kunstwarts im Auge behalten — und nötigenfalls, im Anhang meiner Schrift, auch von meinen übrigen Dokumenten rücksichtslosen Gebrauch machen.

L.

unzweifelhaft beeinträchtigt.“ Also: er mußte sich einfach von Gewissens wegen gegen die Hochschätzung eines Dichters wenden, den er nach neuestem Bekenntnis so gut wie gar nicht gelesen hatte! Dem er aber, als sich die Spannung zu lösen schien, auf das Lob von Bartels hin den Kunstwartverlag empfahl! Den aber in den drei Jahren einmal zu besprechen oder nur zu lesen, das Bartelssche Lob nicht ausgereicht hatte! Den er dann plötzlich als „Unfug“ usw. auf das schwerste mißhandelte — ohne ihn inzwischen gelesen zu haben, wie ich gleichfalls brieflich belegen kann. Alles dies „einfach von Gewissens wegen“! Wäre ich nun aber mit sämtlichen Werken in den Kunstwartverlag übergegangen — so hätte Weber natürlich auch fernerhin geschwiegen. Einfach von Gewissens wegen? — —

Ich denke, diese Tatsachen gestatten mir endlich, diese Fehde als beendet ansehen zu dürfen.

Nur noch ein ernstes Schlußwort, da dieser Zusammenstoß typisch ist. In meinem Aufsatz in der „Täglichen Rundschau“ hatte ich Herrn Avenarius darauf aufmerksam gemacht, daß der Ton, womit in fast jedem Kunstwartheft über einen „öffentlichen Schädling“ zu Gericht gesessen wird, längst schon unangenehm auffalle. Auf diesen Punkt, zu dem wir in unsrem vorliegenden Falle wieder einen Beleg haben, gab mir Avenarius in der „T. R.“ folgende Antwort: „Nun stört Lienhard auch die Rubrik ‚Wie's gemacht wird‘. Ich kann ihm versichern, mich stört sie auch — es schiene mir wesentlich angenehmer, meinen Weg in Ruhe zu gehen, als mir in jedem Jahr ein neues Dutzend unversöhnlicher Feinde zu schaffen. Irgendwo geschehen aber muß es. Oder wollen wir endgültig darauf verzichten, geistig in reiner Luft zu leben?“ — Diese Antwort ist ein Seitenstück zu dem Totschlage-Bekenntnis Leopold Webers. Der Kunstwart hat nunmehr 18 Jahrgänge hinter sich; jedes Jahr ein neues Dutzend unversöhnlicher Feinde ergibt also eine kriegsstarke Kompanie von 216 unversöhnlichen Feinden. Das nennt Avenarius „geistig in reiner Luft leben“! Er selber, den keine Kantische Philosophie jemals erschüttert hat, ist natürlich ein Vorbild geistiger Reinheit und darf nach allen Richtungen Zensuren austeilen — ohne daß er sich jemals die Frage vorlegt, ob diese massive Berufsauffassung nicht einfach eine Entweihung der feinsten und freiesten aller geistigen Tätigkeiten darstellt.

Meines Erachtens ist jeder persönliche Feind, den man sich auf einem so schönen Felde machen muß, eine persönliche Beschämung. Denn wir sind nicht dazu da, „totzuschlagen“, sondern Widerstand in Gewinn, schädenbelastete Feinde in schädenbefreite Freunde zu verwandeln. Gelingt das nicht im impulsiven Kleinkampf, so sind wir alle beide ärmer geworden, wenn die beiden Gegner nur halbwegs was taugen. Denn wir hätten vielleicht voneinander lernen können. Das war der tiefere Sinn unseres damaligen „Waffenstillstandes“, den Sie mit einer so unglücklichen Totschlag-Kritik brachen — ohne daß ich bis heutigen Tages einen annehmbaren Grund erfahren habe.

Gräfenroda, 10. Febr. **Lienhard.**

*

Karl Spittelers „Olympischer Frühling“.

Es ist eine ungewöhnliche sprachschöpferische Kraft in dieser epischen Dichtung (Verlag Eugen Diederichs, Jena, 4 Bde., je 2,50 Mk.). Sie steht einzigartig in unsrer neuen Literatur, was Bildlichkeit des Ausdrucks, Groß-

zügigkeit des Vortrags, rücksichtslose Phantasie und eine fast absolut sichere Gestaltungskraft anbelangt.

Der Stoff ist eine frei gestaltete Göttergeschichte aus Fabelzeiten. Es sind zwar, wie der Titel zeigt, dem Namen nach griechische Götter, aber so reichlich untermischt mit allgemeinen Phantasien und modernen Hinzudichtungen, daß das Ganze eine Weltallsdichtung wird, die sich an griechische Mythologie nur äußerlich anlehnt. Bedeutend setzt insbesondere die schöpfungschaotische Stimmung des ersten Teiles ein. Aus den dunkelsten Urgründen des Werdens dringt in Zaghaftigkeit und doch auch Wachstumsbegierde ein neu Geschlecht stürmisch ans Licht: das zur Herrschaft berufene Göttergeschlecht, das nun den Olymp in Besitz nimmt. Nach abenteuerlichsten Wirrungen nimmt Zeus den Weltenthron ein, ihm zur Seite die eroberte Braut Hera, beide hart und herb, düster und friedlos. Und — ja, und nun? Nun geschieht dies und das, allerlei reizvoll Stückwerk; und die Dichtung antwortet auf unsre letzten Fragen mit — „Tanz und Lustbarkeit“.

Erbaulich klingt's zwar nicht, allein es wird so sein:
Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein ...
Und ward hinfort auf dem Olymp seit dieser Zeit
Ein täglich Jupsassa mit Tanz und Lustbarkeit.

Wenn wir von diesem ratlosen Schluß aus zurückblicken, so stellt sich uns die Dichtung, die uns im einzelnen so entzückt hat, bedenklich anders dar. Spittelers Stilart ist herb und will nicht feierlich sein. Man könnte, dem phantastischen Stoffe nach, an Shelleys oder Byrons transzendente Dichtungen denken: an den entfesselten Prometheus, an die Feenkönigin, an Kain oder Manfred. Aber Shelley und Byron sind Pathetiker, Spitteler ist Plastiker; jene sind religiös, dieser ist ironisch; jene sind seelische Kämpfer, dieser aber Skeptiker. Diese kühle Skepsis gibt dem Buch ein entscheidendes Gepräge. Aus überlegener Ironie mischt Spitteler ein burleskes Element in sein Götterspiel; er sitzt gelassen über dem wirbelnden Tand und spielt mit seinen Göttern — die freilich auch danach sind.

Dies bezieht sich nicht nur auf die Komposition des Buches, dies bezieht sich auch auf die Komposition der darin schaltenden Menschen, sofern auch sie ein bedeutsam Ganzes und ausgeschöpft Tiefes darstellen sollen. Was sind das für „Götter“! Körperlich starke Kerle, ganz gewiß: aber aus welchen Größen und Tiefen ist denn dies Gigantenvolk zusammengebaut? Wo entfaltet sich denn hier etwas wie eine seelische Linie? Greift nicht vom ersten Augenblick an die — nicht etwa als „unerforschlich verehrte“ (Goethe), sondern als stumpfsinnig-grausam mit allem erdenklichen Apparat abschreckend verfahrende Ananke ein und zupft diese Götter wie Tanzbären? Ananke — in Spittelers Dichtung übrigens ein männliches Wesen, ich hätte das weibliche („die Mütter!“) für urgrundhafter gehalten — Ananke ist hier nicht das erhabene „Schicksal“ der griechischen Tragiker: dieser „Ananke“ ist einfach dumpf-grausame Willkür, ohne Endzweck und ohne Richtlinie. Und so rufen die aufsteigenden „Götter“ den stürzenden zu:

„Wir lagen stöhnend in der finstern Kerkernacht,
Dieweil Euch Sonnenschein und Luft und Licht gelacht.
Nun möget Ihr den Schmack der Unterwelt erproben,
Uns aber schwingt Anankes Schaufel heut' nach oben.
Die Räder drehen sich, das ist der Unterschied.
Der steigt, der fällt; und was geschehen muß, geschieht“.

Das heißt eine Welt! Natürlich ist in ein solch Willkürknäuel zankender, überlistender oder spielender Götter etwas wie psychologische Entwicklung nicht hineinzubringen, da ja doch die selbsteigene Bestimmung, die Willensmöglichkeit von innen her, so gut wie ausgeschlossen ist. Darum fehlt eine eigentliche grade Handlung. Und damit die höhere Einheit. Und damit ist dieser ganze Olympische Frühling aus innersten Gründen als das gekennzeichnet, was er nach Spittelers Anlage sein und bleiben muß: Bruchstück. In jeder Beziehung Bruchstück. Und also in höherem Sinne trotz alledem kein geschlossenes Kunstwerk, sondern eine Sammlung burlesk-epischer Malereien großen Zugs.

Und nun ist das Werk, trotz aller seiner modernen Kühnheiten in Ausdruck und Phantasie, in seinem Wesensgrund als überraschend unmodern gekennzeichnet. Unmodern in weiterem Sinne; denn grade die skeptische Ratlosigkeit macht es nach augenblicklichem Geschmack „modern“. Unmodern in Shakespeares, Goethes oder Kants Begriff und Forderung: „der Mensch Mittelpunkt der Handlung!“ Denn Paradies oder Hades sind doch wohl nicht da noch dort, Ananke schaufelt nicht da noch dort: alles Schicksal ist nach unserer Auffassung in uns. In uns auch die Harmonie, dem gesunden Geiste eingeboren, wie der Biene der Sinn für die Symmetrie des Wachsbaues, wie dem Kristall der Drang zur mathematischen Figur.

Jede große Dichtung ist in solchem Sinn Erlebnis. So ist Dantes Werk ein seelisches Erleben der drei Stufen: Lasterwelt, Kämpfe der Läuterung, und endlich durch reine Weiblichkeit errungenes Gleichmaß der gereiften Seele. So Goethes Faust. So die Orestie des Äschylos. Der Kristallisations-Prozeß hat sich hier fest und schön gestaltet. Andere bleiben im Wunsch und Ringen stecken. Wieder andere verzichten, spöttisch oder heiter lächelnd. Und so ist Spittelers „Olympischer Frühling“ das Bekenntnis eines zwar stilistisch feinfühlenden, auch vornehmen formalistischen Geschmacks, aber zugleich das Eingeständnis eines lange unbeachteten Talentes an der Schwelle des Greisenalters, daß er einen höchsten Sinn und Zweck in diese schlechte Welt nicht hineinzuleben vermocht hat. Daß er also, bei aller Gestaltungskraft im einzelnen, als Aphorist des Denkens am Rande gesessen sein Leben lang. Daß er aber auch grade darum, weil unbelastet von — nietzscheanisch zu reden — „nazarenischen“ Seelenkämpfen um Harmonie, seine Aufmerksamkeit der malerischen Ausgestaltung eines körperfrohen „Heidentums“ zuwenden konnte.

Von dieser Seite her kam Spitteler in ein fabelhaftes Hellas. Vom wirklichen Hellas entnahm er den wuchtigen (gereimten) Trimeter, den er als Meister handhabt; von dort auch die oft aristophanisch gestaltungskecke Sprache, abenteuerlich in Wortverbindungen und Wortfunden, wie die Böcklinsche Phantasie der Geschichten. In diesem formalen Sinne dem ungewöhnlichen Buche noch einmal ein von Grund aus bewundernd Glückauf!

F. Lienhard.



Phineus.

Aus Spittelers „Olympischer Frühling". In solchen Episoden gestaltet der Dichter manchen herben und tiefen Gedanken, nicht nur hier. Und solche Abschnitte, besonders im Band III, bedeuten dann tatsächlich kleine, in sich geschlossene Kunstwerke.

An Heldenwuchs des Leibes wie des Geistes war
Phineus der Größte unter der Titanenschar,
Dem Kraft und Siegeszuversicht im Busen pochte,
So daß er alles, was er unternahm, vermochte.
Bis endlich Übermut und Frechheit ihn erfaßten,
Persephone, das Weib des Königs, anzutasten.

Hades ergrimmte: „Hei! dich will ich Demut lehren!
Laß sehn, ob Schmach und Schande dich zur Zucht bekehren!"
Und seine Blicke sendend nach dem stygischen Sumpf,
Ersah er der Harpyien eine, schön von Rumpf
Und Angesicht, begabt mit Augen groß und klar,
Von innen aber hart und grausam ganz und gar.
Ihr winkte Hades: „Weib! sag an, wie heißest du?"
„Ich heiße Nemesis", gab sie ihm unwirsch zu.
„Wohlan!" ermunterte der König, „Nemesis,
Geh hin, und Phineus dem Titanen tue dies:
Laß seinen üpp'gen Hochmut Weibesspott erfahren.
Du sollst ihm keinerlei Erniedrigung ersparen.
Drück in die tiefste Schmach ihn bis zum Halse nieder,
Und was zumeist ihn kränkt, das tu ihm fleißig wieder.
Hier! nimm dies Kräutlein ‚Krausig'. Salbe dich damit:
Er ist dein Minneknecht, der duldet Hieb und Tritt."
„Gesegnet sei der Auftrag, den dein Wort mir schuf,"
Hohnlachte sie, „denn wehetun ist mein Beruf.
Sei unbesorgt, verlasse dich auf meine Schnöde!
Wenn's not tut, bin ich scharf; und wenn ich will, nicht blöde."

Und also ward zur Buße Phineus der Titan,
Der Stolze, einem Weibe knechtisch untertan.
Folgt ihren Schritten, hob sie auf in Bild und Ton,
Um keinen andern Vorteil, keinen bessern Lohn
Als Widerwart und jeden schlimmen Zeitvertreib,
Womit des Mannes Minne neckt ein spöttisch Weib.
Er sprach: „Ich will's, ich werde deine Kälte schmelzen."
Sie sprach: „Vergebens wirst du dich im Staube wälzen."
Je mehr sie ihn verstieß, je hitz'ger folgt er mit,
Weil er des Kräutleins „Krausig" Zaubermacht erlitt.

Nach sieben langen Jahren aber, als einmal
Der König von der Jagd mit seinem Ehgemahl
Heimkehrte, „Haltet!" rief er, „welch ein seltsam Lied,
Ihr Freunde, hör' ich grollen aus dem stygischen Ried!

Aus wundem Herzen schreit der Wohllaut dieser Stimme,
Doch durch die Klage zuckt der Zorn in wildem Grimme,
Wie wenn ein Edler, schuldig oder unverschuldet,
Ein unerträglich schimpflich Weh unwillig duldet."

Und wie er leise nun mit Hand und Eberfänger
Den Schilf zerteilte, um zu spähen nach dem Sänger,
Gewahrt' er Phineus tief gebeugt am Ufer sitzend
Und zum Gesang auf Stein ein Bildnis traurig ritzend.
Zwar sah man nicht die Form des Bildes, das er riß,
Doch seine Stimme sang den Namen Nemesis.
Pfui! wer ist jene, die ihm auf sein Handwerk spuckt?
Sie selber, die sich über seine Schulter duckt!
„Weib!" knirscht er, „wenn die Sünde unverzeihlich ist,
Daß du mir lieb und meinem Herzen heilig bist,
Frisch zu! Ich halte stille deinem Haß und Hohne,
Doch meiner Hände Opfer mindestens verschone!
Es ist kein Werk zum Tand, mit Tränen ist's geweiht.
Die Andacht hat's gezeugt, gesegnet Traurigkeit,
Dich selber, Schnödin, magst du meinethalb entehren,
Dein Abbild zu entweihen muß ich dir verwehren!"

Von Abscheu übermannt und heft'gem Widerwillen
Vernahm's Persephone. Doch Hades weint' im stillen,
Mitleidig des Titanen Seelenqual ermessend
Und die erlittne Unbill königlich vergessend.
„Wie tief, mein Bruder!" rief er, „ist dein Stolz gesunken!
Und welcher Demut Neige hast du ausgetrunken!"
Phineus erriet das Wort, und vor des Königs Pferde
Warf er den mächt'gen Körper stürmisch auf die Erde.
„Erhabner König! sieh mich hier zu deinen Füßen!
Ich habe schwer gefrevelt und ich will es büßen.
Um Gnade fleh' ich nicht, ich bitt' um Schwert und Beil.
Nur den Harpyien halte ferner mich nicht feil,
Die mich verschreien und mir in die Tränen speien,
Die meinen Wert nicht ahnen oder nicht verzeihen."

Der König ließ der Gnade ungehemmten Lauf,
Erbarmte sich und hob den Frevler huldvoll auf.
Ein Pferd und einen Sattel ließ er ihm bereiten
Und ihn vor allem Volk zu seiner Linken reiten.
Doch keiner war mit Herz und Hand und Leib und Leben
Wie Phineus der Titan hinfort ihm treu ergeben.

Karl Spitteler.





Zur Vereinfachung unseres Notensystems.

Von

K. Eichhorn.

Wer mit historischem Blick die Entwicklung musikalischer Darstellung verfolgt, dem drängt sich unwillkürlich die Überzeugung auf, daß unser Notensystem von der Neumenschrift des Mittelalters bis auf unsere Zeit in einem fortwährenden Vereinfachungsprozeß sich befindet, ja bei der enormen Steigerung musikalischer Technik auf Einfachheit und Übersichtlichkeit zu streben genötigt ist. In erster Linie fällt neben der Verringerung der Taktvorzeichnungen, dem Wegfall der Pfundnoten, der Doppelpunktierung und ähnlicher Überreste mittelalterlicher Notenschreibweise die Verringerung der Schlüssel auf. Wenn wir uns fragen, was ein solcher eigentlich bezweckt, so ergibt sich die beste Aufklärung hierüber, wenn wir nach dem Grunde seines Entstehens forschen! Zur Zeit, als das Notensystem des gemischten Chorsatzes sich feststellte, waren die vielen Hilfslinien noch nicht gebräuchlich, man war somit genötigt, auf die Anpassung an das Fünfliniensystem möglichste Rücksicht zu nehmen. Auf diese Weise entstanden die vier alten Schlüssel. Klar ist außerdem ersichtlich, daß man der äußeren Abhebung und Charakterisierung wegen Außenstimmen sowohl wie Innenstimmen je in das umgekehrte Verhältnis zu bringen sich bestrebte. Jedenfalls wirkte dabei auch ein gewisser Hang jener Zeit mit, Einfachheiten um eines gelahrten Aussehens willen kompliziert auszudrücken, und schließlich war man bei dem Umfange der menschlichen Stimme doch genötigt, zu Hilfslinien seine Zuflucht zu nehmen. Wer mit modernem Auge eine derartige Partitur überblickt, der stößt sich sogleich an der Unverhältnismäßigkeit und Schwerfälligkeit einer solchen Schreibweise. Jeden Schlüssel wieder anders zu lesen, erschwert die Übersicht, und es gehört immerhin Routine dazu, derartige Partituren leicht geläufig zu lesen. Dem Laien vollends war es hierdurch beinahe unmöglich gemacht, in die musikalische Geisteswelt einen klaren Einblick zu bekommen. Da es hierzu einer für die damaligen Zeitverhältnisse

nicht gering anzuschlagenden Technik und Fachkenntnis bedurfte, so war das mittelalterliche höhere Musikwesen nahe daran, zünftig zu werden. Es fehlte dem Ganzen die Einheit; diese mußte erst in transponierender Weise gesucht und geschaffen werden. Es gibt nun freilich auch heutzutage noch genug Musiker, die bei ihrer Gewandtheit und Routine behaupten können, sie transponieren nicht, sondern sie lesen die Schlüssel. Dieser Behauptung gegenüber stelle ich den Satz auf:

Solange nicht a zwischen zweiter und dritter Linie a ist und bleibt, solange nicht ein einheitliches, wie das Klavier auf Oktavenverhältnissen fußendes System unserer Darstellungsart zugrunde liegt, solange wir überhaupt noch Schlüssel im hergebrachten Sinne benutzen, so lange ist jedes Lesen in verschiedenen Schlüsseln eine Art der Transposition nach der Einheit eines Oktavensystems; mag die Routine noch so groß, das Auffassungsvermögen noch so elastisch sein, stets wird innerlich mehr oder weniger unbewußt nach einer Einheit transponiert. Hierfür bestimmend ist in der Regel derjenige Schlüssel, der zuerst gelernt wurde: der Violinschlüssel. Veranschaulichen wir uns diesen Vorgang beim Schüler. Für gewöhnlich wird diese Norm ihm im Violinschlüssel gegeben. Dieser Schlüssel, der sich immer mehr die Vorherrschaft in unserer Zeit erringt, ist auch wie kein anderer hierzu geeignet; der Geiger benützt keinen anderen als diesen.

Etwas verwickelter ist der Fall schon beim Klavierspieler. Er hat zwei Hände zueinander in Beziehung zu setzen; die Anfangsgründe lernt er im Violinschlüssel, auch das zweihändige Spiel beginnt er in diesem Schlüssel (s. Lebert & Starck I. Bd. u. a. Schulen).

Jetzt aber kommt ein Neues. Jetzt gilt es, einen Schritt tiefer in die Mysterien der Notenlesekunst einzudringen. Nun heißt es, den Baßschlüssel lesen zu lernen. Da wird ihm gesagt: der Baßschlüssel wird zwei Oktaven tiefer und eine Terz höher gelesen. Warum dies so sein muß, welcher Tiefsinn liegt darin, daß man, nachdem man glücklich zwei Oktaven heruntergekrochen ist, noch einmal eine Terz zurück muß, das wird und kann man ihm nicht sagen. Ein Musiker behauptete einmal, dies geschehe deshalb, weil sonst der Baß zu vieler Hilfslinien benötigte. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Sobald ich einen Ton zwei volle Oktaven tiefer mir denke, habe ich die drei Stufen, die nach dem alten Baßschlüssel nach rückwärts gedacht werden müssen, erspart und so bleibt [Note] f und braucht nicht erst nach dem Baßschlüssel als a gedacht zu werden. Es ist ein Zeichen von dem eminenten Auffassungsvermögen des Kindes, dabei aber auch von seiner Kritiklosigkeit, daß es sich in einer verhältnismäßig kurzen Zeit an diesen neuen Schlüssel gewöhnt.

Zuerst geht es bloß transponierend zu Werke: im [Violinschlüssel] heißt der Ton a, im [Baßschlüssel] c; im [Violinschlüssel] heißt er d, im [Baßschlüssel] f usf. Allmählich geht diese Trans-

position rascher vonstatten, und schließlich liest es den Schlüssel, d. h. es transponiert mit einer solchen Leichtigkeit, daß es ihm gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, daß es transponiert. Nun aber heißt es, den Baßschlüssel mit dem Violinschlüssel in Beziehung zu setzen. Jeder einsichtige Lehrer hat sich oft davon überzeugt, daß dies selbst den Begabtesten nicht sofort gelingt, und es wird denn auch im günstigsten Falle mehrere Unterrichtsstunden dauern, bis der Schüler damit zustande kommt. Warum den Schüler mit Sachen quälen, die sich vereinfachen ließen, warum einen Schlüssel beibehalten, der den Unterricht unnötig erschwert? Doch weiter. Der junge Musikus hat sich auch dies glücklich zu eigen gemacht. Er schreitet vorwärts und kommt schließlich an das Partiturlesen. Zuerst der gemischte Chorsatz. Er transponiert — Verzeihung! liest Palestrina, Schütz, Bach. Endlich hat er sich durch diesen altväterischen Schlüsselkram glücklich hindurchgefressen. Nun kommen moderne Meister an die Reihe: Mendelssohn, Schumann. Wie angenehm, wie leicht übersichtlich berührt ihn die einfache Darstellung der Frauenstimme im [Violinschlüssel], wie stilgerecht das Verhältnis des Tenors zu ihnen. Dilettantisch hätte früher so ein alter schlüsselfressender Kantor eine solche Schreibart genannt. Als ob Klarheit, Einfachheit und Übersichtlichkeit etwas Dilettantisches wären, als ob dem Künstler nicht genug Gelegenheit geboten würde, in der Ausführung dieser Werke sich als solchen zu beweisen. Ein bedeutender Fortschritt zeigt sich also in der Schreibweise, eine bedeutende Annäherung an ein einheitliches System. Leider bedeutet der für den Baß angewendete F-Schlüssel eine Stilwidrigkeit. Dieser Schlüssel nötigt abermals zu einer nicht rein oktavenfesten Transposition. Meiner Ansicht nach ließe sich diese Stimme gleichartig wie der Tenor schreiben. Der tiefste Ton im Baß ist es. Die Darstellung ließe sich auf folgende Weise bewerkstelligen: [Notenbeispiel] Wie erschwert aber vollends das Schlüssel- und Stimmungswesen den Überblick einer Orchesterpartitur! Hier nötigen die verschiedensten Stimmungen, die mannigfaltigsten Schlüsselgattungen zur Transposition. Die Hörner, Klarinetten und Trompeten in den verschiedensten Stimmungen, Posaune, Violoncelli, Fagotte, Kontrabässe und Pauken im Baßschlüssel, die Viola, höchst konservativ im Altschlüssel und nur die Flöten und Violinen im Violinschlüssel. Hier vermag sich der Unbefangene so recht eindringlich um ein paar Jahrhunderte zurückzuversetzen in die Zeit, wo man genötigt war, in solcher Weise zu schreiben, und man sich sogar auf diese schwerfällige, äußerliche Gelahrtheit etwas zugute tat. Wie zwecklos, wie unangebracht muß es ihm doch erscheinen, daß er, wenn er das F-Horn d blasen hört, in seiner Partitur a stehen hat; wenn die B-Trompete des bläst, in seiner Partitur es steht! Wenn die Beschaffenheit der Blasinstrumente eine solche Schreibart erfordert, was hindert den Dirigenten, der augenblicklichen Zusammenstellung eines Akkordes halber den Ton in

seiner Partitur mit einer kleinen Notiz über die Stimmung der betreffenden Instrumente so zu verzeichnen, wie er klingt, und je nach der Tiefe des Instruments eine Oktaven- oder Doppeloktavenvorzeichnung anzuwenden? Mein Vorschlag wäre der: Da der 𝄢 Norm des ganzen Systems ist, so könnte man so lange, bis man sich über eine noch mehr ins Auge fallende Bezeichnung geeinigt hätte, das Zeichen für eine Erniedrigung von einer Oktave folgendermaßen: 𝄞 das Zeichen für zwei Oktaven derart: 𝄞 ausdrücken. Der Violinschlüssel wäre somit als grundlegend angedeutet, die Zahl der linksseitigen Striche würde die Anzahl der erniedrigenden Oktavenstufen andeuten. Was die Erhöhung betrifft, so zeigen sich ja bereits die Anfänge des hier vorgeschlagenen Oktavensystems im 8va ..... Vielleicht ließe sich diese nicht sogleich ins Auge fallende Art der Bezeichnung ebenfalls durch ein schlüsselartig an den Anfang gestelltes erhöhendes Oktavenzeichen bewerkstelligen.

Was nun die praktische Ausführung dieser Vorschläge betrifft, so ist es selbstverständlich, daß nur die Einsicht eines großen Teils unserer Musikerwelt sie zu verwirklichen vermag. Man wird z. B. vorhalten, was mit den in bisheriger Weise gedruckten Noten geschehen solle. Man könne sie doch nicht zum alten Plunder werfen. Auf der anderen Seite aber sei es nicht vorteilhaft, zwei verschiedene Schreibarten nebeneinander zu lehren. Demgegenüber ist zu erwidern: Selbstverständlich müssen aus diesen praktischen Gründen das bisherige Notensystem, die hergebrachten Schlüssel weiter gelehrt werden. Ein Umschwung kann nicht so plötzlich vollzogen werden. Allein von einem neuen Schlüssel kann überhaupt nicht gesprochen werden. Im Gegenteil: Der Begriff „Schlüssel“ ist hiermit aus der Welt geschafft, Schlüssel kann im wahren ursprünglichen Sinne nur eine solche Vorzeichnung genannt werden, in der es sich darum handelt, einen Ton anders zu schreiben, als er klingt. Der Trumpf dieser Vorschläge ist und bleibt aber: a zwischen zweiter und dritter Linie schreibt und liest sich wie a und klingt wieder wie a, und nur die Höhe oder Tiefe ist durch eine Vorzeichnung zu bestimmen. Indem nun der Schüler die alte Schreibweise lernt, kann er noch nebenbei auf diese einfachere Darstellungsart aufmerksam gemacht werden, und ich bin überzeugt, daß er in Bälde ihre Vorzüge einsehen wird.

Einfachheit, Einheit und Übersichtlichkeit des Notensystems ist es also, was diese Zeilen, gestützt auf historischen Rückblick, auf das unverkennbare Streben des letzten Jahrhunderts bezwecken wollen. Man könnte nun entgegnen: Wozu diese höchst überflüssigen Vorschläge! Der Verfasser scheint zu bequem zu sein, das sich anzueignen, was unsere größten Musiker gelernt, worin sie Großes geleistet haben. Wozu eine Veränderung, wo doch das Bisherige seine Gediegenheit und Brauchbarkeit bewiesen hat? —

So hat stets der Konservative gesprochen und wird stets so sprechen. Auch hat der Verfasser dieser Zeilen stets sich redlich mit allen den alten Schlüsseln abgeplagt. Wenn es sich aber um eine wesentliche Vereinfachung, um die Herstellung einer stilistischen Einheit unseres Notensystems handelt, dann darf wohl das unnötig Erschwerende, Veraltete aufgegeben werden. Zudem ist das Ganze ja keine völlige Neuheit. Es handelt sich hier nur darum, die letzten Folgerungen aus einem jahrhundertelangen Vereinfachungsprozeß zu ziehen, und längst schon sind Vorschläge in dieser Hinsicht von Rousseau, M. A. Gebhard und neueren Musikschriftstellern, allerdings ohne nachhaltigen Erfolg, gemacht worden. Ob diese hier dasselbe Schicksal teilen werden, wird die Zeit lehren.



Musikalische Zeitfragen.

Reichsmusikbibliothek und Volksmusikbibliotheken.

Der „Verein der deutschen Musikalienhändler“ zu Leipzig hat folgende Eingabe an den Reichskanzler gerichtet:

„Obwohl wir Deutsche auf unsere Tondichter mit freudigem Stolze blicken können, obwohl die Musik in unserer Kulturentwicklung eine ganz hervorragende, ja fast die erste Stelle einnimmt, so besitzen wir doch keine Stätte, an der die Werke der deutschen Tonsetzer planmäßig gesammelt werden. Mit Neid müssen wir auf andere Kulturstaaten, wie England, Italien, Amerika und vor allem auf Frankreich blicken, in welchen Ländern die staatliche Fürsorge schon längst dafür eingetreten ist, daß die musikalischen Geistesschätze für kommende Generationen aufbewahrt und an einer Zentralstelle den Zeitgenossen in jeder Hinsicht nutzbar gemacht werden. Wohl unterhalten einzelne Staaten, hauptsächlich Preußen, Bayern und Sachsen, Musiksammlungen, aber diese sind auch heute noch so unzureichend dotiert, daß sie doch nur einen verschwindend kleinen Teil von dem enthalten würden, was die deutschen Tondichter an bedeutsamen Werken geschaffen haben, selbst wenn alle Musikbibliotheken der Einzelstaaten vereinigt würden. Der Errichtung einer Reichsmusikbibliothek steht in materieller Hinsicht nichts im Wege, denn schon hat sich die große Mehrheit der deutschen Musikalienverleger in Erkenntnis der Bedeutung einer solchen Bibliothek für die Weiterentwicklung der musikalischen Kunst bereit gefunden, für eine zu begründende Reichsmusikbibliothek ihre Verlagserzeugnisse völlig kostenlos zur Verfügung zu stellen. Dieser Notenschatz würde von sehr bedeutendem Werte sein und dürfte die in anderen Ländern durch staatliche Fürsorge aufgespeicherten Sammlungen an Zahl, Bedeutung und Wert erheblich überragen. Der gegenwärtige Zeitpunkt dürfte für die Begründung einer Reichsmusikbibliothek der gegebene sein, da eine große Entwicklung der Musik durch deutsche Geistestätigkeit nach mancher Richtung hin abgeschlossen erscheint, mithin gerade jetzt der geeignete Zeitpunkt für eine planmäßige und lückenlose Sammlung der

musikalischen Geistesschätze aus der zu Ende gehenden großen Kunstepoche gekommen ist. Wir beehren uns nun, an Euer Exzellenz die Bitte zu richten:

1. den der deutschen Nation seitens der deutschen Musikalienverleger hiemit unentgeltlich dargebotenen Grundstock für eine Reichsmusikbibliothek namens des Reiches annehmen zu wollen, und

2. dem Deutschen Reichstage baldmöglichst eine Vorlage zugehen zu lassen, durch die Mittel zur Unterhaltung und Verwaltung der Reichsmusikbibliothek gefordert werden."

Es braucht der Begründung dieses Gesuches nichts beigefügt, sondern nur der dringende Wunsch ausgesprochen zu werden, daß im Interesse eines der wichtigsten, ja des vielleicht charakteristischsten Teiles der deutschen Kultur ihm bald entsprochen werde. Das hochherzige Entgegenkommen der deutschen Musikverleger ehrt diese aufs höchste, zeigt aber auch gleichzeitig, in welchem Maße alle Fachkreise die Errichtung einer solchen Reichsbibliothek für ein Gebot halten. Hoffen wir also auf einen günstigen Fortgang.

Das Verdienst, den bereits früher gefaßten Gedanken dieser Reichsbibliothek aufs neue angeregt und mit guten Gründen in weitesten Kreisen zu Gehör gebracht zu haben, gehört dem Berliner Oberbibliothekar Dr. Wilhelm Altmann. In seiner kleinen Studie „Öffentliche Musikbibliotheken" (Breitkopf & Härtel, Leipzig) bleibt er aber nicht bei der hauptsächlich der Wissenschaft dienenden „Reichsmusikbibliothek" stehen, sondern erwägt auch den meines Erachtens für unser musikalisches Leben noch wichtigeren Gedanken: „Gehören Musikalien in die Volksbibliotheken oder Bücherhallen?" Die bejahende Antwort gibt er in bemerkenswerten Ausführungen, aus denen die wichtigsten Sätze hier wiedergegeben seien.

„Wenn ich recht unterrichtet bin, ist diese Frage, die ich im folgenden bejahe, noch gar nicht aufgeworfen worden; wohl nur zufällig deshalb, weil gerade diejenigen, welche für die Ausbreitung der Bücherhallen eintraten, daran nicht gedacht hatten oder unmusikalisch waren oder der Musik keinen allgemein bildenden Wert beilegten. Ich will gern zugeben, daß man, auch wenn man musikalisch ist, im Kampfe für die Bücherhallen zunächst für die Bücher eine Lanze brechen muß, ohne der Musikalien zu gedenken; doch dürfen diejenigen Bücher, welche sich mit der Musik befassen, keineswegs vergessen werden. Was nun das Nichtmusikalischsein betrifft, so sagt zwar Goethe: ‚Die Musik steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherscht und von der niemand imstande ist, sich Rechenschaft zu geben . . .; sie ist eines der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.' Trotzdem aber gibt es sehr viele Menschen, welche von der Musik nicht nur keinen Eindruck empfangen, sondern in ihr nur ein unangenehmes Geräusch sehen. Angesichts dieser Tatsache würden für sehr viele Menschen die Musikalien in einer Bücherhalle geradezu wertlos sein; mit ihrer Anschaffung würde der Allgemeinheit der Bücherhallenbesucher nicht genutzt sein, sondern nur einer vielleicht kleinen Anzahl von Personen, zumal gerade unter den Personen, für welche die Bücherhallen in erster Linie bestimmt sind, verhältnismäßig wenige sein werden, welche imstande sind, die vorhandenen Musikalien auszunutzen. Doch gesetzt den Fall, daß diese Annahme richtig wäre, wäre dies ein Grund, die Musikalien aus der Bücherhalle zu verbannen? Doch dem ist nicht so; wohl der größte Teil der zahlreichen Fachmusiker rekrutiert sich aus den wenig bemittelten, ja sogar unteren Volksschichten,

und wohl die meisten dieser Musiker sind zeit ihres Lebens in so dürftigen Verhältnissen, daß sie nicht imstande sind, sich Musikalien aus den privaten Leihanstalten zu besorgen oder gar in größerer Anzahl anzuschaffen, zumal die Musikalien, namentlich neu erscheinende, nicht gerade billig sind. Aber nicht bloß der eigentliche Musiker wird von den Musikalien in der Bücherhalle Gewinn ziehen, auch die große Masse der Dilettanten; wie mancher, der aus Mangel an anregenden Musikalien die Musik liegen gelassen hat, wird, weil ihm nunmehr Musikalien unentgeltlich in guter Auswahl in der Bücherhalle zur Verfügung stehen, sich der einst geliebten Musik wieder zuwenden und in seinem Stübchen diese edle Kunst treiben, statt wie bisher in einer Kneipe stumpfsinnig hinzulungern. Man wende auch nicht ein, daß durch die privaten, gegen Entgelt zugänglichen Musikalienleihanstalten ausreichend für die Musikliebhaber gesorgt sei; ganz abgesehen davon, daß es derartige Institute nur in größeren Städten gibt, fehlt ihnen jener öffentliche Charakter, den wir ja der Bücherhalle beilegen.

„Doch nun zu denen, welche die Musikalien aus den Bücherhallen ausgeschlossen wissen wollen, weil sie der Musik keinen erziehlichen Wert beilegen. Vielleicht werden sich diese Gegner bekehren, wenn ich ihnen aus dem m. E. prächtigen Artikel von C. Andreae in Kaiserslautern, Musikalische Erziehung in dem ‚Enzyklopäd. Handbuch der Pädagogik‘, herausg. von W. Rein, Bd. 4 (1897), 872 ff. folgende Stelle anführe: ‚Die eigentümliche Weise, in welcher gerade die Musik das Gefühl idealisiert, sichert ihr unter allen Künsten als dem originalsten Erzeugnis des menschlichen Geistes eine Ausnahmestellung. In ihren Schöpfungen prägt sich daher auch ein ganz besonderes Stück der kulturgeschichtlichen Entwicklung aus, und daran nicht teilhaben oder nicht teilnehmen können, bleibt unter allen Umständen ein Mangel, mögen die von solchem Mißgeschick betroffenen nun Kant, Lessing oder Maupassant heißen.

„‚Von hier ergeben sich Notwendigkeit und Pflicht der musikalischen Erziehung von selbst. Wenn die Musik dem Menschen so viel zu bieten hat, wie sie in Wirklichkeit bietet, so haben alle diejenigen, welchen die Natur die entsprechende Begabung nicht versagt, ein Recht darauf, daß ihnen die musikalischen Schätze ebenso zugänglich gemacht werden, wie etwa die literarischen, und, wenn es abgeschlossene Geistesprovinzen nicht gibt, vielmehr die in Betracht kommenden psychischen Prozesse in einer engen Beziehung zur gesamten Geistesverfassung stehen, dann kann es für die Lösung der Erziehungsaufgabe nicht gleichgültig sein, ob irgend eine Seite ohne Pflege bleibt oder verkümmert, während sie zum Gedeihen des Ganzen beitragen sollte.‘“

Andreae hat dabei nur Konzerte im Auge gehabt und nicht bedacht, daß es viel wichtiger ist, daß das Volk selbst wieder musiziere. Die regierenden Kreise sollten sich sagen, daß sie in der Musik ein unvergleichliches Mittel zur Volksbildung und Volksveredelung besitzen, daß sie deshalb die Gelegenheit schaffen sollten, daß die musikalischen Talente im Volke sich wieder ausbilden und entwickeln können.

„Es ist nicht nötig, obgleich dies der ideale Umstand wäre, daß eigene Volksmusikalien-Bibliotheken gegründet werden. Wozu haben wir die allgemeinen Volksbibliotheken oder Bücherhallen? Deren Aufgabe ist es ja, wie Nörrenberg, ihr eifriger Apostel, treffend gesagt hat, ‚gesunde Bildung des Herzens und Geistes zu verbreiten unter denjenigen, welche sie bedürfen und suchen‘. Freilich wird, wenn wir noch die Musikalien den Bücherhallen zu-

weisen, deren meist so wie so schon unzureichendes Budget noch kleiner; doch verlange ich ja nicht, daß die Musikalien die Bücher erdrücken sollen; sie sollen nur neben diesen ihre Berechtigung haben und als vollgültiges Bildungsmaterial anerkannt werden.

„Finden meine Ausführungen, was ich allerdings für die nächste Zukunft kaum hoffen darf, Zustimmung, dann wird eine gut ausgestattete Volksbibliothek oder Bücherhalle neben einigen musikalischen Zeitschriften, musikgeschichtlichen und musiktheoretischen Werken, neben Biographien, Briefwechseln und gesammelten Schriften von hervorragenden, insbesondere deutschen Musikern auch deren bedeutendste Kompositionen (die Orchesterwerke natürlich in Arrangements für Klavier zu 2 oder 4 Händen) enthalten müssen; berücksichtigt soll dabei auch das Gebiet der Kammermusik werden, da diese am meisten geeignet ist, veredelnd auf die Menschen zu wirken. Außerdem werden eine Anzahl guter und brauchbarer Schulen und Etüdenwerke für die gebräuchlichsten Instrumente (Klavier, Orgel, Harmonium, Violine, Bratsche, Violincell, Flöte, Klarinette, Waldhorn, Trompete, sogar Zither, Mandoline, Guitarre und Harmonika) anzuschaffen sein; eine ganz besondere Sorgfalt wird man der Auswahl von Vokalkompositionen zuwenden müssen: Klavierauszüge der bedeutendsten Opern und Oratorien dürfen neben größeren Liedersammlungen (diese natürlich sowohl für hohe als für mittlere und tiefe Stimmen) nicht fehlen. Im allgemeinen wird man die musikalischen Klassiker bei der Anschaffung bevorzugen müssen, weniger aus Abneigung gegen die modernen Meister, als aus Sparsamkeitsrücksichten; pflegen doch die Verleger hervorragender neuerer Komponisten sich deren Werke recht teuer bezahlen zu lassen. Vor allem vermeide man Werke von ephemerem Wert, Salonkompositionen, Virtuosenstücke und dergleichen anzuschaffen; der erziehliche und bildende Charakter der Sammlung muß bei der Anschaffung maßgebend sein, nicht das Unterhaltungsbedürfnis der Benutzer.

„Für die erste Einrichtung einer Musikaliensammlung in den Volksbibliotheken wird man gut tun, sich hauptsächlich an die vortrefflich ausgestattete Edition Peters, die Volksausgabe Breitkopf & Härtel, die Kollektion Litolff, die Ausgabe Steingräber und ähnliche allgemeine Sammlungen zu halten, welche sämtlich gut und im wesentlichen nicht teuer sind; man vergesse dabei nicht, einen den Buchhändlersatzungen entsprechenden Rabatt (20%) zu fordern. Keinesfalls ist bei der ersten Einrichtung, für welche 3000—5000 Mk. schon genügen könnten, Richard Wagner zu vergessen."

Wir haben so viele reiche und wohlhabende Musikfreunde in deutschen Landen. Hier ist ein Gebiet, wo sie ohne schwerwiegende Opfer ein für die deutsche Kultur kaum hoch genug einzuschätzendes Werk schaffen können. Vielleicht denken einige daran am Schillertage. Wenn Schiller auch kein Musiker war, so hat er doch immer vor allem die Gesamtkultur seines Volkes im Auge gehabt, und in seinem praktischen Idealismus hätte er zur Arbeit auf dem geistigen Gebiet geraten, auf dem sie am nötigsten ist. So vernachlässigt aber, wie die Musik im Volke, ist kein anderes Kulturgebiet in Deutschland.



Neue Opern.

Ermanno Wolf-Ferrari „Die neugierigen Frauen", Lustspiel in drei Aufzügen.

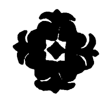
Im Berliner „Theater des Westens" hat Ermanno Wolf-Ferraris musikalisches Lustspiel in drei Aufzügen „Die neugierigen Frauen" einen vollen Erfolg errungen, über den sich einmal die Kritik noch viel mehr freuen muß, als das Publikum. Denn wenn wir theoretisch längst einsahen, daß die Weiterentwicklung des Musikdramas, oder sagen wir bescheidener ein glückliches Schaffen auf diesem Gebiete nur dann möglich ist, wenn wir uns dem überwältigenden Einfluß Richard Wagners zu entziehen vermögen, so ist doch das lebendige Beispiel unendlich wirksamer, als die theoretische Darlegung. Gerade wir Deutschen brauchen eigentlich gar nicht so weit zu suchen, um zu fühlen, was uns fehlt. Die Wundertaten Mozarts, das eine herrliche Werk Otto Nicolais sind fast ohne Nachfolge geblieben. Nur drei Komponisten sind auf diesem Wege zum musikalischen Lustspiel weiter fortgeschritten: Hermann Götz in „Der Widerspenstigen Zähmung", Peter Cornelius in seinem „Barbier von Bagdad" und Hugo Wolf im „Corregidor". Der Schöpfung des jung verstorbenen Götz fehlt das eigentlich Dramatische. Es steht auf der von Schumann gewiesenen Linie und ist mit seinem lyrischen Schwunge seinem Wesen nach intimes Seelengeständnis. Den beiden anderen Werken pflegte man immer als stilwidrig eine allzu schwere Orchestrierung vorzuwerfen. Bei Hugo Wolf nicht ohne Berechtigung, bei Peter Cornelius, wie sich jetzt durch den Nachweis Max Hasses herausgestellt hat, mit schwerem Unrecht. Vielleicht ist die schwere Wucht, mit der das ungeheure Kunstwerk Wagners auf dem zeitgenössischen Musikschaffen liegt, nie deutlicher gezeigt worden als dadurch, daß man einer in durchaus eigenem Stile sich leicht hinbewegenden komischen Oper nicht anders durchhelfen zu können glaubte, als indem man sie im bösesten Sinne wagnerisierte. Die herrliche Wirkung, die „Der Barbier" von Cornelius seit nunmehr einem halben Jahrhundert hätte tun können, ist für uns so verloren gegangen. Dabei hat sich im Rückschlag gegen die Alleinherrschaft des schweren musikdramatischen Stils, im Rückschlag ferner wider den brutalen Verismus Jungitaliens in immer weiteren Kreisen die Überzeugung durchgedrungen, daß die Wiederbelebung der Oper für uns auf jenem Gebiete zu suchen sei, das von Wagner nicht bearbeitet worden ist, also in der komischen Oper, im musikalischen Lustspiel. Hätten wir noch offenere Augen für die Wundererscheinungen auf künstlerischem Gebiete, so hätte des greisen Verdi „Falstaff" uns schon länger den Weg gewiesen. Oder ist es etwa nicht ein Wunder, daß dieser Mann, der durch ein ganzes Leben hindurch alle Strömungen auf dem Gebiete der Musikdramatik in sich aufnimmt, sie dabei stets innerhalb seiner Persönlichkeit neu belebt und als durchaus Eigenes neu gestaltet, daß dieser fruchtbare Komponist am Ende eines schier unbegreiflich reichen Lebens uns endlich die völlig ihm gehörige Tat schuf und im „Falstaff" der Welt das musikalische Lustspiel der Neuzeit gab? Woher kommt es wohl, daß dieses gerade von den Musikern der ganzen Welt so tief bewunderte Werk nicht eindringlicher wirkt, vor allen Dingen die Schaffenden nicht stärker befruchtet? Zeigt sich hier wieder einmal die in der Kunstgeschichte oft zu beobachtende Erscheinung, daß ein wirklich vollendetes Meisterwerk keine nachhaltigen fruchtbaren Anregungen für das künftige Schaffen hinterläßt, da sein Eindruck so gewaltig ist, daß er diejenigen, die sich ihm hin-

geben, zu Nachahmern macht, nicht aber zu selbständig Weiterstrebenden? Jedenfalls können wir bis heute in der deutschen Opernproduktion kaum von einer stärkeren Nachwirkung des Meisterwerkes des greisen Verdi sprechen. Vielmehr haben jene unserer Komponisten, die erkannten, daß die nächste Zukunft unserer Opernproduktion auf dem Gebiete der komischen Oper liegt, sich ihre eigenen Wege gesucht. Am ehesten zeigt sich Urspruch in „Das Unmöglichste von allem" von Verdi beeinflußt. Leider ist der Komponist ein Deutscher, und so hielten es unsere Bühnen nicht für notwendig, die gewiß ungewöhnlich große Arbeit, die dieses für die Sänger außerordentlich schwierige Werk verlangt, daran zu wenden.

Die stärksten Hoffnungen hege ich immer von Eugen d'Albert und Leo Blech. Wenn der letztere zur Erkenntnis durchdringt, daß ein leichter Stoff auch eine leichte Orchestrierung verlangt, wenn er sich von der großen Linie des Wagnerschen Orchestrierungsstils freimacht und erkennt, daß der Stil einer kleinen Verhältnissen angepaßten Kunst vor allem Kleinarbeit verlangt, so wird er nach meinem festen Dafürhalten uns wertvolle komische Opern zu geben haben. Eugen d'Albert hängt nach meiner sichern Überzeugung durchaus vom Textbuch ab. Wie er als Klavierspieler trotz seiner starken Persönlichkeit mit geradezu intuitiver Sicherheit den Stil jedes Werkes trifft und sein Persönlichstes nur in der außerordentlichen Kraft, mit der er das Beste eines Kunstwerkes erfaßt, zur Geltung bringt, so läßt er sich auch von dem ihm gebotenen Stoff und der Darstellungsweise des von ihm zu komponierenden Textes so völlig durchdringen und erfassen, daß er sich den der Dichtung entsprechenden Stil schafft. Das ist dann für den oberflächlichen Blick ein unsicheres Herumtasten und Versuchen, während doch der Künstler durchaus im Zwange seiner Persönlichkeit handelt und gerade diese Persönlichkeit im höchsten Maße sich für das musikdramatische Gebiet eignet. Allerdings zeigt sich bei ihm, wie vielleicht noch nie, das Tragische im Wesen der Opernkomposition, daß zur wirklichen Erzielung eines echten Musikdramas die völlige Übereinstimmung zweier künstlerischen Persönlichkeiten notwendig ist. Man sehe einmal daraufhin d'Alberts Opern an. Wie er in „Gernot" mit der schweren Ritterrüstung des „Tristan und Isolde"-Stils einherschreitet, wie er im „Rubin" dem eigentümlichen Gemisch von Pathos und barockem Märchenhumor, der seltsamen Mischung von Romantik und philosophischem Klassizismus wiederum, wenn auch wahrscheinlich unbewußt, dadurch gerecht wird, daß sich hier die für ihn charakteristische Mischung Wagner-Brahms anbahnt. Wie hat er dann in der „Abreise" zur Überraschung aller geradezu einen vornehmen Operettenstil geschaffen, während der „Kain" infolge der reichlich epigonenhaften Dichtung kein neues Moment erbringen konnte. Freilich leidet auch die „Abreise" unter allzu schwerer Orchestrierung. Es ist, als ob das Orchester, wie es nun Wagner einmal geschaffen hat, in seiner Zusammensetzung für unsere Komponisten bereits ein fertiges Instrument darstellen wollte, während doch gerade der ungeheure Wert des Orchesters gegenüber aller andern Art der Instrumentalmusik darin beruht, daß der Komponist in jedem Augenblick durch die völlig in sein Belieben gegebene Zusammensetzung der mitwirkenden Kräfte imstande ist, sich ein neues Instrument zu schaffen. Gerade wir, die wir den hohen Wert des Kammermusikstils wiederum zu schätzen wissen, sollten die Freiheit, die sich hier in der Kammermusik der Komponist unbedenklich nimmt, kecklich auf die Oper übertragen. Für den Stilbildner d'Albert aber am allerbezeichnendsten ist

seine letzte Oper „Tiefland“. Wie er hier vermocht hat, zu einer Dichtung, die an sich der Musik gar nicht mehr bedarf, im Orchester eine Art instrumentaler Deklamationsbegleitung zu schaffen, zeigt, daß d'Albert nunmehr vom Wagnerorchester völlig frei geworden ist, daß er also nur einen Text zu finden brauchte, der die echte Lustspielorchestration verlangt, um uns ein wahres musikalisches Lustspiel zu geben.

Während dieser unermüdliche Sucher mit seinem hochentwickelten Stilgefühl infolge dieser ungünstigen Umstände bis heute ein reines musikalisches Lustspiel noch nicht zu schaffen vermochte, fand Ermanno Wolf-Ferrari mit keckem Zugreifen, trotz viel geringerer musikalischer Kräfte, die für ihn glückliche Lösung. Jedenfalls kam ihm dabei zustatten, daß er Deutsch-Italiener ist. Denn so hatte er einerseits ein Gefühl für die deutsche Musik Mozarts, deren Überlegenheit über die verwandte italienische Opernmusik er sehr richtig in der orchestralen musikalischen Arbeit erkannte — ich spreche hier natürlich nur von der technischen Seite dieser Musik; die göttliche Seele Mozarts ist ein unwägbarer Wert —, andrerseits aber lebte in ihm noch, wie in jedem Italiener, das echte, rechte Verständnis für die ungeheuer erhöhende Kraft der Musik gegenüber einer Dichtung, wie sie uns die opera buffa hundertfältig bestätigt. So schuf er also eine neue opera buffa, bei der der Geist Mozarts Pate gestanden hat, bei der des ferneren die technische Errungenschaft des modernsten, selbst an Richard Strauß geschulten Orchesterstils, einer möglichst zerteilten und individualisierten Behandlung jedes einzelnen Instruments aufs glücklichste aus dem großlinigen Stil der schweren symphonischen Dichtung in die Kleinkunst des leichten Lustspieltons übersetzt wurde. In dieser Übersetzung liegt das wesentliche, selbständige Verdienst Wolf-Ferraris, der im übrigen keine starke schöpferische Persönlichkeit ist. Seine Musik ist nirgendwo von innerer Eigenart; der Einfluß Rossinis, Mozarts, ja auch Verdis bekundet sich in der motivischen Erfindung und in der Melodiegestaltung auf Schritt und Tritt. Aber die Art der musikalischen Arbeit zeugt von ungewöhnlichem Kunstverstand. Und der war in diesem Falle von höchstem Segen. Denn er erkannte den hier notwendigen Stil. Der textliche Vorwurf half noch beim Finden. Denn dieser Text, einer Komödie Goldonis entnommen, ist eine Nichtigkeit. Nirgends werden tiefere Leidenschaften erregt, nirgends etwas von Steigerung. Der Stoff reicht knapp für einen Einakter, hier ist er auf drei Akte verteilt, deren jeder einen Szenenwechsel bedingt. Alles ein leichtes Geplauder. Und trotzdem hört man mit innigstem Behagen zu, wie man einem launigen Erzähler einen ganzen Abend zuhören kann, wenn er Witz und Anmut der Rede besitzt. Witz und Anmut liegen hier in der Musik, die immer bloß andeutet, nie ausführt, hundert kleine Einfälle hinstreut, dann wieder mit leichter Hand einige Fäden aufgreift und zu einem kunstvolleren Gebilde schlingt. Das ist ein wahres Ergötzen. Nicht das Werk an sich, sondern die Art der Arbeit muß vorbildlich werden. Dann können wir bald auch eine echte deutsche komische Oper besitzen.



Zu unseren Kunstbeilagen.

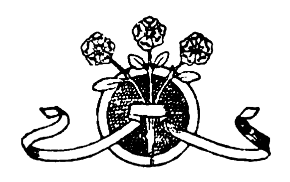
Unsere Photogravüre bietet eines der liebenswürdigsten Werke eines Künstlers, dessen ganzes Wesen auf Liebenswürdigkeit gestellt war. Wenn man nicht mehr verlangt, wird man auch heute noch sich an den Bildern von Jean Baptiste Greuze freuen können, dessen kurz zu gedenken, die hundertste Wiederkehr seines Todestages (am 21. März) den Anlaß gibt.

Greuze wurde in Tournus am 21. August 1725 geboren. Sein Vater erkannte früh die künstlerische Begabung seines Sohnes und schickte ihn zu dem Maler Grandon nach Lyon in die Lehre. Grandon bildete aus seinem Schüler einen sehr geschickten und fleißigen Handwerker, der in kürzester Zeit ein Bild zu vollenden imstande war. Der junge Greuze strebte nach mehr und ging nach Paris. Nach kurzem Widerstande drang er hier durch, so daß er 1755 zum Studium an der Akademie zugelassen wurde. Schon im folgenden Jahre kam er nach Italien, wo ihn die Volkstypen und das Volksleben viel mehr reizten, als alle klassischen Kunstschätze. Unter den Bildern, die er im nächsten Jahre ausstellte, befinden sich zwei Kinderbildnisse, die lächelnd die Reihe der für den Künstler charakteristischen Werke eröffnen. 1761 wurde er durch die „Verlobung auf dem Dorfe" volkstümlich. Im gleichen Jahre fand er den für ihn von nun ab maßgebenden Frauentypus bei dem Bildnisse eines Fräuleins Babuty, die bald danach seine Frau wurde. Er selber liebte diese von blondem, weichem und reichlichem Haar umrahmten, wenig geistreichen aber gesunden Gesichtchen, die zur Üppigkeit neigenden Körper, das rosige Fleisch in Nacken und Busen so sehr, daß ihn auch der schmähliche Treubruch des Urbildes nicht davon abwendig machte. Aber bezeichnend ist diese Liederlichkeit des geliebten Modells. Die Unschuld aller dieser süßen Frauenzimmerchen, die Greuze gemalt hat, steht nicht fester. Ihre Naivität ist unecht, sie sind oberflächlich und wiegen leicht. Freilich nett und liebenswürdig bleiben sie trotzdem. So werden wir heute diese Kunst kaum als gesund bezeichnen. Den Zeitgenossen von Greuze kam sie nach all den mythologischen Galanterien und den frivolen Nuditäten wie eine Erlösung vor. Historische Verdienste hatte also diese Genremalerei jedenfalls. Der Akademie allerdings galt nur der Historienmaler für voll; den Genremaler Greuze behandelte sie recht von oben herab. Das tat indes seiner Beliebtheit in allen Kreisen der Bevölkerung keinen Eintrag. Wohl aber brachte ihn die große Revolution nicht nur um sein Vermögen, sondern durch das Emporkommen der klassizistischen Schule Davids um seinen Ruhm. Ein vergessener Mann ist er am 21. März 1805 in elendester Armut gestorben. Vor völliger Vergessenheit bei der Nachwelt schützten ihn mehr, als die zweihundert in Museen vergrabenen Ölgemälde, die zahllosen Kupferstiche, in denen seine Bilder bis vor wenigen Jahrzehnten als Schmuck der Bürgerhäuser beliebt waren.

* * *

Für die Menzelbilder vergleiche man den Nachrufartikel. Im besonderen sei noch bemerkt, daß „Die Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci" das zweite in der Reihe der Friedrich-Gemälde ist. 1850 gemalt, bildet es eine Zierde der Berliner Nationalgalerie. Den Speisesaal, in den wir blicken, wird der Besucher von Sanssouci leicht erkennen. Durch die geöffnete Flügeltür

strömt das belebende Licht und lockt ins Freie. Aber die Gesellschaft ist nach dem Mahle noch in so anregender Unterhaltung, daß der Lockung so bald kaum Folge geleistet werden dürfte. Friedrich steht gerade im Wortgefecht mit Voltaire, der nur durch den General von Stille von der Rechten des Königs getrennt ist. Auf Voltaire folgt Lord Marishal und ein nicht kenntlich gemachter Herr, von dem wir nur den Rücken sehen. Links neben dem König sitzt Feldmarschall Keith; dann folgen Graf Algarotti, General Graf Rothenburg, Herr de la Mettrie und der Marquis d'Argens. — Die „Prozession in Hof-Gastein" ist dreißig Jahre später, aber mit unverminderter Kraft gemalt. Gastein brachte dem Meister noch die Vorwürfe für zwei seiner trefflichen Schmiedebilder.



Briefe.

H. S., A. b. G. (W.). — J. S., T. — H. H., S. i. H. — K. T., St. — H. R., R. i. Schl. — O. E. M., B. — K. Sch., Ch. — R. G., B. — H. K., B. — M. W. K., T. — W. M., B. — A. L., R. — C. M. N. — H. R., B. Verbindlichsten Dank. Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

E. B. in O. Besten Dank für die frdl. Zuschrift, für die wir hoffentlich bald ein Plätzchen finden.

Z. Z. All solchen Tierquälereien soll demnächst in einem zusammenfassenden Artikel zu Leibe gegangen werden. Gruß und Heil!

P. B., N. b. St. i. E. Wird gern in der Off. Halle zum Abdruck gebracht werden.

O. A., W. — W. Besten Dank. Das Gedicht kommt in Betracht.

K. W., B. Aus den vorliegenden Proben haben wir leider nichts wählen können; doch dürfen Sie gelegentlich wohl neue senden. Auf das längere Ged. freilich möchten wir verzichten.

J. A. G., J., P. O. G., Ostind. Wir haben gern Ihre Bitte dem Verlage zur Berücksichtigung empfohlen. Frdl. Gruß in die Ferne!

K. S., A. b. B. Verbindl. Dank für den Hinweis auf Friedländers Sittengeschichte Roms. Wir werden Gelegenheit nehmen, die bezeichneten Stellen nachzulesen. Besten Gruß!

P. S., O. F. M., D. Vielen Dank für den Zeitungsausschnitt. Wir unterschreiben gern die Auslassungen von Prof. Delbrück zu dem törichten Nachdrucksprozeß gegen die Köln. Volksz. Wie recht hat er, wenn er dabei an ein Wort von Prof. Laband über unsere heutige Strafrechtspflege — („Nicht geleugnet werden kann, daß in den gerichtlichen Urteilen nicht selten ein bewunderungswürdiger, aber übel angebrachter Scharfsinn aufgewendet wird, um einen Tatbestand unter ein Strafgesetz zu subsumieren") — die folgende Betrachtung knüpft: „Sollte hier nicht wieder ein solcher Fall vorliegen? Vielleicht war es wirklich ganz unmöglich, nach dem Wortlaut des Gesetzes über das Urheberrecht zu einer anderen Entscheidung zu gelangen. Auf jeden Fall hat einmal wieder das Wort über den Geist, der juristische Formalismus über das wahre naturgemäße Recht gesiegt. Niemand ist geschädigt, dennoch wird gestraft. Ist es wirklich ganz unmöglich, daß die Rechtsprechung durch den Wortlaut hindurch sich des Geistes der Gesetzgebung zu bemächtigen sucht, damit nicht immer wieder Vernunft Unsinn, Wohltat Plage werde?"

Dr. M. O., J. Vielen Dank für Ihren frdl. Brief und die Anregung, die Sie darin geben. Der Gedanke ist übrigens schon seit längerer Zeit vom Herausgeber erwogen worden, doch noch nicht zur Reife gediehen. Ihnen und Ihren Herren Kollegen freundl. Gruß!

K. L., B. X. Wenn Sie am 7. Febr. das Februarheft noch nicht hatten, so liegt die Schuld allein bei Ihrem Buchhändler, trotz seines Achselzuckens. Wenn auch die Hefte nicht schon am 1. eines Monats eintreffen können, da sie auf dem Buchhändlerwege (durch Kommissionär) über Leipzig an die einzelnen Buchhandlungen gelangen, was je nach der Entfernung dieser von Leipzig 3—6 Tage, vom Versandtage an gerechnet, in Anspruch nimmt, so mußte das Februarheft, da es vom Verlage am 28. Januar ausgegeben wurde, doch spätestens am 3. oder 4. Februar in B. sein. Sie haben also allen Grund, sich bei Ihrem säumigen Buchhändler zu beschweren. — Die Frage von E. S. R. hat inzwischen mehr als hundertfache Beantwortung erfahren. Gleichwohl wären wir Ihnen für Mitteilung der Adresse des betr. Instituts verbunden. Auf Ihre letzte Frage kommt der T. noch zurück.

L. M., K. Wir beschränken uns vorläufig auf die Wiedergabe Ihres gefl. Schreibens: „Da im letzten Türmerheft der Gerichtseid gegeißelt wird, möchte ich noch auf den Eid bei einer andern Gelegenheit, nämlich des Vereidigens der Beamten, hinweisen. M. E. ist auch der zum größten Teil ein arger Mißbrauch. Wie viele junge Menschen haben denn heutzutage noch Religion? Den Durchschnittsmenschen macht dieses Berufen auf Gott, an den sie nicht glauben, keine weiteren Skrupel, also hier ist es nur ein Unterstützen der Hohlheit, aber denjenigen doch wohl, die tiefer veranlagt sind und noch suchen. Diesen Menschen muß doch der Schwur vor dem Amtsantritt ein Schandfleck in ihrem Leben sein, wo sie aus Feigheit, oder, weil sie keine Nietzsche-Menschen, aus moralischem Zwang für ihre Nebenmenschen (Eltern ꝛc.) geheuchelt haben . . .“ „Schandfleck“ ist doch wohl ein zu hartes Wort. Etwas Wahres liegt aber in Ihren Ausführungen. Wer nicht an Gott glaubt, sollte auch nicht gezwungen werden, bei Gott zu schwören. Wer aber an Gott *glaubt* — erst *recht nicht*. Frdl. Gruß!

J., B. (O.) Unter Weglassung einzelner Stellen, von denen der Türmer annimmt, daß sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, sei Ihren dankenswerten Mitteilungen gern Raum gegeben: „Ich habe keine Veranlassung, für unsern Kultusminister einzutreten, man kann zwar sagen, daß selbst jeder große und bedeutende Mann schlecht wegkommen wird, wenn man ihm seine Jugendwäsche nachwaschen will; ‚große Leute fehlen auch' (Vgl. letztes Tagebuch. D. T.); *aber die Art, wie R. mit ‚Poker' sich aus der Affäre geholfen hat, ist nicht zu verteidigen.* — Genug davon! Aber in *Einzelheiten* Ihrer Kritik sind Sie nicht recht berichtet: Sie entnehmen dem ‚Gießener Anzeiger', daß ‚wohl keine deutsche Stadt von der Größe Oldenburgs eine so große Anzahl schöner . . . Restaurants und vornehmer Cafés hat, und alle diese Lokale gedeihen auf das allerbeste' — beides ist einfach nicht wahr; ich kann genug Städte in Preußen aufzählen, die kleiner sind und mehr Wirtshäuser besitzen als Oldenburg, von Cafés zu schweigen, denn davon gibt es drei in der Residenz, zwei kleine, von Offizieren besuchte, und ein drittes, das stetig mit den Besitzern wechselt und mit dem Krach kämpft. ‚Denn der Wirtshausbesuch ist so ziemlich das einzige, was die Bewohner Oldenburgs an „Genüssen“ kennen' — ‚In Oldenburg spielt eigentlich jeder, der „ein bischen was ist“' — das . . . kann nur von einem ‚Kenner' und Teilnehmer der ‚Genüsse' geschrieben sein, der sich um die ganze, ungleich größere Zahl intelligenter, solider und für die Hebung der städtischen Bevölkerung arbeitender Männer nicht gekümmert hat. So erbärmlich die ganze Jeuerei in den Juristenkreisen ist, so sollten damit doch die geistig und sittlich hochstehenden Kreise andrer Beamtenklassen unverworren bleiben in der Öffentlichkeit. Ich kenne wohl den entsittlichten Mischmasch in unserer Residenz und habe nicht die geringste Absicht, dafür eine Lanze zu brechen; aber solchen gibt es überall in derselben Masse; wenn einmal im großen gekehrt würde, dann würde *Oldenburg* sicherlich nicht — wie es jetzt den Anschein hat — an erster Stelle stehen. Daß die Verhältnisse scharf gerügt werden, ist in der Ordnung; aber man sollte bei der Wahrheit bleiben. — Dahin gehört auch, was die ‚Welt am Montag' (in Ihrem Bericht auf S. 524) über Schwepnert sagt. Ich wohne seit 12½ Jahren sozusagen Wand an Wand mit dem Gefängnisse, kenne den Betrieb und das Aufsichtspersonal aus eigenster Anschauung; die Aufseher sind meine Gemeindegenossen, der Geistliche an der Strafanstalt ebenso wie der Direktor meine befreundeten Bekannten; mein Beruf führt auch mich oft mit den Gefangenen zusammen; der Blick einerseits für das Menschliche auch in den scheußlichsten Verbrechern, andrerseits für die Mängel des Strafvollzugs und des Personals ist mir nicht verloren gegangen. Darum aber halte ich es für unverantwortlich, wenn die Presse davon spricht, Schwepnert *sei durch 11—12stündige körperliche Zwangsarbeit, Schweigegebot und Hungerkost systematisch zum Idioten dressiert'* . . . Schw. ist gleich am zweiten Tage seines Hierseins vom Arzte mit ‚Krankenkost II' bedacht, eben weil er schmächtig und zart aussah; auf seine Gesundheit ist bei leichter Arbeit ebenso wie bei Biermann seinerzeit (der 1 Pfund schwerer aus der Strafanstalt fortging, als er gekommen war, der hier übrigens gar kein Hehl daraus machte, daß er in seinem ‚Residenzboten' dem ‚dummen' Volk nur Brocken hinwerfe, um selber Geld zu verdienen!) die denkbar größte Rücksicht genommen. Später hat Schwepnert sogar Krankenkost I erhalten, d. h. eine Kost so gut, wie sie

in unserm Hause bei weitem nicht üblich ist. Schw. hat denn auch verschiedentlich erklärt, er sei mit allem, was seine Behandlung hier angehe, durchaus zufrieden. Das unreife, unselbständige Kerlchen soll dann noch unter ‚Schweigegebot' gelitten haben. Was der Schreiber damit gemeint hat, ist unerklärlich. Daß er allein in der Zelle sitzen mußte, versteht sich von selbst; dort brauchte er nicht zu schweigen; das Singen ist allerdings verboten. Aber wenn die Aufseher kamen, so redeten sie mit ihm und er mit ihnen ... Zum Vergnügen sind letztlich die Gefangenen hier nicht; und auch Redakteuren gegenüber sind die Aufseher durch die Hausgesetze gebunden, die aber nicht anders, nicht strenger sind, als an preußischen Gefängnissen." — Für solche sachliche Belehrung ist der T. immer zu haben. Im übrigen hat er sich ja schon im letzten Heft darüber ausgesprochen, worauf es in diesem Fall f. E. ankommt. Freundl. Dank und Gruß!

K. E. in W. Besten Dank für freundliche Zuschrift! Das Gedicht bekundet echtes Erlebnis, ist aber in der Form nicht ausgereift.

Musik zur Schillerfeier. Auf vielfache Anfragen, die der Leiter der „Hausmusik" leider nicht sämtlich einzeln beantworten kann, zur Nachricht, daß vom Verlag Breitkopf & Härtel in Leipzig unentgeltlich ein Verzeichnis von Kompositionen zu Schillerschen Dichtungen bezogen werden kann, aus dem für jeden Geschmack das Treffende ausgewählt werden kann. — Für Schulen und kleinere Verhältnisse eignet sich vorzüglich die von Dr. H. Drees und Fr. Kriegeskotten zusammengestellte „Schillerfeier", die im Verlag von Chr. Friedrich Vieweg in Groß-Lichterfelde-Berlin erschienen ist. (2 Mk.) Man braucht ja schließlich nur den allgemeinen Rahmen beizubehalten und kann im einzelnen allerlei Umänderungen oder Einschaltungen vollziehen.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T.,** beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße** 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen **wird keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens** sechs **bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten**, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ○ ○ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen). ○ ○ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ○ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



VII. Jahrg. März 1905. Heft 6.

Waldblumen.

Eine Liedergabe von Dilia Helena, komponirt von **Karl Loewe.**

1. Mondlicht.

Andantino.

Singstimme.

Pianoforte.
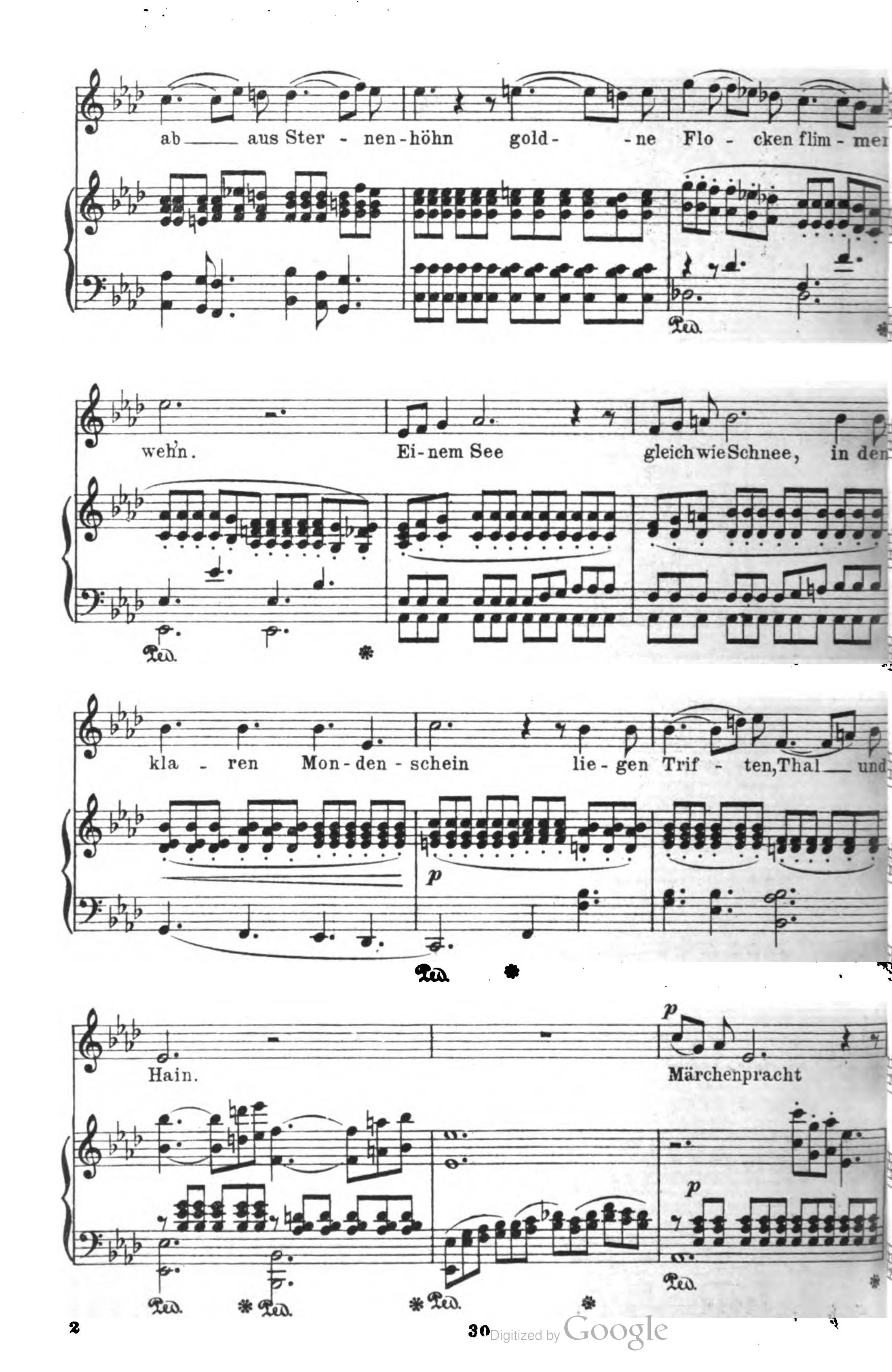
pp
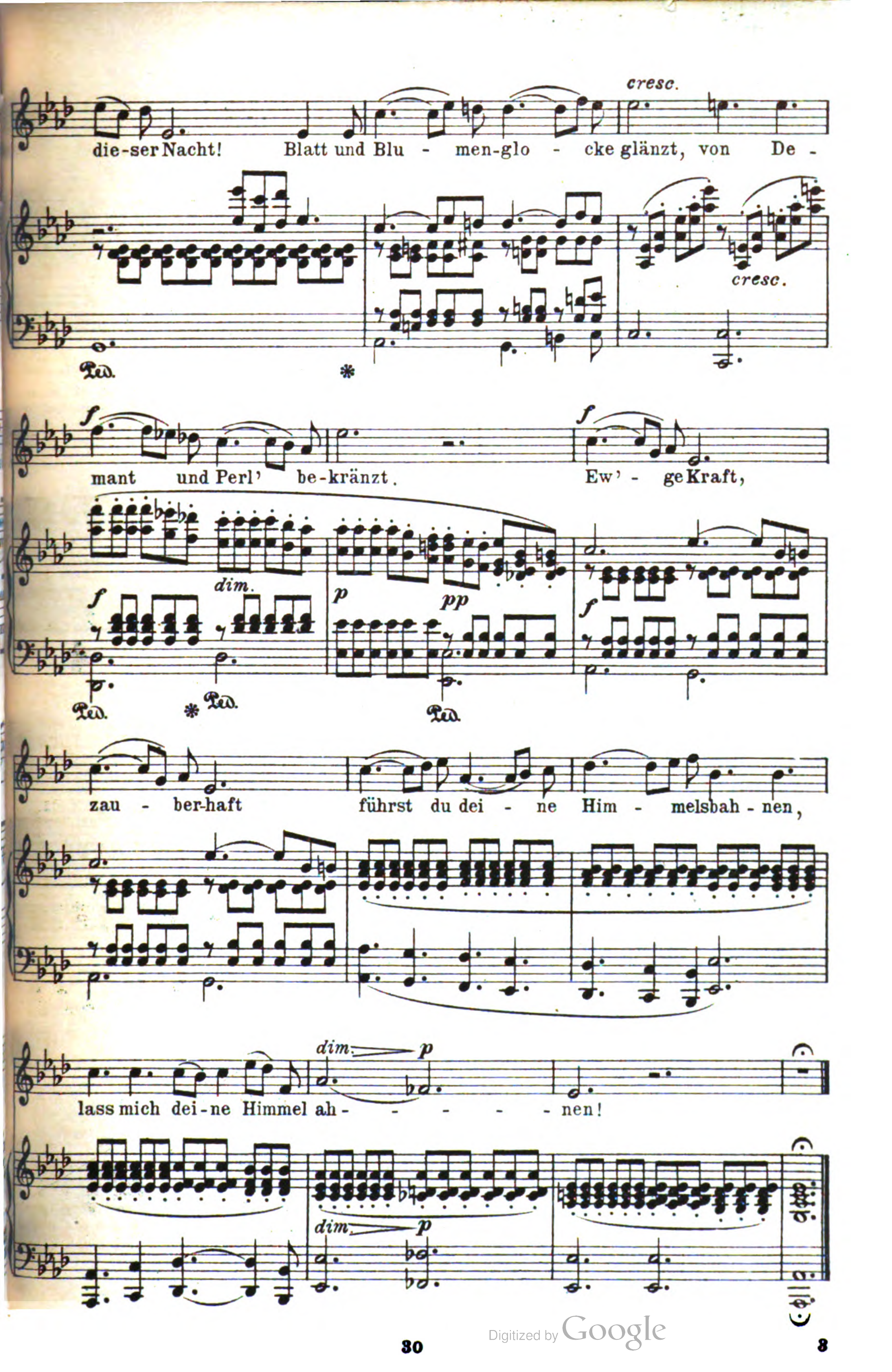
Pedale continuo

Wie ein Schwan still die Bahn zieht der Mond mit blas - sem Glanz durch den lich - ten Wol- - ken - kranz.
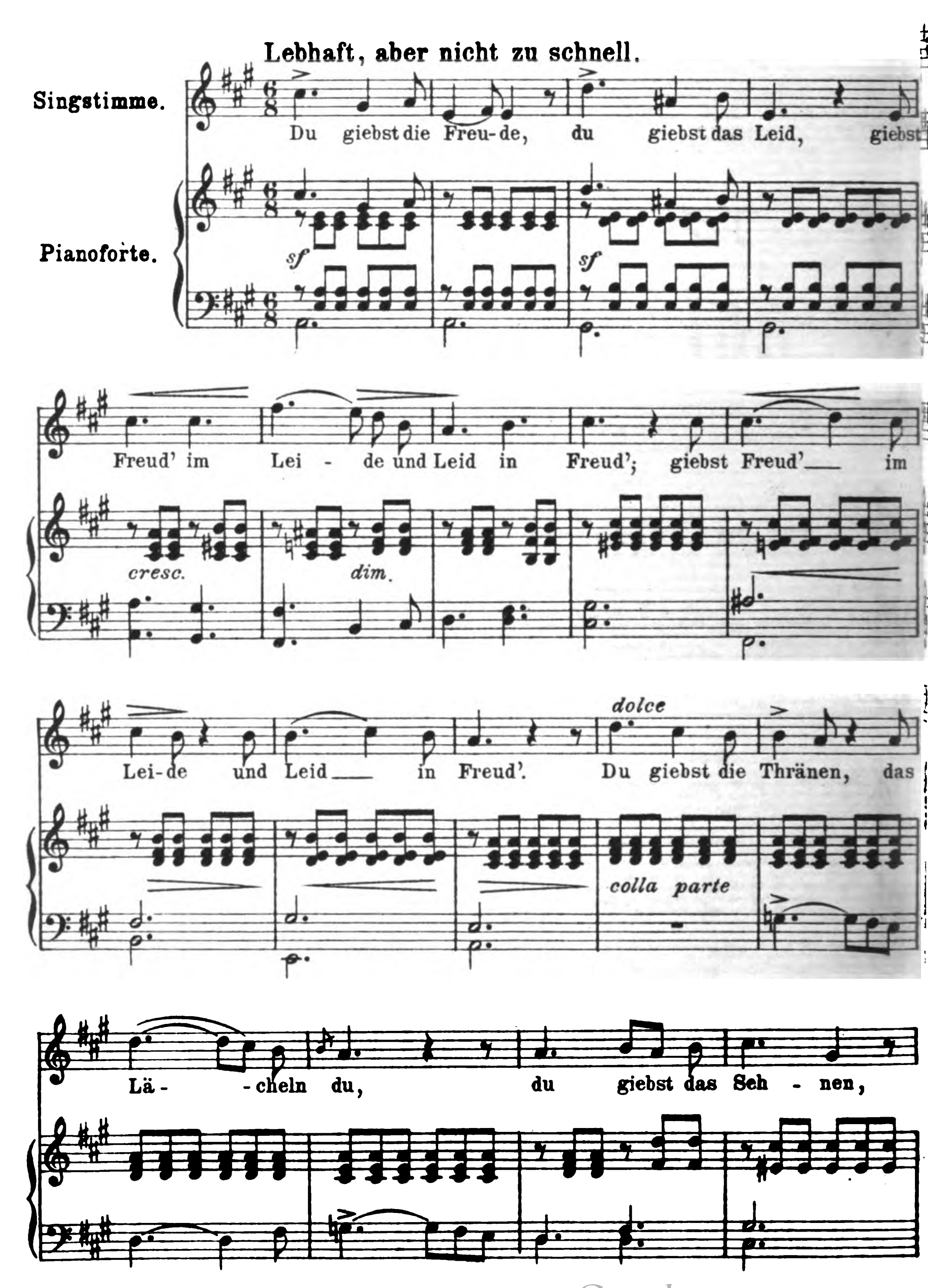
Ped. * Ped. *
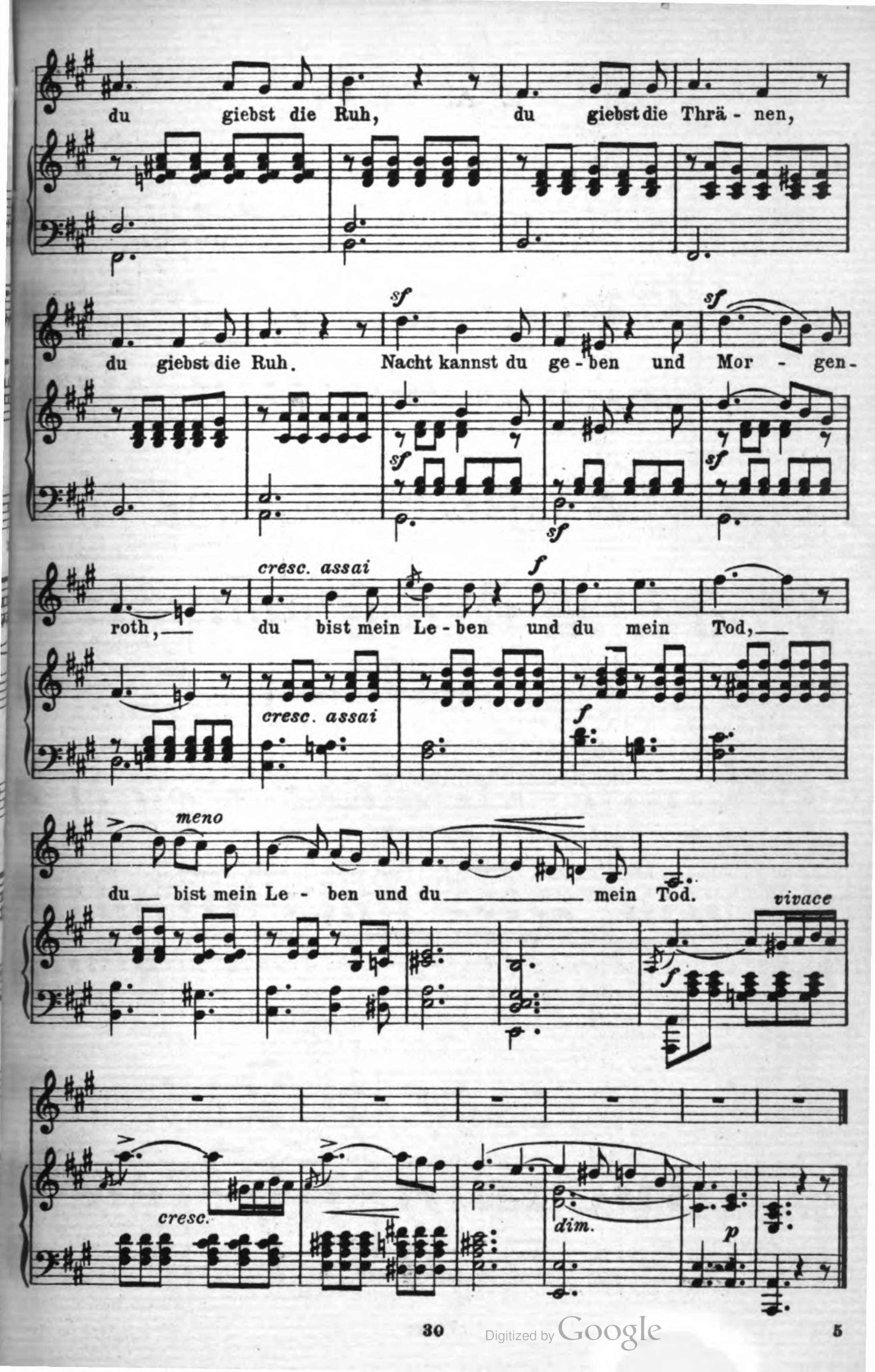
Heilgenschein krönt den Hain und her-


ab — aus Ster - nen-höhn gold- -ne Flo - cken flim - mer
wehn. Ei-nem See gleich wie Schnee, in den
kla - ren Mon-den-schein lie-gen Trif - ten, Thal — und
Hain. Märchenpracht
p
p
p
Ped.
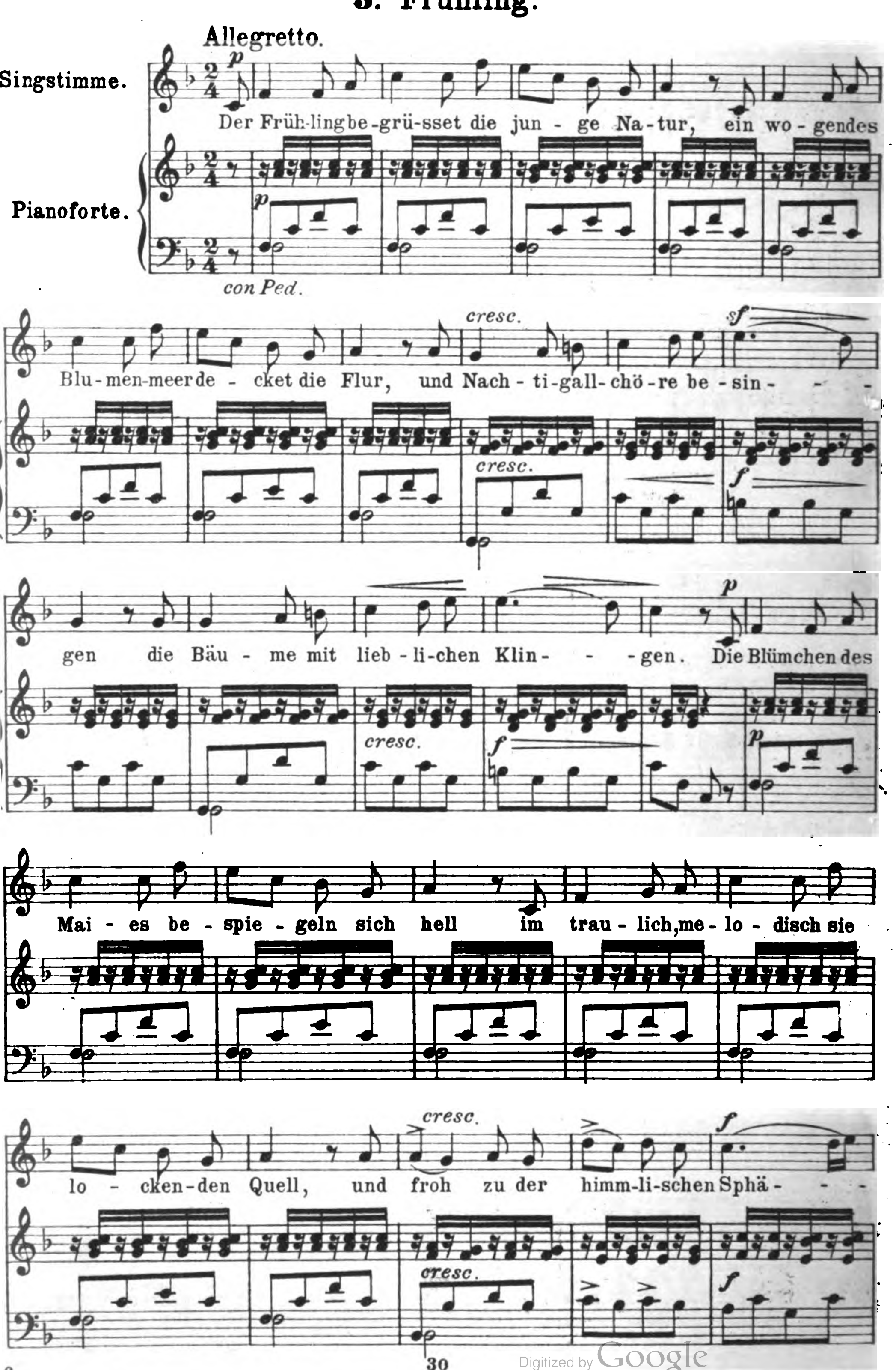

cresc.
die-ser Nacht! Blatt und Blu - men-glo - cke glänzt, von De -
cresc.
mant und Perl' be-kränzt.
Ew' - ge Kraft,
dim.
p
pp
zau - ber-haft führst du dei - ne Him - melsbah - nen,
dim. p
lass mich dei-ne Himmel ah - - - - - nen!
dim. p

2. Alles in dir.
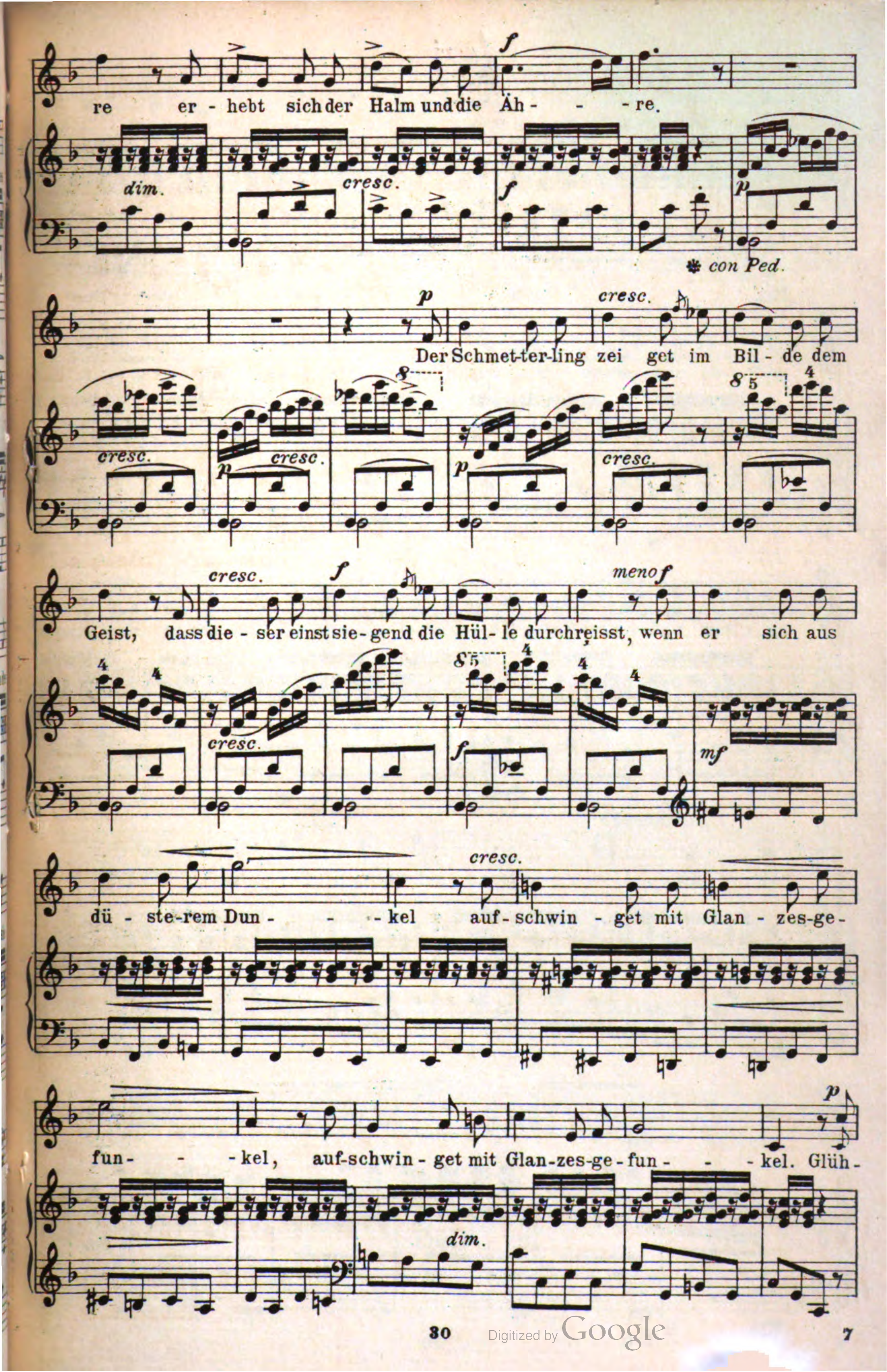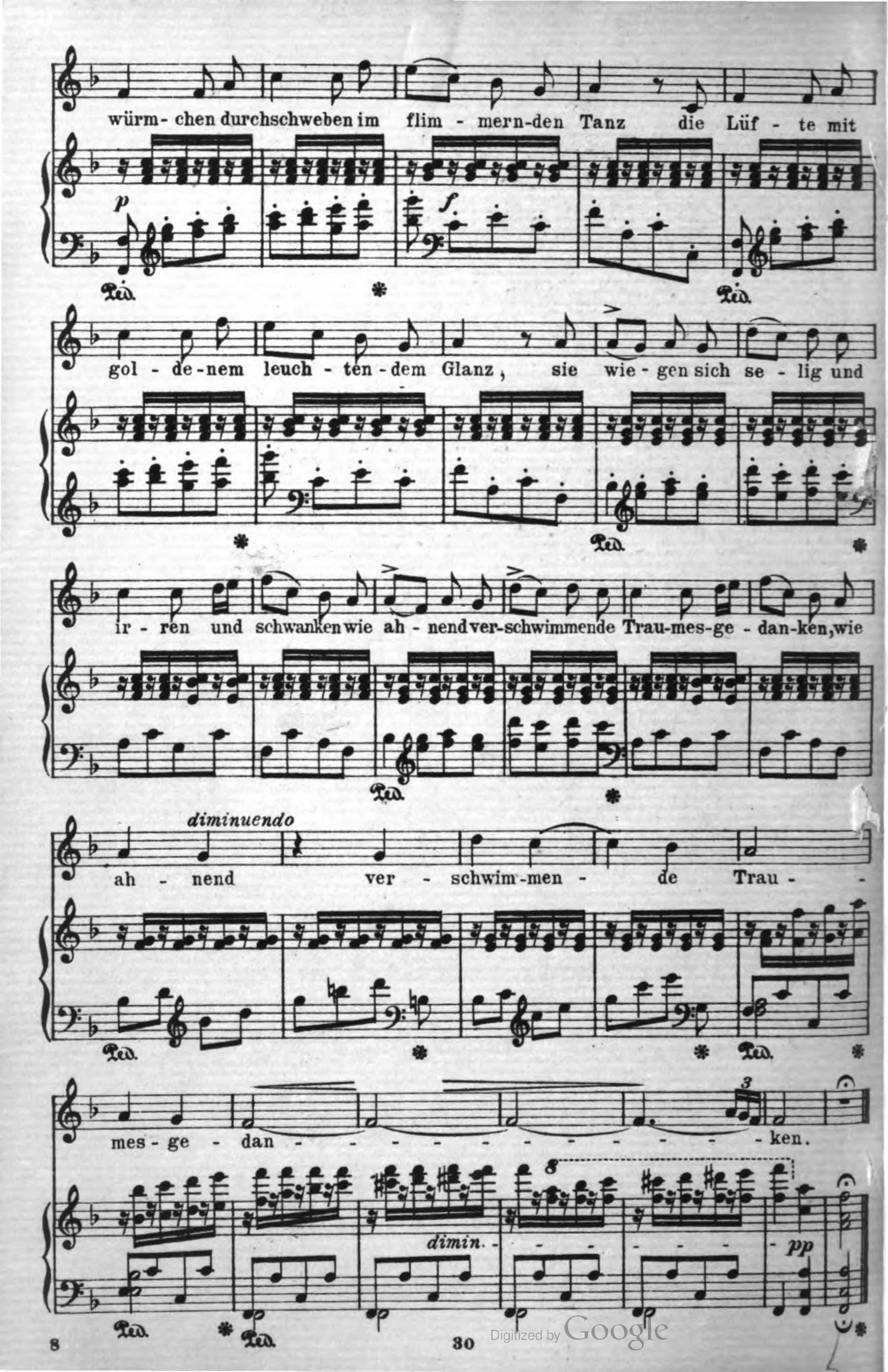



du giebst die Ruh, du giebst die Thrä - nen,
du giebst die Ruh. Nacht kannst du ge - ben und Mor - gen-
sf
roth, du bist mein Le - ben und du mein Tod,
cresc. assai
f
meno
du bist mein Le - ben und du mein Tod.
vivace
cresc.
dim.
p

3. Frühling.



Allegretto.
Singstimme.
Pianoforte.
p
con Ped.
Der Früh-ling be-grü-sset die jun - ge Na-tur, ein wo-gendes
Blu-men-meer de - cket die Flur, und Nach - ti-gall-chö-re be - sin - - -
cresc.
sf
f
gen die Bäu - me mit lieb - li-chen Klin - - - gen. Die Blümchen des
Mai - es be - spie - geln sich hell im trau - lich, me - lo - disch sie
lo - cken-den Quell, und froh zu der himm-li-schen Sphä - - -


re er - hebt sich der Halm und die Äh - - re.
dim.
cresc.
f
p
con Ped.
Der Schmet-ter-ling zei get im Bil - de dem
cresc.
Geist, dass die - ser einst sie - gend die Hül - le durchreisst, wenn er sich aus
meno f
mf
dü - ste-rem Dun - - kel auf-schwin - get mit Glan - zes-ge -
fun - - kel, auf-schwin - get mit Glan-zes-ge - fun - - kel. Glüh -


würm - chen durchschweben im flim - mern-den Tanz die Lüf - te mit
p
f
gol - de-nem leuch - ten - dem Glanz, sie wie - gen sich se - lig und
ir - ren und schwanken wie ah - nend ver-schwimmende Trau-mes-ge - dan-ken, wie
diminuendo
ah - nend ver - schwim-men - de Trau -
mes-ge - dan - - - - - - - - - - - - ken.
3
8
dimin.
pp